Enc. 253 b/10

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Enc. 23 b/15 c

Neues Rheinisches Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Zehnter Band.

S—Str.

10
S—Str

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

Köln.

Bei Christian Wergen.

1830.

Rha/48/15 U3 B.m.1.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MUNCHEN

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

S, der 19. Buchstabe des deutschen Abc, wird mit einem Anstoßen der Zunge vorn an die Zähne und mit einem zischenden Laut ausgesprochen. — S ist auf franz. Münzen das Zeichen der Münzstadt Troyes; auf Recepten bedeutet S theils signetur, man bezeichne es; theils sumatur, man nehme es. S. a. — sine acido, ohne Säure; oder auch secundum artem, nach der Kunst verfertigen. S. P. bedeutet auf Wechseln sopra protesto, ohne Protest.

Saale, die sächsische oder thüringische genannt, um sie von 2 andern Flüssen gl. N. in Deutschland zu unterscheiden. Auf dem Fichtelgebirge im Zellerwalde (baier. Obermainkreise) entspringend, fließt sie, durch einige Waldbäche verstärkt, in vielen Krümmungen und großen Bogen nordwärts auf Hirschberg und Hof, von da nach Saalburg, Burg, Ziegenrück, Saalfeld, Rudolstadt, Orlamünde, Jena und Naumburg; bewässert dann Weißenfels, Merseburg, Wettin und Kalbe, wendet sich hier östlich und fällt südöstlich bei Saalhorn (einer preuß. Salzniederlage im magdeb. Reg.-Bez.) in die Elbe. Sie hat eine ziemliche Breite und Tiefe und ist von Halle an vermittelst mehrer Schleusen für Schiffe von 1500 Centner Ladung fahrbar. Jetzt soll sie noch weiter hinauf bis Naumburg schiffbar gemacht werden, um so die Schifffahrt der Unstrut, eines ihrer Nebenflüsse, nutzbar zu machen. Außer der letztern sind ihre beträchtlichsten Nebenflüsse: die Schwarza, Orla, Ilm, weiße Elster, Wipper und Bode.

Saalfeld, ein Fürstenthum, auch Pflege genannt, über 8 QM. mit 22.300 Einw., gehört seit der Theilung der Länder der gothaischen Spezial-linie zu Meiningen (s. d. Art.). Die Hauptstadt Saalfeld liegt an der Saale, hat 3500 Einwohner, eine Münzstätte, ein Lyceum, einige Fabriken und Bergbau. In der Nähe ist das Denkmal des Prinzen Louis von Preußen, der hier am 10. Okt. 1806 gegen die Franzosen kämpfend fiel. — Vrgl. Chr. Wagners Darstellung des Fürstenthums Saalfeld ꝛc. (Hildburghausen 1827).

Saarlouis, in der Revolution Saarelibre, Hauptort eines Kreises im Reg.-Bez. Trier, liegt in einer anmuthigen Ebene auf dem linken Ufer der Saar, wurde unter Ludwig XIV. 1680 durch Vauban zur Deckung Lothringens befestigt. Bis 1815 zum franz. Moseldepart. und seitdem zur preuß. Monarchie gehörend, ist sie die äußerste nach Frankreich zu liegende Grenzfestung derselben. Die eigentliche Festung bildet ein regelmäßiges Sechseck und besteht aus Bollwerken und Courtinen, vor welchen sich Grabenscheeren und Ravelins befinden. Die Gräben, welche alle unter Wasser gesetzt werden können, umgibt ein doppelter bedeckter Weg, der gegen jede Annäherung auf den meisten Fronten durch bombenfeste Nothschanzen möglichst geschützt ist. Auf den südlichen Fronten liegt noch ein abgesondertes mit starken Nothschanzen versehenes Werk und auf dem rechten Saarufer ein Brückenkopf. Ueberhaupt ist die Festung durch die preuß. Regierung in

Digitized by Google

guten Vertheidigungszustand gesetzt worden. Den Hauptwall zieren schöne Alleen und das Glacis gleicht einem englischen Park. Die Stadt ist von schöner Bauart, hat gerade und breite Straßen, ungefähr 540 Häuser und, mit Einschluß des Militärs, an 7000 Einw.; ein Progymnasium, Zeughaus, Hospital, 2 Kasernen, mehrere Gerbereien, Drahtziehereien, Gewehrschmieden ꝛc. und in der Nähe Blei- und Eisenminen.

Saavedra Faxardo, s. Faxardo.

Sabäer hießen bei den Alten die Bewohner des heutigen Jemen in Arabien. Ihre Hauptstadt hieß Saba.

Sabäismus. Dieses Wort stammt von dem hebräischen Zaba, Heer, und bezeichnet im engern Sinne das Heer der Gestirne; daher Zebaoth der Herr der Himmelsheere, und Sabäismus bezeichnet die Religion der alten Völker des Orients, welche hauptsächlich in der Verehrung der Gestirne bestand. In allen alten Religionen, die jüdische ausgenommen, ist eine Verehrung von Gegenständen, Kräften oder Erscheinungen der Natur (man heißt sie mit einem allgemeinen, jedoch nicht bestimmt genug sie bezeichnenden Namen Fetischmus) als Grundlage und oft noch später in ihrem verfeinteren Zustande als vorherrschende Form erkennbar; aber die Gegenstände selbst mußten verschieden seyn und so auch der Grad ihrer Verehrung nach Verschiedenheiten des Landes und Klimas, der Bedürfnisse und Sitten. Sturm und Donner, Wasser und Feuersgewalt, überhaupt die Elemente und Meteore; oder der ernährende Boden, der durch Ueberschwemmung bald verheerende, bald befruchtende Fluß; im kleineren Kreise selbst eine labende Quelle oder ein Baum, der wirthbaren Schatten gab und süße Früchte; wohl gar geringere Pflanzen, freundliche und feindselige Thiere und leblose Massen. Aber vor allen andern die Sonne, die Quelle des Lichtes, der Fruchtbarkeit und des Lebens, der Mond, dessen sanfte Majestät zu allen Herzen spricht, und alle hohen Gestirne. Diese Verehrung der Gestirne, wiewohl sie dem Wesen nach übereinkommt mit jener der Naturgegenstände im Allgemeinen, kann dennoch als eine eigene Hauptgattung der Religionsformen betrachtet werden, weil sie an sich schon edler ist als der gemeine Fetischmus, und das Gemüth viel höher hebt, dann auch, weil sie unmittelbar durch die Forschungen der Astronomie, die sie veranlaßte, oder an die sie sich anschloß, die Mutter von weit künstlicheren Systemen geworden ist, und ganz vorzüglich die Dogmen und Gebräuche der historisch wichtigsten Völker bestimmt hat. Denn nachdem man angefangen hatte — welches wahrscheinlich zuerst in Aegypten geschah — den Lauf der Gestirne und die Perioden desselben künstlich zu erforschen, und in den wechselnden Konstellationen ein sicheres Maß des Jahres und der Jahreszeiten zu suchen; so war man genöthiget, die verschiedenen Sterne und Sternhaufen, besonders diejenigen, durch welche der scheinbare Lauf der Sonne und der Planeten ging, durch besondere Namen und imaginäre Bilder zu unterscheiden, welche auf die natürlichste Weise von den Verrichtungen des Ackerbaues, von den Phänomenen der Jahreszeiten oder andern irdischen Gegenständen hergenommen wurden, die sich durch eine leichte Association der Ideen an die Konstellation, je nach ihrer Zeit oder Gegend anreihen ließen. So wurde das Sternenbild, worin die Sonne zu der Zeit erscheint, da man den Pflug bespannen mußte, der Stier; jenes, unter dessen Herrschaft der Nil anschwoll, der Wassermann; jenes, welches den Punkt der Sonnenwende bezeichnet, der Krebs genannt, und die Bahn eines Planeten oder wohl der gesammte Himmelskreis mit einer Schlange verglichen. Auch wurden sonst noch figürliche Ausdrücke gewählt — die Armuth der Sprachen erheischte und die Hieroglyphenschrift in Aegypten beförderte solches — um die verschiedenen Erscheinungen am Himmel, wie die wechselnden Fernen und Nähen der

Digitized by Google

Gestirne unter sich und gegen die Sonne anzudeuten, als Vereinigung und Trennung, Liebe und Haß, Herrschaft und Ueberwältigung ꝛc. Durch den häufigen Gebrauch solcher Ausdrücke wurde fast unvermeidlich Vergessenheit ihrer ursprünglichen bloß figürlichen Bedeutung veranlaßt und eine Verwechselung des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Irdischen mit dem Himmlischen hervorgebracht. Man hatte die göttlich verehrten Gestirne mit dem Namen des Stieres, Hundes u. s. w. belegt und glaubte nun in dem Stier der Herde den Gott zu sehen; man hatte nach Volneys treffendem Ausdruck die Thiere in den Himmel versetzt und sie von daher zurückgeholt, um sie auf Erden zu verehren. — Aegypten, Arabien, und besonders die Länder, welche östlich der Euphrat und Tigris, westlich das Mittelmeer und nördlich das schwarze Meer begrenzt, waren, nach den uns bekannten mythologischen Ueberlieferungen, das Gebiet, auf dem der Sabäismus in der vorchristlichen Zeit herrschte. Auch finden sich Spuren bei den Griechen, welche auf einen ursprünglichen Sternendienst deuten; wenngleich der spätere Grieche die Naturkräfte anthropomorphosirte und moralische Wesen aus ihnen schuf. Wer die Religionsgeschichte der Chaldäer, Assyrer, Syrer und der Völker Kleinasiens aus Wagners Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt, aus Görres Mythengeschichte, aus Creuzers Symbolik und aus Baurs Symbolik kennt, wird es nicht zu hart finden, daß die hebr. Propheten die Gottesdienste dieser Heiden eine Hurerei nennen, welche die wüste, sich selbst zerstörende sinnliche Begierde mit der Natur treibt.

Sabbath, 1. bei den Hebräern und bei den jetzigen Juden der Sonnabend, den sie nach dem Mosaischen Gesetze der Ruhe und dem Gottesdienste weihen müssen. Er fängt Freitag Abends mit Sonnenuntergang an und endet am folgenden Tage um dieselbe Zeit. Es ist ihnen nicht erlaubt, an diesem Tage das geringste Geschäft zu betreiben und sich über eine halbe Stunde von ihrer Wohnung zu entfernen. Er wird noch jetzt mit derselben Strenge wie zu den Zeiten Jesu gefeiert. — 2. Sabbath nennt auch ein alter Volksaberglaube eine mitternächtliche Versammlung von Zauberern und Hexen unter dem Vorsitze des Teufels auf dem Brocken oder Blocksberge, welche in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai stattfindet. Der Teufel nimmt dort in Bocksgestalt die Huldigung seiner Zöglinge an, die ihm die Krallenhand und den Steiß küssen. Der Meister sitzt auf einem Throne, mustert das Heer, läßt sich die Neuangeworbenen vorstellen, drückt ihnen an einer geheimen Stelle des Körpers das Zeichen des Bundes auf und theilt Belohnungen und Strafen aus. Nach der Hofcour wird ein Mahl genossen aus schwarzer Hirse, bei welchem Krötenfleisch und Fleisch von hingerichteten Missethätern, Selbstmördern und ungetauft gestorbenen Kindern die vorzüglichsten Leckerbissen sind. Tanz und Gesang, Saus und Braus beschließen das Gelag. Beim ersten Morgenruf des Hahnes löst sich die Gesellschaft auf, und jedes Mitglied reitet, wie es hinkam, auf einem Ziegenbock, Esel, Besenstiele oder auf einer Ofengabel wieder nach Haus.

Sabellius, ein christlicher Lehrer zu Ptolemais, war zu Pentapolis in Afrika geboren und lebte um die Mitte des 3. Jahrh. Er ist als der Urheber der nach ihm benannten Partei der Sabellianer merkwürdig, welche im 4. Jahrh. von der kathol. Kirche unterdrückt wurden. Nach der gewöhnlichen Meinung nahm Sabellius in dem Einen göttlichen Wesen nur Eine Person an, leugnete aber, daß der Vater ein Anderer, der Sohn ein Anderer und der heilige Geist ein Anderer sey, mithin hob er den innerlichen Unterschied der 3 Personen in Gott auf. Er nahm bloß den Namen Unterschied an, dessen Ursache in gewissen äußerlichen Verhältnissen Gottes liege,

Digitized by Google

d. i. Gott werde Vater genannt, weil er die Welt erschaffen hat und erhält; er heiße der Sohn, weil er das Menschengeschlecht vom Verderben erlöset hat; er heiße der heilige Geist, weil er in den Herzen der Menschen fromme und heilige Gesinnungen hervorbringe. Diese Lehre versteht man unter dem Wort Sabellianismus, wenn es ohne Zusatz gebraucht wird. Unter den Neuern gibt es aber Einige, welche die Lehre des Sabellius anders erklären, aber unter sich wieder nicht einig sind. Einige glauben, Sabellius habe von Gott und Christus so gelehrt, wie die heutigen Sozinianer, daß nur Ein Gott und in diesem nur Eine Person sey, daß der Sohn, das Wort (Logos), die Weisheit Gottes, nur eine göttliche Kraft sey, die dem Menschen Christus zu Theil geworden ist, weßwegen er auch der Sohn Gottes genannt werde. Ebenso sey auch der heilige Geist nur eine Kraft Gottes, wodurch die Menschen erleuchtet und in ihnen fromme Gesinnungen erweckt werden. Mosheim u. A. sagen, Sabellius habe behauptet, es sey nur Eine göttliche Person, und es sey zwar zwischen Vater, Sohn und heiliger Geist ein Unterschied, aber dieser sey weder wesentlich noch persönlich; diese drei seyen keine für sich bestehende Personen, sondern drei Theile der göttlichen Natur, welche von Gott abhingen, von ihm aber und unter sich verschieden wären. — Die Ansicht des Sabellianismus leuchtet noch jetzt aus den Deutungen hervor, welche neuere protestantische Theologen bei dem Bestreben, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit aufrecht zu erhalten und sie doch auch der Vernunft faßlich und annehmlich zu machen, versucht haben. Vgl. Sekten.

Sabier, Zabier, auch Johannisjünger, eine Religionspartei im Orient, deren Anhänger meistens in den Gegenden von Laodicea und dem Libanongebirge angetroffen werden. Für den Gründer ihrer Lehre geben sie Johannes den Täufer an und erklären Jesus für den falschen Messias. Sie haben 4 heilige Bücher, die sie sehr geheim halten: Divan, das von Gott auf die Engel gekommen ist und die Weissagungen vom Fall der Engel, der Schöpfung der Menschen ꝛc. enthält; Sidra Adam, welches Adam vom Engel Raphael erhielt und das von der Schöpfung der Welt und den ersten Menschen handelt; Sidra Jjai, von Johannes dem Täufer verfaßt; Cholasteh, die gesetzlichen Gebräuche der Zabier enthaltend. Die Zabier glauben an einen einigen Gott und an die Sendung eines Gottmenschen, den sie Manda di Chaie, d. h. Wort (Logos) des Lebens, und nach ihm sich selbst Mandäer nennen. Dieser Gottmensch soll von Johannes getauft worden und kurze Zeit auf Erden sichtbar, aber mit dem Gründer des Christenthums keineswegs einerlei Person seyn. In ihren Ansichten von den Verhältnissen Gottes zur Welt und der Geisterlehre sind die Spuren von Einmischungen aus Zoroasters Lehren und Uebereinstimmungen aus der gnostischen Aeonenlehre nicht zu verkennen, wodurch es wahrscheinlich wird, daß sich ihr Lehrbegriff erst während ihres Aufenthalts in Persien (wo bei Schuster an 12.000 leben) entwickelt hat. Ihr Glaube an Vorsehung und Unsterblichkeit schließt sich näher an den christlichen an. Ihre Priester taufen die Kinder, wenn sie 14 Tage alt sind, mit der Taufe Johannis, lesen am Sonntag und Donnerstag früh und Abends bei Lichte Gebete in den Kirchen ab, theilen wilden Honig und Heuschrecken an die Anwesenden aus und halten monatlich einmal eine Predigt von Gott, als dem Herrn des Lichts, von der Taufe Johannis, als dem Weg des Heils, und von den von ihm gelehrten Lebenspflichten. Text und Beweisstellen werden aus einem heiligen Buche in galiläischen Sprache vorgelesen, die Erklärung aber in der gemeinen syrisch-arabischen Sprache beigefügt. Die Zabier feiern jährlich 4 Feste zu Ehren ihres Johannes, das Fest seiner Geburt, der von ihm ertheilten Taufe, seinen Todestag und das Wunderfest. An dem letztern wallfahrten

Digitized by Google

sie barfuß nach Galiläa, wobei der 10. Mann eine blaue oder rothe Fahne trägt, an einen Ort, wo Johannes ein Ungeheuer erlegt haben soll, welches aus dem Tiberiassee kam und das Land verwüstete. Auch haben sie in jeder der 4 Jahreszeiten einen Bettag, an dem sie Gott bitten, das Böse abzuwenden und ihnen Glück zu verleihen. Die Zabier verheirathen sich nur unter einander, und nur die Heirath zwischen Bruder und Schwester ist verbothen. In der Lebensart und Kleidung sind sie den Arabern ähnlich, unterscheiden sich aber von ihnen, sowie von den andern Mohammedanern, unter denen sie leben, durch mildere, der christlichen Lebensweise verwandtere Sitten. Bei den Verstorbenen werden 2 Gefäße ins Grab gesetzt, das eine rechter Hand von Glas mit reinem Wasser und frischem Brot für die guten Engel, das andere zur Linken von Thon mit trübem Wasser und hartem, schlechtem Brot für die bösen Engel. Alle Versuche, die Zabier zum Katholizismus zu bekehren, waren ohne bleibenden Erfolg. Sie wollen keine Christen seyn, aber noch mehr verabscheuen sie die Türken und den Islamismus überhaupt. Aus ihren Glaubensschriften sieht man zwar, daß sie nicht ganz ohne Literatur sind, doch gibt der finstere Aberglaube, der ihren Priestern als Mittel der Herrschaft dient, den niedrigen Stand ihrer Bildung zu erkennen.

Sabiner, eine der ältesten Völkerschaften Mittel-Italiens in der gebirgigen Gegend über Latium, wahrscheinlich Abkömmlinge der Ausonier und Aboriginer, machten ein zahlreiches Hirtenvolk aus und nährten sich hauptsächlich von der Viehzucht. Ihr Land wurde gegen Abend durch die Tiber von Etrurien, gegen Mittag durch den Anio-Fluß (Teverone) von Latium, gegen Mitternacht durch den Nar-Fluß von Umbrien geschieden; gegen Morgen wohnten die sabinischen Colonien der Vestiner und Marruciner, welche es vom Meere trennten; es begriff daher größtentheils Berggegenden des Apennins. Der Boden war meistens fruchtbar und die Thäler insbesondere enthielten vortreffliche Weiden. Man produzirte Obst, Oel und Wein, auch gab es gute Eichelmast. Die Römer bemächtigten sich frühe des Landes, ihre üppige Lebensweise aber drang erst spät ein, und selbst Horaz kann noch die alte Redlichkeit, Mäßigkeit und Einfachheit der Sitten an ihnen rühmen.

Sabinerinnenraub, s. Romulus.

Sacchini (Antonio Maria Gaspero), ein ausgezeichneter Componist, geb. zu Neapel 1735, ward schon frühe zur Musik bestimmt und machte unter dem berühmten Durante in dieser Kunst rasche Fortschritte, besonders in der Behandlung der Violine, welche er meisterhaft spielte. Bald nachdem er diese treffliche Schule verlassen hatte, erwarb er sich durch seine Arbeiten einen Namen. 1762 ward er bei dem Theater zu Rom angestellt und 1769 als Galuppi's Nachfolger nach Venedig berufen. Hier entwickelte sich sein Talent für die Kirchenmusik; auch bildete er treffliche Sängerinnen: die Gabriele, Conti, Pasquali u. A. Nach England eingeladen, durchreiste er erst Deutschland, hielt sich einige Zeit in Stuttgart auf, wo er den berühmten Jomelli ersetzte, und ging dann über Holland nach London. Während seinem 11jährigen dortigen Aufenthalt schrieb er für das italienische Theater treffliche Opern, als: Semiramis, Artaxerxes, Cid, Andromache, Crösus, Armida, Adrian, Tamerlan, Antigone, Perseus, Montezuma und Kryphile, von denen die meisten mit großem Beifall aufgenommen wurden. Englands Klima, das seiner Gesundheit nicht günstig war, und eine Menge drückender Schulden, in welche ihn sein leidenschaftlicher Hang zum weiblichen Geschlecht gestürzt hatte, bewogen ihn, nach Frankreich überzuschiffen. Der Hof zu Versailles, sowie Paris empfingen ihn mit der lebhaftesten Freude, und der König gab ihm eine Pension von 6000 Livres. Die Opern Olym-

pias, Renaud, Dardanus, welche er für das pariser Theater schrieb, erhielten nicht den gehofften Beifall; dagegen erregten seine spätern dramatischen Compositionen, als: Chimene, Oedip in Kolonos, eine rauschende Theilnahme. Sie haben sich bis jetzt auf der Bühne erhalten. Sacchini starb zu Paris 1786. Die Oper Arvire, welche er unvollendet hinterließ, beendigte Rey zur Zufriedenheit der Musikfreunde. — Man zählt gegen 50 Opern von ihm. Ein Bewunderer dieses Gesangmeisters ließ seine Büste im Pantheon zu Rom aufstellen. Sacchini's Musikstil zeichnet sich vor allem durch Grazie, Sanftheit und Eleganz, in Verbindung mit einer gehaltenen Melodie, aus. Seine Harmonie ist stets rein und correct und von auffallender Klarheit; sein Orchester ist immer glänzend und immer geistreich. Obwohl er sich eine eigenthümliche Manier angeeignet hat, so sieht man doch, daß er Hasse und Galuppi zu seinen Meistern sich gewählt hatte. Unter seine vorzüglichen Verdienste gehört es, daß er den Geschmack der verschiedenen Nationen so sicher zu fassen wußte. Der einzige Fehler, welcher ihm die Kritik vorwirft, ist oft eine große Einförmigkeit in seinen Compositionen.

Sachalien, Sachalin, Sagglien, oder Ula-Hata, das ist große Insel, eine Halbinsel im ochozkischen Meere, der Mündung des Amurflusses gegenüber, mit dem Lande der Mandschu nördlich durch eine flache Erdzunge verbunden, hilft die Straße Jedso bilden. Das von gutmüthigen Ichthyophagen, den Ainos, bewohnte Land ist gebirgig, aber unfruchtbar. An der Bai Nadeshda ist eine Ansiedelung von Tartaren. Die russisch-amerikanische Gesellschaft nahm im Jahre 1807 diese Halbinsel in Besitz, welche eine gutgelegene Station der zum Handel mit Nordamerika bestimmten Schiffe ist.

Sachenrecht, dasjenige Recht, welches einem Menschen in Hinsicht einer Sache zusteht. Es kann von doppelter Art seyn, indem es entweder Jemanden nicht bloß gegen bestimmte, ihm besonders verpflichtete Personen, sondern in Ansehung eines gewissen Gegenstandes überhaupt zusteht; oder indem es die Verbindlichkeit gewisser Subjekte betrifft, die schuldig sind, dem Berechtigten Etwas zu leisten oder Etwas zu seinem Vortheil zu unterlassen. Jenes ist das dingliche Recht, wozu das Eigenthumsrecht, das Erbrecht, das Pfandrecht und das Servitutrecht gehören. Dieses ist das persönliche Recht, und begreift alle Rechte aus Verträgen. Von beiden ist noch das Recht des Besitzes einer Sache verschieden, welches das physische Vermögen andeutet, über eine Sache zu verfügen, mit der Absicht, solche zu behalten. Vgl. d. A. Besitz.

Sachs (Hans), der berühmteste und fruchtbarste deutsche Meistersänger im 16. Jahrh., geb. zu Nürnberg 1494, besuchte bis zum 15. Jahre die dasige lat. Schule, lernte dann das Schusterhandwerk, wanderte als Geselle durch einen großen Theil von Deutschland, war in Wien, Frankfurt, Köln, Lübeck u. a. berühmten Städten, verband nachher in seiner Vaterstadt sein Handwerk mit der Uebung des Meistergesanges, in dem er die höchsten Ehren und Würden erlangte. Er bekannte sich zur Lehre Luthers, den er auch in einem Gedicht: Die Wittenberger Nachtigall, besang. Er starb 1576 d. 19. Jan., von seinen Mitbürgern allgemein geehrt. Sachs gehört nicht nur unter die besten Dichter seines Jahrh., sondern ist auch für unsere Zeit der Anerkennung würdig. Er besaß ein sehr fruchtbares dichterisches Genie und ungeachtet der rauhen Sprache zeichnen sich seine Gedichte durch Naivetät, Gemüthlichkeit, witzige Darstellung, sinnreiche Erfindung und treffende, oft beißende Sittenschilderung aus seinem Zeitalter aus. Er schrieb 26 biblische und 52 profane Komödien, 27 geistliche und 28 weltliche Tragödien, 64 Fastnachtsspiele, 59 Fabeln, 117 allegorische Erzählungen, 107 heilige und

144 vermischte Gedichte, 197 komische Erzählungen und Schwänke, in allem 6048 Stücke. Von dieser überaus großen Menge enthält die gedruckte Sammlung seiner Poesien kaum den 4. Theil. Diese kam heraus zu Nürnberg 1570 fg. in 5 Bänden Folio, nachher ebendaselbst 1588 fg., 3 Bände Folio, und zu Kempten 1612 — 16 in 5 Bänden 4to. Handschriften von Hans Sachs's Gedichten befinden sich in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek des Alumneums zu Altdorf u. a. O. F. J. Bertuchs Proben aus Hans Sachs's Werken (Weimar 1778) wurden nicht mit der Liebe aufgenommen, daß eine vollständige Ausgabe folgen konnte. Um so erfreulicher ist es für die Freunde der alten vaterländischen Dichtkunst, daß Büsching es unternommen hat, ihn in einer Auswahl zu erneuern (Nürnber 1828, in 6 Bänden mit Kupfern). Göthe hat sich das Verdienst erworben, in seiner Erklärung eines alten Holzschnitts den alten Meistersänger den Zeitgenossen durch Empfehlung näher zu bringen. Von seinen schönen, einfachen, herzerhebenden Kirchenliedern nennen wir nur das: Warum betrübst du dich, mein Herz u. s. w.

Sachsen, Geschichte von. Die Länder, welche jetzt die Besitzungen der sächsischen Fürsten bilden, waren nicht von den alten Sachsen bewohnt, die ihren Sitz zwischen der Elbe und Weser hatten, von da bis an die Ems und den Rhein sich ausbreiteten. Sie gehörten höchst wahrscheinlich zu den norddeutschen Stämmen der Cimbern und Teutonen. Erst Ptolemäus führt diesen Volksstamm bei der cimbrischen Halbinsel, im heutigen Holsteinischen und dessen Umgebungen, auf. Seit dem 3. christl. Jahrh. erscheinen die Sachsen als eine besondere, sehr kriegerische germanische Völkerschaft, welche die belgischen, armorischen und britannischen Küsten, wie auch die röm. Grenzprovinzen in den Rhein- und Scheldegegenden oft bedrohte. Zwei bedeutende Horden derselben gingen um 449 nach Britannien und stifteten daselbst 7 angelsächsische Königreiche (vrgl. England, Geschichte v.). Die in Deutschland zurückgebliebenen Sachsen wurden zur Zeit Karls d. Gr. in Westphalen, Ostphalen und Engern getheilt. Karl brachte sie nach einem 33jährigen Kriege (vgl. Wittekind) unter die fränk. Oberherrschaft und drang ihnen gewaltsam die christl. Religion auf. Zu den Zeiten Arnulfs (845) bekam das Land wieder Herzoge, und Otto der Erste machte, als er seinen Zug nach Italien unternahm, Hermann Billung anfangs zum Statthalter über die sächsischen Lande und gab ihm nachher einen Theil derselben, ungefähr das jetzige Lüneburgische mit einem Theil jenseits der Elbe, als Herzogthum. Als Hermanns männliche Nachkommen 1106 mit dem Herzog Magnus ausstarben, so gab Kaiser Heinrich der Fünfte das Herzogthum Sachsen dem Grafen Lothar von Supplinburg und Querfurt. Nachdem dieser den deutschen Thron bestiegen hatte, gab er es seinem Tochtermann, Heinrich dem Stolzen, Herzog von Baiern. Lothars Nachfolger, Conrad der Dritte, aber sprach Sachsen dem Grafen Albert von Askanien zu und erklärte den Herzog Heinrich, als er es sich nicht wollte nehmen lassen, in die Acht. Heinrich eroberte zwar Sachsen mit gewaffneter Hand wieder, starb aber gleich darauf. Sein Sohn Heinrich der Löwe bekam anfangs Sachsen und dann auch Baiern, verlor aber beides wieder durch die Ungnade Kaisers Friedrich des Ersten. Engern und Westphalen wurden 1180 dem Erzbischof Philipp v. Köln gegeben und das Herzogthum Sachsen (das Lauenburgische und der nachmals sogen. Kurkreis) mit dem damit verknüpften Erzamt dem Bernhard von Askanien, der sich aber in den übrigen Theilen des eigentlichen Sachsen (Niedersachsen) nicht behaupten konnte. Wenn aber auch der Name eines Herzogs von Sachsen und das damit verbundene Reichserzmarschallamt auf Bernhard überging, so ward doch seit dieser Zeit jener Name auf andere Gegenden Deutschlands übertragen,

als die, welche bis 1180 Sachsen geheißen hatten. — Das neue, Askanische, Herzogthum Sachsen erhielt seit dieser Zeit seinen Mittelpunkt an der Mittelelbe in Wittenberg, in Gegenden, welche Bernhards Vater, Albrecht der Bär, in mehrjährigen Kämpfen den slawischen Völkerschaften entrissen und durch mehrere aus den Niederlanden dahin versetzte Colonisten neu bevölkert hatte. Gegen diese besiegten Slawen hatte Albrecht die Burgwarten Wittenberg, Zahna, Elstermünde (das jetzige Dorf Elster), Wiesenburg, Dobien (1½ St. von Wittenberg) und Cossewitz (jetzt Koswig an der Elbe) angelegt. Von den niederl. Colonisten wurden mehrere Orte gegründet, deren Namen sogar auf den niederl. Ursprung hinführen, als Kemberg (Cambray), Brück (Brügge), Niemegk (Nimwegen), Gräfenhaynichen (Grafenhaag) u. a. — Bernhard machte in diesen von Albrecht eroberten und 1170 ererbten Ländern nach seiner Gelangung zur herzogl. sächs. Würde die Rechte derselben geltend, behauptete die bisherige sächs. Oberhoheit wenigstens über die mindermächtigen sächs. Vasallen, die Grafen v. Schwerin, v. Danneberg u. a., und erweiterte seine Besitzungen durch Eroberungen an der Niederelbe im Lande der Polaben, wo er zur Sicherung dieser Eroberung gegen die besiegten Slawen die Lauenburg (Polabenburg) anlegte. Nach seinem Tode folgte ihm 1211 im Herzogthum Sachsen sein Sohn Albrecht der Erste und in den anhaltischen Familienbesitzungen sein Sohn Heinrich, der Stammvater des noch jetzt in den 3 Linien blühenden anhaltischen Hauses. Das kleine Land wurde 1260 zwischen seinen Söhnen getheilt; der ältere, Johann, erhielt die lauenburgischen, und der jüngere, Albrecht der Zweite, die wittenbergischen Gegenden, welche seit jener Zeit nicht wieder vereinigt worden sind. — Die sachsen-lauenburgische Linie erlosch 1689, und ihre Besitzungen kamen an Braunschweig-Celle; die sachsen-wittenbergische Linie starb schon 1422 mit Herzog Albrecht dem Dritten aus, worauf der Kaiser Sigismund das Herzogthum Sachsen, das damit verknüpfte Kur- und Erzmarschallamt, mit dem Burggrafthum Magdeburg und der sächs. Pfalz Allstadt in Thüringen dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen ertheilte.

Die Bewohner der Länder der jetzigen sächs. Fürsten sind nur dem geringsten Theil nach ursprünglich Sachsen; sie stammen theils von den Hermunduren, theils von den Sorben oder Wenden ab. Jene waren vor der Zeit der Völkerwanderung in Meißen, dem Osterland und Thüringen ansässig und traten seit dem Anfang des 5 Jahrh. u. d. N. Thüringer als herrschendes Volk zwischen der Elbe, Saale, Werra und Fulda auf. Ihre östlichen Nachbarn jenseits der Elbe waren die Sorben und Wenden, welche mit ihnen in stetem Kampfe lebten, und von denen Lipzk (Leipzig), Wurzen, Zeitz, Altenburg, Zwickau, Chemnitz, Koldiz, Belgern, Strehla u. a. Städte angelegt wurden. Im J. 581 wurde das thüringische Königreich eine Beute der Sachsen und Franken, und bald nach Karl d. Gr. wurden gegen die Einfälle der Sorben 2 Marken errichtet, die südthüringische zwischen der Werra und Mulde (das Osterland und später die Mark Thüringen) und die nordthüringische zwischen der Saale und der Elbe (die östliche Mark und später die Mark Landsberg). Die von beiden verschiedene Mark Meißen wurde von dem deutschen König Heinrich dem Ersten 928 gegen die Slawen errichtet, nachdem er diese Länder den Daleminziern, einem slawischen Stamme, entrissen hatte. Er verpflanzte sächs. Colonisten dahin und erbaute die Stadt Meißen, von welcher die neue Markgrafschaft den Namen erhielt. Die Würde der Markgrafen war seit dem 11. Jahrh. erblich in dem Hause der Grafen von Wettin (vgl. d. Art.), welche die Stammväter der noch jetzt herrschenden sächsischen Fürsten beider Linien sind. Kaiser Lothar der Zweite belehnte 1127 den Markgrafen Konrad den Großen aus dem Hause

Wettin für sich und sein Nachkommen mit der Markgrafschaft Meißen, in deren Besitz die Familie bereits unter Kaiser Heinrich dem Vierten gekommen war. Konrad erbte die eilenburgischen Güter, die Allodien der Grafen von Groitzsch, erhielt vom Kaiser die Niederlausitz als Lehn und die Reichsdomäne Rochlitz zum Geschenk. Er wurde 1156 ein Mönch und theilte seine Länder unter 5 Söhne, von denen Otto der Reiche (st. 1190) die meißnische Mark erhielt. Die Antheile der andern Brüder fielen nach dem Aussterben der Seitenlinien wieder an Meißen; nur das Stammgut Wettin kam 1288 durch Schenkung an das Erzstift Magdeburg. Unter Otto wurden die reichen Bergwerke im Erzgebirge entdeckt und die Stadt Freiberg 1174 erbaut; auch gab er der Stadt Leipzig das Recht, 2 Jahrmärkte zu Ostern und Michaelis zu halten. Sein Sohn Albrecht der Stolze wurde 1195 wahrscheinlich auf Veranstaltung des nach den Bergwerken von Freiberg lüsternen Kaisers Heinrich des Fünften vergiftet. Auch nahmen die kaiserlichen Truppen Besitz von Meißen; aber Albrechts Bruder Dietrich der Bedrängte (st. 1221) vertrieb 1198 die hohenstaufische Besatzung. Sein Sohn Heinrich der Erlauchte erhielt vom Kaiser Friedrich dem Zweiten bei der Verlobung der hohenstaufischen Prinzessin mit dem Sohne des Markgrafen das Pleißnerland, das aus kaiserlichen Gütern bestand, die Friedrich der Rothbart gekauft hatte, und seitdem mit einer geringen Unterbrechung immer bei Meißen geblieben ist. Eine noch ansehnlichere Vergrößerung erwarb Heinrich, als der letzte Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, 1247 ohne männliche Erben starb. Heinrich der Erlauchte war ein Schwestersohn des Landgrafen Ludwig des Heiligen von Thüringen und hatte daher vom Kaiser bereits 1242 die eventuelle Belehnung über Thüringen erhalten; aber die Herzogin Sophie von Brabant, die Tochter des Landgrafen Ludwig des Heiligen von Thüringen, machte ebenfalls Ansprüche an die Erbschaft, woraus ein Erbfolgekrieg entstand, bei dessen Ende 1263 der Sohn der Herzogin, Heinrich das Kind, im Besitze des zu Thüringen gehörenden Hessens blieb. Heinrich der Erlauchte (st. 1283) theilte noch bei seinem Leben mit seinen Söhnen; er selbst behielt Meißen und die Niederlausitz, Thüringen übergab er Albrecht dem Unartigen, und das Osterland dem jüngern Sohne Dietrich. Albrecht der Unartige lebte in immerwährendem Streit mit seiner Familie. Seine erste Gemahlin wollte er ermorden lassen, die bei ihrer Flucht ihrem Sohn Friedrich in die Wange biß. Friedrich der Gebissene und sein Bruder Dietzmann führten langwierige Kriege mit dem Vater, welcher sein Land sogar an den Kaiser Adolph von Nassau verkaufte, woraus ein neuer Krieg mit dem Kaiser Adolph und seinem Nachfolger Albrecht dem Ersten entstand. Friedrich besiegte seine Feinde, erwarb die Reichsstädte Altenburg, Zwickau und Chemnitz und erhielt mit seiner zweiten Gemahlin Neustadt an der Orla, Ziegenrück, Auma, Triptis und den 4. Theil der Stadt Jena, welche letztere sein Sohn in völligen Besitz nahm. Aber in dem Kriege mit Brandenburg mußte Friedrich auf die von Dietzmann an Brandenburg verkaufte Lausitz verzichten. Nach Friedrichs melancholischem Ende 1324 folgte sein Sohn Friedrich der Ernsthafte, welcher Treffurt, Orlamünde, Jena und einen Theil von Langensalze erwarb. Ihm folgten 1349 seine Söhne Friedrich der Strenge (st. 1381), Balthasar (st. 1406) und Wilhelm der Erste (st. 1407), welche Ronneburg, Werdau, Voigtsberg und Schmöllen von den reußischen Besitzungen erwarben, sowie von den Gütern der Grafen von Schwarzburg die Schlösser Dornburg, Lobdaburg u. a. Auch kam die Pflege Koburg an das Haus Wettin. Im Kriege Hessens mit Otto dem Quaden von Braunschweig erneuerten die Brüder die Erbverbrüderung mit Hessen und standen dem Landgrafen Hermann gegen Otto und die Sterngesellschaft bei. Nach einer 30jährigen gemeinschaftlichen

Regierung theilten 1379 die Brüder, wobei Friedrich das Osterland, Balthasar Thüringen und Wilhelm Meißen erhielt. Friedrich der Strenge hinterließ 3 Söhne: Friedrich den Streitbaren (st. 1428), Wilhelm den Zweiten (st. 1425) und Georg (st 1401), die von neuem mutschirten. Balthasar erwarb Hildburghausen, Heldburg, Ummerstadt und Eisfeld durch eine Vermählung mit der Tochter des Burggrafen von Nürnberg, und kaufte auch den mainzischen Antheil von Langensalze. Die osterländische Linie überlebte die beiden andern und vereinigte dann die Länder wieder. Friedrich der Streitbare kaufte vom schwarzburgischen Hause die Städte Saalfeld, Kahla und Roda und das Schloß Leuchtenburg, sowie vom Bischof von Würzburg Amt und Stadt Königsberg. In dem Kriege gegen den abgesetzten Kaiser Wenzel besiegte Friedrich im Bunde mit seinem Oheim Wilhelm von Meißen und mit seinem Bruder Wilhelm dem Zweiten die Burggrafen von Dohna und erwarb sich ihre ansehnlichen Besitzungen in der Nähe von Dresden und die Festung Königstein. Wilhelm der Erste kaufte die Herrschaft Koldiz und die Stadt Pirna und starb ohne Kinder. Balthasar brachte die Grafschaften Käfernburg und Gleisberg an sich und kaufte Gerstungen vom Abte von Fulda. Ihm folgte sein Sohn Friedrich der Einfältige im Osterlande, welcher mit Friedrich dem Streitbaren und Wilhelm dem Zweiten in mancherlei Fehden gerieth. Die beiden letztgenannten Brüder stifteten 1409 die Universität Leipzig, wozu die Auswanderung vieler Studenten aus Prag die Veranlassung gab. Da die meißnischen Fürsten an dem Hussitenkriege Antheil nahmen, so verwüsteten die Hussiten das Land ohne Schonung, und geringen Ersatz gewährten für ihre Kosten in diesem Kriege die vom Kaiser Sigismund erhaltenen Orte Schöneck, Mühlberg, Osseck, Stolberg u. a. Bedeutender war die Anwartschaft, welche der Kaiser 1420 Friedrich dem Streitbaren auf die sächsische Kur und das Herzogthum Sachsen gab. Als daher mit dem Kurfürsten Albrecht dem Dritten die Linie von Sachsen-Askanien erlosch, belehnte der Kaiser 1424, ungeachtet des Widerspruchs von Brandenburg-Askanien und Sachsen-Lauenburg, Friedrich den Streitbaren mit der Kur und dem Herzogthum Sachsen (nachmal. Kurkreise). Dem Kurfürsten, der auch seines kinderlosen Bruders Wilhelm des Zweiten Länder erbte, folgten seine Söhne Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm der Dritte, unter denen der verderbliche Bruderkrieg über die Erbschaft ihres Oheims Friedrich des Einfältigen ausbrach. Eine Folge desselben war der Prinzenraub, den Kunz von Kaufungen (s. d. Art.) am 9. Juli 1455 an Ernst und Albert, den Söhnen des Kurfürsten Friedrich, verübte, der aber durch die Treue des Kohlenbrenners Schmidt, auf dem Fürstenwege zwischen Grünhain und Raschau vereitelt wurde. Nach des Kurfürsten Tode regierte Ernst im Kurkreise allein und in Meißen mit Albert gemeinschaftlich. Wichtig und dauernd war die 1485 vorgenommene Theilung Meißens und Thüringens, zu welchen, als Haupttheilen die übrigen Besitzungen geschlagen waren, zwischen den Söhnen Friedrichs des Sanftmüthigen, Ernst (der aber, wie jedesmal der ältere, die Kur voraus hatte) und Albert. Nach Sachsenrecht theilte der ältere, und Albert wählte das schönere Meißen. Mehreres und vorzüglich die Bergwerke blieben gemeinschaftlich. So bildete sich die seitdem nicht wieder vereinigte Ernestinische und Albertinische Linie. Schien auch dadurch die politische Kraft Sachsens (ein Name, der allmählig auf alle Besitzungen dieser Fürsten übergegangen war) durch diese Theilung geschwächt, so ersetzte doch das moralische Uebergewicht trefflicher Fürsten diesen Mangel. Für die Hülfe, die Albert dem Kaiser Friedrich dem Dritten gegen Karl von Burgund leistete, erhielt er die Anwartschaft auf Jülich und Berg, welche nachher auch auf die andere Linie ausgedehnt wurde, aber außer dem Titel dem Hause keinen

Vortheil brachte. Dem Kurfürsten Ernst folgte sein Sohn Friedrich der Dritte, welcher sich durch sein männliches Betragen, durch den Schutz, den er den Wissenschaften gewährte, und durch seine klugen Vorschläge bei der Wahl Kaiser Karl des Fünften den Beinamen des Weisen erwarb. Er stiftete 1502 die Universität Wittenberg, auf der die Professoren Luther und Melanchthon die Reformation bewirkten, an welcher der Kurfürst selbst keinen andern Antheil nahm, als daß er Luthern gegen dessen Verfolger schützte. Da Friedrich 1525 ohne rechtmäßige Kinder starb, so folgte ihm sein Bruder Johann der Beständige, welcher die lutherische Religion in seinen Ländern allgemein einführte, sich in Speier an die Protestirenden anschloß, auf dem Reichstage zu Augsburg das Glaubensbekenntniß der evangelischen Stände durch seinen Kanzler vorlesen ließ und 1531 dem schmalkaldischen Bunde beitrat. Ihm folgte 1532 sein Sohn Johann Friedrich, der letzte Kurfürst von der ältern, Ernestinischen, Linie. — Wie durch die Reformation Sachsen universalhistorisch wurde, so gewann es auch durch sie an innerer, nicht mehr durch die Hierarchie geschwächter und gehemmter Kraft, an Selbstständigkeit und Cultur. Vorzüglich schritt die Bildung der untern Stände unter der Aegide der Glaubens- und Denkfreiheit kräftig vorwärts. So konnte Sachsen sich in dieser vielbewegten Zeit für einen großen Theil Deutschlands zum Vorfechter anbieten. Johann Friedrich war zugleich mit dem Landgrafen Philipp von Hessen Anführer des 1536 erneuerten schmalkaldischen Bundes. Kaiser Karl der Fünfte erklärte daher 1545 beide Hauptanführer in die Acht und übertrug die Vollziehung derselben dem Herzog Moritz, einem Enkel Alberts, des Stifters der Albertinischen Linie. Moritzens Vater, Heinrich der Fromme, hatte die Reformation in seinen Ländern eingeführt, und Moritz selbst war ein Protestant; aber er sah in der Spannung der Katholiken mit seinen Glaubensgenossen ein Mittel, sich zu vergrößern, trennte sich daher von dem schmalkaldischen Bunde und schloß 1546 mit dem Kaiser eine geheime Allianz gegen die verbundenen Fürsten. Während Johann Friedrich an der Donau den Kaiser bekriegte, eroberte Moritz die Staaten des Kurfürsten, welcher aber bald den Herzog Moritz verjagte und dessen Länder überfiel. Der Kaiser kam jedoch dem Herzog zu Hülfe, überwand am 24. April 1547 den Kurfürsten in der Schlacht bei Mühlberg, nahm ihn gefangen und zwang ihn zur wittenberger Capitulation, in welcher Johann Friedrich für sich und seine Nachkommen auf die Kur und die sämmtlichen Länder Verzicht leisten mußte. Doch wurden seinen Söhnen jährlich 50.000 Gulden Einkünfte zugesichert und zu deren Erhebung ihnen eine Anzahl thüringischer Aemter, Schlösser und Städte (Gotha, Weimar, Saalfeld, Jena, Buttstädt u. s. w. und später auch das Fürstenthum Altenburg) ausgesetzt, aus denen sich dann mit einigen spätern Vermehrungen die herzoglich sächsischen Länder Ernestinischer Linie bildeten. In jener wittenberger Capitulation mußte aber auch Moritz dem König von Böhmen das schlesische Herzogthum Sagan, die voigtländischen Besitzungen als erledigte böhmischen Lehen und die bisherige sächsische Lehnshoheit über die reußischen Länder überlassen und die Fortdauer der Bischöfe und Domkapitel in den 3 meißnischen Hochstiften zu gestehen. In Augsburg wurde Moritz 1548 mit der kurfürstlichen Würde und den neu erworbenen Ländern belehnt. Moritz hatte schon früher durch die Errichtung der Landschulen zu Pforta, Grimma und Meißen und der Consistorien zu Leipzig und Meißen (1543—45) die höhern Bedürfnisse des Landes zu würdigen gewußt. Nachdem er seinen Zweck erreicht, zeigte er, daß der Kaiser sich wenigstens in ihm, seinem Schüler, verrechnet hatte. Denn Moritz rettete in dem kurzen aber glücklichen Kriege 1552 und im passauer Vertrage

Deutschlands politische und religiöse Freiheit und erlöste die gefangenen Fürsten Johann Friedrich und Philipp aus ihrer Haft. Moritz starb 1555. Noch größer, ja einzig in seiner Zeit, steht sein Bruder, Kurfürst August (1553–86), als Staatswirth und Gesetzgeber Sachsens da. Freilich war erst jetzt, nach gesichertem politischen Standpunkte, eine bessere innere Organisation möglich. Er brachte nicht allein die Administration der sächsischen Stifter an sein Haus, sondern er stiftete auch das geheime Consilium, das Appellationsgericht, das Obersteuer- und Kammercollegium, sorgte selbst für die Privatökonomie, für Polizei, Post-, Berg- und Münzwesen, erwarb den später sogen. voigtländischen Kreis, 4 thüringische Aemter, $^5/_{12}$ von der hennebergischen Erbschaft. So für die innere Ordnung besorgt, mußten freilich die kryptocalvinistischen Unordnungen (Stöffel, Prucer, Schütz) ihm eine scharfe Ahndung zu verdienen scheinen, die 1575 dem Kanzler Cracau in der Tortur das Leben kosteten. Unter dem unthätigen Christian d. Ersten (st. 1591) regierte eigentlich der D. Crell, ein ehemaliger Professor der Rechte zu Leipzig, welcher unter Christian d. Zweiten am 9. Okt. 1601 enthauptet wurde. Christian machte nach dem Tode des letzten Herzogs von Jülich Ansprüche auf dessen Länder und starb 1611. Ihm folgte sein Bruder Johann Georg der Erste, welchem Kaiser Ferdinand der Zweite für die gegen den Kurfürsten Friedrich den Fünften von der Pfalz verwendeten und auf 72 Tonnen Gulden berechneten Kriegskosten 1623 die beiden Lausitzen als Unterpfand überließ, aber durch Ferdinands Restitutionsedikt aufgeschreckt, sich mit dem König Gustav Adolph von Schweden verband. Die Sachsen gewannen mit den Schweden gegen Tilly am 7. September 1631 die Schlacht bei Breitenfeld und gegen Wallenstein am 9. November 1632 die Schlacht bei Lützen. Da aber der Kurfürst nach des schwedischen Königs Tode mit dem Kanzler Oxenstierna, der die schwedischen Angelegenheiten in Deutschland leitete, sich nicht zu gemeinsamen Entschlüssen vereinigen konnte, so schloß er schon am 30. Mai 1635 zu Prag einen Frieden mit dem Kaiser, in welchem ihm die beiden Lausitzen erblich als ein böhmisches Lehn überlassen wurden. Der Krieg mit den Schweden setzte das Land den grausamsten Verheerungen aus, bis der Waffenstillstand mit Schweden 1645 und der westphälische Frieden Ruhe verschafften, welcher in Rücksicht auf Sachsen nur den prager Frieden bestätigte. Johann Georg theilte 1656 seine Länder unter seine 4 Söhne, und sein Testament ist insofern noch ein Staatsgrundgesetz, daß die von ihm hinterlassenen Aemter und Kammergüter anders als zu des Landes Besten nicht veräußerlich, als wahre Domänen und nicht mehr Familiengüter des Regenten sind. Johann Georg der Zweite bekam die Kurwürde, den dazu gehörigen Kurkreis, den leipziger, meißnischen und erzgebirgischen Kreis und die Oberlausitz. August erhielt die Verwaltung des Erzstiftes Magdeburg auf Zeit seines Lebens, die Grafschaft Barby und die weißenfelsschen Lande; seine männlichen Nachkommen starben 1746 mit dem Herzog Johann Adolph dem Zweiten ab. Christian der Erste bekam das Stift Merseburg und die Niederlausitz und stiftete die merseburger Linie, welche 1738 mit dem Herzog Heinrich erlosch. Moritz bekam das Stift Naumburg und Zeitz, das kursächsische Hennenberg, etliche voigtländische Aemter und wurde Stifter der zeitzischen Linie. Sein Sohn Moritz Wilhelm bekannte sich 1717 zur katholischen Religion und verlor darüber die naumburgischen Stiftslande; er wendete sich aber wieder zur evangelischen Kirche und starb 1718. Auf Johann Georg den Zweiten folgte in der Kurwürde 1680 sein Sohn Johann Georg der Dritte und diesem 1691 dessen ältester Sohn Johann Georg der Vierte, welcher seinen Bruder Friedrich August 1694 zum Nachfolger hatte, der nach seinem Uebertritt zur katholi-

schen Religion 1697 auf den polnischen Thron gelangte. Der Aufwand des neuen Königs und sein Krieg mit dem schwedischen König Karl dem Zwölften stürzten das Land in Schulden. Die Schweden rückten sogar in Sachsen ein und zwangen im altranstädter Frieden 1706 Friedrich August, auf die polnische Krone Verzicht zu thun. Aber nach der für Karl den Zwölften unglücklichen Schlacht bei Pultawa 1709 erlangte er sie wieder und behauptete sie bis an seinen Tod 1733. Unter seiner Regierung wurde das meißner Porzellan erfunden. Ihm folgte sein Sohn Friedrich August der Zweite, als König von Polen August der Dritte (reg. 1733—61). Er machte nach des Kaisers Karl des Sechsten Tode Ansprüche an die östreichischen Erblande; seine Truppen eroberten 1741 Prag und drangen bis nach Mähren. Darauf kam es zum Frieden und zu einer nähern Verbindung mit Oestreich. Friedrich August schickte daher einen ansehnlichen Theil seines Heeres der Königin von Ungarn zu Hülfe, als die Preußen 1744 in Böhmen einfielen. Daher wurden die kursächsischen Lande selbst an 2 Orten von den preußischen Truppen angegriffen, bis der dresdener Frieden 1745 dem Lande die Ruhe wieder verschaffte. Durch die Verbindung mit Oestreich wurde Sachsen 1756 wieder in einen Krieg mit König Friedrich dem Großen von Preußen verwickelt, der Sachsen als eine eroberte Provinz behandelte und erst im hubertsburger Frieden den König August den Dritten wieder restituirte, welcher sich den Krieg hindurch in Warschau aufgehalten hatte. Vergl. Friedrich der Zweite und Siebenjähriger Krieg. — Der Krieg hatte eine Schuldenlast von 26 Millionen Thalern über das Land gebracht, ohne die Munizipalschulden, die durch Bombardiment zerstörten Städte Dresden, Wittenberg und Zittau und die Verheerungen der sächsischen Bundesgenossen, der Oestreicher und Reichstruppen, zu rechnen. Einen wesentlichen Einfluß auf die nachtheiligen Ereignisse während dieser Regierung hatte die Premierministerschaft des Grafen von Brühl, welcher bei seinem ungeheuern Aufwand doch ein bedeutendes Privatvermögen und ansehnliche Besitzungen hinterließ. Der König starb noch in dem Friedensjahre (1763), sowie sein Sohn Friedrich Christian, der nur 10 Wochen regierte und seinen Sohn Friedrich August (geb. 1750) zum Nachfolger hatte, der bis 1768 unter der Vormundschaft seines Oheims, des Prinzen Xaver, stand. Unter der weisen und gerechten Regierung des neuen Kurfürsten erholte sich das Land schnell von allen Drangsalen. Er fand dasselbe in den tiefsten Kammer-, Landes- und Communschulden. In seiner langen Regierung blühete Handel, Wandel und Fabrikatur, die er in verfallenem Zustande vorfand, indem die Regierung die Industrie eines fleißigen Volks in erwählter Richtung gehen ließ. Weil die Zahl großer Landgüter in den Gebirgstheilen, die weniger Hände als kleinere Familienstellen beschäftigten, so drängte Dieses die Menge der Bevölkerung zur Nahrung durch Fabriken, an Plätzen, wo sie der Bergbau nicht hinreichend ernährte. Friedrich August machte es sich zum Grundsatz, nur das ungezweifelte Nachtheilige und sonst nie das Hergebrachte durch andere Einrichtungen zu ersetzen, seinen Staat nicht auf fremde Kosten zu erweitern; und da er den Nachtheil der Verbindung Polens und Sachsens bemerkt hatte, vermied er die Annahme der polnischen Königskrone 1791. Seine Fürstentugenden und die Unfälle seiner Regierung machen solche zur merkwürdigsten für Sachsen. Sein Land traf das Schicksal der Theurung in den J. 1772, 1804 und 1805 und schwere Ueberschwemmungen 1784, 1799 und 1804. Der Bergbau wurde unter ihm rationeller und zugleich einträglicher als anderswo betrieben und nur das Problem nicht gelöset, wie Mexiko's Bergwerke bei nicht größerer Ergiebigkeit der freilich reichlicher in der Quantität gewonnenen

Erze, einen viel höhern Tagelohn der Bergarbeiter tragen können. Seine theoretischen und praktischen Berggesetze und Einrichtungen, die eine Meisterhand leitete, ahmten in allen Welttheilen die Praktiker nach; worin also Sachsens Aufklärung das allgemeine Vorbild wurde. Den Meßverkehr beförderte Friedrich August durch Abstellung mancher anerkannten Mißbräuche; für die großen Güter brach er durch seine edeln Merinosherden auf den Domänen eine Bahn, ihre Weideservituten höher als jemals zu nutzen, gab durch deren Wolle seinem Reiche einen früher nie gekannten Hauptausfuhrartikel und setzte sie dadurch in Stand, so lange die feinen Wollpreise unmäßig blieben, so kostbar sonst große wirthschaftliche Regien sind, dennoch mittelst gleicher reicher Erträge der Oelsaaten, die Verpachtungen im Großen bisher zu behaupten. Einige Floßkanäle wurden angelegt, das Heer musterhaft und mit Sparsamkeit organisirt. Bedeutende Unterstützungen erhielten die 2 Universitäten Wittenberg und Leipzig; die 3 Fürstenschulen Pforta, Grimma und Meißen wurden neu organisirt, erhielten neue Gebäude und mehrere Lehrer; die Seminarien zu Dresden und Weißenfels, das Soldatenknabeninstitut zu Annaburg, die niedern Bergschulen im Erzgebirge, die verbesserte Einrichtung der Bergakademie zu Freiberg, die Gehaltserhöhung der Landschullehrer, Prämien, welche an diese ausgetheilt wurden, u. d. m. zeugten zur Genüge von dem Eifer der Regierung auch für die höhere Bildung der Nation. 1770 wurde die Tortur abgeschafft, die Reinigungseide wurden vermindert, die Todesstrafe sehr beschränkt und menschlicher. 1771 wurde eine beständige Gesetzkommission errichtet, welche mit dem Entwurfe zu einer neuen Gerichtsordnung beauftragt ward, und 1810 erhielten einige ausgezeichnete Criminalisten den Auftrag zur Ausarbeitung eines neuen peinlichen Gesetzbuchs. Manche wichtige Veränderungen wurden in Ansehung einzelner Landescollegien und Behörden vorgenommen, der nachtheilige Justizpacht in den Aemtern aufgehoben, sehr nützliche Polizeigesetze und eine allgemeine Vormundschaftsordnung gegeben, die sich in jeder Hinsicht vortheilhaft auszeichnet. — Als der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern starb, so übertrug die Allodialerbin desselben, seine Schwester, die verwitwete Kurfürstin von Sachsen, ihre Rechte ihrem Sohne, dem Kurfürsten. Dieser vereinigte 1778 seine Truppen mit Preußen und erlangte im Frieden zu Teschen 1779 für seine Allodialansprüche 6 Mill. Gulden. Da auch die Krone Böhmen lehnherrliche Rechte auf einige in Sachsen liegende Herrschaften besaß, deren Ausübung einige Zeit vorher zwischen Oestreich und Sachsen Bewegungen veranlaßt hatte, so wurden diese an den Kurfürsten von Pfalz-Baiern überlassen und von diesem an Kursachsen als ein Theil der Vergütung für die Allodialerbschaft abgetreten. — Das Interesse seines Landes und dessen geographische Lage erforderten, sich an Preußen anzuschließen, und Friedrich August that es mit aller ihm eigenen Rechtlichkeit, und war auch einer der Ersten, welche dem Fürstenbunde beitraten. Seine Weisheit ließ ihn, der sich in der Familienliebe durch die Schandthaten der franz. Revolution gekränkt fühlte, aber auch als Landesvater seine Sachsen nicht ohne Noth im Felde auftreten lassen wollte, am Vollzuge der pilnitzer Convention nicht Theil nehmen; aber den Reichskriegen wider Frankreich brachte er die Opfer des deutschen Vasallen und reichsständischer Pflicht. — Wenige deutsche Fürsten haben mit gleicher Scheu neue Abgaben gegründet oder alte vermehrt und mit mehr Herzlichkeit entbehrlich gewordene erlassen. Sein Patriotismus bewog ihn zu dem gefahrvollen Entschluß einer Allianz wider Frankreich mit Preußen 1806. Als durch eine verlorne Schlacht auf den Höhen von Jena am 14. Okt. das Schicksal der preuß. Monarchie entschieden wurde, war Sachsen zuerst dem eindringenden

Feind preisgegeben, und das Loos des Landes wäre gewiß auf andre Weise entschieden worden, hätten nicht Friedrich Augusts persönliche und Regententugenden Napoleon selber Achtung eingeflößt. Der Sieger legte, außer mehrern Requisitionen, dem Lande eine Contribution von 25 Mill. Fr. auf, die im Verlaufe 1807 in 3 Term. aufgebracht werden mußten, richtete eine provisorische Verwaltung der in Beschlag genommenen landesherrlichen Einkünfte ein, gestand aber übrigens dem Lande Neutralität zu. Friedrich August suchte dem bedrängten Lande auf alle Weise zu Hülfe zu kommen, indem er theils durch Geldvorschüsse und Lieferungen seiner Kammergüter die Leistungen unterstützte, theils den Friedensschluß mit Napoleon möglichst beschleunigte. Dieser erfolgte am 11. Dez. zu Posen. Der Kurfürst trat dem Rheinbunde bei, zu dessen Heer er 20.000 M. stellte, nahm den Königstitel an und erhielt den kotbüsser Kreis gegen die Abtretungen, die im Vertrag vom 19. März dessen Beschlüssen gemäß mit dem Königreich Westphalen näher bestimmt wurden, nämlich das königl. sächs. Miteigenthum an der Ganerbschaft Treffurt und der Vogtei Doria, das sächs. Mansfeld mit Ausnahme des Distrikts von Artern, die Aemter Gommern und Barby. Auch wurde der König durch die Constitution vom 21. Juli 1807 zum erblichen Herzog von Warschau ernannt, bei welcher Gelegenheit er den sächsisch. Rautenorden stiftete. Die Annahme der Königswürde bewirkte übrigens weder eine Veränderung der landständischen Verfassung, noch die Annahme der franz. Gesetzbücher, sondern nur die Verwandlung des Namens Kurkreis in wittenberger Kreis und die Gleichstellung der Katholiken und Reformirten mit den Lutheranern. Seit dem Beitritt zum Rheinbund blieb Friedrich August unverändert dem Protektor desselben treu. Im Kriege wider Oestreich 1809 stellte er sein Rheinbundscontingent und im Kriege Frankreichs mit Rußland folgte er der Politik der Zeitumstände, begab sich auch deßhalb nach Regensburg und sodann nach Prag, um unabhängiger wählen zu können. Indeß unter den Neutralen damals Oestreich zögerte, Dänemark, ungeachtet einer zahlreichen, wohlgerüsteten Armee an der Grenze, sogar einen Theil des Heeres zu Napoleons Verfügung stellte, gab der König dem Drange der vorläufig größer erscheinenden Noth seines Reichs nach, welches theils besetzt, theils Schlachtfeld werden mußte, wenn Napoleon, was unglaublich war, Sachsen nicht freiwillig räumte, und kehrte, um in solcher Lage seine Unterthanen persönlich zu erleichtern, nach Dresden zurück. Die Franzosen erlitten am 23. Aug. bei Großbeeren eine Niederlage, erfochten 4 Tage später bei Dresden einen Sieg und erlitten den 6. Sept. wiederum eine Niederlage bei Dennewitz. Die Völkerschlacht bei Leipzig, 16.—18. Okt., fiel gegen Napoleon aus, der König folgte Napoleon nicht, wie dieser vorschlug, als er am 19. Okt. Leipzig räumte, und wurde nach Friedrichsfelde bei Berlin zu gehen genöthigt; von da begab er sich 1815 nach Presburg und negoziirte beim wiener Congreß, indeß sein Land bis zum 10. Nov. 1814 unter russischer und dann unter preuß. provisorischen Verwaltung stand. Erst am 17. Juni 1815 sah Sachsen seinen König wieder, nachdem er am 18. Mai den wiener Theilungsvertrag unterzeichnet hatte, nach welchem die ganze Niederlausitz, der wittenbergische, thüringische und neustädtische Kreis, das Fürstenthum Querfurt, der größte Theil der Stifter Merseburg und Naumburg-Zeitz und Theile des meißnischen und leipziger Kreises, und damit die an Holz, Korn und Salz fruchtbarsten Provinzen (etwa 385 QM. mit 860.000 Einwohnern), von Sachsen abgerissen wurden, welche theils an Preußen, theils an Weimar kamen, indem der Dynastie der kleinere, aber gewerbreichere Theil Sachsens verblieb, mit Entlastung eines Theils der drückenden Kammer- und Landesschulden. Selbst

das Gebliebene war durch die Verwüstungen des Krieges, durch ansteckende Krankheiten, durch große Schuldenlasten, an innerm Gehalt sehr verringert; allein alle diese Uebel wurden für den König ebenso viele Aufforderungen zu der kräftigsten Abhülfe, der bei ebenso weiser Ueberlegung als Ausführung der höhere Segen nicht entgehen kann. Seitdem verminderte sich das Personale des Finanzcollegiums, die besondere Kriegsverwaltung blieb dagegen, Dresden erhielt eine medizinisch-chirurgische und eine Militärakademie, Sachsen den Civilverdienstorden, Tharand eine Forstakademie mit Vermehrung des Geschäftskreises der Amtshauptleute. Der Glaube an lange Ruhe nach solchen Erschütterungen erlaubte, bei dem vermehrten Kredit sächsischer Staatspapiere, die Reduktion der Zinsen. So konnte wenigstens mit etwas frohern Aussichten für die Zukunft am 20. Sept. 1818 das Regierungsjubiläum des Königs — ein schöner Sonnenblick eines vielgetrübten Abends — ein Fest allgemeiner Rührung und Dankbarkeit werden. 1819 feierte er sein Ehejubiläum mit Maria Amalia Augusta, Schwester des letztverstorbenen Königs von Baiern, und starb am 5. Mai 1827. Niemals hat Friedrich August den Grundsatz der strengsten Rechtlichkeit verleugnet, stets wahrhaft väterliche Gesinnungen bewiesen und nie Etwas unternommen oder gethan, was mit dem Wohle seiner Unterthanen unverträglich hätte scheinen können. Heilig war ihm die Gerechtigkeit, und darum ist in seiner ganzen Regierung kein Machtspruch, kein Eingriff in fremde Rechte geschehen; heilig war ihm seine Fürstenpflicht, und mit der anhaltendsten Thätigkeit, mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit, mit der edelsten Mäßigung hat er sie erfüllt. Da Friedrich August nur eine Tochter, Auguste (geb. 1785), hinterließ, so folgte ihm sein ältester Bruder, Anton Clemens Theodor (geb. 1755), auf den Thron. Der neue Monarch hat unterm 23. Juli 1827 erklärt, daß es jederzeit seine angelegenste Sorge sey, daß einem Jeden Recht und Gerechtigkeit, auch hinlängliches Gehör widerfahre, und Jeder bei seinen wohlhergebrachten Rechten und Gerechtsamen in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten ungekränkt und geschützt werde. Im Oktober 1827 ward die Huldigung mit höchster Feierlichkeit zu Dresden, Leipzig ꝛc. vollzogen.

Sachsen, in geographischer und statistischer Hinsicht. Dieses Königreich des deutschen Bundes, welches seit dem wiener Traktat vom 18. Mai 1815 $^3/_7$ seines Flächenraums und ungefähr $^1/_3$ seiner Einkünfte verlor, jetzt noch aus der ehemaligen Markgrafschaft Meißen, aus Theilen des Osterlandes (leipziger Kreis), der Oberlausitz und einem Theile des Voigtlandes besteht, liegt $20^0\ 35' - 32^0\ 45'$ O. L., $50^0\ 10' - 51^0\ 30'$ N. Br., und bildet ein zusammenhängendes, völlig geschlossenes Ganzes. Es grenzt in N. und NO. an Preußen, in S. und SO. an Oestreich, in SW. an Baiern, in W. an das Reußische und Altenburg, in NW. aber an Preußen, und enthält fast 273 geograph. QM. Sachsen gehört seit der Theilung, wo es seine ebensten Provinzen verlor, zu den gebirgigsten Ländern Europa's. Der ganze südliche Theil ist mit bedeutenden Bergketten bedeckt; die wichtigste ist das Erzgebirge (s. d. Art.), welches Sachsen von Böhmen scheidet; es erhebt sich auf der sächsischen Seite sanft, erreicht hier bei Wiesenthal und Eybenstock seine höchste Höhe, wo die vordere Kuppe des Fichtelberges 3758 F. sich erhebt, und endet sich nördlich in der Gegend von Döbeln im leipziger Kreise mit niedrigen Vorbergen. Ein Theil des Erzgebirges zieht sich in den voigtländischen Kreis hinüber. An der Elbe bei Königstein und Pirna erheben östlich des Erzgebirges sich in einer kegelförmigen Gestalt die berühmten Sandsteingebirge, welche in der Gegend von Schandau die sogenannte sächsische Schweiz — eine höchst unpassende

Benennung — bilden und in einer Breite von 3—4 St. und wohl 4 Meil. weit bis nach Böhmen hin sich erstrecken. Die sächsische Schweiz besteht aus Felsenketten von den sonderbarsten und schauerlichsten Gestalten, aus freistehenden, oft mehrere 100 Ellen hohen, zum Theil gar nicht ersteigbaren Sandsteinfelsen, aus tiefen und engen Abgründen, aus weiten romant. Thälern, die nur hier und da eine einsame Mühle belebt, und aus einer Menge Höhlen, Felsenspalten und von der Natur gewölbte Keller. Dieß Gebirge wird in 6 Landstriche getheilt, nämlich in den untern von Liebethal bis Rathen, welcher den liebethaler Grund, Lohmen, den ottowalder Grund und die herrlichen Felsenumgebungen von Rathen begreift; der mittlere, v. Rathen über Königstein, der Amselgrund und Hohenstein bei dem Badeort Schandau; der obere von Schandau über den Felsenbau des Kuhstalls, über die beiden Winterberge, das Prebichthor bis Hirnischkretschen und von da durch den Reischengrund über das Felsenamphitheater der 3 Winkel und des Schrammsteins zu der hohen Liebe; der hintere vom langen Felsenthal des großen Zschand über den Arnstein und Kleinstein bis Hinterhermsdorf, und dann in den merkwürdigen Gebirgsstrich, welcher sich östlich von hier bis zum Weißbach und zur Kirnitz an der böhmischen Gränze ausbreitet; der vordere die Gegend von Hohenstein nördlich über Sebnitz, durch das anmuthige neustädtische Thal bis Stolpen, wo der Unger, Richtersberg und Falkenberg die herrlichsten Standpunkte für den Genuß reicher Aussichten darbieten; der überelbische vom linken Elbufer bei Schandau über die Hirschmühle, die Zschirnsteine, den Bibergrund bis Gottleube. Es faßt also den östlichen Theil des meißner Kreises in sich, besteht aus dem Amte Hohenstein mit Lohmen und einem Theile der Aemter Pirna und Stolpen, und hat 8 zu Tag ausgehende Basaltberge. Ruiswalda ist der höchste und kälteste bewohnte Ort der Gegend. Der Winterberg (1824 par. F.) ist eine der höchsten Kuppen von diesen Bergen. Durch Buchen- und Fichtenwald, über quellreiche Waldwiesen führt ein schmaler Pfad auf seinen Gipfel, von dem man eine der herrlichsten Aussichten genießt. Ein weites Wald- und Felsenland ruht in der Tiefe, nur hier und da von Kirchen, Schlössern, Dörfern und einsamen Waldhäusern unterbrochen. Südlich erblickt man in zartem Nebelduft ein große Strecke von Böhmen, nördlich von Sachsen, dessen Königsstadt und ihre schönen Umgebungen, östlich die Lausitz und des Riesengebirges Kuppen, westlich der amphitheatralisch sich erhebende Kamm des Riesengebirges. Durch Alles hin fluthet stolz und lautlos die schöne Elbe, deren Bette das Hauptthal dieses Berglandes bildet, zu welchem alle übrigen kleinen Thäler und Felsenschluchten sich herabsenken. (Vgl. Gotzungers Schandau und seine Umgebungen.) — Noch weiter östlich als dieses Gebirge bildet das lausitzer Gebirge die Verbindung mit den Sudeten. Alle diese Gebirge verlieren sich nördlich in eine kaum noch hügelige Ebene. — Merkwürdig ist das in der Nähe von Dresden liegende herrliche Felsenthal, der plauische Grund, welches die Weißeritz bald als ein reißender Wald- und Gebirgsstrom, bald als ein klarer Forellenbach durchrauscht, und das über das Dorf Potschappel mit reichen Steinkohlengruben nach dem lieblichen Badeort Tharant führt, wo es sich in enge wilde Schluchten zusammenzieht. Hier starren nackte Felsen wild empor und drängen sich eng zusammen; dort breiten sich schön bewachsene, mit Laub und Schwarzholz geschmückte Berge in sanften Abhängen aus; hier rauschen Mühlen, dort blicken freundliche Dörfer zwischen Birkenwäldchen und Weinpflanzungen hervor; hier ist der Charakter der Gegend romantisch kühn, dort ländlich, mild und sanft. Nicht leicht wird man eine Gegend von ähnlichem Umfang finden, deren mineralogische Beschaffenheit so merkwürdig ist, als die Be-

schaffenheit dieses Thales, wenn es von seinem reizenden Gewande entkleidet sich zeigt. Mit Recht nennt es der Geolog ein Archiv der Natur, worin die wichtigsten Urkunden der gewaltsamen Revolutionen aufbewahrt sind, welche die Gewässer der Erde verursacht haben. Eine weite Strecke hindurch, vom Eingange bis zur Pulvermühle, haben gewaltige Fluthen vor Jahrtausenden sich dieses tiefe Bette in ein Sienitgebirge gewühlt; dasselbe spaltend, häuften sie zertrümmerte Massen von Urgebirgen, Wäldern, Landthieren und Seegeschöpfen von beiden Seiten aufeinander. Ueberall wechseln Steinkohlenflöße mit Porphyrgebirgen und Gneis ab. Das Urgebirge des Thales ist auf beiden Seiten Sienit, es erstreckt sich bis zum Eisenhammer. — Das Klima des Landes ist gemäßigt und gesund, am rauhesten im Obererzgebirge, besonders im südlichen Theile des Amtes Schwarzenberg und im angrenzenden Voigtlande, sowie in der südlichsten Spitze des meißner Kreises, in der Oberlausitz und im leipziger Kreise. Der Hauptfluß ist die Elbe, durch eins der schönsten Thäler Deutschlands strömend, welche auch die meisten kleinern Flüsse, jedoch erst außerhalb der sächsischen Gränze, aufnimmt. Diese sind auf dem rechten Elbufer die schwarze Elster und die Spree, auf dem linken die freiberger und die zwickauer Mulde, welche sich später vereinigen; die weiße Elster und die Pleiße, welche sich verbunden in die Saale ergießen. Die Neiße ist der einzige Fluß, welcher der Oder zuströmt. Mineralquellen gibt es unter andern zu Radeberg, Schmeckwitz, Gießhebel, Schandau, Wolkenstein, Wiesenbad ꝛc. — Sachsen hat durch die Theilung seine fruchtbarsten Provinzen verloren. Der größte Theil des Reichs, die gebirgigen Gegenden des Voigtlandes und des Erzgebirges und die sandigen des rechten Elbufers vermögen bei allem Fleiße der Einw. diese nicht zu ernähren. Schön und vortrefflich angebaut sind die nördlichern Gegenden. Unter den Erzeugnissen stehen die Mineralien oben an: einiges Gold, ferner viel Silber, Eisen, Kobalt, Blei sind die wichtigsten Metallgeschlechter; auch Kupfer, Zinn, Quecksilber, Zink, Spießglas, Arsenik sind einträglich. Unter den übrigen Mineralien sind, hinsichtlich theils der Seltenheit, theils der Nutzung, auszuzeichnen: der Topasfels, natürlicher Zinnober, gediegen Wismuth, Wasserblei, Wolfram, wahrer Smirgel, Porzellanerde (3000 Ctr.), Achat, Marmor, Serpentin, Basalt, Speckstein, Steinkohlen, Sandstein u. m. Arten von Edelsteinen, z. B. Rubin, Sapphir, Amethyst und Granat. Der Hauptsitz des unter trefflicher Verwaltung stehenden Bergbaues ist das Erzgebirge in seiner mittlen Höhe und das niedrige Gebirge. Der Gesammtertrag der rohen oder bloß durch Bergbau gewonnenen, nicht durch die Hütten veredelten Mineralprodukte wird jährlich auf $1\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. gerechnet. Man gewinnt jährlich an Silber in 59 gangbaren Zechen des Erzgebirges 48–50.000 Mark, an Kupfer durchschnittlich etwas über 3000 Ctr., Eisen 80.000 Ctr., Blei ungefähr 10.000 Ctr., Zinn etwa 3000 Ctr., Kobalt ebenso viel, Arsenikkies 5—6000 Ctr., Steinkohlen über 600.000 Scheffel. Durch die Hütten erhalten die rohen Erzeugnisse einen erhöhten Werth von 1.500.000 Thlrn., wozu die Hammer-, die Blaufarbenwerke und die Porzellanmanufaktur allein die Hälfte beitragen. Der Gesammtwerth der Mineralproduktion läßt sich auf beinahe 4 Mill. Thlr. anschlagen. — Sachsen hat viele herrliche Waldungen; Fichten, Kiefern und Tannen sind die verbreitetsten Holzarten, unter den Laubhölzern sind die Buchen die häufigsten, und nächst ihnen Eichen und Birken. Der Ackerbau ist das allgemeinste und einträglichste Gewerbe des Landes, vorzüglich im Meißnischen. Die wichtigsten Feldfrüchte sind: Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Erbsen, Heidekorn, Kartoffeln. Andere Erzeugnisse sind: Lein, Raps, Krapp, Taback, vorzüglicher Klee, Küchengewächse,

wichtiger und hochkultivirter Obstbau; treffliche Kirschen, die Sachsen nur eignen borsdorfer Aepfel u. s. w. Auf der leipziger Michaelsmesse werden oft für 20.000 Thlr. Obst verkauft. An den Elbufern im Meißnischen gibt es auch Weinrebenpflanzungen, 7—8000 Morgen groß, die Wein von nicht gewöhnlicher Güte liefern. — Von den Erzeugnissen des Thierreichs gehören zur Urproduktion vorzüglich Schwarz- und Rothwild, mehrere kleine Raubthiere, wilde Katzen oberhalb Schandau, Hasen in großer Menge, mehrere Raubvögel, der Auerhahn, das Birkhuhn, der Fasan sehr selten, der Trappe, Rebhühner, Lerchen, Singvögel, die ins Ausland gehen, Fische bis zum Lachs, Wels und Stöhr, besonders aber Karpfen und Forellen, Fischotter, Biber an der Mulde und an der Elbe, selten Schildkröten. Hinsichtlich der Rindviehzucht gilt der voigtländ. Viehstamm für den besten in Sachsen; auf großen Landgütern gibt es überall veredeltes Vieh aus schweiz., friesischem und hollstein. Stamm. Die Rindvieh- und die Pferdezucht ist aber nicht hinreichend für das Bedürfniß. Die Schafzucht (vgl. d. Art.) ist vorzüglich wichtig. Durch span. Merinoschafe und durch die Anlage von Stammschäfereien ist der einheimische Stamm dergestalt veredelt worden, daß man das einheimische deutsche Schaf fast nirgend mehr in Sachsen findet. Man rechnet in Sachsen mehr als 2 Mill. veredelter Schafe, welche 4½ Mill. Wolle geben. Nach Ternaux (Paris 1827) ist die sächs. Elektoralwolle, welche allen andern vorgezogen wird, allein im Preise gestiegen; das Kilogramm, welches 1804 nur 16 Fr. kostete, galt im J. 1827 34 Franken. Die Schweine- sowie die Bienenzucht wird nicht ausreichend für den inländischen Bedarf betrieben. Die Zahl der Einw. ist 1.486.400 in 145 Städten, 56 Marktfl. und 3198 Dörfern. Der Abstammung nach bestehen die Bewohner des Landes aus Deutschen — die Hauptmasse der Volksmenge, wozu besonders der Einwohnerstamm des Erzgebirges und Voigtlandes gehört — und Wenden (100.000), die in der Oberlausitz, in einem von Deutschen umgebenen Bezirke, besonders um Bautzen und Löbau, wohnen, durch Sprache weniger, aber jetzt noch durch Sitten und Tracht ihren rein slawischen Ursprung verrathen, durch körperliche Kraft und starken Hang zur Sinnlichkeit von den Deutschen sich unterscheiden, aber auch durch Fleiß, Bildsamkeit und Gastfreiheit sich empfehlen. Die Sprache der deutschen Einwohner kommt der seit dem 16. Jahrh. ausgebildeten Schriftsprache ziemlich nahe, zwischen Ober- und Niederdeutsch in der Mitte stehend, jedoch nicht ohne viele mundartliche Abweichungen und landschaftliche Eigenheiten. Am besten spricht das Volk südlich bei Dresden, wiewohl es ein Vorurtheil ist, daß man hier das reinste Deutsch rede. — Die Religion des Königs ist die katholische, die der Mehrzahl des Volks die evangelisch-lutherische; Katholiken, etwa 47.000, gibt es in der Oberlausitz in 180 Ortschaften, zu Dresden (über 3000) und zu Leipzig; Reformirte, über 600, meistens zu Dresden und Leipzig; in der Oberlausitz 200 Herrnhuter; auch findet man hin und wieder Quäker, Methodisten, Anhänger von J. Böhme und von Schwenkfeld, deßgleichen einige Griechen; 1500 Juden, am zahlreichsten in Dresden. Allen Religionen ist freie Ausübung ihres Kultus erlaubt. Katholiken, Reformirte und Griechen haben mit den Lutheranern dieselben Rechte vom König Friedrich August 1806, 1811 und 1814 erhalten, welche der jetzt reg. König durch ein Erlaß vom 27. Juli 1827 feierlich erneuert hat. — Sachsen ist hinsichtlich des Gewerbfleißes und Handels eins der ausgezeichnetsten Länder Europas. Die wichtigsten Fabriken sind in Wolle, Leinwand, Baumwolle und Metallen. Die Wollenfabriken sind vorzüglich in der Lausitz, in Meißen und im Erzgebirge zu Hause, und liefern Tücher, Flanelle, Friese, Rasche und Strümpfe. Die

Leinwandfabriken, jährlich für 3 Mill. Thlr., haben ihren Hauptsitz in der Lausitz und liefern auch Zwillich und Damast. Am ausgebreitetsten ist die Baumwollenweberei, vorzüglich in Chemnitz und Plauen, wo man Kattune, Musseline, Piquees, Gingangs, Manchester, Kannefasse, Wallis, Barchent u. s. w. von ausnehmender Schönheit verfertigt. Bemerkenswerth sind ferner die Band-, Spitzen- (besonders im Erzgebirge und im Voigtlande), Leder- (welche die feinsten Sorten von Saffian und Korduan liefern) und die Metallfabriken; Kupfer-, Zinn- und Eisenhütten, die Porzellan-, Steingut-, Pfeifen- und Gewehrfabriken, 40 Papiermühlen, die Vitriol- und Scheidewasserlaboratorien, Pulvermühlen, Blaufarbenwerke, Buchdruckereien, die Verfertigung künstlicher Holzwaaren u. s. w. Die Seidenzeugweberei ist von keiner Bedeutung. Mit diesen Fabrikaten und Naturprodukten wird ein ausgebreiteter Handel getrieben. Der Mittelpunkt des Transito-, Speditions-, Commissions-, Wechsel- und Buchhandels ist Leipzig. Den Baumwollenhandel theilt es mit Chemnitz, Plauen und Zittau, den Colonialwaarenhandel, besonders seit der freien Elbschifffahrt, mit Dresden. Schon seit der Einführung des neuen preuß. Zollsystems ist der Transitohandel in Dresden bedeutend geworden und hat sich noch mehr, sowie überhaupt der Speditionshandel, durch die freie Elbschifffahrt gehoben, wie denn bereits die Stiftung einer elb-westind. Handelsgesellschaft (vgl. d. Art. Westindische Handelscompagnien) seit 1823 als eine Folge derselben genannt werden muß. Wichtigen Zwischenhandel treiben ferner Zittau, Chemnitz und Herrnhut. Man schätzt den inländ. Handel auf 10 Mill., wovon gegen 8 Mill. durch die Hände der leipziger Kaufleute gehen, den gesammten leipziger Waarenhandel in den Messen auf 18 Mill., den Buchhandel — ein wichtiges Beförderungsmittel der literarischen Cultur — auf 2 Mill. und Sachsens reinen Gewinn von dem gesammten Handel auf 1.500.000 und von dem Buchhandel auf 160.000 Thlr. — Hinsichtlich der wissenschaftlichen Cultur nimmt Sachsen unter Europas Ländern einen ausgezeichneten Rang ein. Fast in jedem Fache der Wissenschaften haben sich Sachsen ausgezeichnet und manche Fächer zuerst ausbilden helfen. An der Spitze aller Anstalten für höhere und gelehrte Bildung steht die Universität zu Leipzig. Hauptvorbereitungsanstalten sind die beiden Landesschulen zu Meißen und Grimma. Außerdem sind hierher Gelehrtenschulen in den bedeutendsten Städten, Dresden, Leipzig, Bautzen, Freiberg, Zwickau, Zittau u. s. w., zu rechnen. Unter den für nicht gelehrten Bildung bestimmten Schulen gibt es in Dresden, Leipzig, Bautzen, Zittau vorzügliche Anstalten. Zur Verbesserung der Unterrichtsweise wirkt besonders das allgem. Landschullehrerseminar zu Dresden. Aehnliche Anstalten sind zu Freiberg, Bautzen, Zittau, Glauchau ꝛc. In den bedeutendsten Städten gibt es Freischulen für Arme; in Dresden, Leipzig und Freiberg Sonntagsschulen für Handwerkslehrlinge. Ausgezeichnete Lehranstalten für besondere Zwecke sind die Bergakademie zu Freiberg, die chirurgisch-medizinische Akademie, die Militärakademie, das Cadettenhaus, seit 1828 eine technische Schule, alle zu Dresden, die Forstakademie zu Tharant. Literarische Vereine sind u. a. die ökonom. Sozietät, die ihren Hauptstamm zu Dresden und eine Nebengesellschaft zu Leipzig hat; die Jablonowskische, die deutsche, die Linneische, die naturforschende Gesellschaft und der Alterthumsverein, sämmtlich zu Leipzig; die mineralogische Gesellschaft, die Gesellschaft für Natur- und Heilkunde und die Flora, für Botanik, zu Dresden. Wichtig sind die kön. Bibliothek zu Dresden, die des Raths und der Universität in Leipzig, jene in Zittau; ansehnlich sind die bei den Schulen zu Meißen, Freiberg, Zwickau und Leipzig. Seit Friedrich August I. hob sich auch die artistische

Cultur in Sachsen, durch die Beförderung, die er, und nach ihm sein Sohn den Künsten angedeihen ließen, da man theils Künstler aufmunterte und beschäftigte, theils Kunstsammlungen anlegte und erweiterte (s. Dresden). Die Akademie der bildenden Künste zu Dresden, mit welcher eine ähnliche Anstalt zu Leipzig und eine Zeichnungsschule zu Meißen, sowie eine Architektenschule in Verbindung stehen, sind auf diesem Felde thätig. Die jährl. Ausstellungen der Akademie zu Dresden geben den Maßstab zur Beurtheilung der Leistungen ab. Unter Friedrich August I. und II. hob sich auch die Tonkunst, welche besonders durch eine treffliche Capelle in Dresden, sowie durch stehende Concerte hier und in Leipzig gefördert wird. — Sachsen ist eine durch die Verhältnisse des Landesherrn zum deutschen Bunde und zu der auf Verträge und Landtagsabschiede gegründeten landschaftlichen Verfassung beschränkte Monarchie. Der König hat ungetheilt die vollziehende Gewalt, das Ernennungsrecht zu allen Stellen, das Recht der Begnadigung, alle Militärgewalt und die Oberhoheit in den Standesherrschaften. Die Stände nehmen an der Staatsregierung Antheil theils durch Bewilligung der Steuern, theils durch eine berathende Stimme bei wichtigen allgemeinen Landesangelegenheiten, besonders bei der Gesetzgebung, bei dem Religions- und Schulwesen, bei Polizei-, Gewerbs- und Handelssachen. Die ständische Verfassung ist fast ganz die alte, aus frühern Jahrh. übergegangene. Das Markgrafthum Oberlausitz (vgl. Lausitz) hat zwar seine eigne ständische Verfassung, doch nehmen die Stände desselben seit 1817 an den allgemeinen Landtagen Theil. — Die Stände bilden: a. die Prälaten, Grafen und Herren, wozu die Abgeordneten des Stiftes Meißen, der Herrschaft Solms, der schönburg. Herrschaften und der Universität zu Leipzig gehören; b. die Ritterschaft, oder die adeligen Besitzer der schriftsässigen Güter, die wenigstens 8 Ahnen haben, und die alt-adeligen Deputirten der amtsässigen Rittergüter, welche in eignem Namen Sitz und Stimme haben, hingegen die bürgerlichen Besitzer solcher Güter, sowie die neu-adeligen Eigenthümer der Rittergüter durch 40 gewählte Abgeordnete erscheinen; c. die Abgeordneten von 85 Städten. Die Ritterschaft theilt sich in 3 besonders berathschlagende Vereine: den engen und weiten Ausschuß und die allgemeine Ritterschaft. Im engen Ausschusse hatten bei dem Landtage von 1820—21 auch die Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf, der Dechant des kathol. Stiftes zu Bautzen und die Abgeordneten des Stiftes zu Wurzen und außerdem 26 alt-adelige Mitglieder der mit schriftsässigen Rittergütern angesessenen Ritterschaft, überhaupt 30 Stimmführer Sitz. Im weiten Ausschusse waren bei jenem Landtage 45, und in der allgemeinen Ritterschaft 53 adelige und 12 bürgerliche Rittergutsbesitzer. Auch die Städte bilden 3 Vereine: einen engen Ausschuß, einen weiten Ausschuß und die allgemeinen Städte. Die Zahl der Mitglieder des Landtages beträgt 225 bis 230. Der Landtagspräsident (Erbmarschallamtsverweser) wird vom König ernannt. Alle Angelegenheiten, welche vom Landesherrn an die Stände, oder an jenen von diesen gelangen, werden gleichmäßig in allen 3 ritterschaftlichen, wie in den städtischen Curien, berathen, und jede Curie führt, unabhängig von der andern, ihre begutachtende Stimme. Die Landtage wurden bis an die neueste Zeit alle 6 Jahre gehalten, und auf diesen Zeitraum von den Ständen jedesmal die Steuern bewilligt, neuerlich aber haben nur 3jähr. Bewilligungen statt gefunden, wodurch die Versammlung der Stände von 3 zu 3 Jahren nöthig wurde. Die Landtagsakten werden seit 1820, jedoch bloß für die Mitglieder der Ständeversammlung, durch Steindruck vervielfältigt. Der Sitz des Landtages ist Dresden. Die Kreistage, gesetzlich constituirt durch die Kreisordnung vom 10. Aug.

1821, bilden sich durch die Ritterschaft der verschiedenen Kreise. Sie beschäftigen sich mit der Berathung der allgemeinen Angelegenheiten ihres Kreises, insbesondere mit der Vertheilung der auf den Landtagen auf die Ritterschaft verwilligten Prästationen derselben unter deren Glieder, sowie mit den Cassen- und Rechnungsangelegenheiten. — Die höchsten Landescollegien sind: 1. Das geheime Cabinet, dem die Bearbeitung aller dem Landesherrn zur eigenen Entscheidung vorbehaltenen Angelegenheiten zukommt, und die eingereichten Bittschriften zum Vortrag bringt. Den Vortrag haben 3 Cabinetsminister, deren Stellen jedoch nicht immer alle besetzt sind, für die 3 Departements a. der auswärtigen Angelegenheiten, bei welchem außer dem Minister 1822 ein Unterstaatssekretär angestellt ist; b. des Innern, wohin alle eigentliche Regierungs- und Verfassungsangelegenheiten, über welche der geheime Rath nicht entscheidet, sowie die Berichterstattungen mehrerer Verwaltungsbehörden gehören, und c. der Militärangelegenheiten dem alle unmittelbare Vorträge der Kriegsverwaltungskammer in Commandosachen zugewiesen sind, wogegen der andre Theil der Militärangelegenheiten in Land- und Wirthschaftssachen für den Minister des Innern gehört. 2. Der Geheimerath trat 1817 an die Stelle des geheimen Consiliums; es sind jedoch die 3 Conferenzminister, die an der Spitze der aufgehobenen Behörde standen, als mit der obern Leitung der evangelisch-geistlichen Angelegenheiten beauftragt, eine selbstständige Landesbehörde. Der Geheimerath ist zunächst zur Berathung des Königs in allen die Landesverfassung, die Gesetzgebung und allgemeine Verwaltung betreffenden Angelegenheiten bestimmt und hat über die gesammte öffentliche Verwaltung die Oberaufsicht. 3. Das geh. Finanzcollegium, aus 2 Departements bestehend, hat die Verwaltung des gesammten Finanzwesens, der Domänen und Regalien und der daraus fließenden Einkünfte, sowie auch der Bergwerke, mithin die Staatshauptbuchhaltung und die Oberaufsicht über alle landesherrliche Cassen. 4. Die Kriegsverwaltungskammer leitet alle militär. Angelegenheiten, mit Ausnahme der Commandosachen und der dem Generalkriegsgerichtscollegiums untergeordneten Militärjustiz; die Militärangelegenheiten der Lausitz aber gehören vor den Geheimerath. 5. Die Landesregierung, deren Mitglieder in adelige und gelehrte Räthe zerfallen, besteht aus 3 Geschäftsabtheilungen, welche Lehns- und Regierungssachen, Civiljustiz- und Vormundschaftssachen, Polizei- und Criminalsachen entscheiden, auch die Entwerfung und Bekanntmachung neuer Gesetze und die Erörterung von Hoheits- und Grenzstreitigkeiten zu besorgen hat. 6. Das Appellationsgericht, gleichfalls aus adeligen und gelehrten Räthen bestehend, ist der höchste Gerichtshof für das gesammte Land mit Inbegriff der Besitzungen der Standesherren. 7. Das Obersteuercollegium empfängt und berechnet alle von den Ständen bewilligten ordentliche und außerordentliche Steuern. 8. Der Kirchenrath und das Oberconsistorium, in ersterer Eigenschaft die höchste geistliche Landesstelle das gesammte Kirchen- und Schulwesens leitend, verfügt im Namen des Königs, als Consistorium aber nur Verordnungen erlassend. Unter ihm stehen die 25 Superintendenten und geistl. Inspektoren des Landes, sowie die Bücherkommission in Leipzig, die über die Beobachtung der hinsichtlich der literarischen Polizei und des Buchhandels bestehenden Verordnungen zu wachen hat. Für die Katholiken in den 4 erbländ. Kreisen ist seit dem 19. Febr. 1827 das apostolische Vikariat in Dresden die oberste geistl. Behörde; es hat, nebst dem ihm untergeordneten kathol. Consistorium die geistl. Angelegenheiten und die geistl. Gerichtsbarkeit in der Maße zu verwalten, wie solches von dem evangel. Kirchenrathe und den unter demselben stehenden Consistorien hinsichtlich der evangel. Unterthanen geschieht.

Das Kirchenregiment der kathol. Kirche in der Lausitz wird von dem Dechant des Domstifts St.-Petri zu Bautzen ausgeübt. Andere Behörden sind: die Oberrechnungsdeputation, die Landes Oekonomie-Manufaktur- und Commerziendeputation, die Commission zur Besorgung der allgemeinen Straf- und Verforgungsanstalten, die Brandversicherungskommission, die Commission zur Veredlung der Schäfereien, die Landeskommission zur Besorgung aller auf die Folgen des Kriegs sich beziehenden Angelegenheiten, die Kammerkreditkassenkommission und die Kassenbilletekommission. — Die obersten Justizbehörden sind: die Landesregierung und das Oberhofgericht zu Leipzig. Die Oberamtsregierung zu Bautzen ist der höchste Gerichtshof und zugleich Spruchkollegium für die Lausitz. Der Schöppenstuhl zu Leipzig spricht in allen bei den Justizbeamten der 4 Kreise anhängenden peinlichen Fällen das erste Urtheil, da verfassungsmäßig der untersuchende Richter nicht Urtheile fällen kann. Die Juristenfakultät zu Leipzig, die, unabhängig von der Universität, ein Spruchkollegium in erster und zweiter Instanz bildet, erhält Civilsachen zur Entscheidung Der Bergschöppenstuhl in Freiberg entscheidet in allen das Bergwesen betreffenden Fällen. Das Handelsgericht in Leipzig spricht in Handelssachen. Die Rechtspflege in erster Instanz wird theils durch die 41 Justizämter, theils durch die Stadträthe, theils durch die gutsherrlichen Gerichte der Rittergüter, die geistliche Gerichtsbarkeit aber von den evangel. Consistorien zu Dresden und Leipzig, und dem kathol. Consistorium zu Dresden, verwaltet. — Die oberste Leitung des Polizeiwesens steht der Landesregierung zu. In den 4 Kreisen besorgen die Polizeiangelegenheiten 4 Kreishauptleute und die ihnen untergebenen 13 Amtshauptleute. In der Oberlausitz leitet der Oberamtshauptmann die Polizei. Die oberste Leitung der medizin. Polizei hat das Sanitätskollegium zu Dresden in Verbindung mit dem Dekan der medizin. Fakultät zu Leipzig. — Für Krankenhäuser und Irrenanstalten (s. Sonnenstein) ist trefflich gesorgt. Die Zucht- und Arbeitshäuser sind zum Theil musterhaft eingerichtet. Das Postwesen, schon 1681 ausschließendes Regale, steht unter Oberaufsicht des Finanzkollegiums. Es gibt 42 Postämter und 35 Posterpeditionen. Das Forstwesen ist gut eingerichtet, die Verwaltung der Bergwerke (s. Freiberg) musterhaft. Es gibt 7 Bergämter unter dem Oberbergamt und dem Oberhüttenamt. — Die Thronfolge ist in männlicher Linie (der Albertinischen) erblich. Sollte diese in ihrem Mannsstamme erlöschen, so würde sie auf Sachsen-Weimar (die Ernestinische Linie) übergehen. Der König, Anton, reg. seit dem 5. Mai 1827, hat als Mitglied des deutschen Bundes die 4. Stelle in der Versammlung und im Plenum 4 Stimmen. Da der König, geb. 1755, vermählt zum zweiten Male mit der 1827 verst. Erzherzogin Maria Theresia, Kaiser Leopolds II. Tochter, keine Kinder hat, kommt die Thronfolge auf den jüngern Bruder Maximilian, geb. 1759, der mit seiner 1804 gest. Gemahlin Caroline v. Parma 2 Söhne (Friedrich August, verm. 1819 mit Caroline, Erzherzogin v. Oestreich, und Johann, geb. 1801, verm. 1822 mit Amalia, Tochter des verst. Königs Max. v. Baiern) und 4 Töchter erzeugt hat. — Die Staatseink. betragen 6½ Mill. Thaler, die Staatsschuld über 16.660.000 Thaler. Zur Bezahlung der Zinsen und zum Tilgungsfonds wird jährl. über 1 Mill. Thlr. bestimmt. Von 1823 an wurden alle mit 5 Proz. verzinseten Schulden nach der Wahl der Gläubiger entweder bezahlt oder auf 4 Proz. herabgesetzt. Das Papiergeld, 2.500.000 Thlr., steht der Münze im Verkehr gleich. — Die Kriegsmacht beträgt 13.300 M., das Bundeskontingent im Frieden 12.000 M., in Kriegszeiten aber 18.000 M. Die Dienstzeit ist auf acht Jahre festgesetzt. — Die Ritterorden sind: der militär. Heinrichsorden, 1736 gestiftet und

1768 erneuert; der 1807 gestiftete Orden der Rautenkrone für Fürsten und vornehme Staatsbeamte; der 1815 gestiftete Civilverdienstorden mit 3 Ritterklassen und einer Medaillenklasse. Der König ist Großmeister aller Orden. — Von dem Hause Sachsen Ernestinischer Linie, evangelisch-lutherischer Religion, blühen, nachdem die Speziallinie Sachsen-Gotha und Altenburg 1824 mit dem Herzoge Friedrich IV. ausgestorben ist, noch 4 Zweige: Sachsen-Weimar-Eisenach (seit 1815 großherzoglich), S.-Meiningen-Hildburghausen, S.-Altenburg und S.-Coburg-Gotha. Vrgl. die Art. Coburg-Saalfeld, Gotha, Hildburghausen, Meiningen und Weimar.

Sachsen, die preußische Provinz (458 QM., mit 1.259.221 Einw.), besteht 1. aus dem größten Theile des Herzogthums Sachsen, und vom ehemaligen königl. sächs., nunmehr sachsen-weimarschen Kreise die Städte Ziegenrück und Rachnis und 31 Dörfern nebst 16 einzeln liegenden Rittergütern (Preußen hat also den Besitz und die Titel der Lausitz, Thüringen und Henneberg); 2 aus dem Herzogthum Magdeburg auf dem linken Elbufer, Mansfeld, dem Fürstenth. Halberstadt, der Grafschaft Hohenstein, dem Eichsfelde mit Treffurt, Erfurt mit Untergleichen, Nordhausen, Mühlhausen und Quedlinburg nebst einigen von Hanover abgetretenen Landstrichen, z. B. Elbingerode. Diese Provinz wird von Hanover, der Provinz Brandenburg, Anhalt, dem Königreich Sachsen, den sächsischen Herzogthümern und Braunschweig umgeben; einige Theile liegen außer dem Zusammenhang mit dem Uebrigen. Der nördliche und östliche Theil des Landes ist eben; im Westen liegt ein Theil des Harzes mit dem 3400 Fuß hohen Brocken und die Vorgebirge desselben; im Süden wird es von dem thüringen Walde berührt, sodaß der ganze südwestliche Theil von den zwischen beiden Gebirgen sich erhebenden Rücken, der hohen Finne, Hainleite und andern durchzogen wird. Die rechts von der Elbe gelegenen Gegenden sind meist sandig; desto vortrefflicher sind die südlichen Gegenden von Magdeburg und Halberstadt, das ehemalige Thüringen, die Gegend von Halle ꝛc., wo sich im Magdeburgischen die Blöde, in Thüringen die goldene Aue durch die höchste Fruchtbarkeit auszeichnen. Das Land wird durchströmt von der Elbe, der Saale und ihren Nebenflüssen. Der plauensche Kanal, welcher die Elbe mit der Havel verbindet, kürzt die Schifffahrt zwischen Berlin und Magdeburg ab. An Seen sind die mansfelder zu bemerken. Getreide, Obst und Obstpflanzen sind die Hauptprodukte; dazu kommen Gruben von Blei, Kupfer und Eisen; Steinkohlen und Braunkohlen, vor allem aber ein unermeßlicher Reichthum an Salz, sodaß diese Provinz zu den gesegnetsten der Monarchie gehört. Ueber die Industrie und den Handel sind die Artikel der unten genannten Städte nachzusehen. — Die 5. Militärabtheilung des Staates umfassend, zerfällt diese Provinz in die 3 Regierungsbezirke Magdeburg, Merseburg und Erfurt, und zählt viele merkwürdige Orte, als: Magdeburg (Sitz des Oberpräsidenten und seit kurzem eines evangelischen Bischofs), Halberstadt, Quedlinburg, Halle (Universität), Wittenberg, Torgau, Merseburg, Naumburg, Schulpforte, Lützen, Roßbach, Eisleben, Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen und Suhl.

Sachsenfrist, s. Frist.

Sachsenjahr nennt man den Zeitraum von einem Jahre, sechs Wochen und drei Tagen, und in den Ländern des sächsischen Rechts die ordentliche Verjährungszeit beweglicher Dinge und einiger andern Rechte, wenn nicht spezielle Gesetze dieses oder jenes Landes einen längern oder kürzern Zeitraum zur Verjährung (man vergleiche diesen Artikel) bestimmen.

Sachsenspiegel, das vorzüglichste deutsche Rechtsbuch des Mittelalters, nach der, wahrscheinlich unechten, Vorrede so genannt, weil die Menschen darin, wie in einem Spiegel, ihre Thaten sehen und beurtheilen sollen. Eyke von Repgow, ein sächs. Edelmann und gräfl. Falkensteinischer Gerichtsschöppe 1215 fg., verfertigte ihn, die Rechtsgewohnheiten seiner Zeit und Gegend aufzeichnend. Seit Unterjochung der deutschen Völker durch die fränk. Herrscher hatten die sächs. Völkerstämme ihrer alten Rechtsgewohnheiten behalten und selbst ihre Autonomie bewahrt. Diese Rechtsgewohnheiten, welche der Sachsenspiegel enthält, der aus einer Zusammenstellung der vorzüglichsten Grundsätze des Land- und Lehnrechts besteht, erhielt, außer in den Landen des sächs. Rechts (d. i. in Westfalen, Friesland, Hessen, Niedersachsen, Brandenburg, Pommern, der Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren), auch in Polen, Dänemark, Preußen und den Niederlanden gesetzliches Ansehen, ungeachtet Papst Gregor XI. 1373 durch eine Bulle seine Aufhebung befahl. Der Sachsenspiegel besteht nicht bloß aus ursprünglich deutschen Rechtsvorschriften, Urtelssprüchen der Schöppen und Gewohnheiten, sondern auch aus einigen Sätzen des römischen und kanonischen Rechts, welches schon damals in Deutschland verbreitet wurde. Diese Privatrechtssammlung, in der alten sächs. Mundart geschrieben und in 2 Abschnitte (Landrecht, d. h. bürgerliches und peinliches Recht in 3 Büchern, und Lehnrecht) getheilt, dem später noch der Richtsteig des Land- und Lehnrechts, eine Prozeßordnung enthaltend, hinzugefügt wurde — war deßhalb für das deutsche Recht von außerordentlichem Werth, da durch dieselbe der Verdrängung der vaterländ. Gesetze und gerichtlichen Gebräuche vorgebeugt und dem willkürlichen Verfahren der Schöppen, welche nach den fremden, von ihnen oft nicht verstandenen Rechten urtheilen wollten, Einhalt geschah. Durch das röm. und kanon. Recht allmählig verdrängt, sind jetzt nur noch wenige Vorschriften des Sachsenspiegels (welcher noch gegenwärtig der Grundstein des sächs. Rechts ist) von praktischer Gültigkeit. Ausgaben und Handschriften besitzen wir viele; unter den letztern befindet sich ein höchst interessanter Codex mit farbigen Zeichnungen, das beste Modejournal des Mittelalters und nicht minder merkwürdig durch die originelle symbolische Darstellung juristischer Begriffe (z. B. Wenden durch umgewundene Bänder, vollbürtige Geschwister durch 2 Köpfe). Die beste Ausgabe war bisher von Gärtner (Leipz. 1732). Eine bessere und kritische Ausgabe nach einer berliner Handschrift haben wir kürzlich von Homeyer (Berl. 1827) erhalten.

Sächsische Schweiz, s. Sachsen, in geographischer und statistischer Hinsicht.

Sackleiter, eine Vorrichtung, welche die Menschenrettung aus Feuersgefahr bezweckt. Der Hauptmann von Neander, rühmlich bekannt als Erfinder und Verbesserer solcher Maschinen, hat eine sehr brauchbare Sackleiter angegeben, aus einer Strickleiter, einem länglichen Sacke und einem Kasten bestehend, und folgendermaßen eingerichtet. Die Strickleiter ist mit hölzernen, etwa 18 Zoll breiten Sprossen und mit 2 Oesen an den obern Enden der beiden Stricke, an denen die Sprossen befestigt sind, versehen. An diese Stricke wird der ganzen Länge der Leiter nach etwa 2 Ellen breiter Zwillich genäht, wodurch ein länglichrunder Sack entsteht, welcher durch die Leitersprossen auseinander gehalten wird, und der weit genug ist, daß auch der dickste Mensch bequem sich durch denselben herunter lassen kann. Durch die beiden obern Oesen der Leiter ist ein rundgehobeltes Querholz, 5 Zoll dick und 6 Fuß lang, gezogen, und wird zu beiden Seiten der Fensteröffnung gegen die innere Frontwand gelegt. Die Größe der Leiter richtet sich nach

der Größe der höchsten Häuser der Stadt. Ein Haus von 4 Stockwerken erfordert eine Leiter von etwa 60 Fuß. Sie wird in einem 3 Fuß breiten Kasten aufbewahrt, dessen Boden eine Schleife und den untern Befestigungspunkt der Leiter bildet. Die Leiter sammt dem Kasten sind von keinem bedeutenden Gewicht und können daher leicht und schnell an den Ort der Gefahr gebracht werden. Eine 60 Fuß lange Leiter kann ebenso gut bei einer geringen Höhe gebraucht werden, indem ein Theil derselben im Kasten bleibt. Leiter und Sack werden in eine Alaunauflösung getaucht und vor ihrem Gebrauche mit Wasser angefeuchtet, um sie vor Feuerfangen zu schützen.

Sackpfeife oder Dudelsack, eins der ältesten musikal. Instrumente, das man jetzt nur noch bei Schäfern und Landleuten, bei Kameel- und Bärenführern auf Jahrmärkten und bei der Regimentsmusik der Bergschotten im englischen Heere findet, wie es denn überhaupt in Schottland, besonders in dem Hochlande, häufig in Gebrauch ist. Es besteht aus einem ledernen Sack oder Schlauch, an dessen einer Seite sich eine Röhre befindet, durch welche der Spieler den Wind in den Schlauch bläst, den er vor sich hält, um ihn mit dem Arme an sich zu drücken und dadurch den Druck der Luft zu vermehren, damit eine auf der andern Seite in diesem Schlauche steckende Art von Schalmei die nöthige Luft zur Ansprache erhalte, wenn die Finger beider Hände auf derselben die Töne der Melodie greifen. Nächstdem sind noch einige in einem Tone fortklingende Pfeifen, die man Stimme nennt, mit dem Schlauche verbunden. Selbst in dem schneidenden Tone dieses Instruments liegt eine Harmonie, welche zu besonders gleichförmigen Stanzen als zweckmäßig kann angesehen werden. Es gibt mehrere Arten von Sackpfeifen.

Sacrament (latein.: Uebernahme einer Verbindlichkeit, Bund oder Weihe zu etwas, bei den Römern der Soldateneid). Dieses Wort hat nur darum in der christlichen Kirchensprache eine religiöse Bedeutung erhalten, weil es in der Vulgata (s. d. Art.) zur Uebersetzung des griech. Worts Mysterion (Geheimniß) gebraucht worden war. Doch erst im 12. Jahrh. fing man an, dieses Wort zur Bezeichnung der heiligen Handlungen zu gebrauchen, welche noch jetzt in der kathol. Kirche Sacramente heißen. Nach dem Lehrbegriffe dieser Kirche ist Sacrament ein sichtbares, von Christo (selbst ~~oder durch~~ seine Apostel) eingesetztes Zeichen, wodurch den Christen eine unsichtbare Gnade mitgetheilt wird. Diese Heiligungsmittel sind es vorzüglich, welche das kirchliche Christenthum zu einer überirdischen Anstalt erheben. Darum hat der Katholizismus auch streng auf diese Sakramente gehalten und sich deren keins nehmen lassen, vielmehr hat der Kirchenrath von Trient in der 7. Sitzung die Lehre der kathol. Kirche aus Veranlassung der Angriffe der Protestanten ausgesprochen und festgestellt. Dieser Sacramente sind sieben, welche auch alle von der kathol. Kirche getrennten morgenländ. Kirchen annehmen, als: die Taufe, die Firmung, das Abendmahl, die Buße, die letzte Oelung, die Priesterweihe und die Ehe. Ein Sakrament muß den würdigen Empfänger desselben gewisser göttlicher Gnadenwohlthaten theilhaftig machen, die seine Besserung oder Erstarkung im Guten bezwecken. Diese göttlichen Hülfen sind gedoppelter Art, denn sie sind eingesetzt, entweder zur Erweckung des Menschen aus dem Geistestode, oder zur Erneuerung des geistigen Lebens in Erfüllung des Berufes. Daher die ältern Lehrer die 7 Sacramente nicht unschicklich in die der Lebenden und in die der Todten eingetheilt haben, denn diese heben den Tod des Geistes auf, jene bringen neues Leben. Die Wirksamkeit der Sacramente erhellet übrigens am deutlichsten, wenn wir sie untereinander und mit den Bedürfnissen der Menschheit vergleichen. Z. B. wie die Taufe den Menschen in die frei-

tende Kirche einführt, so rüstet ihn die letzte Oelung zum Eingang in die triumphirende. Wie die Taufe das Leben des Geistes in dem Menschen anfängt; so nähret und stärket das Abendmahl das Leben des Geistes in dem Menschen. Wie die Taufe als eine zweite bessere Arche die Sünder aus den Fluthen der Sünde rettet; so ist die Buße das zweite Brett, welches die Wiedergefallenen vom Schiffbruche rettet. Wie das Sacrament der Ehe die Gemeinde der Heiligen in ihren Kindern fortpflanzet; so ist das Sacrament der Priesterweihe bestimmt, dieselbe in ihren Vätern und Führern fortzupflanzen. Wie die Firmung den schwachen Kämpfer für das Reich Gottes stärket; so salbet die Oelung den Lebensmüden zum letzten Kampfe. Die Sacramente haben also eine innere Kraft und Wirksamkeit — in der Schulsprache operatur ex opere operato. Indessen ist doch die Vorbereitung dazu eine so nothwendige Bedingung, daß ohne dieselbe Niemand die heiligmachende Gnade erlangen kann, welches auch die kath. Kirche ausdrücklich lehrt. — Die Stifter des Protestantismus bestimmten den Begriff des Sacramentes dahin, daß es ein von Christo selbst eingesetzter Feiergebrauch seyn müsse, wobei Der, der ihn würdig begehe, durch sinnliche Mittel und Zeichen gewisser göttlicher Gnadenwohlthaten theilhaftig werde. Die wittenberger und schweizer Reformatoren ließen, da jener Begriff, genau genommen, nur auf die Taufe und das Abendmahl passe, nur diese 2 als Sakramente gelten. Doch rechneten Luther und Melanchthon anfangs auch die Buße oder Absolution unter die Sacramente und gesellten sie späterhin nur stillschweigend als Vorbereitung zum Abendmahl. Die Socinianer erklären die Sacramente für willkürliche Feiergebräuche ohne besondere göttliche Segenskraft, zu deren Uebung kein Christ nothwendig verbunden sey. Die Quäker nennen dagegen die Sacramente innere Handlungen des Gemüths und begehen sie gar nicht äußerlich. Unter den kleinern protestant. Parteien folgen die Herrnhuter der lutherischen, die Methodisten und Taufgesinnten aber der reformirten Ansicht in Betreff des Abendmahls.

Sacristei heißt das zur Aufbewahrung der heiligen Bücher, Gefäße und Geräthschaften, zum Aufenthalte der Geistlichen und zur Verrichtung kirchlicher Handlungen, die nicht öffentlich geschehen sollen, bestimmte Zimmer bei jeder Kirche. — Sacristan ist bei den katholischen Domstiftern derjenige jüngere Geistliche, der die Schlüssel zur Sacristei und die Sorge der Bewahrung der darin befindlichen, zum Kirchendienste bestimmten Gegenstände hat.

Säcularisation oder Verweltlichung, die Verwandlung eines der Kirche gehörenden Gutes (Landes) in ein weltliches; ein Ausdruck, der seit dem westphäl. Frieden 1648 besonders von den geistlichen Ländern (Stiftern) in Deutschland gebraucht wurde, die man weltlichen Fürsten zutheilte, um sie wegen ihrer Ansprüche auf Entschädigung an Land und Leuten zu befriedigen. Das von jenem Frieden aufgestellte Beispiel ward erneuert im luneviller Frieden 1801 und durch den darauf folgenden Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803, wodurch die deutsche Kirche in ihren Klöstern und Stiftern 1719 QM. mit 3.163.000 Einwohnern und über 21 Mill. Gl. Einkünfte verlor.

Säculum heißt in der Sprache des gewöhnlichen Lebens ein Zeitraum von 100 Jahren, ein Jahrhundert. Man hat einige Mal einen lebhaften Streit über die Frage geführt: ob das Ende des Jahrhunderts mit dem Jahre 99 oder erst nach Ablauf des folgenden Jahres, als des hundertsten, da sey. Einige Chronologen sind der Meinung, daß nach Verlauf von 99 Jahren in unserer Zählung wirklich 100 Jahre beendigt seyen, indem Christus ein Jahr früher, als in unserer Zeitrechnung angenommen wird, gebo-

ren, unsere Zeitrechnung daher um ein Jahr immer zu spät sey. Den Grund dieses Irrthums finden sie in einem Rechnungsfehler Dionysius des Kleinen, der im 6. christl. Jahrh. unsere Aera feststellte, und nach Frank 2 Jahre, nach Bredow u. A. sogar 5 Jahre zu wenig rechnete. — Im Sinne des kanonischen Rechts bedeutet Säculum die Welt und das weltliche Leben im Gegensatze der Kirche und der geistlichen Sachen. Daher der Ausdruck Säcularisation.

Sades (Marquis von), geb. in der Grafschaft Venäissin, widmete sich der militärischen Laufbahn, stieg vor der Revolution bis zum Obersten eines Cavalerieregimentes, ward aber von dem Offiziercorps desselben gezwungen, seines unsittlichen Wandels wegen den Posten mit Schimpf zu verlassen. In Paris überließ er sich nun den gemeinsten und selbst unnatürlichsten Ausschweifungen, weßhalb er auf Befehl der Regierung 1789 in die Bastille gesetzt. Später nach Vincennes gebracht, schrieb er hier den berüchtigten Roman: „Justine, oder die Unglücke von der Tugend", welchem als Fortsetzung nach 2 Jahren der Roman „Juliette" folgte. Diese Werke sind unter allen verruffenen Romanen, womit der unglückliche, ausschweifende Leichtsinn der Franzosen ihr Schriftenthum besudelt hat, die verworfensten. Der größte Bösewicht, das schwärzeste Herz, die ausschweifendste, befleckteste Phantasie werden sie nicht ohne Schaudern lesen können: denn Alles ist darin so ungeheuer und empörend, daß man ein moralisches Scheusal wie Sades seyn muß, um Gefallen daran zu finden. Der Verfasser hatte gar die Frechheit, sich derselben zu rühmen und dem Direktorium Exemplare zu überschicken. 1804 wiederum eingezogen und nach Charenton gebracht, schrieb er Komödien, die der Direktor des Irrenhauses, Abbé de Coulmiers, von Wahnsinnigen aufführen ließ. Auch in Charenton fand Sades noch Gelegenheit, Opfer für seine unnatürliche Lust zu erkaufen, ward aber von der Polizei entdeckt und nach Bicetre gebracht, wo dieser entsetzliche Mensch im 63. J. gestorben ist.

Sadi (Scheikh Moslehedin Sadi el Schirazi), einer der berühmtesten lyrischen und moralischen Dichter der Perser, geb. zu Schiras, der Hauptstadt Persiens (1175 n. Chr.), von armen Aeltern, genoß eine gute Erziehung am Hofe Abubekrs. Er verließ sein Vaterland, das die Türken verheerten, ging nach Palästina, ward von den Franken gefangen genommen, den Kreuzfahrern in Palästina als Sklave verkauft und zu Tripolis beim Festungsbau gebraucht, bis ihn ein reicher Kaufmann von Aleppo loskaufte, der ihm kurz darauf seine Tochter zur Frau gab. Seine Ehe war aber nicht glücklich und diente nur zur Prüfung seiner Geduld. Er genoß von den verschiedenen Monarchen Persiens großer Gunst und reicher Wohlthaten. Erst im 90. J. seines Alters begann er zu schreiben, und vollendete den beträchtlichen Folioband seiner Werke in den 12 letzten J. seines Lebens. Er starb als 117jähriger Greis 1292. Sein Grabmal steht bei Schiras. Sadi's goldene Sprüche, in einer reinen, höchst zierlichen und dabei einfachen Sprache geschrieben, werden von den Persern als einen Schatz echter Lebensweisheit betrachtet. Ueber seinen Gulistan (Rosengarten), das schönste seiner Gedichte, und seinen Bostan (Baumgarten), die in viele Sprachen (deutsch zuerst von Olearius, 1654) übersetzt sind, s. Persische Literatur. Ferner besitzen wir von ihm eine Sammlung (Divan) lyrischer Poesien (Gaseln und Kassiden) in arab. und pers. Sprache, theils Liebesgedichte, theils Aufforderungen zu edeln Lebensgenüssen, vermischt mit ernsten Betrachtungen; endlich eine Sammlung von Sittensprüchen (Pendnahmeh oder Molamaat, Funken, Lichtstrahlen) in Versen, ist pers. und engl. in Ostindien und England einzeln gedruckt worden. Sein Königsspiegel (das

1. Buch des Guliſtan) hat J. G. Grohmann (Leipzig 1802) herausgegeben. Seinen Guliſtan erſchien von Gentius perſiſch und latein. und von Dumoulin perſiſch und engliſch (Calcutta 1823). Dr. Bernh. Dorn hat Drei Luſtgänge aus Sadi's Roſenhain (Hamb. 1827) aus dem Perſiſchen überſetzt. Sämmtliche Werke des Sadi ſind zu Calcutta (1795, 2 Bde. gr. 4.) perſiſch im Druck erſchienen.

Saducäer, eine von den 4 Hauptſekten der Juden, deren Stifter Sadoc, ein jüdiſcher Rabbiner, war, welcher um 200 v. Chr. lebte. Seine Lehre war nicht nur dem Theoretiſchen, ſondern auch dem Praktiſchen nach den Phariſäern (ſ. d. Art.) geradezu entgegengeſetzt. Sie nahmen nur das geſchriebene Wort als Geſetz an, alle Ueberlieferungen und Folgerungen aus den heil. Schriften verwerfend; hielten die Engel nur für auf eine kurze Zeit von dem göttlichen Weſen abgeſonderte Kräfte, nicht für ſich ſelbſt exiſtirende und fortdauernde Subſtanzen; die Seele des Menſchen für eine aus Gott gefloſſene und den Körper belebende Kraft, wieder zu Gott zurückkehrend; leugneten daher die Auferſtehung, nur ſolche Strafen und Belohnungen zulaſſend, die in dieſem Leben ſtatt haben und Folgen guter oder böſer Handlungen ſind. Sie befolgten indeß das im Geſetz Befohlene mit Strenge, blieben aber beim Buchſtaben des Geſetzes ſtehen. Chriſtus machte ihnen zwar den Vorwurf, daß ſie die Schrift nicht verſtänden, tadelte ſie aber nicht wegen ihrer Sitten. Auch gelangten ſie zu den höchſten Würden, ſelbſt zum Hohenprieſteramt. Noch jetzt beſteht dieſe Sekte unter den Karaiten.

Saffian (Maroquin, marokkan. Leder) wird vorzüglich in Syrien, auf der Inſel Cypern und an andern kleinaſiat. Orten von verſchiedenen Farben bereitet. Dieſe Zubereitung iſt bei den Türken ein Geheimniß, und die europ. Art, ihn zu verfertigen, ſteht noch immer gegen die türk. zurück, woran vielleicht auch die natürliche Verſchiedenheit der dazu verwandten Häute ſchuld iſt.

Sagan, ein etwa 18 QM. großes mediatiſirtes Fürſtenthum in Niederſchleſien, preuß. Reg.-Bez. Liegnitz, mit 34.000 meiſtens kathol. Einw. in 3 Städten, 1 Flecken, 124 Dörfern und 24 Ritterſitzen. Ehemals ein Theil des Fürſtenthums Glogau, ward es 1395 durch die Erbtheilung der Söhne des Herzogs Heinrich VIII. getrennt und erhielt ſeinen eignen Fürſten. Später kam es an Böhmen. Kaiſer Ferdinand II. beſchenkte damit ſeinen Feldherrn, Albr. v. Wallenſtein. Aber nach deſſen Ermordung ward es wieder eingezogen und 1646 von Kaiſer Ferdinand III. an einen Fürſten von Lobkowitz käuflich überlaſſen. Von den Nachkommen des Letztern kam es 1786 durch Kauf an den Herzog Peter von Kurland, nach deſſen Tode, 1800, es ſeine älteſte Erbtochter, die Prinzeſſin Katharina Friederike Wilhelmine (verm. mit dem Grafen Rudolf v. d. Schulenburg) erhielt, die ſich davon Herzogin von Sagan nennt. — Stadt und Schloß Sagan, in einem angenehmen durch den Bober gebildeten Thale, mit 6 Kirchen, 4500 Einw., einem kathol. Gymnaſium, Tuchfabriken; Sitz der herzoglichen Regierung.

Sage iſt die willkürliche Dichtung, welche aus dem Drange eines Volkes entſteht, irgend etwas Geſchehenes oder überhaupt Gegebenes erzählend aufzufaſſen. Die Sage hat alſo einen hiſtor. Grund. Uebrigens kann ſie etwas Früheres oder Gegenwärtiges darſtellen, oder auch nur auf Veranlaſſung eines gegebenen Wirklichen (z. B. des Anblicks merkwürdiger Felſen, Höhlen und andrer Oertlichkeiten, oder durch Denkmale, ja durch auffallende Namen) entſtehen. In ihr geben ſich zugleich die Vorſtellungen und Anſichten eines Volks auf eine dem Standpunkte deſſelben angemeſſene, anſchau-

liche Weise kund. Ja oft sind diese Vorstellungen selbst der histor. Anknüpfungspunkt wie in der Göttersage, die eben dadurch von der Heldensage und überhaupt von der Menschensage sich unterscheidet, daß diese sich mehr an gegebene Ereignisse anschließt. Indem sie von Mund zu Munde läuft, erfährt sie bald große Veränderungen und wird mit den sich erweiternden Begriffen des Volks modifizirt; daher oft ihre seltsame Gestalt. Außer der mündlichen Ueberlieferung wird sie erhalten durch Volkslieder und Chroniken und Denkmale räumlicher Art. In der neuern Zeit hat man, die Vorzeit mit größerem Ernste betrachtend, Sammlungen von Sagen veranstaltet; so haben die Gebr. Grimm (1817, 2 Thle.) Deutsche Sagen herausgegeben; P. L. Müller eine Sagenbibliothek. Vgl. Mythen und Historie.

Sage (Alain René Le), einer der berühmtesten franzöſ. Schriftsteller, geb. um 1668 zu Sarznau auf der Halbinsel Rups in Bretagne, verlor früh seine Aeltern und kam durch einen Onkel um sein kleines Vermögen. In dem Collegium der Jesuiten zu Vannes zeichnete er sich durch seinen Fleiß aus. 1692 ließ er sich in Paris nieder, theils um seine Studien fortzusetzen, theils sich ein Unterkommen zu verschaffen. Er fand Zutritt in guten Häusern, und eine reiche Dame, deren Herz er gewonnen hatte, unterstützte ihn. Nach Auflösung dieser Verbindung heirathete er, nachdem er die bischöfl. Erlaubniß dazu erlangt hatte, die Tochter des Bürgers Huyard zu Paris, 1694. Von jetzt an widmete sich Le Sage, der sich anfänglich als Advokat beim Parlament hatte einregistriren lassen, ganz der Literatur. Sein erstes Werk war ein Uebersetzung der griech. Briefe des Aristenät, 1694. Durch einen Freund, den Abbe Lyonne, der ihm eine Rente von 600 Livres aussetzte, mit der spanischen Literatur vertraut geworden, fing Le Sage nun an, Lustspiele von Lopez de Vega, Francesco de Roxas u. A. zu bearbeiten, und 1704—6 erschien seine Uebersetzung von Cervantes's Don Quixote. Diese Arbeiten sowohl wie der von ihm ein Jahr darauf herausgegebene Hinkende Teufel gründeten seinen Ruf, der durch den 1715 zum ersten Mal ans Licht tretenden Gil Blas von Santillana (einen der vorzüglichsten franz. Romane, ausgezeichnet durch wahre Sittenschildernngen, reife Beurtheilungen, vermischt mit sinnigen und ergötzlichen Situationen und Darstellungen) die größte Ausbreitung erhielt. Auch auf der Bühne machten seine Arbeiten Glück, vorzüglich: Crispin, der Nebenbuhler seines Herrn, und Turcaret. Außer einer Menge andrer Romane und Theaterstücke, einer nicht uninteressante Sammlung von Anekdoten und geschichtlichen Charakterzügen, gab er auch eine Uebersetzung von Bojardo's verliebtem Roland heraus. Le Sage besaß keine große Erfindungsgabe, aber Geist, Geschmack und die Kunst, fremde Ideen sich anzueignen und sie zu verschönern; vor Allem war er seiner Muttersprache mächtig, und gehört in dieser Hinsicht zu den franz. Classikern. — In glücklichen Verhältnissen lebend, sah Le Sage einem ruhigen Alter entgegen, das nur durch zwei seiner Söhne, die sich gegen seinen Willen dem Theater widmeten, getrübt wurde; doch der Künstlerruf des ältesten versöhnte ihn mit Beiden. Der Tod dieses Sohnes verleidete ihm den Aufenthalt zu Paris; er wandte sich nach Boulogne, wo sein zweiter Sohn Kanonikus war. Hier starb er 1747, im 80. Jahre seines Lebens. Le Sage empfand in seinen letzten Jahren einen besondern Einfluß des Sonnenlichts auf seinen Körper. Sobald nämlich sich dieses Gestirn dem Meridian näherte, fühlte er sich wohl, kräftig und leicht; wenn aber der Tag sich zu neigen begann, fiel er in einen Zustand von Schwäche und Abspannung, welcher regelmäßig bis zum Wiederanbruch des neuen Tages dauerte.

Sagenkreise des Mittelalters, s. Deutsche Poesie und Ritterpoesie.

Sago, das Mark, nicht wie man sonst glaubte einer besondern Sagopalme oder des Sagobaums, sondern mehrerer Palmenarten. Bei allen Palmen gibt nämlich der Stamm, wenn er ein gewisses Alter erreicht hat, ein süßes, nahrhaftes Stärk- oder Satzmehl, welches man unter jenem Namen kennt, und in der Diätetik und Medizin, wegen seiner nährenden und erweichenden Eigenschaft ein wichtiges Produkt ist. Nach Bergius geschieht die Zubereitung durch die Indianer auf ähnliche Weise, wie bei uns die des Kartoffelstärkmehls. Nachdem sie den Stamm der Länge nach aufgeschnitten haben, nehmen sie das Mark heraus, zerkleinern es, waschen es mit kaltem Wasser und bilden es damit zu einem Teig, den sie durch ein Sieb drücken und so in die Form von Körnern bringen, welche sie erst an der Sonne, dann bei sehr mäßigem Feuer trocknen. Auf diese Weise gewinnen sie oft aus einer Palme an 400 Pfund Sago. Der meiste Sago kommt zu uns Ostindien.

Sagunt, eine berühmte Stadt im alten taraconensischen Spanien, unfern von dem Flusse Turius (Murviedro). Als eine Pflanzstadt der Zacynthier und Rutuler stand sie mit den Römern im Bunde, und wurde daher von Hannibal 219 v. Chr. angegriffen und nach einer äußerst hartnäckigen Belagerung, in welcher die Einw. zuletzt sich selbst und ihre beste Habe den Flammen preisgaben, erobert und zerstört, worauf der zweite punische Krieg seinen Anfang nahm. In der Folge wieder erbaut, gehörte Sagunt während der Römerherrschaft zu den glänzendsten Städten Spaniens, von welcher nur noch einige Reste (ein schönes, noch wohl erhaltenes Theater, Trümmer eines Bacchustempels, viele Inschriften ꝛc.) übrig sind. Jetzt steht auf derselben Stelle die Stadt Murviedro, bei welcher in dem spanisch-französischer Kriege am 25. Oktober 1811 die Armee von Valencia unter Blake durch den Marschall Suchet geschlagen wurde, worauf das Fort Sagunt capitulirte.

Sahara (arab. die Wüste) heißt vorzugsweise die größte Sandwüste der Erde, 60.000 QM., welche sich in Afrika von der Westküste, zwischen dem Staat von Marokko und dem Senegalflusse, gegen Osten durch ganz Afrika bis Aegypten und zum Theil durch Nubien bis ans rothe Meer erstreckt; das alte Libyen war ein Theil davon. Es ist eine dürre, sandige, meistens mit Kieselsteinen bedeckte heiße Ebene, zum Theil mit Hügeln von Flugsand. Nur hin und wieder finden sich Quellen und fruchtbare Plätze (s. Oase), von denen 20 durch Mauren, Berbern ꝛc. bewohnt sind. Trotz der vielen Gefahren wird die Wüste dennoch jährlich in allen Richtungen von zahlreichen Handelskarawanen von einer Oase zur andern durchzogen. Einige Disteln und Mimosen, der Mannastrauch und wilder Thymian nebst einigen Dattelpalmen ꝛc. ist Alles, was in den begünstigsten Gegenden wächst. Dagegen ist die Wüste reich an Steinsalz, mit welchem Handel nach Sudan getrieben wird. Löwen und Panther finden sich nur am Rande der Wüste, ins Innere wagen sich kaum die schnellsten aller Thiere, der Strauß und die Antilope.

Said oder Oberägypten, ein für den Alterthumsforscher merkwürdiges Land, wo sich die meisten und herrlichsten Ruinen Altägyptens finden, ist jetzt der am wenigsten bevölkerte Theil des Landes, obgleich hier die Luft am gesundesten und man von den Unterägypten verheerenden Krankheiten hier wenig oder nichts weiß. Die Hauptstadt ist Siout (15.000 Einw.) am linken Nilufer, der Hauptsklavenmarkt für die aus dem Innern kommenden Karawanen. Die Gebirge westlich von Siout sind mit altägypt.

Grabgrotten angefüllt. Mehr den Nil (vgl. über dessen Stromthal d. A.) hinauf sind die ersten schönen Trümmer eines Tempels beim Dorfe Gau am rechten Ufer; nicht weit davon bei der Stadt Ahmim die Ruinen des alten Chemnis oder Panopolis, aus 2 Tempeln und vielen Säulen bestehend. Weiter südlich, oberhalb Girgeh, sieht man die fast ganz im Sande begrabenen Ruinen von Abydos; am linken Ufer die von Trümmern umgebene Stadt Hau und nicht weit davon die herrlichen Ueberbleibsel der alten Tentyra (vgl. d. Art.). Einige Meilen aufwärts an beiden Nilufern liegen in einer Ebene die unermeßlichen Ruinen von Theben (vgl. d. Art.). Auch s. man den Art. Beerdigung. — Bei Esne, einer Stadt auf dem linken Ufer, sind höchst vortrefflich gearbeitete Bildwerke an den Resten mehrerer Tempel. Südlich davon, beim Dorfe Eikab, ist ein Berg besonders durch seine Grabhöhlen merkwürdig, weil die Wände derselben mit Bildwerken und Malereien bedeckt sind, welche eine große Mannigfaltigkeit von Gegenständen des gemeinen Lebens und der Beschäftigung der Menschen darstellen. — Unweit dem großen Dorfe Edfau am linken Ufer stehen noch 2 sehr wohl erhaltene Tempel von feinem Sandstein mit herrlichen Bildwerken verziert, Reste von Apollinopolis Magna. Weiter südlich, in einer öden Sandwüste am östlichen Ufer, liegen die Ruinen von Ombos, unter welchen man noch 2 Tempel erkennt. Fast ebenso öde sind beide Ufer des Flusses von hier bis Syene, 8 Meilen weit beschaffen. — Assuan, unter 24 Gr. 5 Min. N. Br., auf dem rechten Ufer, neben dem alten Syene, ist der südlichste Grenzpunkt Aegyptens, und ist durch seinen Hafen für den Handel wichtig. Südwestlich davon, am Abhange eines Hügels, sind die Ruinen Syene's; ein Kastell, welches die Franzosen auf einem Felsen dabei angelegt, vollendet die Mannigfaltigkeit der Gegenstände. Hier ist das Gebirge Granit, wo die Steinbrüche sind, aus denen der größte Theil des Granits genommen ist, von dem Aegyptens, Griechenlands und Italiens alte Tempel meistens erbaut sind. Die Oberfläche der Felsen ist häufig mit Bildwerken bedeckt; auch mit Häusern und Palmenwäldern. Die Katarakten, welche der Nil hier bei einer Breite von 3000 Fuß bildet, sind 7—8 Fuß hoch, selbst bei niedrigem Wasserstande. — In der Nähe von Syene und unterhalb der letzten Katarakte bildet der Strom die über 4000 Fuß lange und 2400 Fuß breite Insel Elephantine, deren südlicher Theil felsig ist, der nördliche aber angeschwemmtes Land enthält, welches sorgfältig bebaut durch seine schöne Vegetation einen auffallenden Kontrast mit den Felsen und dem nackten Sande umher bildet. Einige Dörfer liegen auf und an den Ruinen der alten Stadt, welche den südlichen Theil der Insel einnahm. — Südlicher, gleich oberhalb der letzten Katarakte und innerhalb vieler Stromschnellen, liegt die 1152 Fuß lange und 408 Fuß breite, höchst merkwürdige Insel Philä unter 24 Gr. 1 Min. N. Br., hat wie die vorige nur etwas angeschwemmtes Land, südlich Granitfelsen, und war einst ganz mit einer sehr sauber gearbeiteten Mauer umgeben. Auf dem Granit stehen eng zusammengedrängt die schönsten Ruinen von Aegypten, 2 Tempel, ein größerer des Osiris und ein kleinerer der Isis, andere mehr zerstörte, ein Obelisk und lange Säulengänge, Alles von blendend weißem Sandstein, Alles mit herrlichen Bildwerken und Inschriften aus sehr verschiedenen Zeiten bedeckt. Seit der franz. Expedition 1758 sind wir mit Said bekannter geworden.

Saidschütz und Sedlitz, 2 Dörfer nicht fern von der Stadt Bilin in Böhmen, liegen am Abhange des Mittelgebirges. Die Umgegend ist arm an trinkbarem Wasser und Bäumen, enthält den Serpina-Sumpf, welcher von Basaltfelsen eingeschlossen, sich fast eine Meile weit von Süden nach

Norden erstreckt, oft ein halbes Jahr unter Wasser steht und sich bei trockner Witterung als Wiese benutzen läßt; dann gräbt man häufig Graben, in denen Bittersalz gesotten wird. Am südlichen und nördlichen Abhange eines sich in den Sumpf hineinziehenden Hügels befinden sich ungefähr 24 Bitterwasserbrunnen, welche 1724 von einem holländischen Arzt, Fr. Hoffmann, entdeckt wurden. Das bitterschmeckende Wasser besitzt laxirende Eigenschaft, und es wird mit ihm, als berühmtem Mineralwasser, in steinerne, viereckige Flaschen gefaßt, einen bedeutenden Handel durch ganz Deutschland getrieben.

Saint-Lambert (Jean François), Mitglied der Akademie und des Nationalinstituts, geb. zu Nancy, erwarb sich frühe bei seinen Landsleuten den Ruhm eines ausgezeichneten Dichters und kenntnißreichen Literators. Seine Erziehung empfing er von den Jesuiten zu Pont à Mousson, für die er immer eine große Anhänglichkeit zeigte. In seiner Jugend nahm er Militärdienste, verließ aber 1748 die Laufbahn und begab sich an den Hof des Königs Stanislaus von Polen nach Luneville, wo er mit den liebenswürdigen und geistreichen Frauen, welche der Monarch um sich versammelt hatte, in Verbindung trat. Hier lernte er Frau von Chatelet kennen, schloß sich an sie und gewann ihre Zuneigung. Auch mit Voltaire befreundete er sich, schmeichelte ihm gar sehr in seinen Versen, indem er ihm den Sieg über Corneille und Racine zusprach, und ward dafür auch wieder von Voltaire gelobt. Die Revolution verschonte sein Leben. Er starb zu Paris 1805 bei seiner Freundin, Frau von Houdelot, welche ihm in seinen letzten Jahren die aufmerksamste und edelmüthigste Sorgfalt weihte, obgleich er, in eine Art von Kindheit gefallen, nicht aufhörte, sich über sie zu beklagen. Von seinen Gedichten sind am bekanntesten: Der Morgen und der Abend, und: Die Jahreszeiten; ersteres zeichnet sich durch frische Lebhaftigkeit und Grazie aus, das andere besitzt zwar viele Vorzüge, erreicht aber Thomsons Jahreszeiten nicht. Seine Erzählungen in Prosa (Zimeo, Albenake, Sara ꝛc.) hauchen eine sanfte Empfindsamkeit; von seinen Orientalischen Fabeln sind viele Originale, die andern ein gelungener Auszug Dessen, was Herbelots Bibliothek Angenehmes enthält. Sein Werk: Grundsätze der Sitten aller Nationen oder allgemeiner Katechismus, ist weniger beachtet worden als es verdient. Viele seiner kleinern Gedichte sind in franz. Musenalmanachen zerstreut. Das interessanteste seiner prosaischen Werke sind die Memoiren über Lord Bolingbrocke's Leben. In einem hinreißenden Style zeichnet Lambert in demselben die verschiedenen Gelehrten und Staatsmänner im Zeitalter der Königin Anna. Seiner Schrift: Trostgründe des Alters, merkt man das hohe Alter ihres Verfassers nicht an.

Saint-Pierre 1) (Charles Irenée Castel, Abbé de), geb. in der Normandie 1658, ward erster Almosenier bei Madame, Abt von St.-Trinité de Tiron und 1695 Mitglied der franz. Akademie. Der Cardinal Polignac, welchem seine politischen Kenntnisse gerühmt worden waren, nahm ihn mit zu den Friedensverhandlungen nach Utrecht. Nach Ludwigs XIV. Tode ward er von der Akademie ausgeschlossen, weil er in seiner Polysinodie die Errichtung von Rathscollegien des Regenten der Regierungsweise Ludwigs XIV. vorgezogen hatte. Er starb zu Paris 1743. Von seinen Werken, die zu ihrer Zeit viel Aufsehn erregt, sind die vorzüglichsten: Projekt eines ewigen Friedens zwischen den Mächten Europas; ein schöner menschenfreundlicher Traum, welcher bei der jetzigen Lage der Staaten gegeneinander nie ausgeführt werden kann, aber viele große und treffliche Gedanken enthält. Ferner: Politische Annalen Ludwigs des Vierzehnten (2 Thl. 1737), ein noch immer geschätztes Werk, u. m. a. — 2) (Jacques Bernardin Henri de), einer der geist- und gemüthvollsten philosoph. Schriftsteller der Franzo-

sen, geb zu Havre de Grace 1737, war in seinem 12. J. des Schulzwanges so überdrüßig, daß er mit seinem Oheim nach Martinique segelte. Das Heimweh trieb ihn zurück. Er studirte in der Ingenieurschule zu Paris und ging als Offizier nach Malta. Ein Zweikampf nöthigte ihn, im Auslande Dienste zu suchen. Katharina II. gab ihm eine Unterlieutenantsstelle beim Ingenieurcorps, die er aber nach 18 Monaten niederlegte. Er diente in Polen der franz. Partei, ward von den Russen gefangen, freigelassen, hielt sich in Warschau, Dresden, Berlin und Wien auf, ging wieder nach Paris, erhielt eine Ingenieuroffizierstelle in Isle-de-France, nahm wegen Zwistigkeiten nach 2 Jahren seinen Abschied und ging nach Frankreich zurück. Nun begann sein literarisches Leben. Er theilte eine kleine Pension mit seiner Mutter und gab 1773 seine Reise nach Isle-de-France heraus. 1784 erschienen seine Etudes de la nature. Nun ward er Intendant des botan. Gartens und des naturhistor. Museums. Sein Roman: Paul und Virginie (1788) erlebte in einem J. 50 Aufl. und Nachdrücke und bis 1828 an 300. Er ist in alle Sprachen übersetzt, deutsch von Gleich (Leipz. 1820). Napoleon gab ihm den Orden der Ehrenlegion; Joseph Bonaparte eine Pension von 6000 Franken. Bernardin gab noch die Chaumière indienne, die Harmonies de la nature u. a. Schriften heraus. Er starb 1814 auf seinem Landgut bei Paris. Seine Oeuvres erschienen zu Brüssel in 8 Bdn. Aimé Martin schrieb einen Versuch über Bernardin's Leben und Schriften (Paris 1820).

Saint-Real (César Vichard de), berühmter historischer Schriftsteller, geb. zu Chambery in Savoyen, wo sein Vater Staatsrath war, kam früh nach Paris und erwarb sich hier durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine Kenntnisse viele Freunde. Der Geschichtschreiber Varillas, bei dem er einige Zeit lebte, klagte ihn des Diebstahls seiner Papiere an, doch maß das Publikum dieser Beschuldigung keinen Glauben bei. 1675 nach Chambery zurückkehrend, lernte er daselbst die Herzogin von Mazarin kennen, die er auf einer Reise nach England begleitete. Von dort begab er sich wieder nach Paris, wo er mehre Jahre u. d. T. eines Abbé (ohne jedoch eine Pfründe zu haben), mit historischen Arbeiten beschäftigt, lebte. 1692 ging er nach Chambery zurück und starb in dems. Jahre. Real besaß eine lebendige Einbildungskraft, viel Tiefe des Geistes, doch keinen geläuterten Geschmack. Unter seinen Werken (vollst. Ausg., Paris 1757, 8 Bde. 12.) zeichnen sich aus: Sieben Abhandlungen über das Studium der Geschichte; Geschichte der Verschwörung der Spanier 1618 gegen die Republik Venedig, viel Romanhaftes enthaltend, und hinsichtlich des Styls den zum Vorbild genommenen Sallust nicht ganz erreichend; Don Carlos, eine gut geschriebene Geschichte, hat aber gleichfalls eine romanhafte Richtung; Discours sur la valeur, eine seiner besten Schriften; Uebersetzung der Briefe des Cicero an Atticus u. a. m.

Saint-Simon, ein altes berühmtes franz. Geschlecht. Bekannt sind die historischen Mémoires des Herzogs von Saint-Simon (Louis de Rouvroi), Pairs von Frankreich, aus den Zeiten des 14. und 15. Ludwigs. — Als Schriftsteller über Politik und Staatswirthschaft hat sich ausgezeichnet: Henri, Graf von Saint-Simon, geb. 1760, focht an der Seite seines Neffen, Cl. A. Herzog von Saint-Simon, im nordamerikanischen Freiheitskriege und erhielt den Cincinnatus-Orden. In der Seeschlacht, die H. de Grasse 1782 gegen Rodney verlor, kam er durch die Eroberung des Admiralschiffes, auf dem er sich befand, in engl. Gefangenschaft. Durch die Revolution verlor er einen großen Theil seines Vermögens; daher unternahm er 1797 die Einführung einer Eilpost in Frankreich, die u. d. N. l'Eclair bekannt ist. Den Grundsätzen einer vernünftigen Freiheit stets treu

geblieben, gab er eine etwas polemische Zeitschrift heraus: L'organisateur, die aber 1820, von der Censur beschränkt, aufhören mußte. Außer den Briefen von Saint-Simon (1808) erschien von ihm, gemeinschaftlich mit H. Thierry: L'industrie, ou discuss. polit., morales et philosoph., dans l'intérêt de tous les hommes livrés à des travaux utiles (1812, 4.). Sein Werk: De la régénération de la société européenne (1814) erlebte 2 Aufl. Er starb zu Paris 1825.

Saint-Vincent (Lord, Graf John Jervis v.), Admiral, Pair, Geheimerrath u. s. w., 2ter Sohn des Swynfen Jervis Esq., Herrn von Meaford, Mitglieds des Admiralitätsraths, geb. 1736, trat sehr früh in Seedienste und machte unter Anson, Hawke u. A. seine Schule. 1748 ging er nach Paris, um die franz. Sprache, sowie die Sitten und den Ton der feinen Welt sich anzueignen. Im 7jährigen Kriege erwarb er sich als Schiffslieutenant durch Muth und Talente die Liebe seiner Obern. In dem nordamerikan. Kriege befehligte er den Foudroyant von 80 Kan. und zeichnete sich in dem Treffen, was der Admiral Keppel der franz. Flotte unter dem Grafen d'Orvilliers auf der Höhe von Quessant am 27 Juli 1778 lieferte, durch Tapferkeit aus. Später wurde auf sein Zeugniß der Admiral Keppel von der Anklage, daß er in jenem Treffen seine Pflicht nicht erfüllt habe, freigesprochen. Durch ein geschicktes Manoevre nahm er 1782 ein franz. Linienschiff von 74 Kan. weg und wußte den Kampf so zu leiten, daß der Feind eine bedeutende Anzahl der Schiffsmannschaft verlor und er nur einige Verwundete hatte. Nach dem Frieden zum Mitglied des Unterhauses gewählt, trat er auf die Seite der Opposition und huldigte den politischen Grundsätzen des Grafen Shelburne. Im Laufe des franz. Revolutionskrieges ward er zum Contreadmiral erhoben, nahm im März 1794 Martinique und St.-Lucie weg und beobachtete 1796 die Häfen von Genua und Toulon, wurde aber, durch die Vereinigung der span. Flotte unter Langara mit der franz. in Toulon, gezwungen, das Mittelmeer zu räumen. Hierauf bloquirte er Cadix und schlug am 14. Febr. 1797, beim Cap St.-Vincent, mit 15 Linienschiffen und 4 Fregatten (1232 Kan.) die span. Flotte von 27 Linienschiffen und 10 Fregatten (2212 Kan.) unter D. Luis de Cordova. Jervis trennte die feindliche Linie und nahm 4 Linienschiffe. Die geschlagene Flotte flüchtete sich in den Hafen von Cadix, welche Stadt der Sieger am 3. Juli durch den Commodore Nelson beschießen ließ. Das Parlament stattete Jervis feierlich den Dank der Nation ab; London verehrte ihm einen kostbaren Degen; der König ernannte ihn zum Grafen von St.-Vincent, Baron Meaford, und gab ihm ein Jahrgeld von 3000 Pfd. St. Als Pair von England befehligte er noch fortwährend die Flotte im Mittelmeer, vor Lissabon und Cadix, und ließ 1798 durch Nelson die franz. nach Aegypten bestimmte Flotte verfolgen. 1801 wurde er erster Lord der Admiralität unter Addingtons Verwaltung, legte aber, als Pitt wieder ins Ministerium trat (1805), diese Stelle nieder und übernahm dafür 1806 den Befehl der Beobachtungsflotte im Canal. Angeklagt, die Flotte nicht mit hinlänglichen Vorräthen versehen zu haben, ward er aber freigesprochen. Später sprach er im Oberhause gegen die Unternehmung 1807, die dänische Flotte aus dem Hafen von Kopenhagen wegzuführen; auch gefiel ihm nicht der Feldzugsplan des Sir John Moore 1808 in Spanien; überhaupt billigte er die hartnäckige Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich nicht. Auffallend war es, daß er sich 1807 der Abschaffung des Negerhandels widersetzte. Alter und Kränklichkeit bewogen ihn 1816 aus dem politischen Leben zu treten. Von der Zeit an brachte er seine Tage meist auf seinem Landgute in Rochetts bei Brandwood zu, wo er auch 1823 starb.

Saiten sind Fäden, welche entweder aus zusammengedrehten Schafdärmen oder aus Metall und aus Darmsaiten mit Metalldraht übersponnen bestehen. Ihre verschiedene Länge, Stärke und Dicke, sowie die geringere und größere Anspannung derselben, welche sie auf der dünnen Decke eines Instruments erleiden, bedingen die Anzahl und Geschwindigkeit ihrer Schwingungen und bringen die verschiedenen Klänge hervor. Die Schaf- oder Lämmerdärme werden nach vorhergehender Reinigung in einer Lauge gebeizt, gesponnen und dann durch Schleifen geglättet. Ihre Güte richtet sich nach ihrer Haltbarkeit, Reinheit und nach dem Hellen und Körnigen des Klanges; deßwegen haben undurchsichtige und nicht elastische Saiten gewöhnlich diese Eigenschaften nicht. Die romanischen in Italien verfertigten Darmsaiten sind die besten. — Die Metallsaiten sind entweder aus Messingdraht oder aus Eisen. Solche liefert Nürnberg. Man hat auch Versuche mit Saiten aus Seide gemacht, aber es fehlt ihnen an einem feinen Klange.

Saiteninstrumente sind diejenigen, bei welchen durch Schwingung der Saiten der Ton hervorgebracht wird. Die Art aber, wie die Saiten in Bewegung gesetzt werden, ist verschieden, und hiernach zerfallen die Saiteninstrumente wieder in besondere Classen: 1) Bogeninstrumente oder Geigen, auf welchen durch Streichen der Saiten mit Bogen die Töne hervorgebracht werden. Die gebräuchlichsten Arten von Geigen sind: die große Baßgeige oder der Contraviolon (violono, contrabasso); die kleine Baßgeige oder das Violoncell; die Bratsche (Altgeige, viola di braccio); und die eigentliche Geige (Discantgeige, violino, franz. violon). In Ansehung ihrer Bestandtheile sind alle diese Instrumente einander gleich. (Vrgl. die Artikel Violine, Violoncell ꝛc.) 2) Die Instrumente, wo die Saiten durch Hämmer, welche an Tasten befestigt sind (Tasteninstrumente oder Claviaturinstrumente); 3) die, in welchen die Saite mit dem Finger (unmittelbar oder mittelbar, d. i. durch einen Griffel) gerissen wird. Hierher gehören Harfe, Guitarre, Mandoline, Laute und die ähnlichen Instrumente. — Die Saiteninstrumente sind weit mehr als die Blasinstrumente geschickt, die Menschenstimme begleitend zu tragen, weil sie im Tone mit ihr mehr contrastiren. Zweitens gewähren sie den Vortheil, daß man durch sie die mathematischen Verhältnisse der Töne gleichsam sichtbar nachweisen und mehrere Töne durch sie angeben kann, weßhalb sie auch zur Entwickelung der Harmonie und der Harmonielehre sehr viel beigetragen haben. Ferner sind die Saiteninstrumente einer leichtern Benutzung fähig als die Blasinstrumente, indem sie nur die Arme und Hände der Spielenden in Bewegung setzen, während letztere auch die Lungen der Spielenden und andre Organe ermüden, weßhalb sie den Saiteninstrumenten an Ausdauer nicht gleichkommen. Wegen dieses Umstandes sowohl als wegen der größern Leichtigkeit rein einzustimmen und die verschiedensten Grade der Stärke und Schwäche hervorzubringen, bilden die Saiteninstrumente in dem Orchester die herrschende Partie.

Sakkarah, das Todtenfeld der alten ägypt. Stadt Memphis, etwa eine Stunde von ihren Trümmern entfernt, am Saume der libyschen Wüste. Dort stehen jene Reihen von Pyramiden, die in der Richtung von O. nach W. gegen 5 Viertelmeilen und von N. nach S. $3\frac{1}{2}$ einnehmen. Von den früher vorhandenen Pyramiden sind nur noch gegen 30 übrig, doch manche davon bloß in Trümmern erkennbar. Die größere darunter, die treppenförmig aufsteigt, die zuerst Pietro della Valle 1618 untersuchte, hat General Minutoli 1821 wieder aufgraben lassen und interessante Ergebnisse gefunden. Unzählige unterirdische Gräber, die theils in die Berge getrieben, theils aber auch unter dem felsigten Fußboden angelegt sind, in welche man durch Oeff-

nungen oder Brunnen hinabsteigt, erblickt man in Sakkarahs Ebene. Sarkophage mit Hieroglyphen, oft von Granit, werden hier gefunden, ebenso Mumien und Papyrusrollen. Die Wände der Grotten sind meist reich verziert, theils mit übermalten Basreliefs, theils mit Freskogemälden, Hieroglyphen oder auch Gegenstände aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben der alten Aegypter darstellend. Ein anderes Interesse hat Sakkarah durch die Ibiskatakomben, in denen diese Vögel zu hunderttausenden in den bekannten Krügen beigesetzt sind.—Diese Todtenstätte wurde vom Altägypter darum wohl als segenbringender Port der Frommen betrachtet, weil dort das Grabmal des Osiris an der Seite der Isis eine trostreiche Grabgenossenschaft und stufenweises Annähern an die höchsten Götter versicherte. Vrgl. Said.

Saladin, eigentlich Salaheddin Jussuf Ebn Ayub, Gründer des Reichs der Ayubeten, ein Mann durch Thaten und Charakter groß, die Bewunderung nicht minder als der Schrecken seiner Feinde, war 1137 auf dem festen Schloß Tekrit geboren. Von Geburt ein Kurde, diente er in seiner Jugend unter seinem Vater und Oheim, welchen Letztern Sultan Nureddin nach Aegypten sandte, um den Fatimitischen Khalifen Adhed gegen seinen mächtigen Vesir Shawer zu unterstützen. Der Oheim starb 1168 auf diesem Zuge, und Saladin übernahm den Heerbefehl. Er unterdrückte die Sekte Ali's und verdrängte das Fatimitische Regentenhaus von dem Throne Aegyptens, den er nach dem Tode Adheds 1171 bestieg. Die Anerkennung des Khalifen von Bagdad als den wahren Oberpriester bewirkend, setzte Saladin einer langen Spaltung Grenzen und befestigte dadurch die unumschränkte Gewalt, welche Religionsstreitigkeiten erschüttert hatten. Sobald Nureddin 1174 gestorben war erweiterte Saladin seine Eroberungen. Er machte sich zum Herrn von Syrien, Arabien, Mesopotamien, Persien, und richtete nun seine Politik darauf, die Christen aus Palästina zu vertreiben und Jerusalem zu erobern. Die Christen hatten seinen Zorn durch einen vertragswidrigen Ueberfall der Pilger nach Mekka noch mehr gereizt. Er vergalt ihnen diesen Treubruch durch die berühmte Schlacht in der Ebene von Tiberias 1187, in welcher Guido v. Lusignan, König von Jerusalem, zugleich mit Rainald v. Chatillon, den Großmeistern der Tempelherren und Johannitern und einer Menge von Rittern zu Gefangenen gemacht wurden. Der König ward von dem Sieger aufs großmüthigste behandelt; aber dem Rainald von Chatillon, der sich gegen die Mohammedaner vieler Treulosigkeit schuldig gemacht hatte, hieb Saladin den Kopf ab. Nachdem sich Jerusalem nach einem hartnäckigen Widerstande auf die Bedingung ihm ergeben hatte, daß die Einw. gegen ein für jeden Kopf zu zahlendes mäßiges Lösegeld frei abziehen, wer aber nicht zahlen könne, Sklave seyn solle, so ahmte er nicht nur keineswegs die Grausamkeiten nach, welche ehemals die Christen bei Eroberung dieser Stadt begangen hatten, sondern er lieferte auch eine große Menge Gefangener ohne Lösegeld aus und setzte Guido v. Lusignan in Freiheit, nachdem derselbe sich mit einem Eide verpflichtet hatte, nie wieder die Waffen gegen ihn zu führen. (Der Eid ward nachmals auf der Bischöfe Erlaubniß gebrochen.) In Europa redete man bald darauf von nichts anders als von der Eroberung Jerusalems und von einem Kreuzzuge zur Befreiung der heil. Stadt. Kaiser Friedrich Barbarossa, die Könige Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England und viele andere Fürsten nahmen das Kreuz. Das Gerücht davon ermuthigte die Christen zu Tyrus, welche 1189 Akre den Mohammedanern entrissen. Saladin eilte herbei, und 2 Jahre lang waren die Felder um Akre der Schauplatz der erbittertsten Kämpfe. Kaiser Friedrich starb auf dem Zuge in Kleinasien, Philipp August und Richard Löwenherz aber langten glücklich vor Akre an. Diese Veste

ergab sich ihnen 1191, worauf Philipp August, auf Richard eifersüchtig, sich wieder einschiffte, nur eine kleine Truppenschar zurücklassend. Richard aber setzte den Krieg mit Beweisen von seltener Tapferkeit fort, schlug Saladin in 2 Schlachten, nahm Cäsarea und Jaffa und bedrohte Jerusalem. Endlich ward ein Vertrag zwischen beiden Fürsten geschlossen, der die Küste von Jaffa bis Tyrus den Christen einräumte. Saladin war kaum durch Richards Abreise von seinem furchtbarsten Feinde befreit, als ihn in seinem 56. Lebensjahre, 1193, zu Damaskus der Tod überraschte. In seinem Testamente bestimmte er gewisse Almosen für Christen, Juden und Mohammedaner. Er hinterließ 17 Söhne und eine Tochter; erstere und seine Statthalter zerstückelten sein Reich.

Salamanca, eine spanische Provinz, den südlichen Theil des Königreichs Leon umfassend, mit der gleichnamigen Hauptstadt, die am Flusse Tormes (über den eine alte römische Brücke von 27 Bogen geht) auf 3 kleinen Hügeln liegt. Die Stadt ist mit Mauern umgeben, hat meist schmale und wenig bevölkerte Straßen, aber einen großen Stierplatz oder Markt, der zu den vorzüglichsten in Spanien gehört. Die Cathedrale, ein prächtiges gothisches Gebäude, besitzt unter andern Merkwürdigkeiten das sogenannte Schlachtenkreuz des Cid. In der alten Kirche, welche im 12. Jahrh. erbaut wurde, befinden sich ebenfalls mehrere Denkmäler, und in einer ihrer Capellen wird die Messe nach mozarabischem Ritus gelesen, wie sonst nur noch zu Toledo. Ueberhaupt enthalten die zahlreichen Kirchen Salamanca's sehenswerthe Bildhauerwerke und Gemälde. Außer den Pfarreien gibt es hier noch viele Klöster beiderlei Geschlechts und eine namhafte Anzahl frommer Stiftungen. Das vormalige Jesuitencollegium, worin sich jetzt ein Capitel regulirter Canonici befindet, ist eins der prächtigsten und größten, die der Orden in Spanien besaß. Die Universitätsgebäude liegen vermittelst dazwischen durchgehender Straßen einander gegenüber: auf der einen Seite sind die kleinen Schulen und auf der andern das eigentliche Universitätsgebäude, wo sich die Hörsäle der Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Philosophie, oriental. Sprachen ꝛc. befinden. Die Volksmenge der Stadt hat mit ihrer Industrie in den letzten Jahrh. sehr abgenommen, und es leben hier höchstens 14.000 Menschen. — Die Universität ward im 13. Jahrh. von König Alfons IX. von Leon gestiftet, 1239 mit der zu Palencia vereinigt und 1254 von dem wissenschaftliebenden Alfons X. mit Statuten versehen und mit ausgezeichneten Männern besetzt. Ihr Ruhm verbreitete sich allmählig durch ganz Europa, und aus fast allen civilisirten Ländern, selbst aus Ostindien und Mexiko strömten Scharen von Jünglingen hierher, sodaß sie bis zum Ende des 16. Jahrh. über 7000 Studenten hatte. Als aber im 17. Jahrh. die geistige Bildung in Spanien immer mehr sank, verlor auch die Hochschule ihren Ruf, bis sie im 18. Jahrh. unter Philipp V., Ferdinand VI. und Karl III. sich einigermaßen wieder hob. Nach der neuen Einrichtung, die ihr der Rath von Castilien 1771 gab, wurde die Zahl der Lehrstühle auf 61 gebracht und ein anatomisches Theater errichtet. Außer den gewöhnlichen Universitätswissenschaften gibt es auch einen Lehrstuhl der Musik. Deßungeachtet muß man freilich nicht die freiern Formen und die vielseitige Bildung deutscher Universitäten an dieser jetzt bedeutendsten Hochschule Spaniens suchen. Die Zahl der Studirenden beträgt jetzt über 1800. Mit der Universität vereinigt ist das Collegium der hebr., griech. und lat. Sprache. Die Universitätsbibliothek ist 20.000 Bände stark. Auch hat Salamanca 4 große Erziehungsanstalten. — Am 22. Juli 1812 fiel in der Umgegend der Stadt zwischen den vereinigten Briten und Portugiesen unter Wellington, und den Franzosen unter Marmont eine entscheidende Schlacht vor, welche Letztere verloren.

Salamander, eine Art Eidechsen, deren Körper viele kleine Löcher hat, woraus sie einen Saft spritzen, welcher die Kohlen, auf die sie geworfen werden, eine Zeitlang auslöscht, woher die Fabel entstanden ist, daß sie im Feuer leben können. Vgl. Eidechse. — 2) Feuergeister der Fabellehre, welche als Genien mit feuerfarbenen Schmetterlingsflügeln abgebildet werden.

Salamis, jetzt Koluri, eine 4 QM. große griech. Insel, von der Stadt Eleusis in Attika durch eine nicht über ¼ Stunde breite Meerenge getrennt, berühmt durch den glorreichen Sieg der verbündeten Flotte der Griechen über die ungleich stärkere der Perser (480 v. Chr., s. Themistokles). Ihr ältester Name soll Kychrea oder Kenchrea gewesen seyn. Einer ihrer Fürsten war Ajax (s. d. Art.). Einige Jahrh. nach dem trojan. Kriege wurde sie von den Megarensern erobert, bis Solon die Athener bewog, sich ihrer zu bemächtigen. Unter dem Kaiser Vespasian ward sie römisch. Die Einw. von Salamis, von den Joniern herstammend, waren sehr geschickte Seeleute. Auf der Ostspitze der Insel stand ein Denkmal wegen des Sieges über die Perser.

Salbung. Den Körper zu salben, ist eine uralte Sitte im Orient, die ihren Ursprung wahrscheinlich den dortigen klimatischen Verhältnissen verdankt. Die große Wärme nämlich bedingt häufige Schweiße und trocknet die Haut aus; Beides wird durch das Einreiben feiner wohlriechender Oele beschränkt, wodurch die Haut geschmeidig und glänzend, die Glieder gestärkt werden, und es also sowohl zu einem Gesundheits- als Schönheitsmittel dient. Mit kostbaren Salben ward unter den Persern, später unter den Römern ein ungeheurer Luxus getrieben. — Was so allgemeine Sitte des gewöhnlichen Lebens war, mußte auch als ein bedeutungsvolles religiöses Zeichen seine Anwendung finden. Fast alle Religionen des Alterthums schreiben den Priestern als unerläßliche Vorbereitungen zu ihren heil. Handlungen das Bad und Salben vor. Die Mosaische Gesetzgebung gibt selbst die Ingredienzien zum heil. Oele an, mit dem die Priester sich, ihre Kleidung und die zum Gottesdienst bestimmten Dinge salben mußten, ehe sie eine heilige Handlung verrichten durften. Durch die Salbung mit dem heil. Oele sollte angedeutet werden, daß ihre Würde und ihr Amt von Gott komme, daß ihr Charakter und ihre Person heilig und unverletzt und daß zu ihren Amtsverrichtungen der göttliche Beistand nothwendig sey. Aus diesem Grunde wurden ehemals und werden noch jetzt die Könige bei ihrer Krönung gesalbt, und heißen daher, sowie die Priester, vorzugsweise Gesalbte des Herrn. — In der kathol. Kirche, wo die Priesterweihe mit einer Salbung verbunden ist, salbt der ordinirende Bischof mit dem heil. Chrysam (s. d. Art.) dem Ordinanden die innere Fläche beider Hände nebst den Daumen und Zeigefingern, wodurch den Händen die Kraft zu segnen, zu weihen und zu heiligen mitgetheilt wird. — In einem bildlichen Sinne bedeutet Salbung bei religiösen Gebeten und Vorträgen die Eigenschaft derselben, den Zuhörer zu erheben, zu erwärmen und zu heiligen, d. h. in ihm heilige Gefühle, feste, warme Ueberzeugung und fromme Entschließungen hervorzurufen. Die Gabe, mit Salbung zu sprechen, ist höchst selten: sie nachahmen und durch Kunst ersetzen zu wollen, gefährlich, weil die Nachahmung ohne ein salbungsvolles inneres Leben leicht in Affektation übergeht, welche den Prediger der Gefahr aussetzt, gerade das Gegentheil von Dem zu erwecken, was er beabsichtigte.

Saldern (Friedrich Christoph von), k. preuß. Generallieut. der Cavalerie, geb 1719 in der Prieqnitz, der Sohn eines preuß. Obristlieutenants, trat 1735 als Fähndrich in den Dienst, ward aber bald von Friedrich II. als Obristlieutenant zur Garde versetzt. Wegen seines tapfern Verhaltens im

schles. Kriege erhielt er eine Hauptmannsstelle. Ausgezeichnete Dienste leistete er im 7jähr. Kriege. Bei der Erstürmung des Dorfes Leuthen bewies er solche Tapferkeit, daß er vom König den Verdienstorden empfing. Nach Breslaus Eroberung ward er Obristlieutenant. Den größten Beifall des Königs erwarb er sich aber durch die Deckung des Rückzugs der Armee nach der Belagerung von Ollmütz, vor allem aber durch seine Geistesgegenwart beim Ueberfall von Hochkirchen 1758. Nicht weniger Bravour bewies er, als der König den kühnen Marsch aus Sachsen nach Schlesien zum Entsatze von Neisse vollbrachte. Zur Belohnung ward er 1759 Generalmajor. Auch im folgenden Jahre glänzte sein Kriegstalent bei Liegnitz und Torgau. Er starb zu Magdeburg 1785. Saldern that viel um die Verbesserung des Kriegswesens und hinterließ 2 treffliche Werke: Taktik der Infanterie (Dresd. 1784) und Taktische Grundsätze (Dresd. 1786, m. Kpf.). Auf dem Berge Schweizerling, 3 Meilen von Halle, ist dem Helden eine Gedächtnißurne auf einem 148 Fuß hohen Porphyrfelsen mit seinem Bild und Namen verziert aufgestellt.

Salem (ein Name, welcher Friede bezeichnet), 1. ursprünglich in der Bibel die Stadt, in welcher Melchisedek regierte, nachher auch Jerusalem; ferner auch eine Stadt in dem Lande der Sichemiten, in welche Jakob nach seiner Rückkehr aus Mesopotamien kam. — 2. In der neuern Geographie eine 1626 gegründete Seehandelsstadt im nordamerikan. Freistaat Massachusetts, auf einer durch 2 Seearme gebildeten niedrigen Erdzunge, hat eine angenehme und gesunde Lage, 13.500 Einw., 6 Kirchen, eine gute Lehranstalt, ein reichhaltiges Museum, zu dessen fortwährenden Bereicherung seit 1801 eine Gesellschaft von Seefahrern thätig ist. Der Hafen hat guten Ankergrund, ist aber so seicht, daß große beladene Schiffe auf der Rhede ankern und lichten müssen. Der Wohlstand ist im Steigen, vorzüglich durch den lebhaften Handel mit Ostindien. — 3. Der Hauptort der Brüdergemeinde im nordamerikan. Freistaat Nordcarolina, aus einer beinahe eine halbe Stunde langen, mit Baumreihen besetzten Straße bestehend, hat ein vorzügliches Lehrinstitut für Mädchen und mehrere Manufakturen. — Es gibt in Nordamerika (Neujersey) auch eine Grafschaft mit einer Stadt von 1000 Einw., und in mehrern Staaten, sowie in der ostind. Präsidentschaft Madras gleichnamige Oerter.

Saleb oder Salab, die Wurzeln verschiedener Ochisarten, welche aus China und Persien bezogen werden. Eine Drachme der gepülverten Wurzel macht 8 Unzen kochendes Wasser schleimig; dieses ist alsdann ein kräftiges und dabei doch leicht verdauliches Nahrungsmittel, welches man schwachen und kränklichen Kindern gibt, besonders solchen, welche die Mutterbrust entbehren müssen. Die Ochisarten, welche den Salab liefern, wachsen auch bei uns auf feuchten Wiesen, aber die Wurzeln sind holzig und enthalten einen bitterlichen Schleim.

Salernum (jetzt Salerno), Stadt im Gebiet der Picentiner in Unteritalien, nun Hauptst. der neapolitan. Provinz Principato citeriore, an einem nach ihr benannten Meerbusen, doch ohne eigentlichen Hafen, hat 10.000 E., einen herrlichen alten Dom mit dem Grabmal Papst Gregors VII. (st. 1085) und hatte im Mittelalter eine weltberühmte medizinische Schule. S. Arzneikunde (Geschichte der).

Salesianerinnen, die Nonnen des Ordens von der Heimsuchung der h. Jungfrau Maria, nach ihrem Stifter, dem h. Franz v. Sales (s. d. Art.), so genannt. Er gründete den Orden mit seiner Freundin Chantal 1610 zu Annecy in Savoyen, ursprünglich als eine Zuflucht für Witwen und kränkliche Frauenzimmer. In der Folge wurde er erweitert, hauptsächlich zu geistl. Uebungen und nebenbei auch zur Krankenpflege be-

stimmt, schwarz gekleidet und so zahlreich, daß er im 18. Jahrhundert 160 Klöster und 6600 Nonnen zählte. Sie entgingen ihrer Gemeinnützigkeit wegen meist der Aufhebung, und noch jetzt gibt es Klöster der Salesianerinnen in den Städten Italiens, besonders in Venedig, auch in Triest und Breslau. Sie widmen sich nur der Krankenpflege und der Erziehung junger Mädchen.

Salier, Priester des Mars, welche ihren Namen von salire, hüpfen, tanzen, hatten. Numa bestimmte ihre Zahl auf 12, Hostilius vermehrte sie. Die Veranlassung zu ihrer Stiftung wird so erzählt: Als einst zu Numa's Zeiten eine heftige Pest in Italien wüthete und sich auch nach Rom verbreitete, ließen die Götter das Ancile, einen Schild von besonderer Gestalt, vom Himmel herabfallen, worauf die Pest nachließ. Die um Rath gefragten Auguren erklärten, daß dieses Schild ein Zeichen der immer dauernden Herrschaft der Römer seyn solle, und riethen, noch 11 ähnliche verfertigen zu lassen, damit der himmlische nicht so leicht entwendet werden könnte. Dieß geschah, und sämmtliche Ancilia wurden in der Curia aufbewahrt. Aber jährlich am 1. März, wo die Salier dem Mars opferten, trugen sie dieselben in der Stadt herum, indem sie dieselben an einander schlugen, kriegerische Tänze aufführten und alte Lieder (salische Gesänge) absangen zum Lobe des Mars u. a. Götter, auch berühmter Männer, namentlich des Mamurius, welcher die übrigen 11 Ancilien verfertigt hatte. Die Kleidung der Salier war eine mit Gold gestickte Tunica von Purpur, die mit einem Gürtel von Erz festgehalten wurde, darüber eine mit einem Purpursaum besetzte Toga, auf dem Kopfe eine hohe kegelförmige Mütze, an der Seite ein Schwert, in der Rechten ein Spieß oder eine Ruthe, in der Linken aber das Ancile. Nur patricische Jünglinge, deren Aeltern noch lebten, wurden unter die Salier aufgenommen, welches sich die vornehmsten Römer zur Ehre anrechneten.

Salier, salische Franken, eine Völkerschaft, die zuerst mit diesem Namen auf der Insel der Bataver auftrat, und später, von dort vertrieben, an der Maas südlich unter den Chamarern erschien. Wahrscheinlich stammen die Salier von den Cheruskern, denn der letzte Name verliert sich aus der Geschichte, während der erstere aufkömmt. Auch wohnten die Cherusker an Batavia's Grenzen und nahmen vermuthlich, als sie sich hier niederließen, den Namen Salier nach ihrem alten vaterländischen Flusse, der Saale, an. — Von den Saliern rührt das salische Gesetzbuch her, das von 4 Oberhäuptern der Nation verfaßt und hierauf in 3 Volksversammlungen untersucht und gebilligt wurde. König Chlodwig verbesserte nach seiner Taufe verschiedene mit dem Christenthum unverträgliche Artikel, seine Söhne thaten ein Gleiches mit andern Stellen, bis endlich unter Dagobert d. Gr., 100 J. nach Gründung der fränk. Monarchie, der Codex gesichtet und in seiner jetzigen Form, wahrscheinlich in latein. Sprache, bekannt gemacht wurde. Beachtenswerth ist die Bestimmung über die salischen Güter in Gallien im 62. Art. dieses Gesetzes. Bei der Theilung von Gallien wurde ein ansehnlicher Theil des Bodens zu Allodial- und salischen Gütern bestimmt, welche beide zinsfrei waren; doch konnten keine weiblichen Nachkommen salische Güter erben, sondern diese wurden allein unter die männlichen Nachkommen vertheilt. Dieß wurde auch auf die Krone ausgedehnt, und das weibliche Geschlecht von der Erbfolge auf den Thron ausgeschlossen. Uebrigens erlaubten die salischen Gesetze Geldbuße wegen Menschenmordes, Gottesurtheile und gerichtliche Kämpfe.

Salieri (Antonio), einer der gefeiertesten Componisten unserer Zeit, kaiserl. Capellmeister zu Wien, geb. zu Legnano im Venetianischen 1750, widmete sich früh der Musik, setzte seine Studien zu Venedig fort und been-

digte sie zu Neapel. Pescetti, Capellmeister von St.-Markus zu Venedig, war sein erster Lehrer im Generalbaß; im Gesange der Tenorist Pacini. Um diese Zeit war der berühmte Gaßmann nach Venedig gekommen, der unsern Salieri liebgewann, mit nach Wien nahm und ihn in der musik. Composition gründlich unterrichtete, auch in andern, für eine höhere Bildung wesentlichen Kenntnissen unterrichten ließ und mit ausgezeichneten Männern bekanntmachte. Er brachte manche Composition seines Schülers zur Aufführung. 1769 componirte Salieri seine erste Oper. Als Gaßmann 1773 starb, ward Salieri zum Direktor der Capelle, der Kammermusik und des Theaters zu Wien ernannt. 1778 reiste er, schrieb mehrere komische Opern, die er mit Beifall auf die Bühne brachte, z. B. Il Talismanno. 1783 lernte er Gluck genauer kennen, was auf seine Arbeiten einen großen Einfluß hatte. Unter seiner Leitung schrieb er die Danaiden. Gluck gab ihm bei dieser Gelegenheit das Zeugniß, daß er sich mit seinem Styl vertraut gemacht, was bisher noch Keinem gelungen war. In Paris glaubte man, daß Salieri nur am 3. Akt dieser Oper Theil habe. Salieri kam 1784 nach Paris; seine Oper wurde wiederholt vor der königl. Familie mit zunehmendem Beifall gegeben; die Konigin selbst sang darin. Nachher wurde die Oper auch auf das Theater der Hauptstadt gebracht. Die Kenner fanden besonders in dem Recitativ und Gesang einen eigenthümlichen Styl und erkannten ein ausgezeichnetes Talent. Gluck erklärte erst nach der 13. Vorstellung Salieri öffentlich für den alleinigen Componisten der Danaiden. Dieser wurde reichlich belohnt und erhielt vor seiner Rückreise nach Wien von der Direktion der Oper den Auftrag, die Horatier und Curiatier zu componiren. Bald darauf componirte er La grotta di Trofonio und seine herrliche Oper Tarare zu dem franz. Text von Beaumarchais (1785), welche er 1787 selbst in Paris aufführte und nachher für die italien. Bühne, nach La Ponte's Bearbeitung, u. d. N. Axur, König von Ormus, auf die Bühne brachte, wofür der Kaiser Joseph ihn mit 200 Dukaten beschenkte, denen er einen Jahrgehalt von 300 Dukaten beifügte. — Von seinen Werken für die Kirche ist ein Oratorium: La passione di Gesu Cristo, das bekannteste, obgleich es nicht gedruckt worden. Für die Bühne hat er seit 1772 eine Reihe von deutschen und italien. Opern, 39 an der Zahl, componirt, von denen mehrere zu den Werken vom ersten Range gehören. Die bekanntesten sind, außer den genannten: La scuola dei gelosi, La ciffra (Das Kästchen mit der Chiffre), Palmira (1795), Armida, Der Jahrmarkt von Venedig, Semiramide ꝛc. Außerdem hat er viele einzelne Arien, auch Vieles für die Instrumentalmusik und seit 1794 eine Menge kleiner, größtentheils launiger Duette, Terzette und Kanons verfertigt: eine Gattung, die ihm fast eigenthümlich angehört. Seine Danaiden wurden nach 30 J. (1817) in Paris wieder mit großem Beifall auf die Bühne gebracht. Er hat viele ausgezeichnete Sängerinnen gebildet, z. B. die Kraus-Wranizky, Canzi u. A.; in der Composition sind Weigl, Hummel, Moschelles u. A. seine Schüler. 1824 ward er wegen seines zunehmenden Krankheitszustandes ehrenvoll pensionirt. Er starb am 7. Mai 1825 nach schmerzlichen Leiden. H. v. Mosel hat, mit Benutzung eigenhändiger Aufsätze des trefflichen Meisters, eine Schrift über das Leben und die Werke Salieri's zu Wien 1827 herausgegeben.

Salisbury, Hauptstadt von Wiltshire in England, 82 engl. Meilen von London, am Zusammenfluß des Avon mit einigen kleinern Bächen, aus denen das Wasser durch alle Straßen auf beiden Seiten der Häuser in den mit Ziegelsteinen ausgemauerten Canälen läuft. Sie ist nett gebaut, hat breite und gerade Straßen und 8950 Einw., die Flanelle und feine Stahlarbeiten verfertigen. Am merkwürdigsten ist Salisbury wegen seiner präch-

tigen Cathedrale, welche in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. von italien. Architekten aufgeführt, eins der schönsten und durch die Sorgfalt des reichen Capitels wohlerhaltensten Denkmäler gothischer Baukunst in England ist. Die Kirche hat eine Länge von 480 Fuß, ist 76 F. breit und bis zum Gewölbe 84 F. hoch. Das Gewölbe des Chorherrensaales, welches über 140 F. im Umkreise hat, ruht auf einem einzigen schlanken Pfeiler in der Mitte. Noch in der letzten Zeit wurde diese Kirche mit gemalten Glasfenstern nach Wests Zeichnungen von Fr. Egniton von Birmingham ausgeschmückt. Vorzüglich aber bewundert man den 410 F. hohen Thurm, den höchsten in England, der aber keine Glocken tragen kann. Salisbury ist der Sitz eines anglikan. Bischofs. Auf einem Hügel in der Nähe der Stadt befindet sich jetzt eine Meierei mit wenigen Häusern, welches die Ueberreste sind von Old-Sarum, das Sorbiodunum der Alten, ehemals ein großer berühmter Ort. Wassermangel bewog die Einw. im 12. Jahrh., sich im Thale, wo jetzt Salisbury liegt, anzubauen, welches daher auch New-Sarum heißt; eben deßhalb sendet auch jene Meierei 2 Deputirte ins Parlament, Salisbury aber keinen. Unweit der Stadt liegt der Trafalgarpark, seit 1814 Nelson's Familie gehörig. Auf der Salisburyer Haide, die von dort sich ausdehnt, begegnet nichts als Schafe dem Blicke. 10 engl. Meilen davon liegt Stronehenge, das Räthsel für die Alterthümler der brit. Insel, vergl. Druidendenkmäler.

Salisches Gesetz, s. Salier.

Sallustius (Cajus Crispus), berühmter Geschichtschreiber, geb. 86 v. Chr. in der sabinischen Municipalstadt Amiternum, wurde zu Rom erzogen und bildete sich unter dem Grammatiker Prätextatus. Sein lebhafter Geist und sein feuriger, unruhiger Charakter verleiteten ihn zu manchen Ausschweifungen; er ward auch deßhalb, nach der gewöhnlichen Erzählung, aus dem Senate gestoßen, eigentlich aber aus einer politischen Cabale, gerade damals, als der Streit zwischen Cäsar und Pompejus die Republik in Parteien spaltete. Durch Cäsar ward er jedoch, während derselbe Diktator war, in denselben wieder aufgenommen und zum Questor ernannt. Als Statthalter von Numidien bereicherte er sich durch große Ungerechtigkeiten und spielte nach seiner Rückkehr aus diesem Lande durch seine Schätze zu Rom eine glänzende Rolle. Nachdem er sich von Staatsgeschäften entfernt hatte, beschäftigte er sich fast einzig mit dem Studium der vaterländischen Geschichte. Er starb 35 v. Chr. Sallust ist von jeher seiner schlechten Moralität wegen getadelt worden. Wieland hat sich in seiner Verdeutschung der Horazischen Satyren zuerst bemüht, die moralische Ehre des verkannten Mannes zu vertheidigen, und nicht ohne wichtige Gründe. Auch muß man billig den herrschenden Sittenzustand jenes Zeitalters bei Beurtheilung seines sittlichen Charakters mit in Anschlag bringen. Aber der ausgezeichnete Werth seiner historischen Arbeiten, in denen sich durchaus ein edler, gesetzter und männlicher Charakter ausdrückt, sind allgemein anerkannt. Sie empfehlen sich nicht weniger durch die Art der Erzählung und ihren Inhalt, als durch ihre Schreibart. Er scheint sich besonders den Thucydides zum Muster genommen zu haben, den er nach Quintilians Urtheil sogar übertrifft. Mit vollem Recht kann man ihn der reifern Jugend empfehlen, da nicht nur sein kräftiger, reiner, oft sehr redneriſche Styl, sondern auch die Würde, Stärke, Wahrheit und Klarheit der Gedanken seine Schriften angenehm und nützlich machen. Wir besitzen 2 vollständig erhaltene Schriften von ihm, welche die Kriege der Römer gegen den schlauen Numidierkönig Jugurtha und die Verschwörung des kühnen Catilina erzählen. Die Hauptausgaben sind von Corte, mit einem ausführlichen Commentar (Lpz. 1724), und von Haverkamp (Amsterd. u. Utrecht 1742). Zu

den besten deutschen Uebersetzungen kann man die von Schlüter, v. Woltmann (Prag 1817), Strombeck (Götting. 1817) und Höck (3. A., Frankf. a. M. 1818) zählen. Von Sallust's Geschichte des römischen Volks in 6 Büchern von Sulla's Tode bis zur Catalinarischen Verschwörung sind leider nur wenige Bruchstücke übrig.

Salm, ein uraltes deutsches Grafengeschlecht, dessen Stammhaus im Westerreiche lag, und welches sich im 11 Jahrh. in 2 Linien theilte. Theodorichs älterer Sohn Heinrich erhielt die Grafschaft Obersalm an Lothringens Grenze, der jüngere, Karl, die Grafschaft Niedersalm im Luxemburgischen. Unter den Grafen von Obersalm stiftete Nikolaus d. Zweite die salm-neuburgische Linie, deren männliche Nachkommen 1784 erloschen, sowie die Hauptlinie schon im Anfang des 16. Jahrh., wo die Erbtochter Johanna ihr Erbe, die Grafschaft Obersalm, ihrem Gemahl, dem Rhein- und Wildgrafen Friedrich, zubrachte, welcher den Titel Graf von Salm annahm und von dem die seit 1623 fürstlichen Häuser Salm-Salm und Salm Kyrburg abstammen. Sie sind kathol. Religion und haben durch den Reichsdeputationsrezeß von 1803 für ihre vormaligen Güter diesseits des Rheines die münsterischen Aemter Aahaus und Bocholt erhalten (29 QM., 53.300 E. und 250.000 Gl. Eink.), und zwar Salm-Salm $^2/_3$ und Salm-Kyrburg $^1/_3$. Außerdem besitzt Salm-Salm noch an der niederl. Grenze die Herrschaft Anholt, 1 QM. mit 2050 Einw. Alle diese Besitzungen stehen jetzt als Standesherrschaften unter preuß. Oberhoheit. An mittelbaren Gütern besitzt Salm-Salm noch das Herzogthum Hoogstraaten und Salm-Kyrburg das Fürstenthum Hornes mit Overisque in den Niederlanden. — Die Grafen von Niedersalm blüheten bis in das 15. Jahrh., wo der letzte, Heinrich, seinen nächsten Verwandten, Johann von Reiferscheid, zum Erben einsetzte. Im 17. Jahrh. theilte sich dieses Haus in 2 Linien: Erich Adolph stiftete die ältere oder salm-reiferscheidsche, und Ernst Valentin die jüngere oder salm-reiferscheid-dykſche Linie. Aus der ältern Linie entsprangen im 18. Jahrh. wieder 3 Aeste: Reiferscheid-Bedburg, Reiferscheid-Heinspach und Reiferscheid. Für den Verlust ihrer Besitzungen diesseits des Rheines wurden sie 1803 durch den Deputationsrezeß entschädigt. Der Fürst von Salm-Reiferscheid hat mittelbare Güter in Böhmen und Mähren (die Herrschaften Raitz, Jeownitz, Blansko ꝛc.) und erhielt eine Rente von 12Tausend Gld. auf die ehemalige Abtei Schönthal, also auf Würtemberg angewiesen. Der Fürst von Salm-Reiferscheid-Bedburg erhielt das mainzische Amt Krautheim und vom Fürsten von Leiningen, statt der auf Amorbach angewiesenen Rente von 32Tausend Gld., 1803 das Stift Gerlachsheim und das Dorf Distelhausen. Der Graf von Salm-Reiferscheid-Heinspach hat seine Güter in Böhmen, sowie der Graf Salm-Reiferscheid-Dyk, der 1816 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben wurde, im preuß. Großherzogth. Niederrhein.

Salm (Niklas, Graf), der Vertheidiger Wiens, war 1458 zu Niedersalm in den Ardennen aus dem Hause Salm-Reiferscheid geboren. Er focht bei Granson und Murten wider die Burgunder, dann wider die Ungarn, wider Venedig und wider die Franzosen. In der Schlacht bei Pavia entschied er die Gefangennehmung Franz des Ersten. Im 72. Jahre seines Alters schlug er die Anhänger des Joh. Zapolya in Ungarn, und rettete durch die thätigste Anstrengung v. 23. Sept. bis d. 15. Okt. 1529 Wien gegen des Sultans Suleyman des Zweiten Angriff. Er starb an einer beim letzten Sturme der Türken erhaltenen Wunde den 4. Mai 1530. Das ihm von Karl dem Fünften und Ferdinand dem Ersten errichtete Denkmal befindet sich zu Raitz in Mähren.

Salmaſius (Claudius), eigentlich Claude de Saumaiſe, war zu Semur en Auxois (jetzt Depart. de Cote d'or) 1588 geboren. Sein Vater, welcher eine angeſehene Magiſtratsſtelle und einen Ruf in der gelehrten Welt beſaß, gab ihm den erſten Unterricht in der griech. und latein. Sprache. Nachdem er ſeinen philoſophiſchen Curſus zu Paris vollendet, reiſte er nach Heidelberg (1606), um unter dem berühmten Grothofredus die Rechte zu ſtudiren. Einen Beweis, welche weitläufige Kenntniſſe er ſich ſchon frühe geſammelt hatte, liefert ſeine 1609 erſchienene Ausgabe des Florus. Zu Heidelberg benutzte er die an ſeltenen literar. Schätzen reiche Univerſitätsbibliothek mit Eifer. Als er 1610 nach Frankreich zurückgekehrt war, ſtand ſein reformirter Glaube dem Wunſche ſeines Vaters entgegen, ihm ſeine Stelle zu übertragen. Saumaiſe's Mutter war eine Calviniſtin und hatte ihrem Sohne von Jugend auf eine große Neigung zur reform. Religion eingeflößt; auch heirathete er 1623 die Tochter eines angeſehenen Proteſtanten. Einige Jahre ſpäter lebte er eine Zeitlang auf dem Landgute ſeines Schwiegervaters bei Paris, wo er ſeine großen Arbeiten über den Plinius und Solinus endigte. Einladungen von den Univerſitäten Bologna und Padua ausſchlagend, folgte er 1631 einem Rufe nach Leyden, wo er die Ehrenprofeſſur übernahm, welche Joſ. Scaliger bei dieſer Hochſchule bekleidet hatte. Der Cardinal Richelieu bot ihm, wie man ſagt, einen anſehnlichen Jahrgehalt unter der Bedingung an, in Frankreich zu leben und die Geſchichte ſeines Miniſteriums zu ſchreiben. Salmaſius aber wies das lockende Anerbieten mit der Bemerkung ab, daß er nicht der Mann ſey, der ſeine Feder der Schmeichelei widmen könne. Bei einer Reiſe, welche er 1638 nach Paris machte, ertheilte ihm der König dennoch den Staatsrathstitel und den St.-Michaelsorden. Auf Verlangen des verbannten Königs von England, Karl des Zweiten, gab er 1649 eine lateiniſche Denkſchrift: Defensio regia pro Carolo I. heraus. Sie machte ſolches Aufſehen, daß das Parlament durch Milton eine äußerſt heftige Antwort darauf abfaſſen ließ (Defensio pro populo Anglicano), die Salmaſius um ſo übler empfand, als auch ſeine republikaniſchen Beſchützer in Holland den Eifer mißbilligten, womit er das Königthum vertheidigte. Unter dieſen Umſtänden willfahrte er 1650 dem Wunſche der ſchwed. Königin Chriſtina, nach Stockholm zu kommen. Das nordiſche Klima äußerte aber einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Geſundheit; er ging über Dänemark, wo ihn der König mit großer Achtung aufnahm, 1651 nach Holland zurück, und begab ſich 1653 in die Bäder von Spaa, wo er, ſtatt Geneſung, im Sept. ſeinen Tod fand. Er ward zu Maſtricht begraben. — Salmaſius war einer der ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit. Als Kritiker bitter, abſprechend und hartnäckig, ſchonungslos grob und ſtolz in ſeinen literariſchen Streitigkeiten, war er im Leben ſanft und beſcheiden und ſtand zu Hauſe gänzlich unter der Herrſchaft ſeiner Frau, die ihn mit ſchwerer Hand tyranniſirte; weßhalb auch Chriſtina einſt ſagte, daß ſie ſeine häusliche Geduld noch mehr als ſeine Gelehrſamkeit bewundere. Außer den claſſiſchen und vielen neuern Sprachen verſtand er hebräiſch, chaldäiſch, arabiſch, kophtiſch ꝛc. Seine zahlreichen Werke zeugen von ſeiner vielſeitigen, ebenſo tiefen als umfaſſenden Gelehrſamkeit, weniger von ſeinem Geſchmack und Urtheil. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit, ohne weiter die Feile zu gebrauchen. Unter ſeinen Zeitgenoſſen hatte ſich Salmaſius durch ſeine heftigen Ausfälle viele Feinde gemacht; aber die gelehrteſten Männer erkannten in ihm ihren Meiſter.

Salmiak, zu den mineraliſchen Salzen, und zwar zum ſalzſauren Geſchlecht derſelben gehörig, farbelos oder weiß, graulich, theils gelb von

Digitized by Google

beigemischtem Schwefel, selbst schwarz gefärbt ist, durchsichtig, meist nur matt schimmernd, theils mehlig, theils in undeutlichen Krystallen vorkommt, muschliche Bruch hat und aus Ammoniak, Salzsäure und Wasser besteht. Er findet sich in kugeligen, traubigen, eierförmigen und tropfsteinartigen Gestalten in vulkanischen Gegenden (am Vesuv, Aetna, auf den liparischen Inseln, in Auvergne, in der Tatarei, zu Newcastle in England, bei Lüttich), zeigt einige Duktilität und Schnellkraft, hat 1,5faches Gewicht, einen kühlendstechenden, laugenhaften Geschmack und geht auf Kohlen als weißer Rauch in die Höhe. Der meiste im Handel vorkommende Salmiak wird auf künstlichem Wege dargestellt. Im Alterthum wurde er bloß in Aegypten beim Tempel des Jupiter Ammon bereitet, wo man ihn aus dem Ruß des Kameelmistes sublimirte. Späterhin hat man an verschiedenen Orten Europa's Fabriken zu dessen Bereitung angelegt. Man destillirt Knochen in großen Eisenretorten, wobei der Stickstoff und Wasserstoff der Knorpel Ammoniak geben, welches in die Vorlage übergeht und mit Wasser, brenzlichem Oel, Essig, Kohlensäure, gekohltem und geschwefeltem Wasserstoff gemengt ist. Das erhaltene unreine kohlensaure Ammoniak wird in Wasser aufgelöst und mit einer Auflösung von schwefelsaurem Eisen oder zuweilen von Alaun gemengt, wobei sich das Ammoniak mit der Schwefelsäure verbindet und das Eisenoxyd oder die Thonerde ausgeschieden wird. Die durchgeseihte Lösung wird dann zur Krystallisation abgedunstet und das krystallisirte schwefelsaure Ammoniak mit Kochsalz gemengt und in steinernen Flaschen in einem Galeerenofen bei etwas raschem Feuer erhitzt, wobei sich der Salmiak in dem obern Theile der Größe sublimirt und auf dem Boden Glaubersalz zurückbleibt. In der Medizin dient der Salmiak als schweißtreibendes, die Schleimabsonderung beförderndes Mittel; in den Künsten und Handwerken zur Unterstützung des Verzinnens, beim Schmelzen des Goldes, bei der Bereitung des Königswassers, als Beize des Schnupftabacks und in der Färberei.

Salomo, Davids Sohn von der Bathseba, stand im 22. Jahre, als er 1015 v. Chr. den Thron bestieg, welchen ihm, durch die Bitten der Mutter bewogen, der alte David, mit Uebergehung des ältern Bruders, hinterließ. Sein feiner Verstand und seine Liebe zu den Künsten haben ihm den Beinamen des Weisen verschafft. Ohne seines Vaters Kriegslust geerbt zu haben, besaß er doch eine gewisse Hoheit des Geistes, die ihm überall Furcht und Achtung erwarb; und es ist ein rechtes Zeichen, wie kräftig Davids Regierung gewesen seyn muß, daß Salomo 40 J. lang in ungestörtem Frieden leben konnte. Er nahm sich der Gerechtigkeitspflege sehr an und sprach Jedem Recht, der es begehrte. Gleich beim Antritt seiner Regierung zeigte er diejenige Festigkeit, welche einem Despoten noth thut. Er ließ seinen Bruder Adonai sowie den Feldherrn Joab ermorden und verbannte den Hohenpriester, welcher sich gleichfalls zu jener Partei gehalten hatte. Hierauf begann er eine förmliche Organisation des Reichs, von der man bisher in Israel noch nichts gewußt hatte. Zwölf Amtleute wurden durch das ganze Land vertheilt, von denen jeder den Hof einen Monat im Jahre mit Lebensmitteln u. a. Nothdurft versorgen mußte. Salomo eröffnete sich auch Verbindungen mit benachbarten Königen, welche gebildetere Völker beherrschten, z. B. mit den kunstreichen und meerbeschiffenden Phönizіern und mit den tiefsinnigen Aegyptern. Nach ihrer Weise legte er sich auch einen zahlreichen Harem an, um durch die Abwechselung des Umgangs sein Vergnügen zu erhöhen; denn er war, wie sein Vater, ein großer Liebhaber des weiblichen Geschlechts. Seine Favoritin war eine ägyptische Königstochter. Um sich einen neuen Pallast zu erbauen, ließ er tyrische Architekten kommen, durch

welche er auch dem Jehovah einen Tempel errichtete, dessen Größe, Pracht und Schönheit Alles übertraf, was man bisher von Werken der Baukunst gesehen hatte, und dem Gottesdienst der Hebräer einen Glanz gab, welcher sie von neuem an ihre Nationalheiligthümer fesseln sollte. (Vgl. Tempel.) Auch legte Salomo verschiedene neue Städte an, z. B. Tadmor (Palmyra) und erweiterte andere, wie Baalath (Baalbeck), zwischen dem Libanon und Antilibanon, und befestigte die Grenzplätze. Ferner machte er die Hebräer zuerst mit der Schifffahrt bekannt, schloß ein Handelsbündniß mit dem König von Tyrus und trieb einen gewinnreichen Handel von dem am arabischen Meerbusen gelegenen Hafen Ezkongeber nach entfernten Ländern. Mit einem Worte, er gab seinem Reiche eine ganz neue Gestalt, hob den Wohlstand des Volkes und steigerte dessen Bildung. Auch war seine Weisheit und königliche Herrlichkeit im ganzen Orient berühmt; selbst eine Königin von Saba im glücklichen Arabien besuchte ihn in seiner Hauptstadt. — Demungeachtet ist nicht zu leugnen, daß seine Regierung die Keime zu dem bald nach seinem Tode erfolgenden Verderben des Staats legte. Das blühende, kräftig aufstrebende Reich, welches David gegründet, hätte ein einsichtsvoller Nachfolger durch Krieg zur herrschenden Macht erhoben, oder wenn er den Ruhm des Friedens vorzog, zum glücklichsten Staat auf lange Zeit machen mögen. Salomo versäumte Beides. Er hatte zwar ein Heer, das 12.000 auf ägyptische Art gerüstete Reiter und 1400 Streitwagen zählte, unterwarf auch den kleinen Ueberrest der Cananiter, verlor aber das wichtige Edom und die Perle von Davids Eroberungen, das starke Damaskus. Durch Aufmunterung u. Beispiele rief er die schönste Blüthe der hebr. Literatur hervor, zernichtete aber wieder all dieß Gute durch Verschwendung, Ueppigkeit und Despotendruck. Die einfältigen Hebräer blendete der Schimmer, der seinen Thron umgab. Im Ton der Begeisterung priesen sie Salomo's Weisheit; aber schmerzlich fühlten sie auch die ungewohnten Frohndienste, Auflagen und alle Schmach einer Sultansregierung. Denn aus dem Serail erließ nach morgenländischer Sitte der unzugängliche Monarch in den spätern Jahren Befehle zur Plünderung des Volks. Er war aus Liebe zu seinen Weibern im Alter schwach genug, ihnen freie Ausübung ihres heidnischen Kultus zu erlauben, und endlich schändete er — das Oberhaupt des Volkes Gottes, der Sohn Davids, der Lehrer der erkannten himmlischen Weisheit — sich sogar selbst durch den verächtlichsten Aberglauben und Götzendienst. Die Priester Jehovahs, vielleicht durch aufrichtigen Eifer, vielleicht durch Interesse gespornt, fachten das heimlich glimmende Mißvergnügen an. Jeroboam wurde zum Gegenkönig gesalbt, konnte sich jedoch nicht behaupten und mußte nach Aegypten fliehen. Aber nach Salomo's Tode (975 v. Chr.) entbrannte bei seines Sohnes Rehabeam unkluger Härte der Aufruhr von neuem. Weil er die unerschwinglichen Auflagen nicht mildern wollte, fielen 10 Stämme vom Hause Davids ab und gründeten den Staat Israel. — Die Bibel führt mehrere Schriften unter Salomo's Namen auf, welche, wenn sie auch nicht alle diesen König zum Verfasser haben, doch sicher Erzeugnisse seines Zeitalters sind, die ein späteres sammelte und ordnete. In ihnen hat sich der Geist des Verfassers aus den engen Schranken des Hebraismus zu mehr weltbürgerlichen Ansichten heraufgeschwungen, und aus diesem Grunde gehört Salomo mehr dem ganzen Orient, als dem kleinen Reiche der Juden an. Ihm werden im Fache der Idylle eine Reihe von zarten Poesien, das Hohe Lied (s. d. Art.) (Schir Haschschirim) (deutsch von Dr. Ewald, Gött. 1826) zugeschrieben. Seine Sprüchwörter (Meschalim, Gnomen, Sentenzen, übersetzt von Döderlein und Ziegler) sind reich an scharfsinnigen, witzigen Sprüchen; sein Prediger (Koheleth,

Versammlung der Weisen genannt, von Mendelssohn, Friedländer, Kleuker, u. A. übersetzt) enthält ernsthafte Betrachtungen über die Vergänglichkeit und Nichtigkeit menschlicher Dinge. — Salomo's Weisheit und sein Glück ist bei der Nachwelt sprichwörtlich, und die Märchen der Rabbinen, die Helden- und Liebesgedichte der Perser und Araber feiern ihn als einen fabelhaften König, dessen in der Bibel selbst gerühmte Kenntniß der Natur, dessen Reichthum an Sinnsprüchen und Räthseln, dessen Herrlichkeit und Macht in ihren Darstellungen zu Zauberei und Wunder wird. — Der Siegelring Salomo's war nach diesen Dichtungen der Talisman seiner Weisheit und Zauberkraft, und hat, wie der Salomonische Tempel, in den Geheimnissen der Freimaurerei und Rosenkreuzerei hohe symbolische Bedeutung.

Saloniki (das alte Thessalonich, in den ältesten Zeiten Therma), die Hauptst. des gleichnamigen Sandshaks in der europäisch-türkischen Provinz Makdonia, an der innersten, östlich ins Land gehenden Bucht des durch viele Anschwemmungen sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens, zwischen 2 Vorgebirgen am steilen Abhange des Berges Kurtiah, hat alte Mauern mit Thürmen, ein festes auf einer Anhöhe liegendes Castell (von welchem man eine entzückende Aussicht auf den ganzen Meerbusen, die Stadt, die große Ebene Macedoniens und die sie durchschlängelnden Flüsse genießt) und 2 Forts, ferner 10 große und mehrere kleine Moscheen, einige griech. Kirchen und Klöster, eine katholische Kirche, 9 Bäder, viele Bazars im untern Theile der Stadt, 9000 Häuser und über 70.000 Einw., darunter an 12.000 Griechen, 23.000 Juden und 3000 Franken, meist Deutsche und Franzosen. Vom Meere aus bietet Salonichi durch seine amphitheatralische Lage einen reizenden Anblick dar; im Innern gleicht es an Unregelmäßigkeit, engen Gassen, elenden Häusern ꝛc. ganz den übrigen osmanischen Städten, zeichnet sich aber durch mehr Reinlichkeit aus. Die vorzüglichsten Moscheen sind 2 ehemalige, der h. Sophia (von Kaiser Justinian erbaut) und dem h. Demetrius geweihete, griech. Kirchen. In der letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und 2 Gallerien tragen. Salonichi ist der Sitz eines Pascha von 3 Roßschweifen, eines griech. Metropoliten, hat eine jüdische Hochschule, Hora genannt, einen großen und sichern Hafen, Türkischroth-Färbereien, Manufakturen in Teppichen, Baumwolle, Seide, Tuch, Saffian ꝛc., und ist seit dem 17. Jahrh. nächst Konstantinopel die bedeutendste Handelsstadt der europ. Türkei, sowie eine Hauptniederlage fast aller Handelswaaren dieses Landes, deutscher u. a. Handelsartikel. Italiener, Engländer, Deutsche, besonders aber Franzosen, machen bedeutende Geschäfte dahin. Schweden, Dänemark, Holland, Rußland und Neapel haben zwar Consuln daselbst, aber ihr Handel ist minder bedeutend; doch waren die russischen Geschäfte mit Sammet, Seide und Pelzen vor kurzem wichtig. Man findet in und außerhalb der Stadt viele Alterthümer mit Inschriften.

Salpeter, ein Salz, weißlich, meist durchsichtig, theils glänzend, theils schimmernd, mit muschligem Bruch und an Härte gleich dem Gyps, kommt in der Natur in ziemlicher, doch nur oberflächlichen Verbindung in meist langgestreckten strahligen, rhombischen Prismen krystallisirt vor. Die merkwürdigsten Fundorte sind: Ludamar im Innern von Afrika, in Hindustan, auf Ceylon in 22 Höhlen, in China, in der Umgegend von Lima in Südamerika, außerdem auch hin und wieder in Europa, z. B. in Oberungarn (in Quellwassern), Apulien, Pulo di Malfetta in Calabrien, die Salpeterhöhlen von Latera und Syrakus, mehre Landstriche Südspaniens, bei Homburg im Würzburgischen, auch bei Göttingen am Rheinhauser-Sandstein. Uebrigens bildet er sich überall, wo thierische und vegetabilische Stoffe langsam verwesen, zumal wenn sie mit Kalkmergel vermengt sind. —

Hierauf beruht die künstliche Fabrikation des Salpeters in den Salpeterhütten. Bevor er jedoch in den Handel kommt, bedarf er noch einer Läuterung und Umkrystallisirung. Der Salpeter besteht aus Kali und Salpetersäure, hat einen scharfen, kühlenden, etwas bittern Geschmack, ist in der Luft unveränderlich, schmilzt in der Wärme und wird flüssig wie ein klares Oel; er enthält kein chemisch gebundenes Wasser und löst sich in 7 Theilen kalten und in 2 Theilen kochenden Wassers. Das spezifische Gewicht = 1,9. Besonders rein ist der ostindische Salpeter; es werden davon jährlich an zehn Mill. Pfd. nach Europa gebracht. Die Hauptbenutzung ist zu Schießpulver, in dessen Mischung er nach Maßgabe der Feinheit (Sprengpulver, Kanonenpulver, Jagdpulver) zu 65, 70 und 78 Proz. eingeht. Ferner zur Bereitung des Scheidewassers, beim Schmelzen, beim Reinigen edler Metalle, zum Einpöckeln, in der Medizin zur Reinigung der Luft durch Räucherungen, sowie als harntreibendes, beruhigendes und kühlendes Mittel. Vgl. C. F. Beckers Anleitung zur künstlichen Erzeugung des Salpeters. Braunschw. 1814

Salpetersäure wird aus salpetersaurem Kali (Salpeter) durch Destillation mit Schwefelsäure oder schwefelsaurem Eisen gewonnen. Man hat sie von sehr verschiedener Beschaffenheit. Eine schon mit Wasser verdünnte wird Scheidewasser (s. d. Art.) genannt. Mit ein Drittel Salzsäure vermischt, gibt sie das Goldscheidewasser, Königswasser. Die Salpetersäure kann nicht im wasserfreien und isolirten Zustande dargestellt werden. Sie gefriert langsam; ist weit flüchtiger als die Schwefelsäure; stößt in freier Luft einen weißen Rauch aus, zieht nach und nach Wasser an, nimmt an Gewicht zu und wird verdünnt. Sie wird vom Lichte, sowie durch alle brennbare Körper zerlegt; verdünnt, verwandelt sie die meisten Pflanzen- und Thierstoffe in Kleesäure, Apfelsäure und Kohlensäure, bisweilen zugleich in eine Art Fett und in Blausäure. Die meisten thierischen Körper werden gelb davon gefärbt.

Salt (Heinrich), britischer Generalconsul in Aegypten, Mitglied der londner Sozietät und Correspondent des Instituts von Frankreich, geb. zu Lichtfield, begleitete den Lord Valentin (jetzt Graf v. Mountmorris) auf seinen Reisen in Ostindien, Aegypten und Abyssinien und leistete ihm als Beobachter und Zeichner große Dienste. Ihm verdankt man die Entdeckung der berühmten Inschrift von Axum und die genaue Beschreibung der Denkmäler der alten Hauptstadt Aethiopiens. Es konnte Salt nicht verborgen bleiben, daß eine Handelsverbindung mit den Küstenländern Abyssiniens für England große Vortheile darbiete; er ging nach London, überzeugte die Regierung von der Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens, wurde von ihr mit einer Sendung an den Beherrscher von Abyssinien beauftragt, und segelte im März 1809 mit einem reichbeladenen Schiffe nach Afrika. Nicht ohne Schwierigkeit eröffnete er bei seiner Ankunft in Massuah einige Verbindungen; zwar gelang es ihm nicht, einen förmlichen Handelstraktat abzuschließen, doch machte er viele neue Beobachtungen, die für Handel und Wissenschaft gleich wichtig waren und zum Theil frühere, bisher in Zweifel gezogene Berichte des berühmten Reisenden Bruce bestätigten. In Aegypten hat er seit 1817 durch Ausgrabungen mehrere Tempel, Gräber und andere köstliche Denkmäler des alten Theben ans Licht gebracht. Salt beschäftigte sich mit einem großen Werke über Aegypten und genoß der ausgezeichneten Achtung des Vizekönigs Mohammed Ali, als er den 30. Okt. 1827 auf einem Dorfe zwischen Kairo und Alexandrien starb. — Er gab heraus: 24 Ansichten von Indien, dem rothen Meere und Abyssinien; und seine Reise durch das Innere von Abyssinien.

Saltarello, ein bestimmter Rhythmus, dem die Italiener bei jeder besondern Gelegenheit eine besondere Melodie und einen besondern Text unterlegen.

Saluzzo, eine fruchtbare Provinz des sardinischen Fürstenthums Piemont, auf 36 QM. 127.945 Einw., mit der gleichnamigen Hauptstadt, in einer gut angebauten bergigen Landschaft, nahe am Po, am Abhange eines kegelförmigen Berges, auf dem ein Castell steht; zählt 11.224 Einw., hat eine große Cathedrale, einen Bischof; viele Fabriken und Handel mit der Lombardei. — Die gleichnamige Markgrafschaft (franz. Saluces) war einst Eigenthum einer der ältesten und edelsten Familien Piemonts, gefeiert in der Geschichte des Mittelalters und in den Gesängen der Troubadours, kam aber später an das Haus Foix, welches das Land an Frankreich abtrat, das nun der Gegenstand langer und schrecklicher Kriege zwischen diesem Staat und Savoyen war, bis es endlich durch feierliche Verträge 1601 gegen Bresse und Bugey Savoyen überlassen wurde. — Das Haus Saluzzo blüht gegenwärtig noch in Frankreich, Neapel und Oestreich. Der Fürst Giacomo, geb. 1786, und in zweiter Ehe 1812 vermählt mit Clotilde Murat, ist Herzog von Corigliano und Prinz von S.-Mauro. — Der Marq. Giuseppe Angelo de Saluzzo (geb. 1735, st. 1810) war vor der Vereinigung Piemonts mit dem franz Reich k. sard. General, unter Napoleon Kanzler der 16. Cohorte der Ehrenlegion und Direktor der Classe der physik. und mathemat. Wissenschaften. In der Literargeschichte ist er bekannt durch die im Verein mit Laplace und Cigna herausgegebenen Mélanges de l'Académie de Turin, die reich an nützlichen Beobachtungen und Entdeckungen sind.

Salvator Rosa, s. Rosa.

Salvegarde, der von einem General im Kriege einem Orte, Hause oder einer Person zur Sicherung vor Plünderungen und Mißhandlungen ertheilte Schutzschein; auch die zu jenem Zweck gegebne Wache (Schutzwache), welche den schriftlichen Befehl des Generals zu ihrer Beglaubigung bei sich trägt. Auf die Verletzung derselben steht die Todesstrafe. Wenn feindliche Truppen einen Ort einnehmen, wo Salvegarden sich befinden, so werden letztere nicht zu Kriegsgefangnen gemacht, sondern frei fortgeschickt. — 2) An manchen Orten auch eine zur Wegschaffung von Bettlern gebrauchte Polizeiwache.

Salvi (Giambattista), von seinem Geburtsort auch Sassoferato genannt, geb. 1605, lernte die Anfangsgründe der Malerei von seinem Vater Tarquinio, bildete sich später zu Rom unter Dominichino, Guido und Albani aus und näherte sich dem Letztern am meisten durch einen gewissen Fleiß in der Ausführung. Er arbeitete nur im Kleinen; aber seine Köpfchen und halbe Figuren, die mehrentheils Madonnen (mit dem Kinde, letztere größtentheils schlafend, die Mutter es mit einem Schleier deckend oder den Schleier sorglich aufhebend) vorstellen, können in Betracht der zierlichen Ausführung und ihres lieblichen und zugleich edeln Ausdrucks, den Werken des Carlo Dolci gleichgestellt werden. Sein größtes Werk ist ein Altarblatt in der Cathedralkirche zu Montefiascone. Von seiner Mater dolorosa hat Folo einen sehr schönen Kupferstich geliefert. Sassoferato starb ums Jahr 1668 oder 1669.

Salvus Conductus, sicheres Geleit, die von einer Justizbehörde einem Vergehens wegen Angeklagten gegebene Zusage, daß, im Falle er sich stelle und dem Gerichte zur Untersuchung sich überliefere, er nicht eingezogen oder auf irgend eine Weise seine Freiheit gekränkt werden solle. Ein Salvus Conductus wird aber nur dann ertheilt, wenn der Richter sich des Beschuldigten durchaus nicht bemächtigen kann. Das sichere Geleit ist

entweder ein vollkommenes, durch welches dem Beklagten seine völlige Freiheit zugestanden wird; oder ein unvollkommenes, das kürzere Dauer der Befreiung vom Verhafte, als die Untersuchung währt, zugesteht. Das Erstere wird nur in dem Falle ertheilt, wenn der Beschuldigte auf keine andere Weise einzuziehen, seine Aussage aber zur Ueberführung anderer Mitschuldigen nothwendig ist. Der Angeklagte, welcher ein sicheres Geleit erhält, muß entweder einen Bürgen stellen, daß er vor Gericht erscheinen werde; oder es wird ihm unter der Bedingung ertheilt, daß er die Vortheile desselben nur genießen sollte, wenn er erschiene. Auch ist das sichere Geleit nur gültig in Hinsicht des einen Verbrechens, was der Untersuchung vorliegt; denn der Beschuldigte kann während der Zeit seines Salvus Conductus eines andern Verbrechens wegen eingezogen werden. Im Kriege ertheilen Befehlshaber Flüchtlingen oder Reisenden ein sicheres Geleit oder Schutzbrief; ebenso erhalten redliche Falliten gegen ihre Gläubiger oft einen solchen Schutzbrief.

Salz, eine Verbindung einer Säure mit einem Alkali, einer Erde, oder einem Metalloxyde. Man theilt die Salze ein in alkalische, Erd- und Metallsalze. Das Alkali, die Erde oder das Metalloxyd, welche ein Salz bilden helfen, nennt man die Basis des Salzes, und nach ihr wird letzteres genannt, dergestalt, daß man derselben den Namen der Säure als Beiwort vorausschickt. Z. B. eine Verbindung mit Kali nennt man schwefelsaures Kali. Gewisse Salze haben die Eigenschaft, mit einem bestimmten Ueberschusse von Säure zu krystallisiren. Diese schmecken sauer, reagiren sich als Säuren und werden daher saure Salze genannt; z. B. das saure schwefelsaure Kali, das saure weinsteinsaure Kali ꝛc. Andere Salze haben das Eigenthümliche, daß sie mit einem Ueberschuß an Basis krystallisirt oder niedergeschlagen werden. Diese nennt man basische oder mit Basis übersättigte Salze; wie das basische boraxsaure Natron (Borax) und das basische kohlensaure Kali. Zuweilen verbindet sich eine Säure mit zwei Basen, mannichmal auch eine Base mit zwei Säuren: diese heißen Doppelsalze, z. B. der Alaun, das Seignettesalz ꝛc. Die Doppelsalze, welche aus zwei Basen mit einer Säure bestehen, sind die gewöhnlichsten und werden Doppelsalze mit einer Säure genannt; diejenigen, welche eine Basis mit zwei Säuren enthalten, nennt man Doppelsalze mit einer Basis. Man hat ferner die Salze eingetheilt in Neutralsalze, in welchen die Säure und Basis einander auf das vollkommenste gesättigt haben, was bei den alkalischen und den meisten Erdsalzen der Fall ist; und in Mittelsalze, worin die Säure nicht so vollständig mit Basis gesättigt ist, daß sie als Säure zu reagiren aufhörte, von welcher Art mehrere Erdsalze und die meisten Metallsalze sind. Die merkwürdigsten Salze sind unter den betreffenden Art. beschrieben worden. — Das Kochsalz oder salzsaure Natron, unter den Salzen das wichtigste für das Leben, kommt in der Natur häufiger als irgend ein anderes im Wasser lösliches Salz vor. Man unterscheidet 4 Hauptarten des Vorkommens: 1) als festes Mineral im Schoße der Gebirge, Steinsalz; 2) ebenso als oberflächliche Ausblühung, Steppensalz; 3) aufgelöst in den Gewässern des Ozeans und in manchen Seen, Seesalz; 4) aufgelöst in vielen Quellen, Quellsalz. Das Steinsalz findet sich theils in großen Massen, theils in großen Nestern und Adern, theils grob und fein eingesprengt in dem sogenannten Salzthongebirge. Berühmt sind die mächtigen Salzstöcke von Wieliczka (s. d. Art.) und Bochnia in Galizien, von Cardona in Spanien, von Northwich in England. Hier wird das Steinsalz durch ordentliche Bergarbeit gewonnen. In Tirol und im östreichischen Salzkammergute dagegen findet sich das Salz mehr eingesprengt und wird durch Auslaugung gewonnen. — Das Steppensalz bildet in großer Menge ununter-

brochene, kryſtalliniſch-körnige Ueberzüge wüſter Landſtriche, Salzſteppen, wie der Nordabfall des afrikaniſchen Hochlandes, die Steppen Mittelaſſens und jene von Peru und Chile. — Alle unſere Quellwaſſer enthalten eine größere oder mindere Menge Kochſalz. Wo daſſelbe nicht in trockener feſten Geſtalt vorkommt, muß es aus ſeinen Löſungen durch Abdampfen gewonnen werden. Mit Meerwaſſer geſchieht dieß inſonderheit im ſüdlichen Europa und hauptſächlich am Mittelmeere, deſſen Waſſer ſalziger als das im Ozean iſt, auf die Weiſe, daß man das Meerwaſſer andämmt und an der Sonne langſam abdunſten läßt. In Deutſchland und in andern Ländern wo man das Salz aus Brunnenwaſſer (Soolquellen) gewinnt, geſchieht das Abdampfen durch Einkochen; doch dunſtet man es, um die Brennmittel zu ſchonen, erſt in freier Luft auf ſogen. Gradirwerken ab. Dieß iſt die wichtigſte Aufgabe der Halurgie oder Salzwerkskunde. Die Gradirwerke ſind hohe Gebäude, welche nach allen 4 Wänden mit buſchigem Reißholze (Dornen) durchflochten ſind, über und durch welche das Waſſer nach und nach durchtropft. Das Salzwaſſer (die Soole) erhält dadurch die größtmögliche Oberfläche und verdunſtet ſehr ſchnell. Wenn man findet, daß es nach wiederholter Gradirung einen gewiſſen Grad von Stärke erlangt hat, ſo wird es in eiſernen oder bleiernen Pfannen eingekocht, bis ſich das Salz kryſtalliſirt. Das Salz, was man bei einem oder dem andern von dieſen Verfahren gewinnt, iſt indeſſen nicht rein, ſondern von ſalzſaurem Kalk und vorzüglich von ſalzſaurer Talkerde verunreinigt, daher es die Eigenſchaft beſitzt, in der Luft feucht zu werden. Um es daher völlig chemiſch rein zu machen, muß es in Waſſer aufgelöst und ſo lange mit baſiſch kohlenſaurem Natron verſetzt werden, als noch ein Niederſchlag erfolgt; dann wird es filtrirt und zum Kryſtalliſiren abgedampft. Zum hauswirthſchaftlichen Gebrauche iſt es jedoch meiſt rein genug, und als Tafelſalz reiniget man es durch Brennen, wodurch die Salzſäure aus der Talkerde ausgetrieben und der färbende Stoff des Salzes zerſtört wird. Es wird nachher wieder in Waſſer aufgelöst und kryſtalliſirt. Das Kochſalz kryſtalliſirt in Würfeln, deren Seitenflächen oft, nach dem Mittelpunkt des Würfels zu, treppenförmig vertieft ſind. Es iſt im kalten Waſſer ebenſo leicht löslich als im kochenden. Auf glühende Kohlen geſtreut, zerkniſtert es auf Koſten des mechaniſch darin eingeſchloſſenen Waſſers; ſchmilzt erſt bei hoher Temperatur und verflüchtiget ſich bei einer noch höhern. Deutſchland gewinnt jährlich ungefähr 6 Mill. Ctr.

Salza (Hermann von), deutſcher Ritter, wurde 1210 zum Ordensmeiſter gewählt; ein Mann von reinem Seelenadel und erhabener Geiſtesgröße, den der Papſt Gregor IX. und der Kaiſer Friedrich II. in ihren Streitigkeiten als Schiedsrichter (1230) anerkannten. Der Kaiſer erhob ihn zum Reichsfürſten, welche Würde auf ſeine Nachfolger überging. Unter Hermann von Salza's Verwaltung erſtieg der Orden eine hohe Stufe der Macht und des Anſehens. Schon 1226 ſandte Hermann von Salza 2 Ritter zu dem Herzog von Maſovien in den Kampf gegen die Preußen, 1228 noch mehrere, denen er Hermann Balk zum Anführer gab. Darauf ſchenkte Gregor IX. und Friedrich II. ihm und dem Orden das Land der heidniſchen Preußen 1231. So begründete Hermann von Salza den Ordensſtaat Preußen. Er ſtarb in Salerno den 20. März 1239. Mehr über ihn findet man in Johannes Voigts Geſchichte Preußens (zweiter Band, Königsberg 1827).

Salzbrunn, gräfl. von Hochbergiſches Pfarrdorf im preuß. Reg.-Bez. Breslau, hat eine geſunde und maleriſche Lage im ſchönen ſchleſiſchen Gebirge, in der Nähe des flachen Landes, zählt 2000 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht und Weberei unterhalten. Der Ort iſt berühmt wegen 2 Salz-

quellen (den einzigen in Schlesien) und einem Gesundbrunnen, in 3 Quellen, die schon im 14. Jahrh. als heilsam anerkannt waren. Aber erst seit 1815 wird der Ort als Curanstalt sehr besucht und das Wasser in vielen tausend Krügen versendet. Das Wasser zeigt seine heilende Wirkung bei allen Gattungen von Brustkrankheiten, Hämorrhoidalbeschwerden, Verstopfung der Organe des Unterleibs, Urinbeschwerden ꝛc. — In der Nähe sind Steinkohlengruben.

Salzburg, seit dem westphälischen Frieden bis 1802, außer den 3 geistlichen Kurfürstenthümern das einzige Erzbisthum in Deutschland, lag im bairischen Kreise, von Baiern, Oestreich, Kärnthen und Tirol umschlossen, und zählte auf 180 QM. 192.550 Einw. in 16 Städten, 23 Marktflecken ꝛc. Früher war die Bevölkerung größer; aber bei den verschiedenen Bedrückungen, welche viele Einw. wegen ihrer Anhänglichkeit an die protestantischen Lehren, zu denen sie sich bekannten, besonders unter dem Erzbischof Leopold Anton Eleutherius von Firmian (1729—33) duldeten, wanderten gegen 30 Tausend Menschen (eine Auswanderung, deren Geschichte Panse 1827 beschrieben hat) in andere deutsche Länder, nach Holland, England, Rußland, Schweden und Nordamerika. — Das salzburgische Land ist sehr bergig, besonders im Süden, wo mehrere Berge mit ewigem Schnee bedeckt sind; nur längs der Salza und ihren Nebenflüssen sind einige fruchtbare Thäler. Der Getreidebau reicht also für die Bedürfnisse des Landes nicht hin; desto einträglicher aber ist die Viehzucht. In den Gebirgen gibt es Büffelochsen, die eingefangen und gezähmt werden. Der Handel mit den hier gezogenen starken und dauerhaften Pferden ist sehr gewinnreich. Mit Einschluß der Kryptogamen zählt das Land an 7000 Pflanzen, worunter 300 Alpenpflanzen u. m. a. seltene Gewächse, 350 in der Arzneikunde und Pharmakologie bekannte Pflanzen, 100 Giftpflanzen, 120 Forstgewächse u. m. hundert in Hinsicht auf Oekonomie, Technologie ꝛc. interessante Pflanzen sich befinden. Wichtig sind die Mineralien, als Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Vitriol, Kobalt, Schwefel, Galmei, Marmor, Steinsalz (vgl. Dörrenberg) u. a. Viele Fabriken beschäftigen sich mit der Bearbeitung dieser Naturerzeugnisse; auch gibt es Baumwollenwebereien und Strickereien. — Die ehemaligen Fürst-Erzbischöfe von Salzburg hatten große Vorrechte. Sie konnten in den Adelstand erheben, hatten mit den Herzogen von Baiern das Direktorium im bairischen Kreise, auf den Reichstagen die erste Stelle auf der geistlichen Bank im Fürstenrathe, und abwechselnd mit Oestreich (welches aber immer den Anfang machte) das Direktorium im reichsfürstlichen Collegium. Außerdem erhielten sie von dem Kaiser, auch wenn sie nicht aus fürstlichen Häusern waren, den Titel: Ew. Liebden, dagegen die geistl. Kurfürsten in diesem Fall nur Ew. Andacht genannt wurden. 1802 wurde dieses Erzbisthum verweltlicht und nebst Eichstädt, Berchtesgaden und einem Theile von Passau dem Erzherzoge von Oestreich und Großherzoge von Toskana, Ferdinand, zur Entschädigung für Toskana gegeben. Außerdem ward der Erzherzog unter die Zahl der Kurfürsten aufgenommen. Durch den presburger Frieden (1805) kam Salzburg unmittelbar an Oestreich, und Eichstädt und Passau an Baiern, wogegen der Erzherzog-Kurfürst Würzburg bekam. Der wiener Frieden (1809) stellte Salzburg zur Verfügung Napoleons, der es 1810 an Baiern abtrat. Nach dem pariser Frieden ist es von Baiern wieder an Oestreich vertauscht worden, mit Ausnahme eines Theils vom linken Salzaufer, welcher, nebst Berchtesgaden, bairisch geblieben ist. Der östreichisch gewordene Theil Salzburgs bildet jetzt (mit Ausnahme einiger kleinen zu Tirol geschlagenen Bezirke) den Salzach oder salzburger Kreis des Landes ob der Ens (123 QM., 136.456 Einw., in 3 Städten, 19 Marktfl. und 1078 Dörfern). —

Die Hauptstadt Salzburg liegt fast ganz von Bergen umgeben in einer romantischen Gegend an beiden Ufern der Salza, worüber eine 370 F. lange und 40 F. breite Brücke führt. Sie ist mit Mauern und Wällen umgeben, hat 3 Vorstädte, enge und krumme Straßen, 860 hohe, meistens in italien. Geschmack erbaute Häuser und 15.856 Einw. Unter den Plätzen bemerken wir den Hofplatz mit dem prächtigen Springbrunnen von Marmor und den mit Arkaden und Gallerien eingefaßten Domplatz. Merkwürdige Gebäude sind: der erzbischöfl. Pallast, die nach der römischen Peterskirche erbaute prächtige Metropolitankirche mit 2 Thürmen und vor derselben die bronzene Bildsäule der unbefleckten Empfängniß; die Stephanskirche mit einem schönen Friedhofe und dem Grabmal des Paracelsus; die Peterskirche mit dem Grabmal des Mich. Haydn (welcher, wie auch Mozart und Neukomm, hier geboren ist); das prächtige Gebäude des Virgilianischen Collegiums mit der Dreifaltigkeitskirche; das neue Dikasterialgebäude; das Capitelhaus; der Marstall mit einem in Felsen gehauenen Amphitheater, dessen man sich als Sommerreitschule bedient hat; das Theater, das Rathhaus und mehrere Palläste des Adels, als der Lodronische, Kuenburgische u. a. Der schöne Pallast Mirabella brannte 1818 nebst einem beträchtlichen Theile der Stadt ab. Auf dem Nonnenberge, dem höchsten östl. Punkte des Mönchsberges, dessen südl. Theil gleich einer Wand senkrecht abgeschnitten ist, liegt hundert Klaftern hochüber der Salza die Festung Hohensalzburg, mit einem Zeughaus und einer unvergleichlichen Aussicht. Durch den Mönchsberg führt das neue oder Sigismundthor, welches von 1769—74 erbaut, ein 315 Fuß langes und 36 F. hohes, durch einen Felsen gehauenes Gewölbe darstellt. Vor demselben steht die 15 Fuß hohe Bildsäule des heil. Sigismund von weißem Marmor. Salzburg ist der Sitz eines Erzbischofs, hatte 1626–1809 eine Universität, jetzt aber ein Lyceum mit einer theol., mediz., chirurg. and philos. Sektion, ein Gymnasium, Priesterseminar, Schullehrerinstitut, mehrere Bücher- und Kunstsammlungen. Man findet hier mehrere gute Fabriken und Manufakturen in verschiedenen Industriezweigen. Der Handel ist bedeutend; jährlich werden 2 Messen oder Dulden gehalten. In der Nähe der Stadt, auf den Loiger Feldern 2 Stunden davon, wurde 1818 ein römischer Mosaikfußboden (Trümmer des 471 n Chr. zerstörten Fujavia) ausgegraben, welcher nach Wien gebracht worden ist. Außerdem wurden noch viele Alterthümer neulich dort ausgegraben, wovon Hr. Rosenegger in Salzburg eine sehenswerthe Sammlung besitzt. In der Umgegend liegen mehrere fürstliche und gräfliche Lustschlösser mit schönen Gartenanlagen. Vergl. L. Hübners Beschreibung der Stadt Salzburg, und über das Land Zauners neue Chronik Salzburgs, welche von Gärtner fortgesetzt wurde (1813 fg.).

Salzmann (Christian Gotthilf), einer der berühmtesten deutschen Pädagogen, geb. 1744 zu Sömmerda im Erfurtischen, wo sein Vater Prediger war (später in Erfurt), studirte nach dem Wunsche desselben, 1761—64 zu Jena Theologie, wurde 1768 Pfarrer zu Rohrborn, 1772 Diakonus an der Andreaskirche und bald darauf Pastor derselben. Seine Religionsvorträge waren gemeinfaßlich und doch zugleich warm und ergreifend. Rousseau und Basedow, welche die alte Erziehungsmethode umzuwerfen drohten, mußten die Aufmerksamkeit eines Mannes auf sich ziehen, dessen Forschungsgeiste die Mängel der ältern Pädagogik nicht entgehen konnten. Er ward ein eifriger Beförderer der neuern, leitete die Erziehung seiner Kinder nach ihren Ansichten und Grundsätzen, verbreitete diese und bestritt die alten in mehreren Schriften. Aus Eifer für die praktische Erziehung legte er 1781 sein Pastorat nieder und ging, von Basedow eingeladen, als Religionslehrer und Liturg an das Philanthropin nach Dessau. Wie sehr es ihm am Herzen lag,

in dieſer Stellung eine mit der Vernunft übereinſtimmende Religion die Zöglinge zu lehren, beweiſen ſeine: Vorträge bei den Gottesverehrungen zu Deſſau (1781 — 83, 4 Bd.). Da aber zwiſchen den Lehrern nicht der Einklang und die Uebereinſtimmung herrſchten, welche nothwendig ſind, um in einer Erziehungsanſtalt den vorgeſetzten Zweck zu erreichen; und da überdieß Salzmann auf Baſedows Verlangen, ſeine Schriften der Gelehrten-Buchhandlung zu Deſſau in Verlag zu geben, nicht eingehen wollte, ſo verließ er 1784 das Philanthropin und gründete auf dem angekauften Gute Schnepfenthal (ſ. d. Art.) im Gothaiſchen eine eigene Erziehungsanſtalt, welche ſich anfangs auf ſeine Kinder und einige Zöglinge beſchränkte. Später unterſtützte ihn der Herzog mit 4000 Thlrn. und die Landesregierung bewilligte ihm manche Vortheile. Mit dieſen bei weitem nicht hinlänglichen Mitteln begann er den Bau der Inſtitutsgebäude, würde aber gewiß ſein Unternehmen ſcheitern geſehen haben, wenn ihm nicht ſeine unermüdete Thätigkeit, ſein praktiſcher Verſtand, ſeine Ordnungsliebe und ſeine Oekonomie die fehlenden Hülfsmittel erſetzt hätten. Er erwarb ſich bald ein gegründetes Zutrauen; Freunde unterſtützten ihn und mehrere ſpäter bekannt gewordene Männer (Guts-Muth, André, Lenz, Glatz, Bechſtein u. A.) geſellten ſich zu ihm, um gemeinſchaftlich das Erziehungswerk zu leiten. Der Ruf des Salzmann'ſchen Inſtituts verbreitete ſich immer mehr; aus allen Ländern Europas wurden ihm Knaben zugeſandt, ſelbſt Fürſten vertrauten ihm die Bildung ihrer Söhne an, ſodaß die Zahl ſeiner Zöglinge 1803 auf 61 anwuchs. Die Mängel des Baſedow'ſchen Philanthropins erkennend, ſuchte Salzmann ihnen durch die Einführung einer wohlberechneten Oekonomie und durch die Geſtaltung ſeines Inſtituts zu einer Familien-Erziehungsanſtalt abzuhelfen. So trug er viel zum Gedeihen ſeiner Anſtalt bei, daß 6 ſeiner Mitarbeiter, Lenz, Märker, Weißenborn und 3 Brüder Ausfeld, ſeine Schwiegerſöhne wurden. Er bildete 2 ſeiner Söhne zu Lehrern heran, mehrere ſeiner Töchter ertheilten ſelbſt Unterricht. Auf dieſe Weiſe blieb ſein Inſtitut, auch bei Vergrößerung ſeines Wirkungskreiſes, in der wohlthätigen Geſtalt einer Familienerziehung, in welcher Ordnung, Liebe, Frohſinn, Achtung, Friede und Zutrauen herrſchten. Um ſeine und ſeiner Mitarbeiter Schriften bequemer der Welt mittheilen zu können, ließ er 1788 zu Schnepfenthal eine Buchdruckerei errichten, und der Verlag derſelben der Buchhandlung der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal übergeben. Zwar war es vorauszuſehen, daß ein Erziehungsinſtitut, welches das Kind einer zu hoch geſchätzten Theorie war, die der Zeitgeiſt für den Augenblick mit einem eben ſo übertriebenen Eifer ergriffen hatte und ins Leben treten laſſen wollte, auch mit andern herrſchend werdenden Anſichten in der Pädagogik verlieren müſſe, und daß ſeine Blüthe über kurz oder lang verwelken werde, da es hauptſächlich auf Salzmanns und ſeiner Mitarbeiter Individualität und ihrem treuen Zuſammenwirken zu einem Familienkreiſe beruhte; daß es aber ſo bald von ſeiner Höhe wieder herunterſank, lag mehr in den äußern Verhältniſſen der Welt als in ihm ſelbſten. Die Zeit war durch die Kriege mit Frankreich, welche ſo viel Unglück über Deutſchland brachten, zu ernſt geworden und mochte kein rechtes Gefallen mehr finden an der ſpielenden Methode zu Schnepfenthal; auch viele Eltern, durch die vielen Ausgaben, welche der Krieg verlangte, entkräftet, vermochten die Penſionskoſten nicht mehr zu beſtreiten. Aus dieſen Gründen ſank die Anſtalt und hatte 1809 kaum die Hälfte ihrer Zöglinge noch. Nachdem ſeine Gattin, welche ihm ſtets treu und rege mitwirkend zur Seite geſtanden hatte, ihm 1810 vorangegangen und ſeine eigne Geſundheit durch Gicht zerrüttet worden war, ſtarb er für ſein Glück und ſeinen Ruhm nicht zu früh den 31. Okt. 1811 im 68. J. ſeines Lebens. Sein Sohn Karl übernahm die Leitung der noch

Digitized by Google

jetzt bestehenden Anstalt. — Von Salzmanns vorzüglichsten Schriften nennen wir noch: 1. Unterhaltung für Kinder und Kinderfreunde (1778), worin er sich zuerst als einen tüchtigen und denkenden Pädagogen zeigte; 2. Krebsbüchlein (1780), ein treffliches Werk, in welchem er mit vieler Ironie eine Anweisung zur unvernünftigen Kinderzucht gibt; 3. Karl v. Karlsberg, oder über das menschliche Elend (1783—88, 6 Bd.), ein Roman; 4. Moralisches Elementarbuch; 5. Himmel auf Erden (1797), eine herzlichweiche Schrift, die ihm bei gemüthvollen Eltern vieles Zutrauen erwarb. In Verbindung mit seinen Gefährten gab er ein Volksblatt: Der thüringer Bote, seit 1788 heraus, welches viel gelesen ward. Reine Sittlichkeit, herzliche Menschenliebe und gemeinnütziges Wirken war die schöne Tendenz seiner Schriften. Indeß mehr rege Bildung durch klassische Gelehrsamkeit würde auch manchen Mißgriff verhütet haben. Sein Styl ist klar, faßlich, bestimmt, einfach und edel. Für den Stand eines praktischen Pädagogen hatte ihn die Natur geschaffen; sein Anstand gebot Achtung, seine Einfachheit flößte Zutrauen ein; sein heller Verstand, seine Ruhe und Besonnenheit erwarben ihm eine große Herrschrft über die kindlichen Gemüther, während sein mildes, sanftes Wesen ihm ihre Liebe bewann. Tausende, denen er Lehrer und Führer zur Tugend und echten Lebensweisheit war, segnen das Andenknn seines Namens.

Salzsäure kommt in der Natur sehr häufig mit Natron verbunden vor und bildet in dieser Verbindung unser gewöhnliches Kochsalz. Man erhält sie daraus durch Schwefelsäure, die sie vom Natron austreibt. Sie bildet für sich eine beständige Gasart, die durch keinen bekannten Grad von Druck der Kälte in flüssige oder in feste Gestalt gebracht werden kann. Dieses Gas ist demungeachtet nicht Salzsäure in freier und isolirter Gestalt, sondern wasserhaltige Salzsäure. Auch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Salzsäure in wasserfreien isolirter Gestalt darzustellen, und man hat gefunden, daß sie nur durch wasserhaltige Säuren aus ihren wasserfreien Verbindungen ausgetrieben werden kann. Die konzentrirte flüssige Säure ist farbenlos, raucht stark, wenn sie in die freie Luft kommt, riecht unangenehm, schmeckt brennend sauer und zerfrißt Leinenzeuch, hingegen die Haut und andre thierische Körper nicht allgemein. Sie wird sehr häufig in den Künsten und insonderheit zu chemischen Versuchen benutzt, wo sie den Vortheil gewährt, daß sie nicht zersetzt wird und leicht verflüchtiget werden kann. Ob man gleich diese Säure zeither noch nicht zerlegen hat können, so ist doch guter Anlaß zu der Vermuthung vorhanden, daß sie doppelt soviel Sauerstoff als die Oxyde enthalte, durch welche sie neutralisirt wird. Zu den merkwürdigsten Eigenschaften der Salzsäure (besser Halogen oder Chlorine) gehört ihr Beschleunigen der Vegetation, durch das Einweichen des Samens in ein mit Chlorine vermischtes Wasser, das Begießen der Pflanzen mit einer ähnlichen Mischung ꝛc. Vgl. Fechners Repert. d. organ. Chemie, Lpz. 1826, 1. Bd.

Sam (Samum, Smum, auch Samiel), ein glühender und giftiger Wind, dem Leben der Menschen und Thiere höchst gefährlich, weht um die Zeit der Nachtgleiche im wüsten Arabien, auch um Mekka und in Persien. Er kommt aus den großen brennenden Sandwüsten. Schwärzlich gelbe Streifen, am Rande des östlichen Himmels sich erhebend, verkünden seine Annäherung; bald darauf steigt ein erstickender Schwefeldunst vom Boden auf, wirbelt sich erst schnell in einer geringen Höhe von der Oberfläche der Erde herum, erhebt sich dann zum Himmel, den er mit Dunkel überzieht. Ein dumpfes Geräusch, vermischt mit Brasseln und Zischen, begleitet den glühenden Windstrom, welcher mit bedeutender Schnelligkeit über den Boden hinfährt. Die Thiere ahnen seine Ankunft, sie werden unruhig, heulen

und senken den Kopf zur Erde; das Kameel wirft sich nieder und wühlt sich Maul und Nase in den Sand. Auf dieselbe Weise können auch nur die Reisenden, wenn er sie in der Wüste überfällt, sich vor seinen schädlichen Wirkungen schützen; sie müssen sich mit dem Gesichte auf den Boden werfen, Nase und Mund in den Sand vergraben und so wenig als möglich athmen. Der Wind dauert höchst selten ½ Stunde und tödtet durch Erstickung; die Leichen schwellen an und gerathen bald in Fäulniß. Aus den Erscheinungen, welche den glühenden Wind begleiten, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß Elektrizität, wenn auch nicht die einzige, doch eine Hauptursache desselben sey. — Ein anderer tödtlicher Wind, der Chamsin, weht aus SW. 3—4 Tage zwischen dem 15. Juli und 15. Aug. in Aegypten, Arabien, am pers. Meerbusen, und dörret die Leichen zu Mumien aus. — Ein ähnlicher Wind seiner gefährlichen Wirkungen nach ist der Harmattan (s. d. Art.) auf der Westküste von Afrika. — Auch in Italien und Dalmatien weht meist nach Ostern 14—20 Tage ein heißer Wind, den man Sirocco nennt. Wenngleich auf seinem Zuge über's Meer und Gebirge bedeutend an seiner Gefährlichkeit verlierend, so zwingt er doch die Einwohner, während seines Wehens das Haus zu hüten und Thüren und Fenstern dicht zu verschließen. Er dörret die junge Vegetation aus und versetzt die Einwohner in ein lastendes Gefühl von Mattigkeit und Entkräftung. Er weht meist aus Westen und legt sich gewöhnlich des Nachts etwas.

Samaritaner, die Bewohner des ehemaligen israelitischen Königreichs nach Eroberung desselben durch die Assyrier, so genannt von ihrer Hauptstadt Samaria. Fremde Einwanderer aus Babylon, Chutha u. a. hatten sich auf Veranlassung der Könige Salmanassar und Assarhadon in dem eroberten Lande niedergelassen und mit den zurückgebliebenen Israeliten vermischt. Diese Völkermischung erzeugte Mischung des beiderseitigen Kultus: Götzen- und Jehovahdienst flossen in einander. Die Nähe des jüdischen Landes erzeugte feindselige Berührungen; mißvergnügte oder wegen Vergehungen verfolgte Juden flohen nach Samaria und fanden Aufnahme. Die Religion blieb auch noch eine kurze Zeit nach der Rückkehr der Israeliten aus der babylonischen Gefangenschaft in jenem Zustande, bis Manasses, der Sohn des Hohenpriesters Japhata, zu den Samaritanern flüchtend, das Judenthum vom Götzendienste reinigte, eine den Mosaischen Vorschriften gemäße Verehrung des einigen Gottes einführte und den Lehrbegriff in Ordnung brachte. Nachdem er durch den Vater seiner Gattin, Sanballat, bei Darius Nothus die Erlaubniß zur Erbauung eines eigenen Tempels auf dem Berge Garizim auswirkte, ordnete er einen Gottesdienst an, welcher dem zu Jerusalem in einigen Stücken gemäß, in andern aber entgegengesetzt war. Durch Dieses ward die schon vorhandene Eifersucht zwischen Juda und Samaria zu offener und unversöhnlicher Feindschaft, die noch jetzt fortdauert, indem nun zu dem bisherigen politischen Zwiespalt der religiöse über den Ort der Verehrung des Jehovah hinzukam. Ihr Kultus war indessen nicht ganz unverdorben. Nur die 5 Bücher Moses nahmen sie, wie noch jetzt, als göttliche an, die übrigen, außer dem B. Josua, verwerfend. Vom Messias aber dachten sie richtiger als alle übrigen Juden; sie erwarteten ihn als einen Lehrer und Verkündiger der Wahrheit. Später, als unter Alexander dem Großen Samaria mit Macedoniern besetzt worden, ward Sichem die Hauptstadt des Landes. Die Samaritaner haben sich bis auf unsere Zeit erhalten, aber durch den Druck des türkischen Despotismus so an Bevölkerung abgenommen, daß nicht nur ihre im 17. Jahrh. noch blühenden Colonien in Aegypten jetzt ausgestorben sind, sondern auch zu

Naplusa, dem alten Sichem, und Jaffa, den einzigen Orten, wo es noch Samaritaner gibt, zusammen genommen, nach einer 1811 an Silvestre de Sacy zu Paris von ihrem Priester Salameh gelangten Nachricht, nur noch 30 Familien mit etwa 2 Hundert Individuen dieses Volkes leben. — Zufolge dieser Nachricht und a. Briefe, welche deutsche und engl. Gelehrte im 16. und 17. Jahrh. von den Samaritanern erhielten, sind sie in religiöser Hinsicht als eine den Juden, besonders den Karaïten, die, wie sie, den Talmud verwerfen, sehr nahe verwandte Sekte zu betrachten. Sie beobachten nur die in den Mosaischen Büchern (von welchen sie eine sehr alte Handschrift besitzen; deßhalb die Correspondenz europ. Gelehrten mit ihnen) enthaltenen Vorschriften, halten, statt des Tempels zu Jerusalem den Berg Garizim für heilig, habe die Verehrung der einigen Gottes, die Beschneidung, die Reinigungen und Feste (das Puri oder Tempelweihfest ausgenommen) mit den Juden gemein, glauben an Engel, Auferstehung und Vergeltung in einer andern Welt, hoffen auf einen Messias in dem oben angegebenen Sinne, haben Priester vom Stamme Levi, opfern jetzt ihrer Armuth wegen jährlich nur einmal zum Paschahfeste ein Lamm in ihrer Synagoge, wo sie ihre Gebete und Vorlesungen aus dem Pentateuch (den 5. B. Moses) in aramäisch-samaritanischer Mundart halten und weiß gekleidet gehen. Sonst sprechen sie meist arabisch, zeichnen sich durch einen weißen Turban aus und fristen ihr Leben meistens durch Handarbeit und Geldwechsel. Sie vermeiden jede nähere Gemeinschaft mit Denen, die nicht zu ihr Sekte gehören, und verheirathen sich nur unter einander.

Samarkand, im Alterthum Marakanda und die Hauptstadt der pers. Provinz Sogdiana, jetzt der Bucharei, liegt in der Mitte eines reizenden Thales am Flusse Sogd. Nach Einigen von Alexander d. Gr. erbaut, ward sie im 13. Jahrh. n. Chr. durch Dschingiskhan nach einer blutigen Belagerung zerstört, von dem Mongolenherrscher Timur aber wieder hergestellt und zu seiner Residenz erhoben. Er machte sie blühend, errichtete viele herrliche Gebäude (u. a. eine prächtige, mit Marmor bekleidete, auf 480 steinernen Säulen ruhende Moschee) und gründete daselbst am Ende des 14. Jahrhunderts ein hohe Schule des Islam, welche sich bald zum Sitz der mohammedanischen Theologie und Literatur in Mittelasien erhob und sich besonders um die Sternkunde verdient machte. Timurs Enkel, der gelehrte Khan Ulugh Beg, versammelte hier 1437 die vorzüglichsten Astronomen Asiens, welche astronomische und geographische Tafeln lieferten, die noch jetzt schätzbar sind. Samarkand blieb der Sitz der mongol. Khane bis 1468. Es ist noch jetzt eine gut gebaute Stadt mit einem Erdwall und Graben umgeben, hat aber meist hölzerne Häuser, ein weitläufiges Schloß, 250 Moscheen, 40 Medressen (Schulen), die obenerwähnte, noch jetzt ansehnliche Hochschule, 3 Karawanserais, viele öffentliche Bäder und 150.000 Einw., welche gute Lederwaaren, Seidenfabrikate, Baumwollenzeuche und vorzügliches Seidenpapier liefern. Sarmarkand ist schon seit drittehalbtausend Jahren einer von den großen Stapelorten des indisch-asiatischen Binnen- oder Karawanenhandels. Um mit diesem Orte in nähere Verbindung zu treten, sandte Rußland 1820 den Hrn. von Meyendorf an den Hof des Khans, welcher zu Buchara residirt.

Same oder Samen nennt man den Stoff, aus welchem sich alle organischen Körper des Pflanzen- und Thierreichs entwickeln. Jede Pflanzen- und Thiergattung hat ihren eigenthümlichen Stoff, der allein durch die Thätigkeit eines andern organischen Körpers erzeugt wird. Die Samen der Pflanzen zeigen große Mannigfaltigkeit in ihrem äußern und innern Baue. Sie sind rund, länglich, eckig, eirund, tellerförmig ꝛc.; ihre Ober-

fläche ist glatt, rauh, glänzend, von verschiedener Farbe, gefleckt ꝛc. Die Oberfläche bildet die äußere Schale, welche den Kern und den Keim schützet. Sie besteht gewöhnlich aus mehrern feinen Häutchen, die fest an einander liegen, und ist bei jeder Pflanzenart von verschiedener Substanz. Ist sie holzartig und knochenhart, so heißt der Same Nuß, deren Kern noch überdieß eine eigne feine Haut zur Bedeckung hat. Der Samenkern besteht aus einer mehlartigen, ölig schleimigen, mehr oder weniger harten Masse, welche, in die Erde gelegt, die Feuchtigkeit ansichzieht, aufschwillt und dem sich entwickelnden Keime die erste Nahrung gibt. Man sieht einkernige, zwei- und vielkernige Samen. Die Stelle, mit welcher der Same auf dem Fruchtboden oder der Samenkapsel fest sitzt, heißt die Narbe; unter ihr liegt der Keim, welcher die künftige Pflanze enthält. Vrgl. Befruchtung und Pflanzen; s. auch Zeugung.

Sämischgerberei, s. Gerben.

Samniter, ein berühmtes Volk in der von ihnen benannten Landschaft Samnium in Unteritalien auf den Apenninen, hatten zu Grenznachbarn die Peligner, Marser, Campaner, Lucaner und Apulier. In frühern Zeiten verbreitete sich diese kriegerische und freiheitliebende Nation über den größten Theil jenes Landes. Kein Volk Italiens leistete den Römern einen so verzweifelten Widerstand, wie die Samniter. Ihre ersten Niederlagen hatten so wenig ihren Muth geschwächt, daß sie 60 Jahre mit geringen Unterbrechungen muthig widerstanden und die Römer mehr als ein Mal auf das Empfindlichste demüthigten. Die Macht einer nun bereits beinahe völlig ausgebildeten Verfassung, welche die Römer zu Einem lebendigen Ganzen vereinigte, mehr als die Gewalt der Waffen, entschied den langen und äußerst blutigen Kampf zum Vortheil der Römer. Er begann aufs neue im J. d. St. 428 und führte zwar große Siege, aber auch die bis dahin unerhörte Demüthigung herbei, daß ein ganzes römisches Heer (433) bei Caudium in Gebirgspässen eingeschlossen, die Waffen strecken und halbnackt unter einem Schlagbaume hindurchgehen mußte. Dieser Schimpf wurde zwar von dem tapfern Papirius Cursor blutig gerochen; doch endete der Krieg dießmal (437) nur mit einem Waffenstillstande. An dem folgenden Kampfe (443—50) nahmen auch Etrusker und Umbrer, selbst der König von Epirus, Pyrrhus, Theil; jedoch erlitten auch sie durch die Consuln Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus, Publius Decius Mus, Curius Dentatus, Cajus Luscinius Fabricius u. A. ungeheuern Verlust, und mußten endlich um Frieden bitten, den sie auch 482 erhielten. Den letzten samnitischen Krieg, in welchem Etrusker und Gallier zugleich Rom bedrängten, endigte Sulla siegreich für die Römer durch die gänzliche Verheerung Samniums und grausame Niedermetzelungen der Bewohner. Die geringen Ueberreste des samnitischen Volkes lebten von dieser Zeit an in Dörfern zerstreut. — Die Samniter waren nicht nur eine tapfere, sondern auch eine industriöse und cultivirte Nation. Schon frühzeitig brauchten die Römer samnitische Künstler; noch in folgenden Zeiten waren ihre Gefäße, Kleider und Waffen, sowie eine Art von Leinwand, welche sie verfertigten, berühmt. Denn die Nähe ihrer gebildeten Nachbarn, der Griechen in Unteritalien, hatte auf sie einen sehr wohlthätigen Einfluß. Man behauptet auch, daß sie ihre strengen Gesetze und ihre (demokratische) Regierungsform von denselben entlehnt haben. Sie hatten im Kriege Einen gemeinschaftlich gewählten Feldherrn an ihrer Spitze.

Samojeden, eine Völkerschaft, deren Vorzeit in Dunkel gehüllt ist, da sie als Nomaden in rauhen Wildnissen, unbekannt mit Schrift und Zeitrechnung, das Andenken an ihre Schicksale und Helden durch Lieder aufbe-

wahren, die nur unvollständige und höchst unsichere Aufschlüsse geben können. Als die siegenden Russen sie erreichten, waren sie schon von den Tataren aus ihren heimischen Wohnsitzen verdrängt, von ihren verwandten Stämmen getrennt und nirgends in ihrer eigenthümlichen Verfassung. Auch nach ihrer Unterwerfung (1525) hat man sie nicht näher kennen gelernt; denn noch hat kein Forscher ihre kalten und unwegsamen Wildnisse betreten. Der Ursprung des Namens Samojeden ist zweifelhaft. Sie selbst nennen sich Nenetsch, Menschen, oder Chosowo, Männer. Dieses Volk wohnt im russischen Reich an den sumpfigen Küsten des Eismeeres einzeln und sparsam zerstreut von Archangel bis an die Lena, also sowohl in Europa als in Sibirien. Sie unterscheiden sich durch eine besondere Sprache, wovon die eigentlichen Samojeden, Koibalen, Sojoten, Matoren, Tubinzen, Kaimaschen und Karagassen verwandte Dialekte reden. Die eigentlichen Samojeden wohnen in mehrern Stämmen, worunter die Tazier und Mangazer sich nach Sibirien gewendet haben, in den Gouvernements Archangel und Tobolsk. Sie sind kaum 4 Fuß hoch, von untersetzter Statur, kurzen Beinen, dickem und flachem Kopf, großem Mund und Ohren, kleinen und langgeschlitzten Augen, braungelber, von Fett glänzender Haut und schwarzen borstigen Haaren. Von Charakter sind sie gutmüthig und ehrlich, aber sehr faul, unmäßig im Trunk und in der Liebe; daher werden sie von Skorbut und syphilitischen Krankheiten sehr geplagt. Ihre Wohnungen sind Stangenjurten, Rennthiere und Hunde ihre Hausthiere, Fischfang und Jagd ihre Nahrungszweige. Jede Mannsperson, welche den Bogen führen kann, muß jährlich für 25 Kopeken Pelzwerk an die Krone Tribut geben. — Der Religion nach sind die Samojeden schamanische Heiden; nur wenige sind Christen geworden.

Samos, berühmte hellenische Insel im ägeischen Meere, nahe an der kleinasiatischen Küste, den Trümmern von Ephesus und dem Vorgebirge Mykale (Samßun) gegenüber, war meist von Joniern bevölkert und Mitglied des ionischen Bundes. Die Hauptstadt hieß ebenfalls Samos. Die Einwohner legten sich sehr frühzeitig auf Handel und Schifffahrt und waren die ersten Griechen, welche nach Aegypten und durch die Säulen des Herkules nach Gades und bis zur Mündung des Guadalquivir schifften. Ihr Land war ungemein fruchtbar und lieferte die kostbarsten Erzeugnisse. Man pflegte im Alterthum von ihr zu sagen, ihr fehle nichts als der Wein, und dieser ist heutzutage eins ihrer vorzüglichsten Produkte. Die Samier wurden durch ihre rastlose Thätigkeit bald das reichste und mächtigste Volk des ionischen Bundes, und man rühmte ihren geistvollen Charakter. Die Insel war der Here vorzüglich geweiht. An der Stelle, wo die Göttin zuerst das Tageslicht erblickt, erbaute man ihr um die Zeit des trojanischen Krieges einen der größten Tempel Griechenlands, in dorischer Ordnung, im Innern einen ungeheuern Reichthum von Kunstwerken und Kostbarkeiten, rundum mit kolossalen Statuen geschmückt. Denn die griech. Kunst blühte frühzeitig auf Samos, wo man zuerst Bilder von Bronze verfertigte. Hier lebten einst Pythagoras (nach Vielen ein geb. Samier), die Bildner Rökos und seine Söhne Theodoros und Telekles, der Maler Timanthes, und hier schrieb Herodot einen Theil seines unsterblichen Werkes. In den ältesten Zeiten war die Verfassung auf Samos monarchisch, später aber aristokratisch und hierauf republikanisch. Syloson führte die Monarchie wieder ein. Nach dessen Tod erreichte die Insel unter Polykrates (s. d. Art.) die höchste Stufe ihrer Macht. Ihre Flotten machten sich oft den Persern furchtbar. Zur Zeit des Perikles ward ihre Hauptstadt von den Athenern erobert und die Adelsherrschaft (440 v. Chr.) abermals eingeführt. Nun erlebte sie

mannigfaltige Schicksale, bis sie unter Kaiser Vespasian (70 n. Chr.) eine Provinz des großen Römerreichs wurde. Im Mittelalter stand die Insel abwechselnd unter den Arabern, Venetianern, Genuesern und Türken, bis sie unter einem Aga des Kapudan Pascha diesen tributbar wurde. Sie ist über 8 QM. groß, noch immer sehr fruchtbar, mit vielen Bergen, unter denen der mit Höhlen und Einsiedeleien und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Krettis vor allen hervorragt, und steilen, felsigen Ufern, und hat, außer der Hauptstadt, Kora, neben welcher vom alten Samos und dem Junotempel noch einige Trümmer liegen, noch 3 andere Städte, Vahti, der beste Hafen, Karlovasi und Furni. Durch die vielen dort hingeflüchteten Griechen im neuesten Freiheitskriege ist die Bevölkerung von Zwölf- auf Fünfzigtausend gestiegen. Als die Samier 1821 die Hinrichtung des Patriarchen Gregorius erfuhren, empörten sie sich gegen die Türken, befestigten ihren Hafen und standen in kurzem ihrer Zehntausende unter den Waffen. Der Erzbischof erhielt die Eintracht und Ordnung unter ihnen, und sie fochten mit ebenso viel Kühnheit als Glück. 1821 und 1824 ward die Insel von der türk. Flotte vergebens angegriffen. Die ihnen von dem Kapudan mehrmalen angebotene Amnestie haben sie standhaft verworfen. In dem Feldzuge von 1825 segelte der Kapudan Pascha Samos vorüber, ohne es anzugreifen.

Samothrake, kleine Insel des ägeischen Meeres, nahe bei Lemnos, an der thrazischen Küste, der Gegend von Troja gegenüber, war im Alterthum berühmt durch ihre Mysterien, deren Priester zuerst die Kabiren, dann die Dioskuren gewesen seyn sollen. Anfangs wurden nur 2 Gottheiten, Axioros und Axiokersos (des Himmels und der Erde), in Samothrake verehrt, die übrigen (Ceres, Proserpina, Pluto, Merkur) erschienen erst in der 2. Epoche des samothrak. Gottesdienstes; denn dieser vermischte sich später mit ägypt. und phöniz. Religionsgebräuchen. Die Einweihung in die Mysterien sollte auch vor den Gefahren des Meeres schützen; deßhalb landeten auch (nach Apollonius) die Argonauten auf den Rath des eingeweihten Orpheus in Samothrake, als sie durch Sturm beunruhigt wurden. Durch die Gastfreundschaft wurden nicht nur allein die Reichthümer der Insel immer beträchtlicher, sondern der Ruhm ihrer Mysterien breitete sich auch immer mehr aus. Von den Einweihungsgebräuchen berichten die Alten Folgendes. Zuerst stellte sich der aufnehmende Priester mit Olivenzweigen bekränzt und mit einem purpurnen Gürtel umwunden dar. So bekleidet setzte er sich auf einen Thron, welchen alle Anwesenden umgaben. Indem sie einen Kreis um ihn schlossen und sich bei den Händen faßten, tanzten sie zugleich und sangen Hymnen. Hierauf folgte ein Aufzug mit dem Ithyphallus (einem Bilde, das wahrscheinlich den jungen Kadenillos oder Dionysos mit den abgeschnittenen Zeugungstheilen darstellte). Der größte Theil der geheimen Ceremonien wurde bei Nacht und einige wurden in einer Höhle verrichtet. Später soll der samothrak. religiöse Kultus zu den Etruskern gekommen seyn, jedoch mit veränderten Götternamen. Uebrigens genoß die Insel, aus Achtung für den ältesten Sitz der Kabiren, auch unter der römischen Herrschaft eine gewisse Freiheit, und selbst eine Zeitlang nach Chr. Geb. noch standen jene altberühmten Mysterien in Ansehen. Ueber sie hat geschrieben Münter. Vgl. auch Schelling: Die Gottheiten von Samothrake. — Die Insel heißt jetzt Semadrek, zählt 1550 Einw. und hat die gleichnamige Hauptstadt mit einem Hafen. Reste von cyklopischen Mauern.

Samuel, der letzte Richter der Hebräer und der Wiederhersteller ihrer Nationalität. Schon als Knabe dem Dienste Jehovahs geweiht und von

Priestern erzogen, hatte er den Geist der Mosaischen Gesetzgebung erkannt und die feste Ueberzeugung erlangt, daß sein Volk, von allen Seiten bedrängt, ohne Einigkeit unter sich, weil das Nationalband, die Verehrung des einigen Gottes, durch die cananitischen Nachbar-Religionen aufgelöst worden war, nur in der ursprünglichen Verfassung Selbstständigkeit und Glück gewinnen könne. Es fügte sich recht glücklich, daß mit dem Tode Eli's, des Hohenpriesters, die oberste Würde im Staate eine Zeitlang unbesetzt bleiben mußte, weil seine Söhne im Kriege geblieben und seine Enkel noch nicht erwachsen waren. So entstand Raum für einen Mann von Geist und Kraft zum Reformator, für den Propheten und Leviten Samuel. Ganz im Geiste Moses, der für außerordentliche Fälle der Noth Propheten einen Platz in seinem Staate vorbehalten hatte, rief er, als berühmter Seher einen Landtag zur Entsündigung der Nation wegen ihres bisherigen fremden Gottesdienstes zusammen und stellte sich nicht nur hierin an die Stelle des Hohenpriesters, sondern übernahm auch auf dem Landtage, was dem Letztern obgelegen hätte, das Oberrichteramt im Lande. Auf diesem Posten ordnete er Religion und bürgerliche Verfassung im Mosaischen Sinne; nur den Krieg überließ er (wie auch sonst der Hohepriester) andern Laien. Samuel stiftete einen Prophetenorden, dessen Mitglieder unter der Direktion eines Oberpropheten (welche Stelle er selbst bis an seinen Tod bekleidete) zur Aufrechthaltung der Religion und zu Staatsgeschäften gebraucht werden sollten. Doch noch bei seinen Lebzeiten scheiterte sein Plan. Er selbst verstand die Kriegskunst nicht; und jeder neue Krieg mit den Philistern ward unter seiner Staatsverwaltung unglücklicher geführt. Das Volk sehnte sich nach einem tapfern, kriegserfahrenen Anführer, sah ihn aber nicht unter Samuels Söhnen, die bereits als Richter angestellt waren. Es wollte einen König, und Samuel mußte dem ungestümen Verlangen des Volkes nachgeben. Bei dieser Staatsveränderung, die seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen ganz entgegen war, berieth er dennoch das Volk mit der Weisheit und Uneigennützigkeit eines Vaters. Er wußte den erkorenen König Saul durch einschränkende Bedingungen an die alte Verfassung zu binden, und wenn er dagegen fehlte, zurechtzuweisen. Unerbittlich war er aber auch, als dieser unkluge König sich Eingriffe in die priesterlichen Rechte erlaubte. Er verwarf ihn und salbte den Hirtenjüngling David zum Nachfolger auf dem Throne Israels. Vorzüglich durch diese glückliche Wahl ward Samuel der Wohlthäter seines Volkes, doch erlebte er das Ende der Zwistigkeiten zwischen Saul und David nicht, und noch sein Schatten mußte den von Gott verlassenen König schrecken und strafen. — Unter Samuels Namen befinden sich zwei historische Bücher im alten Testamente; sie hauchen zwar den strengen hebräischen Geist der Mosaischen Verfassung, sind aber erweislich von späterer Hand geschrieben.

San Marino, s. Marino.

Sanct-Gallen, s. Gallen.

Sanct-Helena. Dieser einsame Felsen im atlantischen Ozean (11° 15′ O. L., 15° 55′ S. Br.), Napoleons Verweisungsort und Grabmal, liegt 340 engl. Meilen von Afrika, 400 von Brasilien entfernt, hat höchstens 6 deutsche Meilen im Umfange und besteht aus einem einzigen Basaltberg, in dessen Schluchten schöne Quellen sind und eine herrliche Vegetation stattfindet. Die Ufer sind überall 8—1200 Fuß hoch bis auf den einzigen Landungsplatz in der Bai von Jamestown. Der höchste Punkt der Insel, der Dianen-Pic, ist etwa 2700 Fuß hoch. Das Klima ist sehr gesund, der Himmel fast immer heiter. Orkane und Erdbeben sind fast unbekannt; dagegen regnet es oft 2—3 Jahre nicht, welcher Umstand, verbunden mit

den unzähligen Ratten, welche sich hier aufhalten, den Getreidebau fast unmöglich machen. Alle edlen Früchte Europas und Indiens aber, auch der Kaffeebaum und viele Gemüse, gedeihen trefflich in den Thälern. Einheimische Thiere gibt es kaum, außer einigen Singvögeln und Rebhühnern; aber alle europäischen sind eingeführt. Die Zahl der Einw. betrug mit der, als Napoleon noch lebte, starken Besatzung etwa 6000. — St.-Helena ward 1508 von den Portugiesen entdeckt und einige Anpflanzungen von ihnen angelegt. 1600 von den Holländern erobert und 1650 den Engländern abgetreten, war sie den Letztern als ein Erfrischungspunkt für ihre zurückkehrenden Ostindienfahrer höchst willkommen, weßhalb von ihnen an dem Landungspunkt das Fort St.-James erbaut wurde. Seit dem 18. Okt. 1815, wo Napoleon hier landete, war die Insel allen Seefahrern verschlossen, Batterien deckten jeden Punkt, wo auch nur ein Boot hätte landen können, Telegraphen und Signale waren auf allen Höhen errichtet, um die Erscheinung jedes Schiffes zu melden, welches sogleich von den beständig um die Insel kreuzenden Wachtschiffen untersucht wurde. Alle diese den Einw. sehr lästigen und nachtheiligen Maßregeln sind natürlich seit dem Tode Napoleons am 5. Mai 1821 aufgehoben worden. — Die einzige Stadt der Insel, St.-Jamestown, liegt im Hintergrunde einer schönen Bai in einem Thale und wird durch ein Fort mit 7 Batterien vertheidigt. Sie ist sehr nett gebaut; besonders schön aber ist das Haus des Gouverneurs am Strande mit einem ausgezeichneten Garten; auch hat sie ein Theater. Die meisten Einw. leben aber zerstreut auf der Insel und kommen nur in die Stadt, wenn die Flotten aus Ostindien, im März und April, erwartet werden. Die einzige, etwa eine Stunde im Umfang habende, hochgelegene Ebene der Insel, zu welcher man nur durch einen einzigen äußerst steilen und schwierigen Fußpfad gelangt, ist die von Longwood, wo die kleinen Gebäude liegen, in welchen Napoleon lebte und wo er starb. Ein einfacher Denkstein bezeichnet bis jetzt den Platz unter einigen Bäumen, wo seine Gebeine ruhen.

Sanction (pragmatische) ist die Urkunde, durch welche Kaiser Karl VI., der sich ohne männliche Nachkommen sah, seinen weiblichen Nachkommen die Erbfolge in allen seinen Staaten zu sichern bemüht war. Er bewog nicht ohne große Schwierigkeiten alle Fürsten Europas zur Annahme und Gewährleistung dieser Urkunde (daher der Name), bis auf den Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern, der als nächster Erbe der östreich. Länder seinen Beitritt verweigerte. Nach Karls VI. Tode (1740) veranlaßten Baierns Ansprüche den östreich. Erbfolgekrieg (vgl. Theresia); doch erkannte Baiern schon im Frieden zu Füssen (22. April 1745) die pragmatische Sanction an. — Auch das vom König Karl VI. von Frankreich 1438 zu Bourges nach den Beschlüssen des basler Conciliums gegebene Grundgesetz, auf welchem die gallikan. Kirchenfreiheit beruht, wird Sanction pragmatique genannt; ferner hieß der Beschluß des deutschen Reichstages zu Mainz 1439, welcher dieselben Beschlüsse annahm, Sanctio pragmatica. Beide Grundgesetze beschränkten die päpstliche Macht, wurden aber durch spätere Concordate zu Gunsten des apostolischen Stuhls abgeändert. Endlich nannte Karl III. von Spanien, als er 1759 den Thron von beiden Sicilien seinem dritten Sohne und dessen Nachkommen abtrat, das Erbfolgegesetz, welches er für diese neue Linie gab, ebenfalls eine Sanctio pragmatica.

Sanct-Jakob, Dorf unweit Basel, berühmt durch die am 26. Aug. 1444 hier vorgefallene Schlacht (s. Schweiz), wo seit 1824 ein Monument steht.

Digitized by Google

Sanct-Petersburg, s. Petersburg.

Sand, s. Sandsteingebirge.

Sand (Karl Ludwig), Candidat der Theologie, aus Schwärmerei der Mörder des Staatsraths von Kotzebue, geb. 1795 zu Wunsiedel im Baireuthischen, jetzig. bair. Obermainkreise, wo sein Vater als Justizrath und Amtmann 1823 starb. In der Jugend genoß er einer sorgfältig Erziehung, die vorzüglich seine (schwärm. Ansichten nicht unempfängliche) Mutter leitete. Von Kindheit an kränklich, blieb er auch im vorgerückten Alter schwächlich, aus welchem Grunde vielleicht seine melancholische Stimmung entsprang. 1810 ging er auf die Schule zu Hof und 2. J. später auf das Gymnasium zu Regensburg. Hier erwarb er sich von seinen Lehrern das Zeugniß eines fleißigen und sittlichen Menschen, der sich aber dem heitern Jugendsinne nicht überlassend, gewöhnlich düster und verschlossen war. 1814 studirte er zu Tübingen die theologischen Einleitungswissenschaften und schloß sich dort der Verbindung Teutonia an. Im folg. J. trat er unter die freiwillig. bair. Jäger des Rezatkreises. Vielleicht würde es auf seine trübe, verschlossene Gemüthsstimmung von wohlthätiger Wirkung gewesen seyn, wenn er das bewegte Leben im Kriege nicht bloß von ferne gesehen hätte. Nach dem Frieden setzte er seine Studien zu Erlangen fort, wo er ebenfalls durch Fleiß und anständiges Betragen, durch Geradsinn und Biederkeit sich auszeichnete und unter seinen Mitschülern beliebt machte. Indeß soll er schon damals Denen, die einen vertrauten Umgang mit ihm hatten, durch einen lebhaften Enthusiasmus für Religion und Vaterland, der sich leicht in die trüben Nebel des Mystizismus verlor, aufgefallen seyn. Ein unglücklicher Zufall — er sah nämlich seinen liebsten Freund 1817 beim Baden ertrinken — drückte seine Seele tief nieder und verstärkte in ihm den Hang zur Abgeschiedenheit. Später wohnte er dem Feste auf der Wartburg bei. Das dortige Treiben, die damals gehaltenen Reden, welche Sands Ansichten, Träumen und schwärmerischen Gesinnungen trefflich entsprachen, und die meist nur Schwulst, überspannte Gefühle und selten bestimmte und klare Ideen enthielten, scheinen seinem leidenschaftlichen Gemüthe erst die feste Richtung und seinem Wollen ein bestimmtes Ziel gegeben zu haben: zum wenigsten wollte Sand durch die Verbrennung von Kotzebue's Geschichte der Deutschen zuerst auf diesen Schriftsteller aufmerksam gemacht seyn worden. Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß Sand erst hier erfuhr, daß ein Kotzebue in der Welt lebte, so ist es doch leicht möglich, daß durch die Verbrennung der Schriften ihm Kotzebue zum ersten Male in dem Lichte erschien, in welchem ihn zu erblicken, Viele damals Grund zu haben glaubten. 1817 studirte Sand zu Jena, dort ebenfalls durch Ernst, Besonnenheit und sittliches Betragen sich Liebe und Achtung erwerbend. Dabei ward er aber immer verschlossener, theilte sich wenig mit, und wenn es geschah, so sprach er meist über seine Lieblingsideen: Religion und das deutsche Vaterland. Für das letztere hatte er schon einmal als Krieger sein Leben wagen wollen, und fühlte sich auch jetzt — wie seine Papiere es beweisen — bereit, es jede Stunde ihm zu opfern. Immer brütend über religiösen und politischen Gedanken, die, wie bei allen Menschen, in welchen Gemüth und Phantasie den Verstand beherrschen, mehr aus individuellen Gefühlen als aus klarer Einsicht entsprangen; fortwährend bewegt durch die dunkle, aber eben deßwegen desto wärmere Empfindung der Vaterlandsliebe; befangen in der Ansicht, daß seine Zeit große Zeichen und kräftige Thaten verlange, um für das Wahre, Rechte und Hohe begeistert und erhoben zu werden; — so lautete in den Tagen die Sprache der überspannten Köpfe — wahrscheinlich auch durch den Ehrgeiz verlockt, zu dem großen Werke der Wiedergeburt seines

Vaterlandes den ersten Stein gelegt zu haben, reifte in Sand den Entschluß, sein höchstes irdisches Gut, sein Leben selbst, für das Wohl seines geliebten Vaterlandes durch Bekämpfung eines Feindes hinzugeben. Die äußern Feinde waren besiegt; es konnte also nur ein innerer seyn, an dem Sand zum Brutus werden wollte, und dieser Vaterlandsfeind mußte ein wichtiger Mann seyn, welcher der erträumten schönen Zukunft hemmend im Wege stand. Nun bezeichneten viele Stimmen in Deutschland den russ. Staatsrath v. Kotzebue als einen solchen Mann: er hatte sich den Verdacht eines russ. Spähers zugezogen, der durch geheime Berichte seinen Hof gegen die deutsche Nation einnehme und ihm feindliche Gesinnungen gegen das damalige Streben einflöße. So wenig dieser Verdacht auch erwiesen werden konnte, fand Sand ihn doch gegründet, weil eine Menge Schriften von Kotzebue ihn zu bestätigen schienen, wenngleich eben sie wahrscheinlich die erste Veranlassung gewesen waren, daß ein solcher Verdacht aufkam. Einem Manne, wie Kotzebue, dem jede Excentrizität im Denken, Handeln und in Sitten lächerlich erschien, mußte auch der Geist, welcher damals auf den vaterländischen Universitäten die Jugend so lebhaft bewegte, in keinem vortheilhaftern Lichte, als dem einer Schwärmerei sich darstellen, und er, der viele Jahre hindurch alle Arten Schwärmereien, religiöse, mystische, Mesmerische ꝛc. mit spottender Satyre verfolgt hatte, warum sollte er schonender mit der politischen umgehen? Schwärmerei, sie habe Namen, wie sie wolle, artet leicht in Fanatismus aus, und wenn der sieht, daß er mit Predigen seinen Zweck nicht erreicht, so bedenkt er sich nicht lange und nimmt gern das Schwert. Ein Beweis hievon ist Sand selbst. Kotzebue's Grundsatz — und warum soll man einem Manne, wie Kotzebue, nicht einen solchen Grundsatz unterlegen dürfen? — war richtig: daß man jeden Schwärmersinn auf die Gemüther, welche von Natur und Erziehung einen Hang hiezu erhalten haben und die schwer von diesem Wahne zu heilen sind, zu beschränken suchen, und verhüten müsse, daß er nicht ansteckend und zum Gährungsmittel der Masse werde: lachender Spott und witzige Satyre sey aber zu diesem Zwecke ein vorzügliches Mittel, wie schon Shaftesbury behauptet hat. Nur versah es Kotzebue in der Ausführung; er folgte in dem Kampfe mit dem damals auf den Akademien herrschenden Geist zu sehr seiner Neigung zu possenhaften Zerrbildern, und diese beleidigen und erbittern, ohne zu belehren und zu bessern. Uebrigens griff er mit scharfem Spotte die akademischen Freiheiten an, und auch hierin durfte man Kotzebue nicht so unbedingt tadeln. Die akademische Freiheit in ihrem ganzen alten Umfang paßte weder für unsere Zeit, noch für die damalige Jugend, die durch den Riesenkampf Deutschlands mit Napoleon und durch den Siegesrausch elektrisirt war, und häufig zu Ungebundenheiten unter dem Schutze dieser Freiheiten Veranlassung ward. Kotzebue zeigte sich als Feind derselben; der studirenden Jugend erschien er als Feind der bürgerlichen Freiheit überhaupt und ward so der Gegenstand ihres Hasses. Diesen aus dem Wege zu räumen, dünkte Sand ein höchst verdienstliches Werk. Jede Schwärmerei ist eine geistige Krankheit, die, wenn sie lange genährt wird und den ganzen Menschen einnimmt, zuletzt mit der unwiderstehlichen Gewalt einer fixen Idee, eines partiellen Wahnsinns, wirkt. Daß Sand sich in einer solchen Gemüthslage befand, beweis't ein bekannt gewordener Brief, worin er sagt: „daß es ihm freilich schrecklich sey, einen Menschen zu ermorden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerstehen, die ihn unablässig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen ꝛc.“ Schon hieraus ersieht man, daß Sand ein fanatischer Schwärmer war, denn er führt in dem Briefe die Sprache aller solchen Menschen: eine innere Stimme, ein unwiderstehlicher Drang fordere sie zur That auf. Sands Gemüthszu-

stand hatte große Aehnlichkeit mit dem eines Mörders, dessen moralisches Gefühl vor der That einen langen Kampf mit einer heftigen Leidenschaft auszumachen hatte. Aus den Untersuchungsakten solcher Mörder ersieht man meist, daß sie lange in größter Unruhe umhergingen, und der Kampf mit sich sie selbst körperlich angriff und entkräftete; sie fühlten sich so unglücklich, daß sie glaubten, sie könnten nach vollbrachtem Morde nicht unglücklicher werden; bei Manchem ging sogar die Seelenverwirrung so weit, daß sie nirgend anders als im Morde Beruhigung zu finden hofften. Jetzt entscheiden sie sich zum Verbrechen, werden plötzlich ruhig und vollführen es mit vieler Ueberlegung und Besonnenheit. Sand, dessen gutes, für jedes moralische Gefühl empfängliche Gemüth, einer wilden Schwärmerei preisgegeben war, erging es eben so. Er kämpfte lange und schrecklich — dieß bekundet ein Brief, den er vor dem Morde an seine Verwandten schrieb, der aber zu spät ankam — doch als es bei ihm zum festen Entschlusse gedieh, legten sich die empörten Wellen des Innern, und er ging ruhig und kaltblütig hin, Kotzebue zu erstechen. Am 9. März 1819 verließ er Jena und kam den 23. früh um 10 Uhr in Manheim an. Schon um 11 Uhr ließ er sich in Kotzebue's Wohnung anmelden. Es hieß, Kotzebue sey nicht zu Hause, und Sand, der sich Heinrichs aus Mitau nannte, ward wiederbestellt. Unterdessen sah er sich in der Stadt und im Schloßgarten um, speiste im Gasthofe an der Wirthstafel, unterhielt sich mit den Anwesenden, und begab sich Nachmittags gegen 5 Uhr in das Haus Kotzebue's, der eben eine Gesellschaft bei sich erwartete. Er ward in ein Zimmer geführt, wo Kotzebue bald darauf eintrat. Nach den gewöhnlichen Fragen zog Sand den Dolch und stieß ihn mit den Worten: „Hier, du Verräther des Vaterlandes!" Kotzebue ins Herz. Nachdem er ihm noch 2 Stiche gegeben hatte, gab er sich selbst einen Stoß mit einem kleinen Schwert in die linke Brust, zog den Stahl heraus und ging ungehindert die Treppe hinab, bis an die Hausthür, wo er eine Schrift: „Todesstoß dem August von Kotzebue" überschrieben, die er mit dem Dolche irgendwo hatte anheften wollen, einem Bedienten gab, der nach der Wache eilte. Auch diese Schrift beweis't seine überspannte Geistesverwirrung und wie sehr die Vernunft eines Menschen einer Schwärmerei zum Raube werden kann. Er sagt hier unter andern: „Unsre Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott flammend seinen Menschen in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch! Entscheidet Euch auf Leben und Tod!" — „Ein Zeichen muß ich geben, muß mich erklären gegen die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage; — weiß nichts Edleres zu thun, als den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, dich, Verräther und Verderber meines Volks, — August von Kotzebue, niederzustoßen." Kaum hatte er die Straße erreicht, so rief er dem zusammengelaufenen Volke zu: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!" kniete nieder und stieß mit den Worten: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!" das kleine Schwert wiederholt in seine linke Brust. Man schaffte ihn ins Hospital und am 5. April ins Zuchthaus, wo er ein sehr bequemes Zimmer für sich allein hatte und mit der größten Menschlichkeit behandelt wurde. Seine Jugendkraft fristete ihm, nach einer am 8. April überstandenen schmerzhaften Operation, das Leben, ungeachtet die verletzte Lunge eiterte und seinen Tod erwarten ließ. Unfähig zu sprechen, gab er anfangs im Verhöre seine Erklärungen schriftlich, blieb standhaft, auch bei mehreren Confrontationen dabei, daß er keine Mitschuldigen habe (was auch durch keinen Umstand sich dargethan hat), und bewies bei allen Schmerzen die größte Ruhe und Sanftmuth. Die Untersuchung ward in Manheim von dem Oberhofgerichtskanzler von Hohenhorst, 2 Oberhofgerichtsräthen und dem Stadtdirektor von Jagemann, als einer besonders hierzu angeordneten Commission,

geführt, welche mit den Commissionen zu Weimar, Darmstadt und Gießen und mit dem berliner Polizeiministerium correspondirte. Am Schlusse der in Manheim geführten Untersuchung bezeugte das dasige Stadtphysikat, daß „Inquisit im Besitz richtiger Sinne sey. An seiner Vernunft habe man nie eine Zerrüttung wahrnehmen können. Indessen habe es sich, besonders in den Aeußerungen des Inquisiten über Politik und Religion, unverkennbar ausgesprochen, daß sein Verstand mittelmäßig (nicht umfassend, nicht scharf, nicht gründlich) und ganz in der Herrschaft eines heftigen, überspannten Vorstellungs- und Gefühlsvermögens befangen sey.“ Am 3. Sept. 1819 war das Schlußverhör geendigt, und die Akten wurden dem manheimer Hofgerichte, als dem ordentlichen Richter, den 10. Nov. 1819 übergeben. Das von diesem am 5. Mai 1820 gesprochene Todesurtheil wurde vom Großherzog von Baden bestätigt und am 20. Mai früh halb 6 Uhr mit dem Schwert vollzogen. Sand behielt seine Fassung und die Ueberzeugung, daß er mit Gott einig sey, bis zum letzten Augenblick. Er starb in einem Alter von 24 J. 7 Monaten. Daß Sand ein Verbrecher und eines beabsichtigten Mordes schuldig war, wird Niemand in Abrede stellen können, ebenso wenig, daß er ein Opfer der öffentlichen Gerechtigkeit fallen mußte. Die Theilnahme, welche Sands Tod an manchen Orten in Deutschland erregte, würde daher nicht zu rechtfertigen seyn, wenn sie etwas anders gewesen wäre, als jene Theilnahme, welche uns ein tragischer Held einflößt, der mit sonst guten, edeln Gesinnungen ein schönes Ziel verfolgt oder doch ein schönes zu verfolgen wähnt, und dabei selbst zu Grunde geht, weil er es in leidenschaftlicher Schwärmerei und auf unmoralischem Wege zu erreichen suchte; wie etwa ein Vater das Banditenhandwerk ergreift, um seine zahlreiche Familie vom Hungertode zu retten, und an den Galgen kommt. Auf der Bühne mag allenfalls in einem solchen Falle ein mitleidiger Engländer oder sonst ein reicher Mann zwischen den Räuber und den Galgen treten; aber im bürgerlichen Leben darf das nicht seyn. Sands That war gewiß kein schönes Zeichen unserer Zeit, sondern ein krankhaftes Zeichen unserer Zeit war sie. Jeder Vernünftige würde lieber die menschliche Gesellschaft verlassen, als in einer Zeit leben, die Verbrechen für Zierden ihres Daseyns hält. Vor dem Richterstuhl der Vernunft und Moral wird und kann Sands That nie Rechtfertigung oder Gnade finden; aber vor dem menschlichen Herzen hat Sand immer Mitleid und Bedauern zu erwarten, und das macht ihn eben zu dem tragischen Helden eines Drama.

Sandale 1) eine Art Fußbedeckung bei den Griechen und Römern, die wir schon im höchsten Alterthum finden. Sie bestand aus einer dicken Korksohle, die oben und unten mit Leder überzogen und am Rande zierlich gesteppt war. Sie ließ den obern Theil des Fußes bloß und war fast bis auf die Mitte des Schenkels mit Riemen befestigt, welche auf eine zierliche Art kreuzweis den Fuß sich herauf schlangen. Wie in Allem, so trieben die spätern Römer auch in diesem Kleidungsstück einen verschwendrischen Aufwand. — 2) Eine Art kostbar gestickter Socken, welche die höhern kathol. Geistlichen tragen. — 3) Ein Fahrzeug im Mittelmeer, dessen man sich zur Entladung größerer Schiffe bedient.

Sandeman (Robert), geb. zu Perth 1723, gebildet auf der Hochschule St. Andrews, ward von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt und heirathete die Tochter von Joh. Glaß, dem Gründer einer Sekte, die man in Schottland Glassiten, in England aber Sandemanianer nennt, und nahm die Grundsätze seines Schwiegervaters an. 1762 kam er nach London und predigte sein Evangelium, fand aber wenig Anhänger, weil seine Grundsätze zu abstrakt waren und nicht verstanden wurden. Einige Jahre darauf begab er sich nach Amerika, errichtete dort eine Congregation und starb

1772 in Neu-England. Die nach seinem Namen sich nennende Parthei weicht von den Herrnhutern nur in einigen Punkten ab; sie enthält sich nämlich des Fleisches von erstickten Thieren und des Blutes und bildet noch eine strengere Gemeinschaft der Güter.

Sandrart (Joachim v.), geb. zu Frankfurt 1606. Nachdem er mehrere Sprachen gelernt hatte, legte er sich auf die Zeichen- und Kupferstecherkunst und auf die Malerei, widmete sich aber nachher der letztern ganz, und reiste nach England, Venedig, Bologna, Florenz und Rom. Er arbeitete mit großem Beifall, u. a. für den König von Spanien ein großes Gemälde, den Tod des Seneca darstellend; auch malte er mehrere Porträts und in der Folge mehrere Gemälde für Kirchen und Paläste. In Sicilien hat er eine Menge Zeichnungen von Gegenden entworfen. Zuletzt ließ er sich in Augsburg nieder. Unzählig sind die Arbeiten, die er für den Kurfürsten Maximilian von Baiern, für den Erzherzog Leopold und für die Jesuiten in Landshut verfertigte. Nach dem westphäl. Frieden wurde er 1649 nach Nürnberg berufen, wo er die Porträts des schwed. Königs, der Gesandten und Feldherren malte. Was seine Manier betrifft, so liebte er die venetianische Schule, nämlich Paul Veronese und Tizian, hielt sich aber, nur edler in der Wahl der Natur, an die Manier von Merigi. In der Kupferstecherkunst war er Merians Schüler und verzierte durch seine Arbeiten seine und andre literarische Arbeiten. Durch diese hat er sich am meisten berühmt gemacht, vor allen aber durch das Werk: Die deutsche Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst (von 1675 an). Er beschloß sein thätiges Leben 1688.

Sandschiaki, die kleinern Statthalter in den türk. Provinzen, welche ihren Namen von Sandschiak, d. i. Standarte, haben, unter den Pascha's stehen und nur einen Roßschweif führen. Ihr Gebiet heißt Sandschiakat. — Sandschiak-Scherif, Mohammeds heilige Fahne, ein Heiligthum, welches in der Schatzkammer zu Konstantinopel aufbewahrt und nur dann herausgenommen wird, wenn ein Heer unter dem Großsultan selbst oder dem Großvezier zu Felde zieht, oder zuweilen auch, wenn man bei einem entstandenen Kriege durch das Ausstellen derselben Vaterlandsliebe und Religionseifer entflammen will, um dadurch dem Heere viele Kämpfer zuzuführen. Diejenige Fahne, welcher sich Mohammed soll bedient haben, kommt gar nicht aus dem Gewahrsam, sondern eine neuere, nach derselben gemacht, welche aber ebenfalls jetzt sehr veraltet ist und aus grünem seidenen Zeuche besteht, auf welchem vormals das mohammedanische Glaubensbekenntniß geschrieben gewesen seyn soll, wovon man aber nichts mehr sieht. Wenn die Armee in das erste Lager kommt, wird die Fahne nebst dem Mantel Mohammeds und dem Koran in einen goldenen Kasten geschlossen und auf ein Kameel gepackt, welches vor dem Oberbefehlshaber hergeführt wird. Diese Fahne kommt nie in ein Treffen, sondern wird im Lager von einem eigenen Bewahrer, Nakib-Ulescheref, sorgfältig bewacht, und sobald die Feinde beginnen zu siegen, in Sicherheit gebracht.

Sandsteingebirge ist, nach Werners Theorie der Geologie, ein Flötzgebirge, und verdankte seinen Ursprung einem neuen Anschwellen der Gewässer, durch welche die Ur- und Uebergangsgebirge z. Th. zertrümmert wurden, aus welchen Trümmern mehr auf mechanischem als chemischem Wege sich das Sandsteingebirge gebildet habe. Das Gefüge desselben scheint auch auf einen solchen Ursprung hinzudeuten; denn es besteht aus größern oder kleinern körnigen Stücken, die durch einen quarzigen oder eisenthonigen Kitt zusammen gehalten werden. Gegen diese mehr mechanische Entstehungsart dieser Gebirge haben sich in der neuern Zeit wichtige Zweifel erhoben, und die Beobachtung der neuern Geognosten haben es wahrscheinlich gemacht,

daß die Flötzsandsteingebirge und besonders die ältern Bildungen Produkte chemischer Prozesse seyn. Der Flötzsandstein wird theils nach der Größe der zusammengekitteten Stücke, theils nach der Natur des Bindemittels, theils nach dem Verhältnisse, in welchem er sich zu andern Gebirgsarten gelagert hat, unterscheiden. Die älteste Sandsteinbildung der Flötzzeit soll das Urfels-Conglomerat, aus verschiedenen Urgebirgsarten bestehend, mit dessen Abart, dem Kiesel-Conglomerat, und der sogenannte rothe Sandstein seyn. Eine jüngere Bildung ist der bunte Sandstein, welcher oft mit Gyps abwechselt, meist ein kleines und feines Korn hat und sich durch seine bunten Farbenstreifen auszeichnet. Diese beiden Sandsteinbildungen sind hinsichtlich ihrer Kennzeichen so nahe verwandt, daß sie oft kaum zu unterscheiden sind. Für eine noch jüngere Bildung hält man den gemeinsten Sandstein, den sogenannten Quadersandstein, der meist aus feinen, weißlichen, mit Eisenocker überzogenen Körnern besteht, die entweder ohne Bindemittel als Flötzquarz erscheinen, oder nur durch ein unbeträchtliches thoniges Bindemittel zusammengehalten werden, und dessen leichte Zerstörbarkeit auch die jüngere Entstehung verräth. Dieser jüngere Sandstein ist es vorzüglich, der, außer den Schichtungsklüften, noch eine senkrechte, die Schichtung in rechten Winkeln durchschneidende Zerklüftung hat. Am häufigsten bemerkt man auch bei diesem Gestein Zerfressungen und Auswaschungen, die im Großen als Höhlen sich zeigen. Die Sandsteingebirge nehmen auch Lager von Kalkstein, Alaunerde und selbst Erzbildungen auf; doch scheinen diese letztern mehr dem ältern als dem jüngern zuzukommen. Versteinerungen findet man oft in ganzen Flötzen in diesen Gebirgen. Das Sandsteingebirge, vorzüglich das ältere, erreicht zuweilen eine ziemlich bedeutende Höhe, z. B. schon in den sächsischen, böhmischen und schlesischen Gebirgen bis zu 1900 Fuß, und scheint in Afrika, selbst in China, weit höher zu seyn. Der Sandstein ist wegen seiner leichten Absonderung und anderer Eigenschaften besonders zu Bausteinen brauchbar, minder tauglich aber, bei seiner leichten Zerstörbarkeit, zu Bildhauerarbeiten. — Der Sand besteht aus Quarzkörnern, die in dem Sandsteine durch thonigtes, oder kalkigtes, oft eisenschlüssiges, zuweilen selbst quarzartiges Cäment, mehr oder minder fest zusammengekittet sind. Der Ursprung des Sandes ist immer noch räthselhaft. Es wäre zu wünschen, daß Jemand das natürliche Cäment entdeckte, welches die Sandkörner zu einer oft so festen Masse verbindet, um die ungeheure Menge lockern Sandes, die meilenweite Landstriche bedeckt, zu festem Steine als Baumaterial zubereiten zu können. Nach der Größe der einzelnen Stücke wird der gröbste Sand Bachkiesel, der minder grobe Perl- oder Quicksand, der feinere Flugsand genannt, und der letztere ist es vorzüglich, welcher, vom Wasser gehoben, den beweglichen Triebsand bildet, oder vom Winde getrieben, jene beweglichen Hügel und Thäler hervorbringt, die schon in einigen Theilen von Deutschland, z. B. in der Niederlausitz, ganze Landstriche bedecken, wo kaum Grashalme und zwergartige Bäume gedeihen können. Vorzüglich aber ist Nordafrika in seinen ungeheuren Wüsten mit Flugsand bedeckt. Zuweilen führt der Sand Gold mit sich. Technisch wird er zum Glasschmelzen, zum Schleifen, zu Sanduhren u. s. w. gebraucht.

Sandwichinseln, australische Inselgruppe im nördlichen Theile des stillen Ozeans, 212 — 223 Grad W. L., 18 — 24 Grad N. Br., welche Cook auf seiner dritten Reise um die Erde entdeckte und nach dem Grafen Sandwich, erstem Lord der Admiralität, benannte. Diese Inseln haben 360 QM. Flächenraum und nebst Korallenfelsen viel vortreffliches fruchtbares Land, mit sorgfältig unterhaltenen Pflanzungen, in Einzäunungen mit Steinwänden ꝛc. Die Luft ist wie in den westindischen Inseln, doch etwas

gemäßigter. Wasser ist in Ueberfluß vorhanden. Die Haupterzeugnisse sind: Yams, Gewürzbäume, Pisang, Sandelbäume, Bananas, Zuckerrohr, Pfeffer, Kokosnüsse, Kastanien- und Papiermaulbeerbäume, Patate, Holz (zum Schiffbau höchst dienlich), süße Kartoffeln, Aronswurzeln (der Hauptgegenstand ihrer Landwirthschaft), große Kürbisse, jetzt auch Mais, Tabak, europäische Gemüse, allerlei Arten Südfrüchte, Weintrauben, Schweine, Hunde, wilde Gänse, Schildkröten, Fische, Perlen, Seesalz; seit der Ankunft der Europäer: Rindvieh, Schafe, Ziegen, Pferde, Tauben ꝛc. Die Einwohner (nach Cook 400.000), jetzt durch Trunksucht, Syphilis und Kindermord auf 150.000 gesunken, sind von der malaiischen Raçe, schön gebildet, von dunklerer Farbe als die Tahiter, edelmüthig und kriegerisch. Ackerbau, Vogelfang, Fischerei, Manufakturarbeiten beschäftigen viele Einw. Sie verfertigen vielerlei Zeuche von Maulbeerbaumrinden mit den geschmackvollsten Zeichnungen, schöne Mützen, vortreffliche Matten mit verschiedenen Mustern und Farben, eine Arbeit, die in Rücksicht der Dauer, Feinheit und Eleganz alles Mattenwerk in der Welt übertrifft; Angelhaken von Perlmutterschalen, Knochen oder Holz, Schnitzarbeiten und bauen Schiffe nach europ. Art. Mit ihren Produkten treiben sie einen ansehnlichen Handel nach der NW. Küste Amerika's, auch nach Kamtschatka. Die Einw. haben mehrere nach europ. Art gebaute und ausgerüstete Schiffe von 120 Tonnen und viele Schooner. Die Seefahrer der nordamerikanischen Freistaaten besuchen sie jährlich mit 7—10 Fahrzeugen auf ihrem Wege nach der NW. Küste von Amerika, wo sie das Pelzwerk für China eintauschen. Die Menge der in der Karakakuabai auf Owaihi ankommenden Schiffe und der öftere Handelsverkehr hat einen mächtigen Einfluß auf die Bildung der Insulaner gehabt. Man unterscheidet unter den Einw. der 17 Inseln 3 Stammklassen: die Ehrihs oder Oberhäupter einzelner Distrikte; andere, die gewisses Eigenthumsrecht oder Regierungsgewalt besitzen, und Canakamorihs oder Tantaus ohne Eigenthum, die unter der Oberherrschaft der Anführer stehen, für sie arbeiten, und die sie ändern können, wenn sie wollen. Jeder Unterthan zahlt einen regelmäßigen Tribut an die Regierung nach dem Verhältniß des Ertrags seines Grundstücks. Der junge König dieser Inseln, Kamchancha, hatte 1824 mit seiner Gemahlin eine Reise nach London gemacht; Beide starben daselbst an den Masern den 8. Juli n. J., und der Cap. Lord Byron brachte ihre Leichname nach ihrer Heimath zurück. Der 1819 verstorbene König Tamaahmaah, der sich alle Inseln dieser Gruppe (mit Ausnahme zweier, Atooi und Onehau) unterworfen hatte, wohnte in Hanarura auf der Insel Woahu, in einem in europäischem Geschmack aus Ziegelsteinen aufgeführten und mit Fenstern versehenen Pallast, um den eine mit 15 Kanonen besetzte Verschanzung ist, wo 200 Mann wohldisciplinirter Krieger Tag und Nacht Wache halten. Der König hielt eine bewaffnete Macht von 2000 Mann und hatte über 60 Schiffe, worunter ein amerik. von 200 Tonnen. Er hatte Engländer und Amerikaner in seinen Diensten, auch Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Ziegler, die er durch Schenkungen von Land belohnte. Die Thronfolge ist in der männlichen Linie erblich. 1820 wurde der Götzendienst auf immer abgeschafft, und Alles, was darauf Bezug hatte, vernichtet. Missionarien der nordamerik. Freistaaten wohnen mit ihren Familien hier und bilden die Jugend; auch der König von Atooi hat mit seiner Gemahlin an dem Unterricht Theil genommen. Viele Einw. gehen auch nach den nordamerikan. Freistaaten und bilden sich in den dortigen Erziehungsanstalten. Vergl. Ellis's, Mathison's und Lord Byron's Beschreibung dieser Inseln. Des Letztern seine erschien englisch zu London 1827; die des Erstern a. d. Engl., Hamburg 1827.

Sandwichland, s. Südpolarländer.

Sanguinisch, Sanguiniker, s. Temperament.

Sanhedrin (syrisch) oder Synedrium (griech.), die Versammlung der Aeltesten, welche nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft das höchste geistliche und weltliche Gericht der Juden bildete. Es stand unmittelbar unter dem Hohenpriester und zählte 71 Mitglieder, welche aus dem Volke gewählt wurden. Ueber Tod und Leben, Gesetzmäßigkeit und Gesetzwidrigkeit ward hier entschieden. Dieser Rath war die höchste Landesbehörde, und der Hohepriester selbst mußte mit ihm gemeinschaftlich erwägen, wenn wichtige Unternehmungen bevorstanden; er war zugleich das höchste Gericht, an welches der Angeklagte sich wenden konnte. Er hatte seinen Sitz in Jerusalem im Tempel. Vorzügliche Kenntnisse in verschiedenen Sprachen und Wissenschaften führten zur einstmaligen Würde eines Aeltesten. Als die Römer Judäa in eine Provinz ihres Reichs umwandelten, nahmen sie dem großen Rath das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden, und beschränkten seine Wirksamkeit auf Religionsangelegenheiten sowie auf Schlichtung der Vergehen gegen das mosaische Gesetz, und auch hier durfte er nicht auf Todesstrafe anerkennen, sondern mußte die Genehmigung des römischen Landpflegers einholen. Außer diesem hohen Rathe gab es noch in Jerusalem selbst 2 kleinere Gerichtsbehörden und in jeder andern Stadt eine solche von 23 Männern; sie hießen die kleinern Synedrien und entschieden über Mein und Dein. Nur schwierige Fälle stellten sie der höhern Behörde anheim. Auch der kleinere Rath ward gewählt und zwar aus den Volkslehrern. Nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus wurden sämmtliche obere und untere Nationalbehörden aufgelöst. — Das von Napoleon 1806 zu Paris zusammenberufene große Synedrium hatte nur den Zweck, die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im franz. Reich zu ordnen.

Sannazaro (Jacopo), durch die Vortrefflichkeit seiner latein. sowohl, als italien. Gedichte berühmt, war 1458 zu Neapel geboren und stammte von einer angesehenen Familie ab. Er verdankte seine gelehrte Bildung dem Giuniano Maggo und hauptsächlich der Akademie des Pontano, welche damals die gelehrtesten Männer von Neapel vereinigte und in welcher er nach italienisch-akademischem Gebrauch den Namen Azzio Sincero annahm. Die Liebe zu Carmosina Bonifalia, die er unter dem Namen Harmosine und Filli besungen hat, entwickelte sein poetisches Talent. In der Hoffnung, sich von dieser Leidenschaft durch die Trennung zu befreien, reiste er nach Frankreich, kehrte aber, von Sehnsucht überwältigt, bald nach Neapel zurück, wo er jedoch seine Geliebte nicht mehr am Leben fand. Während seiner Abwesenheit schrieb er die Arcadia, eine Reihe von Idyllen, welche zwar, wie seine übrigen Gedichte in italien. Sprache, eine Jugendarbeit ist, dennoch einen bleibenden Werth behauptet. Eine sanfte einschmeichelnde Poesie und eine reine Sprache und wohlklingende Versifikation sind die Vorzüge dieses Werks, welches aus Prosa und Versen gemischt ist. Er erwarb sich die Gunst des Königs Ferdinand und seiner Söhne, Alphons und Friedrich, denen er auch mitten unter allen ihren Unglücksfällen unerschütterlich treu blieb. Er starb 1533 zu Neapel. Außer der angeführten Arcadia schrieb er italienisch noch Sonette und Canzonen, die sich ebenfalls durch Reinheit der Sprache empfehlen, ohne weiter ausgezeichnet zu seyn. Die beste Ausgabe dieser italien. Werke erschien 1723 in 4. zu Padua. Fast noch berühmter ist er durch seine latein. Gedichte geworden, welche sich durch Eleganz und sorgfältige Wahl des Ausdrucks, sowie durch Feinheit der Gedanken und poetischen Schwung vorzüglich auszeichnen. Sie bestehen außer einem großen Gedicht von der Geburt der heiligen Jungfrau in 3 Büchern, in Fischerliedern, 2 Büchern Klaggesängen und 3 Büchern Epigrammen. Unter

letztern ist das lobpreisende Epigramm auf Venedig das bekannteste, das 6 Verse enthält und von dem venetianischen Senat mit 600 Dukaten belohnt wurde.

Sansculotte (ein Mensch, der keine Beinkleider hat) nannten sich in den mittlern Jahren der franz. Revolution Diejenigen, welche dürftig gekleidet waren und jenen Namen zuweilen mit der That führten. Weil in dieser Zeit Reichthum ein Verbrechen war, oder vielmehr die herrschende Partei sich bemühte, jedem Reichen Verbrechen anzudichten, um sich seiner Schätze mit einem Schein des Rechts bemächtigen zu können, fingen auch wohlhabende Leute an, sich dürftig zu kleiden, und jenes Wort bekam nun den Nebenbegriff Patriot. Man suchte eine Ehre darin, unreinlich und lüderlich einherzugehen und Sitten anzunehmen, welche mit dieser Kleidung übereinstimmten. Ein Wort, welches anfänglich einen verächtlichen Nebenbegriff haben mußte, wurde nun ein Ehrenname und blieb es, bis mit dem Ende der Schreckensregierung auch diese Ausgeburt derselben ein Ende nahm.

Sanskrit- oder Samskrit- (d. i. vollkommene), auch Deva-Nagara (d. i. göttliche) oder bramanische Sprache (weil sie im Lande allein noch von den Braminen verstanden wird), ist die jetzt ausgestorbene Sprache der Hindu, in der besonders ihre Religions- und Gesetzbücher abgefaßt sind, und deren Zusammenhang mit der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache, mit semitischen und Zendwörtern ꝛc. unverkennbar ist. Die Schrift, mit der sie ursprünglich geschrieben wurde, zerfällt nach Verschiedenheit der Gegenden in 3 verschiedene Alphabete; im Norden bedienen sich die Braminen des Devanagari, im mittlern Theile von Indien der telugischen oder talenganischen, im Süden der malabarischen oder Granthamschrift; alle haben über 50 einfache Buchstaben, aus denen eine Sylbenschrift von vielen tausend Charakteren zusammengesetzt ist. Mehreres s. im Art. Ind. Sprache. — Fr. Bopp hat ein Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache (Berlin 1825, 4.) herausgegeben. Eine populaire Uebersicht der Sanskritliteratur hat A. Langlois entworfen in s. Monum. littéraires de l'Inde, ou mélages de littérature sanscrit etc. Paris 1827.

Sanssouci, ein k. preuß. Lustschloß, auf einem Hügel vor dem brandenburger Thore von Potsdam, wo Friedrich d. Große sich am liebsten aufhielt, daher er auch der Weise von Sanssouci genannt wird. Das Schloß hat nur ein Stockwerk und ist klein, aber von herrlicher Bauart und im Innern vortrefflich ausgeziert. In dem runden Marmorsaal bewundert man die Säulen, die Malereien und den nach florentinischer Art mit Blumenwerk ausgelegte Fußboden. Man hat von dem Schlosse aus eine reizende Aussicht über Potsdam und seine Umgebungen. Vorwärts erblickt man den Weinberg mit seinen 6 Terrassen, deren jede 12 Stufen und die besten Weinstöcke unter Glasfenstern hat. Am Fuße des Berges ist ein Lustgarten. Merkwürdig sind auch die beiden Pavillons zur rechten und linken, die Orangerie und die Bildergallerie. Aus dem Lustgarten geht man in den Park, wo ein japanisches Haus zur Linken der Hauptallee steht. Zu beiden Seiten der steinernen Brücke sind schöne Tempel, deren einer die kostbare k. Sammlung von geschnittenen Steinen und Alterthümern aus den Verlassenschaften des Barons von Stosch und des Cardinals Polignac enthält. — Das neue Schloß oder der neue Pallast, welchen Friedrich d. Große nach dem hubertsburger Frieden erbauen ließ, ist äußerst schön, prächtig und geschmackvoll. An dem ganzen Gebäude sind keine andern als Fensterthüren, die mit den übrigen Fenstern einerlei Gestalt haben, sodaß die Eingänge und Treppen nicht ins Auge fallen. König Friedrich Wilhelm II. erbaute noch

das sogen. Marmorpalais im neuen Garten und nahm zu demselben die Säulen einer Colonnade in Sanssouci.

Santander (S.-Andero), eine kleine Landschaft Spaniens, an der südlichen Küste der Bai von Viscaya, aus steilen Bergen und tiefen Thälern bestehend, ist reich an gutem Eisen, und in den kleinen Gebirgsstädten Liergams und La Cavada gibt es Kanonengießereien und Gußstahlfabriken. Die Küste hat einige treffliche Häfen. Der Hauptort gleiches Namens hat den geräumigsten Hafen, der sehr gut gegen Winde geschützt und für Handelsschiffe von jeder Größe zugänglich ist. Santander war längst einer der zum freien Handel mit dem span. Amerika berechtigten Häfen, und hat auch viel Verkehr mit dem nördlichen Europa, wohin es unter andern viel Wolle ausführt. Die Stadt zählt beinahe an 12.000 Einwohner und ist seit dem J. 1754 der Sitz eines Bischofs, hat eine nautische Schule und Schiffswerfte.

Santerre (J. F. G.), Bierbrauer in der pariser Vorstadt St. Antoine, machte sich in der franzöſ. Revolution einen Namen. Er genoß eines nicht unbedeutenden Vermögens und des Zutrauens der geringern Menschenklasse seines Quartiers. Bei der Einnahme der Bastille zeichnete er sich an der Spitze des Volks von St. Antoine aus. Bei der Bildung der pariser Nationalgarde ward er zum Bataillons-Commandeur erhoben. Von diesem Augenblick an schmeichelte ihm die Orleans'sche Partei und überredete ihn, er habe es in seiner Macht, durch seinen Einfluß auf das Volk der Vorstadt die Revolution zu leiten. Santerre warf sich jetzt köpflings in die Revolution, vernachläſſigte sein Gewerbe und opferte sein Vermögen auf. Er zeigte sich stets dem General Lafayette entgegen, der ihn beschuldigte, er habe an dem Tage, wo das Volk zur Zerstörung des Schlosses von Vincennes sich zusammenrottete, Feuer auf seinen Adjutanten gegeben. 1791 erging ein Verhaftsbefehl gegen ihn, wegen dem Auflauf des Volkes auf dem Marsfelde, was die Abdankung des Königs erzwingen wollte. Doch er nahm die Flucht. Im folgenden Jahre ward sein Einfluß bedeutender. Am 20. Juni brach er an der Spitze einer Rotte Vorstädter in die Tuilerien und erschreckte die königliche Familie. „Sire — sprach der Bierbrauer, der den König der Wuth des Pöbels bloßgestellt hatte — seyn Sie ruhig; Sie befinden sich mitten unter Ihren Kindern, die sich alle für Sie aufopfern; aber sagen muß ich Ihnen doch, daß Ihre Hofleute Sie betrügen und Sie wie Feige verlassen werden: Sie finden nur Sicherheit beim Volke." — Am Morgen des berüchtigten 10. August ward er zum General-Commandanten der pariser Bürgergarde ernannt. Von jetzt an weihete er sich ganz der republikanischen Partei und führte die königliche Familie zum Temple. Trotz seinem Eifer für die Jakobiner, genoß er doch nicht ihr völliges Zutrauen. Man suchte ihn während den schrecklichen Tagen des 2. und 3 Sept. zu entfernen, aus Furcht, daß er, wie Marat sagte, diese Maßregel, die zum Heile Frankreichs nothwendig sey, vereiteln möchte. Er ward deßhalb am 31. Aug. von dem pariser Gemeinderath nach Versailles geschickt, um Heerschau über die dortigen Nationalgarden zu halten, von der er erst am 4. Sept. zurückkehrte. Der Blutrath der Septembriseurs ließ ihm bedeuten, daß, wenn er das Vorgefallene mißbillige, man ihn einziehen müsse. Diese Furcht bewog ihn wahrscheinlich, am 18. Sept vor der gesetzgebenden Versammlung zu erklären, daß die Mordthaten die Folgen der letzten Zuckungen der sterbenden Aristokratie seyen. Bald darauf reichte er seine Entlassung ein, weil er die Nationalgarde, welche den Dienst im Temple versah, nicht in der Zucht halten konnte. Am 11. Dez. führte er Ludwig XVI. vor die Schranken des Convents und am 21. Jan. 1793 befehligte er die Truppen

bei der Hinrichtung des Königs. Als dieser vom Schaffot herab zum Volke reden wollte, ließ Santerre die Trommeln rühren, weil, wie er später erklärte, er schon anfing, den Muth zu verlieren. In dem eiteln Wahn, er besitze ein großes Heerführergenie, überreichte er am 31. Mai dem Convent einen Plan zu einem Feldzuge in der Vendée, und ging den 10. Juni mit 14.000 Mann ab, um die Royalisten aufzureiben, ward aber überall, wo er sich sehen ließ, geschlagen. Bei seiner Rückkehr ward er als ein gemäßigt Gesinnter eingezogen und erhielt nach dem Sturze des Terrorismus (27. Juli 1794) seine Freiheit wieder. Seitdem blieb er unthätig und lebte als Divisionsgeneral entfernt von der politischen Bühne. Den Verlust seines Vermögens suchte er vergebens durch Häuserbau zu ersetzen. Er starb 1810 in einem fast blödsinnigen Zustande.

Sappe, ein Graben, in welchem die Belagerer, sicher vor dem feindlichen Geschoß, sich der Festung nähern. Nach Art ihres Baues werden die Sappen verschiedentlich eingetheilt: wird sie erst mit leeren Schanzkörben, die später mit Sand von den Arbeitern der Laufgraben gefüllt werden, gebaut, so nennt man sie eine flüchtige Sappe (sappe volante); werden aber die Schanzkörbe von den Sappeurs selbst gefüllt, so heißt sie eine volle Sappe (sappe pleine). Bleiben Erd- oder andere Massen in der Sappe stehen, sodaß diese sich um sie dreht, so nennt man sie wendende Sappe (sappe tournante). Bei einer doppelten Sappe (sappe double) wird die eine Seite durch die andere gedeckt, und eine bedeckte Sappe (sappe couverte) besteht aus einem bedeckten Gange von 6 Fuß Höhe und eben so viel Breite, mit Blenden ausgesetzt und mit Faschinen versehen. Den Gebrauch der Sappen kannten schon die Alten bei ihren Belagerungen. — Sappeurs heißen diejenigen Truppen, welche alle Arten Verschanzungen bei einer Belagerung oder auch im Felde ausführen müssen. Sie bilden bei den meisten Heeren ein besonderes Corps, mit welchem auch meist die Mineurs und Pionniers vereinigt sind.

Sapphir, ein Edelstein aus dem Thongeschlechte, meistens blau, jedoch in so manchen Abstufungen sich zeigend, daß er ins Weißliche und Weingelbliche übergeht. Es gibt auch welche, die blau und gelb zugleich sind. Nach den Analysen von Klapproth enthält er in 100 Theilen 98½ Theil Thon, 1 Theil Eisenkalk und ½ Theil Kalkerde. Die hellern Sapphire nennt man Luchs- oder weibliche Sapphire, die dunklern männliche. Nach dem Demant und dem Rubin ist er der härteste Stein. Seine Krystallisationsform bildet eine 6seitige einfache oder doppelte Pyramide; das Gefüge ist zum Theil konzentrisch. Wird von diesen Sapphiren die Spitze abgeschliffen, so werfen sie einen 6strahligen beweglichen Stern von sich und heißen Sternsapphire. Im Feuer verliert der Stein seine Farbe und wird so geschliffen oft für einen Demant verkauft. Die besten Sapphire finden sich auf Ceylon; weniger kostbar sind die aus Peru, und noch geringern Werth haben die europäischen, aus Ungarn, Sachsen, Böhmen, Schlesien und Frankreich.

Sappho, eine der berühmtesten griechischen Frauen, Meisterin in der lyrischen Poesie, geboren zu Mitylene auf der Insel Lesbos, blühte um 600 v. Chr. Alkaios, ebenfalls einer der größten Lyriker und von derselben Insel gebürtig, soll die Dichterin geliebt haben, aber seine zärtliche Liebe soll von ihr verschmäht worden seyn. Der glänzende Ruhm und die allgemeine Bewunderung, welche sie genoß, scheinen ihr manche Verleumdungen und selbst Verfolgungen zugezogen zu haben, weßwegen sie ihr Vaterland verließ. Namentlich wird ihr eine unnatürliche Liebe für ihr Geschlecht Schuld gegeben; daher der sprichwörtliche Ausdruck: Sapphische Liebe. — Sie ist nicht zu verwechseln mit der spätern aus Eressus, ebenfalls auf der

Insel Lesbos gebürtigen und durch den Sprung vom Leukadischen Felsen berühmt gewordene Sappho, wie schon im Alterthum von Ovid geschehen ist. Vrgl. Welker, Sappho von einem herrschenden Vorurtheil befreit (Göttingen 1816). Denn da ein schöner Jüngling, Namens Phaon, ihre heiße Liebe nicht erwiderte, so trieb die Verzweiflung sie auf den leukadischen Felsen, von dem sie sich herab ins mittelländische Meer stürzte. — Die Alten legen der ältern Sappho Gedichte verschiedner Art bei, Hymnen, Oden, Elegien, Epigramme, von denen nur wenige Bruchstücke erhalten sind, die von tiefer Empfindung und feuriger Einbildungskraft zeugen und eine hohe Vollendung der Form haben. Sie soll die Erfinderin mehrerer Versmaße gewesen seyn, wenigstens führt noch jetzt eins ihren Namen, das alte und neue Dichter angenommen haben. Vrgl. die Bearbeitung ihrer Bruchstücke von H. Fr. Vogler (Leipz. 1810). Ueber die Bildnisse der Sappho s. das Kunstblatt, 1825, St. 4 u. 5. S. Sapphonis Mitylenaeae (139) fragmenta (Berlin 1827, 4.).

Sarabande, ein kleines für den Tanz eingerichtetes Tonstück von ungeradem (Dreiviertel- oder Dreiachtel-) Takt, bestehend aus 2 Theilen, deren jeder gemeiniglich 8 Takte hat, von langsamer, ernster Bewegung. Sie rührt aus Spanien her, wo sie vormals mit Castagnetten getanzt wurde, aber heutzutage, sowie bei uns, außer Gebrauch ist. — 2) Ein langsamer Schulschritt der Reitpferde.

Saracenen, Morgenländer, nannten sich die Araber in Europa, da der Name Araber, Abendländer, den sie in Asien führen, in Europa nicht paßte.

Saragossa (spanisch Zaragoza), ursprünglich eine römische Colonie, vom Kaiser Augustus gegründet, daher Caesar Augusta oder Caesarea genannt, die Hauptstadt des spanischen Königreichs Aragon, liegt in einer fruchtbaren Ebene, die mit vielen Olivenbäumen bepflanzt ist, am rechten Ufer des Ebro, der hier den Gallego und Huerva aufnimmt und über den eine schöne steinerne 600 Fuß lange Brücke führt. Die Stadt ist alterthümlich gebaut, hat meist enge und schlecht gepflasterte Straßen, mit Ausnahme des Cosso und einiger andern, aber stattliche Häuser. Vor 1808 zählte sie 18 Kirchen, 40 Klöster und 55.000 Einwohner in 4700 Häusern. Merkwürdig ist die neue Metropolitankirche, ein majestätisches Gebäude mit 5 Kuppeln und einem sehr verehrten Marienbilde, das auf einer feinen Jaspissäule steht (daher Nuestra Sennora del Pilar genannt). Hier ist ein Erzbischof, die oberste Behörde Aragons, eine Universität, eine Akademie der Künste, eine von der patriotischen Gesellschaft gestiftete Ackerbau- und Handelsschule, 2 öffentliche Bibliotheken, mehrere andere Unterrichtsanstalten u. s. w. Die Einwohner unterhalten einige Leder-, Wollen- und Seidenfabriken; der Handel könnte lebhafter seyn. — In der Nähe liegt das alte aragon. Königsschloß Aljuferia mit Graben umgeben und die schöne Promenade Monte Torrero. Unterhalb der Stadt geht auch der prächtige aragonische Canal, 12 Meilen lang, an 11 Fuß tief und 75 Fuß breit, und Fahrzeuge von 2000 Centner tragend, in den Ebro. Er ward von dem Dr. Ramon Pignatelli erbaut, ist vermittelst einer hohen Brücke von 4260 Fuß Länge über den Salon geleitet, verbindet Aragon und Navarra mit dem Mittelmeer und würde, wenn er bis nach Biscaya verlängert worden wäre, vom Mittelmeer bis zum atlantischen Ozean eine gerade Wasserstraße bilden. — Saragossa ist aus der Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges bekannt, wo es sich 1706 dem Erzherzog Karl unterwarf, im folgenden Jahre aber von dem französisch-spanischen Heere Philipps V. erobert wurde. 1710 am 20. August erfocht der Erzherzog hier einen wichtigen Sieg über Philipps Heer. Größere Berühmtheit hat Saragossa durch den begeisterten Muth

erlangt, mit welchem seine Einwohner unter J. Palafox den erfahrensten Feldherren Napoleons in 2 Belagerungen (1808 und 1809) den entschlossensten Widerstand leisteten: ein Muth, der an die Zeiten der alten Numantia und Sagunts erinnert. Als die Franzosen im Mai 1808 Meister von Madrid waren, führte der General-Lieutenant Guillermi in Saragossa den Oberbefehl. Ein Haufen Bauern entwaffnete den 28. Mai 1808 die Wache des Gouverneurs und rief: „Es sterbe Murat; es lebe Ferdinand! Gebt uns Waffen!" Guillermi wurde als Gefangener in das Schloß Aljeferia gebracht und General-Lieutenant Mori zum Oberbefehlshaber ernannt. Hierauf bemächtigte sich das Volk des Zeughauses. Mori versammelte eine Junta aus den angesehensten Personen. Das Volk erklärte sich sofort gegen die Franzosen und sperrte die in Saragossa anwesenden in die Citadelle. Nun ersuchte Mori den General Palafox, nach Saragossa zu kommen. Kaum hatte er im Kriegsrath seinen Sitz genommen, so zwang das Volk den Kriegsrath, ihn zum Generalcapitain zu ernennen. Jetzt machte blinder Gehorsam der frühern Unordnung Platz, und ganz Aragon erkannte den General Palafox als Oberbehörde an. Palafox entwickelte nun große Kenntnisse des Vertheidigungskriegs und das Volk eine unglaubliche Thätigkeit. Regimenter von Landwehr wurden errichtet, Waffen geschmiedet und die Festungswerke ausgebessert. Jetzt rückte der französische General Lefebre-Desnuettes von Pampeluna über Tudela gegen Saragossa vor. Er schlug am 16. Juni die Truppen, welche ihm Palafox entgegenstellte. Nun verschanzten sich die Einwohner und in Einem Tage war die bisher offene Stadt gegen einen Ueberfall gesichert. Noch wollte Palafox mit 8000 Mann zusammengerafften Mannschaft das freie Feld behaupten, allein nach einem hartnäckigen Gefecht mußte er sich in die Stadt zurückziehen. Jetzt zog das Belagerungsheer heran. Saragossa ward eingeschlossen. Nach mehreren vergeblichen Angriffen erstürmten die Franzosen, 400 Polen an der Spitze, das Kloster S.-Joseph, welches aragonische Bauern vertheidigten, hierauf das Kapuzinerkloster, dann den Monte Torrero, die außerhalb der Stadt lagen. Vergeblich stürmte der Feind mehrere Thore. Tägliche Ausfälle und der kleine Krieg mit den Bauern störten den Fortgang seiner Belagerungsarbeiten. Doch kaum hatten die Belagerten den 2. August eine Verstärkung erhalten, als das Pulverspeicher am Cosso in die Luft flog. Den 3. August nahm die Beschießung des Platzes ihren Anfang. Sturmlücken erleichterten den Angriff. Am. 4. August drangen die Polen, obgleich mehrmals zurückgeschlagen, in das Kloster S.-Engracia ein und setzten sich in der gleichnamigen Straße fest. Nun begann der Häuserkrieg. Die Polen wurden beim weitern Vordringen mit Verlust zurückgewiesen. Plünderung, Mord und Brand erfüllten den Theil der Stadt, wo das große Hospital zerstört wurde, mit namenlosem Elend. Endlich behauptete sich der Feind auf der einen Seite des Cosso. Er begnügte sich, ein Haus nach dem andern zu erobern. Vom 4.—14. August konnte er sich nur 4 Häuser bemächtigen. Ein einziges kostete ihm 6tägigen Kampf. General Verdier war indeß an Lefebre's Stelle getreten und leitete die Belagerung. Doch die Niederlage der Franzosen bei Baylen, die Flucht Josephs aus Madrid, der Rückzug des französischen Heeres auf Vittoria und das Heranrücken der Heerschar von Valencia zum Entsatze der Stadt nöthigten die Franzosen, die Belagerung in der Nacht vom 14. zum 15. August aufzuheben. Sie warfen ihr schweres Geschütz in den Canal und zogen eilig ab. Das Volk jauchzte freudetrunken: Es lebe U. L. Frau vom Pfeiler und der General Palafox! — Vier Monate später nahm die zweite noch merkwürdigere Belagerung ihren Anfang. Palafox regierte jetzt in Aragon mit unumschränkter Gewalt; aber das Volk riß ihn auch oft zu blutigen Maß-

regeln hin. Indeß rüstete sich Napoleon zu Pampeluna und Bayonne, um die stolze Saragossa zu unterwerfen. Drei Heeresabtheilungen von Kerntruppen eilten heran. Während dem hatte man seit Sept. 1808 an der Befestigung der Stadt thätig gearbeitet. Doch die Zeit war zu kurz, große und neue Werke kunstmäßig anzulegen. Man schuf mehrere Klöster in Citadellen um. Zugleich wurden viele Häuser mit Schießscharten versehen und in den wichtigsten Straßen Querwälle gezogen. Jede zusammenhängende Häuserreihe ward zu einer Schanze. Zugleich rief Palafox alle junge Mannschaft unter die Waffen und sandte zahlreiche Abtheilungen zu den Heeren des Vaterlandes in Navarra und Catalonien. Jeder arbeitete, die Weiber verfertigten Uniformen, die Mönche Patronen. In dem Platze befanden sich überhaupt 160 Feuerschlünde; bei einem ungeheuren Vorrath von Salpeter bereitete man täglich das nöthige Pulver, damit kein Speicher wieder auffloge. Lebensmittel waren für 15.000 Mann auf 6 Monate angeschafft, ohne die Vorräthe der Einwohner und der Klöster. Nur an frischem und an Pöckelfleisch war Mangel und zuletzt an Gerste für die Pferde. — Nach der Niederlage der Spanier bei Tudela den 23. Novemb. füllten sich die Krankenhäuser der Stadt mit Verwundeten. Aus den zerstreuten Truppen bildete Palafox, nebst der 15.000 Mann starken Besatzung, ein Heer von beinahe 30.000 Mann, nebst 1500 Artilleristen, 800 Sappeurs und vielen bewaffneten Bauern. Auch hatte man auf dem Ebro einige Kanonierschaluppen bemannt. Kein Einwohner verließ den Platz, vielmehr flüchtete sich dahin eine Menge Bauern; so fest vertraute man U. L. F. vom Pfeiler! Unterdessen ging das Belagerungszeug des Feindes von Tudela den Canal herab. Den 20. Dez. 1808 erschien das an 30.000 Mann starke Belagerungsheer, von Moncey und Mortier geführt, vor dem Platze. Am folgenden Tage ward schon der Monte Torrero beschossen, die Franzosen drangen stürmend ein und zwangen die Besatzung mit Verlust sich in die Stadt zu werfen. Nach vergeblicher Aufforderung den 30 Dez. rückten die Arbeiten der Belagerer auf 3 Punkten dem Platze näher. Unter mehrern Ausfällen gelang es nur bei dem am 2. Jan. 1809, einen Theil jener Werke zu zerstören. Doch der ungewöhnlich trockene Winter begünstigte den Feind, während die milde Witterung in der Stadt ansteckende Krankheiten hervorbrachte. Am 9. Jan. fing schon das Feuer aus 8 Breschebatterien gegen St. Joseph, ein Werk, das außerhalb der Linien lag, und zugleich die Beschießung des Platzes an. Jenes stürzte bald zusammen und ward den 13. vom Feinde erstürmt. Hierauf wurde den 15. der Brückenkopf bei der Mündung der Huerva eingeschlossen, daher die Belagerten die Brücke sprengten. Nun begann der Krieg gegen die Häuser. Er dauerte 23 Tage. Die Einwohner drängten sich in den Kellern in der Mitte der Stadt zusammen, wo bald ein bösartiges Fieber entstand, das auch die Besatzung ergriff. Bis zum 21. Jan. war des Feindes 3. Parallele gegen das Kloster S.-Engracia vollendet; doch gelang es den Belagerten, in einem blutigen Ausfalle das Geschütz derselben zu vernageln. Allein bis zum 27. Jan. hatten 50 Feuerschlünde 3 große Sturmlücken geschossen und dem Feinde die Stadt geöffnet. Er drang mit 3 stürmenden Heerhaufen ein; aber in allen Straßen aus allen Häusern angegriffen, konnte er kaum in den Wallöffnungen sich behaupten. In Saragossa stiegen Noth und Seuche immer höher. Die stolzen Aragonier wollten von keiner Uebergabe wissen, die ihnen der Marschall Lannes anbot. Der Häuserkrieg dauerte Tag und Nacht fort. Man kämpfte um jede Scheidewand; jede Treppe, jede Kammer, jedes Dach kostete mehrere Menschenleben. Zwei kleine Häuser von einem Stockwerk wurden erst nach 2tägigem Kampfe vom Feinde erobert. Man schlug sich in den Höfen und in den Zimmern. In dem unterirdischen

Kriege richteten jedoch die Franzosen mehr aus, da es den Belagerten an geschickten Minenarbeitern fehlte. Auch jetzt traten nicht selten Mönche in die Reihen der Kämpfenden und Weiber an die Stelle ihrer getödteten Männer. Den 7. Februar griff der Feind den Mittelpunkt der Stadt an. Der Kampf entbrannte heftiger als je, unter und über der Erde. Man mußte die Spanier tödten, wollte man sie besiegen. Am 12. Februar stand der Feind auf den Trümmern des Klosters San Francisco und einiger anderer Punkte auf der einen Seite des Cosso. Allein 2 Mal vergeblich suchte er durch Stollenbau diese Straße zu durchbrechen. Die Belagerten führten mit Erfolg Gegenminen; in einem dritten Stollen stießen beide Theile auf einander. Man schlug sich in dem Stollen mit Säbel und Bayonnet, und der Feind mußte selbst seinen Bau zerstören. Endlich gelang es ihm bis zum 17., durch Minen einen Theil des Universitätsgebäudes zu stürzen. Am folgenden Tage bemächtigte er sich der eingeschlossenen Vorstadt auf dem linken Ufer des Ebro. 300 Spanier schlugen sich durch, 3000 wurden gefangen. Dieses entschied den Fall der Stadt. Denn nun war auch diese Seite des Platzes dem feindlichen Feuer bloßgestellt. Die Franzosen waren Meister von einem Drittheile der Ringmauer und von dem vierten Theile des Grunds und Bodens, ungeachtet die Vorstadt. Sie hatten 13 Kirchen oder Klöster erobert; 40 waren noch zu nehmen. Binnen 42 Tagen waren 16.000 Bomben in die Stadt gefallen. Schon trieb der Feind 6 neue Stollen quer unter dem Cosso durch. Die Belagerten hatten kaum noch 9000 Mann dienstfähige Leute; es gab keine Siechhäuser, keine Heilmittel mehr für die Kranken. Palafox lag seit 4 Wochen krank in einem kleinen Keller. Er wollte jetzt den Platz übergeben, aber auf Bedingungen, welche der Feind verwarf. Darauf nöthigte ihn seine gänzliche Erschöpfung, den 20. Februar den Oberbefehl an den General St. Marc abzutreten. Noch immer war ein großer Theil der Bürger und Truppen nebst dem Befehlshaber zum Widerstand entschlossen. Allein die einflußreichsten Einwohner stimmten für eine Capitulation. Denn unterdessen hatte der Feind in jedem der 6 Stollen Minen angebracht, mit 3000 Pfund Pulver gefüllt. Mit einem Schlage sollten sie am folgenden Tage springen und die Häuser am andern Ende des Cosso zertrümmern. Da hörten am 20. Februar um 4 Uhr Abends das Feuer und der Kampf in den Häusern auf. Abgeordnete, unter ihnen der Pater Basil, gingen in das feindliche Hauptquartier. Lannes verlangte anfangs unbedingte Ergebung. Endlich kam man über einen Vertrag überein, dem jedoch Ferdinands VII. Name nicht vorgesetzt werden durfte. Die Besatzung zog den 21. Februar mit Kriegsehren aus und wurde gefangen nach Frankreich geführt. Die Offiziere behielten ihre Degen, Pferde und Gepäck, die Soldaten ihre Tornister. Auch sollte es ihnen freistehen, unmittelbar Dienste beim König Joseph zu nehmen. Die Bauern durften in ihre Heimath gehen. Dem Eigenthum und den Kirchen wurde Schutz zugesagt. Den 21. zogen 12.000 Mann, bleich und entstellt, zum Theil den Tod schon im Herzen tragend, zum Thor des Portillo hinaus und streckten das Gewehr, welches sie kaum noch führen konnten. Nur wenige nahmen erst zu Bayonne Dienste beim König Joseph. Die Franzosen, welche überhaupt 3000 Mann während der Belagerung verloren hatten, fanden in der Stadt 96 Kanonen in gutem Zustand, auch Kugeln; überdieß Korn, Wein und Oel. Aber 54.000 Menschen, wovon der 4. Theil Truppen, waren binnen 60 Tagen umgekommen, davon kaum 6000 durch das feindliche Feuer. Am Tage der Uebergabe lagen 6000 Todte unbegraben vor den Kirchen und auf den Straßen, oder in den Schanzgräben. Wer jetzt aus der Stadt fliehen konnte, der entfloh. Eine Todtenstille herrschte über den öden Trümmern. Von den zurückgebliebenen Einwohnern starben in den ersten

10 Tagen über 1000. Nur die nöthigsten Truppen ließ der Feind einrücken, um den Leichnam von Saragossa zu bewachen. Lannes und nach ihm Suchet behandelten die Stadt mit Milde. — Für den Kriegskundigen hat die Vertheidigung von Saragossa der spanische Ingenieur, Oberstlieutenant Cabarello, der im Platze selbst sich befand, beschrieben; den kunstvollen, eben so muthig, als rasch geführten Belagerungskrieg der Franzosen aber der General Rogniat, welcher an die Stelle des während der Belagerung getödteten Generals Lacoste beim Geniewesen getreten war. Der Hieronymit P. Ramon Valdivares hat diese Vertheidigung in einer Epopöe, Iberiade (2. Aufl., 1826) besungen. — Noch verdient bemerkt zu werden, daß Saragossa schon in der Mitte des Jahres 1816 sich schöner als zuvor wieder aus seinen Trümmern erhoben hatte; man sah beinahe keine Spur von Verwüstung mehr.

Sarbiewski (Matthäus Kasimir), Sarbievius, aus Sarbiewo in der Woiwodschaft Plozk, geboren 1595, Jesuit und königlicher Hofprediger zu Warschau, starb 1640, berühmt als geistvoller Lyriker und Epigrammatist in lateinischer Sprache. Seine Poemata gab Leisner (Breslau 1753), dann Rathsmann lateinisch und deutsch (Breslau 1800) heraus. Ueber sein Leben und seine Schriften schrieb Langbein ein Werk (Dresden 1754, 4.).

Sarcasmen, griech., ursprünglich der hohnsprechende Jubel über den gefallenen Feind; im allgemein angenommenen Sinne aber beißende Spöttereien, bittere Anzüglichkeiten. — Sarcastisch heißen Bitterkeiten der Art, die gleichsam durch Mark und Bein dringen; eine Person oder auch ihren Witz nennt man sarcastisch, wenn sie gewohnt ist, sich solche Bitterkeiten gegen Andre zu erlauben.

Sardanapal oder Tonoskonkoleros (der biblische Esar-Haddon?), letzter König von Assyrien, dessen Name weibische Weichlichkeit und Ueppigkeit sprichwörtlich bezeichnet. Die Folge seines schwelgerischen Lebens war, daß seine Statthalter sich gegen ihn empörten. Diesen Entschluß faßte zuerst der Babylonier Belesis, des Sardanapals Feldherr, welcher den Meder Arbaces beredete, sich mit ihm zu verbinden, worauf sie ein großes Heer zusammenbrachten. Als Sardanapal die Kunde von dieser Empörung erhielt, beschloß er sie sogleich im Entstehen zu unterdrücken. Er sammelte in den ihm treu gebliebenen Provinzen ein vielleicht noch stärkeres Heer, rückte damit den Aufrührern entgegen und besiegte sie in drei Schlachten. Sardanapal, der sich nun ganz außer Gefahr glaubte, hatte seine alte Lebensart wieder angefangen und war gerade beschäftigt, sein siegreiches Heer mit einem prächtigen Gastmahle zu bewirthen, als die Empörer, von den Baktrianiern unterstützt, ihn in der Nacht überfielen, das Lager eroberten und die königlichen Truppen bis unter die Mauern von Ninive verjagten. Sardanapal beschloß jetzt, die Vertheidigung der Hauptstadt selbst zu übernehmen. Die Belagerung dauerte 2 Jahre. Eine Ueberschwemmung des Euphrat zerstörte indeß einen Theil der Stadtmauer und machte dadurch die längere Behauptung von Ninive unmöglich. Um nicht in die Hände seiner Feinde zu fallen, ließ Sardanapal im innern Hofe seines Pallastes einen Scheiterhaufen aufführen, thürmte alle seine Schätze in demselben auf, verschloß sich mit seinen Verschnittenen und Weibern in ein innerhalb angebrachtes Gemach, ließ das Ganze anzünden und verbrannte sich so mit Allem, was er hatte, nach einer 20jährigen Regierung. Sein Fall wird gewöhnlich in das J. 888 v. Chr., von Volney aber in das J. 717 gesetzt.

Sardellenfang, s. Fischerei.

Sardes, die alte Hauptstadt des Reichs Lydien und die Residenz der Könige, am Fluß Paktolos, in der Nähe des Berges Tmolos gelegen. Ihr Ursprung fällt in die frühesten Zeiten. Sowie durch Lydien überhaupt alle asiatische Waaren passiren mußten, die nach Europa verführt werden sollten, so war besonders Sardes der Ort, wo Griechen, Phrygier und selbst die entfernten nomadischen Völker zusammenflossen und ihre Waaren austauschten. Besonders war hier ein Hauptmarkt des Sklavenhandels. Nachdem sie in spätern Zeiten durch ein schreckliches Erdbeben ganz verwüstet worden, ließ sie der Kaiser Tiberius wieder herstellen. Jetzt ist es ein geringes Dorf in Natolien, Sart oder Sards genannt. Von der ehemaligen Pracht der Stadt zeugen die ansehnlichen Trümmer, welche Reisende noch daselbst finden.

Sardinien, eine 430 QM. große italienische Insel des Mittelmeeres, welche den Titel eines Königreichs führt, liegt nordwestlich von Sicilien und im Norden durch den Canal Bonifacio von Corsika getrennt. Sie ist sehr gebirgig, besonders in der Mitte, wo eine hohe schneebedeckte Gebirgskette sich südostwärts hinzieht. Die vornehmsten Flüsse sind: der Oristagno, Torso und Utta. Auch fehlt es an sumpfigen Gegenden im Innern (welches noch sehr unbekannt ist) nicht. Das Klima ist warm und mit Ausnahme jener Striche gesund. Der Boden ist, wo es nicht an der Bearbeitung fehlt, sehr fruchtbar; er hat ansehnliche Waldungen, worunter mehrere aus Citronen- und Stammorangenbäumen, aber wegen des Mangels an fahrbaren Straßen und Wegen (weßhalb es hier noch keine Posten gibt) müssen die Seestädte ihr meistes Holz von Corsika kaufen. Ferner produzirt man Getreide, Oel, Wein, schwere Melonen, vielerlei aromatische Pflanzen, Taback; treibt eine starke Viehzucht an Rindern, Pferden (welche in einigen Gegenden wild herumlaufen, klein, aber schnell und wohlgebaut sind), Schweinen, Schafen mit grober Wolle aber gutem Käsegewinn, mit welchem ein starker Handel getrieben wird; bedeutender Fischfang, aber da die Insel kein Schiff hat, um ihre Erzeugnisse selbst auszuführen, so wird die Thun- und Korallenfischerei von andern Nationen (Engländern, Franzosen, Sicilianern, Genuesern ꝛc.) getrieben, und eine Abgabe für die Erlaubniß dazu, und zwar von dem Thunfischfang an einige sard. Familien, für die Korallenfischerei aber an den König bezahlt. An Mineralien finden sich Gold, Silber, Eisen, Blei, Alaun, Salpeter, viel Seesalz, Marmor, Mineralquellen u. s. w. Die Industrie ist ganz unbedeutend, und man muß daher sich von dem Auslande die fehlenden Fabrikate verschaffen. Doch hat das Land wegen der starken Ausfuhr von Naturprodukten die Handlungsbilanz für sich. Die Zahl der Einw., welche Bekenner der katholischen Religion sind, beträgt kaum eine halbe Million. Die Ursachen dieser geringen Bevölkerung liegen in den großen Besitzungen und Vorrechten der Geistlichkeit und des Adels. Die Sarden reden mehrere Mundarten, aus Spanischem und Italienischem gemischt; doch sprechen die Vornehmern ein reineres Italienisch. Sie sind, gleich den Corsen, unversöhnlich, rachsüchtig, aber arbeitsam, aufgeweckt und erfinderisch. Die Landbew. sehen den Wilden sehr ähnlich; sie tragen Kleider von gegerbtem Leder und hüllen sich sogar bloß in Schaffelle ein. — Die Insel hieß in den ältern Zeiten Ichnusa oder Sandaliotis; die Römer nannten sie Sardo nach dem Libyer Sardo, der zuerst ihr Bewohner gewesen seyn soll. In der Folge bemächtigten sich die Karthager dieser Insel, die ihnen aber von den Römern nach dem ersten punischen Kriege entrissen wurde. 427 n. Chr. setzten sich nach dem Untergange des römisch-abendländischen Reichs die Vandalen auf dieser Insel fest, bis sie 534 von den griechischen Kaisern verdrängt wurden. Die Araber eroberten 720 Sardinien und wurden erst 1016 von den Pisanern verjagt,

denen Papst Johann der Achtzehnte die Insel durch eine Bulle 1004 geschenkt hatte. Unter der Herrschaft der Pisaner wurde das Land in 4 Provinzen getheilt und jeder ein Richter oder Fürst vorgesetzt, welche ihre Würde erblich und sich während des Kampfs der Pisaner mit den Genuesern über ihr Gebiet der Insel unabhängig zu machen wußten. Kaiser Friedrich der Erste ernannte 1154 den Fürsten Bariso zu Oristagni, einer jener Richter, zum König von Sardinien; aber die 3 Andern vereinigten sich mit den Pisanern gegen Bariso und brachten es dahin, daß der Kaiser im folg. J. die Insel den Pisanern zuerkannte und sie damit belehnte. 1239 unterwarf Kaiser Friedrich der Zweite Sardinien dem deutschen Reiche und erhob seinen natürlichen Sohn Heinz zum König der Insel. Bis 1358 dauerte die deutsche Oberherrschaft, in welchem J. Sardinien von den Pisanern wieder in Besitz genommen wurde. Papst Bonifacius der Achte verschenkte 1285 das Land nebst Korsika gegen Abtragung eines Tributs an König Jakob von Aragonien, welcher aber erst nach langem Kampfe mit den Pisanern und Genuesern 1324 zum ruhigen Besitz kam. 1335 erhielt Sardinien vom aragon. König Peter eine auf die glückliche Verbindung der öffentlichen Freiheiten mit dem Königthum gegründete Verfassung (von Philipp d. Zweiten um 1572 wieder beseitigt), ein bürgerl. und ein peinliches Gesetzbuch; auch hatte die Insel, außer dem Parlament ihrer Cortes, wie Aragonien eine höchste Behörde, welche gleichsam die Gerechtigkeit personifizirte, das Justiziat, oder ein Organ des Rechts zwischen dem König und seinen Unterthanen. 1708 ward Sardinien von den Engländern für das Haus Oestreich erobert, im utrechter Frieden ihm förmlich abgetreten, aber 1720 für Sicilien dem Herzog von Savoyen abgetreten, der davon den königl. Titel annahm und es durch einen Vicekönig verwalten läßt. Die Sarden erfreuen sich einer milden Beherrschung nach ihren alten Rechten und Gebräuchen. Die Nation wird durch die Reichsstände, welche sich alle 3 Jahr versammeln, repräsentirt; die Beschlüsse werden in catalonischer Sprache abgefaßt. Die Staatseinkünfte, ehemals zur Besoldung der Beamten und des wenigen Militärs der Insel nicht hinreichend, sollen neulich auf eine Mill. Gulden gestiegen seyn. Die 2 Haupttheile des Landes sind: Capo di Sotto (der untere Theil) und Capo di Sopra (der obere Theil). Die Hauptstadt ist Cagliari.

Sardinischer Staat. Das Stammland desselben ist Savoyen, ein Bruchstück zertrümmerter Staaten (des alten Königreichs Burgund, der fränk. Monarchie, des Königreichs Italien unter den Karolingern, und des Königreichs Arelat), welches bis auf die neueste Zeit in einem gewissen Staatsverband mit Deutschland gestanden hat. Das Land gewann seine Selbstständigkeit durch den Grafen Berthold, einen Abkömmling der Grafen von St.-Maurice im Walliserlande, den der letzte König von Arelat, Rudolph der Dritte, 1016 zum Grafen von Savoyen gesetzt hatte. Er ist wahrscheinlich der Stammvater der folgenden Grafen und nachherigen Herzoge von Savoyen. Sein Sohn, Graf Humbert, erhielt vom Kaiser Konrad dem Zweiten, 1032, als Arelat an Deutschland gefallen war, die Herrschaft Chablais, und sein Enkel Otto, 1050, durch die Hand der reichen Erbgräfin von Susa beträchtliche Güter in Piemont (Susa, Aosta, Turin ꝛc.). Nach und nach vermehrten sich nun die Besitzungen des Hauses, in dem schon 1083 durch den Grafen Amadeus die Untheilbarkeit der Länder und Verwaltung derselben nach Erstgeburtsrecht zu Grundgesetzen erhoben wurden, auch durch sein kluges Anschließen im Kampfe der Guelfen und Ghibellinen an ihren Oberlehnsherrn, den König der Deutschen, wodurch es 1111 den reichsgräflichen Titel und Fürstenlehne, auch mit dem Reichsvika-

riat in der Lombardei eine gewisse Gewalt über die Reichsvasallen unter der Geistlichkeit und dem Adel erwarb. Graf Amadeus der Rothe erhielt 1388 Nizza, und Amadeus der Friedfertige, welcher durch Kauf das Genferland und durch Schenkung Stadt und Herrschaft Vercelli an sich gebracht hatte, wurde erster Herzog von Savoyen. Auch nahm Herzog Karl der Erste Titel und Wappen als König von Cypern und Jerusalem an, da ihm die Gemahlin seines Vaters Bruder, die cyprische Erbprinzessin Charlotte aus dem Hause Lusignan, 1480 ihre Rechte an diese Reiche übertragen hatte. Gefährlich ward aber die Lage des savoyschen Hauses, als der Kampf zwischen Frankreich und Oestreich über Italien begann. Die Herzoge von Savoyen wurden in alle Streitigkeiten dieser Mächte verwickelt und erkauften theuer die für diese oder jene genommene Partei. Herzog Karl der Dritte verlor fast sein ganzes Land, und erst nach dem Frieden zu Chateau-Cambresis 1559 konnte Herzog Philibert Emanuel (st. 1580) wieder an die Aufnahme seines sehr verfallenen Landes denken, von dem das walliser Land, Genf und das Waadtland aber getrennt blieben, da sich die beiden ersten unter den Schutz der Schweiz begaben und letzteres von Bern in Besitz genommen war. Dagegen brachte der Herzog durch Tausch 1576 das Fürstenthum Oneglia und durch Kauf die Grafschaft Tenda an sein Haus. Auf Zureden des Papstes wollte er die Protestanten, welche in seinen Staaten viele Anhänger erhalten und unter denen sich seit dem 13. Jahrh. viele Waldenser befanden, mit Gewalt bekehren; allein er ward in den Gebirgen mehrmals von ihnen geschlagen und mußte ihnen endlich freie Religionsübung einräumen. Uebrigens ermunterte er den Gewerbfleiß seiner Unterthanen und legte durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen den Grund zu dem jetzigen großen Seidenbau. Auch legte er mehrere Festungen an und baute die Citadelle von Turin. Sein Sohn Karl Emanuel d. Gr. (s. d. Art.) (st. 1630) und sein Enkel Viktor Amadeus der Erste (st. 1650) thaten weniger für das Wohl des Landes, da sie beständig Krieg mit ihren Nachbarn hatten; doch entstand auch unter ihnen manche gute Anstalt. Mehr als sie that Karl Emanuel der Dritte (st. 1675) zum Vortheil des Landes, als er nach einer verwirrungsvollen Minderjährigkeit die Regierung angetreten hatte. Am meisten erhob es sich unter Viktor Amadeus dem Zweiten (1675—1730). Wurde überhaupt Frankreich, vorzüglich unter Ludwig dem Vierzehnten, sein gefährlichster Nachbar, so hatte der savoysche Staat auch gegen diesen in Viktor Amadeus seinen größten Regenten, der selbst nach sehr unglücklichen Kämpfen mit Frankreich am Ende stets doch gewann. So brachte ihm selbst der Utrechter Frieden 1713 noch die Insel Sicilien und die mailändischen Herrschaften Alessandria, Valenza, Lumellino, Val di Sesia und selbst den Königstitel ein. Doch mußte Amadeus 1720 Sicilien mit Sardinien vertauschen. Unter diesem ersten Könige der sardinischen Monarchie wurden in allen seinen Staaten die Krongüter reducirt, die heimfallenden Lehne consolidirt und so des Adels Macht gebrochen. Selbst nach 55jähriger Regierung noch zu früh, trat Viktor Amadeus 1730 das Reich seinem Sohne Karl Emanuel dem Dritten ab, denn als die Liebe zum Regieren wieder in ihm erwachte, hielt ihn sein Sohn bis zu seinem Tod 1732 gefangen. Indeß ersetzte Karl Emanuel die verletzte Sohnespflicht durch eine weise Regierung seiner Länder, die unter ihm zu einem fast nie gesehenen Wohlstande kamen. Im polnischen Erbfolgekriege focht er glücklich für Frankreich und bekam im Wiener Frieden 1735 die mailändischen Herrschaften Tortona und Novara. Der Aachener Frieden 1748 gab ihm die Grafschaft Anghiera, westlich vom Lago Maggiore liegend, Vigevanasco und einen Theil des Fürstenthums Pavia. Groß, wie als Feldherr, war er auch als Regent. Han-

del, Schifffahrt, Finanz-, Justiz- und Kirchenwesen verbesserte er. Sein neues Gesetzbuch, das Corpus Carolinum, ist noch jetzt ein Denkmal seiner ruhmvollen Regierung. Auch in dem Zwiste mit dem Papst behauptete er die Rechte der Staatsgewalt, nach dem Concordat von 1726, welches Benedikt der Vierzehnte 1742 bestätigte. Viktor Amadeus der Dritte wurde nach einer 20jähr. Reg. durch die Vermählung seiner Töchter an die Prinzen von Frankreich in den Wirbel der französ. Revolution mit hineingezogen. 1792 gingen Savoyen und die Grafschaft Nizza, 1794 auch Piemont im Kriege gegen die Republikaner verloren. Buonaparte's Siege bei Montenotte, Millesimo und Mondovi vernichteten das sardinische Heer. Viktor Amadeus machte einen Waffenstillstand, um wenigstens noch auf eigenem Antheil am Continent sterben zu können (16. Oktober 1796). Nichts half seinem Sohne Karl Emanuel dem Vierten sein Offensiv- und Defensivbündniß mit Frankreich; denn seine eigne Unterthanen riß der Freiheitsschwindel hin, der aus den Republikanisirungen von Genua, Mailand und Rom ansteckend herüber wirkte. 1798 mußte Turin dem General Brune geräumt werden, und der König war wenig mehr als Frankreichs Gefangener in seiner eigenen Hauptstadt. Bald sollte der unglückliche Monarch noch den Plan gemacht haben, alle Franzosen in seinen Festungen ermorden zu lassen, um so dem französ. Hauptheere den Rückweg nach Frankreich zu versperren. Am 6. Dezbr. wurde der Krieg von neuem erklärt, in 3 Tagen fielen die letzten festen Plätze und am 9. Dezbr. unterzeichnete der König die Entsagungsakte auf Piemont, den letzten Rest seiner Continentalbesitzungen; er mußte sich in das unwirthliche Sardinien zurückziehen und seine Länder traf das Unglück einer provisorischen Regierung. 1802 wurde Piemont in 6 Departemente eingetheilt und mit dem franz. Reiche vereinigt. In demselben Jahre gab der König die Regierung seinem jüngern Bruder, Viktor Emanuel dem Ersten, und lebte als Privatmann in Rom, wo er 1817 in den Jesuitenorden trat und 1819 starb. Auch Viktor Emanuel der Erste war bis 1814 bloß auf Sardinien beschränkt, und erst am 20. Mai d. J. zog er wieder in Turin ein, als der bisherige Kaiser der Franzosen gestürzt worden war. Savoyen, Piemont, Montferrat und alle seine Länder — Chambery und Annecy, sowie die Souveränität über Monaco erst im folgenden Jahre — erhielt er im ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) und der Wiener Congreß fügte am 14. Dezbr. 1814, um die Macht des sardin. Königs, als Herrn der Alpenpässe, zu verstärken, die alte Republik Genua als Herzogthum hinzu. Dagegen trat er 1816 die Bezirke Carouge und Chesne (12.700 Einw.) an Genf ab. — Die Piemonteser erwarteten jetzt zeitgemäße Einrichtungen der innern Verwaltung, an die sie zum Theil schon unter der französ. Regierung gewöhnt worden waren; allein der Monarch hob nach und nach die besseren französ. Einrichtungen auf, ließ die drückenden bestehen und versuchte die alten Formen wiederherzustellen. Er berief die Jesuiten in sein Reich und unterzeichnete den heil. Bund. Die unter der französ. Reg. gemachten Domänenverkäufe erklärte Viktor Emanuel 1818 für unwiderruflich und entschädigte die Ausgewanderten, welche dadurch ihre Güter verloren hatten, durch eine Rente von 400.000 Lire. Als Englands Bundesgenosse erlangte er durch den brit. Admiral, Lord Exmouth einen Frieden mit den Barbaresken. Aber die Unzufriedenheit mit manchen Veranstaltungen und Einrichtungen der Regierung erregten Gährungen im Volke, vorzüglich unter dem Militär; es bildeten sich mehrere geheime Gesellschaften. Die Vorgänge in Neapel seit dem 1. Juli 1820, wo das neapolitanische Heer den König Ferdinand zur Annahme der spanischen Verfassung nöthigte (s. Sicilien, Königr. beider), blieben nicht ohne Rück-

wirkung auf Piemont. Doch war der Lärm der Turiner Studirenden im Anzeno-Theater am 21. Jan. 1821 der piemontesischen Regierung fremd, ob er gleich mit Strenge geahndet ward. Als aber im Frühjahr 1821, in Angemessenheit zu den Beschlüssen des Laibacher Congresses, ein östreichisches Heer aus dem lombardisch-venetianischen Königreich aufbrach und gegen Neapel zog, erfolgte gleichzeitig die Verhaftung einiger vornehmer Piemontesen, die freisinniger politischer Meinungen verdächtig waren. Zu Turin selbst waren der Marquis Karl von St.-Marsan (Sohn des Ministers der auswärt. Angeleg.), der Graf von Santa Rosa u. einige A., über eine Veränderung der Staatsverwaltung, sowie in ihrer Abneigung gegen Oestreich und in dem Plane, dem ganzen Italien eine neue politische Gestalt zu geben einverstanden. Der Prinz Karl Albert von Carignan wußte um ihre Absichten, schwankte aber wiederholt bei der Zustimmung zu denselben. Da ward plötzlich am Morgen des 10. März 1821 die Festung Alessandria der Mittelpunkt der Neuerer in Piemont. Der Hauptmann Graf von Palma ließ das in der Citadelle casernirte Regiment von Genua unter die Waffen treten und proklamirte unter dem Rufe: „Es lebe der König!" die spanische Constitution. Gleichzeitig rückten andere Truppen aus ihren Casernen, vereinigten sich an der Tanaro-Brücke und zogen in die Citadelle. Viele Bürger schlossen sich ihnen an. Der Obristlieutenant Ansaldi übernahm den Oberbefehl der Citadelle und führte den Vorsitz in einer Junta, die im Namen des „Königreichs Italien" handelte. Der Marquis Karl von St.-Marsan kam am 11. März in Alessandria an. Gleichzeitig brach die Besatzung von Pignerol, geführt vom Hauptmann Lisio, über Asti nach Alessandria auf, um „den König in den Stand zu setzen, der Regung seines echt-italienischen Herzens zu folgen und dem Volke die billige und würdige Freiheit zu verschaffen, daß es seine Wünsche zur Kenntniß des Königs bringen könne, wie Kinder zu der des Vaters." Nach dem Einzuge dieser Truppen in Alessandria am 12. März verließ der Gouverneur die Stadt, worauf die Verfassung ausgerufen und die dreifarbige Fahne aufgepflanzt ward. Ansaldi übernahm den Befehl über die Division, Santa-Rosa über die Stadt und die Nationalgarde, St.-Marsan aber zog mit einer Truppenabtheilung nach Casale. Während dieser Vorgänge herrschte Unruhe in Turin, wohin am 10. März der König von dem Lustschlosse Moncarlieri zurückkehrte. Er erließ sogleich eine Bekanntmachung, in welcher er es für Unwahrheit erklärte, daß Oestreich von ihm eine Festung, oder die Entlassung eines Theiles seiner Truppen verlangt habe; wogegen er versicherte, daß die Hauptmächte Europas die Unabhängigkeit seiner Staaten ihm garantirt hätten. Wohl könne aber eine aufrührerische Bewegung fremde Truppen ins Land ziehen; deßhalb verlange er die Rückkehr zur Ordnung und verspreche unter dieser Bedingung Verzeihung für alles Vorgefallene. Allein weil diese königliche Bekanntmachung keine Erklärung in Hinsicht der verlangten Verfassung enthielt, so ward am 11. März vor den Thoren Turins von Kriegern und Studirenden die spanische Constitution proklamirt; die gegen die Versammlung befehligten Truppen enthielten sich des Angriffs und kehrten in die Stadt zurück. Der König, welcher früher gegen Oestreich die Verpflichtung eingegangen war, keine Veränderung in der innern Gestaltung seines Staates zu unternehmen, unterzeichnete am 12. März die Verzichtungsurkunde auf den Thron, „weil er nicht mehr hoffen könne, die Verschwörung zu überwältigen und weder sein Land dem Unglück eines Bürgerkrieges preisgeben, noch an seinem Bundesgenossen zum Verräther werden wolle." Zugleich übertrug er dem Prinzen Carignan die Regentschaft und ging am folg. Tage nach Nizza. Die Nachricht von diesen Ereig-

nissen ward an den Bruder des Königs, den Herzog Karl Felix von Genua, nach Modena gesandt, wo er sich aufhielt. Der Prinz Regent, welcher wahrscheinlich die Beschlüsse des Herzogs von Genua erwarten wollte, ward am 13. März von Einzelnen, sowie von der Stadtobrigkeit so bestürmt, daß er, nach Berathung mit den Ministern des Königs, am Abende desselben Tages die Annahme der spanischen Constitution, mit den für Piemont nothwendigen Modifikationen, bekanntmachen ließ und am 14. dieselbe beschwor. Gleichzeitig ward eine Junta von 10 Mitglied. errichtet. Der östr. Gesandte Baron Binder, verließ Turin. Allein die von der stürmischen Partei verlangte Kriegserklärung gegen Oestreich und das Vordringen gegen Mailand erfolgte nicht; dagegen erschien eine Erklärung des Herzogs von Genua vom 16. März, daß er zwar die Regierung übernehme, die Krone aber nicht eher, als bis er sich überzeugt habe, daß sein Bruder zur Entsagung nicht gezwungen worden sey. Zugleich erklärte er alle den Fundamentalgesetzen des Reichs zuwiderlaufende Verfügungen, ohne seine Einwilligung, für ungültig. „Die Verbündeten würden die Fülle der königl. Macht aufrecht erhalten." Ob nun gleich Nizza, Monaco und selbst Chambery, die Hauptstadt Savoyens (18. März), sowie Genua (23. März), für die Constitution sich aussprachen; so wirkte doch des Herzogs von Genua bestimmte Erklärung theils auf den Prinz Regenten, theils auf den Gouverneur von Novara, den Grafen della Torre, während der Oberstatthalter der Lombardei, Graf Bubna, mit einem östreichischen Heere gegen Piemont aufbrach, über den Ticino ging und Vercelli besetzte, nachdem er erfahren hatte, daß die Constitutionellen gegen Novara vorrückten, um das dem König treugebliebene Heer unter della Torre anzugreifen. Der Regent verließ in der Nacht zum 22. März Turin und ging nach Novara, wo er in einer Proklamation erklärte, daß er die Regentschaft niederlege und sich, als der erste Unterthan des Königs unter die Befehle des Generals della Torre stelle, welchen Karl Felix zum Generalgouverneur ernannt hatte. Jetzt hielten der Minister des Innern, Ritter Dal Pozzo, und der Abbé Marentini, Präsident der Junta, das Ganze nur mit Mühe noch zusammen: der Kriegsminister, Graf von Santa-Rosa, rief alle Piemontesen zu den Waffen. Indeß brach der General della Torre mit seinem ungefähr 6000 M. starken Heere gegen Turin mit der Absicht auf, die Junta daselbst abzusetzen und die vorigen Verhältnisse ohne fremde Hülfe wieder herzustellen. Dagegen wurden die Truppen von Alessandria und Veghera (4000 M.) bei Casale zusammengezogen, welche der Oberst Regis befehligte, um den Marsch des königl. Heeres aufzuhalten. Della Torre rückte bis Vercelli vor, das er von den Constitutionellen besetzt fand, weßhalb er sich am 5. April auf Novara zurückzog, worauf ihm Regis folgte, um vielleicht die königlichen Truppen zum Abfall zu reizen, oder sie anzugreifen. Allein mit Della Torre vereinigte sich am 8. April der Graf Bubna, und das nun dreimal stärkere austro-sardische Heer besiegte an diesem Tage die constitutionellen Truppen bei Novara, nach siebenstündigem tapfern Widerstande. Auf diese Nachricht beschloß die Junta zu Turin, die Regierung den Stadtbehörden zu übergeben, sowie der Kriegsminister, Graf v. Santa-Rosa, erklärte, daß die Citadelle einem Bataillon Nationalgarde anvertraut werden sollte. Zwei Bataillone constitutioneller Truppen verließen am 9. April Turin: die übrigen, sowie die Artillerie, weigerten sich des Aufbruchs. Genua unterwarf sich von neuem auf den vom General Della Torre erhaltenen Bericht über den Ausgang des Gefechts bei Novara. Am 10. April hielt Della Torre seinen Einzug in Turin. — Sechs Tage später überließ der vormalige König Viktor Emanuel die Regierung des Staats seinem Bruder Karl Felix,

Digitized by Google

welcher am 21. April die königliche Würde annahm. Er ernannte den Ritter von Revel zum General-Gouverneur seiner Staaten auf dem festen Lande Italiens und ließ eine Militärkommission niedersetzen, die Theilnehmer an dem Aufstande zu richten. Die Universitäten Turin und Genua wurden geschlossen. Mehrere hundert Piemonteser schifften sich zu Genua und Nizza nach Spanien ein. Allen Soldaten bis zum Corporale ward verziehen, den Offizieren und Civilbeamten nicht. Die k. Untersuchungskommission konfiscirte das Vermögen von 65 entflohenen Personen, als Hauptanstiftern der Revolution. Mehrere wurden hingerichtet; die Namen Anderer an den Galgen geschlagen; einige und zwanzig zu Galeeren verdammt. Nach einem am 24. Juli von Oestreich, Rußland und Preußen mit Sardinien abgeschlossenen Vertrage besetzten 12.000 Oestreicher eine militärische Linie in den sardinischen Staaten, zu welcher Stadella, Voghera, Tortona, Alessandria, Valenza, Casale und Vercelli gehörten. Ein Theil dieser Truppen verließ Piemont im Sept. 1822, der Rest Ende Okt. 1823. Die sardinische Regierung mußte dafür außer den Naturalleistungen jährlich 6 Millionen Franken zahlen. Strenge Vorsichtsmaßregeln wurden ergriffen, um die revolutionären Gesinnungen zu unterdrücken. Zur Befestigung der Ruhe trug insbesondere noch die Bildung des neuen königlichen Heeres viel bei. Dieses kam jedoch mittelst einer der französischen ähnlich eingerichteten Conscription erst 1823 zu Stande. Außerdem wurden viele, sehr nothwendige Verbesserungen in mehreren Zweigen der Verwaltung wenigstens vorbereitet, unter andern ein neues Hypothekenwesen und ein neues Militärgesetzbuch. Um den vorzüglich in Genua jetzt aufblühenden Seehandel gegen die Barbaresken zu beschützen, mußte das gesammte sardinische Geschwader (2 Blockschiffe, 1 Fregatte, 1 Corvette, 2 Briggs und 3 Goeletten) im Juni 1822 aus dem Hafen von Genua auslaufen. Tunis, das schimpfliche Forderungen an die sardinische Regierung machte, ward dadurch zum Nachgeben bewegt, es kehrte aber bald zu seinem trotzigen System zurück. Großbritanniens Macht und Geschenke vermittelten endlich den Frieden. Im Juli 1825 wurden nämlich von der sard. Reg. 2 orientalische Staatswagen mit sardinischen Pferden und der nöthigen Bedienung dem Dei von Algier und dem Bei von Tunis zum Geschenk aus Genua überschickt. Im Okt. 1823 schloß die sard. Reg. mit der Pforte, durch die Vermittelung des britischen Gesandten in Konstantinopel, Lord Strangford, einen Freundschafts- und Handelsvertrag ab, wodurch die Unterthanen des Königs von Sardinien, insbesondere die Genueser, ihre vorigen Rechte in Ansehung des Handels und der freien Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, wieder erhielten. — Der am 10. Jan. 1824 erfolgte Tod des vom Thron 1821 freiwillig herabgestiegenen Königs Viktor Emanuel war, bei dem ohnehin legitimen Besitzstande seines Nachfolgers, ein gleichgültiges Ereigniß. Zwischen Oestreich und Sardinien kam 1824 ein Vertrag über gegenseitige Freizügigkeit des Vermögens und der Erbschaften der Unterthanen beider Mächte zu Stande. — Da das regierende königl. Haus Savoyen keine männlichen Erben hat, so wird die Linie Savoyen-Carignan folgen, deren Erbrecht auf die sard. Monarchie der Wiener Congreß anerkannt hat. Thomas Franz, Prinz von Carignan, jüngerer Sohn des Herzogs von Savoyen, Karl Emanuel des Ersten (st. 1630), hatte 2 Söhne. Von dem älteren stammt die noch blühende Linie Carignan ab. Der jüngere stiftete die Nebenlinie Savoyen-Soissons, welche 1736 mit dem großen Eugen von Savoyen ausstarb. Die Linie Carignan besitzt ein sehr beträchtliches Privatvermögen, sowohl im Piemontesischen als in Frankreich. Letzteres blieb diesem Hause in der Periode der franz. Revolution ungeschmählert, indem

Herzog Karl Ferdinand das franz. Bürgerrecht annahm. Der jetzige Herzog von Savoyen-Carignan, Karl Emanuel Albert, geb. 1798, iſt der muthmaßliche Erbe des Thrones. Seine Ehe mit Maria Thereſia, Tochter des letztverſtorbenen Großherzogs Ferdinand von Toskana, iſt bereits ſeit 1820 durch einen Prinzen, Namens Viktor Emanuel, geſegnet. — Die ſardiniſche Monarchie bildet gegenwärtig ein Ganzes von 1317 QM. mit 4.168.500 Einw., und beſteht 1. aus den Staaten des feſten Landes, welche 1818 zum Behuf der innern Verwaltung in 8 Bezirke eingetheilt wurden: Savoyen, Turin, Coni, Aleſſandria, Novara, Aoſta, Nizza und Genua. (Dieſe begreifen das Herzogthum Savoyen, das Fürſtenthum Piemont, die Grafſchaft Nizza mit dem Fürſtenthum Monaco, die Herzogthümer Mailand (ſard. Antheils) und Montferrat, ſowie das Herzogthum Genua (vrg. d. einzelnen Art.), zuſammen 837 QM., 3.673.500 Einw. in 2727 Gemeinden.) 2. Aus dem Königreich oder der Inſel Sardinien. — Herrſchende Religion iſt die katholiſche; doch leben in den Alpenländern an 22.500 Waldenſer (ſ. d. Art.) mit Duldung ihres Kultus. Die Verhältniſſe des Staats zum röm. Stuhl ſind durch das Concordat von 1817 geordnet worden. Der König ernennt die 4 Erz- und 26 Biſchöfe, welche der Papſt beſtätiget. Die Mönche und Nonnen in 450 Klöſtern, erhielten ihre unter der franz. Reg. verlorenen Güter größtentheils wieder. Die Juden traf eine ihr Grundeigenthum beſchränkende Maßregel. Die bis zum 1. Jan. 1824 nicht verkauften Judengüter ſollen vom Staate feilgeboten und der Erlös den Juden eingehändigt werden; doch ward ihnen geſtattet, Staatspapiere an ſich zu kaufen und ihre Häuſer in ihrem Stadtviertel zu behalten. — Es ſind mehrere Anſtalten zur geiſtigen Bildung vorhanden. Für die Univerſitäten Turin und Genua (wo allein die Literatur ein reges Leben zeigt, während ſie auf den beiden Univerſitäten der Inſel Sardinien, Cagliari und Saſſari, zu ſchlummern ſcheint) erſchien 1822 eine königl. Verordnung, welche den Studirenden insbeſondre die Erfüllung ihrer religiöſen Pflichten einſchärfte und 4 Studienpräfekte anzuſtellen befahl, die über die religiöſe und moraliſche Aufführung der Studenten wachen ſollten. Noch ſtrenger und ausführlicher war die Verordnung über das Disziplinarunterrichts- und Aufſichtsweſen der Gymnaſien, Lyceen und untern Schulen. Den Jeſuiten wurden nicht nur viele Privatunterrichtsanſtalten, ſondern auch die königl. Schulen anvertraut, und im Juli 1823 erhielten ſie die oberſte Leitung der wichtigen Erziehungsanſtalt, des ſogen. Provinzialkollegiums, deſſen Rektor von ihnen ernannt wird. Die Cenſur iſt äußerſt ſtrenge und die Einführung vieler franz. Bücher, ſowie aller derjenigen, welche den Katholizismus feindlich behandeln, verboten. — Die Regierung iſt in männlicher Linie erblich und unumſchränkt, und die Gewalt des Königs nur in Sardinien durch Reichsſtände und in Genua durch die Uebergabekonvention beſchränkt. Der König nennt ſich: König von Sardinien, Cypern und Jeruſalem; der Kronprinz heißt Prinz von Piemont. Sardinien hat 3 Orden, den der Verkündigung Mariens, den Mauritius- und Lazarus-Orden, und einen 1815 geſtifteten Militär-Verdienſt-Orden. Die Regierungsgeſchäfte werden von 3 Sekretären verwaltet, deren einer die innern Angelegenheiten, der andere die auswärtigen Geſchäfte, der dritte die Kriegsſachen beſorgt. Die Staatseinkünfte betragen 21.852.000 Gulden, die Schulden auf 60 Mill. Gulden. Das Heer iſt 32.000 M. ſtark, außerdem 40.000 M. Nationalmiliz auf der Inſel Sardinien. Auch hält der König ein angeworbenes Schweizerregiment. Der Handel beſchäftigte 1828 über 4000 Schiffe. — Die Hauptſtadt des Reichs und Reſidenz des Monarchen iſt Turin (vrgl. Piemont).

Digitized by Google

Sardonyx, ein Edelstein, s. Carneol.

Sarkophag, Fleischfresser, eine Kalksteinart, die sich, nach Plinius, in der Nähe von Asos in Mysien fand, und welche sehr schnell die eingelegten Leichen, mit Ausnahme der Zähne, gewöhnlich binnen 40 Tagen, zerstörte, weßhalb die Alten sich dieses Steins zu Särgen bedienten und man später, wiewohl unrichtig, allen Steinsärgen jenen Namen gab. Oft wurden solche Steinsärge, denen man gern die Form von Wannen oder viereckigen Kasten gab, mit Bildwerken verziert, auf die Monumente gesetzt, mit denen man die Gräber anfangs, um sie gegen Verletzung zu schützen, ausschmückte. Mit den Zeiten der röm. Kaiser ward diese Sitte allgemeiner, und, die granitenen und alabasternen Steinsärge der Aegypter zum Vorbild nehmend, verwandten die prunksüchtigen Römer in der spätern Periode die seltensten Steinarten (Porphyr und Breccia) dazu, und schmückten sie mit halb erhabenen Arbeiten, wie die Gräberstraße Pompeji's zeigt. Von der großen Menge auf uns gekommener antiker Steinsärge (auch im Wallrafschen Museum in Köln sieht man welche) sind vorzüglich den Alterthumskennern bekannt: der aus späterer Zeit herrührende Sarkophag des Homer, jetzt in Petersburg; der mit Hieroglyphen bedeckte, sogen. Sarkophag des Welteroberers Alexander, der aus der Moschee des h. Athanasius zu Alexandrien ins brit. Museum kam.

Sarmaten (Sauromaten) hießen bei den Alten die slawischen u. a. Nationen, welche die Nordländer Europas (Polen von der Weichsel an, Preußen, Kurland, Liefland, Rußland und die europäische Tatarei mit der Krim) und Asiens (das asiat. Rußland, Sibirien und die Mongolei) bewohnten. Sie waren vermuthlich Sprößlinge der Meder oder Skythen, lebten nomadisch, ursprünglich in Asien zwischen Don, Wolga und Kaukasus, hatten sich aber, als Bundesgenossen des pontischen Königs Mithridat VI. in der Geschichte vorkommend, schon diesseits des Don angesiedelt und breiteten sich später zwischen dem Don und der Donau aus. Merkwürdig unter ihnen waren die Roxolanen und Jazyger. Die Sarmaten machten sich einige Zeit den asiat. Königen furchtbar, kriegten aber mit den Römern meist unglücklich. 407 n. Chr. zog ein Theil von ihnen mit den Barbaren nach Gallien; die Zurückgebliebenen bezwang Attila. Nach dem Tode desselben unterwarfen sie sich dem Kaiser Marcian, welcher ihnen Wohnplätze an der Donau anwies, wo sie sich später mit den Gothen zu Einem Volke vermischten.

Sarpi (Paolo), Pietro mit Vornamen, als Ordensbruder Fra Paolo, geb. zu Venedig 1552, erwarb sich früh, mit seltenen Geistesgaben ausgestattet, ungemeine Kenntnisse und trat 1568 in den Servitenorden. Im Collegium zu Padua wurde er Dr. der Theologie, 1577 Ordensprovinzial, ferner Generalprokurator zu Rom, wo er bald in hoher Achtung stand. Aus Neid ward er bei der Inquisition einer Verbindung mit Irrgläubigen und Juden fälschlich angeklagt und dadurch am Emporsteigen gehindert, bis ihn die Republik Venedig in dem großen Streite mit Papst Paul d. Fünften über die geistl. Immunität, zu ihrem Theologen und Consulenten erwählte. Er reiste nun wieder nach Venedig und vertheidigte sein Vaterland gegen den Papst mit Muth und Gelehrsamkeit, ließ sich aber von seinem Feuereifer zu weit hinreißen und verachtete den gegen ihn ausgesprochenen Bannfluch. Mehrmals wurde von fanatischen Meuchelmördern einen Anschlag auf sein Leben gemacht; der Cardinal Bellarmin warnte ihn, auf seiner Hut zu seyn; doch ward er einmal (1607) von 5 Banditen durch 15 Dolchstiche verwundet, genaß aber wieder. Seitdem lebte er zurückgezogen in seinem Kloster und starb 1623. Sein Hauptwerk ist die Geschichte der tridentini-

schen Kirchenversammlung Istoria del Concilio Tridentino), welche zuerst zu London 1619 unter dem erdichteten Namen Pietro Soave Pobano herauskam, nachher in vielen Aufl. erschien und auch ins Deutsche von Rambach übersetzt ist. Doch darf man dieses Werk (welches in der Absicht geschrieben ist, um jener Synode den Charakter einer allgemeinen, ökumenischen abzusprechen) nicht ohne die Geschichte desselben Concilliums vom Cardinal Pallavicini lesen, welcher Letztere dem Sarpi mehr als 300 Irrthümer nachgewiesen hat. Sarpi schrieb auch ein Werk über die Kirchenbeneficien (deutsch. Nürnberg 1786), worin er ihre wahre Bestimmung angibt und die Mißbräuche rügt, welche mit denselben damals getrieben wurden. Unter seinen übrigen Werken sind seine Briefe vorzüglich lehrreich und anziehend. Auch in der Naturkunde, Mathematik und Optik besaß er große Kenntnisse. Die erste vollständige Ausgabe seiner Schriften erschien 1677 zu Venedig in 6 Bdn., 12.

Sarter (Zarter), die Art des Baues eines Schiffes, das ganze Verhältniß aller Theile gegeneinander, wie auch das Modell und der schriftliche Entwurf dazu, welchen man auch Besteck nennt. Beinahe jede Nation hat ihren eigenen Zarter, an welchem die von ihr erbauten Schiffe sogleich zu erkennen sind.

Sarti (Giuseppe), Tonsetzer, geb. zu Faenza 1729. Von seiner ersten Kunstbildung ist uns wenig bekannt. 1756 ward er Hofcapellmeister zu Kopenhagen und zugleich Musik- und Gesangmeister der jungen Prinzen. Er componirte hier einige Opern, die aber wenig Beifall fanden. 1768 ging er nach England, verließ es aber bald wieder und nahm die Capellmeisterstelle des Conservatorio della Pieta zu Venedig an. Hier erst erregte Sarti die verdiente Aufmerksamkeit; man pries seine Compositionen als himmlische Musik, und alle italien. Theater bemühten sich um seine Stücke. 1782 folgte er dem Ruf als Domcapellmeister nach Mailand, und 2 Jahre später dem der Kaiserin Katharina nach Petersburg, um hier der Capelle vorzustehen. Nach der Aufführung seiner Armide 1786 beschenkte ihn die Monarchin mit einer goldenen Dose und einem Demantringe. Gegen mehrere Anfeindungen durch Potemkin in Schutz genommen, errichtete er auf einem Dorfe, welches dieser ihm schenkte, eine Singschule, ward aber 1793 wieder als Hofcapellmeister angestellt. Bald darauf ernannte die Kaiserin ihn zum Direktor des Conservatoriums von Katharinoslow mit einem Gehalt von 35.000 Rubel und freier Wohnung, nebst 15.000 Rubel Reisekosten, und erhob ihn in den russischen Adel vom ersten Rang. Auf einer Reise nach seinem Vaterland (1802) starb er zu Berlin im 74. J. Sarti's Harmonie ist schwach und mangelhaft, er besitzt aber die Kunst, für den Sänger eine leichte und anmuthige Melodie zu schaffen. Merkwürdig sind seine Charfreitagemusik und einige Psalmen, die er zu Petersburg von 66 Sängern und 100 russischen Hörnern, außer den gewöhnlichen Saiten- u. Blasinstrumenten, ausführen, und ein Te Deum, welches er mit Kanonenschüssen begleiten ließ. Berühmte ital. Opern von ihm sind: Giulio Sabino und: Wenn Zwei mit einander streiten, gewinnt der Dritte.

Sarto (Andrea del), s. Andrea del Sarto.

Sassoferato (Giambattista), s. Salvi.

Satellit, gleichbedeutend mit Trabant; daher ein Nebenplanet; im gemeinen Leben ein untergeordneter Mithelfer.

Satrap, im altpers. Reich der Statthalter einer Provinz (Satrapie). Da die meisten derselben in großem Glanze lebten und ihre Untergebenen zu bedrücken pflegten, gebraucht man jenes Wort noch zuweilen, diesen Sinn zu bezeichnen.

Digitized by Google

Sattelhöfe, sattelfreie Güter (vom lat. Sedes, Wohnsitz eines Adeligen), gewisse Arten von Landgütern, besonders in Ober- und Niedersachsen, welche zwar nicht die Vorrechte der Rittergüter genießen, aber doch viele Freiheiten und Vorzüge vor den gewöhnlichen Bauerngütern haben. Sie besaßen ursprünglich die Rechte adeliger Rittergüter, kamen aber nachher an nichtadelige Besitzer und behielten bloß einige jener Rechte bei. Einige geben zwar Steuern, sind aber doch von Frohnen und Zinsen befreit. Andere sind kleinere adelige Güter, die keinen Antheil an den Versammlungen der Landstände besitzen, oder bloß aus einzelnen Grundstücken ohne ein dazu gehöriges Dorf bestehen. Einige dieser Güter sind steuerfrei und viele können auch von Bauern besessen werden, gehen jedoch nie bei höhern Lehnhöfen, sondern nur bei den Aemtern oder andern niedern Gerichten zu Lehn.

Sättigung ist derjenige Zustand, in welchem durch die Aufnahme der Speise das Verlangen des Magens darnach befriedigt ist. — 2) Chemisch. Die meisten Körper vereinigen sich, kraft ihrer chemischen Verwandtschaft, mit andern zu neuen Produkten; doch hat diese Vereinigung bestimmte Grenzen (Sättigungspunkt genannt), bei welchen dann ihre Verwandtschaft befriedigt ist. Wasser ist mit Salz gesättigt, wenn es nichts mehr davon aufzulösen vermag; Talkerde und Schwefelsäure sind gegenseitig gesättigt, wenn letztere von der erstern nichts mehr auflöst und beide zu einem neuen Produkt, mit Verlust ihrer frühern Eigenschaften, zum Bittersalz zusammen getreten sind.

Saturnus, ursprünglich eine alt-italische Gottheit, welche späterhin zum griech. Kronos umgedeutet wurde. Uranus und Gäa hatten die 6 Titaniden erzeugt. Der Jüngste dieser Titanen war Kronos (die Zeit), welcher, als Uranus seine Kinder einkerkerte, von der zürnenden Mutter zur Rache deßhalb aufgefordert, mit scharfer Hippe (wie Hesiod sagt) die Scham des Vaters hinwegmähte, worauf derselbe der Herrschaft entsetzt wurde, die Titanen ihre eingekerkerten Brüder befreiten und die Herrschaft in des Kronos Hände kam. Dieser vermählte sich mit Rhea, die ihm mehrere Söhne und Töchter gebar. Aber da er wohl wußte, daß auch ihm Entthronung von einem Sohne bevorstehe, verschlang er die ihm geborenen Kinder. Nur Zeus wurde gerettet, indem Rhea sich auf Kreta verbarg, wo Gäa ihn aufzuziehen verhieß. Dem Kronos reichte Rhea einen Stein in Windeln dar, den er statt des neugeborenen Knaben verschlang. Auf ein von der Gäa und Metis ihm beigebrachtes Brechmittel aber gab er sowohl diesen Stein als alle verschluckten Kinder wieder von sich, mit deren Beistande nun Zeus ihn und die Titanen bekriegte und nach 10jährigem Kampfe entthronte. Kronos wurde sammt den Titanen in den Tartarus eingekerkert, aus dem spätere Dichter ihnen Erlösung gaben; Zeus aber erkannte (nach Pindar) den Kronos als Beherrscher der seligen Eilande im westlichen Ozean an. Das unbekannte Hesperien galt für das Land, wo Uranus und die folgenden Titanen geherrscht haben. Als man später dieses Land näher kennen lernte, ward Kronos und das goldene Zeitalter nach Italien versetzt. Kronos mit Saturnus vermischend, dichtete man, Saturn habe, des Reichs entsetzt und vor seinem Sohne flehend, Italien zu seinem Zufluchtsorte gewählt und sich in Latium (von latere) verborgen. Hier theilte der uralte König Janus die Oberherrschaft mit ihm, und Saturn baute auf dem capitolinischen, ehemals saturnischen Berge die Stadt Saturnia. Auf dem Forum in Rom stand sein Tempel, in welchem man den öffentlichen Schatz verwahrte. Die saturnische Zeit ist als das goldene Alter unvergeßlich geblieben. Saturn wird auch zum Vater des Centauren Chiron gemacht. Man bildete ihn ab

als Greis mit einer Sichel in der Hand, zuweilen auch mit einer zum Kreiſe gekrümmten Schlange, als einem Sinnbilde der Zeit. — 2. Vrgl. Planeten.

Saturnalien, eins der berühmteſten und heiterſten Feſte der alten Römer, zum Andenken an die glücklichen, goldenen Tage unter Saturns Weltregierung eingeſetzt, anfangs von 1tägiger Dauer, ſpäter auf 3, dann 5, zuletzt unter den Cäſaren auf 7 Tage (vom 17.—23. Dez.) verlängert. Die ſchöne untergegangene, von Dichtern hochgefeierte Zeit allgemeiner Standes- und Gütergleichheit, wo Treue, Vertrauen und Liebe Alle verbrüderte und Unterdrückung und Empörung fremd waren — ſollte in dieſen Tagen aufs neue in Wirklichkeit treten; man wollte ſich auf Augenblicke wenigſtens hinübertäuſchen in ein glücklicheres Weltalter, das nur noch der Sage angehörte. Darum wurden dem alten Saturn in ſeinem Tempel die Bande gelöst, die bis dahin ſeine Füße umſchlungen gehalten; darum wurde den Sklaven das Zeichen der Freiheit, der Hut, wohl auch die Toga verſtattet; ja die Herren ließen ſich herab, ihren Dienern bei Tafel aufzuwarten und übernahmen die Strafen, die jene im Scherz ihnen zuerkannten. Gefangene wurden ihrer Haft entlaſſen; die Verſammlungsſäle des Senats, Gerichtsſtätten und Schulen waren geſchloſſen; der Ernſt der Geſchäfte ſollte ſchweigen, nur Luſt und Fröhlichkeit herrſchen. Freundſchaft und Bruderliebe ſollten herrſchen, durften auch nicht fehlen, und ſo kam man ſich, wo man ſich begegnete, mit freundſchaftlichen Gaben (wohin die kleinen Götterbilder, Sigilla gehören, von denen dieſe Tage auch Sigillarien hießen) und frommen Wünſchen entgegen, und „Heil den Saturnalien! Gute Saturnalien!" (Jo Saturnalia! Bona Saturnalia!) war das Loſungswort des Tages.

Satyr. Unter dem Namen der Satyrn, wie unter dem der Silenen, Faunen und Panen (vgl. d. Art.) ſtellt die griechiſche Mythologie eine Art von Weſen auf, welche ſich mehr oder weniger der thieriſchen Natur, beſonders der Ziegengeſtalt nähern. Sie waren urſprünglich peloponneſiſche Waldgötter. Ihre weitere Ausbildung verdanken ſie dem attiſchen Drama, beſonders dem ſatyriſchen. Der frühere Grieche dachte ſie ſpitzohrig, glatzig, mit kleinen Hervorragungen hinter den Ohren, die ſpätern Künſtler näherten ſie durch Hörner und Bocksfüße den Panen. In den Abbildungen ſieht man daher bei einigen mehr Thieriſches: Geisfüße, Schwanz, geſpitzte Ohren und Hörner; andere behalten die menſchliche Geſtalt und verrathen das Thieriſche bloß durch die Geisohren und den Schwanz, wozu noch kleine keimende Hörner kommen. Auch drückt ſich das Thieriſche aus im ganzen Geſicht, in den Augenknochen, dem Barthaar, den hängenden Wammen unter den Ohren am Halſe. Ein andermal geht das Thieriſche in eine bloß bäuriſche, rohe und plumpe Menſchengeſtalt über, woraus aber die Künſtler doch ein angenehmes und gefälliges Ideal der ländlichen Natur zu ſchaffen wußten. Gewöhnlich ſetzt man den Unterſchied zwiſchen Faunen und Satyrn ſo feſt, daß jene bloß mit ſpitzen Ohren und kleinen Schwänzen, dieſe hingegen mit Geisfüßen erſcheinen; Silenen aber ſeyen alte Faunen. Dieß iſt aber grundlos, vielmehr waren die Satyrn der Griechen den Faunen der Römer gleich. — Das ganze Geſchlecht der Satyrn, Silenen, Faunen und Pane bezeichnet überhaupt bei den Alten Gottheiten des Waldes und des Landlebens, erwachſen aus verſchiedenen Ideen. Dem Bacchus ſind die Satyrn und Silenen ſtets als Gefolge beigeſellt, in welcher Bedeutung, iſt nicht mehr zu beſtimmen, wie denn der Urſprung der Vorſtellung von ihnen ſich in ziemlich frühe Zeiten verliert. Vielleicht entſtand ſie aus der Bekleidung der Menſchen mit Thierfellen; vielleicht ſollte das Bild nur

symbolisch seyn und die rohe, wilde Menschennatur vorstellen. — Als Aeltern der Satyrn werden Merkur und die Nymphe Iphtime, von Andern Bacchus und die Najade Nicäa genannt. Sie waren wollüstig und liebten die Musik. Bei den Bacchusfesten erschienen sie immer musicirend und tanzend.

Satyre, im weitern Sinne jeder witzige Spott über fremde Fehler oder Blößen (daher auch satyrischer Mensch, satyrische Laune, satyrische Bilder); im engern und eigentlichen Sinne ein Gedicht, welches gewisse sittliche Erscheinungen als Unvollkommenheiten und Gebrechen der wirklichen Welt im Gegensatz zu dem Ideale in einem lebendigen Bilde darstellt und straft. Sie hat es entweder mit Fehlern des Verstandes (Irrthümern und Thorheiten) zu thun, oder wirkliche sittliche Verbrechen (Laster) zum Gegenstande. Im erstern Falle steht ihr in dem Ungereimten und Widersinnigen eine reiche Quelle des Komischen offen, und sie ist dann lachender Natur. Darum zieht sie auch in dem bezeichneten Falle das Allgemeine gern in den Kreis der Individualität herab und läßt, was Fehler des Standes oder der Zeit ist, als Fehler des Einzelwesens hervortreten. Man denke nur an Don Quixote. Denn zu der Vorstellung des Allgemeinen gesellt sich leicht die des Bleibenden und Nothwendigen, welche unter allen Umständen den Ernst zuerst in Anspruch nimmt. Gleichwohl verbirgt sich auch hier schon oft unter der heitersten Außenseite des Scherzes ein tiefer Ernst. Nur darf derselbe nicht vorherrschen. Anders ist es, wenn das eigentliche Laster in seiner Verworfenheit und Häßlichkeit abgeschildert und gezüchtigt wird. Hier, wo der Abstand zwischen Tugend und Sünde, zwischen dem wirklichen Daseyn und dem sittlichen Urbilde das Gemüth ergreift, flammt der Ernst als heiliger Zorn empor und schwingt die Geißel mit Nachdruck und Eifer, er fasse nun mit ergreifender Wahrheit das Allgemeine unmittelbar oder stelle es im Besondern und Einzelnen dar. Aus dem Gesagten ergibt sich der Unterschied zwischen der scherzhaft-lachenden und der ernsthaft-strafenden Satyre. Eine andere Eintheilung nach den Gegenständen in religiöse, politische ꝛc. Satyre hat für die Kunstlehre keinen Werth. — Der Geist der Satyre kann in allen Dichtarten (in Briefen, Erzählungen, Gesprächen, Liedern, Epopöien, Fabeln ꝛc.) walten, und ist namentlich im Lustspiel zu Hause, wie das Aristophanische beweist, welches alles Oeffentliche, Staatsmänner, Weltweise und Helden vor seinen Richterstuhl zog und ihre Thorheiten wie ihre Vergehungen mit strenger Geißel züchtigte. Die gewöhnlichste Form der Satyre aber ist die der selbständigen didaktischen Satyre, in welcher jedoch die Lehren nicht unmittelbar Zweck der Darstellung sind. — Zur Versart der Satyre wählten die Alten den Jambus oder Hexameter, die Neuern im Allgemeinen den Jambus, und zwar bald den Alexandriner, bald den fünffüßigen Jambus, und letztern entweder reimlos, oder in irgend einer gereimten Form. — Die Satyre wurde zuerst von römischen Dichtern bearbeitet. Zwar kannten die Griechen schon früher Gedichte satyrischen Inhalts, wie das Gedicht des Archilochos, sowie des Simonides, und die parodirenden Sillen des Timon; ferner die aus den Bacchusfesten hervorgegangenen satyrischen Dramen, deren aus Satyrn bestehende Chöre der ganzen Dichtart den Namen gegeben (für eine andere Ableitung von dem lat. Satura, Fruchtschlüssel, Mischmasch, möchten kaum noch haltbare Gründe aufzuführen seyn) und von denen wir in dem Cyklops des Euripides eine merkwürdige, aber auch die einzige Probe besitzen. Aber erst die Römer, denen der demokratische Freimuth und die Oeffentlichkeit der atheniſchen Bühne fremd war, suchten dafür Ersatz in der eigentlichen sogen. Satyre, in die wir nun das Satyrnspiel der Griechen übergehen sehen.

Unverkennbar ist diese Uebergehung in den noch vorhandenen Bruchstücken des ersten röm. Satyrendichters, des Lucilius. Mehr Ausbildung gaben nachher Horaz der muntern, Juvenal und Persius der ernsthaften Gattung (vrgl. Röm. Literatur). Die satyrischen Dichter der Neuern s. unter Classiker.

Satz, in der Grammatik und Stylistik eine Verbindung von Worten, welche für sich einen Sinn gibt. 2) In der Logik ein ausgedrücktes (einfaches oder zusammengesetztes) Urtheil. 3) In der Musik theils eine Tonverbindung, die einen vollständigen Sinn gibt, theils ein Musikstück, welches einen untergeordneten Theil eines größern Musikstücks ausmacht, theils die harmonische Ausarbeitung eines Tonstücks und die Kunst derselben (Setzkunst); endlich auch die Formen der harmonischen Ausarbeitung, z. B. 2-, 3-, 4stimmiger Satz.

Sauerbrunnen (oder Säuerlinge), viel Kohlenstoffsäure enthaltende Mineralwasser (wie das Selters-, das Spaa- und das Pyrmonterwasser), deren vorherrschender Bestandtheil Kohlenstoff in Verbindung mit salzigen Theilen ist. Sie haben einen kühlenden, prickelnden Geschmack, perlen beim Eingießen und schäumen wie Champagner, wenn man sie mit Zucker und Wein vermischt, weil durch die in den letztern enthaltenen Säuren das Gas entweicht.

Sauerkleesalz ist ein weißes, krystallinisches Salz vegetabilischen Ursprungs (fälschlich zuweilen Bitterkleesalz genannt), welches aus der von Scheele entdeckten Sauerkleesäure (Zuckersäure) und Pottaschenalkali so zusammengesetzt ist, daß die Säure Ueberschuß und das Salz daher saure Eigenschaften zeigt. Viele Säfte saurer Pflanzen enthalten es schon zubereitet, dahin gehören vorzüglich alle Arten des Sauerklees und einige des Ampfers. Um es zu bereiten, wird der ausgepreßte Saft abgedampft, mit Eiweiß geklärt und zur Krystallisation befördert, die man durch Zusatz von Weingeist beschleunigt. Die Schweiz liefert das mehrste und beste Salz dieser Art zum Handel. Seine Anwendung findet es bei vielen Farben- und Druckerbeizen, wie bei der Reservage-Beize zum Cattundruck, wenn der ausgefärbte Grund des Zeuches wieder farbenlos werden soll. Bekannt ist sein Gebrauch zum Vertilgen der Rostflecken aus der Leinwand und Baumwolle, die auf der Leichtlöslichkeit und Farbenlosigkeit der entstandenen Eisenverbindung beruht. Neuere Erfahrungen haben bewiesen, daß das Sauerkleesalz, zu 1 bis 2 Loth genommen, äußerst schädliche Wirkungen haben könne.

Sauerstoff (Oxygen), einer der wichtigsten chemischen Stoffe, kann für sich allein nicht in fester oder flüssiger Gestalt, sondern nur in Gasform dargestellt werden. Er findet sich gasförmig mit der Atmosphäre vermengt, von welcher er etwas mehr als ein Fünftel einnimmt, und geht als Bestandtheil in die meisten unorganischen Zusammensetzungen, sowie in alle organische Körper ein. Dieser merkwürdige Stoff wurde 1774 zu gleicher Zeit von Scheele und von dem Engländer Priestley entdeckt, und von da an datirt sich auch die Geburt einer verbesserten Theorie der Chemie (vgl. d. Art. über deren Geschichte). Um das Sauerstoffgas rein und frei von allen bedeutenden Beimengungen anderer Stoffe zu erhalten, pflegt man es gewöhnlich aus seinen Verbindungen mit verschiedenen Metallen durch Glühen auszuscheiden: als aus dem rothen oxydirten, Quecksilber, aus dem schwarzen oxydirten, Mangan. Einen glimmenden Spahn in eine Flasche mit Sauerstoff gesteckt, entzündet sich augenblicklich und brennt in weit hellerer Farbe als vorher. Zieht man ihn zurück und bläst ihn aus, so entzündet er sich von neuem, wenn man ihn wieder in die Flasche steckt; und dieß kann mehrere Male wieder-

er sich augenblicklich und brennt mit weit hellerer Flamme als vorher. Zieht man ihn zurück und bläst ihn aus, so entzündet er sich von neuem, wenn man ihn wieder in die Flasche steckt; und dieß kann mehrere Male wiederholt werden. Ein Stück glimmender Feuerschwamm entzündet sich darin und brennt mit Flamme. Phosphor, den man in einen, an einem langen Eisendrahte befestigten kleinen eisernen Löffel legt und angezündet in Sauerstoffgas eintaucht, brennt mit einem Lichte, was unter allen Lichtentwicklungen dem Sonnenlichte an Glanz und Klarheit am nächsten kommt. Der Schwefel brennt im Sauerstoffgase mit einer schönen lasurblauen Flamme, muß aber dabei auf und nieder bewegt werden, weil außerdem die durch das Verbrennen entstehende schweflichte Säure den Zutritt des Sauerstoffgases zum Schwefel verhindert. Wenn man das Ende einer Haarnadel oder eines ähnlichen dünnen Eisendrahtes umbiegt, an diesem Ende etwas glimmende Kohle befestigt und dann den Draht in eine Flasche mit Sauerstoffgas bringt, so entzündet sich erst die Kohle, und wenn diese verzehrt ist, fängt der Draht selbst an zu brennen und schmilzt an dem untern Ende zu einer Kugel, die einen sternenförmigen Strom von zischenden Funken auswirft. Vermischt man Blut mit Sauerstoffgas, so verschwindet dessen dunkle Farbe und wird schön hochroth. Dieß ist die Veränderung, welche das Blut der lebendigen Thiere beim Athemholen durch Einsaugen von Sauerstoffgas erleidet, und wodurch die thierische Wärme unterhalten wird. Sperrt man Thiere in Sauerstoffgas ein, so unterhält dasselbe das Athemholen 4 Mal länger, als ein gleiches Volumen atmosphärischer Luft. Daher nannte man dieses Gas anfangs Lebensluft. Nimmt man das Thier nachher heraus, so findet man das Blut in seinen Venen weit röther als vorher, und wenn es lange Sauerstoff eingeathmet hat, ist die Lunge in einer Art von entzündlichem Zustande. Lungensüchtige verschlimmern sich daher gar sehr durch das Einathmen dieser Luftart. Jeder Körper, welcher im Sauerstoffgase verbrennt, verbindet sich mit Sauerstoff und nimmt nun ebenso viel am Gewichte zu als der verzerte Sauerstoff wog. Dabei entsteht, auf eine bis jetzt noch nicht genüglich erörterte Weise, eine Verbindung von Licht und Wärme, die wir Feuer nennen. Einen mit Sauerstoff vereinigten Körper nennt man oxydirt oder verbrannt. Unterschiedliche einfache Körper nehmen beim Verbrennen durch die Vereinigung mit Sauerstoff einen sauren Geschmack an und werden in Säuren verwandelt, — woher auch der Sauerstoff seinen Namen erhalten hat. Ausführlicheres s. in dem Artikel Gasarten, II.

Säugethiere (Mammalia), die erste Klasse des Thierreichs, welche für den Menschen die nutzbarste ist. Sie dienen uns sowohl mittelbar, durch die Verminderung gewisser schädlicher Thiere, als auch unmittelbar auf die mannigfaltigste Weise, indem wir von ihnen Nahrung, Kleidung und vielen andern Lebensbedarf hernehmen und sie zu Sklavendiensten abrichten. Unter den verschiedenen Eintheilungen dieser Klasse von Thieren scheint die, welche Blumenbach in seinem Handbuch der Naturgeschichte angenommen hat, die natürlichste und zweckmäßigste zu seyn, denn diese Eintheilung nimmt auf die ganze Bildung der Thiere Rücksicht und vorzüglich auf die Bewegungswerkzeuge derselben, die am meisten ins Auge fallen und leicht zu erkennen sind. Wir folgen derselben und betrachten die Säugethiere nach folgenden 9 Ordnungen: 1. mit 2 Händen (Bimamus), der Mensch; 2. mit 4 Händen (Quadrumana), Affen, Paviane, Meerkatzen und Makis; 3. solche, deren Vorderfüße Flatterhäute bilden (Chiroptera), die Fledermäuse; 4. mit freien Zehen oder Krallen an allen 4 Füßen (Digitata); 5. Hufthiere (Solidungula), das Pferd; 6. die wiederkäuenden

Thiere mit gespaltnen Klauen (Bisulca); 7. meist sehr große oder unförmlich, borstige, oder dünnbehaarte Thiere mit mehr als 2 Klauen an jedem Fuße (Multungula), Schweine, Tapir, Elephanten, Nashörner, Nilpferd; 8. Säugethiere mit Schwimmfüßen (Palmata); 9. Wallfische (Cetacea), auch wirkliche Säugethiere mit warmem Blute, nur dem Namen nach Fische. Im Allgemeinen bemerken wir von den Säugethieren Folgendes. Was den innern Körperbau betrifft, so haben die Säugethiere ein Herz mit 2 Herzkammern und ebenso viel Vorkammern, auch wahre, mit Mark angefüllte Knochen. Zur Bedeckung haben die meisten Haare, Borsten oder Wolle, einige aber auch Stacheln oder Schuppen. Doch gibt es auch solche, deren Haut fast nackt ist, z. B. das Geschlecht der Wallfische. Aeußere Ohren oder Ohrläppchen fehlen nur wenigen Säugethieren. Bei einigen findet man theils gar keine Zähne, theils keine Schneide- oder Eckzähne. Viele sind bekanntlich mit Hörnern versehen, die, wenn sie Nebenäste haben Geweihe heißen. Bei diesen zeigt sich eine besondere Kraft der Natur, die Reproduktions- oder Ergänzungskraft. Die abgeworfenen werden durch neue ersetzt. Jene wunderbare Ersetzungskraft findet man ganz vorzüglich bei den unvollkommenen Thieren, die näher ans Pflanzenreich grenzen, wie bei den Polypen. Eine sehr verschiedene Bildung haben die Füße der Säugethiere, indem sie bald in Zehen oder Fingern mit breiten Nägeln, oder mit spitzen Krallen, bald in gespaltene Zehen, bald in Klauen, bald in ungespaltene Klauen oder Hufe endigen. Besonders merkwürdig sind die Schwimmfüße, welche mit einer dünnen Haut verbunden sind; die Füße der Fledermäuse und die Füße der Robben- und Wallfischgattungen. Manche Säugethiere haben sogar statt der Füße 4 Hände, z. B. die Affen. Der Aufenthalt der Säugethiere ist theils auf Bäumen, theils auf der Erde, theils in der Erde, theils im Wasser, theils abwechselnd im Wasser und auf der Erde. Manche bauen sich künstliche Wohnungen über oder unter der Erde. Die meisten Thiere schlafen liegend. Viele gehen des Nachts ihrer Nahrung nach. Wenige nehmen ihre Nahrung aus dem Thier- oder Gewächsreich zugleich. Einige trinken gar nicht. Eine ganz besondere Art Verdauungsgeschäfts findet sich bei den wiederkäuenden Thieren mit gespaltenen Klauen. Diese sind mit einem vierfachen Magen versehen. Aus dem Panse oder Wanst geht das Futter, etwas durchweicht und in kleineren Portionen, in die sogen. Haube oder Mütze. Von hier steigt es durch den Schlund wieder herauf und kommt, zum zweiten Mal gekaut, in den dritten Magen (Psalter) und zwar durch eine besondere Röhre. Von dem Psalter empfängt es endlich der vierte Magen (Laab, Fettmagen), der dem Magen anderer Thiere ähnlich ist. Die äußern Sinnenwerkzeuge sind in den Säugethieren, und vor allen in dem Menschen, fünffach, für Gehör, Geruch, Gesicht, Geschmack und Tasten sehr vollkommen ausgebildet. Die Werkzeuge jener 4 erstern (Ohren, Nase, Augen, Zunge) tragen sie am Kopfe, der Tastsinn hingegen ist unter der ganzen Oberhaut mehr oder weniger stark verbreitet. Die Säugethiere gebären lebendige Junge und säugen sie mit Milch an ihren Brüsten. Diese Organe kommen ihnen ausschließend zu, sind (den Hengst ausgenommen) bei Männchen und Weibchen zu finden und gleichzählig in solcher Menge, daß gewöhnlich für jedes Junge 2 vorhanden sind. Der Mensch, die Affen und der Wallfisch tragen sie an der Brust, der Seehund am Bauche, die Lastthiere an den Leisten, mehrere Nagethiere am Bauche und der Brust zugleich, und das Schwein längs des Leibes. Die meisten leben paarweis, die mehrsten begatten sich mit jedem Weibchen ihrer Art, das ihnen aufstößt, der Seehund allein hält und vertheidigt ein Harem von mehrern Weibern.

Digitized by Google

Saugwerk, s. Pumpe.

Saul, König in Israel (1050 v. Chr.), stammte aus einer geringen Familie des unbedeutenden Stammes Benjamin, zeichnete sich aber aus durch Schönheit und Tapferkeit, und ward von Samuel zum Könige gewählt, als das Volk der republikanischen Verfassung müde war. Aber erst nach einem Siege über die Ammoniter ward er von dem ganzen Volke anerkannt. Wiederholte Siege über die Philister, Edomiter, Moabiter, Ammoniter, selbst über den König Zoba jenseits des Euphrat befestigten sein Ansehen. Samuel aber, der nur ungern die höchste Gewalt niedergelegt hatte, behielt stets eine Partei im Volke, und als er mit Saul, wegen eines Eingriffs in die Vorrechte des Priesterthums und wegen eines in einem Kriege mit den Amalekitern bezeigten Ungehorsams gegen die von ihm im Namen Jehovahs gegebenen Befehle zerfiel, salbte er David (vergl. d. Art. und Samuel) insgeheim gegen ihn zum Könige. Saul erkannte seinen Gegner und haßte ihn um so mehr, als dieser sich durch die Besiegung des Philisters Goliath und andere tapfere Thaten hervorthat, ihm seine Tochter Michal zur Gemahlin abnöthigte und die Freundschaft seines Sohnes Jonathan zu gewinnen wußte. Die letzten Jahre Sauls wurden durch bürgerliche Kriege getrübt, zu dem sich noch die Verwüstungen des auswärtigen gesellten. Der unglückliche König, nachdem er gegen die Philister, diese stets wachsamen Feinde Israels, eine Schlacht verloren und in derselben 3 seiner Söhne, unter ihnen der edle Jonathan, hatte sterben sehen, gab sich selbst den Tod.

Säule, eine runde, freistehende, sich nach oben verdünnende, schön verzierte Stütze der Bauwerke. Der Ursprung der Säulen fällt in die entferntesten Zeiten. Die Tempel scheinen die ersten Gebäude gewesen zu seyn, deren größerer Umfang es nöthig machte, das Dach durch einige senkrechte Stützen vor dem Einsturz zu sichern. Man wählte dazu in Griechenland, und wo man an Holz Ueberfluß hatte, Baumstämme, von deren Gestalt sich unstreitig die Form der nachheriger Säule herschreibt. Da, wo man aus Holzmangel von Anfang an mit Steinen baute, wie in Aegypten, waren die ersten Säulen rohe, plumpe Steinblöcke, ohne Zierrath oder Absatz, die erst spät eine gefälligere Form erhielten. An einer Säule unterscheidet man gewöhnlich 3 Theile: den Säulenstuhl oder das Postament, auch Piedestal, die Säule und das Gebälke. Die Säule besteht aus dem Fuße, dem Schafte und dem Knaufe oder Capitäle. Der Fuß oder die Basis enthält den ebenen Untersatz, und ein oder mehrere runde Glieder, um der Säule einen Anfang zu geben. Der Schaft ist der mittlere Theil der Säule zwischen dem Fuße und dem Knaufe. Der Knauf ist nothwendig, die Säule oben als vollendet vorzustellen. Ohne diesen und die runden Glieder des Fußes würde die Säule nur eine abgeschnittene Stütze, kein schönes Ganzes seyn, das seine bestimmten Grenzen hat. Die Perser hatten sehr hohe Capitäle, die einem Federbusch glichen; die Aegypter hatten deren unzählige Gattungen. Das etruskische Capitäl sehen wir noch an der toskan. Säule. Das dorische Capitäl ist einfach und voll Würde. Das ionische hat auf jeder Seite eine Schnecke. Das reichste Capitäl ist das korinthische; es hat erst eine Reihe glatte Blätter, dann eine Reihe zackige Akanthusblätter, zwischen welchen Rosen wachsen, darüber erhebt sich ein artiger Strauß von Blättern und Schnörkeln. Ihm ist das römische ähnlich. — Die Säule wird nach oben zu etwas zusammengezogen. Das Gebälk besteht aus dem Unterbalken (Architrav), der auf dem Capitäle ruht, dem Fries und dem Kranze oder Karnieß.

Säulenknauf oder Capitäl, s. Säule.

Säulenordnung. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Baukunst einen bestimmten Styl, eine regelmäßige Anordnung aller Verhältnisse der äußerst vorspringenden Theile eines Gebäudes, besonders der Säulen, durch welche eine den Kunstsinn befriedigende Uebereinstimmung hervorgebracht wird. Diese Uebereinstimmung, welche wir von der Poesie, der Musik und allen Künsten ebenso wohl wie von der Baukunst fordern, besteht in der Einheit der Idee bei jedem Einzelnen, nicht in der Gleichheit aller Gegenstände. Sie kann etwas reizend Unregelmäßiges haben, was wir malerisch oder phantastisch nennen; auch kann sie Nettigkeit, Eleganz und Anmuth oder Größe und Erhabenheit ausdrücken. Fast möchte man die letztere für die Baukunst unerreichbar nennen, weil das Erhabene eine Art von Unendlichkeit und Unbeschränktheit haben muß, welche die Grenze menschlicher Fähigkeiten übersliegt; die erstern Arten der Schönheit werden durch eigenthümliche Ordnungen in der Baukunst dargestellt. Drei derselben erhielten wir von den Griechen: die dorische, die ionische und die korinthische. Durch eine besondere Mischung ihrer Verhältnisse und Regeln fügten die Römer noch 2 zusammengesetzte hinzu: die thuscische oder toskanische und die römische. Diese bilden die 5 sogen. Säulenordnungen. Das Kennzeichen der toskanischen Ordnung ist, daß sie gegen ihre Höhe einen verhältnißmäßig dicken Schaft, wenige und starke Glieder hat, weßhalb man sie rustica nannte. Die Säule (Schaft mit Fuß und Capitäl) hat nach Vitruv und Vignola 14 Modul zur Höhe, wovon auf Fuß und Capitäl auf jedes eins kommen. — Die dorische Ordnung hat zum Hauptkennzeichen die Triglyphen oder Dreischlitze (Darstellung der dreisaitigen Apolloleier) im Friese, welche die Köpfe der auf dem Architrav liegenden Balken vorstellen und 2 prismatische Vertiefungen mit 2 halben auf der Seite haben. Die Zwischenräume heißen Metopen. Ueber jeder Säule muß gerade nach ihrer Mittellinie ein Dreischlitz treffen. Der Charakter dieser Ordnung ist Großartigkeit, majestätische Schönheit, die keine feinen Zierrathen, aber durchaus Fleiß und einfachen Reichthum zeigt. Die Höhe der Säule war bei den Griechen anfangs nur 12 Modul, hernach 14 und in den Schauspielhäusern 15. Vignola gab ihr 16 Modul, wovon 1 der Fuß und 1 das Capitäl erhält. Beide sind wenig mehr geschmückt als die toskanischen. Der Kranz in dieser Ordnung ist stark vorspringend, daher die Dielenköpfe über jedem Dreischlitze zur Unterstützung der Kranzleiste sich befinden. — Die ionische Ordnung hat zum Kennzeichen ein mit 2 Schnecken auf 2 Seiten oder ein mit 4 doppelseitigen Schnecken auf den 4 Ecken geziertes Capitäl. Jenes ist das Capitäl der Alten, welches die Neuern verschönert haben. Man hat es ganz artig mit einem gelockten Mädchenkopfe verglichen. Anfangs hatte die Säule nur 16 Modul, hernach 17, und Vignola und andere Neuere geben ihr 18. Der Hauptbalken wird der Zierlichkeit wegen in 3 Streifen abgetheilt. Der Fries bleibt entweder glatt oder wird mit schicklicher Bildhauerarbeit geschmückt. Der Kranz bekommt auf einem platten Gliede zwischen dem Fries und der Kranzliste, um das Glatte zu unterbrechen, oft einen Zierrath, der aus kleinen hervorspringenden Theilen mit Zwischenräumen (Zahnschnitte) besteht. Anmuth und weibliche Zierlichkeit ist der Charakter dieser Ordnung. Der attische Säulenfuß, den man gewöhnlich bei der ionischen Säule gebraucht, besteht aus einem Untersatze, einem Pfühle, einem Riemchen, einer Einziehung, einem Riemchen, einem Pfühle und einem Saume von bestimmten Verhältnissen. — Das Meisterstück der Baukunst ist die korinthische Säulenordnung. Sie zieht sogleich das Auge an durch das schöne und reich verzierte Capitäl (s. den vor. Art.). Die Höhe der Säule mit Capitäl und Fuß ist nach Vignola 20 Modul, wodurch sie ein schlankes Ansehen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

bekommt. Am angemessensten ist für sie der attische Fuß. In dem Gebälke bekommen die Streifen des Architravs eine Kehlliste am obern Rande, die an dem obersten noch mit einem Ueberschlage und Stabe eingefaßt wird. Der Fries wird oft mit Bildhauerarbeit verziert; der Kranz bekommt unter der Kranzliste zierlich geschweifte Sparrenköpfe und in dem untern Theile noch Zahnschnitte. Die ganze Ordnung ist durch die Verhältnisse der Theile, die Feinheit der Verzierungen und die Uebereinstimmung ein vollendetes Muster der architektonischen Schönheit. — Die römische Ordnung unterscheidet sich von der korinthischen hauptsächlich in dem Capitäl, welches aus dem ionischen und korinthischen zusammengesetzt ist, indem aus jenem die großen Voluten oder Schnecken mit den dazwischen befindlichen runden Gliedern, aus diesem die breiten Hauptreihen von Blättern entlehnt sind. Das Verhältniß der Höhe zur Dicke dieser Säule ist wie bei der korinthischen. — Eine sechste oder deutsche Säulenordnung ist völlig unstatthaft, denn sie unterscheidet sich von der ionischen durch das schlechtere Capitäl und einige willkürlichen Veränderungen der kleinen Glieder. — Die Wahl der Säulenordnung bei einem Gebäude hängt von der Bestimmung desselben ab. Die toskanische Ordnung dient zu Stadtthoren, Arsenalen, Leuchtthürmen, Brücken u. dgl. Die dorische Ordnung paßt besonders für gottesdienstliche Gebäude, die ionische für Lustschlösser, im Innern der Gebäude, auch als zweite Ordnung an ihrer Außenseite. Die korinthische Ordnung dient zur Verzierung fürstlicher Paläste, überhaupt da, wo Zierlichkeit und Pracht der Stärke und Einfachheit vorgezogen werden. Die römische Ordnung möchte noch die meisten Freiheiten gestatten, daher sie am schicklichsten da gebraucht wird, wo man der Einbildungskraft freieres Spiel lassen will. Vgl. Weinbrenners Werk über die Säulenordnungen (Tübingen 1809), und L. Schöpf: Die einzelnen Theile der Säulenordnung mit Schattenbestimmungen (m. Kupfern, Leipzig 1821).

Säulenstuhl, s. Postament.

Säuren (Acida) nennt man diejenigen Stoffe, welche einen sauren Geschmack haben und durch Verbindung verschiedener Körper bis zur völligen Sättigung mit Sauerstoff entstehen. Sie ändern die meisten blauen Pflanzensäfte in Roth um und verbinden sich mit den Alkalien, Erden und Metalloxyden zu eignen Salzen. Man theilt die Säuren in 2 Classen. Die erste umfaßt die aus Sauerstoff und einem einfachen oder unzerlegten Körper bestehenden Säuren, welche ihre Benennung von demjenigen Körper, der ihre Basis ausmacht, erhalten (z. B. die Säure aus Schwefel und Sauerstoff heißt Schwefelsäure, u. s. w.). Es sind: die Schwefelsäure, Salpeter- oder Stickstoffsäure, Phosphor-, Borax-, Kohlen-, Arsenik-, Chrom-, Wolfram- und Molybdänsäure. Letztere vier haben ein Metall zur Basis. Auch gehören hierher Salz-, Jod- und Flußsäure, welche jedoch noch nicht haben zerlegt oder deren Basis noch nicht hat ausgeschieden werden können. Man nennt die Säuren dieser Classe auch Mineralsäuren. — Zur zweiten Classe gehören diejenigen Säuren, deren Basis zusammengesetzt ist und aus zwei oder mehrern einfachen Stoffen besteht. Sie werden größtentheils in organ. Körpern (Thieren und Pflanzen) erzeugt, aus welchen man sie nachher auszieht. Ein Theil von ihnen wird durch andre Säuren oder durch Einwirkung des Feuers auf thierische und Pflanzenstoffe gebildet, und sie bekommen ihren Namen von den Körpern, aus welchen man sie gewöhnlich erhält. Diese Säuren sind: die Essigsäure, die Klee-, Weinstein-, Citronen-, Apfel-, Benzoe-, Gallus-, Schleim-, Kork-, Bernstein-, Honigstein-, Urin-, Ameisen-, Milch-, Kampfer-, Vogelbeersäure ꝛc. Auch rechnet man zu dieser Klasse verschiedene andere Säuren, deren Eigenschaften noch nicht

gehörig untersucht sind, um bestimmen zu können, ob sie nicht Gemische von zwei oder mehrern der vorbenannten Säuren oder durch fremdartige Stoffe verkleidet sind; dahin gehören die Lacksäure, Seidenwurmsäure ꝛc. Man hat außerdem noch eine 3. Classe von Säuren angenommen, welche keinen Sauerstoff enthalten, und deren es 4 gibt, nämlich Schwefelstoffgas (als Säure Hydrothiansäure), Selenwasserstoff, Tellurwasserstoff und Blausäure. Diejenigen Körper, welche unvollkommen mit Sauerstoff gesättigt sind, und deßungeachtet Eigenschaften einer Säure äußern, werden unvollkommene Säuren — Säuerlichkeiten — genannt. Sie haben eine weit schwächere Verwandtschaft zu den Alkalien, Erden und Metallen, als die mit Sauerstoff vollständig gesättigten oder vollkommenen Säuren. Vergl. Chemie.

Saurin (Jacques), ein berühmter Kanzelredner, Sohn eines Rechtsgelehrten zu Nismes, geb. daselbst 1677, ging nach Widerrufung des Edikts von Nantes (1685) mit seiner Familie nach Genf, wo er sich mit vielem Glücke den Wissenschaften widmete. Im 13. J. seines Alters trat er in Kriegsdienste unter die engl. Hülfstruppen des Herzogs von Savoyen gegen Frankreich, kehrte aber 1696 nach Genf zurück, um sich von neuem den Studien, besonders der Theologie, zu weihen. 1700 reiste er nach Holland und dann nach London, wo er mit großem Beifall predigte. Von hier begab er sich nach 5 J. nach dem Haag, ward Prediger der franz. Reformirten, welches Amt er bis an seinen Tod (1730) verwaltete. Seine Neigung zur Duldung, seine allgemeine Menschenliebe, die Milde seines Charakters und seiner Sitten gefielen den eifrigen Anhängern seines Glaubens nicht, welche sich bemühten, seine Verdienste zu verdunkeln und sein Leben durch Verfolgungen zu vergiften. Mit einem glücklichen Aeußern verband er eine starke, wohltönende Stimme. Seine Predigten (Sermons etc. Haag 1749 10 Bd.) bezeugen die Richtigkeit seiner Gedanken, die Kraft seines Vortrags und die Würde seiner Sprache. Sie sind ihres rein-moralischen Inhalts wegen selbst bei den Katholiken geschätzt und in viele Sprachen übertragen. Außerdem hat Saurin einige, weniger bekannt gewordene, theolog. Werke herausgegeben.

Sauſſure (Horace Benedicte de), Naturforscher, geb. 1740 zu Genf, Sohn des durch seine Schriften über den Ackerbau bekannten Nicolas de Saussure, Mitglied des Raths der Zweihundert zu Genf. Früh trat Horace mit Gelehrten und Naturforschern seines Vaterlandes in Verbindung, welche ihm seine unermüdete Arbeitsliebe und eine bleibende Neigung zum Studium der Natur einflößten. 1761 erhielt Sauſſure die Professur der Philosophie zu Genf, welcher er 25 J. lang mit großem Ruhme vorstand. Die Zeit, welche seine Amtsgeschäfte ihm freiließen, verwandte er auf Reisen. Er besuchte 2 Mal Frankreich, ein Mal um die vulkanischen Gebirge in Forez, Viennois und Auvergne zu untersuchen, das andre Mal um die aërostatische Maschine Montgolfiers kennen zu lernen. Ferner bereiste er Belgien, Holland und England als Naturforscher. 1772 durchwanderte er Italien, untersuchte die Eisengruben auf Elba, bestieg den Vesuv und maß die Höhe des Aetna. Auch auf Mineralogie und Botanik erstreckten sich seine Forschungen; er entdeckte mehrere Gattungen von Moosen, und in einem Briefwechsel mit Spallanzani bewies er, daß die Infusionsthierchen, sowie die Polypen, sich wiedererzeugen. Seinem Erfindungsgeiste verdankt die Physik mehrere wichtige Instrumente, einen Elektrometer, einen Hygrometer, Heliothermometer u. a. Am berühmtesten ward er als Geolog. Er besuchte die Eisberge von Chamouny, und machte jährlich eine Untersuchungsreise durch die Alpen, die er 1779 schon 14 Mal von 3 verschiedenen Seiten bestie-

gen hatte. 1787 bestieg er unter den größten Gefahren den Montblanc, und maß nach barometrischen Beobachtungen seine Höhe. Seine Ausdauer, seine wichtigen Entdeckungen, seine ausgebreiteten Kenntnisse wurden von vielen gelehrten Gesellschaften anerkannt, welche ihn zu ihrem Mitgliede erwählten. Er selbst gründete in seiner Vaterstadt eine gelehrte Gesellschaft, und trug hauptsächlich zu ihrem Flore bei. Als Genf mit der franz. Republik vereinigt worden, trat er als Deputirter in die Nationalversammlung. Aber diese Staatsumwälzung raubte ihm den größten Theil seines Vermögens und seinen Seelenfrieden. Er starb 1799. Unter seinen Schriften zeichnen sich seine Versuche über Hygrometrie (1783; a. d. Franz. von J. D Titius, Lpz. 1784) durch eine Fülle neuer und richtiger Bemerkungen in meteorologischer Hinsicht, und seine Reisen durch die Alpen (1779—96, 4 Bde. 4.; deutsch von J. D. Wyttenbach, Lpz. 1781—98), sein größtes und wichtigstes Werk, besonders aus.

Sauter (Joseph Anton), großherzoglich badischer Hofrath, Professor des kanonischen und peinlichen Rechts zu Freiburg, geb. 1742 zu Riedlingen an der Donau, erhielt seine erste Erziehung daselbst, vorzüglich aber bei den Jesuiten zu Würzburg, wo er mit Eifer die röm. Classiker studirte. Den Vorsatz, in die Gesellschaft Jesu zu treten, aufgebend, ging er nach Freiburg im Breisgau, wo er mathematische und philosophische Collegien hörte und auch die Magisterwürde empfing. Seine schwache Gesundheit bewog ihn, das schon angenommene Novizenkleid im Kloster Beuren wieder abzulegen. Von nun an widmete er sich der Rechtswissenschaft zu Freiburg, wo er 1773 Professor der Logik und Moral wurde. 1780 entwarf er das bekannte Gutachten für den Markgrafen Karl Friedrich über die Wiehrl'schen Verketzerungen, und gab im folg. J. eine Rechtfertigung der freiburger theolog. und philosoph. Gutachten über eben diesen Gegenstand heraus. Sauter vereinigte sich hierauf mit Dannenmayer und Ruef zur Herausgabe der Zeitschrift: Der Freimüthige, worin sie die kirchlichen Reformen Josephs II. in Schutz nahmen. Auch war Sauter Mitarbeiter an Ruefs Beiträgen zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie, 1788 — 93. 1798 erschien seine lat. Schrift über die Logik. Zum Professor des Kirchenrechts ernannt, gab er eine in treffichem Latein geschriebene Abhandlung über das Studium des kanonischen Rechts heraus. 1803 ward er vom Erzherzog Ferdinand, dem neuen Landesherrn, zum Appellationsrath befördert. Sein Werkchen über den Malteserorden, welches um diese Zeit erschien, erregte allgemeines Aufsehen, dem Verfasser aber von Seiten des erbitterten Ordens viele Feinde. 1810—16 vollendete Sauter sein schon früher begonnenes Hauptwerk: Grundsätze des katholischen Kirchenrechts (Thl. 1—6, latein.), das von liberalen Katholiken und unbefangenen Protestanten gleicher Anerkennung sich erfreute und selbst von Universitäten der Letztern als Leitfaden benutzt worden ist. Dieser verdienstvolle Gelehrte starb 1817 im 76. Lebensjahre. Vorliebe für die latein. Sprache, derber Humor und unerschöpflicher Witz, glühender Haß wider Napoleon und die Franzosen, und trotz der mit dem Alter etwas zurückgekehrten Andächtigkeit, fortwährender Spott auf das Pfaffenthum, waren Sauters Haupteigenthümlichkeiten.

Savannen. Die Oberfläche Amerikas ist von dem alten Festlande besonders darin auffallend verschieden, daß die an die höchsten Gipfel sich lehnenden Hochebenen durch große Niederungen getrennt sind. So grenzen die Gebiete der Cordilleren und die Hochebenen Mexikos unmittelbar an die Ebenen, die der Mississippi, der Amazonenfluß und der Parana durchströmen. Diese Ebenen werden in Caracas Llanos genannt, wo sie theils von

der Sonne verkalkt, theils von tropischen Regen getränkt, mit Gräsern bekleidet sind; die in der Gegend des Parana bis zum Plata hin, Pampas, Anhäufungen von Flugsand, mit salzigen Teichen abwechselnd und mit Salzpflanzen bedeckt. Die eigentlich so genannten Savannen im Mississippigebiet im westlichen Theile Amerikas nehmen mehrere 100 QM. ein und sind nur mit starkem Grase und holzigem harten Gesträuche überdeckt, worauf sich einzelne Gruppen von Bäumen wie verloren zeigen. Nur hier und dort findet man Wasser. Im Sommer zeigen sie keinen unangenehmen Anblick, wenn alle ihre Pflanzen mit Blüthen übersäet sind. Die Ebene in dem Wabaschgebiete diente vormals großen Herden wilden Rindviehs zur Weide. Aehnliche Savannen zeigen sich in dem südlichen Florida, aber dort durch das Klima reizender ausgestattet als im Norden. Die große Savanne von Alatschua ist eine flache grüne Ebene, 150 engl. M. im Umfang und 15 breit, von hohen abhängigen Hügeln umgeben, aus deren fruchtbarem Boden schöne Wälder entsprossen, worin besonders die riesigen Magniolabäume und die erhabene Palme ins Auge fallen. Dieß Alles wird belebt durch unzählige Triften wilden Rindviehs, Herden Rothwilds, große Züge rascher Pferde, Scharen wilden Geflügels ꝛc. Den Savannen ähnlich sind die merkwürdigen Rohrwiesen oder Rohrbrüche in Carolina: unabsehliche mit 10—12 Fuß hohem Rohr von Spazierstocksdicke dicht bewachsene Flächen.

Savonarola (Geronimo), ein durch sein bewundernswürdiges Rednertalent und sein trauriges Ende berühmter Mann, wurde 1452 zu Ferrara aus einer adeligen Familie geboren. Er war der Enkel eines geschickten Arztes, und sollte sich ebenfalls dem Studium der Medizin widmen, als sein religiöser Sinn ihn bewog, 1465 das väterliche Haus heimlich zu verlassen und in den Dominikanerorden zu treten. Seine ersten Versuche als Kanzelredner mißglückten, weßhalb er Florenz verließ. Darauf lehrte er Metaphysik und Physik zu Bologna. Seiner Gelehrsamkeit verdankte er den Ruf des Lorenzo von Medici nach Florenz, wo er bald Prior zu St. Markus wurde. Von neuem auf der Kanzel erscheinend, wußte Savonarola durch seine hinreißenden Reden sich einen außerordentlichen Einfluß auf die Gemüther der Menschen zu verschaffen. Dadurch ermuthigt, mischte er sich in die Staatsangelegenheiten von Florenz, kehrte seine Rednerwaffen gegen seinen Gönner Lorenzo, stellte dessen Charakter in ein schlechtes Licht und suchte dessen Gesinnungen verdächtig zu machen. Wenngleich Lorenzo sich mehrmalen genöthigt sah, strenge Maßregeln gegen Savonarola zu nehmen, so ertrug er doch dessen feindliche Angriffe bis an sein Ende standhaft müthig. Nach Lorenzo's Tode und der Vertreibung seines Sohnes Peter ergriff S. die Partei der Florentiner gegen die Medici's und gebrauchte die Kanzel zu einer Volkstribune. In der Offenbarung Johannis fand er den Untergang der feindlichen Partei vorherverkündigt. Er prophezeite ebenfalls eine Verbesserung der Kirche, deklamirte heftig gegen Klerus und Papst, drang bei den christl. Fürsten auf die Zusammenberufung eines Conciliums, um jenen zu verbessern und diesen zu entsetzen. Papst Alexander VI. sprach den Bannfluch über den Prior aus und untersagte ihm das Predigen; aber Savonarola verlachte das Anathema und predigte nun um so heftiger. Nicht weniger thätigen Antheil nahm er fortwährend an den politischen Gährungen der Republik. Seine demokratischen Grundsätze verschafften ihm einen großen Anhang unter den Bürgern, vor denen er öffentlich behauptete: Gott habe ihn bevollmächtigt zu erklären, daß die gesetzgebende Gewalt einzig in den Händen des Volkes liege, daß er selbst der Abgesandte der Florentiner an den Himmel gewesen sey, und daß Christus

ihr König seyn wolle. Demnach mußten die Magistratspersonen ihre Stellen niederlegen, und ein Bürgerrath wurde mit der gesetzgebenden Gewalt beauftragt, der aus seinem Mittel einen Vollziehungsausschuß erwählte. Diese neue Gestaltung der Dinge weckte die Parteiwuth: die Aristokraten, Freunde der alten Verfassung, und die Demokraten, Anhänger des schwärmerischen Mönchs, haßten und verfolgten einander. Savonarola's Einfluß stieg noch höher, da Peters von Medici Versuch fehlschlug, die alte Würde seines Hauses wiederzuerlangen. Indessen hatte aber Savonarola durch seine Neuerungen zu St. Markus und in andern Klöstern sich eine Menge Gegner in seinem und andern Orden zugezogen. Die Anhänger des Papstes und der Medici schürrten das Feuer an. Einer seiner Ordensbrüder und die Franziskaner beschuldigten ihn öffentlich der falschen Lehre. Von Savonarola überredet, erbot sich einer seiner Ordensbrüder, Fra Domenico da Pescia, zu seiner Rechtfertigung die Feuerprobe zu übernehmen. Ein Franziskaner erbot sich gleichfalls zu derselben, um seine Strafbarkeit zu beweisen. Ihr Anerbieten ward angenommen. Die obrigkeitlichen Personen und das Volk liefen herzu, um diesem sonderbaren Schauspiel beizuwohnen. Die Holzstöße wurden angezündet. Savonarola mit seinem Streiter stimmten den Psalm an: „Der Herr erhebe sich und zerstreue seine Feinde!" Da sie aber merkten, daß der Franziskaner nicht zu schrecken sey, that Savonarola den Vorschlag, daß Domenico mit der Eucharistie ins Feuer gehen solle. Dieß erschien dem ganzen Haufen als Gotteslästerung, und wurde deßhalb nicht zugegeben; da aber Domenico darauf bestand, so unterblieb die Feuerprobe. Savonarola's Ansehen in den Augen des Volkes war nun gesunken. Der bisher als einen Seher und von Gott Begeisterten Gepriesene ward beschimpft und, nach einem hartnäckigen Kampfe, mit Fra Domenico und einem andern Mönch ins Gefängniß geschleppt. Zwei päpstliche Abgeordnete hielten in Verbindung mit mehrern Geistlichen Gericht über ihn. Anfangs setzten die Entschlossenheit und Beredtsamkeit Savonarola's seine Richter in Verlegenheit. Aber auf der Folter bekannte er sich als Betrüger. Nun ward er nebst seinen Theilnehmern Domenico und Silvestro Maruffi verurtheilt, erst strangulirt und dann verbrannt zu werden, welches auch am 23. Mai 1498 vor einer unzähligen Menge von Zuschauern geschah, von denen einige ihn nach seinem Tode als Märtyrer und Heiligen betrachteten. Die Meinungen über diesen außerordentlichen Mann waren von jeher sehr verschieden und werden vielleicht nie vereinigt werden. Außer seinen Briefen hat er eine Abhandlung gegen die Astrologie und mehrere philosophische und ascetische Schriften (gesammelt, Lyon, 1633—40, 6 Bde.) geschrieben. Seine Predigten (Florenz 1496) sind reich an kräftigen, Herz und Geist erhebenden Stellen.

Savoyen, ein zur sardin. Monarchie gehöriges Herzogthum, grenzt im N. an den helvet. Canton Genf und den Genfersee, im O. an den Canton Wallis und Piemont, im S. an Piemont, im W. an Frankreich, und enthält 180 QM., 502,000 Einw. in 19 Städten, 36 Flecken, 594 Dörfern. Das Land ist mit hohen Alpen und Waldungen bedeckt, zwischen welchen sich schmale Thäler hinziehen. Die cottischen und penninischen Alpen gehören zum Theil hierher, und die grajischen Alpen scheiden Savoyen von Piemont. Der höchste Berg Europas, der Montblanc, der Mont-Cenis, über welchen eine Kunststraße aus Savoyen nach Piemont geht, der Iseran und der kleine St. Bernhard liegen in diesem Lande. Viele dieser Berge sind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. Zu den Flüssen gehören die Rhone (Grenzfluß), die Isere, Arve und Arc; zu den Seen ein Theil des Genfer und die kleinern Seen bei Annecy und Bourget. Bei letzterm ist die sogen.

Wunderquelle, deren Wasser von 20 Minuten bis gegen 3 Stunden ausbleibt. Das Klima ist veränderlich und oft in einem Tage von der strengsten Kälte zur Hitze übergehend. Der Boden ist meistens steinigt, nur mit dünnen Erdschichten belegt und am fruchtbarsten im Thale Faverges. Die Erzeugnisse sind: Getreide (nicht hinreichend), Wein, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Obst besonders Nüsse, und Kastanien; viel Holz, wegen des guten Wiesewachs starke Viehzucht; in den Gebirgen Wild, auch Murmelthiere, Gemsen und Steinböcke; in den Seen und Flüssen viele Fische; Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Steinkohlen, Mühlsteine, Marmor, Serpentinstein und Salz. Die Einw., Savoyarden, welche theils die italien., theils die franz. Sprache reden und sich zur kathol. Religion bekennen, sind wegen ihrer Treue, Biederkeit, Arbeitsamkeit und Armuth bekannt. Ungeachtet ihres Fleißes nährt sie der undankbare Boden nicht; daher sind sie gezwungen, in andere Länder auszuwandern, von da sie mit ihrem Erwerbe stets wieder zurückkehren. Man hat Kupfer- und Eisenhämmer, Schlösserschmieden, Glashütten, Fayence- und Wollenzeuchfabriken, Töpfereien, Papiermühlen, Branntweinbrennereien, Gerbereien. Ausfuhrartikel sind: Rindvieh, Häute, Käse, Marmor, Eisen- und Glaswaaren, Wein, Wachs, Honig, Seide. — Savoyen gehörte in den ältesten Zeiten zu Gallien, und die Allobroger hatten hier ihren Sitz. Unter der Herrschaft der Römer stand es bis 400 n. Chr.; dann gehörte es bis 530 zu Burgund, zu Frankreich bis 879, zum arelatischen Königreich bis 1000, wo es ein Graf Berold erhielt, und 1416 ward es zum Herzogthum erhoben. 1792 wurde Savoyen von den Franzosen erobert und Frankreich u. d. N. des Depart. Montblanc einverleibt. Im ersten pariser Frieden 1814 kam ein Theil und 1815 im zweiten pariser Frieden das ganze Land wieder an den König von Sardinien. (Vgl. Sardinische Monarchie.) — Das Land ist in 6 Provinzen eingetheilt: Chambery, Chablais, Faucigny, Geneveis, Maurienne und Tarantaise. Die Hauptstadt Chambery ist der Sitz des k. Raths und des Obersteueramts.

Sayn und Witgenstein. Die ehemalige Reichsgrafschaft Sayn (25 QM. mit 32.000 Einw. und 180.000 Guld. Eink.) im Westerwalde, von Berg, Nassau und Wied eingeschlossen und zum westfäl. Kreise gehörend, hatte bis 1246 eigne Grafen zu Sayn und fiel sodann an des letzten Grafen Schwester, Adelheid, vermählte Gräfin von Sponheim. Von ihren Nachkommen erhielt Gottfried, verm. mit der Erbgräfin von Homburg an der Mark, die Grafschaft Sayn und ward der Stammvater aller nachherigen Grafen von Sayn. Seine Söhne stifteten 1294 2 Linien: Johann die ältere oder Johannische, welcher die Grafschaft Sayn, Engelbert die jüngere oder Engelbertische, welcher die Grafschaft Homburg und Vallendar zufielen. Des Letzten Enkel, Salentin, verm. mit der Erbgräfin von Witgenstein, wurde dadurch der Stammvater der jetzigen Grafen und Fürsten v. Witgenstein, die deßhalb, ohne die Grafschaft Sayn je besessen zu haben, sich Sayn und Witgenstein nennen. Zwar starb 1606 die Johannische Linie aus, und Sayn kam durch Heirath an Wilhelm III., Grafen zu Witgenstein; allein sein Vater Ludwig der Aeltere (st. 1607) theilte seine sämmtliche Besitzungen unter seine 3 Söhne, welche dadurch die Stifter der 3 Linien des Hauses Sayn und Witgenstein wurden; der älteste, Georg, stiftete nämlich die Linie Sayn-Witgenstein-Berleburg; der zweite, Wilhelm III., bekam Sayn und stiftete Sayn-Witgenstein-Sayn; der dritte, Ludwig, erhielt Witgenstein und stiftete Sayn-Witgenstein-Witgenstein. Als aber Wilhelms III. Sohn erster Ehe, Ernst, nur 2 Töchter hinterließ, so theilten diese 1632 die Grafschaft Sayn in Sayn-Hachenburg und Sayn Altenkirchen

mit Ausschluß eines Sohnes Wilhelms III. zweiter Ehe. Den darüber erhobenen Rechtsstreit entschied der Reichsdeputationsreceß von 1803. Das Haus Witgenstein gelangte nicht wieder zum Besitze der Grafschaft Sayn, welche jetzt theils zum Gesammtgut des Hauses Nassau, theils zu Preußen gehört. An Nassau-Weilburg fiel nämlich durch Erbrecht der sonst burggräfl. von Kirchbergische Antheil Sayn-Hachenburg; an Nassau-Ussingen kam 1802, nach verschiedenem Wechsel der Besitzer, Sayn-Altenkirchen, dafür trat Nassau-Ussingen die Herrschaft Lahr an Baden ab; Baden und Nassau aber zahlten an das Haus Witgenstein ein Capital von 300.000 Guld. und wiesen ihm überdieß eine Jahrrente von 12.000 Guld. an. Endlich trat Nassau 1815 Sayn-Altenkirchen (Kreisstadt und Schloß im Reg.-Bezirk Koblenz) an Preußen ab. — Die Besitzungen des fürstlichen Hauses Witgenstein sind seit 1806 mediatisirt und liegen in dem Regierungsbezirk Arensberg der preuß. Provinz Westfalen; doch liegt noch ein Theil der mediatisirten fürstl. Witgensteinischen Herrschaft Vallender unter nassauischer Hoheit. — Das fürstl. Haus Witgenstein theilt sich jetzt in 2 Linien: 1. Sayn-Witgenstein Berleburg, mit 3 Aesten. Der ältere erhielt 1792 die fürstl. Würde. Der jetzige Fürst Albrecht (geb. 1777) ist reformirt und residirt zu Berleburg, Schloß und Stadt mit 1950 Einw., wo die bekannte berleburger Bibel mit mystischer Auslegung im vor. Jahrh. gedruckt ward. Die Grafschaft Berleburg, unter preuß. Oberhoheit, ein Theil der Grafsch. Witgenstein, hat 4 1/2 QM., 6850 Einw., mit 100.000 Guld. Eink., wozu noch eine Rente von 17.000 Guld. wegen Neumagern gehört. Die beiden andern Aeste sind gräflich, luther. Religion, besitzen nur mittelbare Güter und führen die Namen Karlsburg und Ludwigsburg. 2. Sayn-Witgenstein-Witgenstein, welche 1801 die fürstl. Würde erhielt. Der jetzige Fürst von Witgenstein, Friedrich Karl (geb. 1766), ist lutherisch, residirt zu Witgenstein, Bergschloß an der Lahn bei der Stadt Laasphe. Er besitzt die Hälfte der Grafschaft Witgenstein, 4 QM. mit 8410 Einw., und die Herrschaft Vallendar, 2400 Einw., beide unter preuß. Oberhoheit, mit 130.000 Gulden Einkünfte.

Sbirren hießen sonst in einigen italien. Ländern, besonders im Kirchenstaate, gewisse Polizeidiener (Häscher), welche unter einem Anführer, Barigello genannt, militärisch organisirt waren. 1809 wurden sie aufgehoben.

Scagliola heißt die Mischung aus feinem Gyps und gepülvertem Frauenglas, durch Leim zu einem Teiche verbunden, mit der man steinharte Gemälde darstellt. Das Verfahren dabei ist folgendes. In einer Platte von weißem Stucco (dem genannten Gypsteig) schneidet man mit einem eignen sehr scharfen Werkzeuge den Raum einer vorgeschriebenen Zeichnung aus, der mit gleichartigem aber gefärbten Gypsteig, wie es die Zeichnung mit sich bringt, lagenweise ausgefüllt wird. Man wiederholt dieß Hinzusetzen von angefärbten Teigen, bis alle Abschattungen der Farben erreicht sind, und schleift zuletzt das Ganze ab. Arbeiten dieser Art haben den Vorzug vor der Mosaik, daß man die Verschmelzungen der verschiedenartigsten Farben erreichen kann und daß bei der Gleichartigkeit des Stoffs eine weit innigere Verbindung möglich ist, die den Bildern, wegen des spiegelhellen Glanzes, den man erreichen kann, eine längere Dauer zusichert. — Proben von einfach weißem Stucco hat schon das Alterthum uns hinterlassen, z. B. die iliſchen Tafeln. Grabschriften aus dem Mittelalter beweisen, daß fast niemals die Technik dieser Bildnerei vergessen war. Doch schreibt man die Erfindung des jetzt üblichen Verfahrens einem sinnreichen Maurermeister aus Caro ohnweit Correggio in der Lombardei zu, Namens Guido del

Conte oder Fassi, 1584—1649, der seine Mischung zuerst zur Darstellung architektonischer Glieder benutzte. In Bologna waren jedoch Arbeiten aus Scagliola, zu der man wie bei den Alten Leim aus Pergamentschnitzeln gebrauchte, nie aus der Uebung gekommen. Guido's Scagliola ahmt täuschend den Marmor nach. Annibal Griffoni, sein Schüler, benutzte die Mischung, um kleinere Bilder, Kupferstiche, Oelgemälde nachzuahmen. Giov. Gravignani stellte die seltensten Marmorarten mit Figuren durchbrochen dar. Massa und Giov. Pozzuoli machten aus Scagliola perspektivisch gearbeitete architektonische Bilder. Von Ersterem sah der Pater D. Enrico Hughord aus Valombrosa das Verfahren ab, und verpflanzte es nach seinem Kloster, wo es aufs neue sehr in Aufnahme kam. Doch suchen die Toskaner durch eine treffliche Arbeit in der Gallerie zu Florenz, von P. A. Paolini, zu beweisen, daß bei ihnen diese Kunstfertigkeit früher geübt wurde. Auch besitzt jene Gallerie noch mehre Scagliolastücke, unter andern eine Madonna nach Guido von L. Gori. Einer der letzten Künstler, der Werke des mühsamsten Fleißes in Scagliola hinterlassen hat, war P. Stoppioni (st. 1821) zu Florenz. Der berühmteste italien. Meister in Scagliola ist jetzt Paoletti zu Florenz.

Scala, s. Tonleiter.

Scaliger (Julius Cäsar). Dieser berühmte Gelehrte hat geflissentlich seine eigne Lebensbeschreibung in Dunkel gehüllt, indem er die Eitelkeit besaß, gern in den Augen der Welt als Sprosse einer hohen Familie zu gelten. Zufolge seiner Erdichtung war er ein Abkömmling des berühmten Geschlechtes der Scaliger, Fürsten von Verona, und 1484 auf dem Schlosse Riva am Gardasee geboren. Sein Vater, Benedetto Scaliger, diente unter dem König Mathias von Ungarn. Er selbst ward Page beim Kaiser Maximilian, dem er 17 Jahre in Krieg und Frieden diente. Sodann erhielt er einen Jahrgehalt vom Herzoge v. Ferrara, studirte zu Bologna, befehligte unter dem franz. Vizekönig eine Schwadron, studirte Naturlehre und begleitete 1525 den Bischof von Agen, Antonio de la Rovera, nach seiner Diözese in Frankreich, wo er sich niederließ. Diese Erzählung erhielt bei mehreren Gelehrten Glauben; aber sie wurde auch schon zu seiner Zeit von Scioppius u. A. lächerlich gemacht und allgemein als ganz oder größtentheils erdichtet angesehen. Nach Tiraboschi ist Scaliger der Sohn Benedetto Bordones, eines Paduaners, der in Venedig die Illuminirungskunst betrieb, und entweder von dem Zeichen seiner Werkstatt oder dem Bezirk, worin sie lag, den Beinamen della Scala erhalten hatte. Bis zu seinem 42. Jahre lebte Scaliger zu Venedig oder Padua in Dunkelheit, beschäftigte sich mit dem Studium und der Ausübung der Arzneikunde, und gab unter dem Namen Giulio Bordone einige Schriften heraus. Entweder ein Versprechen oder die Hoffnung, seine Umstände zu verbessern, zog ihn nach Agen. König Franz I. gewährte ihm u. d. N.: Julius Cäsar della Scala, Dr. der Physik, aus Verona in Italien gebürtig, ein Naturalisationspatent (1528). Erst von der Zeit an, als er Andietta de Roques, ein junges Frauenzimmer aus einer adeligen und wohlhabenden Familie, 1530 zur Gattin erhielt, begann er öffentlich seine fürstliche Abkunft zu versichern, ohne jedoch darin durch irgend ein beglaubigtes Aktenstück unterstützt zu werden. Uebrigens erwarb Scaliger sich durch fortgesetzte Ausübung der Arzneikunde beträchtliche Reichthümer und lebte auf einem glänzenden Fuße. Er besaß einen ungemeinen Scharfblick, die Charaktere und Sitten der Menschen aus den Gesichtszügen zu erkennen. Ein Feind jeglicher Lüge, war er zugleich einer der mitleidigsten Menschen. Er stiftete ein Hospital, welches jedem Unglücklichen offen stand; gab vielen Armen Kleidung und Nahrung und pflegte die

Kranken. Verdunkelt wurden diese schönen Eigenschaften seines Charakters durch eine unerträgliche Eitelkeit und einen Hang zur beißenden Satyre, weßhalb er sich viele Feinde zuzog. Er starb zu Agen 1558 im 76. Lebensjahre. In seinen Schriften zeigt er Geist, scharfe Kritik und große Gelehrsamkeit; die besten, hinsichtlich des Styls, sind die, welche er schnell schrieb; dachte er über den Ausdruck nach, so wurde seine Sprache gezwungen. Von seinen physischen und naturhistor. Werken nennen wir: Exercitationum exotericarum liber quintus decimus de subtilitate ad Cardanum (Paris 1557, 4.); Commentarien zum Hippokrates de Insomnis (Lyon 1538); desgleichen ein Werk über Theophrastus und Aristoteles von den Pflanzen, und über die Naturgeschichte der Thiere mit einer Uebersetzung. Als Philolog gab er 2 Orationen gegen den Ciceronianus des Erasmus heraus, worin er diesen mit vieler Bitterkeit behandelt, sowie auch ein vorzügliches Werk über die lat. Sprache (De causis linguae latinae, Lyon 1540, 4., Genf 1580), welches als das erste nach einer philosophischen Methode abgefaßte über diesen Gegenstand betrachtet wird, jedoch manche unnütze Spitzfindigkeit enthält. Seine Abhandlung über Poesie (Lyon 1561, Fol., Lyon 1581) zeichnet sich durch Gelehrsamkeit, viel Methode und Ordnung aus; der Verf. baute aber seine Theorie auf Grundsätze, die zum falschen Geschmack führen, und häufte zu sehr Kleinigkeiten auf, welche mehr dem Grammatiker als dem Dichter wichtig sind. Seine vermischten Gedichte, sowie seine Briefe haben weniger Werth.

Scaliger (Joseph Justus), Sohn des Vorigen, geb. 1540 zu Agen, begann 1551 seine Studien zu Bordeaux, ward aber nach einigen Jahren durch die Pest zur Rückkehr zu seinen Aeltern genöthigt. Von jetzt an übernahm der Vater seine wissenschaftliche Bildung und ließ ihn täglich eine lat. Rede hersagen, wodurch er sich eine große Gewandtheit und Gründlichkeit in dieser Sprache erwarb. Im 20. J. seines Alters ging er nach Paris, wo er sich besonders der griech. Sprache widmete und mit Eifer ihre Classiker studirte. Auch übte er sich in der hebr. u. a. oriental. Sprachen, schrieb und dichtete dabei im Latein. und Griech. und sammelte sich Bemerkungen, die später den Grund zu seinen philolog. Werken hergaben. Sein Uebertritt zum Calvinismus (1562) war ohne Zweifel ein Hinderniß, daß er in Frankreich keine Anstellung erhielt. Man hat wenige Nachrichten über sein Leben bis 1593, wo er dem Rufe als Prof. der schönen Wissenschaften nach Leyden folgte. Hier starb er auch, unverheirathet, 1609. Er besaß eine außerordentliche Gelehrsamkeit, und rühmte sich, 13 Sprachen zu verstehen. Die Liebe zu den Wissenschaften hatte sich seiner so ganz bemächtigt, daß er sich um seine häuslichen Angelegenheiten wenig bekümmerte, sodaß er sich oft in großer Dürftigkeit befand; doch wies er mehrere Male reichliche Gaben, die man ihm aus Achtung seiner Kenntnisse anbot, zurück. Ebenso eitelstolz wie sein Vater, suchte er in seinem Briefe an Dousa das Märchen seiner fürstl. Herkunft zu bekräftigen. Anmaßend, heftig und bitter, verfolgte er seine Widersacher mit den verwerflichsten Redensarten. Von seinen zahlreichen Werken ist sein Buch: De ementatione temporum (beste Ausg. zu Genf 1609, Fol.) eins der wichtigsten. Er stellt in ihm zuerst ein vollständiges, nach bestimmten Grundsätzen geordnetes System der Chronologie auf, und verdient hierdurch, sowie durch seine Auffindung der Julianischen Periode, den Namen des Urhebers jener Wissenschaft. Manche Irrthümer, die von Petau u. A. aufgedeckt wurden, verbesserte er in den gelehrten Noten zu seiner Ausg. des Chronicons von Eusebius (Amst. 1658, 2 Bde., Fol.). Seine Annotationen zu Theokrit, Nonnus, Catull, Tibull, Properz, Senecas Tragödien, zum Varro, Ausonius, Festus anführend, bemerken wir,

daß er als Commentator sich in zu viele Spitzfindigkeiten einließ und zu kühn in Veränderung der Worte verfuhr. Seine lat. Gedichte haben keinen großen Werth. Gehaltvoller sind seine Briefe (Lyon 1627). Im Ganzen hatte Jos. Scaliger weniger Genie als sein Vater, aber besaß mehr Kenntniß und Genauigkeit in seinen Ausarbeitungen.

Scandinavien bezeichnet die 3 nordischen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen, deren Einw. den Alten nur durch dunkle Gerüchte bekannt waren. Tacitus erwähnt der Sueonen (Schweden) als eines seefahrenden Volkes; Plinius gedenkt einer Halbinsel Nerigon (Norwegen). Nur der Name Danus findet sich erst im Gregor v. Tours im 6. Jahrh. n. Chr. Seit 520 erscheinen die Einw. Scandinaviens als kühne Abentheurer, welche in kleinen Schiffen die Küsten Deutschlands, Frankreichs, Englands, ja selbst Spaniens und Italiens, in verheerenden Raubzügen heimsuchten; eine Lebensweise, wozu sie ebensosehr der angestammte Heldensinn, als ihr rauhes unfruchtbares Land antrieb. So erscheinen sie als Normannen oder Normänner seit 520 in Frankreich, wo sie unter Karls d. Gr. schwachen Nachfolgern die Normandie eroberten; als Dänen oder Easterlinge seit 787 in England, welches sie selbst längere Zeit beherrschten; als Waragi oder Wäringer im heutigen Rußland; als Mandschu im arab. Spanien; wobei es gänzlich ungewiß ist, welchem der 3 heutigen scandinavischen Völker diese Thaten im Einzelnen zuzuschreiben sind. Die gewissere Geschichte dieser Nationen nimmt mit der Einführung des Christenthums (1000 n. Ch.) ihren Anfang. Ueber ihre frühere Religion s. Nord. Mythologie. — Schweden und Norwegen (s. d. Art.) bilden die 13.890 QM. große scandinavische Halbinsel, welche die schwed. Geographen jetzt wieder mit dem allgemeinen Namen Scandinavien bezeichnen. — Vgl. Skandinavische Literatur.

Scandiren heißt, die Sylben eines Verses nach ihrem Zeitmaß, nach ihrer Länge und Kürze bestimmen oder dieselben nach ihrer Quantität ohne Berücksichtigung ihres Inhalts aussprechen und zugleich Einschnitt, Ende und Reim angeben.

Scapulier, ein Theil des Mönchskleides, besteht aus 2 Stücken Tuch, deren eins die Brust, das andre den Rücken bedeckt. Bei den Laienbrüdern geht das Scapulier nur bis an die Knie, bei den andern Religiosen bis auf die Füße.

Scaramuz (italienisch Scaramuccia), ein grotesk-komischer Charakter der italienischen Bühne, welcher ungefähr um 1680 den alten spanischen Capitain verdrängte. Widrige Aufschneiderei war der Hauptzug seines Charakters. Er erschien in dem Anzuge der Hofleute und Amtspersonen zu Neapel, und wurde gewöhnlich am Ende des Stückes vom Harlekin zerprügelt.

Scarlatti (Ritter Alessandro), geb. 1658 zu Neapel, ein ausgezeichneter Tondichter, dessen Lebensgeschichte aber wenig bekannt ist. Die Italiener hießen ihn den Stolz der Kunst und das Oberhaupt der Componisten; Hasse nannte ihn den größten Meister Italiens in der Harmonie. Von Carissimi in Rom gebildet, ward er 1680 bairischer Hofcomponist und führte mit großem Beifall einige seiner Opern auf. Einige Zeit nachher ging er nach Wien und von da nach Rom. Als Capellmeister nach Neapel berufen, componirte er viel für Kirche und Theater. Später beschäftigte er sich nur mit der Bildung junger Künstler (Hasse, Leo u. A.). Er starb zu Neapel 1728. Man hat von ihm eine Menge von Motetten und gegen 200 Messen. Seine Kirchenmusik hat einen würdigen Styl. Seine beste Oper ist: Die getreue Fürstin.

Scalpiren (von dem engl. Scalp, die Haut über den Hirnschädel ziehen) heißt das Abziehen der Kopfhaut, welches die Wilden in Nordamerika an den todten oder schwer verwundeten Feinden zu verrichten pflegen. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals und schneiden die auf solche Weise ausgespannte Haut mit ihren Messern in einigen Schnitten herunter. Die ganze Operation dauert kaum eine Minute. Die abgezogenen Häute heben sie als Zeichen ihrer Tapferkeit auf.

Scarpa (Antonio), einer der berühmtesten Anatomen und Chirurgen des 18. Jahrh., geb. 1746 in der Lombardei, wurde Professor an d. Universität zu Pavia und erregte schon 1771 durch ein anatomisches Werk die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt. Ein anderes (Pavia 1789) setzte seinem Ruhme die Krone auf. Als er bei der Revolutionirung Italiens sich weigerte, den von der cisalpinischen Republik allen öffentlichen Beamten auferlegten Eid zu leisten, verlor er seine Stelle. Er gab nun sein treffliches Werk über die Pulsadergeschwülste heraus. Napoleon, welcher den verdienstvollen Mann eine Zierde seiner Staaten nannte, gab ihm 1805 seine Professur an der Hochschule wieder. Seine spätern Arbeiten sind chirurg. Inhalts. Er starb 1824.

Scarron (Paul), ein burlesker und satyrischer Dichter, geb. 1610 zu Paris, Sohn eines Parlamentsrathes, mußte sich nach dessen Willen dem geistlichen Stande widmen, ohne dazu die geringste Neigung zu haben. In seinem 24. J. machte er eine Reise nach Italien, wo er sich gänzlich allen Vergnügungen überließ. Nach Paris zurückgekehrt, setzte er dieselbe Lebensart fort. 1633 besuchte er das Carneval zu Mans, wo er Kanonikus war. In der Maske eines Wilden von den Straßenjungen verfolgt, mußte er in einen Sumpf flüchten, wobei er sich eine Erkältung zuzog, die ihm den Gebrauch seiner Hände und Füße raubte. Fröhlich trotz seiner Leiden, ließ er sich zu Paris nieder und machte sich durch seinen lustigen Geist die vornehmsten Personen zu Freunden, die sich um ihn versammelten. Nach dem Tode seines Vaters führte er einen Prozeß mit seiner Stiefmutter, den er verlor und mit ihm sein ganzes Vermögen. Frau v. Hautefort, seine Freundin, durch sein Unglück gerührt, verschaffte ihm eine Audienz bei der Königin. Der Dichter bat diese, sich ihren Kranken von Amtswegen nennen zu dürfen. Die Fürstin lächelte; Scarron, dieß als Einwilligung annehmend, unterschrieb und nannte sich von jetzt an: Scarron, durch Gottes Gnaden unwürdiger Kranker der Königin. Um aus dieser Eigenschaft Nutzen zu ziehen, lobte er den Cardinal Mazarin, der ihm eine Jahrrente gab, die aber, als der Cardinal die Weihe des Typhon mißfällig aufnahm und der Dichter deßhalb seine Mazarinade schrieb, nicht mehr ausgezahlt wurde. Seine Heirath mit Dem. d'Aubigne (nachmaliger Marquise de Maintenon s. d. Art.) vermehrte vielleicht seine Vergnügungen, aber nicht seine Glücksumstände. Sein unwirthschaftliches Leben brachte ihn an den Rand der Dürftigkeit. Trotzig und unverschämt verlangte er seine Pension, wodurch er seine Lage noch verschlimmerte. Die Schauspiele, die er nun mit Benuzzung span. Dichter, deren Sprache er verstand, schrieb, boten ihm einen neuen Erwerbszweig dar, obgleich er sich wenig um die dramat. Regeln bekümmerte. Sein Lustsp.: Jodelet, oder der Meister Knecht, wurde mit dem meisten Beifall aufgenommen. Auch die Königin Christine v. Schweden gewährte ihm ihre Gunst, und durch Fouquet erhielt er wieder eine Pension. Er starb 1660. Seine vorzüglichsten Werke sind die Travestirte Aeneide und der Komische Roman (deutsch, Reval 1782), letzterer durch originelle Charaktere, Laune, Raschheit und Munterkeit der Erzählung aus-

gezeichnet. Außerdem hat Scarron noch Novellen, vermischte Gedichte, Lieder, Oden, Episteln, Stanzen ꝛc geschrieben. Seine Werke sind von Bruzen la Martiniere gesammelt (Paris 1737, 10 Bde. 12.) herausgegeben worden.

Scaurus (Marcus Aemilius), ein durch seine Beredtsamkeit und Sittenstrenge berühmter Römer, war J. d. St. 639 Consul, später Princeps des Senats, und zeichnete sich als Feldherr in Gallien aus, weßhalb er nach seiner Rückkehr einen Triumph hielt. Tadelnswürdig war hingegen sein Benehmen im Jugurtha'schen Kriege in Afrika, welchen er zur Befriedigung seiner Habsucht benutzte. Durch seine Schlauheit wußte er sich aber zu behaupten und es dahin zu bringen, daß man ihn nochmals zum Consul und sogar zum Censor wählte. — Sein gleichnamiger Sohn, anfangs Proquestor des Pompejus in Asien, besiegte den arab. König Arelas, ward dann J. d. St. 695 Aedilis curulis, und machte sich durch glänzenden Aufwand in dieser Würde beim Volke beliebt. Er baute ein prächtiges und großes Theater und gab die ersten athletischen Wettkämpfe in Rom. Cicero vertheidigte ihn, als er wegen Bedrückungen in der Provinz Sardinien angeklagt wurde.

Scävola, s. Mucius

Scene, s. Schauspiel

Schabemanier, s. Schwarze Kunst

Schachspiel, das würdigste Spiel für einen denkenden Kopf, in dem Alles von der Berechnung abhängt und Nichts dem Glück überlassen wird. Es ist, wie der Orientalist Jonas sagt, die Frucht des ersten einzigen Gedankens eines großen Kopfes, da Alles darin bei seltener Einfachheit sich in höchster Vollkommenheit in einander fügt. Das Schachspiel ist das älteste Spiel; die Chinesen behaupten, es schon 200 Jahre vor unserer Zeitrechnung gekannt zu haben; im 6ten Jahrhundert kam es aus Indien nach Persien und verbreitete sich nun im ganzen Morgenlande, wo es auch am Allgemeinsten ist. Europa aber erhielt dieses Spiel durch die Araber und die Kreuzzüge. Die Gedichte von der Tafelrunde kennen es schon, und zwar als eine Kunst, worin die Sarazenen vorzüglich stark waren; ebenfalls kommt es in einem im 13ten Jahrhundert geschriebenen lateinischen Buche vor, dessen erste Uebersetzung 1477 erschien. Jetzt ist es über die ganze Welt verbreitet. Die Sanskritsprache nennt es Schthrantsch, ein Wort, das die Hauptheile eines (dortigen alten) Heeres, Elefanten, Fußvolk, Streitwagen und Pferde anzeigt. Doch wurde diese Benennung von dem persischen Namen Schah, Schach (König) verdrängt, der diesem Spiel in allen Sprachen geblieben ist. — Gewöhnlich wird das Schachspiel von 2 Personen auf einem in 64 gleiche Felder getheilten Vierecke gespielt, sodaß Jeder auf den ihm zunächst stehenden 16 Feldern in der vordern ersten Reihe derselben 8 sogenannte Bauern, in der zweiten, unmittelbar vor ihm befindlichen in der Mitte einen König, ein Königin, und ihnen zu beiden Seiten 2 Läufer, 2 Springer, 2 Thürme befehligt. Der Zweck des Spiels geht darauf, des Gegners König in eine Lage zu bringen, daß er keinen Zug mehr thun kann, ohne genommen oder geschlagen zu werden, welches in der Kunstsprache heißt Schachmatt machen. Die Namen aller dieser Steine, mit Ausnahme des Königs, sind und waren nach Sitte und Gewohnheit der verschiedenen Völker sehr verschieden. Namentlich gilt die Königin im Morgenlande ungleich richtiger als Vezier (Fers) oder Feldherr; die Springer gelten beim Engländer, Franzosen ꝛc. als Ritter, Reiter; die Läufer werden in England zu Bischöfen, in Frankreich zu Narren (Fou) gemacht; ursprünglich waren sie Elefanten, mit Reisigen verse-

hen; die Thürme sind ursprünglich in Indien Streitwagen, was auch der ziemlich allgemeine Name Rochen, aus dem Indischen Roch oder Roth, bedeutet. Die Bauern hießen bei unsern Vorfahren Wenden: ein charakteristischer Zug, die Herabwürdigung dieses von den Deutschen unterjochten Slawenstammes zu beweisen. Don Juan von Oestreich ließ den Fußboden eines Saales wie ein Schachbret auslegen, worauf er mit lebenden Figuren spielte. — Die als Spieler und Schriftsteller berühmtesten Schachspieler waren der Herzog von Braunschweig, August, im 17. Jahrh. (unter dem Namen Gustavus Selenus gab er eine Anleitung, 1616, 4., heraus, die jetzt äußerst selten ist); Philidor, ein Franzose, in London vorzüglich 1780—90 berühmt geworden; Gioachino Greco bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrh., und der Araber Philipp Stamma in Paris 1737. Kochs Codex der Schachspielkunst (2. Aufl., Magdeb. 1813—15) ist das umfassendste und deutlichste Werk. S. auch F. W. v. Mauvillons Anweis. zur Erlernung des Schachspiels (Essen 1827). (Der Verf. ist ein Schüler des großen Schachspielers Elias Stein, der im Haag 1812 starb.) Des Hier. Vida (st. 1566) latein. Lehrgedicht über das Schachspiel hat J. J. Hoffmann herausgeg. und metrisch übersetzt (Mainz 1826). — Unter den niedrigen Ständen ist dieß Spiel in Deutschland nicht sehr gewöhnlich; doch ist es merkwürdig, daß sich das Dorf Ströpke, Ströbeck, in der Nähe von Halberstadt, seit wenigstens 300 Jahren durch eine bedeutende Fertigkeit darin auszeichnet, ohne daß man den Grund davon bestimmt angeben könnte. Wahrscheinlich ist es, daß ein Bischof, anfangs hier als Privatmann lebend, die Landleute aus eigner Liebhaberei damit bekannt und späterhin deßhalb und unter dieser Bedingung von manchen Abgaben freigemacht hat. — Ueber den sogen. Rösselsprung, oder die Kunst, den Springer über alle Felder des Brets mit einem Zuge zu führen, ohne eins 2 Mal zu treffen, s. Klügels mathemat. Wörterb. 4. Bd., und v. Warnsdorf: Des Rösselsprunges einfachste Lösung (m. Fig. Schmalkald., 4.). — Ungewöhnlicher ist das Schachspiel unter 3 und unter 4 Personen. Ebenso selten und zugleich ungemein schwieriger sind das daraus entstandene Courierspiel mit 24 Steinen auf einer Tafel von 96 Feldern und das noch viel zusammengesetztere, vorzüglich von Venturini, und noch vorzüglicher das von dem Premierlieut. v. Reißwitz in Berlin ausgearbeitete Kriegsspiel zur Darstellung von Kriegsereignissen u. Manoeuvres. Nach demselben kann auf Situationsplänen im Maßstab von $^1/_{8000}$, mit Truppenzeichen von Blei, in der Gestalt von kleinen Parallelepipeden, manoeuvrirt werden. Das moralische Element, die Wirkungen der Waffen, die Zufälligkeiten, kurz Alles, was bei Friedensmanoeuvres unbeachtet gelassen wird und doch im Kriege von so entscheidender Wichtigkeit ist, wird hier durch Würfel dargestellt und ausgemittelt. Dieses Spiel, das sich schon jetzt eines fast allgemeinen Beifalls erfreut, ist so interessant als lehrreich und laßt wohl kaum etwas zu wünschen übrig als vielleicht größere Einfachheit. — Schachmaschine, vgl. Kempelen.

Schacht bedeutet im Bergbau eine Oeffnung, welche von der Oberfläche des Erdbodens herunter durch das Gebirge oder Gestein gegraben wird. Sollen aus einem Schacht Erze gefördert werden, so heißt er Förder- oder Ziehschacht. Wird in einem Schacht eine Wasserhebungsmaschine gebraucht, so nennt man ihn Kunstschacht. Durch einen Fahrschacht fährt man ein und aus, oder steigt hinunter und herauf auf Fahrten (Leitern). Um die Schachte vor dem Einsturze zu sichern, werden sie ausgemauert oder auch mit Holz ausgezimmert.

Schädel, die knöcherne Grundlage des Kopfes, an der man die Hirnschale und das Gesicht unterscheidet. Im engern Sinne versteht man auch

wohl bloß die Hirnschale darunter. Diese besteht bei dem Menschen aus 8 Knochen, nämlich aus dem Stirnbein, den beiden Scheitelbeinen, dem Hinterhauptbeine, den beiden Schläfebeinen, dem Keilbeine und dem Siebbeine. Diese meist platten Knochen bilden eine große Höhle, in der sich das große und kleine Hirn befindet, besitzen Erhabenheiten und Vertiefungen von den anliegenden Theilen und mehrere Oeffnungen, durch welche Gefäße und Nerven hindurchgehen. Verbunden sind sie untereinander und mit den Gesichtsknochen im ausgebildeten Zustande durch das Ineinandergreifen der gezähnten Ränder (Nähte), die keine Bewegung zulassen. Im frühern Lebensalter aber berühren sich diese Knochen nur vermittelst einer Knorpelmasse, die es zuläßt, daß der Kopf zusammengedrückt (z. B. bei der Geburt) und verkleinert werden kann, ja da sich die Knochen von ihrem Mittelpunkte aus bilden, so sind sie in der Zeit der Geburt an den Ecken noch so wenig ausgebildet, daß häutigknorpelige Zwischenräume bemerkt werden, durch welche man die Bewegung des Gehirns wahrnehmen kann, und die Fontanelle heißen. Nur zwischen den Schlafbeinen und der untern Kinnlade, so wie zwischen dem Hinterhauptbeine und dem ersten Rückenwirbel findet sich wirkliches Gelenk. Die Gesichtsknochen sind bei dem Menschen folgende: 2 Oberkieferbeine, 2 Nasenbeine, 2 Thränenbeine, 2 Jochbeine, 2 Gaumenbeine, die beiden untern Nasenmuscheln, das Pflugscharbein und die untere Kinnlade. In der letztern, sowie in den beiden Oberkieferbeinen sind die 32 Zähne eingekeilt. Die Gesichtsknochen bilden mehrere Höhlen, welche Sinnesorgane enthalten, wie die Augen-, Nasen- oder Mundhöhle, und bestimmen die Form des Gesichts. Die Art, wie sie, insbesondere die obere Kinnlade, zu den eigentlichen Schädelknochen gestellt sind, begründet Verschiedenheiten, durch welche sich das menschliche Gesicht von dem der Thiere unterscheidet, sowie sich auch viele nationale Verschiedenheiten darauf zurückführen lassen, daß der Oberkiefer und die Jochbeine entweder mehr hervorragen oder eingedrückt sind. — Man kann in dem Bau des Schädels eine Aehnlichkeit mit dem Bau der Wirbelsäule und überhaupt manche anziehende Analogie finden; vgl. Spix Cephalogenesis ꝛc. (München 1815).

Schädellehre oder Kraniologie ward von dem deutschen Arzte Johann Joseph Gall (geb. 1758 zu Tiefenbrunn im Würtembergischen, starb zu Paris 1828) aufgestellt. Man sollte eigentlich diese Lehre Physiologie des Gehirns nennen, weil nach ihr die natürlichen Verschiedenheiten an dem knöchernen Gebäude des Kopfes auf Entwicklungen des Gehirns beruhen. Gall hat durch ein eignes Werk in franz. Sprache (Anatomie und Physiologie des Nervensystems im allgemeinen und des Gehirns insbesondere, Paris 1801 fg., 4.) seine Beobachtungen bekanntgemacht und durch viele Kupfer (Folio) erläutert. Von wahren Grundsätzen ausgehend, kommt er auf unhaltbare in der Theorie und auf noch unhaltbarere in der Praxis. Wahr ist seine Behauptung, daß das Gehirn das Organ unseres Denkvermögens, das Werkzeug unsrer Seele sey. Ebenso lehrt uns die Zergliederungskunde, daß das Gehirn aus einer Menge verschieden gebildeter Theile bestehe; hypothetisch aber ist schon die Behauptung Galls, daß bei jedem einzelnen Denkakte, welche als verschiedene Arten in der Psychologie aufgeführt werden, nur ein einzelnes Organ und nicht das ganze Gehirn thätig sey. In der Psychologie wird zwar die Seele in mehrere Fächer und Stücke zerlegt und in jede eine spezifisch verschiedene Geisteskraft geschoben (man klassifizirt sie als Bewußtseyn, Gedächtniß, Witz, Scharfsinn, Verstand, Urtheilskraft, Vernunft ꝛc); aber die Natur kennt eine solche Zersplitterung nicht, da unsere Seele in allen ihren Thätigkei-

ten sich nur als Eine Kraft und nicht als ein Convolut von Kräften zeigt. Verstand oder das Vermögen, in uns Begriffe zu bilden, kann dieß ohne Bewußtseyn, Gedächtniß, Urtheilskraft ꝛc. thätig seyn? Wenn nicht, so sind auch alle jene Organe, woran die einzelnen Fähigkeiten geknüpft sind, zugleich wirksam? Hat das Bewußtseyn ein besonderes Organ, so muß es bei jedem Denken, bei allen Affekten und Leidenschaften ꝛc. unausgesetzt thätig seyn. Die verschiedenen Seelenvermögen sind überdieß nicht an sich, nicht spezifisch verschieden, sondern bald nur verschiedene Richtungen einer und derselben Denkkraft auf verschiedene Arten und Klassen von Gegenständen, und bald liegt ihre Verschiedenheit nur in der größern oder geringern Stärke, Lebendigkeit und Helle ihrer Aeußerungen: Scharfsinn ist eine energische Urtheilskraft, nur auf die Aehnlichkeiten; Witz ist dasselbe, nur auf die Unähnlichkeiten der Gegenstände gerichtet. Kann man ihnen deßhalb ein besonderes Organ zuzählen? Ein anderer Grundsatz der Gallschen Lehre bedarf ebenfalls der Einschränkung, als: die Stärke der Nerven und die Menge der Hirnmasse steht mit der Intensität der im Organe auszuübenden Verrichtungen im direkten Verhältnisse. Die Stärke der Aeußerungen eines Organs hängt nicht allein von dessen Volumen und andern physischen Eigenschaften ab, sondern auch von seiner Reizbarkeit und Energie. Ein dickerer Muskel hat darum noch nicht die größere Stärke vor einem weniger dicken voraus; der Elefant hat im Vergleiche zu seiner Körpermasse ein kleineres Gehirn als viele andere Vierfüßler, und doch übertrifft er sie alle an Seelenfähigkeiten. — Die Reizbarkeit eines Organs ist überdieß nicht zu allen Zeiten gleich, sondern wandelbar, und läßt sich bei keinem Organe in bestimmte Größe auswerfen; man erkennt sie nur während ihrem Wirken. Da nun die größere Erregbarkeit eines Gehirnorgans in einem Menschen die physische Größe und Masse desselben Organs in einem andern Menschen kompensiren und selbst überbieten kann so sieht man leicht ein, daß ein Schluß von dem Einen auf das Andere nach Gallschen Prinzipien falsch seyn muß; denn aus dem Nichtvorhandenseyn oder dem Nichtstarkhervortreten eines Organs an der äußern Schädelwölbung läßt sich noch nicht schließen, daß die korrespondirende innere Thätigkeit fehle oder nur gering sey. Aus der anatomischen Wahrheit: im menschlichen Gehirne sind alle Organe vorhanden, die den Thieren einzeln zukommen, und noch mehrere, die diesen fehlen — folgerte Gall den unbegründeten Schluß: daher lassen sich aus dem menschlichen, durch Hinwegdenkung einzelner Hirntheile, die Schädel aller übrigen Thiere konstruiren, und wenn man das ihnen Fehlende hinzusetze, so entstehe ein Menschengehirn daraus. Dieser Gedanke würde richtig seyn, wenn zwischen den Menschen- und Thiergehirnen kein anderer Unterschied als den der äußern Formation, der Lage, Größe und Anzahl der Theile herrschte; kann aber nicht ein gleich großer Unterschied zwischen diesem und jenem in der innern Textur, in der Verbreitung, Verzweigung, Feinheit und Zartheit der unendlichen Menge Hirnfiber seyn, und dürfen wir hoffen, daß diese Eigenschaften der mäandrischen Gehirngänge je dem Anatomen oder dem Physiologen offenkundig werden; oder dürfen wir annehmen, daß sie gar keinen Einfluß auf das menschliche Denkvermögen und seine Verschiedenheit von den thierischen haben? Es ist also nicht hinlänglich, dem Thierhirne diesen oder jenen ihm fehlenden Theil zu geben, um es zu einem Menschengehirn zu machen; bekommt das erstere nicht auch die innere Bildung, und regen vielseitige Kräfte des letztern, so wird es nie in dieses umgestaltet werden. Gall hat demnach bei dem Bau seines Systems die Analogie zwischen dem Thier- und Menschengehirn zu groß oder zu einseitig angenommen; in beiden Fällen mußte die

praktische Anwendung seiner Theorie unsicher, schwankend und einer Menge Trugschlüsse unterworfen seyn. Galls Kranioskopie oder die Lehre, aus den an der äußern Schädelwölbung befindlichen Erhöhungen und Vertiefungen die Anlagen, Leidenschaften, Gemüthsstimmungen und geistigen Thätigkeiten des Menschen herauszufühlen, ist daher schon ihren theoretischen Grundsätzen nach unzuverlässig; wird es aber noch mehr in der Ausübung. Gall nahm einen zweifachen Weg zu seinem Ziele: die Vergleichung der Thier- und Menschenschädel und der letztern unter sich. Er fand an Fuchsschädeln eine Erhabenheit, welche, nach ihm, der Sitz der Schlauheit ist; eine andere bei den Wölfen ist der Sitz des Mordsinns. Bei geilen Thieren fand Gall das Hinterhaupt stark hervorgetrieben: folglich ist dasselbe der Sitz des Geschlechtstriebes. Dieß schloß er auch aus dem Umstande, daß alle Thiere, bei denen die Geschlechter unterschieden sind, ein kleines Gehirn besitzen. Aber eben dieß spricht gegen ihn. Haben denn die Thiere, welche kein kleines Gehirn besitzen, keinen Geschlechtstrieb? Solche Folgerungen sind überall sehr ungewiß. Gleich häufigen Irrthümern muß die Annahme unterliegen, daß der Mensch, an dessen Schädeldecke sich eine Erhöhung befindet, die irgend eine Thierklasse auszeichnet, auch jenen Thiersinn habe. Z. B. ein Mensch besitzt den Hügel des Würgsinns, wo der Wolf ihn hat, und er begeht wirklich einen Mord: hat ihn deßwegen der Trieb zum Blutvergießen hierzu gebracht? Wer kann das behaupten? Einem Morde können hundert andere Motive, selbst die der Ehre und Tugend, welche der Mörder nur aus einem falschen Gesichtspunkte sah, zum Grunde liegen. Deßhalb kann der entgegengesetzte Schluß eben oft falsch seyn: der Mensch besitzt nicht die Erhabenheit des Würgsinns, folglich wird er keinen Mord begehen. Ueberdieß können Erhöhungen und Vertiefungen an dem Schädel vorhanden seyn, die gar nicht von der Entwicklung eines Hirntheils abhangen. Eine anhaltende Wirkung der Muskel kann, wie beim Zickenfortsatze, Knochentheile vergrößern und verdicken; die Stirnhöhlen können größer seyn als gewöhnlich; die Lamellen der Hirnknochen stellweise weiter auseinander stehen oder tophisch aufgetrieben seyn. Dieß Alles verwirrt die Kranioskopie. Wir wollen einige Gall'schen Sinne und ihren Sitz angeben. Ueber und hinter den Ohren ist bei fleischfressenden Thieren eine Erhabenheit zu finden, die den pflanzenfressenden fehlt; Gall nennt sie Würgsinn. Im Keilfortsatze des Hinterhauptbeins über dem großen Hinterhauptloche befindet sich eine Schädelgrube, die durch das Organ des Lebenstriebes ausgefüllt wird. Ueber diesen Organen sind die Nerven der Sinne gelagert. Die Oberfläche des großen Gehirns endlich mit seinen Wölbungen, Einschnitten und Höhlen gibt folgende Organe: Um die Augen herum, sodaß sie die Stellung derselben verschieben, liegen diejenigen Gehirntheile, welche als Sammelplätze der durch die Sinne erhaltenen Eindrücke dienen. Man unterscheidet hier den Sachsinn gleich über der Nasenwurzel, der in höherer Steigerung Erziehungsfähigkeit gibt; den Ortssinn, der sich durch Erhebung der Stirnhügel ausdrückt und seinem Inhaber die Fähigkeit gibt, sich in Gegenden, Wegen, astronomisch am Himmel, leicht zu finden; den Wortsinn, das Vermögen, Worte, Terminologien ꝛc. zu fassen, in der hintersten Spitze der obern Knochendecke der Augenhöhle, wodurch das Auge hervorgetrieben und zum Glotzauge wird; den Sprachsinn, der sich durch Einsicht in den Sprachbau auszeichnet und durch Herabsenken des vordern Stücks der Augenhöhlenplatte erkannt wird, sodaß er Schlappaugen macht; den Tonsinn am äußern obern Augenhöhlenrande; den Zahlensinn, der dem Menschen ausschließend zukommt und an einer tiefen Herabsenkung des Augenbraunenbogens nach außen erkannt wird, sodaß dadurch die Stirn fast viereckig wird. Etwas neben dem Tonsinne nach innen steht der Farbensinn. Ist aber der innere Augenwinkel und mit ihm die Querare des

Auges herabgetrieben (Ziegenaugen), so verräth das Personensinn, d. i. die Fähigkeit, andere Menschen, sie mögen ein auffallendes oder nicht auffallendes Aeußere haben, gleich wieder zu erkennen. Eine horizontale Grube über dem Augenhöhlenbogen deutet auf Geiz, ihre Ausfüllung auf Freigebigkeit. — Höher an der Stirn trägt der Mensch die Organe, welche seiner Gattung ausschließend zukommen und den Vorzug seiner Menschennatur ausmachen. Sie geben Aufschluß und Berichtigung über die Camper'schen Bestimmungen der Gesichtslinie. Im Allgemeinen deutet daher ein hohe, breite und gewölbte Stirn auf ausgezeichnete Geistesstärke, eine niedere Stirn auf geringe Entwickelung von Geisteskräften. Bei sehr jungen Kindern, in dem Alter, wo sich das Auffassungsvermögen (Beobachtungsgeist) zu regen anfängt, sowie bei ausgezeichneten Beobachtern, ist die vertikale Stirnhöhle kugelig gewölbt. Die philosophische Spekulation zeigt sich in der Mitte der Stirn an ihrem höchsten Punkte, die populaire Beredtsamkeit etwas unter derselben, der Witz offenbart sich durch die 2 hügelförmigen Erhöhungen zu beiden Seiten der Stirn über den Augen. In der Mitte des Schädels, über der eigentlichen Stirn, drückt sich die Gutmüthigkeit durch eine Wölbung aus; Grausamkeit durch die Abwesenheit derselben; hinter derselben zeigt eine fortgesetzte Wölbung den Hang nach Schwärmerei an, welche durch Einwirkung anderer Organe bald fanatisch, mystisch, religiös, politisch werden kann. Noch weiter nach hinten, zu beiden Seiten der Pfeilnaht, strebt die Beharrlichkeit (Trotz) empor; ihr zu beiden Seiten liegt das Organ für das Darstellungsvermögen. Neben den Augen nach außen, doch etwas höher als sie selbst, neben dem Zahlensinne, drückt der Kunstsinn, die Anlage zu mechanischen Fertigkeiten, sich durch eine Erhöhung des Schädels aus; weiter nach hinten, nach den Ohren zu und über ihnen, deutet eine Erhabenheit die Schlauheit an, welche, wenn ihr die Unterstützung edler Organe und Motive fehlt, und wenn sie im hohen Grade vorhanden ist, zum Diebssinne ausartet. Dieser erzeugt dann ein Vergnügen an dem listigen Entwenden eines Gegenstandes, nicht an dem Besitze des Entwendeten. Gerade hinauf über den äußern Ohren, wo sich der Schädel umbeugt und wölbt, gibt eine große Breite des Kopfs Bedächtigkeit, das Gegentheil Leichtsinn zu erkennen. Etwas herunter, nach dem hinter dem Ohre gelegenen Warzenfortsatze zu, findet sich die freundschaftliche Anhänglichkeit; noch tiefer, in der Nähe des Würgsinnes, des Gehörs, der Schlauheit, der Bedächtigkeit, steht der Muth. Eine horizontale Linie von einem Organ der freundschaftlichen Anhänglichkeit zum gegenüberstehenden gezogen, durchschneidet die Aeltern- und Kindesliebe; über dieser nach der Wölbung des Hinterkopfs hinauf und in der Mitte grenzt an die Beharrlichkeit der Höhesinn, der physisch (die Gemse, der Steinbock) zum Steigen treibt, moralisch zum edeln Stolze oder zum verächtlichen Hochmuth (Eitelkeit) wird.

Schaden, in Beziehung auf das Recht zur Entschädigung der Nachtheil oder Verlust, welchen uns ein Anderer durch eine widerrechtliche Handlung oder durch die pflichtwidrige Unterlassung einer Handlung zugefügt hat. Die Rechtslehrer unterscheiden aber, ob ein Schaden aus Vorsatz oder aus Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit uns zugefügt worden ist. Jener, der Vorsatz zu schaden, wird Dolus; dieser, aus Versehen zugefügte, Culpa genannt, und die letztere wieder in grobes, mäßiges, geringes Versehen eingetheilt. Der Schade aus Vorsatz muß immer zu voll ersetzt werden, und die Gesetze sehen eine solche Handlung für schändlich, als noch besonders strafbar an. Das Versehen aber wird verschieden beachtet; die Grade desselben und selbst i Person, welche es begehet, nebst ihrem Verhältniß zu uns, kommen hier in Betrachtung, in Beziehung auf die Person, ob die-

selbe der Sache kundig seyn konnte und sollte. Wenn der Mäkler, der Rechtsanwald in ihrem Fache etwas versehen, sind sie verantwortlicher als Andere, welche nicht zu diesen Geschäften angestellt oder keine Sachverständige sind; der Buchhalter oder Handlungsdiener mehr als der Lehrling. Wer für eine bestimmte Belohnung etwas besorgt, mehr als Derjenige, welcher gar Nichts oder nur ein freiwilliges Geschenk bekommt; und von Diesen wieder ist Der verantwortlicher, welcher sich selbst zur Besorgung eines Geschäftes anbietet, als Der, den wir darum ersuchen. Nach den Verhältnissen und Umständen nun muß entweder nur der Schade, welcher aus einem groben, oder auch der, welcher aus einem mäßigen, oder selbst der, welcher aus einem geringen Versehen entstehet, dem Beschädigten ersetzt werden.

Schaf, eins der nutzbarsten Hausthiere, zur Klasse der 2hufigen und wiederkäuenden Säugethiere, lebt fast unter jedem Himmelsstrich. Es findet sich wohl nirgends mehr wild. Von Gemüthsart ist es mild, sanft und geduldig, dabei aber sehr dumm und furchtsam. Unter den verschiedenen Raçen der Schafe sind vor allen die tibetanischen, aus deren feinster Wolle der Schawl verfertigt wird; die spanischen und dann die englischen ebenfalls wegen ihrer ausnehmenden Wolle; die isländischen mit 4, 6 bis 8 Hörnern; und die arabischen und ägyptischen mit dem großen und wohl 40 Pfund schweren Fettschwanze zu merken. Die ostfriesischen Marschschafe sind ungehörnt, groß, wollreich und haben kahle, kurze Schwänze. Zwischen den Wendezirkeln haben die Schafe meistens schlichtes Ziegenhaar und in Südamerika noch überdieß lang herabhängende Ohren. In Deutschland kennen wir außer unsern gewöhnlichen deutschen Schafen noch die sogen. Heideschnucken mit kurzen Schwänzen, die vorzüglich in Brandenburg und Lüneburg auf dürrem, sandigem Boden gut fortkommen, und jetzt zu unserm großen Vortheil auch die spanischen und kleinen englischen Schafe. — Eigentlich bezeichnet das Wort Schaf das weibliche Thier; hat es bereits gelammt, so nennt man es Mutterschaf, das männliche Thier wird Widder, Stöhr oder Bock genannt. Der verschnittene Bock heißt Hammel, und der gemästete Hammel in einigen Theilen Deutschlands Schöps. Ein neugeborenes Schaf heißt Lamm; man unterscheidet nach dem Geschlecht Bocks- und Schaflämmer. Erstere werden, wenn sie nach einigen Wochen verschnitten worden, Hammellämmer genannt. Den Schaflämmern wird der Schwanz bis auf einige Glieder gekürzt. Jährige Lämmer heißen Jährlinge, 2jährige aber Zeitschafe, und diese werden zur Begattung gelassen. — Noch theilt man die Schafe in ein- und zweischürige, je nachdem sie jährlich ein oder zwei Mal geschoren werden. Selten bekommt man vom zweischürigen Vieh mehr Wolle als von dem einschürigen, und immer ist diese besser und feiner. Auch sind zweischürige Schafe schwer zu veredeln, denn immer müssen sie beim Anfange der Veredlung in einschürige verwandelt werden. Der Farbe nach sind die Schafe weiß, braun, schwarz und scheckig; letztere nennt man auch Spiegelschafe. Die weiße Farbe der Wolle ist die beste, weil sie sich mit allen Farben färben läßt. In veredelten Schäfereien duldet man daher auch bloß weiße Schafe. Die Schafe folgen ihrem Leithammel, sowie dem bellenden Hund und dem pfeifenden Schäfer treulich und machen sogar die Sprünge und Bewegungen, die ihnen der Leithammel vormacht, alle maschinenmäßig nach. Blitz und Donner bringt sie ganz außer Fassung. Sie scheinen das Licht und die Musik zu lieben. Die Schäfer sagen, sie weideten am besten und ruhigsten, wenn ihnen auf der Schalmei eine Tafelmusik gemacht wird, und hörten das Morgen- und Abendlied des Schäfers in der Hurde mit der

größten Aufmerksamkeit an. Sie leben über 14 Jahre, sind aber höchstens nur 7 Jahre nutzbar. Der Nutzen, den die Schafe gewähren, ist vielfach und besteht vornehmlich in der Wolle, dem Mist, der Milch und dem Fleisch. Die Gedärme benutzt man zu Saiten, die Felle entweder mit der Wolle zu Unterfutter und Gebräme, oder ohne die Wolle zu Pergament, Carduan und sämischem Leder. Das Fett gebraucht man an Speisen, das Unschlitt zu Lichtern und die Klauen und Fußknochen zu Leim. Unter den verschiedenen Krankheiten, denen die Schafe unterworfen sind, sind die hauptsächlichsten: die Pocken, der Durchlauf, die Seuche, die Fäule, die Egeln, die Drehkrankheit, das Blut, das Gliedwasser und die Raude. Vergl. Schafzucht.

Schäfergedicht (Schäferspiel, Pastorale). Jede Lebensart und jeder gesellige Stand hat seine eigenen Denk- und Empfindungsweisen und Sitten, die sie von andern unterscheiden. Diese kann man zum Gegenstande einer poetischen und romantischen Darstellung nehmen, wodurch dann ebenso viele Untergattungen entstehen würden. Wird der Stoff aus der Schäferwelt genommen, so heißt das Gedicht ein Schäfergedicht oder Idylle (s. d. Art.) im engern Sinne; wird er aber dramatisch behandelt und sind die auftretenden Personen meist Schäfer, so heißt es ein Schäferspiel oder Pastorale. Sein Charakter ist Unschuld in Sprache und Sitten, ein heiterer Sinn und Liebe. Die Schöpfer des Pastorale waren Italiener (Tasso, Guarini ꝛc.), welche auch das Vorzüglichere in diesem Fache geliefert haben. Auch unter den Franzosen wurde dasselbe einige Zeit Mode. Wir Deutsche haben einige Stücke von Gessner.

Schaffhausen, der 12. Canton der schweizerischen Eidgenossenschaft, den nördlichsten Theil Helvetiens bildend, liegt am rechten Rheinufer, im NW. und O. vom Badenschen umgeben und südlich durch den Rhein von Thurgau und Zürich getrennt, enthält auf 8 QM. über 30.000 Einw., mit Ausnahme der katholischen Gemeinde Ramsau, reformirten Glaubens. Der sehr fruchtbare, von mehrern Bächen bewässerte Boden besteht aus ergiebigen Hügeln (die höchste Spitze ist der 1200 Fuß über dem Rhein sich erhebende Randenberg im Norden des Cantons), die mannigfaltige Versteinerungen und gutes Eisenerz enthalten, mit weiten und schönen Thälern. Die vorzüglichsten Erzeugnisse des Landes, welches ein gemäßigtes und gesundes Klima hat, sind Getreide, gutes Obst, Holz und Fische. Die Viehzucht ist trefflich, aber die Industrie von keiner Bedeutung. Durchfuhr und Speditionshandel gewähren den Bewohnern einigen Vortheil. Der Canton hat eine aristo-demokratische Verfassung. Ein großer, aus 74 Mitgl. bestehender Rath hat die gesetzgebende, ein aus 24 Mitgl. des großen Raths bestehender kleiner Rath hat die vollziehende Gewalt und ist die oberste Justizbehörde. Zwei Bürgermeister führen abwechselnd ein Jahr lang den Vorsitz in beiden Räthen. Das Bundescontingent beträgt 466 Mann, der Geldbeitrag jährlich 9327 schweiz. Franken. — Die Hauptstadt Schaffhausen, am rechten Rheinufer, am Abhange eines Hügels, von kleinen Bergen eingeschlossen liegend, war schon im 13. Jahrh. mit Graben und Mauern umgeben und wurde als Reichsstadt betrachtet. Sie schloß sich immer enger an die Eidgenossen und ward 1501 in ihren Bund aufgenommen. Ihr Gebiet hat sie meistens erkauft. Sie enthält, mit Einschluß der 3 Vorstädte, 7000 Einw. in 1206 Häusern. Die ehemalige berühmte Rheinbrücke, die, außer an den Ufern, nur auf einem einzigen Pfeiler ruhte, ward 1796 von den Franzosen unter Oudinot verbrannt. Jetzt führt eine neue hölzerne Brücke, 342 F. lang, über den Fluß. Am höchsten Ende der Stadt, auf dem Emmersberge, liegt die alte Veste Unoth oder Munoth. Schaffhausen hat eine akadem. Lehranstalt, ein Gymnasium, verschiedene Bibliotheken, Gemälde-

und Kunstsammlung, eine treffliche Gußstahlfabrik, eine Seidenmanufaktur, eine Baumwollen-Maschinenspinnerei, Gerbereien, bedeutenden Produktions- und Zwischenhandel und ansehnlichen Weinbau. Hier wurde der große Historiker Johannes v. Müller geboren. In der Nähe ist der berühmte Rheinfall.

Schafschur, das Abscheeren der Wolle, geschieht bei einschürigen Schafen meist im Mai und bei zweischürigen im Mai und um Michaelis. Vor der Schur wird das Thier gebadet. Bei der Schur werden ihm die Füße gebunden, zugleich während derselben die Wolle so viel möglich sortirt. Nach der Schur müssen die Schafe vorsichtiger gegen die Unbilden des Wetters geschützt werden und eine reichlichere Nahrung erhalten, weil sie zu der Zeit eine größere Eßlust zeigen.

Schaft und Schaftgesimse, s. Säule.

Schafzucht. Das Erste bei der Schafzucht ist vorzüglich die Verbesserung des Schafstandes, d. h. wo es die Weide und der Gewinn des Futters erlauben, ihn zu vergrößern und die Wolle zu verbessern zu suchen. Dieses kann nur allein durch die Anschaffung solcher Schafe geschehen, die nicht nur größer sind, sondern auch eine feinere und längere Wolle haben; und da gewöhnlich die Schafe nach den Böcken arten, so muß man dergleichen Böcke anschaffen und die davon gefallenen Lämmer zur fernern Zucht aufziehen. Die Eigenschaften eines guten Bockes sind: eine ansehnliche Größe, eine breite Stirn, große helle Augen, deren innere Beschaffenheit seinen Gesundheitszustand anzeigt, einen langen wollreichen Hals, breiten Rücken, langen, runden Leib, weit auseinanderstehende und starke Beine und einen wollreichen, langen Schwanz, doch darf er keine Stichelhaare haben; vorzüglich aber muß die Wolle lang und fein und über dem ganzen Leibe von einer weißen Farbe seyn. Er muß nicht älter als höchstens $2\frac{1}{2}$—3 J. seyn, auch im Maule, sowie auf der Haut, keine schwarze, braune oder gelbe Flecken haben, weil dieses Kennzeichen sind, daß er von scheckigen Schafen gefallen ist und daher wieder scheckige Schafe erzeugen kann, welches man so viel als möglich vermeiden muß. Um das Alter wohl als die Gesundheit der Schafe zu erkennen, sind die Kennzeichen anzuführen, nach denen sich dieses bestimmen läßt. Ersteres erkennt man aus den Zähnen. Das Lamm hat 8 Spitzzähne, von denen es jährlich ein Paar einbüßt, wogegen es breite Schaufelzähne erhält. Gesund ist das Schaf, wenn es den Kopf recht hoch trägt, lebhafte und offene Augen, eine trockene Stirn und Schnautze, feuchte Nasenlöcher ohne Rotz, keinen übelriechenden Athem hat, ein sauberes, rothes und frisches Maul, leichte und unbewegliche Glieder, wenn die Wolle an der Haut festhängt, die Haut weich und geschmeidig und von Raude frei ist, wenn es gut frißt und gehörig wiederkäuet, vorzüglich aber, wenn die Adern in den Augen roth sind. Ist hingegen ein Schaf nicht gesund, so zeigen sich gewöhnlich einige von folgenden Kennzeichen. Es hat einige kahle Flecken am Leibe, die Wolle ist hart und trocken, auch hat sie ihre natürliche Weiße verloren und statt derselben eine gräuliche Farbe angenommen; das Schaf sieht traurig aus, hängt den Kopf an die Erde, sein Athem ist übelriechend, das Zahnfleisch, der Gaumen und die Zunge sind welkt und haben eine bleiche Farbe. Die Adern im Auge haben ihre schöne Röthe verloren und sehen blaßroth oder gelb aus; einigen fließt auch eine rotzähnliche Materie aus der Nase. — Um sowohl die Schafe als auch die Wolle zu verbessern, müssen diejenigen Lämmer, welche die größten sind und die feinste Wolle haben, zu Böcken und Mutterschafen bestimmt, die andern aber gehammelt oder als Lämmer verkauft werden. Nicht allein die gegebene Vorschrift trägt zu der Vergrößerung der Schafe und Verfeine-

zung und Verlängerung der Wolle bei, sondern auch als Futter, sowie die übrige Behandlung das Ihrige dabei thun muß; denn ein Schaf, welches man kümmerlich oder mit schlechtem Futter ernährt, wird nie seine ihm eigenthümliche Größe, noch die zu erwartende Wolle erhalten; eben dieß ist auch bei allen kränklichen Schafen der Fall. Sie müssen daher im Winter, sobald ihnen die Nahrung auf der Weide mangelt, mit dem feinsten und süßesten Heu oder mit Erbsen-, Linsen- oder Wickenstroh gefüttert werden. Ist die Schäferei nur klein, so ist es von großem Nutzen, wenn das Erbsen- oder Wickenfutter mit Gersten- oder Weizenstroh zu feinem Häckerling geschnitten wird und die Schafe damit in Krippen gefüttert werden, weil alsdann wenig davon verloren geht. Das beste Futter für die Schafe ist getrockneter Klee, welchen man aber ebenfalls mit wenigem Stroh zu feinem Häckerling schneiden muß, weil das Thier die hart getrockneten Stengel nicht gerne frißt und diese also verloren gehen würden. Hiervon werden nicht allein die Schlachtschafe fett, sondern sie erhalten auch dadurch ein schmackhaftes Fleisch und die Wolle wird sehr verbessert. Man darf das Futter nie über den Stall auf Ricke legen, weil die Ausdünstung der Schafe und der Dunst aus dem Miste hineinzieht und das Futter verdirbt. Der Stall, worin die Thiere den Winter über stehen, muß beständig durch trockene Streu rein erhalten, und die Schafe müssen darin lieber zu kalt als zu warm erhalten werden, weil zu große Wärme ihrer Gesundheit schadet; auch muß der Stall verschiedene Lucken oder Klappen haben, damit, sobald er dunstig wird, der Dunst herausgelassen werden kann. Wenn es nicht kalt ist, so können die Lucken offen gelassen werden; denn je reiner die Luft ist, desto gesunder ist sie für die Schafe. Man darf sie im Frühjahr nicht eher auf die Weide treiben, als bis der Reif völlig vom Grase abgethauet ist, und im Sommer erst alsdann, wenn der Thau sich ganz davon verloren hat; dagegen schadet ihnen das Austreiben im Winter bei hartem Froste nichts, wenn sie einige Futterkräuter erhalten können. Alle niedrigen und sumpfigen Gegenden müssen bei dem Hüten gänzlich vermieden und im Allgemeinen nur die höchsten Gegenden zur Weide gewählt werden; doch kann man bei anhaltend trockner, heißer Witterung auch niedrige Weiden behüten, welche aber nicht faul noch sumpfig seyn dürfen. Wenn es möglich zu machen ist, so müssen die Schafe des Mittags, bei starker Sonnenhitze, entweder unter schattige Bäume oder unter Dach getrieben werden, weil die große Hitze ihnen oft schädliche Krankheiten zuziehen kann. Vorzüglich muß der Hirt darnach sehen, daß sie aus keinem faulen Graben oder anderm stehenden Wasser saufen, weil sie hiervon faul werden; am allerschädlichsten ist die Weide bei anhaltendem Regenwetter, weil sie davon ebenfalls faul werden oder die sogenannte Wassersucht erhalten; dann ist es sehr gut, wenn man ihnen alle Tage ein trocknes Futter reichen kann. Gegen die Wassersucht kann man sie bewahren, wenn man ihnen in der Regenzeit alle Tage ein kurzes Futter reicht, worunter man geschrotene wilde Kastanien mischt. Anfangs pflegen sie diese nicht gern zu fressen, daher muß man zuerst sehr wenig darunter nehmen, bis sie daran gewöhnt sind; alsdann kann man mehr davon hinzunehmen. Wer keine Kastanien hat, der gebe ihnen ein wenig gepülverte rothe Enzianwurzel und Wachholderbeeren zusammen gemischt unter das Futter. Da diese Thiere das Salz sehr lieben und es auch ihrer Gesundheit sehr zuträglich ist, so muß man ihnen also auch im Winter wenigstens einmal davon unter das Futter mischen. In großen Schäfereien, wo sie kein kurzes Futter erhalten, muß man ihnen das Salz auf folgende Art zum Lecken geben. Kann man Steinsalz erhalten, so nimmt man einige Stücke, bindet einen Bindfaden darum und hängt sie

an verschiedenen Orten, doch so, daß die Schafe daran lecken können, im Stalle auf, oder man mischt Salz und Lehm zu gleichen Theilen zusammen, thut dieß in kleine Kasten und stellt solche im Stalle so hin, daß mehrere auf einmal daran lecken können. Die meisten Oekonomen und Landleute sind der Meinung, daß die Schafe nur dann und wann getränkt werden müssen, weil das viele Wasser ihnen ungesund sey. Allein sie trinken nicht anders, als wenn sie Durst haben, auch nicht mehr, als bis sie satt sind, und gerade das lange Dursten bewegt sie, mehr zu trinken, als ihnen dienlich ist, welches sie ungesund macht. Man treibe sie alle Tage zur Tränke, vorzüglich im Sommer bei heißer, trockner Witterung, sowie im Winter bei trocknem Futter. Noch ist jedem Landmanne zu rathen, nie mehr Schafe zu halten, als er sehr gut durchwintern kann; denn wird das Futter bei einem lange anhaltenden Winter selten, so muß die Herde hungern. Abzehrung und Kränklichkeit ist die Folge hiervon, und die Lämmer, welche von solchen Schafen fallen, taugen nichts, und die meisten sterben, weil sie von der Mutter nicht gehörig genährt werden können; auch die Wolle bleibt kurz, wird hart und verliert ihre weiße Farbe. Es ist daher besser, weniger Schafe zu halten und diese gut zu füttern, indem alsdann der Nutzen davon größer seyn wird als von vielen. Einige Schafe haben ebenfalls wie andere Thiere schwere Geburten, welches von der unnatürlichen Lage des Lammes herrührt. Wenn also bei den Wehen, welche die Geburt des Lammes ankündigen, dasselbe nicht erfolgt, so muß man ihm mit den beiden Vorderfingern der rechten Hand zu Hülfe zu kommen suchen, um die etwa zurückliegenden Beine, welche die Geburt verhindern, hervorzubringen und dadurch das Lamm abzuziehen. Höchst nothwendig ist es, daß man denjenigen Mutterschafen, bei welchen sich die Wolle am Euter befindet, solche rein abscheeret, weil das Lamm sie beim Saugen mit abzieht und hinunterschluckt, dadurch sich in den Eingeweiden Haarballen erzeugen, woran viele Lämmer sterben. — Die englische Schafzucht wurde schon vor 4 Jahrh. durch die Verpflanzung span. Race auf engl. Boden veredelt. Man nahm hierzu die ersten Schafe aus der span. Berberei, welche sehr wohl gediehen. Aber erst unter Elisabeth wurde die Schafzucht vervollkommnet. Man kaufte dazu castilianische Widder, ertheilte Privilegien und Prämien und erhielt dadurch schon nach 8—12 J. eine so ausgezeichnete Race, welche der span. fast gleich kam. Die sorgfältig fortgesetzte Zucht hat sie in diesem vollkommenen Zustande zu erhalten gewußt und daraus eine ergiebige Goldgrube für England gemacht. In England allein sollen über 43, in Schottland und Irland 30 Mill. Schafe gezogen werden. — Die span. Schafzucht wurde durch die afrikan. Race veredelt, denn das ursprünglich span. Schaf gibt nicht feinere Wolle als das deutsche. Vergl. den Artikel Merinos. Man rechnet in Spanien 8 Mill. Schafe, deren Ertrag für dieses Land von der höchsten Wichtigkeit ist. — In Deutschland wurde zuerst in Sachsen die Schafzucht durch Veredlung des inländischen Stammes verbessert. Im Erzgebirge geschah dieß nur durch ungarische Widder; das meißner Land aber wurde der eigentliche Hauptsitz der veredelten Schafzucht. 1765 wurden über 200 span. Widder und Mutterschafe nach Meißen gebracht, welche man in dem ehemaligen Thiergarten bei Stolpen aufnahm. Dieselben wurden 1778 durch einen Zuwachs erlesener Merinoschafe aus den besten Herden Leons und Castiliens vermehrt, und zur Erweiterung der Anstalt in Lohmen und Rennersdorf und anfangs auch in Hohenstein Schäfereien angelegt. Jene in Stolpen hat seitdem durch fortgesetzte sorgfältige Pflege einen vorzüglich feinwolligen Stamm erhalten. Sie ist die erste ursprünglich span. Schäferei in Deutschland. Von 1779—1811 wurden über zehntausend Widder und Mutterschafe an andere inländische Schä-

fereien gegen festgesetzte sehr billigen Preise abgelassen. Ein neuer Stamm feinwolliger Schafe hat sich dort gebildet, die man Elektoralschafe, wie die davon gewonnene Wolle Elektoralwolle nennt. Außer den königl. Schäfereien, die immer ganz rein in der Abstammung und edel in der Zucht erhalten werden, haben auch andere Gutsbesitzer im Lande Stammherden aus Spanien erhalten und reine Merinoschäfereien gezogen. Dahin gehört besonders die Schäferei auf der schönburgischen Herrschaft Rochsburg im Erzgebirge, die seit langer Zeit vortrefflich gehalten worden ist. Aehnliche Merinoschäfereien sind zu Holitsch in Mähren, wo man sich in neuern Zeiten die Veredlung der Schafzucht sehr angelegen seyn läßt, und in Rambouillet. Man ist im Begriff, in Preußen auch eine solche Anstalt zu gründen. — S. Rudolph André's Anleitung zur Veredlung des Schafviehes (zweite Auflage, mit Zusätzen von Elsner, mit mehrern Kupfern, Prag 1826).

Schagrin (Chagrein oder Chagrin), in der Levante Saghir genannt. Von dieser Lederart hat man mehrere Sorten. Der echte orientalische Chagrin wird aus Pferdehäuten und den Häuten der wilden Esel zubereitet. Man nimmt dazu nur das Stück Haut, was auf dem Rücken des Thieres von dem Schwanze in der Richtung des Rückgraths etwas über eine Elle lang ist. Diese Gerberei, im Morgenlande schon lange bekannt, wird in Europa zur Zeit noch nicht ausgeübt; vorzüglich liefert Armenien, Persien, die Bucharei und Astrachan den mehresten. Die Häute werden so lange in Wasser geweicht, bis die Oberhaut sich mit den Haaren gut ablöst. Der Gerber stößt nun mittelst eines Schlichtmonds (Urak) die Haare ab, weicht die Häute nochmals ein, spannt sie dann, mit der Fleischseite nach außen, auf Bretter, nimmt alle Fasern davon ab und schabt alsdann die Haarseite, bis die Haut fast einer ausgespannten Harnblase gleicht. Hierauf spannt man die Häute ganz gleichzeitig mit Bindfaden in Rahmen aus, streut auf die Narbenseite Allabuttasamen (Melbensamen) und preßt oder tritt denselben ein. Die gepreßten Häute trocknet man im Schatten und schüttelt den eingetretenen Samen ab, welcher jetzt Erhöhungen und Vertiefungen auf den hornartigen Häuten hinterlassen hat. Um diese Häute zu ebnen, spannt der Gerber sie über eine Bank auf Filz und glättet sie mit einem Schabemesser. Um die dem Chagrin eigenthümlichen Narben zu erzeugen, müssen sie in Lohbrühe von Galläpfel schwellen, darauf in einer lauen Auflösung von reiner Soda 5 Stunden und endlich noch 24 St. lang in einer Küchensalzlauge weichen. Die auf solche Art fertig gegerbten Häute werden roth, grün, blau ꝛc. gefärbt. — Auch nennt man Chagrin die mit härtern und schärfern Samenkörnern zubereitete Haut von Fischottern, Seehunden und einer Art Meerkatzen.

Schaik (Scheikh, Schech, arab. so viel als Alter) heißen die Befehlshaber arab. Stämme oder Horden. Einige nehmen auch den Titel Emir an ohne zu Mohammeds Geschlecht zu gehören. Auch der Fürst von Mekka führt diesen Titel. Die Mohammedaner nennen auch die Vorsteher ihrer Klöster Scheikhs, und der türkische Mufti wird zuweilen Scheikh Ulislam (Oberhaupt der Rechtgläubigen) genannt.

Schall. Mit diesem Worte bezeichnet man die mancherlei Arten zitternder und schwingender Bewegungen, theils fester, theils flüssiger Körper, die, innerhalb gewisser Grenzen, durch das Gehör empfunden werden. Bewegungen, die vermittelst des Schalles, den sie mit sich führen, durch das Gehör empfunden werden, entstehen, wenn Theile eines Körpers so erschüttert werden, daß sie sehr schnell hin- und herschlagen, in eigenthümliche zitternde oder bebende Schwingungen gerathen. Da diese Bewegungen den Schwin-

gungen eines Pendels ähnlich sind, so werden sie auch Oscillationen, Vibrationen, genannt; Körper, die durch Schlagen, Stoßen, Reiben, durch Streichen mit einem Bogen oder durch sonst ein schickliches Mittel in solche Schwingungen versetzt werden können, werden schallende (sonore) Körper genannt. Elastizität ist die erste Erforderniß eines schallenden Körpers. Unelastische Körper, z. B. Seide, Wolle, Papier, Blei, weiches Wachs, sind zu solchen Schwingungen ungeschickt und geben daher nicht nur keinen Schall von sich, sondern dämpfen sogar den, welcher von einem schallenden Körper ausgeht, sowie im Gegentheil der Schall unter gleichen Umständen desto stärker zum Vorschein kommt, je elastischer der schallende Körper ist. Der hohe Grad von Elastizität, welcher der Luft und allen luftförmigen und expansibeln Flüssigkeiten eigen ist, macht daher diese Körper zu solchen, die vorzüglich schallend sind. Der Knall einer Peitsche, der Knall eines Schießgewehrs ꝛc. sind Folgen eines plötzlichen Zusammenschlagens und Ausdehnens der Luft, vermöge ihrer großen Elastizität. Auch feste Körper, deren Elastizität groß genug ist, um in eigenthümliche schwingende Bewegung zu gerathen, wenn sie geschlagen oder gestrichen werden, gehören in die Klasse der schallenden Körper. Stahl, Glocken von Glas und Metall, gespannte Draht- oder Darmsaiten und noch viele andere feste Körper besitzen diese Eigenschaft, sind also schallende Körper. Bei vielen kann man die schwingende Bewegung durch das Gefühl und das Gesicht wahrnehmen. So fühlt man die Schwingungen einer schallenden Glocke, einer tönenden Saite, wenn man sie berührt. Ein Stückchen Siegellack, an einem Zwirnfaden hängend und an einer angeschlagenen Glocke gehalten, geräth in pendelartige Schwingungen, deren Dauer von der Dauer des Glockentones abhängt. Wie sehr die Schallfähigkeit der Körper von der Elastizität derselben abhängt, kann man auch daraus abnehmen, daß Metallmischungen weit lebhafter klingen, als jedes einzelne Metall für sich allein, indem durch schickliche Mischungen die Elastizität der Metalle erhöht wird. Auch Saiten schwingen desto schneller und klingen desto lebhafter, je mehr sie gespannt sind. Doch sind viele Körper sehr elastisch, z. B. ein Schwamm, Federharz u. a. m., gehören aber doch nicht in die Klasse derer, die schallend sind. Damit ein Körper Schallfähigkeit habe, müssen also, außer der Elastizität, auch noch andere Umstände, die theils im Gefüge der Körpertheile, theils in einem bestimmten Grad von Sprödigkeit und Spannung zu suchen sind, mit dabei seyn. Auch das Werkzeug, womit man den Schall zuwege bringen will, ist in den meisten Fällen gewissen Eigenschaften unterworfen, ohne welche auch der schallfähigste Körper, besonders bei festen Körpern, keinen Schall von sich gibt. Eine Glocke, auf die man mit einem hölzernen Hammer schlägt, oder mit einem metallenen Hammer, der mit Tuch oder sonst einem weichen Körper umwickelt ist, tönt nur schwach oder gar nicht. Daß nicht jeder elastische schallfähige Körper einerlei Art von Schall hören läßt, liegt, außer der materiellen Verschiedenheit, der Cohäsion und dem Gefüge, auch in der Gestalt des schallenden Körpers. Bei manchen, wie bei Saiten, übertrifft die Ausdehnung nach der Länge bei weitem jene der Breite und Dicke. Diese schwingen daher auch anders und geben darum eine andere Art von Schall von sich, als Körper, die zwar sehr dünn sind, aber eine bedeutende Breite haben, wie Trommelfelle und scheibenförmige Körper. Bei Stäben und Glocken, wo auch die Dicke beträchtlich ist, fällt eben darum die Art des Schalles abermals anders aus. Auch die Behandlung zur Hervorbringung des Schalles hängt, wie leicht zu erachten, mit der verschiedenen Gestalt der schallenden Körper zusammen. Saiten müssen der Länge nach, an beiden Enden, Trommelfelle der Länge und Breite nach befestigt und gespannt seyn, wenn sie schallen sollen, indessen dicke und steife

Körper, wie Stäbe, nur an einem Ende befestigt werden dürfen. Ist der Körper hinlänglich dick und durch Krümmungen in sich selbst schon genugsam gespannt, wie Ringe und Glocken, so schallt er, wenn er schwebend aufgehängt ist. Chladni, dem die Akustik viele Bereicherungen zu verdanken hat, theilt die schallenden Körper überhaupt in 3 verschiedene Klassen ein. Zu der ersten rechnet er die festen Körper,, welche durch Spannung elastisch sind, mit dem Unterschiede, daß sie entweder bloß der Länge nach gespannt sind (fadenförmige), wie gespannte Saiten, oder der Länge und Breite nach (membranförmige), wie Trommelfelle. Zu der zweiten Klasse gehören solche, deren Elastizität aus innerer Steifigkeit herrührt. Auch diese sind fadenförmig, wie Stäbe, dicke Metalldrähte, Glasröhren u. s. w. Dabei sind sie theils gerade, theils, wie Gabeln und Ringe, gebogen. Andere sind membranförmig, theils mit gerader Fläche, wie Scheiben, theils mit gekrümmter Fläche, wie Glocken. Zu der dritten Klasse gehören die expansibeln Flüssigkeiten, welche durch Druck elastisch sind. Die Schwingungen, die ein Körper bei Hervorbringung eines Schalles macht, sind von der Art, daß sie bloß nach der Quere des schallenden Körpers stattfinden (Transversalschwingungen), wie dieß bei gespannten Saiten meistens der Fall ist, oder der Körper schwingt der Länge nach (Longitudinalschwingungen), was zwar auch bei gespannten Saiten statt findet, wenn sie unter sehr spitzen Winkeln gestrichen werden, am meisten aber bei Blasinstrumenten vorkommt. Transversalschwingungen sind auf die Länge des Körpers senkrecht. Longitudinalschwingungen sind mit der Länge des Körpers gleichlaufend. Bei Stäben hat man auch einen Schall vermittelst drehender Schwingungen bemerkt. Wenn man eine Barometerröhre mit einem feuchten wollenen Lappen, der mit Bimssteinpulver bestreut ist, nach einer Richtung reibt, während man sie nach der entgegengesetzten Richtung dreht, so kommen diese Schwingungen zum Vorschein. Alle diese Schwingungen können durch den ganzen Körper sich erstrecken, sodaß alle seine Theile, jedoch die Punkte, wo er befestigt ist, ausgenommen, zugleich schwingen, oder es schwingen nur einzelne Theile des Körpers und andere bleiben dabei in Ruhe. Dergleichen Theile nennt man Ruhestellen oder Schwingungsknoten. Diese Ruhestellen kann man dem Auge sichtbar machen, wenn man eine dünne Scheibe von gemeinem Fensterglase mit feinem, recht trocknem Sande, der nicht staubig, von Unreinigkeiten und groben Stücken frei ist, bestreuet, sie dann spitz zwischen den Daumen und den Zeigefinger faßt, und nun, ohne ihren Rand mit der Hand, in der man sie hält, zu berühren, mit einem Violinbogen in senkrechter Richtung streicht. In dem Augenblick, wo die Scheibe zu klingen beginnt, wird der Sand von den schwingenden Stellen weggeschleudert und sammelt sich dagegen in den Ruhestellen an. Diese Ansammlung bildet zugleich allerlei sehr regelmäßige Figuren, um so regelmäßiger, je reiner der Klang der Scheibe gewesen ist. Chladni hat dieses einfache und sinnreiche Mittel, die Ruhestellen sichtbar zu machen, zuerst angegeben; daher nennt man die sich bildenden Figuren Chladnische Klangfiguren (vrgl. Akustik und Klangfiguren). Auch bei einem Glase, das etwa zur Hälfte mit Wasser gefüllt ist, und über dessen Rand man recht schnell mit nassem Finger herumfährt, zeigen sich solche Ruhestellen, indem die Wellen, die sich beim Klang des Glases auf der Oberfläche des Wassers bilden, nur von bestimmten Stellen ausgehen und an andern Stellen in Ruhe bleiben. Berührt man einen klingenden Körper mit dem Finger oder mit einem andern Körper, so hören die Schwingungen und mit ihnen der Klang auf, wenn die Berührung in schwingenden Stellen geschieht. Wird aber der klingende Körper in seinen Ruhestellen berührt, so leiden seine Schwingungen dadurch keine Störung und er klingt

fort. Darum muß der Hammer, der an eine Glocke schlägt, sich gleich wieder von ihr wegheben; bliebe er darauf liegen, so würde er die schwingenden Stellen der Glocke stören und diese nicht klingen können. Geborstene Glocken tönen sehr dumpf, unter gewissen Umständen auch gar nicht, weil der Riß in der Glocke den Theilen derselben eine solche Lage gibt, daß schwingende Stellen berührt werden. Der Ton kann aber, nur etwas tiefer, wieder hergestellt werden, wenn der Riß durchsägt wird, weil die Durchsägung die Berührung wieder aufhebt. Die Gesetze der Schwingungen lassen sich an gespannten Saiten entwickeln und nachweisen. Hierzu dient der Tonmesser, auch Sonometer genannt. Es bestehet dieses Instrument aus einer oder einigen Darmsaiten (Monochord und Tetrachord), die über einem Resonanzboden durch Gewichte mehr oder weniger gespannt und durch untergesetzte Stege verlängert und verkürzt werden können. Ist die Saite so schlaff gespannt, daß sie, wenn sie gestrichen wird, nur langsam schwingt, so hört man ihre Schwingungen nicht. Hieraus folgt, daß nur die Schwingungen gehört werden können, die mit hinlänglicher Geschwindigkeit erfolgen. Die Schwingungen, deren Theorie nicht leicht ist, haben mit den Pendelschwingungen Das gemein, daß sie fast vollkommen gleichzeitig erfolgen. Was beim Pendel durch die Schwere, das wird hier durch die Elastizität des schwingenden Körpers bewirkt. Um sich von der Gleichzeitigkeit der Schwingungen zu überzeugen, müßte man sie von Sekunde zu Sekunde zählen können. Schwingungen aber, die gehört werden, folgen so schnell aufeinander, daß ein unmittelbares Zählen nicht angehet. Hierzu dient, wenngleich sehr unvollkommen, doch in etwa folgender Versuch. An einem nicht ganz $36\frac{1}{2}$ par. Zoll oder 38 rh. Zoll langen, dünnen Bindfaden befestige man eine kleine Bleikugel und hänge das andere Ende des Fadens an einen Nagel so auf, daß die Vorrichtung frei hin und her schwingen kann, so hat man ein ziemlich genaues Sekundenpendel. Nun nehme man einen etwas starken Bindfaden oder ein mäßig dickes Kordel von einer bestimmten Länge, z. B. 12 Fuß lang, binde ihn mit dem einen Ende irgendwo, z. B. an eine Stuhllehne an, an das andere Ende aber hänge man ein bestimmtes Gewicht, etwa ein Pfund, und lege es über eine andere Stuhllehne, doch so, daß der Faden horizontal gespannt wird. Rückt man die Stühle um die ganze Länge des Fadens, also etwa 12 Fuß lang, auseinander, hebt dann den Faden ein wenig in die Höhe und läßt ihn wieder fahren, so geräth er in Schwingungen, welche noch langsam genug sind, um gezählt werden zu können, entweder durch das Gesicht, oder dadurch, daß man einen Finger unter den Faden hält, sodaß er von dem schwingenden Faden leise berührt wird. Zählt nun Jemand einige Sekunden lang die Schwingungen des Pendels, ein Anderer die des Fadens, so wird sich ergeben, daß für den angegebenen Fall der Faden 4 Schwingungen in 1 Sekunde gemacht hat. Aus diesem Versuche, so unvollkommen er auch an sich ist, kann man aber doch über das wichtige Verhältniß der Schwingungen zu der Länge des Fadens sich einigermaßen belehren. Rückt man nämlich die Stühle um die Hälfte ihrer Entfernung näher aneinander, sodaß sie nur noch 6 Fuß auseinander stehen, und sorgt dafür, daß der Faden horizontal gespannt bleibt, indem man dasselbe Gewicht so anbindet, daß es wieder frei über die andere Stuhllehne herabhängt, ohne die Erde zu berühren, und läßt nun den Faden und das Pendel schwingen, so wird er jetzt in 1 Sekunde 8, also noch einmal so viele Schwingungen als vorhin machen. Für gespannte Saiten hat man durch viel genauere Versuche, vermittelst des Tonmessers und der dazu gehörigen Berechnungen, die Schwingungsgesetze weit vollkommener aufgefunden. Sie richten sich nach der Länge und nach dem Gewichte oder der Masse der

Saiten, sowie nach der Kraft, womit die Saiten gespannt sind, und bestehen in folgenden: 1. Haben 2 Saiten gleiche Länge und gleiche Masse, mithin auch gleiche Dicke, und sind sie durch einerlei Kraft gespannt, so machen sie in derselben Zeit gleichviel Schwingungen und brauchen zu einer einzelnen Schwingung gleichviel Zeit. 2. Haben 2 Saiten gleiche Dicke und gleiche Spannung, aber verschiedene Länge, so macht die längere Saite in derselben Zeit weniger Schwingungen als die kürzere. Die Menge der Schwingungen steht überhaupt mit der Länge der Saiten im umgekehrten Verhältniß. 3. Haben 2 Saiten gleiche Länge und gleiche Spannung, aber verschiedene Dicke, so macht die dickere Saite in derselben Zeit weniger Schwingungen als die dünnere, und dieß auch im umgekehrten Verhältniß ihrer Dicke. 4. Haben 2 Saiten gleiche Länge und Dicke, aber verschiedene Spannung, so macht die stärker gespannte Saite in derselben Zeit mehr Schwingungen als die weniger gespannte. Die Menge der Schwingungen richtet sich hier nach den Quadratwurzeln der spannenden Kräfte. Von 2 Saiten, die gleich lang und dick sind, sey die eine mit 4 Pfund, die andere mit 16 Pfund gespannt. Aus 4 ist die Quadratwurzel 2, aus 16 ist sie 4. Die mit 16 Pfund gespannte macht daher in derselben Zeit 4 Schwingungen, in welcher die mit 4 Pfund gespannte Saite deren 2 macht, und schwingt daher doppelt so schnell. Nebst dem Tonmesser dienen auch elastische Stäbe, welche an einem Ende befestigt sind, zur Bestimmung der Schwingungsgesetze und deren Berechnung. Bei Orgelpfeifen und Blasinstrumenten finden diese Gesetze abermals statt. Hier ist die Luft der schwingende Körper und ihre Schwingungen sind longitudinal. Je kürzer und enger dieselbe Pfeife ist, desto mehr Schwingungen finden in derselben Zeit statt. Die schwingende Luft ist hierbei gleichsam als eine Luftsaite zu betrachten, welche desto schneller schwingt, je kürzer und enger die Pfeife ist. Bei Blasinstrumenten wird diese schwingende Luftsaite bald durch Schließung und Oeffnung von Löchern und Klappen, bald durch Lippe und Zunge, beim Waldhorn auch mit der Hand, theils verlängert und verkürzt, theils verdichtet und verdünnt. Die Regelmäßigkeit der Schwingungen besteht darin, daß in gleicher Zeit gleich viel entstehen und daß sie von einiger Dauer sind. Diese Art Schall führt den Namen Klang, zum Unterschied anderer Schallarten, die mehr geräuschartig und unregelmäßig sind. Wie verschieden auch die Wahrnehmung des Klanges bei der großen Mannigfaltigkeit der klingenden Körper ist, so hat doch jeder Klang einen gewissen Ton. Hierunter versteht man die Menge der Schwingungen, die ein Klang in einer gewissen Zeit, z. B. in einer Sekunde, macht. Je mehr Schwingungen auf einerlei Zeit kommen, desto höher, je weniger Schwingungen, desto tiefer ist der Ton. Von den tiefsten hörbaren Tönen bis zu den höchsten hörbaren Tönen gibt es aber eine lange Reihe, in welcher der Ton, von dem man anfängt, der Grundton genannt wird und wozu man den tiefsten hörbaren Ton oder jeden andern annehmen kann. Nicht weniger als die Erzeugung des Schalles erregt aber auch seine Fortpflanzung unsre Bewunderung. Wir hören den Schall eines Körpers auch dann, wenn zwischen ihm und uns noch andere Körper sich befinden. Die Schwingungen eines schallenden Körpers müssen demnach auf andere Körper, von denen sie ringsum umgeben sind, übergehen können, wenn sie dem Ohre wahrnehmbar werden sollen. Der Schall muß sich fortzupflanzen fähig seyn. Obgleich die Art und Weise dieser Fortpflanzung bis jetzt noch sehr hypothetisch ist, so ist es doch der Erfahrung gemäß, daß alle feste, tropfbarflüssige und luftförmige Körper zur Fortleitung des Schalles fähig sind, obschon der Grad dieser Leitungsfähigkeit nicht bei allen Arten von Körpern der nämliche ist. Im Allgemeinen leiten feste und tropfbarflüssige Körper, obgleich letztere für sich

selbst nicht zu den schallenden Körpern gehören, den Schall besser als die luftförmigen Körper fort, indessen die atmosphärische Luft das gewöhnlichste Fortpflanzungsmittel ist. Die gewöhnliche Vorstellung, die man sich von der Fortpflanzung des Schalles durch andere Körper macht, beruht auf der Annahme, daß die Schwingungen eines schallenden Körpers, die auf Theile eines andern Körpers treffen, diese zusammenpressen. Indem nun diese zusammengepreßten Theile sich wieder ausdehnen, drücken sie ihrerseits wieder andere Körpertheile. Durch diese wechselseitigen Zusammenpressungen und Ausdehnungen werden die Körpertheile, die davon betroffen werden, in Schwingungen versetzt, die den Schwingungen des ursprünglich schallenden Körpers ähnlich seyn und sowie der Schall überallhin und mithin rings um den schallenden Körper herum fortgepflanzt und nach entfernten Oertern geleitet. Was ins Besondere die Fortpflanzung des Schalles durch die atmosphärische Luft, welche die gewöhnliche Fortleitungsmaterie ist, betrifft, so scheint diese, ihrer großen Expansibilität wegen, vorzüglich dazu geeignet zu seyn, der vorgetragenen Hypothese entsprechen zu können. Wenn nämlich ein schallender Körper zu schwingen beginnt, so wird dadurch die Luft, die ihn zunächst umgibt, abwechselnd zusammengepreßt und wieder ausgedehnt. Wie in einem ruhigen Wasser, in welches man einen Stein hineinwirft, kreisförmige Wellen entstehen, deren Peripherie von dem Punkte an, wo sie entstehen und der ihr gemeinsamer Mittelpunkt ist, immer größer wird, bis sie endlich in ziemlicher Entfernung sich verlieren, so werden durch die Zusammenpressungen und Wiederausdehnungen der Luft, vermittelst der Schwingungen eines schallenden Körpers, ähnliche Wellen gebildet, die man Schallwellen nennt. Die Fortleitung des Schalles läßt sich nach neuern Physikern am besten mit dem Stoße einer Reihe sich berührender gleich großer elastischer Kugeln vergleichen. Sowie hier die letzte Kugel der Reihe abspringt, wenn die erste anschlägt, ebenso werden durch die Schwingungen eines schallenden Körpers die zunächst liegenden Lufttheilchen gestoßen und dieser Stoß durch eine Reihe sich berührender Lufttheilchen bis zum Ohre fortgeführt, wo dann das letzte abspringt. Sowie die Fortpflanzung des Schalles durch die atmosphärische Luft ihrer Natur nach bis jetzt noch unentschieden und eigentlich noch gar nicht bekannt ist, so ist auch die Natur dieser Fortpflanzung durch feste und liquide Körper noch unbekannt, obschon über die Fortpflanzung selbst kein Zweifel obwalten kann, da sie in der Erfahrung begründet ist. Mehr oder weniger hängt Dieses von dem Grad der Elastizität des fortleitenden Körpers ab. Völlig unelastische Körper sind zur Fortpflanzung des Schalles ebenso ungeschickt, als sie es zu dessen Hervorbringung sind. Auch Wasser und andere liquide Körper sind fähig, den Schall fortzuleiten. Man hört unter dem Wasser, wenn außerhalb gerufen und gelärmt wird. Einen Büchsenschuß kann man noch 12 Fuß tief unter Wasser hören. Ebenso hört man auch in der Luft den Schall, der im Wasser entsteht, wie man leicht erfahren kann, wenn man eine Glocke unter Wasser erklingen läßt. Noch stärker hört man den Schall im Wasser, wenn er unter dem Wasser entstanden ist. Durch welches Mittel aber auch der Schall fortgepflanzt wird, immer braucht er doch einige Zeit, um von dem Ort seiner Entstehung bis zum Ohr zu gelangen. Newton hat diese Zeit, in Beziehung auf die atmosphärische Luft, als das vorzüglichste Fortpflanzungsmittel, durch Rechnung zu bestimmen gesucht. Genauere Resultate sind durch angestellte Versuche darüber aufgefunden worden. Am genauesten wurden diese Versuche durch die französ. Akademiker Cassini, Maraldi und de la Caille im J. 1738 angestellt. Diese Versuche thaten dar, deß der Schall mit einer Geschwindigkeit von etwa 1040 pariser Fuß für eine Sekunde sich fortpflanze. Kann man hiernach bei einem Gewitter

zwischen Blitz und Donner 12 Sekunden zählen, so ist die Gewitterwolke noch 12.480 pariser Fuß oder mehr als eine halbe Meile weit weg. Ist die Luft nur ruhig, so ändert sich die Geschwindigkeit des Schalles nicht merklich ab, es mag Tag oder Nacht, der Himmel bedeckt oder heiter und, was am auffallendsten ist, der Schall schwach oder stark seyn, obgleich dieser auf eine größere Entfernung sich ausdehnen und weiter gehört werden kann. Vom Winde hingegen wird die Geschwindigkeit des Schalles verändert; geht der Schall in der Richtung der Windes, so wird seine Geschwindigkeit dadurch etwas vergrößert, im umgekehrten Falle etwas verkleinert. Auch die Wärme und Kälte der Luft ist nicht ohne Einfluß auf die Geschwindigkeit des Schalles. Nach Biot beträgt sie, wenn es eben friert, nur 1026 pariser Fuß in einer Sekunde, und nach den Versuchen, die Benzenberg im Jahr 1809 und 1811 angestellt hat, 1028 pariser Fuß. Ist die Hypothese von der Fortpflanzung des Schalles vermittelst der Schallwellen wahr, so leidet es keinen Zweifel, daß bei dichterer Luft stärkere Schallwellen sich bilden müssen als zur Zeit, wo die Luft dünner ist. Daraus ließ sich dann ableiten, daß der Schall in dünner Luft nicht so weit fortgepflanzt werden kann als wenn die Luft dichter ist; daß er daher auch auf dem Gipfel hoher Berge schwächer seyn muß als im Thale, was auch der Erfahrung gemäß ist. Auch tönt eine Glocke heller, wenn die Luft heiter und trocken, als wenn sie feucht und weniger elastisch ist. Der Erfahrung nach leitet auch die Luft, wenn sie an Elastizität zunimmt, wie z. B. an heiteren Wintertagen oder bei heiterer warmer Witterung, den Schall am ungeschwächtesten fort. Bei weitem unbestimmter ist das Gesetz über die Fortpflanzung des Schalles durch feste und liquide Körper. Feste elastische Körper sollen, nach Chladni, den Schall in eben der Zeit fortpflanzen, in welcher sie, frei aufgehängt, eine Longitudinalschwingung machen, was bei einigen Körpern, besonders bei Blasinstrumenten, wo die Luft selbst der tönende Körper ist, ziemlich zutrifft. Chladni hat, auf diesen Satz gestützt, die Geschwindigkeit der Schallfortpflanzung in der Luft und in festen Körpern mit einander verglichen und gefunden, daß einige feste Körper den Schall 16—17 Mal geschwinder fortleiten als die Luft. In Sauerstoffgas und in Salpeterluft ist die Geschwindigkeit des Schalles etwas größer, in Wasserstoffgas und kohlensaurer Luft merklich kleiner als in der atmosphärischen Luft. Ueber den Grad der Leitungsfähigkeit des Schalles vieler Körper hat Perolle zu Turin viele Versuche angestellt. Diesen gemäß folgen die Körper so aufeinander: Weißtanne, Brasilienholz, Buxbaum, Eiche, Kirschbaum, Kastanie, Eisen, Kupfer, Silber, Gold, Zinn, Blei, Darm, Haar, Seide, Hanf, Flachs, Wolle, Baumwolle. Daß Hölzer den Schall besser als Metall leiten, rührt vielleicht von der größern Menge Luft her, die sie enthalten. Perolle stellte auch Versuche über die Fortpflanzung des Schalles durch tropfbare Flüssigkeiten an. Den Schlag einer Taschenuhr, den er in freier Luft auf 8 Fuß weit hören konnte, hörte er auf 20 Fuß weit, wenn die Uhr an einem Faden hing und unter Wasser getaucht war; in Baumöl getaucht, hörte er sie auf 16 Fuß, in Terpentinöl auf 19 Fuß, in Weingeist auf 21 Fuß weit. Wem aus der Geometrie der Satz, daß die Oberflächen der Kugeln sich verhalten wie die Quadrate ihrer Halbmesser, bekannt ist, der wird leicht begreifen, daß die Stärke des Schalles in eben dem Verhältniß abnehmen muß, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Ist man 2 Meilen von dem schallenden Körper weg, so ist der Schall, unter sonst gleichen Umständen, 4 Mal schwächer als in der Entfernung von 1 Meile; in der Entfernung von 3 Meil. ist er 9 Mal schwächer u. s. w. Hierdurch muß er endlich so schwach werden, daß er nicht mehr gehört werden kann. In der Wirklichkeit kommen jedoch mancherlei Umstände vor, welche dieses Gesetz mehr oder weniger

einschränken. In gebirgigen und waldigen Gegenden verschwindet der Schall weit eher als in großen und weiten Ebenen. Bei ruhiger Luft, günstigem Winde, nächtlicher Stille und über eine Wasserfläche hin pflanzt sich der Schall weit ungeschwächter fort, als es unter abgeänderten Umständen der Fall ist. Ob der Schall sich nur in gerader Linie oder auch in krummer Linie fortpflanze, darüber ist unter den Physikern die Meinung sehr verschieden; und da unser Urtheil über die Richtung des Schalles der sichern Stützpunkte ermangelt, so kann diese Meinungsverschiedenheit durch Versuche nicht leicht entschieden werden. Indessen ist es ausgemacht, daß die Schallwellen oder, nach der Vorstellung mehrerer Physiker, die der geradlinigten Fortpflanzung das Wort reden, die von den schallenden Körpern ausgehenden Schallstrahlen, von allen Körpern, deren Oberfläche die gehörige Härte und Glätte hat, oder sonst dazu geeignet ist, unter demselben Winkel zurückgeworfen (reflektirt) werden, unter dem sie angeschlagen haben. Durch diese Zurückwerfung entstehet das laute Schallen in neuen noch unbewohnten Häusern und in Kirchen, und durch sie kann ein Schall noch einmal, öfters auch noch mehrmal mehr oder minder deutlich gehört werden. Ein so zurückgeworfener Schall wird, wenn er undeutlich und verwirrt ist, ein Wiederhall, und wenn er deutlich ist, ein Echo (vrgl. d. A.) genannt.

Schalmei, eine von der Hoboe größtentheils verdrängte Pfeife, von dieser darin unterschieden, daß sie unten kein Daumloch und einen stärkern Ton hat. — 2. Ein Orgelregister unter den Schnarrwerken von 8 Fuß Ton.

Schalthiere oder Conchylien, machen die Ordnung Testacea derjenigen wirbellosen, weißblütigen Thiere, welche in der Klasse der Würmer zusammengefaßt werden. Diese Thiere haben kalkartige Bedeckungen oder Schalen, die ihnen zur Wohnung dienen und mannigfaltig gestaltet und gefärbt sind. Das Thier selbst ist dagegen ein vollkommener Wurm. Es ist gewiß, daß jenes Haus als äußeres Merkmal unwichtiger ist als die anatomische Bildung des Thieres. Indessen sollte man beides vereinigen; man hat aber nicht nur der oft ausgezeichnet schönen Form und Farbe des Hauses wegen, sondern auch wegen der Schwierigkeit, sich das Haus stets mit den Bewohnern zu verschaffen, bisher mehr und beinahe allein auf das Aeußere Rücksicht genommen. Die Schale wächst mit dem Thiere, sodaß ihre Vergrößerung durch äußern Ansatz von Kalkmasse an die Ränder der Schalen oder, wie bei Schnecken, an die Ränder der Windungen geschieht. — Die Gehäuse sind oft sehr einfach; so lebt die Wurmröhre in Röhren, die an beiden Enden offen sind; der dem Schiffholze feindliche Bohrwurm in einer federkieldicken rundlichen Schale; der Seeigel sitzt in einem runden stacheligen Gehäuse. Die Häuser der Schnecken und Muscheln sind schon künstlicher gebaut; ihrer Zeichnungen und Formen wegen werden sie zuweilen zu hohen Preisen verkauft; hierher gehören die schraubenförmigen Wendeltreppen, die kegelförmigen Admirale mit bandförmigen Streifen, die nebst andern zu den Seltenheiten der Naturaliensammlungen gehören. Von der Perlmuttermuschel schätzt man die Schale selbst und ihre Auswüchse, die Perlen (s. d. Art.). In süßen Wassern gibt die Perlmuschel ebenfalls Perlen. Die Flußmuschel dient zur Aufbewahrung der Farben. Drei Schnecken (eine Trompetenschnecke, eine blaue kräuselförmige und eine Stachelschnecke) sucht man wegen ihres färbenden Saftes (Purpurfarbe) auf. Die Mies- und Steckmuscheln spinnen Fäden, die an Schönheit und Dauer die Seide des Seidenwurms übertreffen. Die Auster ist als Leckerbissen bekannt. Endlich gehören hierher die Corallen (s. d. Art.). Alle Conchylien haben einen weichen, gallertartigen Körper und sind mehrentheils

mit Fühlfäden versehen. Sie sind Zwitter und legen meist Eier; nur wenige gebären lebendige Junge. Eingetheilt werden die Conchylien in 4 Familien: die vielschaligen, zweischaligen (Muscheln), einschaligen mit bestimmten Windungen (Schnecken) und einschaligen ohne bestimmte Windungen. Oken, der mehr auf die Anatomie des Thieres sieht, zählt Eingeweidewürmer, Muscheln und Schnecken zusammen; er definirt sie im Allgemeinen als ein Leib mit und ohne Eingeweide, der aber mit einer wirklichen Haut umgeben ist; während die noch niedriger stehenden Thiere keine Haut besitzen. Vergl. dessen Naturgeschichte 1r Bd.; ferner Martini, systematisches Conchylienkabinet, fortgesetzt durch Chemnitz, welches zu Nürnberg 1768 erschienen ist.

Schalttag, s. Chronologie.

Schamanen nennt man in einem Theile von Mittel- und Nordasien die Priester, welche zugleich Aerzte, Zauberer und Geisterbeschwörer sind. Das schamanische Heidenthum ist die Religion der rohesten Völker, welches man mit Recht zu dem Fetischmus zählt. Der alte Schamanismus herrscht bei den Kamtschadalen, Koräken, Tschukschen, Yukagiren, Tungusen, Jakuten, Ostiaken, Samojeden und andern tatarischen Völkern. Alle nehmen zwar höhere Wesen, ja die Kamtschadalen sogar einen obersten Herrn der Welt und der darin vorhandenen Dinge an; allein sie haben daneben eine große Anzahl zum Theil selbst gemachter Götter, die ihnen weit bedeutender scheinen, als jene oberste Gottheit, welche Kutka heißt. Glück und Unglück hängt nicht von diesem, sondern theils von den Menschen, theils von den Untergöttern ab. Sie nehmen die Welt für ewig an, glauben eine Unsterblichkeit der Seele, einen glücklichen künftigen Zustand, dehnen aber den Satz der erstern und der Wiedererwachung so weit aus, daß sie sich jedes Thier fortlebend oder wieder erwachend denken. Ihre religiösen Verrichtungen sind hauptsächlich auf die bösen Geister gerichtet; denn fast von jedem Wesen nehmen sie an, daß es ihnen schaden könne und daher von ihnen angerufen und besänftigt zu werden verdiene. Die Priester oder Zauberer sind gemeine Leute beiderlei Geschlechts, welche von dem Volke als Mittler zwischen den gewöhnlichen Menschen und höhern Wesen angesehen werden. Ihre Unterhaltung mit den Geistern geschieht, wie vormals bei den Zauberern und Teufelsbannern in Europa, unter sonderbaren, widrigen, das Volk täuschenden Ceremonien, und ihnen gehören die reichlichen Opfer und Geschenke, welche dargebracht werden. Wahrscheinlich wurde die schamanische Religion in den südlichen Gegenden Asiens erst durch die neuen Belehrungen des Confuzius und Zoroaster verdrängt. Die neue, in Tangut, einem Theile von China und der Mongolei noch fortdauernde schamanische Religion, weniger abergläubisch, heißt die lamaische oder schigamunische, die sich in China durch die Mandschu verbreitet hat und dort die Hofreligion ist; außerdem noch in Tibet, einem Theil Ostindiens, der Tatarei und Mongolei und bei den Kalmücken herrscht. Die Meinung von der Seelenwanderung und die Verehrung des Abgotts Fo machen einen Theil der neuschamanischen Religion aus.

Schandpfahl oder Pilory ist ein erhöhter Ort auf einem öffentlichen Platze mit einem Pfahle, an den ein Verbrecher, welchen das Gericht hierzu verurtheilt hat, von dem Gerichtsfrohn gebunden und dem Gespötte und der Verachtung des Volkes preisgegeben wird. Eine solche Ausstellung zur öffentlichen Schande soll einen doppelten Zweck haben: den Verbrecher zu strafen und zu bessern und das Volk von ähnlichen Vergehen abzuschrecken. Ob diese beiden Zwecke durch ein solches Mittel erreicht werden? Gewiß nicht. Dem Menschen, der einmal der öffentlichen Verachtung

hingegeben war, ist jedes Thor zur Besserung verschlossen; denn seine Familie stößt ihn aus und kein ehrlicher Mensch nimmt ihn auf; eben so wenig hat er Hoffnung, je in einem ehrbaren Gewerbe fortzukommen. Eine ehrlose Strafe verhärtet überdieß das Gemüth mehr, als daß sie dasselbe zu bessern Gesinnungen leitet; und so geht der Mensch schlechter vom Schandpfahle weg, als er hinkam. Ein Schandpfahl wird aber nur Solche schrecken, die nie einen Schandpfahl nöthig haben werden. Die meisten Verbrechen geschehen aus Noth oder aus furchtbaren Leidenschaften; beide aber lassen sich durch einen Pilory nicht schrecken. Auch ist in der neuern Zeit dieß Strafmittel fast gänzlich außer Gebrauch gekommen.

Schanze, ein auf freiem Felde geschwind aufgeworfene Befestigung, welche mit einer Brustwehr ohne Wallgang umgeben wird. Ist sie viereckicht, so bekommt sie den Namen Redoute. Eine reguläre, oder aus mehreren gleichseitigen Ecken bestehende, heißt Sternschanze; die mehrsten Schanzen sind aber irregulär, weil es die Lage und Beschaffenheit des Bodens gewöhnlich nicht anders erlaubt. Zur Errichtung von Schanzen führt die Artillerie Schanzzeug bei sich. Zu ihm rechnet man für die Feldartillerie die Äxten, Schippen, Hacken und Beile; und es ist den Grundsätzen der Ausrüstung angemessen, daß eine jede Batterie mit diesen Dingen versehen seyn muß. Bisher gab man jedem Geschütz eine Schippe, eine Hacke und ein Beil, und der Batterie eine Handsäge und eine Axt mit. Ob diese Gegenstände nach wie vor an der Protze befestigt, oder auf den Leiterwagen mitgeführt werden, ist noch nicht entschieden; so viel aber ist gewiß, daß die Batterien das Schanzzeug im Felde nicht entbehren können und mannichfaltige Gelegenheit finden werden, es mit Vortheil anzuwenden. Wichtig sind bei dem Baue der Schanzen die Schanzkörbe. Sie sind cylindrische, von Weiden- oder Birkenholz geflochtene Körbe, welche, mit Erde gefüllt, zur Bedeckung der Batteriebrustwehren dienen. Um ihnen eine völlig runde Gestalt zu geben, wird entweder ein Kreis auf der Erde beschrieben; besser aber bedient man sich dazu der Tonnenbänder, deren innerer Durchmesser 1 Fuß beträgt. Sie werden gemeinhin in 11 Theile getheilt und innerhalb jedes Theilpunkts wird ein Pfahl von der Höhe des Schanzkorbes 6 Zoll tief in die Erde geschlagen. Die Schanzkörbe zu Batterien dürfen nicht niedriger als 4 Fuß seyn; die Pfähle dazu werden 5 Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll ins Gevierte stark gemacht. Zu den Sappen wurden bisher die Schanzkörbe 3 Fuß hoch gemacht; die neuesten Erfahrungen aber tadeln dieß. Nachdem die 11 Pfähle in die Erde eingeschlagen sind, wird der Tonnenband bis oben heraufgeschoben, jeder Pfahl für sich festgebunden und dann mit dem Flechten von unten angefangen. Das Flechtwerk an einem Schanzkorbe muß in sich nicht rund, sondern flach seyn; der Korb wird dadurch früher fertig und erhält keine unförmliche Dicke, denn er soll äußerlich nicht dicker als 26 Zoll seyn. Sobald der Schlußkranz beendigt ist, wird der Korb aus der Erde genommen, und flach hin und hergerollt, um ihn völlig zu ründen. Vorher aber wird er äußerlich mit einem Faschinenmesser glatt beputzt. Um dem Feinde das Andringen und Erstürmen des befestigten Werks zu erschweren, bringt man vor und an ihm noch große Hindernisse an; z. B. Pallisaden, Sturmpfähle, spanische Reiter, Pfähle, Eggen, Sturmbalken, Verhaue ꝛc.

Scharbock, eine Krankheit, die vorzugsweise ihren Sitz in den kältern, nördlichen Gegenden und an den Seeküsten hat. Daß nicht die feuchte Kälte und der anhaltende Genuß salziger und verdorbener Speise den Scharbock allein verursachen, beweisen die Grönlandsfahrer. Jetzt, wo man eine größere Sorgfalt für die Reinlichkeit des Schiffes und seiner Mannschaft trägt, und vor allem darauf sieht, daß man die letztere aufgeräumt und guten Muthes erhalte, ergreift viel seltener der Scharbock die Fahrer; während er in frühe-

rer Zeit oft die eine Hälfte der Equipage unbrauchbar und die andere weniger rüstig zum Schiffsdienst machte. Feuchte Kälte und salzige Nahrung können allerdings zur Begründung des Scharbocks beitragen; doch die einzigen Ursachen sind sie nicht und vielleicht nicht einmal die vorzüglichsten; denn Cook, der so lange in den nördlichen Meeren herumfuhr und nur von Eingesalzenem sich nährte, hielt den Scharbock von seiner Mannschaft ab durch Reinlichkeit und durch seine Kunst, die Gemüther immer fröhlich zu erhalten. Der Anfang der Krankheit zeichnet sich durch Mißmuth und Müdigkeit aus; das Gefühl der letztern kann so wachsen, daß der Kranke keiner Anstrengung mehr fähig ist. Bald darauf wird das Zahnfleisch schmutzigblau, schwillt an, löst sich von den Zähnen ab und blutet leicht; der Athem riecht übel, die Zähne werden locker und fallen selbst aus. Das Gesicht wird blaß; auf der Haut entstehen dunkle Flecken, besonders an den Armen und Füßen. Im Fortschreiten der Krankheit schwellen die letztern an. Der Kranke fühlt sich so ermattet, daß er zu keiner noch so wohlthätigen Bewegung aufgemuntert werden kann. Bei der geringsten Anstrengung bekommt er Brustbeklemmung, die sich bis zur Erstickungsangst steigert. Die Ermattung erreicht den äußersten Grad und verbietet jede Bewegung. Bei einer höhern Ausbildung der Krankheit befallen den Kranken Ohnmachten, wiederkehrende Empfindungen von Erstickung; hiezu gesellen sich Reißen und Schmerzen in den Gliedern, die bis in das Mark der Knochen zu dringen scheinen. Die dunkelblauen Flecken der Haut gehen in Geschwüre über, die leicht bluten, und die schwarzen Stellen des Zahnfleisches werden gangrenös. Später vermehrt sich noch die Auflösung des Blutes und seine Neigung, sich zu ergießen; es entstehen Blutflüsse, die nicht leicht gestopft werden können; sie vermehren die Schwäche und Ohnmachten und haben nicht selten den Tod zur Folge. In andern Fällen verbreitet sich der Brand; ganze Glieder werden davon ergriffen und schwarz; und nun entwickelt sich eine allgemeine Wassersucht, welche in Verbindung mit einer allgemeinen Lähmung die Leiden des Kranken endigt. Die Krankheit beruht zunächst auf einer Anomalität des Ernährungsprozesses und auf der hieraus hervorgehenden Auflösung des Blutes; es hat seine Plastizität und seinen normalen Zusammenhang verloren. Aus diesem Grunde wirken auch alle jene Mittel wohlthätig, welche den Lebensreiz des Blutes vermehren und seiner Zersetzung entgegenstehen. Jenen Ländern, in welche jene Einflüsse, durch deren Zusammenwirken der Scharbock hervorgebracht wird, einheimisch sind oder doch am leichsten eintreten, hat auch die Natur das beste Heilmittel geschenkt: das Löffelkraut (Cochlearia officinalis); gut sind ebenfalls alle Pflanzensäuren, kurz Alles, was die Thätigkeit der Verdauung vermehrt und das Reproduktionssystem aufregt.

Scharfschützen, s. Tirailleurs.

Scharlach, eine Farbe welche zwischen roth und gelb steht. Man bereitet sie aus Fernambukholz oder Cochenille (s. d. A.). Da aber diese Farbenmateriale für sich nur karmosinroth färben, so beizt man die zu färbende Waare mit Zinnauflösung oder Zinnsalz, um jenes Scharlach zu erhalten. Das Scharlach aus Fernambuk ist schöner als aus der Cochenille; allein letzteres ist nur allein dauerhaft.

Scharlachfieber ist ein Fieber mit einem Hautausschlage verbunden. Gewöhnlich ist die Krankheit epidemisch und befällt vorzugsweise Kinder; ansteckend ist sie immer. Das Fieber ist bald gelind, bald stark; bald gut. bald bösartig. Der Ausschlag bildet dunkelrothe Flecken, die bald einzeln stehen und bald zusammenfließen. Eine Entzündung des Halses und sehr oft der Halsdrüsen begleitet die Krankheit, die stets in 4 Perioden verläuft. Zuerst erscheint das Fieber mit den gewöhnlichen Affektionen und den Halslei-

den. Oft sind auch Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und selbst Irreden damit verbunden. Am dritten, und im Falle, daß das Fieber heftig ist, am zweiten Tage, erscheinen die Flecken klein und blaß, die sich aber bald röthen und ausdehnen; sie erscheinen in der Regel zuerst im Gesicht, der Brust, dem Leibe und zuletzt an Händen und Füßen. Die Haut brennt. Das Fieber wächst bis zum fünften oder sechsten Tage. Das Gehirn wird ergriffen; der Kranke phantasirt, tobt sogar. Die Entzündung im Halse vermehrt sich und oft gesellt sich ein Speichelfluß hinzu. Bei einem einfachen nicht heftigen Gange der Krankheit erreicht das Fieber gemeiniglich am fünften bis sechsten Tage seine Höhe; im entgegengesetzten Falle kann es bis zum vierzehnten dauern. Jetzt vermindert sich das Fieber, die Röthe der Flecken nimmt ab und zwar wie sie aufgetreten sind; zuerst im Gesichte und zuletzt an Händen und Füßen. Eben so verliert sich der Halsschmerz; nur halten noch oft die Drüsengeschwülste an. Mit der Abnahme der Röthe fängt meist die Periode der Abschuppung an. Die alte Haut läßt sich in großen Stücken von der neuen, unter ihr liegenden, trennen. Mit der Abschuppung hat auch die Krankheit ihren Lauf vollendet; doch muß man den Kranken während der Hautablösung und noch einige Wochen nachher vor jeder Erkältung hüten, weil die neugebildete Haut ungemein empfänglich ist und in ihren Funktionen leicht durch schädliche Einflüsse gestört wird. Eine allgemeine oder lokale Wassersucht war oft die Folge hievon. Gefährlich wird das Scharlachfieber, wenn sein regelmäßiger Gang gestört oder es nervös wird; wenn die Entzündungen des Halses sich zu sehr steigern, oder andere Lokalentzündungen, als des Gehirns ꝛc. hinzukommen. Die Behandlung jedes Scharlachfiebers muß einem Arzte übergeben werden; übrigens ist ein kühlendes und die Thätigkeiten des Organismus mäßigendes Verhalten in den meisten Fällen zweckmäßiger, als ein warmes, erhitzendes Verfahren.

Scharnhorst (Gebh. von), geb. 1756 zu Hämelsee im Hannöverschen. Sein Vater, bürgerlichen Standes, dem man ein bedeutendes Gut durch einen Prozeß streitig machte, besaß zu wenig, dem Knaben anfänglich eine ausgezeichnete Erziehung geben zu lassen. Er schickte ihn in die Dorfschule und erzog ihn zur Landwirthschaft. Scharnhorst war schon Jüngling geworden, als seine Neigung eine entscheidende Richtung zum Militairstande, das Lesen von Friedrichs des Großen Feldzügen, die er beim Predigers Ortes fand, und vor Allem durch die Erzählungen eines Invalidenunteroffiziers von seinen Kriegsabentheuern, erhielt. Um diese Zeit gewann der Vater den Prozeß und das Gut Bordenau, und der Sohn konnte seiner Neigung folgen. Obgleich ihm noch fast alle wissenschaftliche Kenntnisse mangelten, nahm ihn doch der Graf Wilhelm zu Schaumburg Lippe-Bückeburg, dem der Knabe mit seinem lebhaften Geiste gefiel, in die zu Steinhude errichtete Kriegsschule auf. Mit aller Anstrengung legte sich hier Scharnhorst auf die Kriegswissenschaften und machte rasche Fortschritte. Im Jahre 1777, wo der Graf Wilhelm starb, war Scharnhorst Conducteur. Bald darauf stellte ihn der hannöversche General Estorf als Fähndrich in sein Regimente an. Ihm wurde ebenfalls der Unterricht der Unteroffiziere und der ältern Offiziere übertragen. Einen Namen machte er sich durch die Einrichtung der Fernröhre mit Mikrometern für den Kriegsgebrauch und durch gute statistische Tabellen. 1780 ward er Artillerielieutenant zweiter, bald erster Lehrer an der damals errichteten Kriegsschule. 1792 ward er Stabshauptmann und das Jahr darauf erhielt er die Anordnung einer reitenden Artilleriecompagnie. Seinen schriftstellerischen Namen hatte er früher durch sein Handbuch der Kriegswissenschaft, sein Taschenbuch für Offiziere und durch sein militärisches Journal ausgebreitet. Größer

Ruhm erwarben ihm 1794 die Vertheidigung von Menin und das heldenmüthige Durchschlagen durch einen zehnfach stärkern Feind. Wenn gleich der General Hammerstein bei beiden an der Spitze stand, war er doch so edelmüthig, das ganze Verdienst der Unternehmungen dem Plane und der Ausführung Scharnhorst's zuzuerkennen. Scharnhorst empfing vom Könige von England einen Ehrensäbel, ward zum Major im Generalstabe ernannt und bald darauf zum Obristlieutenant erhoben. Der Herzog von Braunschweig empfahl ihn dem Könige von Preußen, der Scharnhorst als Obristlieutenant in seine Dienste nahm. Als dritter Quartiermeister-Lieutenant in den Generalstab versetzt, hielt er in Berlin Vorlesungen für Offiziere. 1804 ward er Obrist, 1807 Generalmajor. Bei Auerstädt empfing er zwei Wunden; leitete dennoch als Chef des Generalstabes Blüchers Rückzug nach Lübeck. Ausgewechselt ging er nach Preußen, wo er Theil an der Eylauer Schlacht nahm. Nach dem Tilsiter Frieden ernannte ihn der König zum Präsidenten der Commission zur neuen Einrichtung des Heeres. Auch ward ihm auf kurze Zeit die Verwaltung des gesammten Militairwesens anvertraut. Nachher ward er Chef des Ingenieurscorps. 1813 wurde er zum General-Lieutenant erhoben. Scharnhorst that vieles zur Vorbereitung des Volkes zum Freiheitskampfe. 1813 entwarf er einen allgemeinen Bewaffnungsplan und leitete nach ihm dieselbe ein. 1813 führte er Blüchers Heer als Chef des Generalstabes nach Sachsen, focht in der Schlacht bei Lützen und ward am Schenkel durch eine Kartätschenkugel verwundet. Er gönnte sich nicht die zur Heilung erforderliche Ruhe, sondern eilte mit Aufträgen seines Königs nach Wien. Er starb einige Wochen nach der Schlacht zu Prag. Preußen verdankt ihm viel und wird stets sein Andenken werth halten. Es ist im Werke, ihm ein Denkmal zu Prag, dessen Kosten das preußische Heer durch Subscription zusammenbrachte, zu errichten.

Schatten und Licht. Die Malerkunst, die nur auf Flächen arbeitet, würde keine Erhöhungen und Vertiefungen andeuten und folglich keine Körper täuschend nachbilden können; wenn sie das Geheimniß nicht besäße, durch hellere oder dunklere Farben Licht und Schatten in ihre Werke zu bringen. Die Lehre von Schatten und Licht fußet auf die Natur; denn in den Ländern, wo die Sonne fast senkrecht scheitelt und demnach die Gegenden wenig oder gar keinen Schatten werfen, mangelt auch den Kunstgebilden derselbe. Schatten ist kein Mangel an Licht; denn dann wäre er Finsterniß und wir könnten im Schatten nicht sehen; sondern in dem beschatteten Raume ist nur weniger Licht als in seiner Umgebung. Hieraus folgt, daß die schwarze Farbe nicht tauglich ist, um den Schatten darzustellen (sie kann selbst zum Körper werden, indem sie das Licht wiederstrahlt), sondern solche durchsichtige Farben, die das Licht einsaugen. An Gemälden bemerkt man drei Arten von Schatten; nämlich: Da jedes Gemälde nur ein Hauptlicht hat, so müssen seine Gegenstände und ihre Theile dem Lichte theils näher, theils entfernter stehen; jene werden mehr, diese weniger erleuchtet erscheinen; es muß daher unter ihnen eine allmählige Abstufung des Lichtes finden statt. Der Schatten nun, der sich über alle Theile eines Gemäldes ausbreitet, die dem Lichte entgegenstehen, heißt Hauptschatten. Je einfacher die Lichtquelle, je mehr alle zufälligen und Nebenlichter vermieden werden, und je mehr die Schattenmassen sich ausbreiten und verbinden; desto vortheilhafter muß die Wirkung eines Gemäldes seyn. Schlagschatten sind solche, die auf einen Gegenstand geworfen werden, um ihn vor den Gegenständen, die hinter ihm sind, hervortreten zu lassen. Halbschatten sind entweder die Mitteltinten zwischen dem Lichte und dem Hauptschatten, oder die Wiederscheine. Die letztern sind nichts anders, als die Wirkungen des Lichtes, zurückgeworfen

durch die Theile, welche das Hauptlicht erhellt, auf andere Gegenstände, welche desselben beraubt sind. Die beschatteten nehmen keinen Theil an dem Lichte, als durch Wiederscheine, welche durch die Erde oder durch die beleuchtete Oberfläche der Körper, welche sie umgeben, auf sie zurückgeworfen werden. Auch die Architektur kann des Schattens nicht entbehren. Da die Erfahrung bewiesen hat, daß ihre Zeichnungen eine bessere Wirkung hervorbringen, wenn sie durch den Winkel von 45 Graden erleuchtet werden; so ist man überhaupt dahin übereingekommen, daraus einen Grundsatz, um sie gehörig zu beschatten, zu bilden: nämlich vorauszusetzen, daß der Strahl des Lichtes, welcher die Gegenstände erleuchtet, auf die Horizontalfläche 45 Grad und auch 45 Grad auf die Vertikalfläche ist. Ungeachtet dieser Uebereinkunft, die so nützlich zur Richtung, zur Ausladung des Körpers ist und bei der Beurtheilung ihrer Wirkungen, behaupten dennoch einige Künstler, es sey nicht nöthig, daß in einer architektonischen Zeichnung die Schatten mit diesem Grundsatze, welchen uns die Natur gibt und den wir natürlich nennen, übereinkomme. Es ist möglich, daß die falschen Wirkungen, welche man sich erlaubt, den Zeichnungen zu geben, nicht immer ihrer Schönheit schaden; aber sie sind der Wahrheit zuwider. Es ist unstreitig, daß die Gestalt und Größe der Schatten die einzigen Mittel sind, die wahre Wirkung der geometrischen Aufrisse zu beurtheilen. Man würde in den perspektivischen Zeichnungen sich von der Wahrheit der Schatten entfernen können, weil außer der Höhe und Breite, welche mit den geometrischen Aufrissen gemeinschaftlich sind, sie noch die Decken und verhängten Theile haben, welche die Wirkung derselben bemerkbarer machen. In allen architektonischen Zeichnungen müssen die Schatten der Körper, welche vorstehend sind, stärker und farbiger seyn, als die der entferntern Körper. Hier gibt es indessen einige Ausnahmen in Hinsicht der Wiederscheine. Es ist leicht zu begreifen, daß, je mehr die Gegenstände entfernt sind, desto mehr Licht sich zwischen ihnen und ihren Beobachtern befindet. Da aber die Luft immer mehr oder weniger mit Dünsten angefüllt ist, so schwächen diese Dünste die Lebhaftigkeit der Schatten so sehr, daß, wenn man sich bei einem Baue stellt, und man damit die Wirkungen mit denjenigen eines andern entferntern Gebäudes vergleicht; so wird man bemerken, daß alle Schatten des erstern viel stärker sind, und daß seine Mauern weißer und der Glanz der Farben klarer und heller erscheinen, wie auch, daß die Schatten des entferntern Gebäudes weit undeutlicher werden, auch daß seine Farbe eine gewisse Bläue annimmt, welches keine andere Ursache hat, als die Wirkung der Dünste im Verhältnisse der Entfernung und der Masse der Luft, welche sie trennen. Dieß ist die allmählige Schwächung der Wirkungen nach dem Verhältnisse der Entfernung, welche man Luftperspektive nennt, und deren Wirkungen die geometrische Zeichnung folgt.

Schattirung nennt der Maler die verschiedene Beleuchtung, die durch ein und dieselbe Farbe, nur indem sie mehr oder weniger stark aufgetragen wird, hervorgebracht wird. Andere nennen Schattirung auch Nüance, Mitteltinte; dann sind es alle jene Farbentinten, durch welche sich das Licht von dem Punkte, wo es den Gegenstand am hellsten erleuchtet, allmählig verliert und bald in einen ganzen oder halben Schatten oder auch in eine weniger helle Farbe übergeht.

Schatulle, Chatoulle (Cassette franz.), nennt man jede Privatkasse, besonders aber die Privatgelder eines Fürsten. Daher heißen auch jene Güter, welche das Privateigenthum des Fürsten ausmachen und von ihm beliebig benützt werden können, Chatoullengüter. Sind diese Güter nicht besonders privilegirt, so unterliegen sie den allgemeinen Landeslasten.

Schauer, Schauder. Diese Worte bezeichnen verschiedene Grade zitternder Bewegungen der Haut oder des ganzen Körpers. Wenn das Fieber eintritt, so fängt es mit einem kleinen Schauer an, welcher bald in einen heftigen Schauder übergeht. Von dem Schauder, der durch Affekten erregt wird, braucht man gewöhnlich nur das allgemeinere Wort Zittern. Man zittert vor Furcht oder vor Freude. Kälte hingegen erregt Schauer, durch Zusammenziehen der Haut.

Schauspiel. Das Wort Schauspiel hat verschiedene Bedeutungen; im Allgemeinen heißt jede Darstellung auf dem Theater Schauspiel; in einem andern Sinne bedeutet es die dramatischen Gedichte selbst, und im engern jene Gattung von dramatischen Gedichten, die sich in der neuern Zeit zwischen das Trauer- und Lustspiel geschoben hat und welche die Alten nicht kannten. Mit der Tragödie theilt sie den mehr erhabenen, ernsten Gang und erregt selbst, wie sie, Furcht und Mitleid; mit der Komödie hat sie den glücklichen Ausgang, die Lösung ohne Blut und Unglück gemein. Man nennt daher das Schauspiel auch Rettungskomödie, Rührspiel, rührendes Lustspiel, Comoedie larmoyante. Die Hauptstücke eines Schauspiels, oder eines dramatischen Gedichtes überhaupt, sind folgende: 1) die Fabel, 2) die Handlung, 3) die Personen und ihre Charaktere, 4) die Verschürzung, 5) die Lösung des Knotens, 6) der Dialog. Die Fabel des Stückes ist der Stoff der Dichtung; sie ist die Grundlage, das Gerippe, was der Dichter bekleiden soll. Jedem Drama muß eine Geschichte zu Grunde liegen; diese mag nun eine wirkliche oder eine erdichtete seyn. Aristoteles theilt, der Natur der Fabel gemäß, die Tragödien in einfache und zusammengesetzte. Aber es ist nützlicher, einen Unterschied für die dramatische Poesie nach den verschiedenen Absichten zu bestimmen, welche diese Werke sich vorsetzen. Ein dramatisches Gedicht, dessen Absicht nicht weiter geht, als die Leidenschaften zu erregen und Gemälde von Tugenden und Lastern zu geben, kann durch die Benennung, pathetisch, unterschieden werden. Aber wenn die Fabel vorsetzlich so eingerichtet ist, daß sie eine gewisse moralische Wahrheit in ein starkes Licht setzt, indem sie die natürliche Verbindung zwischen unordentlichen Leidenschaften und äußerlichen Unglücksfällen zeigt, so kann das Werk moralisch genannt werden. Die Fabel wirkt auf unsere Leidenschaften, indem sie ihre Begebenheiten als vor unsern Augen vorgehend, vorstellt, und durch die Verblendung uns eine Ueberzeugung von Wirklichkeit aufdringt. Daher ist es in dramatischen Werken von der größten Wichtigkeit, jedes Mittel zu brauchen, das die Verblendung befördern kann; wie z. B. irgend eine bekannte Begebenheit aus der Geschichte zu borgen und Umstände hinzuzudichten, welche die Absicht des Dichters befördern können. In diesem Falle erkennen wir die vornehmsten Umstände für wahr, und unser Glaube verbreitet sich leicht auf die andern. Aber wenn man ein Subjekt wählt, das eine große Figur in der Geschichte macht, so ist noch mehr Vorsicht nöthig, als wenn Alles erdichtet ist. Im letzten Falle hat die Erfindung freien Raum; der Dichter ist durch nichts eingeschränkt, als durch die Sorgfalt, seine Charaktere und Begebenheiten zu richtigen Kopien der Natur zu machen. Aber wenn die Fabel auf eine Geschichte gegründet ist, so dürfen keine Umstände hinzugedichtet werden, die nicht natürlich mit denen zusammenhängen, deren Wahrheit uns bekannt ist; man kann der Geschichte zusetzen, aber nicht ihr widersprechen. Ferner muß das gewählte Subjekt der Zeit, oder wenigstens dem Orte nach, von uns entfernt seyn; denn das Gewöhnliche in Personen und Begebenheiten, die nahe mit uns verbunden

sind, muß durchaus vermieden werden. Einen Vortheil haben sie über die Erdichtung, daß sie leichter unsern Glauben erhalten, welches mehr, als kein anderer Umstand beiträgt, unsere Sympathie zu erregen. Die Scene der Komödie wählen wir gewöhnlich in unserer Heimath; das Gewöhnliche macht hier keinen Einwurf, und wir sind besonders für das Lächerliche in unsern eigenen Sitten empfindlich. Nachdem ein schickliches Subjekt gewählt ist, so scheint uns die Arbeit noch ziemlich fein, es in seine Theile zu theilen. Der Schluß eines Aktes in einem Schauspiele kann nicht ganz willkührlich seyn; die Absicht dieser Eintheilung kann auch nicht etwas so Unbeträchtliches seyn, als bloß die Theile von gleicher Länge zu machen. Die Pause bei dem Ende jedes Aktes muß allemal mit irgend einer Pause in der Handlung zusammentreffen. Aus diesem Gesichtspunkte muß ein dramatisches Gedicht einer Periode ähnlich seyn, welche in ihre Glieder zertheilt ist, die durch regelmäßige Pausen von einander unterschieden sind. Jeder Akt in einem dramatischen Gedichte muß daher mit irgend einem Zufalle schließen, der eine Pause in der Handlung macht; denn dieß ist der einzige Grund, der die Unterbrechung der Vorstellung rechtfertigen kann. Es würde abgeschmackt seyn, die Handlung in der größten Hitze stille stehen zu lassen; Jeder würde sich dawider empören. Die Handlung mag auch langsamer werden, so bleibt die Ungereimtheit doch immer noch, wenn die Handlung nicht wirklich auf einige Zeit aufhört. Da Handlung die Hauptsache in jedem dramatischen Werke ist, so müssen die Gedanken und der Ausdruck nur der Handlung untergeordnet seyn, um diese natürlich und den Umständen gemäß zu machen. Die Anwendung dieser Regel auf unsere neuern Schauspiele würde eine große Menge derselben in ein bloßes mageres Skelett verwandeln. Jedes dramat. Gedicht kann nur eine Hauptfabel haben; und läuft noch eine Nebenfabel hinein, so muß sie, nach Art der Episode in einem Epos, der Hauptfabel untergeordnet seyn; denn der Zuschauer würde mehr verwirrt als interessirt werden, wenn er zu gleicher Zeit zwei Hauptfabeln, die gleich interessant wären, verfolgen müßte. Und gesetzt, es ist nur eine untergeordnete Fabel, von der Art einer Episode, so thut sie doch selten gute Wirkung in dem Trauerspiele, dessen vornehmste Eigenschaft Simplizität ist. Die Mannichfaltigkeit ist daher in der Komödie zu dulden, die bloß ergötzen will, ohne die ganze Seele zu beschäftigen. Aber auch hier ist noch viele Kunst nöthig, eine doppelte Fabel angenehm zu machen; die Nebenfabel muß in ihrem Tone nicht sehr von dem Tone der Hauptfabel abweichen; denn ob man gleich verschiedene Leidenschaften zugleich vorstellen kann, so sind dennoch ungleichartige Leidenschaften in ihrer Vereinigung unangenehm, welches ein wichtiger Einwurf wider die Tragödie ist. Die Nebenfabel muß so mit der Hauptfabel verbunden werden, daß in beiden dieselben Personen handeln; die Pausen oder die Zwischenräume der Haupthandlung müssen mit der Nebenhandlung gefüllt werden, und beide müssen sich zusammen entwickeln. Gewaltsame Handlung muß vom Theater ausgeschlossen bleiben. So lange das Gespräch fortrückt, vereinigen sich tausend Umstände, uns zu einer Vorstellung von Wirklichkeit zu verblenden, echte Gesinnungen, pathetischer Ausdruck, überredende Geberden; der Zuschauer, der einmal interessirt ist, läßt sich gerne täuschen, vergißt sich selbst und genießt ohne Bedenken das Schauspiel als eine wirkliche Begebenheit. Aus diesem von sich selbst abwesenden Zustande wird er durch eine gewaltsame Handlung gerissen. Er erwacht, wie aus einem ergötzenden Traume, faßt sich und findet, daß Alles Erdichtung

war. Das Gespräch muß so geleitet werden, daß es zu einer wahren Vorstellung der Natur wird. Die Kunst zu dialogisiren ist schwer; nach ihr muß jede einzelne Rede, sie mag kurz oder lang seyn, aus Demjenigen entspringen, was die vorher redende Person gesagt hat, und Materie zu Demjenigen geben, was nachher gesagt werden wird, bis an das Ende der Scene. Aus diesem Gesichtspunkte sind alle die Reden, von der ersten bis zur letzten, so viel verschiedene Glieder, die alle sich in eine regelmäßige Kette vereinigen. Kein Autor, weder unter den Alten noch unter den Neuern, ist dieser Kunst so mächtig, als Shakspear. Jedes Redenspiel, das mit dem Ganzen in keiner nothwendigen Verbindung steht, hat, außer seinem unnatürlichen Ansehen, noch eine schlimme Wirkung; es hält den Lauf der Handlung zurück, weil es auf Nichts endigt. Kein Fehler ist unter Schriftstellern gewöhnlicher, als eine Rede noch fortzusetzen, wenn die Ungeduld der Person, an die sie gerichtet ist, diese treiben müßte, dem Redenden ins Wort zu fallen. Der Reim, der im Gespräch nothwendig unnatürlich und widerlich wird, ist zum Glücke vom Theater verbannt. Hierdurch haben die dramatischen Dichter so viel gewonnen, daß sie nachher nicht einmal daran gedacht haben, ihre Vortheile noch weiter zu treiben. Und gleichwohl kann der reimfreie Vers, so angemessen er auch erhabenen Charakteren und feurigen Leidenschaften seyn mag, in dem Munde geringer und untergeordneter Personen unschicklich scheinen. Warum soll es denn eine Regel seyn, daß jede Scene in der Tragödie in reimfreien Versen seyn muß? Shakspear ist mit einem sehr richtigen Geschmack einer andern Regel gefolgt; nämlich die Prosa mit dem Verse zu vermischen, und den letztern nur da zu brauchen, wo die Wichtigkeit und Würde des Subjekts ihn erfordern. Gemeine Gedanken und Begebenheiten müssen in einer gemeinen Sprache ausgedrückt werden; und scheint es uns nicht lächerlich, wenn ein Bedienter einen Auftrag in Versen ausrichtet, so ist es bloß eine Wirkung der Gewohnheit, die einen Schleier über das Lächerliche zieht. Kurz, die Mannichfaltigkeit der Charaktere und Situationen, welche das Leben eines Schauspiels ist, erfordert nicht nur eine verhältnißmäßige Mannichfaltigkeit in den Gesinnungen, sondern auch eine gleiche Mannichfaltigkeit in der Sprache des Dialogs. Wenn die Einheit der Handlung eine Hauptschönheit in einer Fabel ist, die menschliche Dinge nachahmt, so muß eine doppelte Fabel ein Hauptfehler seyn, indem sie zwei Reihen unverbundener Gegenstände vorstellt. Der Mannichfaltigkeit wegen gestatten wir eine Nebenhandlung, die mit der Haupthandlung verbunden ist; aber zwei Handlungen ohne Verbindung machen eine sehr ungestaltete Fabel, und dieser Fehler wird nur wenig dadurch vermindert, daß man dieselben Personen zu beiden Handlungen gebraucht. Ein zergliedertes Schauspiel ist eine Kette verbundener Vorfälle, von welcher jeder Auftritt ein Glied ist. Jeder Auftritt muß folglich einen gewissen Vorfall wirken, der sich auf die Entwickelung der Hauptbegebenheit bezieht, indem er sie entweder befördert oder zurückhält. Ueberhaupt ist es offenbar, daß alle die Vorfälle in einer historischen Fabel eine wechselseitige Verbindung unter sich, durch ihre gemeinschaftliche Beziehung auf die Hauptbegebenheiten oder die Entwickelung, haben müssen. Und diese Beziehung, in welcher die Einheit der Handlung besteht, ist den dramatischen Werken sehr wesentlich. Griechische, französische und auch ältere deutsche Kunstrichter haben auf das Gesagte für dramatische Werke gedrungen, daß man gewissenhaft die Einheit der Zeit und des Ortes beobachte; das Stück soll weder an verschiedenen Oertern, noch in getrennten Zeiten spielen. Aber die Regeln der griech. Bühne können auf die neuern nicht angewandt werden; da das Chor auf der griech. stets die Bühne einnahm und die Zwischenakte ausfüllte, so konnten auch ohne eine große Un-

schicklichkeit keine Ortsverwandlungen vorgenommen werden. Bei uns fällt mit dem Chore auch jene Unschicklichkeit weg. Es ist wahr, der Zuschauer kann sich bewußt seyn, daß die wirkliche Zeit und der wirkliche Ort nicht die selben sind, die das Schauspiel vorstellt; aber dieß ist ein Werk des Nachdenkens, und durch dasselbe Nachdenken kann er sich auch bewußt seyn, daß Garrick nicht König Lear, die Bühne nicht die Gebirge bei Dover, und das Geräusch, das er hört, nicht Donner und Blitz ist. Kurz, nach einer Pause in der Vorstellung ist es dem Zuschauer nicht schwerer, sich an einen andern Ort versetzt zu glauben, oder in eine entfernte Periode der Zeit, als sich bei der ersten Eröffnung der Bühne, auf einmal von London nach Rom, oder aus der gegenwärtigen Zeit in eine Periode 2000 Jahre rückwärts versetzt zu glauben. Eine große Freiheit in Ansehung der Zeit und des Ortes ist aber aus einem andern Grunde fehlerhaft. In dem gewöhnlichen Laufe menschlicher Dinge sind einzelne Begebenheiten von der Art derer, die geschickt sind, auf dem Theater vorgestellt zu werden, auf einen engen Raum eingeschränkt, und brauchen gemeiniglich keinen großen Umfang von Zeit. Daher finden wir selten eine genaue Einheit der Handlung in einem dramat. Werke, in welchem sich der Dichter eine große Freiheit in Ansehung der Zeit und des Ortes gestattet. Ein Stück, welches nur einen Ort und keinen größern Umfand von Zeit braucht, als zur Vorstellung nöthig ist, ist sofern desto vollkommener, weil eben diese Einheit der Zeit und des Orts die Einheit der Handlung befördert, und die Seele der Mühe überhebt, so gering auch diese seyn mag, sich häufige Veränderungen des Ortes und viele Zwischenräume der Zeit vorzustellen. Gleichwohl müssen wir immer dabei bleiben, daß die Einschränkung der Zeit und des Ortes, die dem griechischen Drama nothwendig war, keine Regel für uns ist; und daß folglich, wenn auch gleich diese Einschränkung dem Stück eine Schönheit mehr gibt, sie dennoch höchstens nur eine gekünstelte Schönheit ist, die oft tausend andern wesentlichen Schönheiten billig weichen kann. Die Geschichte des Schauspiels bei den verschiedenen Nationen findet sich in den einzelnen Artikeln.

Schauspielhaus, s. Theater.

Schauspielkunst ist die sinnliche Veranschaulichung eines dramatischen Erzeugnisses mittelst der Vereinigung von Deklamation und Mimik. Man hat früher dem Schauspieler den Rang eines Künstlers streitig machen wollen, weil er nicht erfindet, sondern den bereits vom Dichter erfundenen Stoff zur Darstellung erhält; allein wer überlegt, daß die gegebene Rolle von der Einbildungskraft erst in einem vollständigen Bilde aufgefaßt, und dann von dem Verstande über die Mittel zur Versinnlichung dieses Bildes reflektirt werden muß, daß mithin zu dieser Darstellung die edelsten Fähigkeiten des Menschen in thätiger Verbindung wirken, der wird auch den Anspruch auf diesen Rang begründet finden. Die Schauspielkunst unterscheidet sich von allen andern Künsten dadurch, daß der Künstler das Kunstwerk nicht außer sich, sondern an sich darstellt. Diese Eigenthümlichkeit macht sie zugleich zur schwierigsten aller Künste, denn viel leichter folgen Pinsel und Meisel dem Rufe der Phantasie, als der menschliche Körper selbst der Idee des Künstlers sich anschmiegt. Wenn die erstern mechanisch gehandhabt werden können, so ist der letztere wahrlich kein Wachs, dem sich beliebig jede Idee aufdrücken läßt. Wer vermag dem flachen Gesicht Ausdruck und der trockenen Sprache Gefühlstöne zu verleihen? Es müssen daher bei Ausübung dieser Kunst geistige und körperliche Kräfte in Verbindung treten. Weil dieser Verein aber selten ist, so gibt es auch der wahrhaft großen Schauspieler so wenige, und die ausgezeichnetsten unter ihnen sind oft nur einseitig, und müssen sich nach der Vorherrschung ihrer Kräfte auf dieses oder jenes Fach beschränken. Nur Phantasie und Verstand

verbunden mit ausdrucksvollem Gesichte und sonorer Sprache erzeugen jene Allseitigkeit, vermöge welcher der Schauspieler sich seiner Individualität gänzlich entäußern und sich selbst gleichsam verwandeln kann. Das gänzliche Verwandeltwerden des Schauspielers in ein anderes Seyn mit völliger Verschwindung seiner Persönlichkeit ist die große Aufgabe der Schauspielkunst. Der Künstler, der durch jenen glücklichen Verein von Geist und Körper dieses Ziel errungen hat, ist genial zu nennen, und seine Darstellung heißt Styl, da hingegen Manier in seinem Spiele herrscht, wenn unter der angenommenen Maske des fremden von ihm darzustellenden Charakters seine eigenthümlichen Persönlichkeiten mehr oder weniger hervorblicken. Man kann bei der Schauspielkunst theils auf die Mittel, deren sie sich zur Erzeugung des Kunstwerks bedient, theils auf das dadurch hervorgehende Resultat sehen. Die erste Ansicht führt zu der Lehre von Deklamation und Mimik, die letztere aber zu Bemerkungen über die Beschaffenheit des darzustellenden Charakters. Das Wesen der Deklamation besteht in dem Gebrauche der Höhe oder Tiefe, der Stärke oder Schwäche, und der Schnelligkeit oder Langsamkeit des Tons. Ist einmal der Grundton der Rolle gehörig getroffen, so beurkundet der Künstler durch den verständigen Tonwechsel seine Urtheilskraft, und entgeht dem Vorwurfe der Eintönigkeit und Einförmigkeit des Spiels. Dieser weise Gebrauch der Stimme, kömmt besonders noch eine Beobachtung schicklicher Pausen hinzu, ist die Seele der Schauspielkunst, weil durch ihn, und nur durch ihn allein das dramatische Gemälde eine glückliche Vertheilung von Licht und Schatten, dadurch aber erst sein volles Leben erhält. Verständige Schauspieler pflegen ein ungünstiges Organ damit zu verbergen, wie sonst Iffland, und die schönste Stimme ist ohne diesen Wechsel ein todtes Metall. Die jetzt lebende Schröder in Wien, ungeachtet ihr Organ an sich zu tief ist, bezaubert durch Modulation alles, und ihre Enkomiasten haben diesen Werth in den Kritiken noch nicht klar genug gemacht. Gewöhnlich entgehen der größern Menge der Zuschauer die feinen Schattirungen, die der Künstler hierdurch in seiner Deklamation bewirkt, weil nur gebildeter Geschmack, gespannte Aufmerksamkeit und feines Ohr dafür empfänglich machen. Die Geberdung des Schauspielers soll eben so wahr als schön seyn. Wahrheit und Verständlichkeit erreicht sie durch Darstellung des einer jeden Gemüthsbewegung eigenen Ausdrucks, Bezeichnung der Grade von Stärke und Schwäche des Affekts, Angabe der Mischungen dieser Affekte, Bestimmung deren Abänderungen durch Geschlecht, Alter, Stand, Lage und Temperament und durch Verschmelzung und Uebergänge in andere Stimmungen. Schönheit wird ihr zu Theil durch jene glättende und geschmeidige Mäßigung, die immer die Wage zwischen dem Zuviel und Zuwenig hält, und jenes Schroffe und Eckige ausschließt, was auch oft große Schauspieler in der Geberdung sehen lassen. Auch soll in der Regel jede Geberdung nur Ausdruck oder Empfindung über das Objekt, nicht aber Malerei oder Darstellung des Objekts selbst seyn, eine Regel, die stets wiederholt und auf den Bühnen stets unbeachtet gelassen worden ist. Mimik und Deklamation bilden die beiden wesentlichen Bestandtheile der Schauspielkunst, und machen sie dadurch zu einer Kunst des Raums und der Zeit zugleich, und den Darsteller zum lyrischen sowohl als plastischen Künstler. Die deutsche Schauspielkunst neigt sich mehr zur Lyrik oder Entfaltung des Innern, und die französische mehr zur Plastik, die psychologische Wahrheit nicht selten der äußern Gestaltung und schönen Formen aufopfert. Da jedoch die Schauspielkunst als Kunst überhaupt auch den Gesetzen derselben, nämlich dem Gesetze der Wahrheit (Correktheit) und dem Gesetze der Schönheit unterworfen ist, so sollte sie auch keinem derselben ausschließend huldigen, sondern durch ihre unauflösliche Verbindung ihr

wahres Wesen constituiren. Jede Darstellung auf der Bühne, sey sie auch noch so wahr, läßt die Forderungen der Kunst unbefriedigt, wenn sie nicht auch zugleich an sich und unmittelbar gefällt. Wenn Liebhaber in dumpfen und tiefen Tönen sich vernehmen lassen, wenn die Repräsentanten der Jovialität ohne Ahnung reicher Modulation sich in bloßer Schnellzüngigkeit genügen, wenn der Schmerz trocken bleibt oder aus tiefer Brust herausgeheult wird, und wenn Edelmuth und Würde mit metalloser, oft gemeiner Stimme sich ausdrücken, so wird der Kenner vom Mangel der Schönheit sich zurückgestoßen fühlen, während die nackte Wahrheit immer noch einen großen Theil der Zuschauer an sich zieht. Wir möchten überhaupt Richtigkeit und psychologische Entwicklung des Spiels den geistigen, und Schönheit desselben den physischen Kräften des Künstlers zuschreiben. Schöne und reiche Tonfülle und ein ausdrucksvolles und edles Gesicht wirken freilich nur durch den Verstand des Künstlers; aber trockne Sprache und ein glattes oder im Sprechen widriges Gesicht führen auch nie zur vollendeten Schönheit, des Künstlers Verstand mag auch noch so an ihnen bilden. Was hilft das herrlichste Gebilde, von des Künstlers glühender Einbildungskraft geschaffen, wenn es nicht durch Sprache und Geberde auch schön in die Außenwelt eintritt? Die Mittel der Darstellung müssen schön seyn, wenn diese selbst schön seyn soll, und Drang dazu ist noch kein Beruf dazu. Wenden wir uns von diesen Mitteln zur Darstellung zu ihr selbst, oder zu dem durch sie zu versinnlichenden dramatischen Charakter, so ergibt sich aus dem Zwecke der Kunst überhaupt, Ideale darzustellen, daß dieser Charakter auch idealisirt und dessen Natur veredelt seyn soll. Der Künstler mag nun im Trauerspiele die Würde des Menschen im Kampfe mit Widerwärtigkeiten, oder im Lustspiele die gebrechliche Verkehrtheit desselben in Verfolgung des Lebenszwecks darstellen, immer soll er von Individuen abstrahiren und allgemeine Formen geben, welche die Gattung bezeichnen, da wir ja ein Bild, aber nicht die Kopie eines Bildes von ihm sehen wollen, auch die letztere Darstellungsweise ihn zur Nachahmung der Natur führen, und also von der Kunst ableiten würde. Wer in Darstellung des Essighändlers den Stand hervorhebt, portraitirt, wer aber die schlichte Biederkeit und Großmuth darstellt, idealisirt. Wir wissen es wohl, daß Iffland häufig Einzelheiten aus der Erfahrung sammelte, und sie künstlich auf der Bühne zusammenstellte; wir wissen aber auch, daß ihm darum der Kothurn weniger zusagte, als der Soccus, und er in diesem sich weit freier bewegte, wenn der Dichter besonders seinen Stoff mehr der Wirklichkeit, als der Phantasie entnommen hatte. So wie der Maler sich als Künstler charakterisirt, wenn er im Portrait nicht die äußern Zufälligkeiten, sondern den dem abzubildenden Gegenstande inwohnenden Geist darzustellen bemüht ist, so erscheint der Schauspieler denkend, wenn er den gegebenen Charakter nicht in kleinlichen Angewöhnungen des wirklichen Lebens gleichsam in Miniatur ausmalt, sondern den Hauptzug oder die herrschende Leidenschaft durch Züge auszudrücken sich bestrebt, welche die Menschheit oder die Gattung bezeichnen. Welchem Schauspieler sollte es wohl einfallen, den Macbeth nach dem Bilde eines geschichtlichen Eroberers zu spielen? Identificirt sich der Künstler mittelst der Einbildungskraft und des Gefühls mit der Idee des Dichters, so entsteht eine Begeisterung in ihm, welche die kühnen Riesenschritte dieses blutigen Ehrgeizes größer und schöner darstellen wird, als es jemals der Blick in die Erfahrungswelt und die Reflexion über Individuen vermöchte. Der Schauspieler wird darum der Wirklichkeit nicht entrückt. Er bleibt mit ihr durch den gegebenen Charakter, durch seine Umgebungen, durch den Stand, durch das Alter, durch das Geschlecht und andere Bestimmungen in der engsten Verbindung. Sie

alle drücken der Rolle mehr oder weniger den Stempel einer Eigenthümlichkeit auf, die uns den Künstler in einer bestimmten Gestalt sehen läßt, die kein in Nebel zerfließendes Ideal ist. Dadurch wird das Allgemeine wieder auf das Besondere zurückgeführt, oder die Gattung wieder individualisirt. Es ist nur ein scheinbarer Widerspruch, wenn vom Schauspieler ideelle und individuelle Darstellung zugleich verlangt wird. Sie müssen sogar meistentheils zusammenfließen und nur in der Theorie getrennt bleiben. Im Macbeth wird die Darstellung allgemein oder ideal, wenn die Leidenschaft des Ehrgeizes im Kampfe mit dem edlern Selbst, individuell, wenn sie zugleich mit königlicher Würde uns gezeigt wird. Die erstere Darstellung gibt uns den Menschen in der allgemeinen Form, die zweite den Feldherrn und König in einer begrenzten Gestalt. Da jedoch auch das Individualisiren nicht ganz Kopie der Wirklichkeit werden, sondern dem Gesetze der Schönheit unterworfen bleiben soll, so möchte die sonst gewöhnlich an den Schauspieler gemachte Anforderung der Welt- und Menschenkenntniß auch nicht unbedingt gelten, da sie ihm nur Abgeschliffenheit der Sitten oder Rohheit der Leidenschaften als zwei Extreme zur Ausbeute geben könnte, das Mittelmaß der veredelten Menschheit aber aus seiner eigenen Brust hervorgehen muß. — Unentbehrlich ist jeder Darstellung Feuer und Leben in verschiedenen von dem Charakter abhängenden Graden, der Künstler mag nun von diesem Feuer selbst ergriffen seyn oder nicht. Besonnenheit und Bewußtseyn in den höchsten Momenten der Leidenschaft kann große Wirkung erzeugen; Selbstgefühl und Selbstbegeisterung in entscheidenden Katastrophen nicht minder. Garrick soll nach Darstellung der Shakspear'schen Charaktere erschöpft gewesen seyn, und Fleck'en die Leidenschaft immer mit sich fortgerissen haben; Schröder aber soll im höchsten Affekte so kalt geblieben seyn, daß er in demselben Augenblicke seinem Nachbar einen witzigen Einfall habe ins Ohr sagen können. Das sind nun freilich Extreme, und doch waren alle drei Männer große Künstler. Die Wahrheit wird daher auch hier, wie überall, in der Mitte liegen, und es wird des Künstlers größtes Geschäft seyn, Reflexion und Begeisteruug, Geist und Gemüth, Kopf und Herz, als Pole der Schauspielkunst in sich zu vereinigen, und diese scheinbaren Gegensätze so zu verschmelzen, daß sie an seinen Kunsterzeugnissen gleichen Antheil haben. Außer den bereits angedeuteten physischen und geistigen Kräften, die der Schauspieler besitzen soll, muß man auch noch einen Kreis encyklopädischer Kenntnisse von ihm verlangen, damit er in den mannichfaltigen Leistungen, die ihm obliegen, nirgends unwissend erscheine. Unsere heutigen Theaterkritiken, meistentheils stehende Artikel der Flugschriften und Tagblätter, fördern leider die Kunst wenig, weil sie meistens das Erzeugniß der Convenienz und der Schreibseligkeit unsers Zeitalters sind, entweder von übertriebenem Lobe oder einer nichtssagenden Phraseologie überfließen, und die ohnedieß große Anmaßung der tadelscheuen Schauspieler unserer Tage nur noch steigern. So lange die Kritiken nicht in Zergliederung von Deklamation und Mimik des Schauspielers eingehen, und Alles fein mit Beispielen belegen, wie ehemals der vergessene Dramaturg Schink, bleiben jene Correspondenz-Nachrichten unserer Blätter ohne Belehrung und ein bloßer Gegenstand eitler Neugierde. Unter den Schriften über die Schauspielkunst stehet in Hinsicht philosophischen Geistes oben an: v. Einsiedel: Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst. Leipz. 1797. Zu bedauern ist, daß dieses geistvolle Buch zu abstrakt und mit zu viel philosophischer Terminologie geschrieben ist. In Siever's Schauspieler-Studien, Braunschw. 1813, sind gute Ansichten mit Paradoxen vermischt, und der Gegenstand demonstrirend, ja oft syllogistisch, statt geschmackvoll behandelt. Auch aus Seume's Feder ist eine Abhandlung über die Schau-

spielkunst (2s Bdch. seiner Obolen. Leipz. 1798) geflossen, die besonders auf die physischen Erfordernisse des Schauspielers dringt, da man jetzt alles durch die geistigen zu erstreben wähnt. Müllner's Abhandlung über das Spiel auf der Bühne (im Berliner dramaturgischen Wochenblatte von 1816 und in dessen Theater-Almanach von 1817) ist gleichsam eine Beschreibung des geistigen Prozesses, wodurch dieses Spiel verbreitet wird. Gründliche Ansichten über die Schauspielkunst würden wir in Lessing's Dramaturgie erhalten haben, wenn die Tadelscheu der Schauspieler im J. 1767 diesen Mann nicht genöthigt hätte, seine kritischen Blicke von ihnen ab und bloß auf die dramatischen Dichter zu wenden, ein Umstand, der den Freund dieser Kunst auf ihre Pfleger zürnen machen möchte. Schink's dramaturgische Fragmente, Grätz 1781. 4 Bd. und dramaturg. Monate, Schwerin 1790. 4 Bd. zeichnen sich aus durch gründliche Entwickelung der dramatischen Charaktere, und in Absicht auf die Schauspielkunst durch die diesen Entwickelungen beigesellten herrlichen Bemerkungen über die Deklamation, wodurch sie ein sicherer Leitfaden des Schauspielers für das Studium dieser entwickelten Charaktere werden. Tautologie und Wortfülle sind nur schwache Fehler dieser Werke. Iffland's Fragmente über Menschendarstellung, Gotha 1785, und dessen Almanach fürs Theater vom J. 1807 bis mit dem J. 1812 enthalten schätzbare Beiträge zur Theorie der Schauspielkunst. Sie vereinigen praktische Weisheit mit einem philosophischen Blick. Des Raisonnements ist freilich oft mehr, als des klaren Begriffs, und Wahrheit ist ihm mit Hintansetzung der Schönheit das höchste Ziel dieser Kunst. Böttiger's Entwickelung des Ifflandischen Spiels, Leipz. 1796, ist mit so geschmackvoller Gelehrsamkeit geschrieben, mit so vielen allgemeinen Bemerkungen über einzelne Theile dieser Kunst; als Anstand, Geberdung, Pausen u. s. w. versehen, und mit einer so reichen Literatur ausgestattet, daß dessen Lektüre Belehrung und Vergnügen zugleich gewährt, sollte auch der geistvolle Verfasser hier und da in das Ifflandische Spiel etwas hineingedeutet haben, um geschmackvoll wieder etwas herauszudeuten. Die neue deutsche Dramaturgie (Altona 1799, 2 Bd.) enthält eine so gründliche Theorie über Deklamation und Mimik mit erläuternden Beispielen, daß das Buch Bedarf eines Jeden wird, dem es Ernst mit der Sache ist. Des D. Wötzel's Schriften über Deklamation und Theater sind getreue Kopien anderer Bücher, deren Styl daher oft einer Musterkarte gleicht. Ein Hauptwerk über Mimik und Chironomie (s. beide Art.), oder den Geberdentanz (Anleit. zur redneriſchen Handbewegung) ist Gilbert Augustin's Chironomia. Lond. 1806, 4. m. Kupf. Der Verf. hat eine Notirung für die Geberdensprache erfunden, und die Elegie von Gray auf den Dorfkirchhof für die Geberdensprache notirt. — Was ein Schauspieler sey, sieht man aus Böttiger's Darstellung des Lebens Friedrich Ludwig Schröder's (in der Beil. zur Allg. Zeit. Oktbr. 1816). Schröder selbst hat alle seine goldnen Sprüche für die Schauspielkunst in der kleinen Schrift: Kunst des Schauspielers, nach Riccoboni, niedergelegt.

Schauspieler, deutsche, die ausgezeichneteren dieser Zeit, als Iffland, Schröder ꝛc. (s. d. Art.).

Schawls, die feinsten aller wollenen Zeuche, welche im Oriente, vorzüglich in Caschimir (s. d. Art.) der Hauptgegenstand der Industrie sind, wovon hier allein jährlich an 80.000 Stück verfertiget werden. Die schönsten gehen nach Europa. Die Wolle dazu liefert eine Ziege (s. Ziege), welche unter den gröbern Haaren einen feinen Flaum erzeugt, der allein zu diesen Zeuchen gebraucht wird; ob sie in Caschimir einheimisch, ist ungewiß; die beste Art dieser Wolle kommt aus Tibet. Man schert die Wolle im Frühjahre kurz vor der Periode der wärmeren Jahreszeit, ehe das Thier im Na-

turstande Dornen und Hecken aufsucht, um sich von der ihm dann lästig werdenden warmen Decke zu befreien und sucht aufs sorgfältigste alle harte und lange Haare heraus. Diese so vorläufig gereinigte Wolle wascht man erst in einer warmen Auflösung von Pottasche und hernach im reinen Wasser, wobei aber das Filzen sehr vermieden werden muß. Dann bleicht man solche auf dem Grase und krempelt sie zum Spinnen. Die Schawlwolle wird dreimal gefärbt, vor der Krempelung, nach dem Spinnen und im Schawl. Die Asiaten spinnen die Wolle nicht hart, damit der Schawl weich bleibt, und bedienen sich dazu einer Spindel, welche aus einer Thonkugel mit einem Eisendraht besteht. Die Finger und der Daumen des Spinners werden durch Speckstein pulver geschmeidig erhalten. Zu einem großen Schawl von der ersten Feinheit gehören 5, zu denen von geringerer Güte 3 bis 4 Pfund Wolle. Main in London hat eine Maschine erfunden, welche die feinen Ziegenfelle sehr einfach, feiner als die feinste Spindelspinnerei aus Tibet spinnt und dabei fester im Faden. An einem schönen Schawl sind drei Arbeiter zugleich beschäftigt, und die Arbeit rückt kaum um ⅓ Zoll täglich vor; bei der Arbeit ist die rauhe Seite nach oben gekehrt. Die besten Schawls (und es gibt deren, welche mit den Zöllen und Abgaben einen Werth von 1000 Thlrn. erhalten) werden ungewaschen versendet und meist auch so getragen. In Europa heißen überhaupt alle große Umschlagtücher der Damen Schawls. Diese werden aus Seide, Wolle und Baumwolle von verschiedenen Farben und Größen verfertigt, am vollkommensten in Frankreich und England.

Schatzkammerscheine. In England heißen sie Exchequer-Bills (s. d. Art.). Sie sind auch in andern Ländern im Gebrauche und können als Kreditscheine auf die zukünftigen Einkünfte des Staats angesehen werden. Man bezahlt mit ihnen die Lieferungen, und oft sind es Wechsel auf die Staatseinnehmer ausgestellt, die sie einlösen. Bevor sie der Schatzkammer wieder eingereicht werden müssen, können sie zirkuliren.

Scheeren nennt man gefährliche Klippen an den Küsten von Schweden und Finnland. Sie erstrecken sich bis auf 17 Meilen ins Meer. — Daher die Scheerenflotte, welche ihren Ursprung von Peter dem Ersten hat, der einen besondern Galeerenhafen zu Petersburg anlegte, welcher bequem 200 Galeeren fassen konnte, die im Winter auf das Trockne unter Dach gebracht wurden. Diese Galeeren, welche zur Deckung des Eingangs in die Scheeren dienen, und deren Bauart so beschaffen ist, daß sie in dem seichten Wasser sicher fortkommen können, sind in der Folge auch von den Schweden nachgeahmt worden.

Scheffner (Joh. Georg), geb. 1736 zu Königsberg in Preußen. Nach Vollendung seiner akademischen Studienzeit übernahm er 1757 die Sekretärstelle beim Herzog Carl von Holstein-Beck. 1760 trat er in preußische Dienste und zeichnete sich als Fähndrich in den schlesischen, sächsischen und pommernschen Feldzügen aus. Vaterlandsliebe, geweckt durch Abbts Schrift über den Tod fürs Vaterland, hatte ihn in den Militärstand geführt, und sobald jenes außer Gefahr war, trat er wieder aus, nachdem er vorher verwundet worden war. 1765 ward er bei der königsberger Kammer als Sekretär und zwei Jahre darauf als Kriegs- und Steuerrath zu Gumbinnen angestellt. In diesem Verhältnisse erwarb er sich durch Geschicklichkeit, Rechtlichkeit und Offenheit die größte Achtung. 1775 nahm er seinen Abschied, doch genehmigte Friedrich der Zweite nicht sein Gesuch um Pension: „Mihr müßte der Teufel plagen, schrieb der König, daß ich en Kriegsrath Pension gebe; da noch so viel brav Officier ohne versorgt syndt. Die 200 Thlr. wehre einem Invaliden-Officier zu vermachen.“ Scheffner lebte von jetzt an von seinem kleinen Vermögen auf dem Lande, wo er sein Leben zwi-

schen Land- und Gartenbau und literärischen Arbeiten theilte, auch widmete er sich der Verbesserung des Landschulwesens. Hier schrieb er auch seine Selbstbiographie: Mein Leben, wie ich Joh. Georg Scheffner es selbst geschrieben, Leipz. 1806, ausgegeben 1823. Mit dem Porträt des Verfassers. Wie sein Leben, so trägt auch seine Schrift das Gepräge der offensten Redlichkeit. Scheffner hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den berühmtesten und ausgezeichnetsten Männern seines Zeitalters, und anziehend sind seine Urtheile über sie und die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands. Scheffners Verdienste ehrte der König durch den rothen Adlerorden 3ter Klasse, und die Königin, so wie ihre Schwester, die jetzige Herzogin von Cumberland, durch Beweise hoher Achtung. Die deutsche Gesellschaft seiner Vaterstadt ernannte ihn zum Direktor. 1315 starb seine Frau, mit der er ein halbes Jahrhundert in glücklicher Ehe gelebt hatte. Im Jahr 1825 starb er selbst, allgemein geehrt und betrauert. Unter seinen Schriften sind außer seiner Selbstbiographie beachtungswerth: 1) Freundschaftliche Poesien eines Soldaten. 2. Aufl. 1793. 2) Spätlinge. 1803. 3) Ein Vierblatt, gewachsen unter Schnee und Eis. 1813.

Scheidemünze nennt man die kleineren Münzsorten von geringerem Werthe, die zu den unbedeutenden Ausgleichungen von Waaren und Diensten im Binnenverkehre dienen; sie sind entweder ganz von Kupfer oder nur mit einem geringen Silbergehalte versetzt. Eine Scheidemünze, die größtentheils aus Silber besteht, wie die holländische, verliert durch ihren steten Umlauf an Werth. Ein Land, was keine Scheidemünze besitzt, ist entweder so unkultivirt, daß seine Einwohner gar keinen Verkehr unter sich haben, oder dieser geschieht auf dem beschwerlichen Wege des Umtausches der Genußmittel selbst. In jedem kultivirten Staate muß eine hinlängliche Masse von Scheidemünze vorhanden seyn, wenn der innere keine Verkehr, von dem die Beziehung der Bedürfnisse des größten Theils der Einwohner abhängt, nicht stocken soll. Doch kann auch die Scheidemünze zu sehr vermehrt werden; zu einer schädlichen Vermehrung wird die Veranlassung gegeben, wenn die Scheidemünze an reellem Werthe tief unter dem Nominalwerthe steht; dann wird sie in einem fremden Staate nachgeprägt, und in ihre eigentliche Heimath geschmuggelt; wie englische Kaufleute in spätern Zeiten sich noch auf die Weise bereicherten.

Scheiden heißt in der Chemie die Zerlegung eines zusammengesetzten Körpers in seine Bestandtheile. Die Scheidung geschieht bald auf trockenem Wege durch die Gewalt des Feuers, bald auf nassem, durch die Reagentien (s. d. Art.).

Scheidewasser erhält man durch Abscheidung der Säure von dem feuerbeständigen vegetabilischen Laugensalze des Salpeters. Destillirt man den Salpeter mit Vitriolöl, so bekommt man eine sehr concentrirte Salpetersäure oder den rauchenden Salpetergeist. Zur Abscheidung des gemeinen Salpetergeistes (Scheidewasser) bedient man sich statt des Vitriolöls, des gebrannten Vitriols oder Alauns, oder gewisser Thonerde, auch wohl des Bittersalzes; zur Gewinnung des Scheidewassers im Großen aber hauptsächlich des Eisenvitriols. Wird das gemeine Scheidewasser durch eine Silbersolution, d. i. eine Auflösung von Silber in schon gereinigtem Scheidewasser, von fremden Theilen, die es noch enthält (z. B. Vitriol- und Kochsalzsäuren), vollends gereinigt, so heißt es gefälltes Scheidewasser. Das Scheidewasser dient als das vorzüglichste Auflösungsmittel der mehrsten Metalle und färbt Haut und Seide dauerhaft gelb.

Scheidung, s. Ehe.

Schein ist Veranlassung zum Irrthum, oder Verleitung zu einem falschen Urtheil über einen Gegenstand. Folglich muß Schein unterschieden

werden 1) von der Erscheinung, welches der Gegenstand ist, in so fern er angeschauet wird. In einem Gegenstand ist weder Wahrheit noch Schein, sondern in unserm Urtheile darüber; 2) von der Wahrscheinlichkeit, denn diese ist Wahrheit, aus noch nicht zureichenden Gründen. Der Schein ist daher nur in dem Verhältnisse des Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen, und entsteht, wenn wir subjektive und zufällige Gründe für objektive und nothwendige nehmen. 3) Der logische, empirische Schein entspringt, wenn verschiedene Ursachen, die nicht in dem Gegenstande liegen, Vorstellungen des Gegenstandes hervorbringen, von denen wir glauben, daß sie durch den Gegenstand selbst entstehen, z. B. daß der aufgehende Mond größer als im Zenith erscheint. Die Ursache liegt außer dem Monde, in der verschiedenen Brechung der Lichtstrahlen, ist daher subjektiv, und daraus gar nicht zu schließen, daß der Mond am Horizont größer als sonst sey. Das Gesicht und das Gesetz des Sinnes veranlaßt hier den Schein. Das Gesicht irrt nicht, aber nicht darum, weil es richtig urtheilt, sondern weil es gar nicht urtheilt, indem es den Gegenstand so auffaßt, als es ihn nach Naturgesetzen auffassen muß. So ist's mit allem Sinnenscheine, der aber durch richtige Anwendung der Verstandesregeln bald gehoben werden kann. Daß ich etwas so oder so sehe, höre, empfinde, kann sehr wahr seyn; aber wenn ich den Grund dieser Empfindung außer mir suche: so entsteht Schein Ich muß daher immer zwei Fragen mir vorlegen, wenn der Schein vermieden werden soll: 1) was sehe ich, höre ich? 2) wie muß ich darüber urtheilen, was ich sehe oder höre? Außer den Sinnen können auch andere Erkenntnißquellen, z. B. Einbildungskraft, Gedächtniß, imgleichen Gefühle, Leidenschaften, Verstandeseinschränkungen, Mangelhaftigkeit der Sprache u. a. Ursachen mannichfaltigen Scheins werden. Die Sprache, z. B. wenn man uneigentliche Ausdrücke für eigentliche nimmt, grammat. Verbindungen der Worte für logische Verknüpfung der Sachen hält, oder bei dem Gebrauche der Worte etwas zu denken glaubt, wenn man von der Sache keinen Begriff hat. 2) Der ästhetische Schein, oder Illusion, findet in den schönen Künsten statt, und ist eine gesuchte und absichtlich unterhaltene Verwechselung der Vorstellungen, in so fern dieser Wechsel Vergnügen macht. Ich weiß, daß der Schauspieler auf der Bühne N. heißt, aber indem er die Rolle eines Fürsten spielt, suche ich das zu vergessen, und meine Einbildungskraft gleichsam zu nöthigen, in ihm den Fürsten zu sehen. 3) Der transscendentale Schein ist die Verwechselung subjektiver Regeln mit objektiven Prinzipien, und Anwendung der Prinzipien, die nur auf Erscheinungen bezogen werden können, auf Ideen von Dingen überhaupt, z. B. die Anwendung der Kategorien auf außersinnliche Vernunftideen; der Schluß von der Denkbarkeit auf die Existenz, wie in dem antologischen Beweise vom Daseyn Gottes; der Schluß vom Daseyn der Welt auf ein allerrealstes Urwesen u. s. w. Dieser Schein herrscht besonders in der Metaphysik

Scheintod, s. Asphyxie.

Scheitelkreis, s. Vertikalkreis.

Scheitelpunkt, Zenith, s. Nadir.

Schelde (franz. Escaut), ein mittelmäßiger Fluß, welcher bei Beaurevais im franz. Departement Aisne in einem Zweige des Ardennengebirges aus einem kleinen See entspringt. Er fließt anfangs in mehrern Beugungen nördlich, wird bei Condé schiffbar, tritt bei St. Antring ins Königreich der Niederlande, wendet seinen Lauf dann nordöstlich, wird durch mehrere Flüsse (Hayne, Dender, Rupel mit der Senne, Dyle, Demmer und beiden Nethen, Scarpe, Lys mit der Deule) ansehnlich verstärkt, erweitert sich bei Antwerpen (das durch ihn zu einem geräumigen und sichern Seehafen wird) zu einer Breite von 1600 F., und hat, wenn die Meeresfluth 15 F.

hoch bis an die Stadt dringt, 45 F. Tiefe. Vier Meilen nordwestlich von Antwerpen ergießt sich der Strom in 2 sehr breiten Armen, wovon der südliche Westerschelde oder Hont, der nördliche Osterschelde heißt, ersterer bei Vließingen, letzterer bei Veeren in die Nordsee. Die Schelde steht mit den Ausflüssen der Maas und des Rheins durch mehrere Arme und mit der Oise und Somme durch Canäle in Verbindung. Die vornehmsten an der Schelde gelegenen Städte sind: Cambrai, Valenciennes, Condé, Tournay, Oudenarde, Gent, Dendermonde, Antwerpen und Vließingen. — Berühmt wurde die Schelde durch die 1784 entstandenen Streitigkeiten, indem Kaiser Joseph II. die Oeffnung des seit dem westphälischen Frieden 1648 gesperrten Flusses von den holländischen Generalstaaten verlangte, welchem Ansinnen diese aber heftig widersprachen und die Mündung der Schelde durch ein Geschwader beobachten ließen. Eine kaiserl. Brigantine fuhr die Schelde hinab, eine andere von Ostende hinauf nach Antwerpen; beide wurden aber von den holl. Wachtschiffen genommen. Frankreich drohte, den Generalstaaten beizustehen; Rußland erklärte sich, aber mit wenigerm Ernste, für Oestreich. Nun wurden zu Fontainebleau Unterhandlungen eingeleitet, welche endlich die Aussöhnung zur Folge hatten. Der Kaiser erhielt von Holland die Forts Lillo und Liefkenshoek an der Schelde, für seine Ansprüche auf einige Distrikte $9\frac{1}{2}$ Mill. holl. Gl.; seine Hoheit über die innere Schelde von Antwerpen bis Saftingen wurde anerkannt, von hier aber bis zum Meere blieb der Fluß zur Sicherung des Handels von Amsterdam geschlossen und ward erst unter den Franzosen frei.

Scheller (Jmm. Joh. Gerh.), M. der Philosophie, geb. 1735 zu Ihlow im sächs. Kurkreise, wo sein Vater Prediger war. Nach dem frühen Tode desselben begab sich die Mutter, um den Knaben besser erziehen zu lassen, nach der Gymnasialstadt Apolda. Den wahren Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte er im Lyceum zu Eisenberg und später auf der Thomasschule zu Leipzig. Hier bezog er 1757 die Universität, wo er sich den theologischen, besonders aber den philologischen Wissenschaften widmete. 1761 ward er Rektor zu Lübben in der Niederlausitz und ging 1772 in gleicher Eigenschaft, sowie als Bibliothekar an das Gymnasium nach Brieg in Schlesien, wo er 1803 starb. Wie viel Scheller für das Studium der lat. Sprache in Deutschland gewirkt hat, bezeugen seine Wörterbücher, Sprachlehren u. a. Schulbücher, die noch überall beim Unterricht im Gebrauch sind und selbst vom Auslande benutzt werden. Besonders ist sein großes und kleines Handwörterbuch, jenes von 7 und dieses von 3 Bdn., allgemein geachtet. Vorzüglich gewann das letztere durch Lünemanns Herausgabe. Nicht weniger Achtung erwarb sich Scheller als Schulmann, wenngleich er nicht frei von Pedantismus war.

Schellingsche Philosophie. Wenn die Natur, die ganze hehre schöne Schöpfung, Körper und Sinne, in den Augen Fichte's (s. d. A.) Nichts, nur ein Traumbild des Ich war: so ist sie hingegen dem Naturphilosophen Fr. W. J. v. Schelling (geb. 1775 zu Leonberg im Würtembergischen, seit 1827 an der Universität zu München) Alles in Allem. Fichte leitete das Objektive aus dem Subjektiven, dem Ich, ab. Schelling suchte das Ideelle aus dem Reellen zu erklären. Seine Hauptgrundsätze sind: Gott ist die Welt, und die Welt ist Gott. Der Grund der Gottheit, der lebendigen, ist zwar wieder Gott selbst, aber nicht als Intelligenz, sondern als Natur; und das Daseyn Gottes ist die Wirkung einer ewigen Sehnsucht, sich selbst zu gebären. Aus der Natur gebiert sich die göttliche Intelligenz und wirkt als solche wieder auf die Natur zurück. Alles, was die Philosophen bisher so sorgfältig schieden, Seele und Leib, Geist und Körper, Sinn und Verstand, das Alles ist Eins. Außer

Gott existirt Nichts, und die Welt ist nichts als Offenbarung Gottes. Die Welt ist ein lebendes und vernünftiges Wesen so gut als der Mensch. Alles: Mensch, Pflanze, Thier, Stein, Wasser, Elemente ꝛc. haben ihren Geist, ihr Leben. Das Universum oder das All, synonym mit der Gottheit, ist ewig, dem Daseyn nach, aber unendlich wechselnd in seinen Formen und seiner Gestaltung. Der Leib ist der sichtbare Geist, und der Geist der vergeistigte Leib. Alles ist Eins. Die Welt ist Offenbarung der Einheit in der Zweiheit, des Ewigen durch das Endliche. Das Unendliche und das Endliche, das Ewige und das Wechselnde sind in dem Absoluten der Gottheit Eins. Der Mensch selbst ist eine Modifikation der Gottheit. Alles, was in der Natur möglich ist, Planeten, Sonnen, Thiere, Pflanzen ꝛc., das ist in ewiger Uridee vorhanden und kommt nach und nach zu Stande. Aus dem Absoluten sondern sich eine Menge belebter Weltkörper, die nicht das bloße Gravitationsgesetz, sondern die ewige Idee, als die Seele ihrer Bewegungen, an dem Himmel in ihrer Ordnung erhält. Sowie das Absolute Weltkörper produzirt: so produziren die Weltkörper wieder Geschöpfe aller Art, abhängig von ihrem Planeten. Ihr Hauptbestreben ist Menschen zu bilden. Dieses gelingt aber nicht immer; und so entstehen denn unvollkommnere Geschöpfe, Thiere, Pflanzen, Steine ꝛc. Alles Seyn, alles Wissen, jeder Gedanke entsteht nur durch Gott, ist Offenbarung Gottes. Der Mensch ist die konzentrirte Natur. Die Welt ist des Menschen Leib. Das Universum ist ein Thier, dessen Selbstbewußtseyn der Menschen Leib, dessen Hirn die Thiere, dessen Sinne die Pflanzen und dessen Rumpf das Alles ist, was wir unorganisch nennen. Das Licht ist die Weltseele, die Sonnen sind das konzentrirte Licht; die Planeten Ausstürze aus den Sonnen. Die Kometen sind junge Planeten, die noch der Ruthe bedürfen, um sich zur Ordnung ihrer Mutter zu gewöhnen. Durch die Sinne der Menschen riechen, schmecken, fühlen, sehen und hören auch die Planeten. Auch sprechen sie durch die Menschen. Der Mensch ist ein abgerissenes Stück der Erdmasse und sein Leben ist sichtbare Erscheinung des allgemeinen Lebens seines Planeten; und wenn er gleich in der Zeit geboren wird, ist er doch im Anfange der Schöpfung (dem Mittelpunkte) erschaffen, und seine That gehört nicht der Zeit, sondern der Ewigkeit an. Der Mensch ist nicht für die Ewigkeit geschaffen, sondern um des Ganzen willen, nur eine Zeitlang vorhanden und tritt, wenn er stirbt, nach dem Gesetze des ewigen Wechsels, nur in einer andern Gestalt wieder auf. Denn im System des Ganzen hat er keinen höhern Werth als der Wurm oder der Stein! Das Auge ist das Licht der Thierwelt, das Licht ist das Auge der großen Welt. Sehen ist der Tag des Thieres. Der Tag ist das Sehen der Natur. Alle Sinne sind Verlängerungen der Welt; sie sind Emporwachsungen der Elemente der Welt. Das Sehen ist ein Lichtprozeß, der in der ganzen Natur, und das Hören ein Metallprozeß, der in den Planeten kein Ende nimmt. Alle riechende Körper sind die große Nase der Natur u. s. w. Die menschliche Seele ist die Copie der Seele des großen Universums. Die Welt ist ein rotirendes Wesen. Gott und die Welt sind Eins; also ist Gott ein rotirendes Wesen. Der Zweck des Lebens der Welt ist ein beständiges Spiel. Das Licht der Urwelt, in die Nachwelt übergehend, ist Sehsinn, Auge. Der Magnetismus der Urwelt, auf der Stufe der Nachwelt, ist Hörsinn, Ohr. Der Elektrismus, Riechsinn, Nase; der Chemismus, Schmecksinn, Zunge. Die Cohäsion oder Materialität der Urwelt, in die Nachwelt fortgewachsen, Gefühlsinn. Die Pflanzenwelt ist die erste Form des erstarrenden Wassers. Gold ist geronnenes Licht, daher es auch der Chemiker mit dem Zeichen der Sonne bezeichnet. Jeder Stab ist der erstarrte Magnetismus, jeder Winkel die erstarrte Elektrizität, ein schönes Gebäude die erstarrte Musik. Der

Natur der Dinge ist der Begriff des Werdens angemessen, aber nicht in Gott werden sie, von dem sie unendlich verschieden sind, sondern in dem ewigen Grunde, welcher nicht er selbst, sondern der Grund seiner Existenz ist. Er, Gott, der Existirende, wohnt im reinen Lichte, denn er ist allein von sich selbst. Aus dem ewigen Grunde aber, der ersten Regung göttlichen Daseyns, einem wogenden, wallenden Meere, erzeugt sich in Gott selbst eine absolute Reflexion in sich selbst, in der er sich als in seinem Ebenbild schauet. Dieß ist der Anfang wirklichen göttlichen Daseyns. Der Verstand, das Wort jener Sehnsucht, welches im Anfange bei Gott war, und der ewige Geist, der das Wort in sich und zugleich die ewige Sehnsucht empfindet, von der Liebe bewogen, die er selbst ist, spricht das Wort aus, das nun der Verstand mit der Sehnsucht zusammen freischaffender, allmächtiger Wille wird. Das Prinzip der Creatur, so ferne es aus dem Grunde stammt, ist ihr Eigenwille, der, in so fern er noch nicht zum Lichte des Verstandes erhoben, bloße Sucht, Begierde, blinder Wille ist, dem der Verstand als Universalwille entgegenstrebt. Die ganze Kraft des finstern Prinzips und zugleich die ganze Kraft des Lichtes ist in dem Menschen. Dieses ist die Möglichkeit des Guten und des Bösen. Der Grund des Bösen ist nicht wirklich ein Mangel, sondern das höchste Positive selbst, der Wille in der absoluten oder persönlichen Einheit. Daher es eine Begeisterung des Bösen gibt, wie einen Enthusiasmus des Guten. Religion und Geschichte sind Offenbarungen Gottes. Beide, Religion und Geschichte, hängen genau zusammen. Die christliche Religion ist unter allen Offenbarungen Gottes die herrlichste. Der Tod ist nur Veränderung der Form. Die Seele wird nicht vernichtet, sondern sie gehet in Gott zurück, und indem sie wieder in Gott ist, bestimmt sie ihn, sie wieder Welt werden zu lassen und sie mit einer andern Substanz zu verbinden. Es ist also eine beständige Seelenwanderung. Was besonders die naturphilosophische Theologie betrifft, so sieht man wohl, wohin sie will. Der Cyklus aller Vorstellungsart über das Daseyn Gottes dreht sich, seitdem darüber philosophirt worden ist, um folgende Sätze: Gott ist eher als die Natur; die Natur war eher als Gott; beide waren ewig zugleich und getrennt; beide waren ewig zugleich und dasselbe; Gott allein ist ewig der unerforschliche Grund der Natur, den keine Theorie und nur der Glaube erreicht. Die Natur oder die Welt hat einen Anfang durch Gott. Es ist kein Gott; Alles ist Natur. Es ist kein persönlicher, intelligenter Gott, sondern eine moralische Weltordnung in der Vorstellung, die sich das sich selbst setzende Ich von dem Nicht-Ich, der Welt, macht, die aber ohne das Ich ein Nichts, ein leerer Traum ist. Zu dem vierten Satze bekennt sich die Naturphilosophie; zu dem fünften Kant und die Bibel; zu dem sechsten der grobe Atheismus und zu dem siebenten Fichte. Daß es möglich sey, über alle diese Sätze selbst scharfsinnige Systeme zu errichten, die aber, so lange sie in den Grenzen der Theorie bleiben, durchaus grundlos sind und seyn müssen, ist durch die Kantischen Autonomien der reinen Vernunft unwidersprechlich dargethan. — Schellings originelle Ansicht, die sich unter dem vorzüglichsten Einflusse des Plato und Spinoza entwickelt hat, liegt, wie er selbst erklärt hat, noch nicht vollkommen als fertiges, beschlossenes System vor den Augen der Welt; er hat nur einzelne Seiten eines solchen und auch diese oft nur in einer einzelnen (z. B. polemischen) Beziehung gezeigt, sowie seine Schriften selbst für Bruchstücke eines Ganzen erklärt, „deren Zusammenhang einzusehen eine feinere Bemerkungsgabe, als sich bei zudringlichen Nachfolgern, und ein besserer Wille, als sich bei Gegnern zu finden pflegt, erfordert würde." Auch sind seine, die höchsten Gegenstände alles Wissens umfassenden tiefsinnigen Untersuchungen mehr im

Großen und Ganzen als im Einzelnen ausgearbeitet und in verschiedenen Darstellungsformen aufgestellt worden, sodaß es leicht und natürlich zu erklären ist, warum Schelling so viele Tadler und Gegner fand. Zu den Letztern gehörten besonders Fr. Köppen, Weiller, Fries und Eschenmayer. Vorzüglich wirft man seiner Philosophie Mystizismus und poetische Schwärmerei vor. Wer jedoch weiß, wie sehr es noch unter Denen, die von Mystizismus sprechen, an einem klaren Begriffe des Mystizismus fehlt, und bedenkt, wie sogar Schelling da, wo Andre nur von Ahnung reden, ein bestimmtes Wissen für möglich hält und ein wissenschaftliches Verfahren verlangt, der wird auch wissen, wie wenig dieser Vorwurf zu bedeuten hat. Die poetische Schwärmerei trifft wohl mehr diejenigen Schüler Schellings, welche, ohne seine reichen, besonders naturwissenschaftlichen Kenntnisse, und ohne den Geist seiner Methode zu besitzen, die ebenso der philosophischen als der poetischen Darstellung fähigen Ansichten desselben in ein loses Spiel des Witzes und der Phantasie verwandelten, als den Lehrer, der die herabgesetzte und aus dem Gebiet der Philosophie verwiesene Phantasie zwar wieder in ihre Rechte einsetzte und sich des poetischen Bildes zur Erläuterung hier und da bediente, aber sich von dem haltungslosen poetischen Taumel vieler seiner Anhänger selbst losgesagt hat. Indeß sind aus Schellings Schule eine Menge der bedeutendsten und geistreichsten Männer hervorgegangen, welche die Schellingsche Philosophie nicht bloß erläutert, sondern zum Theil auch auf andere Wissenschaften angewendet und ihr im Leben Einfluß verschafft haben. Als Bearbeiter der eigentlichen Naturphilosophie sind zu nennen: Steffens, Troxler, Oken, Kielmayer, Windischmann, Schelver, Baader, Kieser, C. E. Schelling, Schubert, Fr. v. Walther, Weber, Nasse, Burdach; in andern Fächern Ast, Thanner, Rixner, Creuzer, Solger, Görres, Luden, Daub, Zimmer, Krause, Kanne, Hegel, welcher nachher einen eigenen Weg gegangen ist und eine dialektische Methode für die Philosophie gefordert hat. Vorzüglich aber hat Schellings Lehre zu einer tiefen, eifrigen und geistreichen Forschung der Natur, vermöge deren man dieselbe mehr als organisches und lebendiges Ganze betrachtet und den innern Zusammenhang ihrer Erscheinungen erforscht hat, sowie zu vielen Entdeckungen in der Physiologie und Medizin mächtig beigetragen. Als philosophische Ansicht schließt sie keins der Probleme aus, welche von jeher die Philosophie aufzulösen versucht hat, und verbindet die philosophischen Wissenschaften aufs innigste. Doch ist ihr schwächerer oder bis jetzt am wenigsten ausgebildete Theil der der ethischen Philosophie, der stärkste die Naturphilosophie; und es wäre daher auch in dieser Hinsicht zu wünschen, daß Schelling sein längst versprochenes Werk: Die Weltalter, das seine Lehre im Zusammenhang enthalten soll, bald mittheilen möchte, sowie eine erschöpfende Prüfung seines Systems von einem ihm geistig verwandten Philosophen ebenfalls noch zu wünschen steht.

Schemnitz (Selmecz-Banya), die größte Bergstadt Ungarns, königl. Freistadt, liegt in der Gespanschaft Honth in einem mit Felsen umgebenen Thale, ist uneben gebaut, da die Straßen hier und da durch Felsen, Wälder und Gärten getrennt sind, gewährt aber deßhalb eine höchst malerische Ansicht. Mit den umliegenden 5 Vorstädten zählt sie in 1486 Häusern an 17.500 meistens deutsche Einw., worunter fast die Hälfte Bergknappen sind. Sie hat ein altes, fast ruinirtes Schloß, auch ein neues, welches auf einer Höhe steht; ferner 4 katholische und eine evangelische Kirche (letztere in einem edeln Style und mit Kupfer gedeckt). Andere merkwürdige Gebäude sind: das hohe Haus, ein der Stadt gehöriger Gasthof; die Wohnung des Oberstkammergrafen über Niederungarn, das schöne Piaristen-Collegium, das Berggerichtsgebäude ꝛc. Für die wissenschaftliche Bildung

sind hier thätig: eine Bergakademie mit einem Direktor, 3 Professoren und über 100 Studirenden, worunter auch Ausländer; ein kath. und ein evang. Gymnasium, 2 evang. Hauptschulen, ein Forstinstitut, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. Der Bergbau, die Seele des Verkehrs in der Stadt und Umgegend, schon seit dem 12. Jahrh., ist, wie bei allen seit Jahrh. gangbaren Gruben, von abnehmendem Segen. Gegenwärtig zählt man 18 gangbare wichtige Gruben, welche nebst den Poch-, Schlämm- und Waschwerken über 8000 Arbeiter beschäftigen und jährlich über 2 Mill. Gl. Conv.-Münze Ausbeute an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Arsenik und Schwefel liefern. Die reichste Ausbeute an Gold betrug im J. 1690 1872 Mark, welches 132.428 Duk. ergab.

Schenkungsvertrag (pactum donationis), derjenige Vertrag, wodurch ich das Mein, meine Sache, oder mein Recht, unvergolten (gratis) veräußere. Es ist dieß die eine der 3 Arten von wohlthätigen Verträgen und heißt auch die Verschenkung. Auch ist es einer der 4 Fälle, wo das Urtheil, was an sich und was vor einem Gerichtshof recht ist, ganz verschieden ausfällt. Es enthält dieser Vertrag ein Verhältniß von dem Schenkenden (donans), der eine Sache unvergolten veräußert, zu einem Andern, dem Beschenkten (donatarius), nach dem Privatrecht, wodurch das Mein auf diesen durch Annehmung des letztern (donum) übergeht. Daß der Schenkende hierbei gemeint sey, zu der Haltung seines Versprechens gezwungen zu werden; und also auch seine Freiheit umsonst wegzugeben und gleichsam sich selbst wegzuwerfen, ist nicht zu präsumiren, und doch würde nach dem Recht im bürgerlichen Zustande dieser Zwang stattfinden; denn da kann der Zubeschenkte den Schenkenden zur Leistung des Versprechens zwingen. In Ansehung des Rechts an sich, nach dem Privatrecht, kann also der Promittent nicht gezwungen werden, sein Versprechen, daß er etwas schenken wolle, zu halten; aber wohl nach dem öffentlichen Recht vor einem Gerichtshofe. Daß der Verschenkende zu diesem Zwange einwillige, kann der Gerichtshof nicht präsumiren, denn das wäre ungereimt; allein dieser muß bei seinem Spruch stets auf das Gewisse sehen, und das ist das Versprechen des Promittenten und die Annahme des Promissars. Der Gerichtshof kann darauf nicht Rücksicht nehmen, ob sich der Verschenkende die Freiheit, von seinem Versprechen abzugehen, hat vorbehalten wollen, oder nicht. Denn solche Rücksichten würden dem Gerichtshofe das Rechtsprechen unendlich erschweren oder unmöglich machen; der Verschenkende müßte sich daher jene Freiheit ausdrücklich vorbehalten haben.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Scherif (arab. edel, heilig) bedeutet bei den Türken einen Mann von hoher Würde und ist besonders ein Titel der Nachkommen Mohammeds von seiner Tochter Fatime und ihrem Gatten Ali, die auch Emirn genannt werden. — 2) Eine türkische Goldmünze, 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Gl. werth. (Vgl. Sheriff.)

Scherzo. Dieß italien. Wort, welches den Scherz bezeichnet, wird jetzt gemeiniglich von einem scherzenden und neckenden Satze eines größern Instrumentalmusikstücks (z. B. Sonate, Symphonie, Quartett) gebraucht, welcher seit Beethoven einen gewöhnlichen Theil der Symphonie ausmacht und an die Stelle der Menuet getreten ist. In dem humoristischen Scherzo ist Beethoven unübertrefflich.

Scheuffelin oder Scheuffelein (Hans), ein geschätzter altdeutscher Maler, wahrscheinlich zu Nürnberg geboren, bildete sich dort unter A. Dürer und nahm, besonders in der Zeichnung, Vieles von seinem Lehrer an. Er malte meist religiöse Gegenstände. In Nördlingen (wo er 1515 das Bürgerrecht erhielt und um 1540 soll gestorben seyn) finden sich einige

treffliche Werke. Die münchner Gallerie besitzt eine Grablegung Christi von ihm.

Schiavone (Andrea), eigentlich Medola, geb. zu Sebenico in Dalmatien 1522, starb zu Venedig 1582. Die Noth, welche ihn zwang, der Malerei sich zu widmen, verhinderte ihn, ein tiefes Studium auf alle ihre Theile zu verwenden. Seiner Zeichnung mangelt Correktheit; aber diesem Fehler ungeachtet, muß er in den Rang der vorzüglichsten Maler der venet. Schule gestellt werden. Er folgte vorzugsweise den Werken von Titian, Giorgione und Parmesano und zeichnete besonders den Letztern nach. Medola, ein herrlicher Colorist, malte vollkommene Frauengestalten; seine Köpfe alter Greise sind gut gehalten; seine Stellungen sind gewählt und weise contrastirt.

Schiboleth, ein Zeichen oder Wort, woran sich eine Partei erkennt; Erkennungs- oder Losungswort. Eigentlich war es das Wort, wodurch sich die Ephraimiten (zufolge der biblischen Erzählung, Buch der Richter, Cap. XII. V. 4. 6.) verrathen mußten und ihrer dann über 40 Tausend getödtet wurden.

Schicht (Johann Gottfried), einer der größten musikalischen Theoretiker und gründlichsten Kirchenkomponisten Deutschlands, Sohn eines Leinwebers, war 1753 zu Reichenau bei Zittau geboren. Er empfing seine erste Erziehung in der Unterrichtsanstalt seines Geburtsorts und wurde hierauf nach dem Gymnasium zu Zittau gebracht, wo sich seine musikalischen Anlagen unter der Leitung des dortigen Musikdirektors, J. Trier, im Klavier- und Orgelspiel so glücklich entwickelten, daß Trier ihn als Gehülfe bei der Kirchenmusik gebrauchen konnte. Demungeachtet versäumte Schicht nicht die Schulwissenschaften und bezog 1776 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren. Hiller aber lernte ihn seinen eigentlichen Beruf kennen, und Schicht widmete sich von jetzt an ganz der Musik. Er übte sie mit ausdauerndem Eifer und wagte schon damals, Einiges zu komponiren. Er wurde bald überall als praktischer Musiker gesucht und leitete von 1781—85 mit die großen Konzerte im Gewandhause zu Leipzig. Nicht weniger achtete man ihn als Lehrer im Klavierspielen und im Gesange. Er besaß einen bedeutenden Umfang und große Fertigkeit der Stimme. 1785 heirathete er die berühmte Sängerin Valdesturla, welche ihm 2 Töchter gebar. In demselben Jahr ward er Direktor der großen Konzerte auf dem Gewandhause, zugleich Organist und Musikdirektor an der neuen Kirche. 1810 ward er Kantor bei der Thomasschule und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen. Von der Zeit an gab er den Privatunterricht auf und behielt bloß die Leitung der von ihm errichteten Singakademie. Er starb 1823 an der Wassersucht. — Als Lehrer wirkte er mehr durch Beispiel als durch Unterricht, weil er nicht die Fähigkeit besaß, die Regeln seiner Kunst klar und deutlich in Worte zu fassen. Als Theoretiker schrieb er die Grundregeln der Harmonie nach dem Verwechselungssystem und die Zusätze zu Pleyel's und Clementi's Klavierschule. Schichts Kompositionen tragen zwar nicht den Stempel des schaffenden Genies, zeichnen sich aber durch Gründlichkeit und Reinheit des Satzes, sowie durch tiefe Kenntniß der Instrumentirung aus. Seine Werke rühren sanft das Herz, und wenngleich sie keine Größe und Erhabenheit aussprechen, besitzen sie doch eine gefällige natürliche Melodie. Außer 2 frühern Oratorien von Rost: Die Feier der Christen auf Golgotha, und Die Gesetzgebung auf Sinai, ferner 2 Kantaten von Rostitz-Jänkendorf: Preis der Dichtkunst, und Häusliches Glück, nebst einigen Chören, welche er früher für das Konzert geschrieben, ist aus seiner frühern Zeit wenig bekannt geworden. Aus der zweiten Periode seines Lebens aber stammt sein treffliches Te Deum nach Klopstock und ein anderes mit deutscher Parodie

zur Jubelfeier der Hochschule Leipzig (1809) geschrieben, ferner sein bestes Werk: Das Ende des Gerechten (von Rochlitz gedichtet und nach seinem Tode in Partitur und im Klavierauszug). Die Chöre dieses Oratoriums gehören zu seiner besten Arbeit, und vergebens versuchte er in zu weit vorgerücktem Alter dasselbe durch ein anderes (von Kunath gedichtetes) Oratorium: Die letzte Stunde des Erlösers, an Kraft und Glanz zu überbieten. Außer noch einigen Kompositionen des Te Deum (zur Regierungsjubelfeier des Königs von Sachsen; eines Deutschen zur Jubelfeier der Reformation nach Dolz; eines nach Luther und nach Witschel), mehrern Missen mit und ohne Orchesterbegleitung (eine zur Vermählung des Prinzen Friedrich), hat er gegen 42 Motetten, unter welchen 3 zweichörige, geschrieben. Darunter gehören zu den ausgezeichnetsten Kompositionen dieser Gattung und zu den vortrefflichsten Aufführungen des Thomanerchors das Veni sancte Spiritus mit Parodie von Michaelis und die Motetten: Nach einer Prüfung kurzer Tage; Jesus meine Zuversicht; Meine Lebenszeit verstreicht, und der 100. Psalm. Sein mit großer Mühe ausgearbeitetes Choralbuch enthält unter 1285 Choralmelodien auch 306 von ihm selbst komponirte. Bekannt ist auch die schöne musikalische Begleitung des Vaterunsers sowie die der Einsetzungsworte.

Schicksal, s. Fatum und Vorsehung.

Schicksalstragödie, s. Tragödie.

Schiedsmann, ein Vermittler, dessen Ausspruch von den Parteien nicht angenommen zu werden braucht, indem die Annahme bloß vom Belieben jeder Partei abhängt, welches aber bei dem Schiedsrichter (Compromissarius) nicht der Fall ist. Mehreres s. in den Art. Compromiß und Arbiter.

Schiefe der Ekliptik (vrgl. d. Art), der Winkel, den die Ekliptik mit dem Aequator macht, oder der Winkel, unter welchem sich die Ebene des jährlichen Umlaufs der Erde gegen die Parallelebene ihrer täglichen Umwälzung neigt. Durch dieselben werden die Stellen der Wendekreise und Polarkreise bestimmt, worauf die Eintheilung der Erdfläche in Zonen beruht. Aus Beobachtungen dieser Schiefe, in verschiedenen Jahrh. angestellt, hat man wahrzunehmen geglaubt, daß sie sich immer mehr vermindere, welches insofern richtig wäre, weil, je mehr sie abnähme, die Wendekreise dem Aequator und die Polarkreise den Polen um so näher rücken, folglich die gemäßigten Zonen sich um so mehr ausbreiten, die heißen und kalten aber enger zusammen ziehen würden. Sollte es endlich dahin kommen, daß die Schiefe bis auf Null abnähme und die Ekliptik mit dem Aequator zusammen fiele, so würde die gemäßigte Zone über die ganze Erdfläche sich verbreiten und überall eine beständige Nachtgleiche und ein immerwährender Frühling seyn. Man hat schon berechnet, daß dieses Ereigniß in 104.800 J. eintreten würde, auch wie viel die Schiefe in einem Jahrh. abnähme. Louville bestimmte diese Abnahme auf 1 Minute, La Caille auf 44 Sek., und Lalande auf 33 Sek. Diese Angaben und alle weiter darauf gestützten Berechnungen sind aber überhaupt sehr hypothetisch, und Laplace will gefunden haben, daß diese Abnahme der Schiefe eine bloß periodische Wirkung der übrigen Planeten zum Grunde habe, deren Maximum sich nicht über 1 Grad 29 Min. erstrecke. Nur ein langer Zeitraum wird verstatten, Beobachtungen anzustellen, die hierüber etwas Näheres bestimmen lassen. Vrgl. Gehlers Physisches Wörterbuch und Littrows Populaire Astronomie (Wien 1825, 2 Bde.).

Schiefer oder Schieferstein, ein gemeines, sehr weit verbreitetes Mineral, zur zweiten Klasse der Erden gehörend, umfaßt alle grobblät-

trige Steine, die sich in platte undurchsichtige Tafeln spalten lassen. Sie kommen meistens in großen Massen in Gebirgen vor und zerfallen in folgende Gattungen: Wetzschiefer ist halbhart, grünlich oder gelblich grau, als ganze Lager im Ur- und Uebergangsthonschiefer. Die besten kommen aus der Türkei, auch gute bei Sonneberg, Lauenstein, Tirol. — Thonschiefer ist weicher, leicht spaltbar, grau bis ins Schwarze und macht viele Unterarten, als: 1) Tafelschiefer, in großen Platten, zu Tischen, Rechentafeln; 2) Griffelschiefer, zu Griffeln; 3) Dachschiefer, in kleinen Platten zum Dachdecken. Dieser muß, ehe er hierzu gebraucht wird, vorher untersucht werden, ob er nicht leicht im Feuer zerspringt und ob er im Wasser einfrieren kann, ohne zu zerbersten. Beide Eigenschaften sind zum guten Schieferdache nothwendig. Doch ist bei Feuersbrünsten jedes Schieferdach gefährlich, da auch der beste Schiefer wegen des beigemischten Erdharzes Feuer fängt, fortfliegt und das Feuer weiter verbreitet. — Der Thonschiefer ist sehr gemein, bildet ganze Gebirge in Urgebirgen, auf Gneis, Granit ꝛc. und in vielen Gebirgsgegenden. — Kohlenschiefer, Zeichenschiefer, schwarze Kreide, grauschwarz, fein, mager; bei Baireuth, in Italien ꝛc.; der beste kommt aus Spanien. — Glimmender Kohlenschiefer, Brandschiefer, weich, leicht, spaltbar, enthält manchmal Abdrücke von Kräutern, Holz ꝛc., kommt vor in Eisenthongebirgen. — Alaunschiefer ist mehr erdig, weich, zerreiblich, blaulich schwarz, in Italien und Böhmen. — Glänzender Alaunschiefer. — Porphyrschiefer, Hornstein. Die Hauptmasse ist Kies und Thon, sparsam sind in ihr kleine Feldspathblättchen und Hornblendkörnchen eingemengt; er ist glänzend, grünlich grau, klingt beim Anschlagen und findet sich in großen Gebirgsmassen in Böhmen und andern Ländern.

Schienenwege, Riegelwege, Eisenbahnen (engl. railways) sind Straßen, welche auf ihrer ganzen Länge aus 2 parallellaufenden Schienen oder Straßbäumen bestehen, welche einige Zoll über den Weg hervorragen und auf welche die Räder der dazu eigens gebauten Wagen passen. Auf diesen Schienenwegen ist man im Stande, mit einer geringen Kraft eine sehr große Last zu bewegen, und die Art der Communication durch dieselben ist in jeder Hinsicht weit vortheilhafter als durch schiffbare Canäle; denn 1 Meile von letztern kosten im Durchschnitt 40—65 Tausend Thlr., wogegen eine ebenso große Länge von erstern ungefähr auf 20—35 Tausend Thlr. zu stehen kommt. Erst in neuern Zeiten hat man angefangen, Schienenwege in größern Entfernungen anzulegen; auf kürzern Strecken sind sie schon bei Fabriken und beim Bergbau, besonders beim Steinkohlenbergwerk benutzt. Man unterscheidet Schienenwege: 1) Mit hölzernen Straßbäumen; diese sind ganz eben und die Räder der Wagen mit einem Kranze versehen, damit sie nicht von den Straßbäumen abgleiten. Man wendet jedoch diese hölzernen Schienenwege jetzt nur noch selten an. 2) Mit platten eisernen Schienen (platte railway), welche auf hölzerne Straßbäume aufgenagelt und mit Rändern versehen sind, wogegen die Räder keinen Kranz oder keine Scheibe haben. Am vortheilhaftesten sind unstreitig aber 3) die Schienenwege mit convexen eisernen Schienen (edge railway), welche wie die platten von Guß- oder auch von geschmiedetem Eisen sind. Sie bedürfen keiner hölzernen Straßbäume, sondern nur querliegender Unterlagen von Holz oder von Stein. Die Räder der auf diesen Schienenwegen angewendeten Wagen sind mit Scheiben versehen. — Haben die Schienenwege ein geringes Fallen, so gehen die beladenen Wagen durch ihr eignes Gewicht herab und werden durch Pferde- oder Dampfkräfte (Dampfwagen) hinaufgezogen. Bei einem starken Falle gehen die beladenen Wagen durch ihr eignes Gewicht herab und ziehen die leeren mittelst eines über eine am obern

Ende befindliche Scheibe gehenden Seiles wiederum hinauf. Die Geschwindigkeit der herabgehenden Wagen sucht man zu hemmen. Am vortheilhaftesten ist es, wenn die Schienenwege möglichst horizontal geführt werden können. Ein starkes Ansteigen wird besser durch einen senkrechten Schacht mit einer Hebemaschine, mittelst welcher die Wagen herabgelassen oder hinaufgewunden werden können, überwunden. — Hölzerne Schienenwege waren schon im 16. Jahrh. bei Newcastle in England bekannt; der erste öffentliche mit eisernen Schienen wurde 1789 bei Loughborough in England construirt. Jetzt findet man sie in allen Theilen Großbritaniens, in Frankreich, in den Rheinlanden, am Harz, in Schlesien, zwischen der Moldau und der Donau, in Nordamerika u. s. w. In England waren Mitte 1827 ungefähr 2000 Meilen Eisenbahnen fertig und eine Menge noch in der Anlage begriffen.

Schierling (Conium) nennt man gewöhnlich 3 Gattungen von Schirm- oder Doldenpflanzen aus verschiedenen Geschlechtern. Die eine ist der sogen. Wasserschierling oder der giftige Wüterich, die andere der sogen. kleine Schierling oder die Gartengleisse. Der wahre oder eigentliche Schierling macht aber ein eigenes Geschlecht aus, welches nach Wildenows Bestimmung 4 Gattungen enthält; 3 davon wachsen in Afrika, insonderheit auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wild und haben für uns nichts Merkwürdiges. Der gefleckte Schierling wächst in ganz Europa auf Wiesen, an Hecken, Mauern und alten Gebäuden. Er hat einige Aehnlichkeit mit der Petersilie, verräth sich aber durch seinen widrigen Geruch und die braunrothen Flecke an dem Stengel und den Blättern. Die Wurzel ist weiß, rübenförmig und fingersdick; der Stengel hohl, glatt und 4—6 Fuß hoch; die großen 3fach gefiederten Blätter stehen auf dicken Stielen; die doldenweise hervorkommenden weißen Blüthen lassen Samenkörner zurück, die auf der einen Seite flach, auf der andern gewölbt und am Rande ausgezackt sind. Die Pflanze ist den meisten Thieren ein Gift, daher sie dieselbe auch nicht fressen, nur die Ziegen und Maulesel ausgenommen. Auch dem Menschen ist sie sehr schädlich. Als Arzneimittel ist sie wirksam wider den Krebs u. a. hartnäckige Krankheiten. — Weit giftiger noch ist der Wasserschierling (wilde Wüterich), welcher an Bächen und Flüssen, Sümpfen und stehenden Wassern wächst. Die Wurzel ähnelt der Selleriewurzel und besitzt einen stinkenden Saft, wodurch stehende Wässer, in welchen sie wächst, verunreinigt werden. Der gestreifte, unten röthliche Stengel wird 3— 4F. hoch und treibt aus den Knotenabsätzen viele Nebenstengel. Die Blätter sind gefiedert. — Der kleine Schierling (Hundspetersilie) unterscheidet sich von der Petersilie hauptsächlich durch den Glanz der Blätter auf der untern Seite, und zur Zeit der Blüthe erkennt man ihn an 3 langen spitzigen Blättchen. — Die durch den Schierling bei dem Menschen erregten Zufälle sind: Verdunklung des Gesichts, Schwindel, Kopfschmerz, ein wankender Gang, Aengstlichkeit in den Präcordien, Magenkrampf, Trockenheit des Halses, brennender Durst, Aufstoßen, Erbrechen eines grünen Stoffs mit Ueberbleibseln der Speisen; die Respiration ist frequent, unterbrochen; Ohnmachten, Lethargien, Kälte der Extremitäten folgen. Bisweilen hat man auch wüthende Delirien und Epilepsien eintreten sehen. Gegenmittel: Zuerst muß man, und zwar sobald als möglich, Erbrechen zu erregen suchen. Alsdann werden schleimig-säuerliche Mittel empfohlen; die Nachkrankheit ist nach den Regeln der Kunst zu beseitigen. — Seit Plinius hat sich die Meinung erhalten, daß in dem Giftbecher, den Sokrates geleert, Schierlingssaft sich befunden habe; vergleicht man aber die obigen Symptome mit denjenigen, welche, nach Plato, dem Tode des Sokrates vorhergingen, so wird diese Meinung unwahrscheinlich.

Schießpulver, Pulver.

Schießscharten sind in die Brustwehr einer Verschanzung gemachte Einschnitte, um dadurch, gegen das feindliche Feuer gedeckt, mit Geschütz zu feuern. Sie sind so hoch von der Erde, daß das Rohr bequem an die Oeffnung gebracht werden kann. Die Seiten der Schießscharte werden mit Faschinen oder Flechtwerk, besser mit Rasen verkleidet. Die innere Weite beträgt 14—18 Zoll, die äußere muß wenigstens 5—6 Fuß betragen; soll aber das Geschütz das ganze vorliegende Feld bestreichen, so öffnet man die Scharte außen 8—9 Fuß. Das zwischen 2 Scharten stehenbleibende Stück Brustwehr, die Schartenzeile oder Merlon, muß 18—20 Fuß betragen; ist sie geringer, so leidet das Merlon zu leicht vom feindlichen Kanonenfeuer, und das eigne Geschütz kann wegen der zu großen Annäherung nicht bequem bedient werden. Die auf angegebene Weise erbauten Schießscharten erfüllen den Zweck: das Feld vor einer Verschanzung bis an den Grabenrand wirksam bestreichen und sonach des Feindes Annäherung hindern zu können. Bei den Rikoschetbatterien findet eine andere Bauart statt, welche mehr auf die Deckung der Bedienung des Geschützes berechnet ist. Die äußere Oeffnung der Schießscharte beträgt nun das oben angegebene Minimum, und die Scharte senkt sich nicht nach außen, sondern nach innen.

Schiff, der mittlere größere Theil der Kirche, von der Halle, wo der Glockenthurm steht, an bis an das Chor. Es ist gewöhnlich wie ein T gestaltet.

Schiffbaukunst. Das Schiff ist das kühnste, sinn- und kunstreichste menschliche Bauwerk, wovon wir hier nur eine sich auf das Wesentlichste der Sache beschränkende Beschreibung geben können. Riesenschritte mußten alle Wissenschaften gemacht haben, ehe man von dem rohen, aus wenigen verbundenen Baumstämmen bestehenden Floße, oder dem aus einem einzelnen ausgehöhlten Baumstamm verfertigten Canot zum Bau eines jetzigen Linienschiffes gelangte. Griechen und Römer, obwohl im Seehandel und Seekriege nicht unerfahren, kannten doch keine andere Fahrzeuge, als die mit Rudern bewegten, unsern Galeeren und Böten nicht unähnlich, womit sie größtentheils sich an den Küsten halten und das hohe Meer so viel als möglich vermeiden mußten; unmöglich hätten sie, auf so kleinen Fahrzeugen, ohne Compaß und mit geringer astronomischer Kenntniß das große Weltmeer nach allen Richtungen mit Sicherheit durchschneiden können. Der Schiffbau ist theils die technische Aufgabe der Schiffszimmerkunst, die die einzelnen Theile des Schiffes auf dem Schiffswerft zweckmäßig verfertigen und zu einem Ganzen verbinden oder in den Docken (s. d. Art.) ausbessern lehrt; theils die wissenschaftliche Aufgabe der eigentlichen Schiffbaukunst, welche nach mechanischen und hydraulischen Gesetzen die Eigenschaften eines Schiffes in Hinsicht auf Gleichgewicht und Bewegung bestimmt. Die Grundlage eines Schiffes ist der Kiel (s. d. Art.). Auf diesem werden vorn und hinten am Vor- und am Achtersteven die Enden der Planken oder Bretter, welche die Seiten bilden, befestigt; quer über dem Kiel liegen die Spanten oder Hölzer, welche, den Rippen des thierischen Körpers ähnlich, die Ausbugt der Planken und dadurch die Gestalt der beiden Seiten bestimmen. Die Fugen der Planken werden kalfatet, d. i. mit Werg, Theer, Pech, zugestopft und das ganze Schiff überdieß noch auswendig getheert, auch wohl mit Kupfer- oder Zinkplatten beschlagen. Der Dollbaum bildet den Rand oder Bord des Schiffes. (Zur Küstenfahrt und kleinen Fischerei braucht man auch Fahrzeuge ohne Kiel, mit einem platten Boden, wie die Prahmen.) Bei den größern Schiffen werden auf den Balken, welche die beiden Seiten des Gebäudes gegen einander stützen und

verbinden, Bretter genagelt und kalfatet, welche feste Boden bilden, Verdecke (s. d. Art.). Die offenbleibenden Stellen, Luken, führen in den untersten Theil des Schiffes zwischen den Kiel und den nächsten Verdeck, den Raum. Die Räume unter dem halben Verdecke werden gewöhnlich zu Wohnungen (Kajüten) eingerichtet. Einzelne feste Schlafstellen heißen Kojen. Die Breite (Weite) eines Schiffes liegt gewöhnlich zwischen der Hälfte und einem Drittheile seiner Länge. Die Tiefe des Raumes ist ungefähr die Hälfte der Weite. Der Schwerpunkt des ganzen Gebäudes mit seiner Last muß unter die Oberfläche des Wassers fallen und um etwas vor der Mitte des Gebäudes nach der Länge liegen. Der Schwerpunkt des im Wasser gehenden Theils soll lothrecht unter dem Schwerpunkt des ganzen Gebäudes mit seiner Last und so tief unter der Oberfläche des Wassers liegen, daß er mit zureichender Kraft strebe, das von einer äußern Gewalt auf die Seite geneigte Schiff wieder aufzurichten. Die Kunst, die Last eines Schiffes in jedem Falle zweckmäßig anzuordnen, heißt das Stauden oder Stauen eines Schiffes (s. Ballast). Die Seitenwände des Schiffes haben Oeffnungen (Pforten), die beim Sturme verschlossen werden können, hinter welchen das Geschütz steht, dessen es so viele Reihen oder Batterien gibt, als das Schiff Verdecke hat. Zur Fortbringung der Seeschiffe bedient man sich des Windes, den man durch die an den Masten befestigten Segel auffängt. Vergl. Takelasche. — Die Seeschiffe führen nach ihrer verschiedenen Größe, Bauart und Bestimmung sehr verschiedene Namen. Im Allgemeinen unterscheidet man Kauffahrtei- und Kriegsschiffe, erstere meistens ohne Kanonen oder nur mit kleinen Geschützen versehen und vorzüglich zum Transport von Waaren und Menschen eingerichtet; letztere mit mehr oder weniger Geschütz und mit bewaffneter Mannschaft besetzt. Die größten Kriegsschiffe, welche in einer geschlossenen Reihe schlagen, heißen Linienschiffe. Ein solches Schiff ist ein Gebäude, welches über 1200 Mann und 120 Kanonen trägt; über welchem eine Segelfläche von beinahe 6500 QEllen schwebt, wo das große Marssegel allein gegen 30 Ellen tief und 25—30 Ell. breit ist; aus welchem Masten von 70—117 F. Höhe emporsteigen; welches Anker von 2—8000 Pfd. an 9—10 schweren Tauen, jedes von 13.000 Pfd., ohne das Kabeltau, welches gegen 5000 Pfd. wiegt, in der Tiefe festhalten, und das mit allen nöthigen Vorräthen eine sinnreich vertheilte Last von mehr als 5 Mill. Pfd., in einem Raume von ungefähr 180—190 Ell. Länge und 50 F. Breite, bei einer Tiefe von 25 F. einschließt! 1805 kostete in England ein Kriegsschiff von 100 Kanonen zu bauen und auszurüsten gegen ½ Mill. Thlr., dessen monatliche Unterhaltung aber wurde an 20.500 Thlr. geschätzt. — Der andern Arten von Schiffen, wie der Fregatten, Galeeren oder Ruderschiffen, Brigantinen, Corvetten u. s. w. haben wir in bes. Art. gedacht, ebenso des Dampfschiffes und der Kauffahrteischiffe. Uebrigens verweisen wir Diejenigen, welche die stürmische Welt des Seemannes und das furchtbare Bild einer Seeschlacht versinnlich anschauen und die Ausdrücke der Takelasche, Bemastung und Schiffbaukunst verstehen lernen wollen, auf das Prachtwerk von Stallkart (Naval Architecture, London 1781, 4.) oder auf Ozanne (Marine Militaire), sowie auf Rödings und Stratico's Wörterbücher.

Schiffmühle wird gewöhnlich über hölzerne Fahrzeuge oder auch blecherne und kupferne Pontons mit Planken oder Bohlen geschlagen; in Ermangelung der erstern kann man aber auch allenfalls auf beiden Ufern starke Taue an Bäume befestigen und auf diese mit Bohlen die Brücke legen. Solche Brücken werden gewöhnlich nur im Kriege geschlagen, wenn Soldaten auf einem bestimmten Punkte geschwind über einen Fluß gehen sollen.

Schifffahrt. Die Geschichte bezeichnet die Phönizier als die Urheber derselben. Anfänglich schiffte man bloß an den Küsten und Ufern. Wurde man vielleicht durch Stürme aufs weite Meer verschlagen, so mußten die Gestirne und die Sonne zu Hülfe genommen werden, um den Lauf wiederzufinden. Hatten Ungewitter oder andere Unfälle jene verborgen, so hatte man Vögel in Vorrath, die man fliegen ließ, und deren Fluge man folgte, weil man voraussetzte, daß sie aus natürlichem Hange ihrem Vaterlande wieder zufliegen würden. Nach Erfindung der Magnetnadel und des Compasses (s. d. A.) konnten die Seefahrer vermöge des letztern die verschiedenen Himmelsgegenden selbst bei Nacht und trüber Witterung erkennen, und sich nun auch außer dem Gesichte des Landes auf das hohe Meer wagen. Die Entdeckung beider Indien gab Anlaß, die Schifffahrt immer mit größerm Eifer zu betreiben, und die Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer suchten sie von jener Zeit an zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; auch scheint dieß Ziel beinahe erreicht. Die immer höher gestiegene Schiffbau- und Schifffahrtskunst haben die Gefahr, welche ehedem mit der Schifffahrt verbunden war, bedeutend vermindert, und so haben die Europäer die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen in den übrigen Welttheilen machen und den Handel zu seinem höchsten Flore bringen können. Zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt suchte man in mehrern Ländern durch Canäle die Flüsse und Meere miteinander zu verbinden. Jetzt sind die Engländer durch ihre vortrefflichen Häfen, durch ihre geographische Lage, ihre reichen Colonien und ihre gut geübte Seemacht in dem Besitze der größten und einträglichsten Schifffahrt und der meisten Handlungs- und Kriegsschiffe untet allen Nationen Europa's. Dagegen ist Holland, ehemals der Nebenbuhler Britanniens, in dieser Hinsicht sehr gesunken; aber die Franzosen haben das große Verdienst, unter Ludwig XIV. die ersten Schulen zur Bildung von Seeoffizieren angelegt und die Schiffkunst zuerst auf wirkliche Regeln gebracht zu haben. Seit die Magnetnadel entdeckt und die Meereslänge erfunden war, hat nichts dieselbe so vervollkommnet als die Dampfschifffahrt (s. d. Art.). Jetzt gebraucht ein Schiff, welches um die Erdkugel fährt, nicht mehr Zeit, als zu den Zeiten der Griechen und Römer, um aus der Ostsee ins Mittelmeer zu kommen. Die kürzeste Fahrt um die ganze Erde ist von einer span. Corvette, binnen 8 Mon. 21 Tagen, die Zeit, welche sie in den Häfen lag, abgerechnet. 3 Breitegrade (45 d. Meil.) durchsegelt ein Schiff gewöhnlich auf hoher See innerhalb 24 Stunden. In den Strömen, wo der Wind die Fahrt hindert, ist dagegen Dampfschifffahrt das einzige Mittel fortzukommen. Der 4. Bd. von Marchetti's Werk über Seewesen und Schifffahrt (Rom 1818) beschäftigt sich mit der Schifffahrt unter dem Wasser. Ueber die Schifffahrt der Alten vrg. Heerens Ideen über die Politik ꝛc. (4. Aufl., Götting. 1824, 4 Thl.); Benedikts Versuch einer Gesch. d. Schifffahrt u. des Handels der Alten (Lpz. 1806); Berghaus's Gesch. d. Schifffahrtskunde bei den vornehmst. Völkern d. Alterthums (Lpz. 1794, 2 Bd. m. Kpf.). Ueber die Schifffahrt der Neuern finden sich viel Notizen im 11. Thl. von Buschs Handb. d. Erfind. (4. Aufl. Eisenach 1821).

Schifffahrtskunde oder Steuermannskunst ist die Geschicklichkeit, ein Schiff möglichst sicher und schnell von einem Orte nach einem andern zu leiten. Das mechanische Handhaben der Segel und des Steuerruders lernt man nur an Bord selbst. Die Theorie der Schifffahrt lehrt: 1) das Nöthige aus der Mathematik, insbesondere der Trigonometrie, Astronomie und geometrischen Construktionen, um einen richtigen Gebrauch von früher stattgefundenen Beobachtungen zu machen, deren selbst fortwährend anzustellen, den Weg des Schiffes oder die loxodromische

Linie zu verzeichnen und immer zu wissen, wo sich der Seemann befindet, wie er gesegelt ist und steuern muß, endlich um die hierzu nöthige Schiffsrechnung, d. i. die jedesmalige Stelle des Schiffs nach der Länge und zurückgelegten Bahn zu finden. 2) Lehrt sie den zweckmäßigen Gebrauch mehrerer Instrumente, um den zu nehmenden Weg für das Schiff auszumitteln, den zurückgelegten Raum zu bestimmen und immer den Ort zu wissen, wo das Schiff segelt. Diese Instrumente sind der Strich- und der Visir- (Peil-) Compaß. Der letztere dient zur Beobachtung sehr ferner Punkte in Absicht auf die Himmelsgegend und Abweichung der Magnetnadel für jeden Ort. Die Logleine mit dem Log, um die Geschwindigkeit des Laufs ungefähr zu bestimmen und daraus weiter schließen zu können; der Quadrant und der Reflexionsoktant zu Höhenmessen; die Längenuhr, zur Bestimmung der Länge und Breite für jeden Ort, wo sich das Fahrzeug befindet. 3) Der Gebrauch der Land-, See- und Küstencharten, wo die jedesmalige Wassertiefe, Ebbe und Fluth, die Winde, Abweichungen der Magnetnadel, der Klippen und Untiefen ꝛc. verzeichnet sind. 4) Den Gebrauch der Tabellen der Längen und Breiten, der astronomischen Calender, der Ephemeriden, der Sternverzeichnisse, der Loxodromischen und Strichtafeln u. a. m. — Die Länge jedes Ortes auf der Erde wird durch seinen Meridian oder Mittagskreis (s. d. Art.) und durch seine Entfernung von einem der Pole bestimmt. Die Entfernung des Mittagskreises eines Orts von dem ersten, gewöhnlich von Ferro, wird seine (geographische) Länge; die Entfernung eines Orts von dem Pole, oder, was diesem gleich kommt, von dem Aequator, wird seine (geographische) Breite genannt. Beide bestimmen dann genau den Punkt seiner Lage auf der Erde, sie sei gegen den Südpol oder gegen den Nordpol, auf der West- oder Ostseite des ersten Meridians. Die Breite (s. d. Art.), in der sich das Schiff befindet, ist leicht durch einen Stern im Bilde des kleinen Bären oder der kleinen Wage zu finden, der Polarstern genannt wird, weil er dem Himmelspol am nächsten steht und nur einen kleinen Kreis um ihn beschreibt. Er geht daher nie unter (den Horizont) und kann von uns (auf der nördl. Halbkugel) bei heller Nacht zu jeder Zeit gesehen und seine mittlere Höhe gemessen werden. Die Länge (vrgl. d. Art.) aber kann nur mühsam durch den Abstand des Mondes von der Sonne oder von bekannten Fixsternen gemessen und berechnet werden, wozu auch die von Harrison erfundenen Seeuhren (vgl. d. Art) dienen, deren Vorzug darin besteht, daß sie, auch bei dem Schwanken des Schiffs, die Zeit Monate lang genau, ohne bedeutende Abweichung, angeben. (Vgl. auch Sextant.) — Nun wollen wir noch andeuten, wie der Schiffer von diesen Hülfsmitteln Gebrauch machen könne, um auf offener See, oder der Reisende, um in Wüsteneien einen bestimmten Ort finden zu können. Angenommen, wir wollen von Nürnberg nach Frankfurt a/M. und wissen, etwa aus unsrer Landcharte, daß die Länge von Nürnberg 28° 47′, die Breite 49° 27′ 12″, und von Frankfurt die Länge 26° 15′ 45″, die Breite 50° 6′ 40″ betrage. Bleiben wir bloß bei den ganzen Graden, so wissen wir, daß Frankfurt einen Grad dem Norden näher liege, daß wir also nicht ganz gerade gegen Abend, sondern nach West zu Nord unsre Richtung nehmen müssen. Gehen wir nun in dieser Richtung, durch Sonne, Mond und Sterne geleitet, oder wenn diese nicht sichtbar sind, nach unserm Compasse, so wissen wir, daß der Weg, wenn die gerade Linie nicht verfehlt wird, in 8 Tagereisen zurückgelegt ist. Zeigt sich nun nach einer oder mehrern Tagereisen der Polarstern, und wir finden seine mittlere Höhe 50°, so sind wir zu weit nördlich; finden wir sie 48°, so sind wir zu weit südlich gekommen

und müssen darnach unsre Richtung abändern; auch diese von dem graden Wege, sie sey durch Versehen oder durch Naturhinderniße (Berge, Wasser ꝛc.) veranlaßt worden, zu der Zahl der Tagereisen schlagen, die sich dann vermehren muß. Wenn die Anzahl der Tagereisen beendiget und die Polhöhe 50° ist, so wissen wir, daß wir auf der rechten Breite sind; ob aber der Ort noch vor uns oder schon hinter uns liege, wissen wir nicht. Die Länge, den Abstand von dem ersten Meridian, oder von dem Nürnberger, diese muß durch die Mondstafeln ꝛc. oder durch richtiggehende Uhren bestimmt werden. Um nun die Länge durch die Verschiedenheit der Zeit bestimmen zu können, müssen wir an dem Orte, wo wir uns befinden, den höchsten Sonnenstand, also die Mittagslinie desselben, suchen. Finden wir nun, daß zu der Zeit, wo es daselbst Mittag (12 Uhr) ist, unsere Uhr weniger als 10 Min. über 12 Uhr zeigt, so sind wir noch von dem Ort zurück; zeiget sie mehr, so sind wir schon darüber hinausgekommen. — Der Schiffer verfährt nun ungefähr ebenso. Aus seiner Seecharte weiß er, nach welcher Gegend der Ort liegt, wohin er steuern will, und wie viele Meilen seine Entfernung beträgt. Die Geschwindigkeit des Laufs seiner Schiffes untersucht derselbe wenigstens alle Stunden mittelst der Logleine, und weiß dann ungefähr, wie viele Meilen dasselbe in einer Stunde zurücklege. Da der Wind nicht immer gerade nach dem Bestimmungsorte, sondern oft seitwärts, ja entgegengesetzt wehet, so muß der Schiffer laviren (bald rechts, bald links abweichend, im Zickzack, segeln) und diese Wegverlängerung in Anschlag bringen. Die Richtung, die er zu nehmen hat, zeigt ihm der Himmel oder sein Compaß, und Länge und Breite findet derselbe auf die angegebene Art. Wenn diese von Zeit zu Zeit gefunden ist, so bezeichnet derselbe die Stelle, auf welcher er sich im Meere befindet, oder zu finden glaubt, wenn es nicht genau gefunden werden kann, in der Seecharte, und nennt dieß das Besteck (stecken). Diesen Ort (der Länge und Breite), an dem er auf dem Meere zu seyn glaubt, schreibt derselbe auch in sein Logbuch, nebst der Geschwindigkeit des Schiffes, die durch das Logen gefunden wurde, und die Richtung des Laufs. Auf diese Weise erblickt er endlich die gewünschte Küste, gelangt in sichern Hafen, und wie man sieht, mit vieler Mühe. — Das beste Werk (seit Röhls Steuermannskunst, Greifswalde 1778, und Robertsons Elemens of navigation, 1796) zum Gebrauche für Navigationsschulen und zum Selbstunterricht angehender Steuerleute ist das von der hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung mathematischer Kenntnisse verfaßte Handbuch der Schifffahrtskunde mit einer vollständigen Sammlung der unentbehrlichsten Seemannstafeln, nebst 15 K. und 2 Seecharten (Hamburg 1819). Auch ist des Weltumseglers Krusensterns Werk: Beiträge zur Hydrographie der größern Ozeane (Leipzig 1819, 4.), zum Studium des Seewesens unentbehrlich. Es enthält wichtige Bemerkungen über den Gebrauch des Marinebarometers und eine treffliche Seecharte.

Schiffmühle ist eine Mühle, welche auf einem platten Fahrzeuge erbaut ist, und auf den Flüssen von einem Ort zum andern gefahren werden kann, damit ihr Wasserrad von dem daran schlagenden Strom gehörig herumgetrieben werde. Eine solche Mühle hebt und senkt sich mit dem steigenden und fallenden Wasser, muß aber mit starken Tauen oder Ketten entweder an das Land gehangen und befestigt oder tüchtig verankert werden. Durch die Erfindung dieser Mühle (nach Vielen während der Belagerung Roms durch den gothischen König Vitiges, 536 n. Chr., der den Mühlen in Rom das Wasser hatte ableiten lassen, worauf man auf Fahrzeuge der Tiber die Mühlen anlegte) ist der Gebrauch der Wassermühlen sehr erweitert worden, da diese sich fast auf jedem Flusse ohne Erbauung eines Gerinnes oder

künstlichen Gefälles anbringen kann. In Lyon u. a. O. hat man keine andern, als Schiffmühlen.

Schiffpfund, ein in allen Handelsstädten an der Ost- und Nordsee bei der Fracht gebräuchliches Gewicht, nach welchem schwere Lasten gerechnet werden. Es ist an den verschiedenen Plätzen ebenfalls verschieden und hält 3—400 Pfund; gewöhnlich aber rechnet man es (auch bei Landfrachten) zu 3 Centner oder 20 Liespfund.

Schiiten oder Irrgläubige werden von den Sunniten alle Mohammedaner genannt, welche die Sunna (s. d. Art.) nicht als Gesetz annehmen. Die Schiiten glauben, daß Ali, der 4. Khalif, d. i. Nachfolger Mohammeds, dem Propheten in der Würde eines hohen Priesters gefolgt, also dessen erster rechtmäßiger Nachfolger sey. Die Perser sind Anhänger des Ali oder Schiiten. Von ihnen trennten sich die Ismaeliten (vergl. d. Artikel).

Schikaneder (Emanuel), dessen Geburtsort uns unbekannt ist, war ums Jahr 1751 geboren. Frühe sich dem Theater widmend, bildete er sich auf den Bühnen mehrerer östreichischen Städte. Auch als dramatischer Dichter wollte er sich einen Ruf gründen und verfertigte deßhalb viele Opern und Operetten. Dauernden Beifall erhielt nur seine Zauberflöte und zwar durch Mozarts unsterbliche Composition. Wenngleich nicht bestritten werden kann, daß diese Oper viel Mährchenhaftes, selbst Unwahrscheinliches, Kaltes und häufige Verstöße gegen die Metrik und ebenso häufige gehaltlose Gedanken enthalte; so läßt sich deßungeachtet nicht leugnen, daß sie auf einer poetischen Idee, welche einer besondern Einkleidung und Ausführung werth war, beruht. Der Verfasser soll sogar dem Mozart die Melodien zu einigen in der Oper vorkommenden Volksgesängen (als: Der Vogelfänger) angegeben haben. Als Bühnendirektor sowohl in Prag als am Leopoldstädter Theater in Wien, erwarb er sich, sowie durch seine Werke, ein ziemliches Vermögen und noch einen größern Kredit. Dieß bewog ihn, selbst ein Theater an der Wieden (das sogen. Theater an der Wien) zu bauen, was er in jeder Hinsicht zweckmäßig und zugleich prachtvoll einrichtete. Obgleich er es wohl zu berechnen verstand, was der Kasse Vortheil bringt, und seine Unternehmungen meist einen glücklichen Erfolg hatten, kam er doch in seinen Vermögensumständen zurück und mußte die Direktion des Theaters an der Wien aufgeben. Er starb 1812 zu Wien nicht in den besten Verhältnissen.

Schild, eine Schutzwaffe der Alten, die aus Häuten, welche über Reifen gespannt wurden, bestand. Schon im Alterthum schmückte ihn die Kunst. Berühmt ist in dieser Hinsicht der Schild des Achilles (s. Ilias, 18r Ges., V. 378 fg.; vgl. Bolvin und Caylus in den Memoiren der franz. Akademie der Inschriften, 27.). Ueber den Schild des Herkules s. die kleine Schrift von Schlichtegroll (Gotha 1788). Wappenschild, s. Wappenkunde.

Schildknappe (Schildträger, Junker, Wappner) hieß in den Zeiten des Ritterwesens Derjenige, welcher unter der Aufsicht eines Ritters die Fertigkeiten und Geschicklichkeiten zum Waffendienste erlernte. Jeder Ritter hatte damals einen oder mehrere Schildknappen in seiner Lehre und diese hatten gegen ihn gewisse Verpflichtungen. Der Junker mußte dem Ritter die Waffen im Stande halten, sein Roß zäumen, ihn ankleiden, ihm zum Turnier und in die Schlacht folgen und ihm zu Hause aufwarten. Wappner bei einem tapfern, ehrenfesten Ritter gewesen zu seyn, erweckte ein gutes Vorurtheil; Fürstensöhne dienten daher oft einem an Geburt tief unter ihnen stehenden Ritter. Man mußte frei geboren seyn und künftig sich als Ritter

standesmäßig ernähren können, um als Junker in Dienst treten zu können. Kaiser Friedrich II. aber gab ein Gesetz, daß nur Söhne von Rittern, oder denen der Kaiser die Erlaubniß gewähre, zu Schildknappen genommen werden sollten. Auch konnte nur der Kaiser den Ritterschlag ertheilen; doch bedurfte es hierzu noch der Erklärung des Meisters, daß sein Lehrling diese Würde verdiene.

Schildkröten. Diese vierfüßigen oder kriechenden Amphibien sind von allen andern Geschöpfen durch den sie oben und unten bedeckenden Schild unterschieden, dessen Obertheil (Rückentheil) mit dem Rückgrad und den Rippen verwachsen und mit breiten, hornartigen, oft sehr schönfarbigen Schuppen geziert ist. Der Untertheil (Bauchschild) ist kleiner und hat Ausschnitte für Kopf, Füße und Schwanz. Mit andern Worten: die sehr breiten, flachliegenden Rippen vereinigen sich mit dem eben so flachen Brustbein, sind mit Hornplatten überzogen und bilden so beide Schilder. Ihre Kiefern sind zahnlos und haben einen Knorpel-Ueberzug. Sie lieben das Wasser, leben von Pflanzen, Früchten, Insekten, Würmern und Fischen. Sie wachsen sehr langsam und scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen; dabei ist ihre Lebenskraft so groß, daß sie Monate lang an feuchten Orten ohne Nahrung leben und oft erst nach mehreren Tagen sterben, wenn ihnen der Kopf abgehauen ist. Ihre Begattung dauert mehrere Tage; sie legen Eier, welche sie in den Sand vergraben und durch die Sonnenwärme ausbrüten lassen. Die Carette lebt in beiden Indien, gibt das beste Schildpatt, hat flossenartige Füße, dachziegelförmige Schilder und ein fast herzförmiges Rückenschild — Die grüne oder Riesenschildkröte, welche zwischen den Wendekreisen im Meere einheimisch ist, hat am Gewicht an 8 Centner und ein eiförmiges blaß olivenfarbenes Rückenschild, lebt von Seepflanzen und hat ein sehr schmackhaftes Fleisch. Sie ist im Stande, mehrere Menschen fort zu tragen. — Die gemeine Flußschildkröte oder die europäische Schildkröte bewohnt die meisten Länder Europa's bis nach Preußen hinauf und wird ebenfalls häufig genossen, da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist. Die Landschildkröte lebt in Sardinien, Italien und Afrika in Wäldern. — Ihr ähnlich ist die indische.

Schill (Ferdinand v.) ward 1773 zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien geboren. Sein Vater hatte sich früher einigen Ruf als Parteigänger in den östreichischen und sächsischen Heeren während des 7jähr. Kriegs erworben und war später in preuß. Dienste getreten. Ferdinand, der jüngste aus 4 Brüdern, trat früh in das Dragonerregiment Ansbach-Baireuth. Er zeichnete sich in den ersten Jahren seines Dienstes durch Nichts aus; seine Verschlossenheit wurde selbst für Geist- und Charakterlosigkeit gehalten. Beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich 1806 war er noch Lieutenant. In der Schlacht bei Auerstädt ward er am Kopfe verwundet, rettete sich nur mit Mühe nach Colberg in Pommern und blieb hier bis zu seiner Genesung. Wie die meisten preußischen Festungen zu der damaligen Zeit, war auch Colberg wenig vorbereitet, eine Belagerung, mit der es der immer näher rückende Feind bedrohte, auszuhalten. In dieser Lage erwachte zuerst Schills kühner Unternehmungsgeist; er entwarf den Plan zur Errichtung eines Freicorps, zu dem Zwecke, die Festung zu verproviantiren, die in der Gegend noch sich befindenden königl. Effekten aufzuheben und Kundschaft vom Feinde einzuziehen. Er theilte den Plan dem Befehlshaber von Colberg, Obristen v. Loucadou, mit, und wußte diesen, wenn auch nicht zur eifrigen Theilnahme, doch zur Genehmigung zu gewinnen. Schill, kaum wieder hergestellt, empfing vom Commandanten 2 Dragoner, zu denen aber bald

noch andere tapfere Gefährten traten. Schill entwickelte alle Eigenschaften eines tüchtigen Parteigängers; seine Entschlossenheit, rasche Ausführung, Kühnheit, selbst Verwegenheit in den Gefahren, seine Schlauheit in Ueberfällen und vor allem seine leutselige Behandlung seiner Untergebenen, die mit voller Liebe an ihm hingen, machten, daß fast alle seine Plane und Ueberrumpelungen einen glücklichen Ausgang hatten. Er kehrte gewöhnlich siegreich, mit Beute und Gefangenen beladen, von einem Streifzuge zurück. Vielleicht würde er noch größere Unternehmungen gewagt und glücklich ausgeführt haben, wenn nicht Loucadou's Bedachtsamkeit ihm stets im Wege gewesen wäre. Dieser stand an, Schill'n eine hinlängliche Anzahl Leute anzuvertrauen, und verbot ihm zuletzt gar jeden Streifzug. Jetzt wandte sich Schill an den König, und erhielt von ihm die Erlaubniß, ein eigenes Corps zu errichten. Schills Ruf hatte sich schon weit verbreitet, und seine Tapferkeit ihm selbst beim Feinde Achtung verschafft. Hiedurch fühlten sich viele Krieger bewogen, unter Schills Fahne zu treten. In einigen Wochen hatte er einen Haufen zusammengebracht, der aus vier Schwadronen Husaren, einer reitenden Jäger-Compagnie und mehrern Abtheilungen Infanterie bestand; die Mannschaft belief sich etwa auf 1000 Mann, mit Allem, was zum Kriege erforderlich ist, wohlversehen; selbst mit einigen Feldstücken. Schill führte nun auf seine eigene Hand den kleinen Krieg in Pommern. Er hatte den Plan entworfen, sich auf der Insel Wollin festzusetzen; so hatte er zwei Festungen zu Anlehnungspunkten, Kolberg und Stralsund, und konnte, im Rücken der großen französischen Armee herumschwärmend, wahrscheinlich dieser die Zufuhren und Communikationen abschneiden; dabei hoffte er auch, daß in Norddeutschland sich Bewegungen zu Gunsten von Deutschlands Unabhängigkeit zeigen würden. Doch der Feldzug der Schweden in Pommern, der so wenig seine Plane begünstigte, und zwei nachtheilige Gefechte bei Stargard und Naugard nöthigten ihn, diese Absicht aufzugeben. Er mußte sich unter die Kanonen von Kolberg zurückziehen, und verschanzte sich dort in einem Wäldchen, der Maikuhle. Vier Monate hindurch vertheidigte Schill diesen Posten, und seinem Muthe und seiner Ausdauer, sowie Gneisenau's herrlicher Vertheidigung ist es zuzuschreiben, daß jene Festung nicht fiel. Schill war eben in Schwedisch-Pommern, und wollte den kleinen Krieg nach einem ausgedehntern Plane organisiren und mit Blücher in Verbindung treten, als der Friede von Tilsit ihm Ruhe gebot. Der Monarch ehrte die Verdienste des kühnen Mannes; er erhob ihn zum Major, seine Mannschaft zum Leibhusaren-Regiment und wies ihm Berlin zur Garnison an. Dieß legte vielleicht den ersten Grundstein zu seinem spätern unglücklichen Unternehmen. Im Triumph zog er in Berlin ein, und überall kam ihm der lauteste Beifall des Volkes entgegen. Schill war der Mann der Nation geworden; er hatte in der unglücklichen Periode die Ehre der preußischen Waffen gerettet, und war siegreich hervor aus dem Kampfe mit den Unbesiegten gegangen; man baute daher für die Zukunft noch größere, selbst übertriebene Hoffnungen auf ihn. Man verhehlte ihm nicht, was man von ihm hoffte, und Enthusiasten drängten sich um ihn, die in ihm den Hebel einer Volksreaktion gegen Napoleons Macht sahen. Hiezu kam noch seine warme Vaterlandsliebe und sein eben so warmer Haß gegen den französischen Kaiser. Alles dieß brachte Schill zuletzt dahin, daß er selbst glaubte, was man ihm gern glauben machen wollte: er könne Deutschland retten. Es hatte sich ein geheimer Bund von Vaterlandsfreunden in Preußen gebildet, der sich mit mehrern Provinzen Deutschlands in Verbindung setzte, um einen Aufstand gegen Napoléons politischen Druck zu organisiren. Schill nahm Theil daran. Die bäuerlichen Gemeinen in der Grafschaft Ravensberg fanden

selbst einen geheimen Abgeordneten, der Schill aufforderte, den Aufstand, mit dem sie umgingen, zu unterstützen. Man wußte, daß in Hessen der Obrist Dörnberg auf dasselbe Ziel hinarbeitete, und in Westphalen waren die Gemüther des Volkes nicht weniger in Gährung, und konnten leicht durch einen Anstoß von Außen in die Insurrektion verwickelt werden. Ueberdieß führte Napoleon 1809 Krieg in Spanien, und Oestreich hatte sich zu einem muthigen Kampfe entschlossen: es stand schon gerüstet. Schill glaubte den Zeitpunkt für sein Unternehmen geeignet. Am 23. Apr. verließ er mit seinem Regimente, unter dem Vorwande eines Feldmanövers, Berlin. Auf dem Uebungsplatze hielt er an seine Genossen eine feurige Rede, und deckte ihnen den Zweck des Zuges auf. Mit Freuden wurde er von Allen aufgenommen. Der Ruf von Schills Unternehmen verbreitete sich bald, und was er erwartet, geschah zum Theil; eine ziemliche Anzahl Offiziere und Soldaten vereinigten sich mit ihm. Er ging bei Wittenberg über die Elbe, und zog in Sachsen. Er hatte auf den Beifall und die thätige Mitwirkung der Sachsen gerechnet, fand sich aber getäuscht. Nirgends erklärte sich das Volk öffentlich für sein Unternehmen. In Sachsen erfuhr Schill auch, daß Napoleon in wenigen Tagen die ganze östreichische Heeresmacht niedergeworfen habe; zugleich war Dörnbergs Aufstand in Hessen mit leichter Mühe gedämpft worden. Schills Spiel war von jetzt an verloren. In einem Kriegsrathe mit seinen Offizieren wurde entschieden, daß man sich nach Westphalen und Ostfriesland zurückziehen sollte; die Stimmung des Volkes und die Natur des Landes gaben Hoffnungen, sich dort halten zu können, und endlich einen sichern Rückzug nach England zu haben. Bei dem Dorfe Dodendorf fand Schill aber einen Theil der magdeburger Besatzung; es kam zu einem blutigen Gefechte, das nichts entschied. Schill mußte seinen Rückzug nach Ostfriesland aufgeben und wandte sich nach Wanzleben, von dort nach Tangermünde und in die Altmark. Nirgends fand er Hülfe beim Volke, und was seinen Untergang mehr als diese getäuschte Erwartung beschleunigte, war, daß man jetzt einsah, Schill sey der Mann nicht, für den man ihn gehalten. In der höchsten Noth verlor er den klaren Blick und die Entschlossenheit; in allen seinen Handlungen sah man von jetzt an, daß er mit sich selbsten weder über seine Lage, noch über Das, was zu thun sey, im Reinen war. Das Gewitter zog sich aber auch immer näher um ihn zusammen; in Hannover sammelte der General Gratien ein holländisches und in Hollstein der General Ewald ein dänisches Corps zu seiner Vernichtung. Schill hoffte nun durch die Eroberung des Forts Dömitz einen Haltpunkt und Munition sich zu verschaffen; das Fort wurde zwar genommen, aber einen Stützpunkt konnte es nicht abgeben. Schills Bleiben war nicht mehr an der Elbe: der weitüberlegene Feind drängte von allen Seiten. Er zog sich jetzt nach Wismar und Rostock zurück; aber auch diese Position war nicht geeignet, dieß fühlte er bald und wandte sich deßhalb nach Stralsund. Auf dem Wege dahin warf er noch bei Darmgarten einige meklenburgische Truppen. Stralsund, dessen Festungswerke noch nicht ganz zerstört waren, nahm er ohne große Anstrengung. Er stellte in möglichster Schnelle die verfallenen Werke wieder her, und rief die schwedisch-pommersche Landwehr zum Beistande auf. Sie verstärkte seine Macht bis auf 2000 Mann. Etwa 500 Mann sollten noch von Warnemünde, wo sie zu Schiffe gegangen waren, herüberkommen, aber ehe sie anlangten, berennten die Feinde, beinahe an 6000 Mann angewachsen, am 31. Mai den Platz. Sie stürmten das Kniepenthor, und obgleich Schills Mannschaft sich mit einem Muthe vertheidigte, der des höchsten Lobes werth ist, drangen doch die Feinde in die Stadt. Der Kampf dauerte in den Straßen fort, und wo er am heißesten war, stürzte Schill mit seinen Getreuen sich hinein. Er

tödtete selbst den General Carteret: doch was vermochte der Heldenmuth gegen ein erdrückendes Uebergewicht der Feinde? Schill hatte schon mehrere Wunden empfangen, und wollte eben in eine Nebenstraße sprengen, als ihn ein Flintenschuß vom Pferde stürzte. Mit seinem Leben hörte auch der Kampf auf. Einige 100 Mann schlugen sich glücklich durch, und erhielten einen freien Abzug nach Preußen; die 500 Eingeschifften steuerten nach Swinemünde, als sie den unglücklichen Ausgang erfuhren. Elf gefangene Offiziere ließ Napoleon als Empörer richten und zu Wesel erschießen. Die andern Gefangenen wurden ins Innere Frankreichs geführt, und bis zu Napoleons Fall als Galeerensklaven behandelt. Die Entstellung des Körpers machte es schwer, Schills Leichnam unter den Todten herauszufinden; er ward in Stralsund beerdigt, sein Kopf aber vom Rumpfe getrennt, und auf höhern Befehl nach Frankreich in Spiritus gesandt. Er befindet sich jetzt in Leyden.

Schiller (Friedrich von, mit seinem ganzen Namen Friedrich Christoph von) wurde den 10. Nov. 1759 zu Marbach im Würtembergischen geboren. Sein Vater war damals Lieutenant in herzoglichen Diensten, stieg nachher bis zum Major, wurde Kommandant auf dem herzoglichen Lustschlosse Solitude und Inspektor der Baumschulen des Landes. Baumzucht war sein Lieblingsgeschäft, und er hat seine vorzügliche Kenntniß darin selbst als Schriftsteller bewiesen. (Sein Werk über die Baumzucht im Großen erschien zuerst Neustrelitz 1795. 8. Neue Ausgabe, Gießen 1806.) Er war ein Mann von hellem und lebhaften Geiste; die Mutter eine von Seiten des Herzens und Geistes gleich achtungswürdige Frau. Schon als Knabe zeichnete sich Schiller durch eine ungemein feurige Phantasie aus. Seine liebsten Lektüren waren die prophetischen Schriften des alten Bundes; hauptsächlich entzückten ihn die Gesichte Ezechiels. Als der Knabe dem Jünglinge entgegenreifte, glaubten die Eltern nicht besser für sein zeitliches Wohl sorgen zu können, als wenn sie seine künftige Bildung einem Institut anvertrauten, dessen Einrichtung damals sehr gepriesen wurde, und so trat er 1778 in die Militärakademie (nachher hohe Karls-Schule) in Stuttgart. Außer dem Lateinischen, worin er sich ziemliche Fertigkeit erwarb, lernte er beinahe nichts; denn er widmete alle seine Zeit, selbst auf Spaziergängen, ausschließlich dem Studium poetischer Werke. Klopstocks Dichtungen waren es zunächst, welche ihn anzogen, besonders die Messiade. Diese Lesebeschäftigung war ein ernstes, täglich fortgesetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen, Aneignen. So durchstrich er in seinem Exemplare vor Klopstocks Oden in der Ode: Da schweigt der Jüngling lang' ꝛc. nach den Worten „Ich liebe dich, mein Vaterland!" die übrigen Strophen, weil sie den großen Eindruck nur schwächten. Die Genesung durchstrich er ganz, weil der Inhalt, trotz der pompösen Worte, doch nur sey: Wäre ich nicht genesen, so wäre ich gestorben, und hätte meine Messiade nicht vollenden können. Klopstocks Gedichte wirkten mit solcher Stärke auf ihn, daß er entschlossen war, sich den geistlichen Stand zu seinem künftigen Berufe auszuwählen. Doch bestimmte er sich für die medizinischen Wissenschaften. Außer den Klopstockschen machte sich Schiller jetzt vorzüglich mit Virgils Aeneide und den herrlichen Liedern und Hochgesängen des alten Morgenlandes nach Luthers kräftiger Sprache bekannt. Sein Geist wollte aber nicht bloß empfangen, er wollte auch selbst zeugen, bilden, gestalten. Er versuchte daher seine poetische Kraft, und arbeitete an einem Gedichte, dessen Held der mächtig hervorragende Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner der Urwelt war, Moses. Gerstenbergs an rührenden, erhabenen und erschütternden Auftritten so reiche Tragödie Ugolino und Göthe's Götz von Berlichingen gaben seiner dichtenden Geistesthätigkeit

eine andere Richtung, sie hoben ihn gleichsam unwillkürlich in die tragische Laufbahn hinüber. Nun verdrängte Shakespeare schnell auf eine geraume Zeit hin alle andere Dichter aus Schillers Geiste. Unter seine damaligen Lieblingswerke deutscher Dichter gehörten aber Lessings Schauspiele, die Gedichte des genialen Friedrich Müller, des Malers, und vornehmlich Leisewitzens Julius von Tarent. Seine ersten dramatischen Versuche waren eine Tragödie: Der Student von Nassau, und ein Schauspiel, Cosmus von Medizis, welches viel Aehnlichkeit mit Julius von Tarent hatte. Indeß verwarf und vernichtete Schiller in der Folge das Ganze; nur Einiges verpflanzte er daraus in seine Räuber. Fast noch unvollkommener waren seine gleichzeitigen lyrischen Versuche; sie zeugen von weiter nichts, als daß Schiller sich die Empfindungen Klopstocks, Cramers, Uzens und Anderer in etwas zu eigen gemacht hatte. Im Grunde betrachtet, entwickelte er sich erst spät und nur theilweise. Aber 1777 brach sein Geist mit viel verkündender Kraft in den Räubern hervor. Schiller hatte nunmehr seinen Kursus der Medizin auf der Akademie zu Stuttgart vollendet, und gab nach dortiger Gewohnheit eine deutsche Probeschrift über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit der geistigen heraus. Als Beleg zu psychologischen Bemerkungen in dieser Abhandlung citirte er eine Stelle aus seinen damals noch ungedruckten Räubern, die er hier aber nicht als eigene Arbeit, sondern nur als Uebersetzung aus einem englischen Original anführt. Weil kein Zögling der Akademie ohne erhaltene Erlaubniß bei schwerer Ahndung etwas drucken lassen durfte, so versprach Schiller seinen Freunden im Scherz, gewiß eine Stelle aus seinen Räubern in seine Dissertation einfließen zu lassen, und hielt mittelst des erwähnten Kunstgriffes Wort. Sein Aufenthalt in der Militärakademie, wo die strengste Subordination herrschte, mochte wohl freilich manche aufstrebende Kraft in ihm zurückgedrängt haben, doch ohne sie deßwegen gänzlich zu unterdrücken. Der eifrige Fleiß in allen Gegenständen des gelehrten Wissens, der die Lehrlinge jener Anstalt auszeichnete, übte seine Geisteskräfte auf die mannichfaltigste Art, und gerade die strenge Einzwängung erzeugte einen Korporationsgeist unter den vereinigten Jünglingen, der ein Ideal von Freiheit in ihnen weckte, sie zu manchen großen, oft schwärmerischen Ideen erhob, eben deßwegen aber einem dichterischen Genie nicht ungünstig war. Auch Schiller selbst gestand in späteren Jahren, er habe in der Akademie zu Stuttgart seine glücklichsten Tage verlebt. Zu seinen Schulfreunden gehörte besonders Zumsteeg, der nachherige berühmte Tonkünstler; auch mit dem unglücklichen genialen Schubart hatte er um die damalige Zeit Bekanntschaft. Nach seinem Austritte aus der Akademie wurde er 1780 Regimentsarzt in Stuttgart, und ließ jetzt sein Schauspiel: die Räuber, drucken, nachdem er auf den Rath seiner Freunde manche zu grelle Scene und Stelle ganz gestrichen, oder doch gemildert hatte. Höchst erfreulich war ihm die Anerkennung dieses Werks im Auslande, indem ihn schon 1781 der Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung desselben für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag erhielt er kurz darauf von dem Direktor des mannheimer Theaters, dem Freiherrn von Dalberg, mit welchem er von dieser Zeit an in immer genauere Verbindung kam. Er änderte, wo man ihn überzeugen konnte, und die Räuber wurden in Mannheim 1782 zum ersten Male aufgeführt. Bei den zwei ersten Aufführungen war Schiller gegenwärtig, und da diese Reise nach Mannheim ohne Urlaub geschehen war, so erhielt er nach seiner Rückkehr 14tägigen Arrest. Natürlich mußte ein so originelles Werk ein lebhaftes und allgemeines Aufsehn machen. Unglücklicher Weise war das vaterländische Ehrgefühl eines Graubündtners durch eine Stelle in jenem Schauspiel, wo von seinen Landsleuten, als von gemeinen Straßenräubern,

die Rede war, gekränkt worden. Dieser führte Beschwerde beim Herzog, welcher dem Dichter verbot, außer dem medizinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen. Schiller sah sich hierdurch veranlaßt, um seinen Abschied anzusuchen. Von Stuttgart ging er nach Mannheim, wo er durch die Verwendung mehrerer Freunde 1772 Theaterdichter bei der dortigen Schaubühne wurde, die damals unter die glänzendsten von Deutschland gehörte, und einen Iffland, Böck, Beil, Karoline Beck und Andere zu ihren Mitgliedern zählte. Er stand diesem Amte mit Neigung, Eifer und Sachkenntniß vor. Die Verschwörung des Fiesko, Kabale und Liebe, und die ersten Ideen zum Don Carlos gehören in diese Zeit. In Mannheim wurde Schiller zum Mitgliede der damaligen churfälzischen deutschen Gesellschaft aufgenommen. 1784 übernahm Schiller die Herausgabe einer deutschen Schrift, der Rheinischen Thalia. In der Ankündigung dieser letztern erklärte er sich selbst auf eine merkwürdige Art über seine Jugendjahre und seine erste schriftstellerische Arbeit. „Frühe, sagte er, verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Mißverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnisse zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus, — aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genies in die Welt setzte. Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sey das Klima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete.“ Bei allen diesen Mängeln machte gleichwohl das Stück eine außerordentliche Sensation auf allen deutschen Bühnen, wo es gegeben wurde. Noch fallen in diesen Zeitraum einige kleinere Gedichte in der von ihm und Ständlin gemeinschaftlich herausgegebenen Anthologie und in Armbrusters Chronik. Die Schlacht, die Kindesmörderin und die Gedichte an Laura (Tochter des Kammerraths Schwan) gehören in diese Periode. Eine glühende Jugendliebe und das Studium der Philosophie, welches unter andern auch seine um diese Zeit erschienenen philosophischen Briefe von Julius und Raphael bezeu-

gen, hatten seinem Geiste eine neue, ideale Welt aufgeschlossen, die er in seinem Don Carlos zu gestalten begann, von welchem zuerst er einige Scenen in die Thalia einrücken ließ. Durch Vorlesung derselben an dem landgräflich-hessendarmstädtischen Hofe wurde Schiller dem erhabenen Beschützer und Freunde der Künste und Wissenschaften, dem jüngst verstorbenen Großherzoge von Weimar, persönlich bekannt und von ihm zum Rath ernannt, welche Auszeichnung für ihn von der wichtigsten Folge war. — Allgemein geliebt und geachtet hatte Schiller in Mannheim gelebt; allein er sehnte sich nach einem erweiterten Wirkungskreise. Im März 1784 zog Schiller nach Leipzig, und verlebte dort in einem Kreise erwählter Freunde, zu denen vorzüglich Huber gehörte, glückliche Tage. In dem nahgelegenen Gohlis, wo er einige Monate des Sommers zubrachte, lernte er Göschen und den zu früh gestorbenen Roman- und Lustspieldichter Jünger kennen; auch mit dem originellen Moritz wurde er damals bekannt. Das Lied an die Freude — welches in mehrere neuere Sprachen übersetzt, auch in zwei lateinischen Uebersetzungen erschien — wurde in jener Zeit gedichtet. Zu Ende des Sommers 1785 ging Schiller nach Dresden. Hier blieb er bis zum Juli 1787, und hielt sich bald in dieser Stadt selbst, bald im nahgelegenen Löschwitz, im Hause des Appellationsraths Körner, seines nachmaligen Biographen, auf. Don Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern völlig umgestaltet. Schiller widmete sich während seines Aufenthalts in Dresden, außer der Dichtkunst, auch der Geschichte. Die Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten aufmerksam gemacht. In jener Zeit wurde in ihm auch der Wunsch rege, sich durch irgend eine Thätigkeit außerhalb dem Gebiete der Dichtkunst eine unabhängige Existenz zu begründen. Nach einigem Schwanken zwischen Medizin und Geschichte, entschied sich Schiller für die letztere. Deßhalb erschienen nur wenige Gedichte von ihm; zu bemerken sind unter denselben die Resignation und die Freigeisterei der Leidenschaft. Die seltsamen Gerüchte von dem Grafen Cagliostro erregten bei Schiller die Idee vom Geisterseher. — Seine Jugend war ganz getrennt von allen Lebensfreuden, ohne alle Genüsse verschwunden: jetzt, da ihm die Freiheit zu Theil worden, stürzte er sich in das Leben, um es mit raschen Zügen zu trinken; doch that er es nicht auf Wüstlings Art. Wochen und Monate lang saß er vergraben unter Büchern, und stand kaum von der Arbeit auf. Dann rastete er eine Zeit lang, oder schien vielmehr gar nicht zu arbeiten. Er trieb sich jetzt in der schönen Gegend umher, wo in der großen Natur, die er leidenschaftlich liebte, sein Geist sich wieder erhob, sein Herz wieder frischer und lebendiger schlug. Eine seiner liebsten Vergnügungen war, auf einer Gondel den schönen Strom zu befahren, besonders aber bei einem Gewitter, wenn der Strom schäumend sich erhob, und die ganze Natur im Kampfe zu seyn schien. Je grollender der Donner, desto lieber ihm. Wenn der Donner mit dem wildesten Schmettern in den Gebirgen krachte, der Sturm den Strom in hohen Wogen aufpeitschte, dann ward er so entzückt, daß er der furchtbar großen Natur ein jauchzendes Bravo zurief. Der Winter raubte ihm diese Freuden und gab ihn dem geselligen Leben. Sein ganz für die Freundschaft geschaffenes Herz schloß sich gern an Menschen an. Er öffnete sich gern, und war einer von den Wenigen, die, ohne Furcht dabei zu verlieren, ihr ganzes Herz eröffnen dürfen. Im Kreise der Freundschaft, beim fröhlichen Becher ließ er gern die Mitternacht vorüberfliehen. — 1787 ging Schiller nach Weimar. Wieland und Herder zogen ihn sehr an. In Wielands deutschen Merkur lieferte er für die Jahrgänge 1788 und 1789: die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der Niederländischen Geschichte,

die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze. 1787 lerne Schiller bei der Frau von Wolzogen, in Rudolstadt, zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Langenfeld, kennen; er erkannte bald die verwandte Seele. Eine lebendige Sehnsucht nach Familienleben und Familienglück erfüllte sein Gemüth. In Rudolstadt war es auch, wo Schiller und Göthe sich zum ersten Mal begegneten. Durch Letztern wurde er auch der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar vorgestellt, und auf dessen Verwendung Professor der Geschichte zu Jena. Schiller hielt seine akademische Antrittsrede im Frühjahre 1789; sie ist betitelt: Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte? Zu den historischen Werken, die Schiller in dieser Periode herausgab, gehören seine Sammlung merkwürdiger Memoiren vom 12. Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten (1790), und seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges (1791). Schiller verlebte die ersten Jahre seines Aufenthalts in Jena in heiterer Stimmung, im vertrauten Umgange mit Paulus, Schütz, Hufeland und Reinhold. Den größten Theil des Sommers brachte er in einem außerhalb der Stadt gelegenen Garten zu. Im Winter wohnte er, ebenfalls abgesondert vom Gewühl der Menschen, bei dem berühmten Theologen Griesbach. Durch den Verkehr mit Reinhold faßte Schiller Interesse für die Kantische Philosophie. Dem Studium derselben verdanken wir die Aufsätze über tragische Kunst, über das Erhabene, Pathetische, über Anmuth und Würde, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, die Gedanken über den Gebrauch des Niedrigen und Gemeinen in der Kunst, die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, und die Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung. Schillers poetische Produkte in dieser Periode seines Lebens waren nicht zahlreich, aber höchst bedeutend, sowohl in Rücksicht auf Form, als auf Fülle und Genialität der Gedanken. Hierher gehören die Götter Griechenlands und die Künstler. Auch beurkundete sich sein Streben nach dem Klassischen, das er später mit dem Romantischen höchst glücklich zu verschmelzen wußte: es erschienen die Uebersetzungen aus Virgils Aeneis, Iphigenia in Aulis, Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides; der Agamemnon des Aeschylus sollte nachfolgen, allein die Bearbeitnng dieses Stückes unterblieb. Eine Zeit lang beschäftigte er sich mit dem Plane, den Stoff eines epischen Gedichtes aus dem Leben Friedrichs des Großen zu entlehnen, aber auch auf diese Idee verzichtete er. Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schillers Briefen hervorging, wurde noch durch den Besitz einer ersehnten Gattin erhöht. Im Jahre 1790 vermählte er sich mit dem Fräulein von Langenfeld. Unserm Schiller wurde dadurch einer seiner süßesten Wünsche erfüllt. In und außerhalb Deutschland wurden jetzt seine große Verdienste anerkannt, und von Fürsten und Völkern belohnt. So ertheilte ihm der Landgraf von Hessen-Darmstadt schon 1788 den Titel als Rath. Im J. 1799 wurde er von dem Herzoge von Meiningen zum Hofrath ernannt; die damalige französische Republik ertheilte ihm zu Anfang der Revolution das Bürgerrecht, und der deutsche Kaiser erhob ihn 1802 in den Reichsadelstand. Eine so glückliche Lage wurde leider bald getrübt. Zu Anfang des Jahres 1791 ergriff Schillern eine heftige Brustkrankheit, die seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Die Quelle dieses Uebels ist wohl in Schillers Lebensweise, die er nach seinen poetischen Neigungen, nicht aber nach den Andeutungen der Natur einrichtete, zu suchen. Er widmete den Tag größtentheils den Freuden der Natur und des geselligen Umgangs, und setzte sich erst, wann die Nacht einbrach, an seinen Schreibtisch. Als Reizmittel gebrauchte er dann starken Kaffee oder Weinschokolade, häufig aber eine Flasche alten Rheinwein oder Champagner. Schillers Kör-

perzustand machte eine sorgenfreiere Lage für ihn sehr nothwendig. Höchst unerwartet erschien eine plötzliche Hülfe von Dänemark aus. Von dem damaligen Erbprinzen und dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre, bloß unter der Bedingung, durch Reisen und sonstige Abspannung von Geschäften für seine Wiederherstellung zu sorgen, angeboten und entrichtet. Die Sehnsucht nach dem Vaterlande hatte schon seit langer Zeit unsern Schiller ergriffen. Er reisete nach Schwaben, und verlebte dort, vom August 1793 bis zum Mai 1794, im Kreise seiner Eltern und Jugendfreunde frohe Tage, und hielt sich abwechselnd in Ludwigsburg und Heilbronn auf. Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte in Schillern den Wunsch erweckt, ein episches Gedicht zu schreiben, dessen Held Gustav Adolph seyn sollte: dieser Wunsch gedieh aber nicht zur Ausführung. Die erste Idee zum Wallenstein gehört auch in diese Zeit: doch verstrichen sieben Jahre bis zu seiner Vollendung. Unterdessen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte unternommen, und die Strenge, mit welcher er seine früheren Poesien behandelte, war eine Folge seiner neuen Ansichten. An der französischer Revolution und dem traurigen Schicksale Ludwigs des Sechszehnten hatte er vielen Antheil genommen, und entschloß sich zu einer Vertheidigungsschrift des unglücklichen Monarchen. Bald nach Schillers Ankunft in Jena führte er einen schon lang entworfenen, nun aber reif gewordenen Plan aus: er bestand darin, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die das Trefflichste in ihrer Gattung liefern sollte. Er begann die Herausgabe der Horen, nachdem die Thalia mit dem Jahrgange 1793 geschlossen worden war. Vorzüglich aber war es das innige Verhältniß mit Göthe, das um diese Zeit sich immer fester knüpfte, und Schillern eine reiche Quelle des reinsten Lebensgenusses darbot. Während diesem Zeitraume gab er treffliche Beiträge zu den Horen und für den Musenalmanach, der seinen Namen trägt. Hieher gehören: das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie oder der Spaziergang, die Ideale. Den Spaziergang hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke. Auch die geistreichen, beißenden Xenien erschienen in dieser Periode. 1797 entstanden Schillers erste Balladen, durch einen Wetteifer mit Göthe veranlaßt. Beide theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Mit dem Jahre 1799 hörte die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Die Horen hatten schon früher geendigt. Schiller widmete sich nun beinahe gänzlich den dramatischen Arbeiten. 1799 verließ er Jena und begab sich nach Weimar, wozu er durch den Rath seines Arztes bewogen wurde, da seiner schwächlichen Gesundheit und vorzüglich seinem Brustübel die eingeschlossene Bergluft Jena's nicht zuträglich schien. Das nächste Stück, das auf Wallenstein folgte, war Maria Stuart (1800), und im folgenden Jahre die Jungfrau von Orleans. 1803 erschien seine Braut von Messina; ihr folgte 1804 Wilhelm Tell; hierauf lieferte er eine Bearbeitung des Macbeth von Shakespeare, die Turandot nach Gozzi, die Huldigung der Künste, eine Bearbeitung der Phädra von Racine, und zweier franz. Lustspiele (der Neffe als Onkel, und der Parasit). Schillers Plan zu einem eigenen Lustspiele kam nicht zur Ausführung. Nach der Uebersetzung der Phädra hatte Schiller ein neues dramatisches Gedicht begonnen, dessen Stoff die Geschichte des falschen Demetrius war. Im Sommer 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des Wilhelm Tell bei, wo ihm ehrenvolle Auszeichnungen zu Theil wurden, und kam kränklich von da nach Weimar zurück. Er erholte sich indessen wieder, und seine Familie und Freunde hatten die besten Hoffnungen gefaßt, als plötzlich und wider alle Erwartung am 9. Mai 1805 der Tod ihn, im 46. Jahre sei-

nes Alters, dahinraffte. Dumpfer Schmerz herrschte in Weimar, als sein Tod bekannt wurde. Seine Beerdigung geschah in der Nacht vom 11. zum 12. Mai. Todtenfeiern wurden ihm zu Ehren, als verdiente Huldigungen, in mehreren Städten Deutschlands angestellt. Seine irdische Hülle ruht seit Kurzem neben dem jüngst verstorbenen Großherzoge zu Weimar. Er hinterließ seine Wittwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben, die beiden ältesten verheiratheten überlebten ihn. Schiller war lang von Statur, von starkem Knochenbaue, doch dabei sehr hager. Sein Körper schien sichtbar den Anstrengungen seines Geistes zu unterliegen; aber aus seinem bleichen Gesichte, aus seinem sanft belebten Auge schimmerte eine stille Schwärmerei, und die hohe, freie Stirne verkündete den tiefen Denker. Sein ganzes Wesen erweckte Zutrauen: da war nichts von Zurückhaltung, nichts von Stolz oder Geltendmachen, er war offen, redlich in seinen Aeußerungen; überall entfaltete sich sein schönes Herz, die echte, wahre Größe seiner Seele. Seine Gesichtszüge sind am treuesten in Danneckers kolossaler Büste vorgestellt. Schillers schriftstellerische Leistungen lassen sich in fünf Abtheilungen reihen. In ihnen erscheint er uns als dramatischer Dichter, als episch-didaktisch-lyrischer Dichter, als Historiker, als Aesthetiker, als belletristischer Erzähler. Am herrlichsten glänzt Schiller in seinen dramatischen Werken. Wer, wie er, gewohnt war, mit so tiefeindringenden Blicken die Gegenstände menschlicher Thätigkeit zu durchforschen, der muß von der Wichtigkeit des Theaters höchst überzeugt gewesen seyn, um ihm einen so bedeutenden Theil seiner Geniuskraft zu widmen. Wie sehr Schiller von dieser Ueberzeugung durchdrungen war, beweiset seine Abhandlung, überschrieben: Die Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet. Was er von der Bühne forderte, leistete er mehr oder weniger in seinen Werken. Ist Schiller in einigen Stücken seiner mittleren Periode nicht frei von einigen verkehrten Anwendungen philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Spekulation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für einen Zweck vollendet waren. Wenn aber Shakespeare und Calderon die vielgestaltige Welt in den mannichfaltigsten Schöpfungen abbilden und darstellen, so sehen wir Schillern, nicht zufrieden mit dem Irdischen, Menschlicherreichbaren, nach einem Ideale ringen, das kein menschlicher Geist erreichen kann. Ein Schwanken zwischen Ideal und Wirklichkeit war überhaupt Grundzug seines Wesens, und war vielleicht aus der Reflexion über die grellen Gegensätze, die ihm in seinem Leben so früh entgegentraten, veranlaßt worden. Daher gelingt es ihm nie ganz, sich und sein Werk zu trennen, sondern immer erscheint uns in demselben zugleich der reflektirende Dichter, ob er gleich in späterer Zeit, wo er mehr im Schaffen lebte, dieß wohl fühlend, die ganze Aesthetik unwillig verdammte; daher auch bildete er die Komik ungleich weniger aus, als die Tragik, in der sein, auf das Erhabene und Ernste gerichteter Geist sich einheimischer fühlte. Daher legte er selbst in die Zeichnung seiner weiblichen Charaktere mehr Größe als weibliche Grazie, und ist weniger glücklich als Göthe in der Schilderung derselben; auch bleibt ihm die Liebe stets untergeordnet. Eine kritische Zergliederung seiner Stücke versagt der Raum dieses Werks; daher nur einzelne Züge. Sein erstes Schauspiel, die Räuber, machte ungemeinen Effekt, obwohl ein Produkt genialer Unbändigkeit; aber auch in seinen excentrischen Partien ist der Genius eines großen Dichters unverkennbar. Shakespeares Geist weht in diesem Drama. In dem Helden des Stückes, Carl Moor, entfaltet sich eine verirrte aber große Seele, die wir oft be-

wundern, oft bedauern müssen, nie aber ganz verabscheuen können. Betrogen in seinen Erwartungen vom Leben; von seinem schwachen Vater durch die Verläumdungen eines heimtückischen, boshaften Bruders (Franz Moor) mißkannt; in die Welt hinausgestoßen; tief erregt von den zahlreichen Ungerechtigkeiten der Mächtigern seiner Zeit, will er auftreten als eine furchtbare Nemesis: aber er verliert sich selbst in seinen finstern Schwärmereien, er wird Räuberhauptmann. Er ist rettungslos verloren: er schaudert vor dem Abgrunde, und kann nicht zurück. Höchst rührend sind die Scenen wo sein besseres Ich ihn ergreift, wo Jetzt und Ehmals im traurigsten Contraste sich ihm darbieten. Auf eine höchst wohlthuende Weise werden die Gräuel des Räuberlebens durch Wesen besserer Art gemildert; die unglückliche, liebende Amalia, der fromme Moser, der treue Daniel sind versöhnende Geister. — Die Verschwörung Fiesko's zu Genua, ein Trauerspiel, steht an Effekt den Räubern weit nach; und doch beurkundet es ein bedeutendes Voranschreiten auf der Kunstbahn. Die Personen sind reeller, haltbarer, weniger phantastisch; sie sind bestimmter, kontrastreicher gezeichnet. Fiesko, der etwas an Alcibiades erinnert, ist gewandt, liebenswürdig, höchst ehrgeizig, aber schwankend, nicht ohne Schwäche. Wie Eichen stehen ihm gegenüber Andreas Doria, der achtzigjährige Doge von Genua, und Verrina, der unbeugsame Republikaner. Die weiblichen Charaktere stehen gleichfalls in scharfem Contraste: die so liebende, duldende, hinwelkende Leonore, und die üppige, herrsch- und gefallsüchtige Julie. — Kabale und Liebe, ein Trauerspiel. Im schneidenden Widerspruche erscheinen hier das einfache, bürgerliche, und das intriguenvolle Hofleben. Die Kabale will die Liebe besiegen; dieß vermag sie nicht; es gelingt ihr bloß den Untergang der Liebe zu betreiben; aber gerade dadurch verwickelt sich die Kabale in ihre eigenen Netze und führt ihren eigenen Sturz herbei. Bei allen Mängeln, welche Schillers frühere Stücke bezeichnen, bleibt doch Kabale und Liebe ein Trauerspiel, das unsere ganze Theilnahme erregt. Bei der Größe der Leidenschaft ist Ferdinands Liebe zu Luisen heilig und rein, nirgends die Zartheit der Empfindung verletzend, nirgends in rohe Sinnlichkeit überströmend. Höchst tragisch ist der Schluß, den man eine Scene aus dem Weltgerichte nennen möchte. — Don Karlos, ein dramatisches Gedicht. Dieses Trauerspiel ist das erste, das Schiller in Jamben schrieb. Mit ihm betrat er zum ersten Male die Bahn der historischen Tragödien. Wahr ist es übrigens, daß Schiller sich besonders in diesem Stücke von der Lust zu philosophiren zu sehr hinreißen läßt, wodurch der Umfang desselben ganz über die dem Theater vorgeschriebenen Gränzen anschwoll und der Gang der Handlung oft gehemmt wird. — Wallenstein, ein dramatisches Gedicht, bestehend aus drei Theilen: Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod. Diese Trilogie, dieses dramatische Epos, hat durchaus einen großen, Bewunderung erregenden Charakter; eine Welt wird uns vor die Augen gerückt: es ist die Periode des dreißigjährigen Kriegs, in der das Stück spielt; diese, durch ihre Verwilderung, durch das Einstürzen der alten Ordnung, das chaotische Gebären neuer Formen, so abentheuerliche und romantische Zeit wollte der Dichter uns schildern, als Einzelnheiten in einem großen Gemälde zusammenfassen, aus dessen Hintergrunde dann Wallenstein in seiner finstern Größe, wie ein durch die Nacht wandelnder Riese hervortreten sollte. Nach dieser Absicht wird es begreiflich, wie Schiller sich unmöglich in den Raum von 5 Akten einschließen konnte. Man könnte sagen, Wallenstein ist kein Drama; es ist die Geschichte selbst, die mit ihren zahlreichen Gestalten die Bühne betritt. Wallensteins Lager ist eine natürliche Einleitung zu diesem heroischen Trauerspiel. Die Schilderung Wallensteins in seinem Familienverhältnisse,

und die Episode der Liebe zwischen Max und Thekla vollenden das große Bild, mildern den erhabenen Ernst, und heben, in Verbindung mit dem Wunderglauben des Wallenstein, das politische Drama in die Sphäre der lyrischen Romantik. Zugleich ist die Sprache und die ganze äußere Form mit großem Fleiße abgerundet und zu einem hohen Grade von Vollkommenheit geführt. Durch seinen Wallenstein zeigte sich Schiller in seiner dramatischen Vollendung, die wiederstrahlt in allen seinen nun folgenden Trauerspielen. — Maria Stuart, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Zwei feindlich einander gegenüberstehende Frauen sind die hervorragendsten Bilder in diesem tragischen Gemälde: Elisabeth, Englands staatskluge Herrscherin, und Maria, das schönste Weib ihrer Zeit, die entthronte Schottenkönigin, neunzehn Jahre lang Elisabeths Gefangene, durch ihre königliche Schwester dem Tod auf dem Schaffotte preisgegeben. Der schwankende Liebling beider Königinnen, Leicester, der barsch-redliche Paulet, die treue Hanna, der glühende Mortimer sind gut gezeichnet. — Die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie. In herrlichen Umrissen zeichnet er das Bild der begeisterten, gottvertrauten Jungfrau; er begründet ihren Ruf, das Vaterland zu retten vom innern Zwist und äußern Feinden. — Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder, ein Trauerspiel mit Chören. Er, der mit rastloser Kühnheit nach neuen Eroberungen im Gebiete der Kunst strebte, wollte in diesem dramatischen Werke das Antike und das Moderne in Formen so wie in Ideen zusammenschmelzen: es sollte zu einem homogenen Ganzen sich gestatten. Der Versuch dürfte mißlungen genannt werden, jedoch ohne daß deßfalls des Dichters Talent in minderhellem Lichte sich zeigte. Der Chor der Alten scheint störend, die Handlung hemmend auf unsrer modernen Bühne. Auch das Vermischen der christlichen Religion und der griechischen Götterlehre in diesem Stücke ist nicht zu billigen. Aber wie reich an einzelnen Schönheiten ist auch diese Schöpfung des großen Dichters! Wie eine Niobe erscheint Donna Isabella, die verwittwete Fürstin von Messina, die Mutter zweier sich hassenden Brüder. — Wilhelm Tell, ein Schauspiel. Dieß ist eine poetische Apotheose der Schweiz. Mit vorzüglicher Genialität sind die Naturschönheiten dieses Wunderlandes dargestellt. Wenn es wahr ist, daß Schiller nie die Schweiz bereisete, so liefert dieser Umstand einen Beweis mehr von der Allkunde des wahren Dichters, dem der innere Sinn so Vieles anschaulich macht, was bei gar manchen prosaischen Menschen selbst der äußere Sinn unbeachtet läßt. — Die Huldigung der Künste. Dieses Gelegenheitsgedicht, ein lyrisches Spiel, wie Schiller es nennt, wurde auf dem Hoftheater zu Weimar zu Ehren der weimarischen Erbprinzessin, Maria Paulowna, Großfürstin von Rußland, dargestellt. Diese lyrisch-dramatische Composition ist reich an poetischer Schönheit. — Schade, daß der Tod Schillern bei der Bearbeitung seines Demetrius überraschte! Der vorhandene Nachlaß berechtigt uns zu glauben, daß diese dramatische Arbeit eine der vorzüglichsten unsers Dichters geworden wäre. Gelungene Uebertragungen und Bearbeitungen sind: Iphigenia, Phädra, Macbeth, Turandot. Die beiden Lustspiele, der Neffe als Onkel und der Parasit, nach dem Französischen, sind unbedeutend. — Schiller als episch-didaktisch-lyrischer Dichter. Wenige der Schiller'schen Poesien sind rein lyrisch; sein unbesiegbarer Hang zur Spekulation hemmte störend den freien Naturerguß lyrischer Empfindungen. Sein Lied an die Freude dürfte denn doch für die Freude zu ernst seyn; auch zernichtet der sichtbar geregelte Plan die lyrische Begeisterung. Als Ausnahme nennen wir die Dithyrambe und den Triumph der Liebe. Als didaktisches Lied mag die Würde der Frauen hier genannt werden. Was aber Schillers kleinere Gedichte in hohem Grade bezeichnet, ist: Höhe und Tiefe der Gedanken;

Philosophie im Gewande der Poesie; Innigkeit eines in Liebe die Welt umfassenden Gemüthes; immer rege Sehnsucht nach dem Unendlichen; glänzende Darstellung; antike Weihe, die sich ausspricht durch glückliche Benutzung der Mythen des Alterthums; Reinheit und Ebenmaß in der äußern Form. Unter den trefflichsten, wie schon gesagt, im Wettstreite mit Göthe gedichteten Romanzen und Balladen, nennen wir: die Bürgschaft, Ritter Toggenburg, der Taucher, die Kraniche des Ibykus, der Gang nach dem Eisenhammer, Hero und Leander. Unter den elegischen Gedichten sind hervorzuheben: Klage der Ceres, des Mädchens Klage; Resignation; Sehnsucht; Thekla, eine Geisterstimme; die Götter Griechenlands; Hektors Abschied; Kassandra; Amalia; die Kindesmörderin; der Pilgrim. — Unter den herrlichen didaktischen Gedichten erinnern wir an folgende: das Glück; die Worte des Glaubens; die Theilung der Erde; die Ideale; das Lied von der Glocke (eine treffliche didaktisch-lyrische Composition); die Hoffnung; das Reich der Formen; die Künstler ꝛc. Unter den vermischten Poesien ist der Spaziergang eines der trefflichsten Gedichte Schillers. Als anziehender Erzähler bewährt er sich in seinem unvollendeten Romane, der Geisterseher. Schillers eigenthümliche Dichternatur mußte sich zur Philosophie überhaupt, und zur Theorie des Schönen, zur Aesthetik, insbesondere unwiderstehlich hingezogen fühlen. Kant war bei diesen ernsten Untersuchungen sein Führer. Er schrieb mehrere bedeutende ästhetische Abhandlungen und Rezensionen, namentlich über Bürgers und Matthissons Gedichte, und Göthe's Egmont. Seine hohe dramatische Darstellungsgabe mußte ihm auch bei geschichtlichen Erzählungen sehr zu statten kommen. Als populärer Historiker erwarb er sich bedeutenden Ruhm durch seinen dreißigjährigen Krieg und seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Auch hinterließ er mehrere höchst gelungene kleinere historische Abhandlungen. Seine sämmtliche Werke sind bei Cotta erschienen.

Schilling, eine deutsche Scheidemünze seit dem Mittelalter, die aus dem Solidus entstanden ist, und sich auch in Dänemark, Holland, Helvetien, Preußen, Polen, Schweden und England verbreitet hat. Einige Schillinge sind Silbermünzen geblieben, andere zu Pagament und Kupfermünzen geworden, oder existiren nur dem Namen nach als Rechnungsmünzen. Die Hauptarten sind: der dänische K. und S. zu 3 Pf. Conv.; der englische S. zu 7 Gr. 6 Pf. C.; der holländische S. zu 4 Gr. C.; der lübische S. zu 8 Pf. C.; der meklenburgische S. zu 7 Pf.; der ostfriesische S. zu 2 Gr. 6 Pf.; der polnische K. zu ½ Pf.; der preußische K. zu 1 Pf.; der Radderschilling der Kurfürsten am Rhein, S. zu 8 Pf.; der schweizer S. zu 4 — 5 Pf.; der sundische zu 8 Pf.; der würzburgische S. zu 8 Pf. Conv. Die Gepräge sind eben so verschieden, als der Werth, indem z. B. die würzburgischen mit dem St. Kilian, die hamburger mit 3 Thürmen ꝛc. bezeichnet sind. Der Name wird bald von Schildling, bald von Sechsling, bald von St. Kilian, bald von schellen (klingeln) abgeleitet.

Schimmelpennink (Rütger van), der letzte Rathspensionair der Republik der vereinigten Niederlande, geb. 1761 zu Deventer in einer aus Oberyssel herstammenden, angesehenen Familie. Er studirte zu Leyden die Rechte mit großem Fleiße. 1784 brach ein Tumult in Leyden aus; die studirende Jugend ergriff für die öffentliche Sicherheit zu den Waffen und erwählte Schimmelpennink zum Anführer; sein Betragen und seine Vorkehrungen waren so musterhaft, daß ihm der Rath von Leyden eine Ehrenmedaille zuerkannte. Nachdem er die Doktorwürde erhalten hatte, ging er nach Amsterdam, wo er sich der Rechtspraxis weihte. Als in den Jahren 1775 — 87 in Holland die Gährungen statt fanden, schlug er sich zur Partei Derer, die auf eine Aenderung der Staatsverfassung drangen, und

wollte ein Repräsentativsystem eingeführt wissen. Als Pichegrü Holland eroberte, und der Statthalter entflohen war, ward er zum ersten Magistrat von Amsterdam und zum Mitglied der batavischen Nationalversammlung gewählt. Im J. 1798 ward ihm der Gesandtschaftsposten in Paris übertragen. Denselben Dienst versah er bei den Friedensunterhandlungen zu Amiens, und seinen Bestrebungen hat sein Vaterland es vorzüglich zu danken, daß der Friede zu Stande kam. Hierauf ging er als Gesandter nach London. In dem darauf folgenden Kriege konnte er trotz allen seinen Bemühungen seinem Vaterlande nicht die Neutralität verschaffen; Napoleons eiserner Wille gebot Hollands Theilnahme. Schimmelpenninck wollte sich jetzt gänzlich von den Staatsgeschäften zurückziehen; Napoleons Ruf und die Wünsche seiner Republik erlaubten es nicht. Mit dem ersten Consul kam er in Brüssel zusammen, und ging dann 1803 als Gesandter nach Paris. Hier beschäftigte er sich mit Napoleon mit der Entwerfung einer Constitution der batavischen Republik: die exekutive Macht sollte mehr concentrirt werden; deßwegen ward ein Direktorium von 10 Mitgliedern, unter dem Namen Staatsbewind eingeführt, an dessen Spitze Schimmelpenninck als Großpensionair und Präsident trat. Hier stiftete er besonders in Rücksicht auf die innere Staatsverwaltung viel Gutes. Doch dauerte seine Verwaltung kaum ein Jahr; denn 1806 am 24. Mai unterzeichnete eine nach Paris berufene Deputation von Niederländern mit dem Minister Talleyrand einen Vertrag, in dem der nachgeborne Bruder Napoleons, Louis, zum König von Holland erklärt wurde. Schimmelpenninck widersetzte sich der Herrschsucht Napoleons; vermochte aber den Tod der Republik nicht zu verhindern; er konnte es um so weniger thun, da sich die Augenkrankheit, an der er schon lange litt, fast bis zur Blindheit steigerte. Schimmelpenninck zog sich jetzt zurück; als aber Napoleon Holland mit Frankreich vereinte, ernannte er ihn zum Grafen, Ritter des Vließes und Senator. Nach der Restauration des oranischen Hauses ward er als Repräsentant der ersten Kammer gewählt; doch konnte der fast blinde Mann keinen bedeutenden Theil an den Staatsgeschäften nehmen. Er starb vor einigen Jahren. Schimmelpenninck besaß eine weitläufige gelehrte Bildung und eine große Belesenheit in den lateinischen und griechischen Classikern.

Schirach (Gottlieb Benedikt von), ein bekannter Philolog, Historiker und politischer Schriftsteller der Deutschen, Sohn eines Predigers zu Tiefenfurth in der Oberlausitz, war dort 1743 geboren. Seine gelehrte Bildung erhielt er anfangs auf dem Gymnasium zu Lauban, und bezog darauf die Universität Leipzig, wo er sich mit Eifer dem Studium der alten Sprachen, Geschichte und schönen Wissenschaften widmete. 1754 ging er nach Halle, wo er mit Semler und Klotz bekannt wurde. Die literarische Verbindung mit Letzterm war Ursache, daß er an den damaligen gelehrten Fehden auf Klotzens Seite Antheil nahm. Nach 5 Jahren verließ Schirach das Gebiet der oriental. Literatur, um sich ganz der lat. und griech. Sprache zu weihen. Auch die Geschichte beschäftigte ihn, und er gehörte zu den ersten deutschen Schriftstellern, die sie mit kritischem und philosophischem Geiste behandelten. Dabei versuchte er sich in der Poesie, und gab ein Bändchen gelungener Gedichte heraus; ferner lieferte er mehrere belletristische Beiträge, schrieb über die Harmonie des Styls und die poetische Sympathie, und übersetzte das engl. Gedicht Olivier und Marmontels Werk über die Dichtkunst. 1769 wurde Schirach außerordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät zu Helmstädt und im folgenden Jahre ordentlicher Professor. Jetzt wählte er Geschichte und Statistik zu seinen Hauptfächern. 1776 erschien sein pragmatisches Leben Kaisers Carl des Sechsten, reich an kritischen Untersuchungen. Maria Theresia erhob ihn zur Belohnung dafür in den Adelstand.

1780 legte er sein Lehramt nieder, um einem Rufe der dänischen Regierung, veranlaßt durch seine Schrift über das königl. dänische Indigenatrecht, als dänischer Legationsrath nach Altona zu folgen, wo er 1784 königl. Etatsrath wurde. Hier begann er 1781, in dem noch bestehenden (von seinem Sohne fortgesetzten) trefflichen politischen Journal eine concentrirte fortlaufende Zeitgeschichte zu liefern. Bis an seinen 1804 erfolgten Tod widmete Schlrach diesem nützlichen Institut seine Zeit, Kraft und Thätigkeit. Außer den erwähnten hinterließ er noch folgende Schriften: Biographien der Deutschen (1770—74, 6 Bde.), in welchen sich das Bestreben einer philosoph. Behandlung offenbart; Uebersetzung des Plutarch (8 Bde.), Magazin der deutschen Kritik (4 Jahrgänge), Ephemerides lit. Helmst. (6 Bde.), Commentare und kritische Anmerkungen über den Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Terenz und andere Classiker.

Schiras, die einst blühende Hauptstadt der iran. Provinz Farsistan, von 1755—96 die Haupt- und Residenzstadt der pers. Regenten, liegt in einem reizenden Thale, ist eine große, seit dem fürchterlichen Erdbeben von 1824 fast ganz zerstörte Stadt, mit einer hohen Mauer umgeben, hat eine Citadelle, 5 Thore, 3800 Häuser und jetzt kaum 20.000 Einw. (einst über 200.000), Perser, Armenier, Juden, Banjanen ꝛc. Sie hat mehrere Paläste, 15 Hauptmoscheen, eine berühmte muhammed. Hoheschule, viele Bazars, Karavanserais, Bäder, Gärten ꝛc. Die zahlreichen Fabriken liefern seidene und baumwollene Waaren, sehr geschätzte Waffen, vorzügliches Glas, Rosenwasser u. a. Essenzen. Die Schönheit der Gärten, die Pracht der Blumen, vorzüglich der Rosen, und die Trefflichkeit des Weins in und um Schiras sind in ganz Persien berühmt. In der Nähe befinden sich die Gräber der berühmten pers. Dichter Hafiz und Sadi (letzterer ward hier geboren), so wie ein Felsen, aus dem ein kostbarer Bergbalsam (Mumie) quillt. Nördlich von der Stadt, im Thal des Bend-Emir, sieht man zahlreiche Ueberbleibsel alter Prachtgebäude und Grabmäler. Sieben Stunden nordöstlich sind die Ruinen von Persepolis (s. d. Art.).

Schisma, Kirchenspaltung, wenn die Einheit der katholischen Kirche durch die Wahl mehrerer Päpste, deren jeder seinen Anhang hat, aufgehoben wird. Das sogenannte große Schisma (von 1378—1417) entstand, als Urban d. Vierte, weil er die Ersten des heiligen Collegiums mißhandelte, indem er die ausgelassenen Sitten der franz. Kardinäle mit einem Male ausrotten wollte, von den meisten Kardinälen verlassen wurde, die seine Wahl für erzwungen erklärten, und den Kardinal Robert von Genf, Clemens d. Siebenten, 1378 zum Papst ernannten, der seinen Sitz zu Avignon nahm. Es gab jetzt eine doppelte Obedienz in der Kirche zu Rom und zu Avignon. Aber die Eifersucht der Kardinäle jeder Partei und der Päpste verhinderten die von der Christenheit verlangte Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern, und die Beilegung der Spaltung. Als man endlich die schismatischen Päpste auf dem Concilium zu Pisa 1409 abgesetzt und Alexander den Fünften erwählt hatte, gab es sogar drei Päpste zu gleicher Zeit, indem die abgesetzten ihren Anhang behielten. Zuletzt willigte Johann der Drei und Zwanzigste ein, daß zu Costnitz 1416 ein allgemeines Concilium gehalten wurde. Dieses erklärte, daß seine Gewalt über dem Papste sey, setzte die drei Päpste ab (1417) und erwählte Martin d. Fünften. Eine neue Spaltung entstand, als das Concilium zu Basel 1439 den Herzog von Savoyen, als Papst Felix d. Fünften, dem Papste Eugen d. Vierten entgegengesetzt hatte. Allein Felix dankte ab 1449; das Concilium löste sich auf, und Eugens d. Vierten Nachfolger, Nikolaus d. Fünfte, befestigte zuerst die weltliche Gewalt des heil. Stuhls im Kirchenstaate.

Schiwah (Siwah), ein Freistaat auf der nordafrikanischen Küste Barka,

die gleichnamige Oase, welche einst wegen des Jupiter-Ammon'schen Orakels berühmt war, umfassend. Dieses Land liegt (29° N. Br. 44° O. L.) 60 St. vom Mittelmeer, 12 Tagereisen von Kairo, ist vorzüglich im N. auf eine merkwürdige Weise von 4 — 500 Fuß hohen Kalkfelsen, die wie altes Burggemäuer, Thürme und Bollwerke, bald wie Kegel, Pyramiden oder phantastisch zerrissene Klippen aussehen, eingeschlossen, und mag etwa 6 Meilen lang und 5 breit seyn; aber nur ein Theil dieses Raumes besteht aus fruchtbarem Boden, und wird von 20 Quellen süßen Wassers und fast eben so vielen salzigen bewässert. Die Vegetation ist hier vortrefflich; Wiesen, Palmwälder und Saatfelder wechseln miteinander ab; man hat überdieß in den Gärten einen Ueberfluß der edelsten Früchte. Nur den Kameelen ist das hiesige Wasser schädlich. Die Einw., welche über 3000 streitbare Männer stellen können, bestehen aus Arabern und Berbern, mit Negern untermischt, und sind eifrige Muhammedaner. Der Freistaat steht unter 4 — 5 vom Volke beschränkten Scheiks, ist zwar seit 1819 dem Pascha von Aegypten tributär, sonst aber ziemlich unabhängig. Da Schiwah viel von Karawanen besucht wird, so treiben die Einw. einen lebhaften Tauschhandel. Es gibt in dieser Oase mehrere Ortschaften, ummauert und auf Felsen gebaut, aus Furcht vor feindlichen Einfällen; alle — auch die Hauptstadt Schiwah mit 5000 Bewohnern — bestehen aus elenden Häusern und engen finstern Gassen. Die merkwürdigen Ruinen, welche vor Jahrtausenden das so mächtige Orakel des Ammon'schen Jupiters bildeten, liegen 29° 9′ N. Br. und sind größtentheils zu den Hütten eines Dorfes, so wie zum Bau eines andern, aber auch schon zum Theil verfallenen Tempels altägyptischen Styls verwendet worden. Was in der innern Kammer des Tempels an Bilderwerken und Hieroglyphen auf Wänden und Decke, die in den Zwischenräumen vorzugsweise mit grüner und blauer Farbe bemalt sind, erhalten ward, findet man in der gelehrten Reisebeschreibung des preuß. Generals von Minutoli 1820 — 21 abgezeichnet. Ammon kommt hier als höchster Landesgott bezeichnet vor; neben ihm steht Venus Dione, seine Tempelgenossin. Ueber die Reihe der andern Göttergestalten, so wie über das Symbol, welches man hier unter Mysterien gefeiert, s. m. Tölkens scharfsinnige Deutungen in Minutoli's Werk. Der berühmte, schon von Herodot bezeichnete, dem Ammon geheiligte Sonnenquell entspringt ¼ St. südöstlicher in einem Palmenwalde, und bildet einen kleinen Teich; er hat noch immer die Eigenschaft seiner wechselnden Temperatur, indem er bei Tage kalt, Nachts aber warm fließt; wahrscheinlich eine heiße Quelle, deren natürliche Wärme man am Tage wegen der glühenden Sonnenhitze nicht wahrnimmt. Man findet ferner einen kleinen dorischen Tempel, viele Felsenkatakomben und mehrere Städteruinen.

Schlacht, Schlachtordnung. Der Kampf einer ganzen oder des größten Theils einer Armee mit dem Feinde, heißt Schlacht; kommt eine größere Abtheilung — 10 bis 20.000 Mann — zum Gefecht, so heißt es ein Treffen; werden nur 2 bis 3000 Mann handgemein, so ist es ein Gefecht, und Scharmützel, wenn etwa 600 bis 800 Mann ins Feuer kommen. Das letztere findet gewöhnlich bei Vorposten statt. Oft kann sich aus einem Treffen oder Gefechte und Scharmützel, eine Schlacht entwickeln, wenn immer mehr Truppen in den Kampf gezogen werden. Die Schlachtordnung ist mit der ersten Stellung zu vergleichen, welche ein Fechter annimmt, bevor er den Kampf beginnt und daher von Wichtigkeit, weil oft in der ersten Aufstellung schon der Grund zum Ausgange eines Treffens gelegt wird. Es ist ein Grundsatz, daß man dem Feinde niemals seine ganze Stärke auf einmal zeigen muß, am allerwenigsten aber darf dieß in Einer Fronte geschehen, deßhalb wird die Aufstellung in Einem Treffen vermieden. Es ist ferner ein Grundsatz, daß man nicht alle Truppen auf einmal in ein Gefecht verwickeln,

sondern einen Theil zurückhalten muß, der entweder bestimmt bleibt, den Ausschlag zu geben, oder, im üblen Falle, den Rückzug der Uebrigen zu decken. Dieses nennt man die Reserve. Endlich würde es unweise seyn, mit der ganzen Truppenmasse blind auf einen Ort loszurennen; man sendet daher einen Theil voran, welcher bestimmt ist, entweder den Feind zu rekognosziren, oder einzelne zerstreute Trupps zu verjagen, die dreist genug sind, ein ähnliches mit uns vornehmen zu wollen. Dieser Theil heißt die Avantgarde (s. d. Art.). Hieraus ergibt sich, daß die natürliche Schlachtordnung eine Aufstellung in 3 Treffen seyn wird. Die Stärke jedes Treffens richtet sich nach der Stärke der ganzen Brigade, ein bestimmtes Maß läßt sich dafür nicht angeben, nur so viel kann als Basis angenommen werden, daß die Avantgarde nicht viel über den 4ten Theil des Ganzen, die Reserve ungefähr eben so viel, und der Ueberrest alsdann das Haupttreffen ausmachen muß. Bei jeder Brigade von 7 Bataillonen werden daher 2 zur Avantgarde angenommen, 3 ins Haupttreffen und 2 in die Reserve gestellt werden. Bei 8 Bataillonen behalten 2 die Avantgarde, 2 kommen in die Reserve und 4 ins Treffen. Würden diese aber eine zu große Fronte darbieten, so können 3 in die Reserve gestellt werden. Neun Bataillone würden nach dem Verhältnisse von 2, 4, 3; zehn nach dem von 3, 4, 3; elf nach dem von 3, 5, 3 und zwölf nach dem Verhältnisse von 3, 5, 4, oder von 3, 6, 3 eingetheilt werden. Diese Eintheilung modifizirt sich im Kriege nach der Kombattenzahl. Zuweilen muß eine Brigade von 9 Bataillonen sich in dem Namen nach getheilte Theile theilen. Die 3 schwächsten Bataillone kommen in die Avantgarde und die 3 stärksten ins Haupttreffen. Für die Wahl der Truppen in einer Schlachtordnung gilt folgende Regel: Die Avantgarde besteht aus leichten, die Reserve aus den besten Truppen, das Uebrige kommt ins Haupttreffen. Die Kavallerie erhält ihren Platz in der Schlacht da, wo das Terrain die Bewegungen dieser Waffe erheischt, oder wo ihre Anwendung am wahrscheinlichsten seyn dürfte. Die Brigadeaufstellung soll aber als eine allgemeine Regel dienen, von der zwar nach den Umständen abgewichen, sie selbst aber nie ganz aufgehoben werden kann. Deßhalb ist der Kavallerie ihr Platz bei der Brigadestellung im 4ten Treffen, d. h. hinter der Infanteriereserve angewiesen. Die schwere Kavallerie kommt dabei in die Mitte, die leichte aber auf den Flügeln des Kavallerietreffens zu stehen. Bei der Brigade stellt man die Fußbatterie entweder zwischen dem Haupttreffen und der Reserve, oder hinter die letztere (welcher letztere Fall besonders dann gilt, wenn die Brigade in Schlachtordnung sich lagert); bei der Formirung zur Attakke aber getheilt, auf beiden Flügeln des Haupttreffens. Die reitende Batterie findet ihren Platz jederzeit hinter dem Kavallerietreffen, und zwar in der Mitte, um von dort aus dahin gesendet zu werden, wohin der Gang des Gefechtes und die Umstände es erheischen. Bei jeder Aufstellung ist es ein Grundsatz für die Artillerie, daß sie sich dem Feinde nicht zu früh zeigen, sondern maskirt gehalten werden muß. — Die Alten kannten mehrere Arten von Schlachtordnungen, welchen auch bei den Neuern zum Theil und mit erforderl. Modifikationen, welche die verschiedene Waffe nothwendig macht, angewandt sind. Die ursprüngliche war die parallele Schlachtordnung; sie ist noch jetzt die gewöhnliche. In ihr bildet die Armee eine Linie und greift den Feind en front an. Eine andere Schlachtordnung heißt die schiefe, aces obliqua; hier wird nur auf einem Punkte und mit einem Flügel angegriffen, während das Centrum und der andere Flügel zurückgezogen, refüsirt wird. Epaminondas Lage in der Ebene von Leuktra und die Stellung der Spartaner nöthigten ihn, diese Schlachtordnung zuerst anzuwenden. Das Heer der Spartaner war doppelt so stark, als das der Thebaner, welches letztere überdieß zur Hälfte Krieger enthielt, auf die Epaminondas sich nicht

verlassen konnte; ihren Abzug vor der Schlacht hatte nur die Verfolgung der Spartaner gehindert. Eine parallele Schlachtordnung würde das Verderben der Thebaner gewesen seyn. Epaminondas beschloß daher nur mit einem Flügel, dem linken, anzugreifen; diesen, der gegen den Kern des spartanischen Heeres kämpfen sollte, verstärkte er überwiegend, während er das viel schwächere Centrum und den rechten Flügel zurückzog und stark ausdehnte, um einer Ueberflügelung zu entgehen. Friedrich der Große ahmte diese Schlachtordnung in den Schlachten von Colin, Leuthen, Zorndorf ꝛc. nach. Eine andere Schlachtordnung der Alten bestand darin, daß sie die Flügel vorschoben und das Centrum refüsirten; auf diese Weise erhielt das Heer die Gestalt eines halben Mondes. Bei den Spartanern war sie gebräuchlich, und auch Cäsar wandte sie gegen die Gallier an. Eine vierte Hauptschlachtordnung der Alten war die des Keiles; von der Angriffsspitze dehnte sich der Keil immer mehr in den Seiten aus. Mit furchtbarer Gewalt bohrte der dicht zusammengedrängte Menschenkeil wie mit dem Schnabel einer Galeere in die Reihen der Feinde und zersprengte ihre Schlachtlinie. Epaminondas, der größte griechische Kriegskünstler, formirte seinen linken Flügel im Augenblicke des Angriffs zu einem solchen Keile und siegte. Der macedonische Phalanx wirkte meist auf diese Weise, und die beweglichern Römerlegionen konnten bald einen bilden. Die Neuern kennen eine ähnliche Angriffsordnung, den Folard'schen Keil.

Schlacke heißt das geschmolzene Gestein und andere Unreinigkeiten, die sich von den in Fluß gebrachten Metallen abscheiden, und beim Erkalten wie eine glasartige Masse erscheinen. Sie schmilzt zwar wieder, löst sich aber nicht im Wasser auf. — Schlackenbad nennt man ein heißes Bad, das durch glühende Schlacken erhitzt wird.

Schlaf ist derjenige Zustand der Schwächung des Sinnenvermögens eines gesunden Menschen, daß er unvermögend ist, sich der durch äußere Sinne gegebenen Vorstellungen bewußt werden zu können. Dieß ist die Worterklärung des Schlafs; die Sacherklärung ist noch nicht gefunden. Sie wäre Sache des Physiologen. Der Zustand des Schlafs ist nicht ein künstlicher, sondern ein natürlicher. Der Schlaf entsteht stufenweise. Zuerst kommen wir in eine Art sanfte Ruhe, wenn uns der Schlaf anwandelt, dieß heißt die Schläfrigkeit; hierauf werden unsere Empfindungen stumpf, d. h. wir fangen an zu schlummern; dann kommt die Zerstreuung oder der Zustand des Traums, und endlich werden wir unthätig, oder gerathen in den Zustand des tiefen Schlafs. Es ist merkwürdig, daß der Schlaf Kälte verursacht, und durch die Kälte kommen wir in den Schlaf. Die Menschen, welche erfrieren, erfrieren alle im Schlaf. Einige Thiere schlafen den Winter über, in welchen Schlaf die Kälte diese Thiere versetzt; das Thier hat alsdann nicht mehr Wärme als die Luft. Es scheint daher der Schlaf aus Mangel an Lebenswärme zu entstehen, denn indem man schlafen will, so friert man. Durch vielen Schlaf überhaupt wird das Blut zähe, und die Lebenswärme verringert die Erscheinungen des Schlafs. Der Schlaf ist vom Schlummer nur dadurch unterschieden, daß man im Schlummer nicht zu stumpfe Empfindungen hat, obgleich die Vorstellungen, die man daraus macht, ganz gewöhnlich falsch sind. Im Schlummer allein hat man Träume, deren man sich noch bewußt ist, im tiefsten Schlaf träumen wir wahrscheinlich auch, aber wir sind uns dieser Träume gar nicht bewußt, weil die sinnlichen Empfindungen dann zu stumpf sind, als daß wir uns derselben bewußt werden könnten. Wenn man im Schlaf von selbst aufwacht, so ist es darum sehr rathsam, daß man gleich aufstehe, und den Schlaf lieber auf eine andere Zeit verschiebe; denn das wechselnde Erwachen und wieder Einschlummern in langen Winternächten gibt dem Nervensystem

oder Nervensaft jedesmal und also zu oft eine andere Richtung, und veranlaßt dadurch ein Nervenfieber. Es ist daher für das Nervensystem lähmend, zermalmend und in täuschender Ruhe kraftersch öpfend. Alle Empfindungen geschehen durch die Nerven, ihre Wurzel ist im Gehirn, und der Hauptstamm die Medulla Oblonguta. Es scheint im Gehirn die Fabrik des Nervensafts zu seyn. Des Tages verschwenden wir den Nervensaft, der Schlaf verursacht nun eine solche Abspannung, daß sich der Nervensaft wieder sammeln kann; daher ist die Abspannung im Schlafe zugleich eine Kräftesammlung zu erneuerter äußerer Sinnenempfindung. Aeußere Ursachen des Schlafes sind: 1) einförmige Bewegungen. Die Einförmigkeit der Bewegungen macht nämlich, daß man nicht mehr aufmerksam ist, folglich die äußern Gegenstände nach und nach aufhören uns zu beschäftigen; und so entsteht der Schlaf. 2) Alles, was unserm Lebenssaft eine andere Richtung gibt. Daher das Essen schläfrig macht. Weil aber der Schlaf abkühlt, so ist es nicht rathsam, gleich nach dem Essen (lange) zu schlafen. Hingegen ist es sehr gut, lange bei Tische zu sitzen nach dem Essen, und sich mit Sachen zu unterhalten, die nicht viel Nachdenken erfordern. 3) Der widernatürliche Zustand einer Betäubung der Sinnenwerkzeuge, welche einen geringern Grad der Aufmerksamkeit auf sich selbst als im natürlichen zur Folge hat, ist ein Analogon der Trunkenheit. Daher nennt man den, der aus einem festen Schlaf aufgeweckt wird, schlaftrunken. 4) Im Schlaf ein unwillkürliches Spiel seiner Einbildung seyn, heißt Träumen (vergl. d. Art.).

Schlägeschatz, ſ Schlagschatz.

Schlagfluß (Apoplexie) nennt man jenen krankhaften Zustand, worin der Mensch meist plötzlich Bewußtseyn, Gefühl und jede willkürliche Bewegung verliert, doch das Athemholen und die Bewegung des Blutes behält. Es gibt einen vollkommenen Schlagfluß, worin jene Lebensfunktionen gänzlich aufhören, und einen unvollkommenen, worin sie nur in einem gewissen Grade geschwächt sind. Den Schlagfluß unterscheidet man noch nach seiner Ausdehnung; bei einer vollkommenen Apoplexie sind obige Erscheinungen in ihrer Stärke vorhanden, und dehnen sich auf den ganzen Körper aus; bei einem Halbschlage, Hemiplexie, ist nur der Kopf und die eine Seite des Körpers gelähmt; bei einer Paraplexie wird der untere Theil des Körpers gelähmt. Die innere Ursache des Schlagflusses liegt in einer Aufhebung der Thätigkeit des Gehirns und des Rückenmarkes zum Theil oder ganz, je nachdem die Art des Schlages ist. Der Schlagfluß tödtet entweder nach einigen Stunden, was der seltenere Fall ist, oder erst nach einigen Tagen, in welcher Zeit häufig Fieberbewegungen bemerkbar sind; oder er geht in Genesung über, doch bleibt gewöhnlich Lähmung irgend eines oder mehrerer Theile zurück. Einige Erfahrungen lassen uns die Weise vermuthen, wie ein Schlagfluß herbeigeführt werde. Ein Druck auf das Gehirn verursacht einen Zustand, der dem Schlagflusse ganz ähnlich ist, und führt auch den Tod herbei, wenn er eine gewisse Zeit andauert; sobald er aber aufgehoben wird, kehrt Bewußtseyn und willkürliche Bewegung zurück. Ein solcher Druck kann zweifach seyn, ein äußerer, wenn irgend ein Körper durch die Schädelknochen dringt und das Gehirn zusammendrückt, oder auch ein Knochensplitter des Schädels selbst. Der apoplexische Zustand hört auf, wenn die Ursache des Druckes fortgeschafft wird. Dasselbe gilt von einem innern Drucke, von Anhäufungen vom Blute, Wasser, Eiter im Gehirne. Seine Entfernung hebt ebenfalls die Krankheit; auf ihr beruht der glückliche Erfolg der Trepanation. Doch gibt es Fälle von Apoplexien, in denen ein solcher Druck nicht angenommen werden kann, und wo sich auch bei der Obduktion keine materielle Ursache vorfindet. Hier scheint eine zu große Schwäche des Gehirns, eine völlige Aufzehrung des

Nervengeistes die Ursache des Schlagflusses zu seyn. Auch führen solche entferntere Ursachen, die das Nervenleben schwächen, asthenisiren, gemeiniglich den nervösen Schlagfluß herbei, als: Schwelgerei im Essen und Trinken, zu übermäßiges Denken, Ausschweifungen in der Liebe. Nach diesen verschiedenen Ursachen bekommt die Apoplexie besondere Namen, und erfordert eine verschiedene Heilung. Entstand der Schlagfluß aus einem heftigen Orgasmus des Blutes zum Kopfe (Apoplexia sanguinea), so muß zur Ader gelassen, Blutigel an den Kopf gesetzt und die andern deprimirenden und kühlenden Mittel angewandt werden. Vermuthet man, daß die Apoplexie aus einer wäßrigen, lymphatischen oder eitrigen Ansammlung im Gehirne entstand, so müssen die Resorbtion bethätigenden Mittel gebraucht, und, wenn hinlängliche Gründe dazu vorhanden sind, trepanirt werden. Manchmal tritt ein Schlagfluß ein bei Anhäufungen von Unreinigkeiten im Darmkanal oder bei heftigen Krämpfen und Reizen im Unterleibe. Sie müssen gehoben werden, wenn man glücklich heilen will. Ferner können narkotische Gifte einen Schlagfluß (Ap. narcotica) hervorbringen, in welchem Falle die Gegenmittel anzuwenden sind. Gründet sich die Apoplexie auf eine Schwächung des Hirn- und Rückenmarklebens (Ap. nervosa), so erfordert sie zu ihrer Heilung nervenreizende Mittel ꝛc. Einige Personen scheinen vor andern eine größere Neigung, einen Schlagfluß zu bekommen, zu besitzen; als: Menschen mit einem dicken Kopfe, kurzen Halse, dicken, fetten, schwammigten Körperbau; ferner solche, welche an beständigen Krämpfen leiden. Die Vorboten des Schlagflusses sind Schwindel, beständige und hohe Röthe des Gesichts, Ohrenbrausen, Abnahme der Geistesthätigkeiten, kleine Lähmungen ꝛc. Erscheinen diese, so muß man mäßig leben und sich vor allen sinnlichen Ausschweifungen hüten; besonders aber darauf sehen, daß stets der Leib offen bleibe.

Schlaglicht (Coup de Jour), in der Malerei ein lebhafter, wohl angebrachter Lichtstrahl, um denjenigen Theil einer Figur, welcher dem einfallenden Sonnenlichte am stärksten ausgesetzt ist, hervortreten zu lassen.

Schlagschatz, die Erhöhung einer Münze über ihren innern Werth, um die durch ihre Prägung verursachten Kosten zu decken. Man setzt zu den Silbermünzen Kupfer im Verhältnisse der Kosten hinzu. Im 15. Jahrh. betrug der Schlagschatz gewöhnlich ein Loth auf die Mark, wofür ein Loth Kupfer hinzugesetzt wurde. Je kleiner die Münze, desto größer sind natürlich die Kosten. Seit Elisabeths Zeiten findet in England kein Prägeschatz statt, indem die Münzkosten durch eine gewisse Steuer gedeckt werden. Dieß Verfahren hat einen bedeutenden Nachtheil und auch einen Vortheil im Handel. Eine Münze, deren innern Werth mit ihrem Nominalwerth gleich steht, braucht nicht gezählt, sondern nur gewogen zu werden, und dieß ist da, wo, wie an der englischen Bank und Börse, täglich ungeheure Summen umgeschlagen werden, eine bedeutende Erleichterung. Da man aber auf der andern Seite unmöglich jedem Silber- und Goldmünzstücke gleichen Gehalt geben kann, so werden die bessern Stücke außer Cours genommen, um sie zu andern Zwecken zu gebrauchen, und die schlechtern bleiben darin. Aus diesem Grunde findet man in England selten gute Stücke im Umlauf. Ein Staat, der die Kosten des Prägstockes nicht auf die Münze schlägt, läuft Gefahr, daß ein Nachbarstaat ihm die bessere Münze aus dem Lande zieht. Deßhalb ist in England auch die Ausführung einheimischer Münze unter Todesstrafe verboten. Bei einer Inselage kann eher der Schmuggel mit Landesmünze verhindert werden, als bei einem Continentallande; dieß ist gezwungen, so lange nur ein Nachbarstaat einen Schlagschatz erhebt, dasselbe zu thun.

Schlange, die, in der Mythologie, und der Phallus (Lingam, das

orientalische Symbol der Sonne, als erzeugender Kraft, — Osiris, Bakchos u. s. w.) waren zwei Hauptgegenstände des Kultus in den Religionen des Alterthums. Die erstere gehört eigenthümlich dem Fetischen-Dienst, der andere dem symbolisirten Sternendienst an, und man kann beiderlei Anbetungen gewissermaßen als Repräsentanten der zwei Hauptfamilien der alten Religionen (s. Fetische) ansehen. Der grobe Fetischismus des Schlangendienstes wurde in steigender Verfeinerung endlich ganz dämonisch, und das Sinnbild des zoroastrischen Arihman, des bösen Prinzips. Die Schlange, als Ur-Fetisch schon in der mosaischen Schöpfungsgeschichte bezeichnet, und von Moses selbst (IV. 21, 6.) als Heilmittel symbolisirt, bot sich durch manche Natureigenheit am frühesten zum Fetisch roher Völker dar. Als Höhlenbewohnerin wurde sie der Genius der Berggegenden und Quellen. Durch ihre Gelehrigkeit ward sie Werkzeug der Gaukler, Zauberer und Wahrsager. Von der spätern verfeinerten Symbolik wurde sie einer höheren Gottheit, dem Apollo, dem Aeskulap, der Minerva Hygiea zugesellt. Selbst die gröbere Apis- und Knuphverehrung der Aegypter wurde als Agathodämon allegorisirt, und endlich durch die gnostischen Ophiten (Schlangenbrüder) christianisirt. In Aegypten hatte die Abgötterschlange eigene Priester. Höchst wahrscheinlich kam die leicht abzurichtende ägyptische Schlange, der Knuph, der Uräus, durch phönizische Kaufleute nach Epidaurus, wo sie eine Faktorei hatten, und wurde hier das Symbol der Medizin. Aeskulaps Schlange ist übrigens dieselbe Wahrsagerschlange, die sich um den delphischen Dreifuß windet, und die, nebst den Drachen des Asklepiadenordens, in der Ophiolatrie der Alten eine wichtige Rolle spielt. — Im zoroastrischen System ist Arihman, das böse Prinzip, selbst die große Schlange, die das Reich des Lichts umgürtet und bekämpft. Diese durch den ägyptischen Cerberus-Serapis und die hellenisirende Fabel vom bösen Python bestätigte Vorstellungsart wurde die gangbare Meinung der Kirchenväter, die Schlange und Teufel für sinnverwandt erklärten.

Schlangen, oder die Amphibien ohne äußere Glieder. Ihr Leib ist walzenrund und läßt eine wellenförmige Bewegung zu, er ist mit Ringen, Schildern, Schuppen bekleidet. Sie häuten sich oft. Ihr Wohnort ist die trockne Erde, das Wasser oder Bäume. Vorzüglich unterscheiden sie sich von andern rothblütigen Thieren durch den Bau ihrer Kinnladen, die zum Kauen ungeschickt sind, und durch dicke zu verschlingende Gegenstände sich aus einander dehnen; daher sie andere Thiere, die weit dicker, als sie selbst sind, ganz verschlingen können. Der Fraß fault ihnen dann im Halse, und sie stinken schon von ferne, wenigstens die größern. Sie legen größtentheils an einander gekettete Eier. Mehrere von ihnen sind ihres Giftes wegen berüchtigt, wovon ein Tropfen in die blutende Wunde eines Thieres gebracht, schon hinlänglich ist, dasselbe zu tödten. Von 131 bekannten Arten kennt man 23 giftige. Sie tragen ihr Gift in besondern Bläschen am vordern Rande des Oberkiefers, aus denen es durch besondere Kanäle in hohle einzeln stehende Giftzähne geleitet wird, und durch diese beim Bisse in die Wunde fließt. Da diese Zähne nur am vordern Rande des Oberkiefers stehen, so unterscheiden sich durch sie die giftigsten Schlangen am sichersten von den gefahrlosen. Doch da es gewiß ist, daß, wenn man im Stande ist, nach den Zähnen zu sehen, auch die Gefahr vorüber ist, so muß man deßhalb noch andere, äußere Zeichen der Gifttragenden aufsuchen. Dahin gehören, jedoch mit Ausnahmen, ein herzförmiger Kopf, der mit vielen sehr kleinen Schuppen besetzt ist, ein deutlicher Hals, mit Rückenschärfe versehene Schuppen, und ein kurzer Schwanz. Die durch den Biß einer giftigen Schlange erzeugte Wunde entzündet sich schnell, und geht, zumal im heißen Klima, in Brand über, wodurch sie tödtet. In Deutschland und ähnlichen kühlen Ländern wird der Biß selten gefährlich. Die vergiftete Wunde ist vom Gifte zu reinigen,

z. B. durch Aussaugen, welches gefahrlos geschehen kann, da das Gift dem Magen nichts schadet, sobald nur der Mund nicht blutet, und durch nachheriges, aber schnelles Ausbeizen der Wunde. Mit ihrer zweispitzigen Zunge können sie nie stechen. Ueber die Schlangen sammelt H. Seyerkammer von Treuenstein in Wien, der ein Kabinet lebendiger Amphibien unterhält, naturhistorische Beobachtungen. — Die Klapperschlange ist ihres Giftes wegen die fürchterlichste Art. Sie wohnt im wärmern Amerika von Brasilien bis Carolina, hat am Schwanze eine hornartig gegliederte Rassel, womit sie bei der Bewegung einen Laut hervorbringt, als würden Nußschalen gerüttelt. Man hält sie für sitzen gebliebene Stücke der abgestreiften Haut. Sie ist übrigens träge, man kann ihr leicht aus dem Wege gehen. Schweine und Raubvögel fressen sie, sie lassen sich leicht zähmen, auch ohne Schaden speisen. Die Königsschlange, Abgottsschlange, Riesenschlange, Anaconda, gehört zu den größten Arten. Sie ist in Ostindien und Afrika zu Hause. Ihr Kopf ist ein Hundskopf, sie ist schön gefleckt, und besitzt sehr große scharfe Zähne. Sie hält sich an Bäumen fest, schießet von ihnen schnell auf ihre Beute herab, umklammert sie, bricht ihnen (Tiegern, Löwen, Stieren, Menschen) die Rippen und Knochen, bestreichet sie mit Geifer, und würget den schlüpfrig gewordenen Gegenstand hinein. In solchem Zustande der Sättigung ist sie unbehülflich und mit Prügeln todt zu schlagen. Auch läßt sie sich fangen und zähmen. Ihr Fleisch wird sehr geschätzt. (Eine solche Schlange verschlang bei Carthago mehrere Soldaten aus dem Heere des Regulus; und man zog zuletzt gegen sie mit Schleudermaschinen aus.) Cuvier hat dargethan, daß die eigentlichen Boa's ausschließlich der neuen Welt angehören. Die Kaiser- oder Abgottsschlange ward durch Le Vaillant, von Humboldt und Bonpland aus Surinam und vom Orinoko mitgebracht. Jene Schlangen in Ostindien, die größere Thiere, als der gewöhnliche Umfang ihres Körpers zu gestatten scheint, verschlucken können, gehören, nach Cuvier, zur Gattung Python. — Die Wuthschlange umfaßt die Vipern und Ottern (s. d. A.) und enthält mehrere giftige Arten. Die europäische Otter wird mitunter in Deutschland gefunden. Obgleich sie Gift hat, womit Redi und Fontana viele Versuche gemacht haben, so ist ihr Biß dem Menschen kaum tödtlich. Sie lebt in Gebüschen, zur Brutzeit im freien Felde. Sie bringt lebendige Junge, welche sie zur Zeit der Gefahr in ihrem Rachen verbirgt, daher die Fabel: sie fresse ihre Jungen. Es gehören hieher noch die archäologisch merkwürdige Coluber Carastes, mit zwei Hörnchen über den Augen; die ägyptische Viper, C. Vipera; die Ringelnatter, C. Natrix, die stahlfarbig und mit weißen Seitenflecken bisweilen zu 20 Fuß lang gefunden wird — der Lindwurm. — Ueber die Corallenschlange und die Brillenschlange, s. d. bes. Art. Andere, wie die Blindschleiche, bieten wenig Merkwürdiges dar.

Schlangenbad, ein nassauisches Dorf von 240 Einw. im Amte Langenschwalbach, liegt in der Nähe des herrlichen Rheingaus in einem tiefen romantischen Thale. Die Heilquelle ward vor ungefähr 200 Jahren durch ein krankes Rind, welches an ihr Genesung erhielt, entdeckt. 1657 erkaufte Dr. Gloxin aus Worms dieselbe nebst einem Bezirk und dem nöthigen Bauholz um zwei Ohm Wein von den berstadter Bauern. Später kam Hessenkassel in den Besitz des Bades. 1694 machte man die nöthigen Anlagen und Einrichtungen, welche allmählig erweitert und verbessert wurden, und bis jetzt über 400.000 Gl. kosten. Die Alleen und Spaziergänge sind, sowie die mit den schönsten Zimmern geschmückten Gebäude für die Kurgäste mit glücklichem Sinne geschaffen. Das nassauer Haus ist durch einen bedeckten Gang mit dem hessischen Hause verbunden; es enthält 3 Quellen (die in 24 Stunden 3504 Ohm Wasser geben) und 10 geräumige Bäder, worun-

ter auch ein Tropfbad. Zwei derselben sind mit Porzellan und eins mit Marmor eingefaßt. Sechs andere Bäder sind in dem neuen Hause. Die Bestandtheile des krystallenen, seifenartigen, geruchlosen Wassers, das 21—24° Reaum. hat, sind feine Thon- und Talkerde. Es schmeckt etwas salzig, ist erweichend, gelind, erschlaffend, auflösend, reizmildernd, beruhigend, reinigend. Vorzüglich zu empfehlen ist das Schlangenbad in jenen Nervenkrankheiten, die keine Arzneimittel, keine Mineralwasser, überhaupt nichts Reizendes vertragen. Treffliche Dienste leistet es außerdem Personen von sehr zarter, trockner und gespannter Faser; bei Hautkrankheiten, bei Steifigkeit der Glieder und jener frühen Vertrocknung, welche durch ein zu schnelles Baden herbeigeführt wird. Wir wüßten kein anderes Bad, welches so ganz geeignet wäre, den Charakter der Jugend zu erhalten und das Altwerden zu verspäten, und es ist ganz ein Bad der Frauen; denn es gibt Schönheit, Jugend, feine, weiche, reine, lebendige Haut, Biegsamkeit und Leichtigkeit der Glieder. Der aus dem Wasser sich absetzende Badeschlamm wird zum Heilen und Trocknen aller Geschwüre benutzt. Die Umgegend ist reich an Spaziergängen und herrlichen Naturpartien.

Schlegel (Joh. Elias), geb. 1718 zu Meißen in Sachsen, wo sein Vater Appellationsrath und Stiftssyndikus war. Bis in sein fünfzehntes Jahr wurde der junge Schlegel durch Privatlehrer unterrichtet. Schon im zwölften Jahre fing er an deutsche Verse zu machen. Mit einer seltenen Kenntniß in den Schulwissenschaften ausgestattet, kam J. E. Schlegel auf die Landschule Pforte, wo er auch über seinen jüngern Bruder, Joh. Adolph, die Aufsicht führte. Er machte sich hier, vorzüglich unter der Anleitung des Doktors Freitag, mit der klassischen Literatur der Alten vertraut. Durch seinen Vater ermuntert, studirte er den Horaz, übersetzte mehrere von dessen Briefen, und die Kyropädie des Xenophon. Von der Lektüre des Sophokles und Euripides befeuert, dichtete der 20jährige Jüngling zwei Tragödien, die Trojanerinnen und Orest und Pylades. Diese und noch mehrere dramatische Versuche wagte er ohne den Beistand, ja ohne das Vorwissen seiner Lehrer. So begeistert er war, wenn er arbeitete, so strenge in der Kritik war er gegen sich selbst, und häufig strich er die Hälfte seiner Arbeit, die er Abends vorher gemacht hatte, am andern Morgen durch. 1739 ging er auf die Universität Leipzig, um sich der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Hier wurde er bald mit Gottsched befreundet, und lieferte ihm mehrere Aufsätze in seine Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, welche sich vortheilhaft auszeichneten. 1743 ging er als Privatsekretär des sächsischen Gesandten v. Spener, seines Verwandten, nach Copenhagen. Hier widmete er sich in seinen Mußestunden dem Studium von Dänemarks Sprache, Verfassung, Geschichte, Menschen und Sitten, und trug seine Anmerkungen darüber in einer neuen Wochenschrift unter dem Titel: Der Fremde, vor, welche mit Beifall gelesen wurde. Auch bereicherte er die Bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes mit verschiedenen Poesien und prosaischen Aufsätzen. Für das dänische Theater dichtete er einige Lustspiele, welche aus seiner deutschen Handschrift ins Dänische übersetzt wurden. Durch den Freiherrn von Holberg, dem Schlegels Fleiß in der dän. Sprache und Geschichte gefiel, erhielt dieser 1748 eine außerordentliche Professur an der Ritterakademie zu Soroe, wo er über die neuere Geschichte, das Staatsrecht und die Handlungswissenschaft Vorlesungen hielt. Obgleich seine Einkünfte gering waren, arbeitete er doch mit einem seltenen Eifer, der mit Nahrungssorgen verbunden, seine Gesundheit erschöpfte. Er fiel in ein hitziges Fieber, und starb 1749 im 31. Jahre seines Lebens. Höchst rühmlich, aber kärglich belohnt, war das Streben dieses Mannes für die Lite-

ratur seines ersten und zweiten Vaterlandes. Er war der erste deutsche Tragiker, der genannt zu werden verdient. Bei allen Unvollkommenheiten, welche eine nicht überschätzende Kritik, auch in seinen bessern Stücken, dem Canut, den Trojanerinnen und dem Hermann, anerkennen muß, offenbart sich dennoch überall der günstige Einfluß, den die Griechen, mit denen er sich frühzeitig befreundete, auf ihn hatten. Seine Plane sind gerade nicht auf die Hervorbringung einer theatralischen Wirkung berechnet, aber einfach und in einander greifend; seinen Charakteren und den Verhältnissen, in die er sie versetzt, fehlt das Große und Leidenschaftliche, welches die Erwartung spannt und die Einbildung aufregt; aber die erstern sind gut gehalten, und die andern natürlich herbeigeführt. Seiner Sprache ermangelt noch des nöthigen Feuers und der tragischen Kraft: indeß ist sie durchgängig wahr, ungezwungen und edel; sein Vers endlich fließt nicht bloß rein, sondern leicht und zierlich dahin. Eben so wenig mißlang ihm das Lustspiel, selbst da nicht, als er noch den Gebrauch der Reime, den er als Theoretiker vertheidigt hatte, praktisch geltend und allgemein zu machen versuchte. Seine stumme Schönheit erklärte Lessing noch 1767 für das beste deutsche Lustspiel in Versen, und dem Triumphe der guten Frauen, der in Prosa geschrieben ist, gestand Mendelssohn Leben, echten Witz und den Ton der feinen Welt zu. Sind diese dramatischen Arbeiten jetzt gleich tief unter den Werth gesunken, den sie bei ihrem ursprünglichen Erscheinen hatten, so bleiben sie doch immer schätzbare Denkmale des ersten Aufblühens unserer schönen Literatur. Seine Schriften kamen unter dem Titel: Joh. Elias Schlegels Werke, herausgegeben von Joh. Heinr. Schlegel, Copenhagen und Leipzig, 1761 bis 1770, in 5 Bänden 8. heraus. Außer den dramatischen Stücken enthalten sie Episteln, epische, lyrische und allegorische Gedichte und prosaische Ausarbeitungen. Außerdem hat man auch eine Uebersetzung des ersten und zweiten Bandes der Lustspiele des Saint Foix, Leipz. 1750, 3., von ihm.

Schlegel (Joh. Adolph), ausgezeichnet als Belletrist, Dichter und Kanzelredner, ein Bruder des Vorigen, geb. 1721 zu Meißen, kam 1735 auf die Schulpforte, und hatte sowohl hier, als auch nachher in Leipzig, der Aufsicht und Leitung seines Bruders Elias viel zu verdanken. Da sich die Gedichte desselben den allgemeinen Beifall seiner Mitschüler erwarben, so reizte dieß auch den jüngern Bruder, sich frühzeitig mit der Poesie zu beschäftigen. 1741 ging er auf die Universität nach Leipzig, und lebte nunmehr mit seinem Bruder Elias vereinigt. Dieser machte ihn mit Gellert, Rabener, Cramer, Ebert u. A. bekannt, welche die Bremischen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes (1744 — 1748) herausgaben, an denen Schlegel einer der fleißigsten Mitarbeiter war. Späterhin gaben dieselben Verfasser unter dem Titel: Vermischte Schriften, eine Monatschrift heraus, die als Fortsetzung jener Beiträge zu betrachten ist. Die Reize der schönen Wissenschaften fesselten indeß Schlegeln so sehr, daß er dem Studium der Theologie, für welches er sich bestimmt hatte, nicht immer ganz den gehörigen Fleiß widmete; desto mehr zeichnete er sich durch seine Rednertalente aus. Cramer gab 1748 die Wochenschrift: Der Jüngling, heraus, und Schlegel lieferte ihm viele Aufsätze dazu. Der sprechendste Beweis von seiner Genauigkeit bei ästhetischen Arbeiten ist seine Uebersetzung der Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz von Batteux, mit Anmerkungen und Abhandlungen berichtiget. 1751 wurde Schlegel Lehrer und Diakonus an der Schulpforte, 1754 Pastor Primarius und Professor der Theologie und Metaphysik am Gymnasium zu Zerbst. 1759 erhielt er den Ruf als Pastor zu Hannover, und wurde hier 1775 Konsistorialrath, Superintendent und Pastor Primarius. 1787 ertheilte ihm die Göttinger Universität die Doktorwürde, und noch im nämlichen Jahre ward er zum

Generalsuperintendent des Fürstenthums Lüneburg erhoben. Er starb 1793. J. A. Schlegel gehört unter die Restauratoren unserer Dichtkunst, obgleich der größere Theil seiner Poesien für unsere Zeit keinen Werth mehr hat. Seine geistlichen Lieder (Hannover 1787) sind schätzbar durch eine reine Sprache und fließende Versifikation, haben aber weder den hohen Schwung der Phantasie, und die feurigen, kühnen und glänzenden Züge, die Klopstocks geistliche Lieder; noch die Wärme und Wahrheit der Empfindung, die Gellerts Muse charakterisiren; auch sind sie nicht ganz frei von mystischen, steiforthodoxen Begriffen und Ausdrücken. Als Fabeldichter steht Schlegel weit hinter Lichtwer und Gellert; doch geben die leichte Versifikation und die treffenden Satyren seinen Fabeln einen Werth. Was er in den Zusätzen zu seinem verdeutschten Batteux über einzelne Grundlehren der schönen Wissenschaften vorträgt, gibt Zeugniß von seinen ästhetischen Einsichten und gründlichem Geschmacke. Die Verdeutschung selbst ist ein Muster von Genauigkeit und Korrektheit. In seinen Kanzelreden (Lpz. 1757, 3 Bde.), den früheren wenigstens, ist die Kunst der Bearbeitung zu sichtbar; Einfalt und Präzision fehlen ihm ganz; sein Styl ist zu kostbar, und überladen mit prächtigen Worten, die mehr Bewunderung, als wahre Rührung erwecken; den späteren aber fehlt es nicht an seichter Geschwätzigkeit und zu großer Anhänglichkeit an das alte System der lutherischen Kirche.

Schlegel (Johann Heinrich), Bruder der beiden Vorigen, geb. 1724 zu Meißen, genoß, gleich seinen Brüdern, im väterlichen Hause Unterricht von Privatlehrern, besuchte alsdann die Landschule zu Pforte, und studirte zu Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber meist mit dem Studium der Geschichte und schönen Literatur. Durch Vermittelung seines ältern Bruders Elias kam er nach Copenhagen, wo er als Professor der Geschichte und königl. Historiograph, Bibliothekar und Justizrath 1780 starb. Er hat mehrere Schauspiele v. Thomson und andern engl. Dramatikern, nach Maßgabe seiner Zeit sehr glücklich verdeutscht. Außer andern die dän. Geschichte betreffenden Werken, hat er auch eine Geschichte der dän. Könige aus dem oldenburg. Stamme, Copenh. u. Lpz. 1777, 2 Bde. Fol. m. Kpf. herausgegeben.

Schleifen nennt man in der Musik Noten ohne einen einzelnen hörbaren Stoß mit einander verbinden. — Schleifer, ein alter deutscher Tanz, durch welchen Bewerbung um Gegenliebe ausgedrückt wurde. Der erste Theil desselben stellte die Sprödigkeit des Mädchens, der zweite die Erhörung dar. Auch wurde die Melodie öfters durch ein Schleiferlied ähnlichen Inhalts begleitet.

Schleißheim, großes, prächtiges Lustschloß des Königs von Baiern, zu welchem von dem drei Stunden entfernten München ein merkwürdiger Kanal führt. Es ist berühmt wegen der durch den Direktor von Mannlich wohlgeordneten Gemäldesammlung von altdeutschen Bildern J. von Eyk's, M. Schön's, Wohlgemuth's, L. Cranach's, Dürer's, Holbein's u. A.; ferner Rubens bewundertes jüngstes Gericht; Tintoretto's Kreuzigung, beide gigantische Darstellungen; aus der holländischen Schule Darstellungen von Breughel, Mieris ꝛc.; Guido Reni's Göttin des Glücks u. v. a. Diese Sammlung enthält mehr als 2000 der verschiedenartigsten Kunstwerke; sie ist geschichtlich geordnet, und legt den Gang der Kunst und ihrer Entwickelung in den verschiedenen Schulen von den ersten unbeholfenen Anfängen an bis zum freiesten Gebrauch aller Kunstwerke, die Fortschritte und Stillstände, die verfehlten und gelungenen Bestrebungen anschaulich vor Augen. Nirgends, so wie hier, möchte es möglich seyn, die Sinnigkeit der altdeutschen Meister in ihrer Farbenpracht durch Vergleichung kennen zu lernen. Seit einiger Zeit ist auch die berühmte Sammlung von Gemälden der kölnisch-niederdeutschen Schule, ehedem im Besitze der H. H. Boisserée und Bertram aus

Köln a/R., jetzt durch Ankauf dem König Ludwig von Baiern gehörend, ebenfalls zu Schleißheim in einigen Sälen des Schlosses vorläufig aufgestellt, und durch diese Entschließung des Königs einem allgemeinen und lebhaften Wunsche der Künstler und Kunstfreunde entsprochen worden. Wenn schon ehedem Schleißheim wegen seiner reichen Gemäldesammlung fleißig besucht ward, so ist es jetzt fast täglich der Vereinigungspunkt von Einheimischen und Fremden, welche die Schätze zu sehen kommen, die auch hier ihren in Heidelberg und Stuttgart wohlerworbenen Ruhm behaupten. Die Aufstellung ist mit allen wünschenswerthen Rücksichten auf das, was nach den Zeiten und Schulen zusammengehört, geschehen. Mit Wohlgefallen und mannichfacher Belehrung folgt man dieser eigenthümlichen, in sich abgeschlossenen Kunstart von ihren fernsten Urkunden bis zu den jüngsten ihrer Werke. Die Sammlung enthält, als ihre ältesten Denkmäler gegen 40 Bilder ganz unbekannter Meister aus der niederdeutschen Nationalschule, welche das 13. und 14. Jahrh. anfüllt, und ihren Mittelpunkt in dem kunstberühmten Köln hat. — Bei dem Schlosse befinden sich auch eine Stuterei, eine Schweizerei, ein Thiergarten, eine 970 Schritte lange Mailbahn, an deren Ende das artige k. Schloß Lustheim mit einer ebenfalls schätzbaren Gemäldesammlung, so wie einem schönen, an seltenen Pflanzen und Obstarten reichen Garten. Seit 1822 befinden sich zu Schleißheim eine aufs Trefflichste eingerichtete Unterrichtsanstalt zur Bildung ausübender Landwirthe und männlicher Oekonomie-Dienstboten, welche mit allen nöthigen Sammlungen und Hülfsmitteln versehen ist, und über 50 Zöglinge zählt. In der Nähe ist eine Cement- und Gußstahlfabrik.

Schlesien, ehemals ein Herzogthum, jetzt theils zum preuß., theils zum östreich. Staat gehörend, wird geographisch in Ober- und Niederschlesien getheilt. In jenem, im Süden, besitzt Preußen die Fürstenthümer Oppeln, Ratibor, Neiße, Troppau, Jägerndorf und die kleinen Herrschaften Pleß und Beuthen; in diesem, im Norden: die Fürstenthümer Breslau, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Brieg, Wohlau, Glogau, Oels, Münsterberg, Sagan, Trachenberg, Carolath, Grottgau und Krossen mit den freien Herrschaften Wartenberg, Militsch und Goschütz. Die Fürstenthümer Teschen und Bielitz, die auf dem rechten Ufer der Oppa liegenden Theile von Troppau und Jägerndorf, einige von Neiße, nebst 11 Mittelherrschaften in Oberschlesien bilden den zu Oestreich gehörigen Theil des Landes. Von seinem alten Umfange hat das preuß. Schlesien, seit der neuen Eintheilung des Staats in Provinzen, den schwibuser Kreis an Brandenburg verloren, wogegen es durch die Grafschaft Glatz, einen Theil der Neumark, und den preußisch gewordenen Antheil der Oberlausitz (mit Ausnahme der Herrschaft Hoyerswerda und der westlich von derselben gelegenen Ortschaften) vergrößert worden. Diese Provinz grenzt gegen N. W. an Brandenburg, gegen N. O. an Posen, gegen O. an Polen, gegen S. O. an Krakau und Galizien, gegen S. an östr. Schlesien und Mähren, und gegen W. an Böhmen und das Königreich Sachsen, und enthält auf 720 Q. M. an 2 Mill. Einw. Sie ist eine der fruchtbarsten, angebautesten, bevölkertsten und gewerbsamsten Provinzen des preuß. Reichs. Der Hauptfluß ist die schiffbare Oder (mit der Oppa, Elsa, Neiße, Klodnitz, Ohlau, Bartsch, der in der Kriegsgeschichte von 1813 so berühmt gewordenen Katzbach, und der Bober), welche die Provinz von S. nach N. W. in der ganzen Länge durchfließt, und von der größten Wichtigkeit für den schles. Handel ist. Auch die Weichsel und die Spree berühren einige Distrikte. Schlesien hat seine Abdachung von S. O., wo die Oder eintritt, nach S. W., wo dieselbe es verläßt, ist in dem südöstlichen Theile am höchsten, und senkt sich am meisten in dem nordwestlichen Theile. Ueberhaupt ist der nordöstliche Theil eine

Sandebene ohne Berge, jedoch auch mit fruchtbaren Strichen, und der südwestliche Theil ein Gebirgsland, das jedoch einen ergiebigen und wohl angebauten Boden hat, und am stärksten bevölkert ist. Ueber die schlesischen Gebirge und ihre Verzweigungen, s. die Art. Riesengebirge und Sudeten. Schlesien liefert sehr mannichfaltige Produkte, welche die Betriebsamkeit der Einw. meist selbst verarbeitet. Es ist reich an Getreide jeder Art, vorzüglichen Gartengewächsen, trefflichem Obst, Krapp oder Färberröthe, der jedoch dem holländischen an Güte nachsteht, mit welchem ein beträchtlicher Handel ins Ausland getrieben wird; mittelmäßiger Wein bei Grüneberg und andern Orten; die schlechten Sorten werden zu Essig benutzt. An Flachs wird jährlich 200.000 Stein gewonnen, er ist ein Hauptzweig der Fabriken und des Handels; weniger wichtig ist der Hanfbau; Hopfen wird viel gebaut und ausgeführt; das zum Gelbfärben benutzte Scharteekraut sammelt man in einigen Gegenden fuderweise ein. Der Tabaksbau verbreitet sich immer mehr. Die gebirgigen Gegenden, wo ein rauheres Klima herrscht, und die sich weniger zum Getreide- und Gartenbau eignen, sind mit zahlreichen Waldungen und guten Weiden gesegnet. Auf dem platten Lande ist das Holz in Abnahme, indessen wird doch noch aus den Fichten, Tannen und Kiefern viel Holz, Theer und Pech, und aus den Lerchenbäumen Terpetin und Kienruß verfertigt, selbst zur Ausfuhr. Die Rind- und Pferdezucht ist ansehnlich, aber nicht hinreichend; das meiste Schlachtvieh kommt aus Polen und Ungarn. Vorzüglich aber ist die Schafzucht, zum Theil durch spanische Rasse veredelt; die Wolle der schlesischen Schafe wird ihrer Feinheit wegen sehr gerühmt. Die Bienenzucht ist an manchen Orten von Wichtigkeit. Die Waldungen sind reich an Wild, die Gebirge an Ziegen, und die Flüsse an Fischen. Höchst bedeutend für die Provinz ist der Bergbau, welcher zwar auch Gold, Silber, Blei und Kupfer, vorzüglich aber viel Eisen und vortreffliche Steinkohlen liefert. Ganz besonders ist Oberschlesien reich an Eisen und Kohlen, und hat auch die bedeutendsten Waldungen zur Unterhaltung der Hüttenwerke. Auch findet man Arsenik, Galmei, Schwefel, Vitriol, Kalk, Gyps, Mergel, Schmalte, Marmor, Schiefer, Mühl- und Schleifsteine, Edelsteine ꝛc. Ein, Schlesien ganz eigenthümliches Fossil ist der Chrysopras (durch Nikel grüngefärbter Calcedon) am Glatzer Gebirge. Keine Provinz des preuß. Staats ist so reich an Heilquellen, als Schlesien; unter den dadurch entstandenen Badeörtern sind die berühmtesten: der Sauerbrunnen Flinsberg, die warmen Quellen von Warmbrunn, Landeck, Salzbrunn (s. d. Art.), Reinerz mit einem kalten Schwefel- und einem Sauerbrunnen, Cutowa, dessen Sauerbrunnen der stärkste in Deutschland und wahrhaft berauschend ist; Gellenau, Charlottenbrunn, Altwasser, u. m. a. Das Spinnen, Weben und Bleichen der Leinwand beschäftigt viele tausend Gebirgsbewohner, vorzüglich in dem Riesengebirge, und hat den Wohlstand der sogenannten Gebirgsstädte Hirschberg (s. d. A.), Schmiedeberg, Löwenberg, Greifenberg, (welches unter diesen die feinste Leinwand liefert), Friedeberg u. a. begründet: jährlich für 11 Mill. Thaler. Leider ist dieser Hauptgegenstand der schlesischen Fabrikation in den letzten Jahren durch Handelssperre und Krieg, vorzüglich aber auch dadurch gesunken, daß die schlesische Leinwand an Güte und Haltbarkeit der westph. und holl. zu weit nachsteht, und hat unsägliches Elend unter die armen Weber im Gebirge gebracht. Nächst der Leinwand sind die Tuchwebereien der bedeutendste Gegenstand der Industrie, besonders seitdem die vortrefflichen Tuchfabriken zu Görlitz, Lauban und Muskau in der ehemaligen Oberlausitz zu Schlesien gekommen sind: jährlich für 5 Mill. Thlr. Unter den Baumwollfabriken liefern die von Breslau allein jährlich für 800.000 Thlr. Waaren. Auch die Lederfabrikation ist sehr bedeutend, eben so die in Eisen. Alle diese Industrie-Erzeugnisse bilden die Hauptaus-

fuhr des Landes. Ferner gibt es Fabriken in Papier, Tabak, Fayance, irdenen Geschirren ꝛc. — Die Einw. sind theils Deutsche, theils Slaven vom poln. Stamme; in dem lausitzer Kreise Wenden. Die Slaven sind häufig auf der rechten Seite der Oder und an den Grenzen von Polen und in Oberschlesien noch am wenigsten verdeutscht; hier wie überall zeichnen sich die Deutschen durch Betriebsamkeit und höhere Cultur vor den Slaven aus. Die meisten Einw. bekennen sich zur katholischen und evangelischen Kirche; auch findet man Hussiten, griech. Christen, Herrnhuter, Schwenkfeldianer mit freier Ausübung ihres Cultus. Das kirchliche Oberhaupt der Katholiken ist der Fürstbischof zu Breslau; die Evangelischen stehen unter dem Oberkonsistorium zu Breslau. Unter den Bildungsanstalten steht die breslauer Universität (s. Breslau) oben an. Gymnasien und andere gelehrte Schulen gibt es fast in allen Städten. Die Juden haben in Breslau und Glogau höhere Lehranstalten, und die Herrnhuter zu Niesky ein akadem. Collegium. Eine seit 1815 in Breslau bestehende Gesellschaft für vaterländische Cultur hat ihren Eifer vorzüglich auf die alten Denkmäler sowohl heidnischer als christlicher Zeit gewandt. Mit ausgezeichneter Theilnahme betrieb man die Auffammlung der heidnischen Ueberreste, die im Museum der breslauer Hochschule ein Unterkommen und am Prof. Büsching einen gelehrten Erklärer fanden. Beim Anlegen einer neuen Landstraße, unweit Wohlau, traf man auf weit verbreitete Todtenstätten; Geräth, wie auch schon anderswärts entdeckt worden ist, kam zu Tage, und wurde in den heidnischen Alterthümern Schlesiens, herausgegeben von Büsching (Leip. 1820), mit Steindrücken in Großfolio, genau bekannt gemacht. Dr. Kruse baute auf die Oertlichkeit der Todtenstätten ein geographisches System, das, Ptolemäus vervollständigend, vorzüglich die Wohnorte der Lygier nachweisen sollte. — Die jetzige Eintheilung der Provinz zerfällt in die vier Reg.-Bez. Breslau, Reichenbach, Liegnitz und Oppeln. In den Städten Breslau, Liegnitz und Ratibor residiren Oberlandesgerichte zur Besorgung der höchsten Gerichtspflege. Ein großer Theil der oben genannten Fürstenthümer, Standes- und Mittelherrschaften wird von mittelbaren Fürsten- und Mittelherren besessen, die zwar zum Theil auch ihre eigene Regierungs- und Justiz-Kanzeleien, aber keine landesherrliche Gewalt haben, und der Aufsicht der königl. Oberlandeskollegien untergeordnet und. Die jährlichen Staatseinkünfte der Provinz betragen über 8 Millionen Thaler. Breslau ist die Hauptstadt von ganz Schlesien und der Sitz des Oberpräsidenten mit den höchsten Behörden des Landes. Schlesien hat außer Glogau (s. d. A.) noch mehrere bedeutende Festungen, als: Schweidnitz, Silberberg, Neiße, Glatz und Cosel (s. d. bes. A.). Durch die Siege Friedrichs d. Zweiten in den beiden schlesischen und im siebenjährigen Kriege sind berühmt: Mollwitz 1741, Hohenfriedberg und Striegau 1745; Leuthen und Lissa 1757; Liegnitz 1760. — Oestreichisch-Schlesien umfaßt denjenigen Theil, welcher im Hubertsb. Frieden 1763 dem Hause Oestreich verblieb. Er grenzt gegen N. u. N. O. an Preuß.-Schlesien, gegen O. an Galizien, gegen S. an Ungarn und Mähren, gegen S. W. an Mähren und gegen N. W. an Preußisch-Schlesien, und enthält 94 Q. M. mit 350 000 Einw., meistens Katholiken, doch haben auch die Protestanten freie Religionsübung. Das Land liegt an den Flüssen Oder, Weichsel und Oppa, ist zwar sehr gebirgig (im O. sind die Karpathen, im W. das mährischen Gebirge, ein Zweig der Sudeten, mit ansehnlichen, meisten Nadelwaldungen) aber die wenigen großen Flächen, die man antrifft, werden immer besser angebaut und sind stark bevölkert. Das Klima ist gemäßigt, nur im O. rauh und kalt. Die fleißigen Bewohner, theils deutschen, theils slavischen Stammes, treiben Getreide-, Obst-, Garten- und vorzüglich starken Flachsbau; Rindvieh- u. Pferdezucht, die bedeutender seyn könnte;

ansehnliche Schaf- und Bienenzucht; bearbeiten Eisen- und Steinkohlenbergwerke und unterhalten besonders wichtige Tuch- Wollenzeug- und Leinenweberei; in letzterm Industriezweige liefern sie jährlich über 80.000 Stück, die im Auslande sehr geschätzt wird und unter dem Namen „Schlesische Leinwand" im Handel vorkommt. Auch mit den andern Landes- und Fabrikerzeugnissen wird ein vortheilhafter Handel getrieben; eben so ist der Commissions- und Transito-Handel von Bedeutung. Unter den Bildungsanstalten sind die Gymnasien zu Teschen und Troppau zu erwähnen. Das Land ist seit 1784 in die Kreise Troppau und Teschen eingetheilt, bildet aber keine besondere Provinz, und steht hinsichtlich der Verwaltung unter dem Gubernium zu Brünn in Mähren. — Schlesien bewohnten in alten Zeiten die Lygier und Quaden, die im 6. Jahrh. von den Slaven verdrängt wurden, wodurch das Land an Polen kam, allmählig polnische Sprache und Sitten und die christl. Religion annahm. Zur Befestigung der letzten ward 960 zu Schmogor ein Bisthum errichtet, das später nach Breslau verlegt wurde. Als der polnische Regent Boleslaw d. Dritte seine Länder unter seine Söhne theilte, erhielt der älteste Schlesien; da er sich aber mit seinen Brüdern entzweite, vertrieben ihn diese aus seinen Besitzungen, und übergaben Schlesien 1163 Wladislaws des Zweiten Söhnen, Boleslaw dem Langen, Mieceslaw und Conrad, die sich in das Land theilten, und die Stammväter der schlesischen Herzoge aus dem Geschlechte der Piasten wurden. Nach und nach entstanden durch Erbtheilungen im 14. Jahrhunderte an 16 verschiedene unabhängige Regentenhäuser in Schlesien, und es gerieth 1327 unter böhmische Lehnsherrschaft. Die eigenen Fürsten starben allmählig aus, und das Land blieb ein Theil der Krone Böhmen bis 1742. Es wurde auch seitdem zu Deutschland gerechnet, hat aber nie in unmittelbarer Verbindung mit dem deutschen Reiche gestanden, und ist nie, wie die übrigen deutschen Staaten, ein Reichslehn gewesen. Mit den polnischen Regenten schwanden auch größtentheils polnische Sitten und Gebräuche; alles wurde auf deutschen Fuß gestellt, und Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften blühten auf. Unter der böhmischen Herrschaft breiteten sich hier Hussens, Luthers, Calvins und Schwenkfelds Lehren aus, und die Anhänger derselben erhielten zum Theil freie Ausübung des Gottesdienstes. Unter der östreichischen Herrschaft wurden die zahlreichen Protestanten in ihren durch den westphälischen Frieden bestimmten Rechten vielfach gekränkt. Viele ihrer Kirchen wurden zerstört, und nur Carls des Zwölften von Schweden siegreiche Waffen konnten den Hof bewegen, die entrissenen zurückzugeben und den Aufbau einiger neuen, daher Gnadenkirchen genannt, zu gestatten. Ueber die neuere Geschichte Schlesiens, s. d. Art. Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, Friedrich der Zweite, Friedrich Wilhelm der Zweite, Preußen, Deutschland (Geschichte von) und Theresia (Maria).

Schleswig, auch Südjütland, ein zum dänischen Staat gehöriges Herzogthum, nördlich an Nordjütland, östlich an den kleinen Belt und die Ostsee, westlich an das deutsche Meer grenzend, und durch den Kieler Kanal und die Eider von Holstein getrennt, enthält auf 162 Q. M. 300.000 Einw., die sich zu der lutherischen Kirche bekennen, theils vom deutschen, theils vom friesischen Volksstamme (letzterer noch mit seiner alten Sprache, in welcher auch gepredigt wird, und mancher alten Sitte) sind, meistens plattdeutsch, aber auch hie und da die dänische Sprache reden. Das Land ist fast ganz eben; nur ein mäßiger Bergrücken steigt aus Holstein ins Land und verliert sich in Jütland. Die westliche Küste von Schleswig, meist von Friesen bewohnt, ist ein sehr fruchtbares, aber tiefes Marschland,

welches nur an wenigen Stellen durch natürliche Dünen gegen die Gewalt der Springfluthen, die oft bis 13 Fuß steigen, gesichert ist, an den meisten durch künstliche Deiche geschützt wird. Die Ostküste liegt höher, und bietet mehrere schöne, malerische Gegenden dar, ist aber von minderer Fruchtbarkeit. Das Innere des Landes wird durch eine sandige Heide, mit Torfmooren abwechselnd, durchzogen. Das Klima ist im Ganzen gemäßigt und gesund; im Westen aber wegen der herrschenden Feuchtigkeit und der vielen Nebel weniger gesund. Die vorzüglichsten Erzeugnisse des Landes sind: Getreide (jährlich an Ausfuhr 150.000 Tonnen), treffliches Rindvieh (womit ein großer Handel getrieben wird, und welches auch Butter und Käse zur Ausfuhr liefert), viele Fische und Austern (mit welchen ebenfalls der Handel bedeutend ist), aber sehr wenig Bau- und Brennholz. — Schleswig hat von jeher zu Dänemark gehört, und fast immer den nachgebornen Prinzen des königl. Hauses als Apanage gedient, welches zu vielen Familienstreitigkeit Anlaß gegeben, indem letztere behaupteten, im erblichen Besitze zu seyn, da die Krone nur einen persönlichen einräumte. Erst seit 1720 ist das Land dem König von Dänemark völlig unterworfen, und die Ansprüche des holsteinschen Hauses wurden durch den Vertrag von 1773 getilgt; doch hat Schleswig mit Holstein einen gemeinschaftlichen Statthalter, der zugleich Präsident des Obergerichts zu Gottorp ist, und gemeinschaftliche Landräthe. Sonderbar ist die Mischung der schleswigschen und dänischen Gerichtsbarkeit. — Die Hauptstadt, Schleswig, liegt am äußersten Ende des Meerbusens Schlei, besteht aus 4 Theilen, hat 1200 meist gut gebaute Häuser, ein schönes Rathhaus, einen sehenswürdigen Dom nebst 4 andern Kirchen, und 7800 Einw., welche eine Fayance- und Segeltuch-, eine Strumpf-, eine Battist- und eine Stärkefabrik, so wie eine Zuckersiederei und Gerbereien für elastisches Leder unterhalten. Die vorzüglichste Lehranstalt ist die lateinische Domschule. Unter den milden Stiftungen sind die bedeutendsten das graue Kloster, ein Waisen- und ein Arbeitshaus, so wie ein Taubstummeninstitut. Auch hat Schleswig ein adeliges Fräuleinstift, welches auf dem Holme, zu dem man über eine Schiffbrücke kommt, liegt. Handel und Schifffahrt sind lebhaft. Auf einer Insel im Meerbusen liegt das Schloß Gottorp, vormals die Residenz der Herzoge von Schleswig-Holstein, jetzt der Sitz des Statthalters beider Herzogthümer und der Landesregierung.

Schleuse, oder Arche (Ecluse), nennt man im Allgemeinen jedes im Wasser befindliche Gebäude, das sowohl zum Aufhalten, als auch zum Ablassen des Wassers dienet. Zuweilen wird noch ein Unterschied zwischen Schleuse und Arche gemacht; unter ersterer versteht man, wenn die Oeffnung, durch welche das Wasser abgelassen werden kann, mit Thüren geschlossen ist, die sich gewöhnlich um eine vertikale Axe drehen; unter letzterer begreift man aber, wenn die Oeffnung durch Schützen oder Schutzbretter (Vannes), die sich zwischen Nuthen auf und ab bewegen, gesperret werden kann. Man theilt die Schleusen in Hinsicht ihres Zweckes ein: 1. in Schiffsschleusen; 2. in Fossarchen; 3. in Stauschleusen; 4. in Grundabsässe; 5. in Spühlschleusen und 6. in Schiffsdocken. In Hinsicht ihrer Lage gibt es Seeschleusen, Fluß- oder Kanalschleusen und Deichschleusen. In Hinsicht auf ihre Beschaffenheit unterscheidet man massive, halbmassive und hölzerne Schleusen. Man legt Schiffsschleusen, als die wichtigsten unter allen, besonders da an, wo wegen des jähen Absturzes des Wassers der Strom nicht mit Sicherheit befahren werden kann, und unterscheidet dabei 1. die Schleusenwände, 2. den Schleusenboden und 3. die Schleusenthore. Der Schleusenbau ist, wie jeder Wasserbau, höchst schwierig und kostbar. Die Gegend, wo der Bau erfolgen soll, muß abgedämmet werden, und alles Mauerwerk muß dann weit stärker und solider als gewöhnlich aufgeführet

werden, da es dem immerwährenden Widerstande des Wassers zu begegnen hat. Eine der merkwürdigsten Schleusen auf deutschem Boden ist die zum Finowkanal, zwischen Oderberg und Niederfinow gelegen, gehörige. Auch die Schleuse an dem Stekenitzkanal, in welchem die Schiffe nicht nur von der Trave bis zum Möllnersee steigen, sondern auch von demselben herab zur Elbe gehen, verdient bemerkt zu werden. Ueber den Bau der Schleusen vergl. Woltmann's Beiträge zur hydraulischen Architektur, 1791, und Eytelwein's prakt. Anweisung zur Wasserbaukunst, 1803. 4. H. Vom Baue der Schifffahrtsschleusen. S. Wasserbaukunst.

Schlichtegroll (A. H. Fr.), geb. zu Waltershausen im Herzogthum Gotha 1765. Sein Vater, daselbst Amtskommissarius, gab dem Knaben eine häusliche Erziehung, bei welcher der fromme, religiöse Sinn der Mutter nicht wenig wirkte. Nachdem er die Schulen auf dem gothaischen Gymnasium durchgemacht, ging er 1783 nach Jena, wo des Vaters Wunsch ihn zum Studium der Rechte, eigne Neigung aber zur Theologie und Philosophie führte. Einige Jahre darauf ging er nach Göttingen, und studirte dort die Alterthumswissenschaft unter Heyne. 1788 verfaßte er die kleine Schrift: über Herkules Schild. Bald darauf ward er Professor am Gymnasium zu Gotha, wo er zugleich die Stellen eines Bibliothekars und Aufsehers des Münzkabinets bekleidete. Hier erwarb er sich das Vertrauen des Herzogs Ernst d. Zweiten in einem solchen Grade, daß dieser ihm häufig eigene Angelegenheiten zu betreiben übergab. Er war hier ungemein thätig für das Beste der Münzkunde; da aber in diesem Zweige des Wissens ohne Bekanntschaft mit andern Münzkabinetten nicht viel gewonnen werden kann: so setzte er sich mit den berühmtesten Münzkennern in Verbindung. Aus ihrem gemeinschaftlichen Wirken entstanden Schlichtegrolls Annaeln der Numismatik, die bald unterbrochen wurden, und seine Dactyliotheca Stochiana, Nürnberg, 1803. 2 Bde. Für das gothaische Kabinet kaufte er 1803 die griechische Münzsammlung des Baron von Knobelsdorf. 1805 reiste er nach Paris und Genf, und machte persönliche Bekanntschaft mit Lalande, Sicard, Gregoire, Visconti, Millin u. A. Später begab er sich nach Dresden. Auf Verlangen des Herzogs August brachte er beim Ausbruche des franz. und preuß. Krieges 1806 das Münzkabinet und die Kostbarkeiten desselben in Sicherheit nach Altona, und kehrte 1807 damit nach Gotha zurück. Ein viel geachtetes und gelesenes Werk begann Schlichtegroll 1791, und setzte es bis 1806 fort; es ist sein Nekrolog merkwürdiger Deutschen, die in dem Zeitraume von 1790 bis 1805 starben. Schlichtegrolls Verdienste wurden von mehrern in- und ausländischen Regierungen anerkannt; er folgte dem Rufe nach München; hier erhielt er 1807 die Stelle eines Generalsekretärs der Akademie, später ward er Direktor der Hofbibliothek, und nach dem Tode des Präsidenten der Akademie, F. H. Jakobi, wurde ihm die Leitung des Ganzen übertragen. Seine Thätigkeit wandte sich vorzüglich auf Bildung und Erweiterung von wissenschaftlichen Anstalten; er brachte es dahin, daß die Münzsammlung von Cousinery gekauft wurde; er schrieb die Jahresberichte der Akademie, mehrere Reden und Abhandlungen; vor Allem lag es ihm aber am Herzen, der Akademie eine andere Gestalt zu geben. Er verband sich mit dem Frankfurter Verein für ältere deutsche Geschichtskunde; gab mit Scherer ein Journal (Teutoburg für Fortbildung und Geschichte der deutschen Sprache) heraus, und begann ein Archiv des heiligen Bundes. Beide Schriften kamen aber nicht weit. Er sammelte ebenfalls zu einer Geschichte der Lithographie, gab das Turnierbuch des Herzogs Wilhelm d. Vierten von Baiern heraus, und bewog den Erfinder der Lithographie, Sennefelder, zur Herausgabe eines Lehrbuchs seiner Kunst. Für ganz Süddeutschland würde es von wohlthä-

tigen Folgen gewesen seyn, wenn sein Gedanke, in Nürnberg eine Buchhändlermesse zu errichten, realisirt worden wäre. Der König belohnte Schlichtegrolls Verdienste durch den Civilverdienstorden und den St. Michaels-Hausorden, und mehrere gelehrte Gesellschaften nahmen ihn in ihre Mitte auf. Er starb 1822. Betrachtet man, was Schlichtegroll leistete, wie seine Thätigkeit nach so vielen Seiten um sich griff: so wird man Caj. von Weiller's Schilderung von Schlichtegrolls Leben und Wirken, die er am 28. März 1823 der Akademie bei deren Stiftungsfeier vortrug, gerecht finden.

Schlosser (Johann Georg), einer der klassischen Prosaisten unserer Nation, wurde 1739 zu Frankfurt a/M. geboren. Er studirte anfangs zu Gießen, hernach zu Altorf die Rechtswissenschaft, und erhielt an letzterm Orte 1762 die Doktor-Würde. Darauf ging er in die Dienste des Herzogs Friedrich von Würtemberg nach Mömpelgard, von da nach Karlsruhe, wurde daselbst Hofrath, Amtmann zu Emmendingen, auch geheimer Hofrath, kam als solcher 1787 nach Karlsruhe zurück, und wurde daselbst 1790 wirklicher geheimer Rath und Direktor des Hofgerichts. Er stand seinem jedesmaligen Berufe mit großer Treue und vielem Nutzen vor. 1794 forderte er aus Redlichkeit und Gerechtigkeit seinen Abschied, weil das Gesetz nicht gelten sollte, welches er zu Gunsten armer Bürger hatte geltend machen wollen. 1796 begab er sich, um dem Schauplatze des Revolutionskrieges zu entgehen, in das friedliche Holstein nach Eutin. 1798 wählte ihn seine Vaterstadt Frankfurt zu ihrem Syndikus, wo er sich aufs Neue als einen vielfach nützlichen und thätigen Geschäftsmann zeigte, aber derselben schon 1799 im 61. Jahre seines vielwirkenden Lebens, durch einen unerwarteten Tod entrissen wurde. Schlosser war ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig schrieb und handelte. Er sammelte die wohlthätigsten Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Moral und praktischen Philosophie überhaupt, und spendete sie mit allen Blumen einer glänzenden Beredsamkeit aus. Man mußte seine Talente bewundern, sein wohlwollendes Herz lieben, seine weltbürgerliche Gesinnung, seine Freimüthigkeit, und den edlen männlichen Ton seines Vortrags ehren, wenn man ihn gleich nicht von einem gewissen Hange zur Paradoxie frei sprechen kann. Vor eigentlichem Mystizismus bewahrte ihn sein heller Verstand, so nahe auch seine Ansichten über die Grundsätze des Glaubens und Wissens, und der Umgang mit seinen Freunden Matth. Claudius, F. H. Jakobi und dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg darauf zu führen schienen. Da er gewohnt war, Alles auf praktische Wirksamkeit, auf das Thun, zurückzuführen, und da sein phantasiereiches Philosophiren nicht für trockne, abgezogene Grübeleien gemacht war, so gereichte ihm Kants kritische Philosophie mit ihren tiefsinnigen Untersuchungen zum Aergerniß, und er schrieb mit einer Leidenschaftlichkeit dagegen, die seine Kennerschaft verdächtig machte, und des praktischen Weisen nicht würdig war. Sein Seuthes oder der Monarch, und seine Schriften über die preuß. Gesetzgebung so wie über andere Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Wahrheit und Recht. Er liebte und studirte die Alten fleißig, und hat Mehreres aus dem Aeschylus, Plato, Aristoteles, Thukydides u. s. w. übersetzt. Auch hier waren es hauptsächlich praktische Beziehungen auf Moral oder Politik, die er in ihnen aufsuchte und hervorhob. Außer seinen zahlreichen übrigen Schriften hat man eine Sammlung kleinerer Aufsätze und Uebersetzungen, die unter dem Titel: J. G. Schlossers kleine Schriften, 6. Thle., 8. Basel 1779—1794 herausgekommen sind. Seine Uebersetzung des Longin vom Erhabenen erschien mit einem Anhange und Bemerkungen zu Leipzig 1781, kl. 8.

Schlözer (Aug. Ludw. von), einer der größten deutschen Geschichtsforscher, geb. 1737 zu Jagstadt an der Jart im Hohenlohe-Kirchbergischen, wo sein Vater Prediger war. Den frühen Verlust desselben ersetzten ihm seine Anverwandten, und entließen 1791 den Jüngling mit schönen Kenntnissen in der morgenländischen, griechischen, lateinischen und französischen Sprache zum Studium der Theologie nach Wittenberg. Schon frühe hatte Schlözer eine lebhafte Neigung, eine Reise nach dem Morgenlande zu machen; und obgleich er sich durch ein gründliches Sprachstudium hiezu vorbereitete, und die Ausführung seines Planes ihm sein ganzes Leben hindurch am Herzen lag, war es ihm doch unmöglich, seine Wünsche zu erreichen. Zu Wittenberg disputirte er 1754 öffentlich über die Abhandlung de vita Dei, und begab sich nach Göttingen, um dort die reichlichen Quellen zur biblischen Philologie zu benutzen. Ein vortheilhaft scheinender Vorschlag führte ihn als Hauslehrer nach Schweden, wo er viertehalb Jahre theils zu Stockholm, theils zu Upsala verlebte, und 1758 seinen Versuch einer Handelsgeschichte in schwedischer Sprache herausgab. Aber stets seinen Reiseplan im Auge behaltend, kehrte er 1759 nach Göttingen zurück. Neben den orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, in der er bald selbst Unterricht ertheilen konnte, legte er sich mit allem Eifer, vorzüglich unter der Anweisung des bekannten Geburtshelfers Röderer, dessen Tochter nachher seine Gattin ward, auf die Medicin, die er für nothwendig zum Gelingen seines Plans hielt, und schon wollte er darin promoviren, schon hatte er einige hundert Dukaten Reisegeld erspart, als ein Antrag aus Rußland seinen ganzen Lebensplan störte. Der berühmte russische Reichshistoriograph Müller ließ ihm den Vorschlag machen, als Hauslehrer und literarischer Gehülfe in seine Dienste zu treten, mit der Aussicht auf eine künftige Anstellung bei der petersburger Akademie. Schlözer, in der Hoffnung, seinen Reiseplan dadurch zu fördern, nahm den Antrag an und begab sich 1761 nach Petersburg. Die Abenteuer seiner Reise und seines dortigen Aufenthalts hat er selbst sehr anziehend in dem ersten Bruchstück seiner Selbstbiographie beschrieben. Sein erstes Geschäft in Rußland war die Erlernung der Sprache, mit deren Hülfe er sodann an das Studium der altrussischen Jahrbücher ging. Allein eben dadurch reizte er Müllers Eifersucht, der überdieß weder für seinen Reiseplan, noch für seine Anstellung großen Eifer zeigte. Schlözer, der seine Aussichten so unangenehm gestört sah, fuhr indeß fort, die mittlere russische Geschichte aus den Chroniken und sonstigen Nationalschriften zu bearbeiten, ward 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Rasumowskyschen Erziehungsanstalt und trennte sich von Müller, der jetzt sein entschiedener Gegner ward. — In dieser Lage war ihm 1764 die Ernennung als Professor zu Göttingen, wenn gleich für jetzt noch ohne Gehalt, die er auf Michaelis Betrieb erhielt, sehr willkommen. Allein Müller wirkte ihm entgegen, und brachte es dahin, daß der Senat förmlich befahl, Schlözers Abreise aus dem Reiche aufzuhalten und ihm seine historischen Sammlungen abzufordern. Das letztere geschah zwar nicht, indessen mußte er doch bleiben. Nach manchen Verhandlungen bewilligte ihm endlich die Regierung 1765 seine früher gemachten Forderungen und ernannte ihn zum Professor bei der Akademie mit 860 Rubel Gehalt, wobei die russische Geschichte ihm zur Hauptbeschäftigung angewiesen ward. Auch bekam er dreimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland, die er sogleich antrat. Nach seiner Rückkehr blieb er noch zwei Jahre in Petersburg, dann kehrte er 1762 aufs neue mit Urlaub nach Göttingen zurück, wo er zum ordentlichen Professor der Politik ernannt wurde. Hier schien erst Schlözer seinen wahren Wirkungskreis gefunden zu haben. Im Jahr 1772 erschien endlich seine allgemeine nordische Geschichte und in den J. 1802—1809 sein Ne-

ſtor; zwei Werke, die ſich durch hiſtoriſche Forſchung und Scharfſinn auszeichnen. 1792 gab er ſeine Univerſalgeſchichte im Auszuge und Zuſammenhange heraus; eine Schrift voll neuer Ideen, welche ein neues Licht über die Weltgeſchichte verbreiteten. Nicht weniger verdankt ihm die Statiſtik, die er in ihren verſchiedenen Zweigen abzuhandeln gedachte; doch erſchienen davon nur zwei Hefte. Auf Deutſchland wirkte er wohlthätig durch ſeinen Briefwechſel (1776—82) und durch ſeine Staatsanzeigen (1792—95), worin er die Mißbräuche und Mängel ſeiner Zeit freimüthig rügte. Als öffentlicher Lehrer erwarb er ſich ebenfalls große Verdienſte; ſeine Collegien wurden ſtark beſucht; die Gegenſtände ſeiner Vorleſungen waren Weltgeſchichte und Statiſtik, europäiſche Staatengeſchichte, allgemeines Staatsrecht, Politik und nordiſche Geſchichte; auch las er ein Reiſe- und Zeitungscollegium. 1804 erhob ihn der Kaiſer Alexander in den Adelſtand und verlieh ihm den Wladimirorden 4ter Klaſſe. Im 70. Jahre zog er ſich aus dem akademiſchen Lehrkreiſe zurück und lebte bis 1809. Seine letzten Jahre wurden durch das Unglück ſeines Vaterlandes getrübt. Er ſtarb als Geheimer Juſtizrath und war Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften.

Schluß, ſ. Syllogismus.

Schlüſſel (Muſik- oder Notenſchlüſſel), Schriftzeichen, durch die den auf dem Linienſyſtem dargeſtellten Noten eine höhere oder tiefere Region mitgetheilt wird. Sie ſind nothwendig, weil die neuere Muſik die alte an Umfang und Reichthum der Töne bei Weitem übertrifft, und man folglich ohne einen Schlüſſel eine größere Menge Linien als fünf gebrauchen müßte, um die Noten zu bezeichnen. Es gibt drei ſolcher Schlüſſel: der F-Schlüſſel oder auch Baßſchlüſſel, durch den die tiefere Hälfte der Töne in unſerem Tonſyſtem bezeichnet wird; der G- oder Violinſchlüſſel bezeichnet die höhere Hälfte; der dritte iſt der C-Schlüſſel zur Bezeichnung der Discant-, Alt- und Tenorſtimme.

Schlußfall, ſ. Cadenz.

Schlußſatz, ſ. Finale.

Schmacke, ein Fahrzeug mit einem hohen Bord, einem Maſte ohne Korb, einem Bogſpriet, flachem Kiele, und am Hintertheile und bauchigem Vordertheile von kurzem Gebäude, welcher 50 bis 80 Laſten trägt und beſonders zum Lichten der größern Fahrzeuge gebraucht wird.

Schmähſchrift, oder auch Pasquill (ſ. d. Art.), iſt eine Schrift, worin die Ehre und der gute Ruf eines Menſchen durch Verläumdungen, Lügen und Entſtehungen verletzt wird; der Verfaſſer der Schrift mag ſich nun genannt haben, oder nicht.

Schmalkaldiſcher Bund, ſ. Reformation und Religionsfriede.

Schmalte, Smalte, eine blaue Farbe, welche durch Schmelzung von calcinirtem Kobalt und Sand und Zerſtoßung deſſelben zum feinen Pulver gewonnen wird. Sie wird zu vielen techniſchen Geſchäften gebraucht, als: zur Färbung von Gläſern, Kryſtall, Porzellan, Fayence und andern Töpferwaaren. Auch zu Malerfarben wird ſie angewandt, nur muß ſie vorher gereinigt werden; man ſchmilzt einen Theil Schmalte und drei Theile Kali zu einem Kieſelöle zuſammen, hierauf wird daſſelbe in Waſſer aufgelöst und das reinere Kobaltoxyd ſchlägt ſich aus der Auflöſung nieder.

Schmauß (Joh. Jak.), berühmter deutſcher Publiziſt, geb. zu Landau im Elſaß 1690, ſtudirte zu Strasburg und Halle, hielt daſelbſt Vorleſungen, und wurde 1721 von dem Markgrafen zu Baden-Durlach zum Hofrath und 1728 zum Kammerrath ernannt. 1734 ging er als Profeſſor nach Göttingen. Hier las er mit dem größten Beifall über Geſchichte und Staatsrecht, und war überhaupt ein genialer Kenner und Bearbeiter dieſer

Wissenschaften, besonders der neuern Geschichte. 1743 folgte Schmauß dem Rufe als Lehrer des Staatsrechts nach Halle, ging aber im folgenden Jahre wieder in derselben Eigenschaft nach Göttingen, wo er 1757 starb, den Ruhm eines scharfsinnigen und freimüthigen Gelehrten hinterlassend. Schade, daß derselbe durch seinen rohen Charakter einigermaßen verdunkelt ward. Schmauß's vorzüglichste Schriften sind: Neuester Staat von Portugal, 2 Theile, Halle 1714, ein Werk voll trefflicher kritischer Bemerkungen. Corpus juris publici sacri Romani Imperii academ. Leipz. 1745, mit Anm. von Schumann, ebend. 1774. Corpus juris gentium academ. Leipz. 1730. In seinem neuen System des Rechts der Natur, Gött. 1753, stellte er einige neue Ansichten auf.

Schmelzen ist der Zustand einiger fester Körper, die, bei verstärkter Einwirkung des Wärmestoffes auf dieselben, einen solchen Grad der Ausdehnung bekommen, daß ihre Theile in einem hohen Grade gegen einander verschiebbar, d. h. flüssig werden: es ist also die Folge der Expansivkraft des Wärmestoffs. Die Schmelzbarkeit hängt entweder von der größern oder geringern Verwandtschaft der Körper mit dem Wärmestoff, oder von der verschiedenen Stärke des Zusammenhangs ihrer Theile ab. Bei höhern Graden der Hitze kommen geschmolzene Körper ganz aus ihrem Zusammenhange, und werden völlig aufgelöset, in andere Körper anderer Art, wie z. B. Wasser in Dämpfe, die Metalle in Kalke, verwandelt. Salze, Metalle und Schwefel gestehen nach der Entweichung des Wärmestoffes wieder, oder werden fest. Einige Körper sind, in jedem Grade der Hitze, die wir ihnen geben können, für sich unschmelzbar, nicht aber in Verbindung mit andern; z. B. Kalk und Thonerde schmelzen nicht einzeln, aber vermischt in der Glühhitze. Nach angestellten Versuchen wollte Blei in Wasserstoffgas nicht schmelzen, dagegen es augenblicklich schmolz, als man atmosphärische Luft hinzuließ. Ein Gemisch von Zinn, Blei und Wismuth schmilzt schon in siedendem Wasser. — Das Ausschmelzen der Erze ist eine der wichtigsten Hüttenarbeiten, wozu die Erze durch Pochen, Schlemmen, Rösten und so weiter, erst vorbereitet werden. — Man pflegt nach den Graden, welche sie zum Schmelzen erfordern, leichtflüssige und strengflüssige Körper zu unterscheiden, wiewohl die Eintheilung, die auf einem relativen Grunde beruht, viel Willkürliches und Unbestimmtes hat. Alle tropfbaren Flüssigkeiten sind in geschmolzenem Zustande. Verschiedene Substanzen sind bei dem gewöhnlichen Wärmegrad flüssig als: Wasser, Milch, Wein, ätherische Oele, Quecksilber. Letzteres ist unter allen bekannten Stoffen derjenige, welcher zu seiner Flüssigkeit des geringsten Wärmegrades bedarf. — Der Schmelztiegel ist ein Gefäß, aus schmelzbarer Thonmasse gebrannt, oder von unschmelzbarem Metall (Platin) verfertigt. S. d. Art. Chemie und Töpferkunst.

Schmelzmalerei, s. Emailmalerei.

Schmergel, Schmirgel, ein strengflüssiges armhaltiges Eisenerz, welches durch Pochen und Schlämmen von den leichtesten Steinarten gereinigt und zum Poliren des Stahles, Eisens, Glases und einiger Edelsteine gebraucht wird. Dieses Mineral ist schmierig oder fettig anzufühlen, und man nennt das Poliren damit Schmergeln. Ehemals kam er bei Schneeberg im sächsischen Erzgebirge in verhärtetem Talke — Agalmatolit — vor. Dem Schmergel ähnlich ist der Folith vom Cap de Gades in Spanien. Sonst werden auch Granaten, Pyrenäit, Eisenkiesel für Schmergel zum Steinschneiden verkauft.

Schmerz ist ein körperliches Gefühl und läßt sich als solches nicht beschreiben; wer es nie erfahren hat, wird keine Vorstellung davon aus einer Beschreibung erhalten, und wer es erfahren hat, bedarf keiner Beschrei-

bung. Schmerz zu fühlen ist da nur möglich, wo Nerven vorhanden sind, und jeder Nerv kann schmerzhaft affizirt werden. Die Fähigkeit, Schmerz zu empfinden, ist daher allgemeine Nerveneigenschaft, welche die Aerzte Gemeingefühl nennen; Lust und Schmerz sind die größten Treiber und Beweger des thierischen Organismus; und letzterer wirkt zur Anspannung seiner Thätigkeiten noch mehr, als die erste; denn jedes Thier wird Alles aufbieten, einem Schmerz vorzubeugen und ihn zu entfernen. Schmerz beruht überall auf demselben Grunde, auf einer krankhaften Affektion des Gemeingefühls (s. d. Art.), die zum Bewußtseyn des Leidenden kömmt. Doch sind die Ursachen, welche ihn hervorbringen, verschieden; und hiernach könnte man ihm eintheilen: 1) in einen mechanischen Schmerz. Alles, was die Cohäsion und das Gewebe der Nerven beeinträchtigt, verletzt und zerstört, bringt ihn hervor; als: Stoß, Schlag, Schnitt, Druck, und scharfe, chemische Substanzen, als: Säure. Unter den mechanischen Schmerz sind auch die Ursachen zu rechnen, welche als mechanische Reize im Innern des Körpers, als im Magen, Darmkanal und andern Theilen wirken, wie Schärfe, Anhäufungen von Unreinigkeiten in den Dauungswerkzeugen, Tophen, Auswüchse, Hühneraugen ꝛc. 2) Der entzündliche Schmerz. Jedes Glied, in dem eine Entzündung sich entwickelt, schmerzt; und je stärker die Entzündung und je mehr Nerven der ergriffene Theil besitzt, desto heftiger ist der Schmerz. Aus diesem Grunde ist auch jedes etwas bedeutende Fieber mit schmerzhaften Leiden in allen Gliedern verbunden, und der höhere oder geringere Grad derselben läßt auf verhältnißmäßiges Ergriffenseyn des ganzen Organismus schließen. Bei einer völligen Zerstörung und Tödtung der Nervensubstanz hört der Schmerz auf; wie beim Brande, oder wenn man einen halbdurchschnittenen Nerven ganz durchschneidet. 3) Der nervöse Schmerz. Bei diesem kann man keine mechanische oder entzündliche Ursache des Schmerzes entdecken; wie bei den Schmerzen in der Hysterie, nach Krämpfen, auch beim Zahnweh, wenn kein hohler Zahn oder eine sonstige äußere Ursache vorhanden ist. Schmerz ist ein Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit in den Fällen, wo das Nervenleben so ertödtet war, daß es alle Empfindung verloren hatte; als: bei Lähmungen, in Verhärtungen und vielen kalten Geschwülsten. Ein anhaltender Schmerz wird gefährlich für die Gesundheit durch Erschöpfung, Störung des Schlafes und der übrigen Körperfunktionen. Da Körper und Geist ein so inniges Ganze bilden, so kann auf der einen Seite eine angestrengte, geistige Thätigkeit das Gefühl des Schmerzes abstumpfen, während auf der andern ein schmerzhaftes Leiden die Seele weckt und ein Damm gegen die überfluthenden sinnlichen Begierden ist; denn die Natur hat als moralisches Zuchtmittel den Schmerz jeder großen Ausschweifung in sinnlichen Genüssen zugesellt. In der Hand der Aerzte ist der künstlich erregte Schmerz oft ein Heilmittel, durch das sie größere Nervenleiden, als: Lähmungen ꝛc. heben; auch leiten sie auf diese Weise eine krankhaft erhöhte Thätigkeit von einem Organe ab.

Schmerzstillende Mittel haben in der Heilkunde den Namen von ihrer Schmerzen vertreibenden Eigenschaft. Sie heißen paregorisch, sobald sie die schmerzstillende Kraft unvermischt und ohne eine andere äußern, schlafmachend, wenn sie überdieß noch Schlaf herbeiführen, und betäubend, narkotisch, wenn dieser Schlaf mit einer Unterdrückung des klaren Bewußtseyns verbunden ist. Zu den letzten zählt man die Opiate.

Schmettau (Samuel, Graf von), königl. preuß. Generalfeldmarschall, geb. 1684, trat früh in östreichische Kriegsdienste, in denen er sich als Ingenieur so auszeichnete, daß er 1735 Generalfeldzeugmeister wurde. Im Kriege gegen die Türken vertheidigte er Belgrad, wurde nach dem Frieden Gouverneur von Temeswar und 1741 Feldmarschall. Um den Krän-

lungen seiner Feinde zu entgehen, trat er als Generalfeldmarschall in preußische Dienste, ward bevollmächtigter Minister in München und Paris, und genoß nach seiner Rückkehr bis an seinen Tod, 1751, die Gunst seines Fürsten. Sein Bruder, Karl Christoph, starb 1776 als preuß. Generallieutenant zu Brandenburg. — 2) (Woldemar Herrmann), berühmter dänischer Feldherr, st. als General der Kavallerie zu Plön 1785, und hinterließ: Blätter aus Liebe zur Wahrheit geschrieben, 1772. 8.; Fragmente, Philadelphia 1783 2. St. 8. u. a. — 3) (Woldemar Friedrich), Sohn des Vorigen, geb. zu Zelle 1749, erhielt eine sorgfältige Erziehung und nahm Kriegsdienste, widmete sich aber später den Staatsgeschäften, und wurde 1767 dänischer Legationssekretär, so wie später Geschäftsführer in Spanien. 1769 kam er als dänischer Generaladjutant und Legationssekretär nach Warschau, ward dann Gesandter in Dresden, und trat 1773 als geheimer Rath in churpfälzische Dienste, die er jedoch bald wieder verließ. Hierauf machte er mehrere Reisen, und starb zu Plön 1794. Man hat von ihm: Ueber Empfindelei und Kraftgenies, Modevorurtheil und Schimpfreden, Dessau und Leipzig 1782. Welches sind die sichersten, leichtesten und wohlfeilsten Mittel, die Heerstraßen wider Räubereien und Gewaltthätigkeiten, zu sichern? Hannover 1789, (eine gekrönte Preisschrift) Patriotische Gedanken eines Dänen über stehende Heere, politisches Gleichgewicht und Staatsrevolution. Altona 1791. Erläuternder Commentar zu den patriotischen Gedanken eines Dänen, 1793. Kleine Schriften, Altona 1795. 2 Th.

Schmetterlinge, eigentlich Falter (Lepidoptera), nach Linné die 3te Ordnung der Insekten (Kerfthiere). Sie entstehen aus Eiern, welche die Mutter gewöhnlich frei an Baumzweige, ordnungslos oder in Ringeln ꝛc. legt. Mit der Frühjahrswärme gehen diese in den Zustand der Larven (Raupen, sie bedeuten den Wurmzustand) über, welche ein lang gestrecktes, aus 12 Ringen bestehenden Körper, ein Zangengebiß, 6—16 Beine, an der Unterlippe eine Oeffnung zum Fadenspinnen und 12 Augen haben. Sie nähren sich mit erstaunlicher Gefräßigkeit von Vegetabilien, häuten sich mehrere Male, indem die Haut auf ihrem Rücken platzt, verpuppen sich gegen den Winter und bringen diesen ohne Nahrung bis zum Frühjahre an Wänden und Bäumen, in Mauerritzen und unter der Erde, bisweilen im Gespinnst zu. In der Puppe sind alle Glieder in eine walzenförmige harte Schale gehüllt, die nur an den Ringen des Hinterleibes Bewegung hat. Doch überwintern auch Raupen in Erstarrung gemeinschaftlich unter der Erde oder auf Bäumen in Raupennestern. Im zweiten Frühjahr spaltet sich die Puppenhülse am Nacken und der Falter fliegt aus. Er hat 4 Flügel, die mit Staub bedeckt sind, welcher sich unter Vergrößerung als gestielte, ausgezackte Schüppchen erkennen läßt. Dieser Staub gibt die, oft prächtigen Farben des Falters. Die Flügel sind geadert, oft haben die untersten Häckchen, womit sie sich an die obern anheften und im Fluge gemeinschaftlich wirken; der Leib ist behaart; die 6 Füße sind mit Klauen und Haaren versehen oder stumpf; die 2 Augen sehr groß; die Fühlhörner kolben-, keulen-, spindel-, fäulen-, pfriemförmig oder gefiedert, aus vielen Gliedern zusammengesetzt; viele Falter besitzen spiralförmig gerollte Rüssel, die aus zwei zusammengeklebten Röhren bestehen, andere haben gerade stehende. — Man theilt die Falter in Tagfalter, eigentliche Schmetterlinge, Tagvögel (Papilio), in Abend- oder Dämmerungsfalter, Schwärmer (Sphinx), und Nachtschmetterlinge, Nachtfalter (Phalaena, Noctua, Bombyx). — Die Tagvögel haben keulenförmige Fühlhörner und aufwärts stehende Flügel und fliegen schwankend am Tage, sie haben gerollte Rüssel. Ihre Raupen sind glatt, dornig, auch behaart, ihre Puppen eckig und glänzend, an einzelnen Faden aufgehängt. — Linné nannte die verschiedenen Arten der

Tagvögel: Ritter (Equites), Helikonier (Heliconii), Danaiden (Danai), Nymphen (Nymphales), Gemeine (Plebeji). Die Individuen der Ritter haben ihren Namen aus der trojanischen Geschichte; die der Helikonier von den Musen; die Danaiden von den Kindern des Danaus; die Nymphen von den Nymphen des Alterthums, und die Gemeinen von dem 3. Stande der Römer. Die Ritter theilte Linné in 2 Cohorten: die der ersten sind schwarz und haben rothe Punkte auf den Flügeln (gleichsam trauernde, edle Trojaner); die der letztern haben heitere Farben (die triumphirenden Griechen). Der erste und schönste der trojanischen Cohorte ist Priamus der König; Ulysses gehört zu der Cohorte der Griechen. Unter den prächtigen Insekten des ersten Abschnitts gibt es einige mit Verlängerungen an den Flügeln, diese werden mit königlichen Namen bezeichnet. Aus dieser Eintheilung folgt, daß, wenn ein Entomologe z. B. auf den Namen Paris stößt, so weiß er aus dem Zusammenhange dieses Namens mit dem Gegenstande der Iliade, daß der Schmetterling, den dieser Name bezeichnet, zu der trojaner Cohorte gehöre, daß er schwärzlich und roth punktirt sey, und zwar aus königlichem Stamm, folglich schwarzartige Fortsätze an den Flügeln haben müsse. Dieselbe Bestimmtheit wird durch die übrigen Theile des Systems erreicht. — Die Schwärmer besitzen spindelförmige, oft eckige Fühlhörner, niederliegende Flügel, sie fliegen in der Dämmerung unter Gesumme und schwerfällig in gerader Richtung; die mehrsten haben gerollte Rüssel. Ihre Raupen sind größtentheils glatt, schön gezeichnet, mit einem Horne auf dem letzten Ringe; ihre Puppen überwintern gewöhnlich in der Erde. Die Nachtfalter haben zugespitzte behaarte oder borstige Fühlhörner, nicht alle besitzen gerollte Rüssel. Ihre Flügel liegen platt nieder, sie fliegen des Nachts; ihre Raupen sind sehr verschieden, spinnen stark oder wickeln Blätter, oder bereiten sich Hülsen für den Puppenzustand. Ihre ungemein große Menge theilt man gewöhnlich in Spinner, Nachteulen, Spanner, Blattwickler, Lichtmüken, Motten und Federmotten, obgleich die drei letztern besser eigene Abtheilungen der Falter ausmachen würden. Sie sind größtentheils schädliche Thiere, nur der unter die Spinner gehörige Seidenwurm wird als nützlich kultivirt. Die Lehre der Insekten mit bestaubten Flügeln hat mit Sachkenntniß zuerst Ochsenheimer in einen systemat. Zusammenhang gebracht und durch eigne Entdeckungen und Beobachtungen bereichert. Siehe dessen Werk: Die Schmetterlinge von Europa. 4. Bd. Leipz. 1307 – 1816, 2. Aufl., ein Werk, das Epoche macht in der Geschichte der Lepidopterologie. Seine Eintheilung der Schmetterlinge beruht auf der Verwandlungsgeschichte dieser Insekten. Vergl. ferner Herold's (anat. physiolog.) Entwickelungsgeschichte der Schmetterlinge. Marb. 1815, mit Kupf., und Brockhausen: Naturgeschichte der europäischen Schmetterlinge. Frankf. 1788.

Schmidt (Mich. Ignaz), einer der verdienstvollsten Geschichtschreiber unserer Nation, wurde 1736 zu Arnstein im vormaligen Hochstift Würzburg geboren. Den ersten Schulunterricht erhielt der junge Schmidt in seiner Vaterstadt. Aber bald nach dem 1749 erfolgten Tode seines Vaters bezog er das Gymnasium zu Würzburg, wo er sich durch seinen Fleiß rühmlichst auszeichnete. Den Stand eines Weltgeistlichen wählend, trat er zu seiner weitern Ausbildung in das bischöfl. Seminar und widmete sich hier außer der Theologie hauptsächlich dem Studium der Geschichte und Philosophie. Nach fünf Jahren verließ er das Seminar als Licentiat der Theologie und Priester und wurde zu Haßfurt Kaplan, bald darauf aber nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeister von Rothenhan berufen. Schmidt lernte hier die besten Schriftsteller aller Nationen kennen und bildete sich durch den Umgang mit mehreren angesehenen und geistvollen

Männern. Während des siebenjährigen Krieges begab sich Rothenhan auf seine Güter in Schwaben, nicht weit von Stuttgart, und nahm seinen bisherigen Hauslehrer mit dahin, dem er eine geistl. Pfründe ertheilte. Schmidts Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus damals den höchsten Grad erreicht hatten, gaben seinem Geiste einen höhern Schwung und eine freiere Ansicht des Lebens. 1771 wurde er zum Bibliothekar bei der Universität zu Würzburg ernannt. Als der damalige Fürstbischof um diese Zeit zur Reform des Erziehungswesens im Würzburgischen eine Schulkommission errichtete, wurde Schmidt Mitglied derselben, bald darauf Beisitzer der theologischen Fakultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. 1774 erhielt er eine ansehnliche Präbende und die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme an der geistlichen Regierung. Schon 1769 hatte er durch seine schätzbare lateinische Schrift über die Methode zu katechisiren (deutsch von B. Strauch, 1772) eine Reform im Schul- und Erziehungswesen vorbereitet. Zur nämlichen Zeit stiftete der Fürstbischof, mit Schmidts Zuziehung und Beihülfe, ein Seminarium der Landschullehrer, eins der ersten in Deutschland, das selbst bei den Protestanten ausgezeichneten Beifall fand. 1772 erschien seine Geschichte der Selbstgefühls, welches Werk dem philosophischen Beobachtungsgeiste seines Verfassers viele Ehre machte. Auf die Empfehlung Carls von Dalberg (nachmaligen Großherzogs von Frankfurt) ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Erfurt. 1778 begann er die Herausgabe seiner Geschichte der Deutschen, welcher er sein ganzes Leben widmete. Diesem Werke verdankte er seinen Ruf zum Custos der kaiserl. Bibliothek, den er aber ablehnen mußte. Indessen reiste er doch nach Wien, um die dortigen Archive zur Fortsetzung seiner Geschichte zu benutzen. Hier ließ die Kaiserin ihm ihren Auftrag, in ihre Dienste zu treten, wiederholen, und da er denselben, ohne weiter auf den Fürstbischof zu achten, annahm, so wurde er als wirkl. kaiserl. Hofrath und Direktor des Haus- und Staatsarchivs mit einem Gehalt von 4000 Gulden angestellt. Der Kaiser Joseph benutzte die Talente des neuerworbenen Staatsdieners dadurch, daß er ihn zum Mitgliede des neu organisirten Censurkollegiums und zum Lehrer in der Geschichte für seinen Neffen und künftigen Thronfolger, den jetzigen Kaiser Franz von Oestreich, ernannte. Nachdem er 14 Jahre in Wien gelebt hatte, starb Schmidt 1794 im 58. J. seines Alters. Seine Vorgänger bearbeiteten fast nur deutsche Kaiser-, Reichs- und reichsständische Geschichte: er gab zuerst eine Geschichte der deutschen Nation und machte es zu seinem Hauptgeschäfte, mit unverwandtem Blicke die Hauptveränderungen in dem Zustande Deutschlands zu verfolgen und mit fester Hand den Weg zu bezeichnen, auf welchem Deutschland seine damaligen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, vorzüglich aber seine so sehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfassung erhalten hat. Und so war die Kulturgeschichte der Nation sein vornehmster Gegenstand. So weit er diesen durch seinen Tod unterbrochenen Entwurf ausführte, blieb er im Ganzen seiner so beifallswürdigen, durch Fleiß und seltenen Scharfsinn unterstützten Manier, auch seiner Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe treu; nur in seinem Urtheile über die Reformation glaubte man, auf protestantischer Seite wenigstens, nicht überall den völlig unbefangenen und unparteiischen Geschichtschreiber zu finden; ein Gleiches behaupteten mehrere kathol. Historiker hinsichtlich seiner Darstellung des Streites zwischen Kaisern und Päpsten im Mittelalter. Sein Styl ist größtentheils richtig und rein, und nur selten durch Provinzialismen entstellt. Sein Ausdruck ist den Gegenständen angemessen, natürlich und einfach. Seine Geschichte kam heraus unter nachstehenden Titeln: M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen. 1 — 5. Thl. (auch unter dem Titel: Aeltere Ge-

schichte der Deutschen, 1—5. Thl.) Ulm 1735—1787; 6—11. Thl. (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte der Deutschen; 1—6. Bd.). Ebendas. 1788—1793, gr. 8. Mich. Ign. Schmidts Geschichte der Deutschen, aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers fortgesetzt von J. Milbiller; 12—22. Thl., (auch unter dem Titel: Neuere Geschichte der Deutschen; 1—17. Bd.) Ebendas. 1797—1808, gr. 8.

Schminke nennt man jede Substanz, die dazu bestimmt ist, den Teint zu verschönern, oder da, wo das Alter oder Ausschweifungen oder Leidenschaften ihre Rolle im Gesichte gespielt und dessen Teint ein wenig mitgenommen haben, diesen in der Frische der Jugend möglichst wieder herzustellen. Ein sehr merkwürdiges Faktum in der Kulturgeschichte des Menschen liegt es, daß trotz aller Verschiedenheiten der Moden und Sitten, der Gebrauch der Schminke bei den wilden, wie den civilisirten Völkern üblich ist, nur mit dem Unterschiede, daß bei uns nur die Weiber sich schminken, bei den Wilden aber auch die Männer ihr Gesicht bemalen, freilich weniger um zu gefallen, als um sich ein furchtbares Ansehen zu geben. Auch in der Wahl der Farben herrschen unter den verschiedenen Völkern sehr verschiedene Moden. Die ehemaligen Canarienser schminken sich roth, grün und gelb, die alten Bewohner der Bretagne blau, die Neger im Königreich Juida roth, die Bewohner der Insel Sombrero malen ihr Gesicht gelb und grün, die Insulaner auf den Cykladen glänzend schwarz mit rothen und weißen Flecken auf Stirn und Nase, die Bewohner der Insel Sondregront bemalen sich den ganzen Körper mit Kröten und Schlangen, andere Völker malen Pflanzen, Vögel Hieroglyphen u. s. w. darauf, die Weiber der alten Pikten malten sich Sonne, Mond und Stern auf ihre Busen, und die Wilden in Canada legen sich sogar Federn von verschiedenen Farben auf's Gesicht. Es ist schwer zu sagen, wenn die Weiber angefangen haben, sich zu schminken. Nach dem Propheten Henoch lehrte es ihnen der Engel Azaliel noch vor der Sündfluth. Die Weiber in Syrien, Babylon und Arabien ahmten diese Sitte nach. Die griech. Damen erfanden die weiße und rothe Schminke, und ohne Zweifel nahmen sie die Römerinnen, wie allen Luxus, von den Griechen. Von der Bereitung der Schminken zu erzählen und vor ihren höchst schädlichen Folgen zu warnen, die oft, wenn nämlich metallische Schminken (Bleiweiß, Zinnober u. s. w.) angewandt werden, lebensgefährlich sind, müssen wir kosmetischen Schriften überlassen.

Schmutzer (Jak. Matth.), ein berühmter deutscher Kupferstecher, geb. zu Wien 1733, verlor früh seine Eltern. Ein Verwandter, ein Fleischer, nahm sich des armen Waisen insofern an, daß er ihn zur Hütung seiner Hämmel gebrauchte. Glücklicherweise war der Weideplatz nahe bei der Kunstakademie, wohin der kleine Knabe oft ging, während ein Mithüter die Aufsicht über das Vieh führte. Hier erwachte Schmutzer's Neigung, und er übte sich, so oft ihm die Gelegenheit ward, im Zeichnen. Diese Liebe des Knaben zur Kunst gefiel dem Matthäus Donner, der ihm die Mittel zu einer akademischen Bildung versorgte. Seine Fortschritte erwarben ihm bald Gönner; demungeachtet zwang ihn die Noth oft, das Studium seiner Lieblingskunst, der Kupferstecherkunst, durch Malen für Geld zu unterbrechen, bis endlich eine Heirath ihn in eine bessere Lage setzte, die er dann auch sorgfältig benutzte. Auf den Rath des Generals von Ketzler bediente er sich bei seiner Arbeit bloß des Grabeisens. So schwierig dieß Instrument auch ist, hat Schmutzer doch viel Herrliches damit gemacht. Bald zog er die Aufmerksamkeit des Fürsten Kaunitz auf sich, der ihm die hinlänglichen Gelder zu einer Reise nach Paris 1762 gab. Hier lernte er unter Wille und ward bald sein bester Schüler; in Paris stach er Le gouté flamand nach Terbourg, ein Bild des Fürsten Kaunitz, den Geschirrflicker nach

Kraus, und die Savoyardin, die ihren Sohn die Leier spielen lehrt, nach Greuze, welche alle mit Beifall aufgenommen wurden. Nach Wien 1766 zurückgekommen, erhielt er eine Anstellung als Hofkupferstecher und Direktor der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferstecherkunst. 1771 ward er Oberdirektor aller erbländischen Normal-Zeichenschulen. Unter dem vielen Vortrefflichen, was sein Grabstichel geliefert hat, sind ihm die Blätter nach Rubens am besten gelungen; so schwierig auch die Anordnung, der Reichthum kühner Stellungen und die Kraft und die Kontraste der Lichter und Schatten, durch welche Eigenschaften Rubens Gemälde sich auszeichnen, den Stich derselben machen. Schmutzer wußte sie in ihren vollen Wahrheit und Stärke wiederzugeben. Sein Mucius Skävola, die Geburt der Venus; der h. Ambrosius, der dem Kaiser Theodosius den Eintritt in die Kirche verweigert; Neptun und Thetis geben hievon unzweideutiges Zeugniß. Vor allen sind die zwei Blätter, eine Jagd von Luchsen auf Steinböcke, nach Ruthart, und das Bild von Snyder, auf dem Adler Lechlangen und einen Wolf erlegen, mit erstaunlicher Meisterschaft gearbeitet. Schmutzer erzog ebenfalls mehrere gediegene Schüler, als John, Kohl u. A. Er starb 1806.

Schnecken, s. Schalthiere.

Schnee, krystallisirtes atmosphärisches Wasser, das aus den Wasserbläschen der Wolken durchs Gefrieren entsteht, ehe selbige sich zu Regentropfen vereinigen. Daher erscheint der Schnee auch nur bei starker und gleichförmiger Kälte der Atmosphäre. In dem flachen Lande unter dem Aequator und unter den Wendezirkeln kennt man ihn nicht; in der gemäßigten Zone erscheint er im Winter, und hoch an den Polen ist er immerwährend. Seine Krystallgestalt ist die Nadel; bei großer Kälte vereinigen sich diese Nadeln nicht und der Schnee fällt wie Staub; sonst aber bringen sie durch Vereinigung 6eckige Sternchen von der größten äußern Mannichfaltigkeit hervor, die sich bei stillem Wetter sehr leicht beobachten lassen, und bei einer gewissen Lauheit der Atmosphären sich zu großen Flocken zusammensetzen. Die Verdichtung des Wassers zu Schnee mäßigt durch Erzeugung von Wärme jederzeit die Kälte der Luft. Also bringt nicht, wie man im gemeinen Leben sagt, die wärmere Luft den Schnee, vielmehr ist durch die Schneebildung erst die entstandene Wärme bedingt, geht aber freilich seinem Herunterfallen noch voraus. Gebirgsgipfel, die bis zu einer gewissen Höhe über die Meeresfläche erhaben sind, tragen ewigen Schnee auf ihren Häuptern, z. B. der Aetna, die Schweizergletscher, die Pyrenäen, die Andes in Amerika, der Imaus und Altai in Asien. Dieser ewige Schnee fängt jedoch nach der geringern oder größern Entfernung vom Aequator in verschiedener Höhe an. Auf der Nordseite des Himmalayagebirgs ist diese Schneelinie oder Schneegrenze 17.000, auf dem Chimborasso 15.746, am Aequator 14.760 F. hoch; nördlich sinkt sie immer tiefer. In den Pyrenäen ist sie in der Höhe von 9600, in den Schweizergebirgen von 8400, in Island von 2892 F. über die Meeresfläche, und weiter gegen Norden sinkt sie auf die Erdfläche. In Mexiko 19° und 20° N. Br. ist diese Schneelinie 14.000 F.; während der kältesten Jahreszeiten schneiet es in Neuspanien nur noch auf Höhen von 8100 F., und in den wärmsten Jahreszeiten erhält sich der gefallene Schnee nur noch auf Höhen von 13.500 F. Zuweilen schneiet es jedoch im Januar auch in tiefer liegenden Gegenden, z. B. zwischen 18 — 22° Br. noch auf Höhen von 9000 F., zuweilen selbst in der Hauptstadt Mexiko 6821 F., und noch tiefer abwärts nach Valladolid. Aber unter 45° N. Br. ist die beständige Schneeregion 7800 F. Nach C. v. Buch ist die Höhe der Schneegrenze in Europa, vorzüglich auf den norwegischen Gebirgen, unter 61° 5300 Fuß, 62½° 4860, 67° 3600, 70° 3300, 71° 2200. — Außer jener Wärme

erzeugung durch die Schneebildung dient der schon gefallene Schnee vorzüglich um die Erde und ihre Pflanzen gegen strenge Kälte zu schützen, und der Gletscher versorgt die Flüsse mit hinlänglichem Wasser. Nach Winterl sollen im Schneewasser die Elementarbestandtheile etwas (gegen gemeines Wasser) abgeändert seyn, woraus sich allerdings die in gewissen Rücksichten heftigere Wirkung des Schneewassers erklären ließe.

Schneeberg, schöne Bergstadt von 4850 Einw. im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, auf einem Berge unweit der Mulde liegend, ward 1471 erbaut, als man beim hiesigen sehr alten Bergbaue neue reichhaltige Silbergänge entdeckt hatte. Von den zwei Kirchen gehört eine zu den schönsten in Sachsen. Schneeberg ist der Sitz eines Bergamtes, hat ein Lyceum, mehrere Bürgerschulen, in den zugleich das Spitzenklöppeln gelehrt wird; ein Waisenhaus und ein Spital. Es gibt hier Fabriken in Seiden- und Zwirnspitzen, Posamentir- und Drechslerarbeiten, Vitriol, Saffian, Arzneiwaaren ꝛc. Die Reichhaltigkeit der hiesigen Bergwerke hat sehr abgenommen; man gewinnt im Durchschnitt jährlich 1060 Mark Silber, 6740 Ctr. Kobalt, 100 Ctr. Wismuth; etwas Zinn und Blei, und an 2000 Ctr. Eisenstein. In der Nähe ist ein beträchtliches Blaufarbenwerk, das jährlich 7000 Ctr. blaue Farbe liefert.

Schneider (Anton), geb. 1777 zu Weiler in Vorarlberg. Sein Vater, ein armer Wundarzt, konnte aus eigenen Mitteln seinem Sohne keine gelehrte Erziehung geben. Deßhalb ging dieser auf gut Glück nach Innsbruck zur hohen Schule und wußte durch seinen gutmüthigen, fröhlichen Sinn so viel Unterstützung zu erwerben, daß er seinen akademischen Cursus der Rechtswissenschaft vollendete. Als in den Jahren 1796, 99 — 1800 die Franzosen unter Moreau und Massena in das Vorarlberg'sche drangen und das muthige Bergvolk zur Vertheidigung der Heimath aufstand, schloß sich auch Schneider seinen Reihen an und diente als Gemeiner, als Feldweber und endlich als Lieutenant, machte auch den Zug nach der Schweiz und bis vor Zürich mit. Die juristische Fakultät zu Innsbruck, welche dem Vorarlberg seiner Vaterlandsvertheidigung wegen durch die unentgeltliche Promation eines seiner Landsleute öffentlichen Dank sagen wollte, wählte hiezu Schneider'n. Dieser ließ sich hierauf als praktischer Advokat zu Bregenz nieder. 1807 wurde er als geheimer Agent Oestreichs eingezogen, doch bald wieder in Freiheit gesetzt. 1809, als Oestreich nochmals zu den Waffen griff, erhob sich auch Tirol und Vorarlberg, und die Stände des Letztern ernannten Schneider zu ihrem General-Kommissär, in welcher Eigenschaft ihn auch der Freiherr von Hormayr, damals Hofkommissär in den tirol'schen Landen, bestätigte. Schneiders Bemühungen gelang es, aus den Bewohnern Vorarlbergs ein Corps von 20.000 Mann zu sammeln, selbst einen kleinen Artilleriepark und Reiterei zu bilden, mit welchem er häufige Ausfälle nach Schwaben machte. Die von Oestreich verheißene Hülfe an Truppen, Munition und Geld war kaum des Namens werth; dennoch kämpften die Tiroler und Vorarlberger unverzagt fort und jagten den Herzog von Danzig schmachvoll aus dem Lande. Der Aufstand der beiden Länder war eben auf's Höchste gestiegen, als Napoleon bei Wagram siegte. Jetzt wurde Vorarlberg von vorne vom Kronprinzen von Würtemberg und von hinten vom General Beaumont angegriffen. Schneider suchte in dieser Noth Rettung für sein Vaterland in einer Kapitulation, er erhielt sie unter der Bedingung, daß Leben und Eigenthum unverletzt bleiben sollten. Der Feind ging die Bedingung ein, hielt sie aber nicht; es wurde geplündert und geraubt, und Schneider eingezogen. Zum Glück hatte ihn der Kronprinz von Würtemberg nach Hohenasperg führen lassen; denn Napoleon hatte in Schönbrunn schon den ihm verhaßten Mann zum Tode

verurtheilt. Der General Beaumont drang hartnäckig auf seine Auslieferung, die aber der Kronprinz ebenso bestimmt verweigerte. Die Amnestie im wiener Frieden rettete Schneider. Als Gefangener lebte er nun bald in Ulm, bald in Lindau und Kempten. Im Febr. 1811 kam er nach Wien und ward Appellationsrath. Als 1812 Napoleons Heer in Rußland vernichtet wurde und in ganz Deutschland das Volk zum Kampfe sich rüstete, wollte auch Tirol und Vorarlberg wieder zu den Waffen greifen, doch die Schlachten bei Lützen und Bautzen ließen einen gleich unglücklichen Ausgang wie 1809 vermuthen. Schneider, Hormayr und andere Vaterlandsfreunde wurden eingezogen. Nach dem Befreiungskriege lebte Schneider zurückgezogen in seinem Vaterlande, wo er 1820 plötzlich starb. Der Erzherzog Johann setzte dem braven Manne ein Denkmal.

Schneider (Eulogius), ein deutscher Priester und berüchtigter Revolutionär, geb. zu Wipfeld bei Würzburg 1756, widmete sich dem geistlichen Stande, und suchte sich im Kloster der braunen Franziskaner zu Bamberg Sprachtkenntnisse und Philosophie zu eigen zu machen. 1786 wurde er herzoglich würtembergischer Hofprediger, und da der Herzog mit ihm unzufrieden war, 1789 Professor der griechischen Sprache und Grammatik zu Bonn, ging 1791 als bischöflicher Vikar nach Strasburg, wo er durch seine freien Reden Aufsehen machte, und bald ein Vertheidiger der neuen Freiheit ward. Zum öffentlichen Ankläger bei dem peinlichen Tribunal des Niederrheins ernannt, wüthete er mit einer unbeschreiblichen Grausamkeit gegen Menschen jedes Alters und Geschlechts. Durch seinen Hochmuth aufgebracht, ließen ihn Saint-Just und Lebas den 20. April 1793 verhaften, und schickten ihn, nachdem er einen Tag lang auf einem Blutgerüste zur Schau gestanden, nach Paris, wo er den 1. Apr. 1794 hingerichtet wurde. Man hat von ihm eine schöne Uebersetzung der Reden des h. Chrysostomus (Augsburg 1788. 2 Bde. 8.); eine Sammlung sehr gelungener Predigten (Breslau 1790. 8.); Gedichte, welche sein herrliches Talent zur Poesie beurkunden (Bonn 1790. 8., Frankf. 1791. 8.).

Schneider (Johann Gottl.), berühmter Philolog, geb. 1752 zu Kolm im Meißenschen, wurde auf der Landschule zu Pforta erzogen und vollendete in Leipzig unter Ernesti seine philologischen Studien. Da er selbst kein hinlängliches Vermögen besaß, unterstützte ihn ein Verwandter, der ihn dem Geh. Kammerrath Heineke empfahl, welchem er auch seine erste Schrift, Anmerkungen zu dem Anakreon 1770, widmete. Gegen Klotz trat er damals in seinen philologischen Untersuchungen auf. In Göttingen erwarb er sich durch seine Periculum criticum die Freundschaft Heyne's, der ihn dem franz. Kriegsprokurator Brunk empfahl. Dieser nahm ihn mit nach Strasburg, um sich Schneiders Hülfe bei der Herausgabe seiner Analekten zu bedienen. Drei Jahre blieb er in diesem Verhältnisse, als er einen Ruf von dem Geheimenrath v. Zedlitz zur Professur nach Frankfurt a. d. Oder empfing. Hier gab er in Verbindung mit Brunk den Oppian heraus. Als die Universität 1811 nach Breslau verlegt wurde, folgte ihr Schneider und erhielt noch überdieß die Stelle eines Oberbibliothekars. Er starb am 12. Jan. 1823. Seine Verdienste um die Philologie, besonders um die griech. Sprache, deren Studium durch ihn in Deutschland stärker angeregt und erleichtert wurde, werden überall anerkannt. Er wirkte zwar weniger durch mündliche Vorträge, als durch die Herausgabe einer Menge alter Classiker mit kritischen Noten versehen. Ein Hauptgegenstand seines philologischen Eifers waren solche Werke des Alterthums, welche Naturkunde behandeln; so gab er Aelians Thiergeschichte und Nikanders medizinische Lehrgedichte mit griechischen Scholien und der Periphrase des Euteknius heraus. Er schrieb

lateinisch eine Naturgeschichte der Amphybien, die aber nicht weiter als bis zu zwei Pascikeln, die 1779 erschienen, gedieh. Die Naturlehre der Fische verdankt ihm ebenfalls Manches; bei ihrer Bearbeitung benutzte er sorgfältig die reiche ichthyologische Sammlung des Arztes Bloch in Berlin. Sein Hauptwerk in dieser Hinsicht ist die Herausgabe der übriggebliebenen Bücher des Aristoteles von der Thiergeschichte (Lpz. 1811 4 Bde.), woran er 30 Jahre mit ausdauerndem Fleiße gearbeitet hatte. Das größte Verdienst um die griechische Sprache erwarb er sich durch die Herausgabe seines griechischen Lexikons. In Verbindung mit seinem Schwiegersohne Hüllmann und Link edirte er die politischen Schriften des Aristoteles, des Xenophon, Vitruv, Theophrast und Anderer.

Schnepfen (Scolopax), eine zur Ordnung der Sumpfvögel gehöriges Vogelgeschlecht von mehr als 50 Arten, wovon in Deutschland eine beträchtliche Anzahl wohnt. Sie werden nach der verschiedenen Richtung des Schnabels in folgende drei Familien vertheilt: 1. mit auswärtsgekrümmtem Schnabel, 2. mit geradem und 3. mit aufwärtsgekrümmtem Schnabel. Die Jäger theilen sie in Wald-, Sumpf- und Wasserschnepfen ein. Sie halten sich am Tage meist im Gras und Schilf verborgen, sind sehr scheu, holen mit ihrem Schnabel aus dem weichen Schlamme Larven, Würmer, Schnecken, fressen auch einige Pflanzenblätter. Sie sind Zugvögel, kommen im April und ziehen im Oktober in großen Heerden nach Süden. Ihr Fleisch ist ebenso gesund als wohlschmeckend, und deßhalb sehr beliebt. Die Eingeweide nebst Leber und Magen geben den Schnepfendreck, welcher mit Eier, Semmelmehl und Schmalz gebacken, für eine Delikatesse gilt.

Schnepfenthal, eine berühmte, von Salzmann (s. d. Art.) angelegte Erziehungsanstalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Herzogthums Gotha, am Fuße des romantischen thüringer Waldes, ½ Stunde von Waltershausen, hat eine sehr angenehme Lage. Die Institutsgebäude liegen sämmtlich auf einem geräumigen Hügel, welche eine weiter Aussicht auf eine mit Dörfern besäete Ebene, nach Gotha hin, beherrscht, von welchem man das schöne Residenzschloß deutlich liegen sieht. Die 4 Häuser des Instituts, welche in 2 Paare abgetheilt, mit ihren Fronten einen rechten Winkel bilden, umschließen von 2 Seiten den vordern Platz des mit vielen Obstbäumen und Pappeln besetzten Hügels, in dessen Mitte ein umzäuntes Bassin und vor diesem ein laufender Brunnen angebracht ist. Das älteste (zuerst gebaute) Haus enthält, außer der Wohnung des Direktors und andern Zimmern, den Speisesaal, den mit einer Orgel und Gallerie versehnen Betsaal, zum Behuf der Morgenandachten und Gottesverehrungen, und das Naturalienkabinet, welches im Verhältniß zu seinem Zweck nicht unbedeutend ist. Die Institutsbibliothek befindet sich in einem andern Hause. Außer den nöthigen Seitengebäuden hat die Anstalt auch eine bedeckte Reitbahn, und ein reitkundiger Lehrer besorgt den Unterricht in diesem Fache. Der Platz für die gymnastischen oder Thurnübungen ist an einem schattigen Orte, an der Spitze eines nahen Laubwäldchens, mit allen dazu nöthigen Vorrichtungen ausgerüstet, und ein klarer Teich in der Nähe von Reinhardsbrunn dient für das Baden und die Schwimmübungen im Sommer.

Schnepper (Schnäpper, Schipperling) sind zwei chirurgische Instrumenten, wovon das eine zum Aderlassen, das andere zum Schröpfen dient. Denselben Namen führt eine kleine Armbrust, deren Sehne beim Abdrücken einen Klang, wie das Los'pringen einer Feder gibt.

Schnupfen ist eine entzündliche Reizung der Schleimhaut der Nase, des Gaumen, die sich bis in die Stirnhöhle ausdehnt. In der ersten Zeit ist die Sekretion jener Haut aufgehoben und in der letzten Hälfte der Krankheit

wird sie über die Maßen vermehrt und selbst ihr Normalzustand verändert. Die Krankheit ist oft mit Fieber, das aber höchst selten heftig ist, verbunden; gewöhnlich steigern sich die fieberhaften Bewegungen am Abende. Der Schnupfen beginnt zuweilen mit Kopfweh, mit häufigem Niesen; im Anfange fließt der Nasenschleim gar nicht, oder wenig; die Nase ist oft angeschwollen, Geruch und Geschmack fehlen; man nennt ihn in dieser Periode auch den Stockschnupfen. Nach einiger Zeit nimmt die entzündliche Reizung der Schleimhaut ab und der Ausfluß, meist dick und zähe, vermehrt sich. Zu den Ursachen, welche den Schnupfen hervorbringen können, gehören die Einflüsse, welche eine entzündliche Reizung der Schleimhaut veranlassen, als: Erkältung, Schnupftabak, Einathmen von scharfen Dünsten, Geschwüre in der Nase ꝛc.; plötzlicher Uebergang aus der Wärme in die Kälte und umgekehrt, der Genuß, besonders der anhaltende von hitzigen Getränken. Weil man gewöhnlich glaubt, daß der Schnupfen eine Folge der Erkältung ist, so hofft man durch eine sehr warme Kleidung und Vermeidung, in die Kälte zu gehen, ihn zu verhüten; durch eine ängstliche Fürsorge aber und durch das immerwährende Warmhalten erhält die allgemeine Hautdecke eine zu große reizbare Empfindlichkeit gegen die Einflüsse der Witterung, welche sich auch auf die Nasenhaut fortpflanzt und so den Grund zu einem chronischen Schnupfen legt. Zur Verhütung des Schnupfens ist nichts besser, als den Körper abzuhärten, ihn an die Einflüsse der Witterung zu gewöhnen; ferner wiederholtes laues Baden, das Waschen des Kopfes, Halses und der Brust mit kaltem Wasser, täglicher Genuß der frischen Luft und Vermeidung der fetten Speisen und hitziger Getränke. In der ersten Periode des Schnupfens halte man sich in keinem zu warmen Zimmer auf, wasche Kopf und Hals oft mit kaltem Wasser, ziehe es selbst in die Nase, wenn man es früher gewohnt war; nehme Abends Fußbäder, kühlende Getränke und erhalte sich aller erhitzenden; gebrauche ebenfalls kühlende Mittel, als: Cremor Tartari, Essig, Citronensäure in einer Auflösung. In der folgenden Periode, während des Schleimflusses aus der Nase, halte man sich etwas wärmer, trinke am Abende Fliederthee, setze aber die Fußbäder und das Waschen fort.

Schnürbrust heißt jenes Stück der weiblichen Bekleidung, welches einen Theil der Brust und des Unterleibes umfaßt und bestimmt ist, den Körper aufrecht zu erhalten, die Brust zu heben und den zu großen Umfang des Unterleibes zu verstecken. Es darf auf den Körper weder einen unbequemen Druck ausüben, noch die freie Bewegung im geringsten hindern, wenn es nicht fehlerhaft und sogar schädlich seyn soll. Die Zeit ist noch nicht so lange verflossen, da unsre Damen, die unter den Namen der Schnürbrüste bekannten Panzer trugen, die mit Fischbein und selbst mit Eisenstangen versehen, eher geeignet waren, den Körper zu verunstalten, als zu einer gefälligen Haltung und Gestalt derselben beizutragen. Diese Fischbeinmaschinen sieht man heute nur noch auf Gemälden und Kupferstichen; sie sind lächerlich geworden, seitdem die Frauen den steifen altfränkischen Anzug mit dem schöneren Kostüm der Griechinnen vertauschen. Und mit Recht verdienen die Schnürleiber auf ewig verbannt zu seyn, da die Wirkungen, welche sie an dem Körper hervorbrachten, sowohl der Gesundheit als auch der Schönheit zum höchsten Nachtheil gereichten. Denn der Rumpf des menschlichen Körpers bildet einen Kegel, dessen Basis nach unten sich befindet, während die Schnürbrust einen Kegel vorstellte, dessen Basis sich oben befindet. Dadurch mußte nothwendig ein beständiger Druck erzeugt werden, welcher die Brüste und alle Muskeln des Rumpfes zusammenpreßte, ihren Umfang allmählig verkleinerte, die Schultern verschob und selbst in den Knochen unförmliche Krümmungen verursachte. Bei jungen Mädchen

wurde deßhalb die Entwickelung der Brust gehindert. Ja, man hat bei Frauen, die in diese Maschinen eingeklemmt waren, sehr häufig Ohnmachten, Zuckungen, Krämpfe, Schlagflüsse und die gefahrvollsten Krankheiten, entstehen sehen. Eine der gewöhnlichsten Folgen der Schnürbrüste war das Schiefwerden des Körpers, wobei in der Regel die rechte Schulter höher als die linke wurde. Winelow, welcher zur Zeit der Schnürbrüste in Paris lebte, machte damals die Bemerkung, daß bei allen mit diesen Maschinen gepanzerten Damen — und zu diesen gehörten bekanntlich alle Gebildeten — die untern Rippen beträchtlich herabgedrückt waren, während sie bei Frauen aus dem niedern Stande sich regelmäßig und natürlich verhielten. Bei uns hat vorzüglich Sömmering sich gegen den Gebrauch dieser Kürasse erhoben, und die mannigfaltigen Verdrehungen und Krümmungen des Rückgrats, der Rippen u. s. w., welche durch sie hervorgebracht werden, in Abbildungen dargestellt. Kaiser Joseph der Zweite suchte den Gebrauch der Schnürbrüste in seinen Staaten dadurch abzuschaffen, daß er sie in den Waisenhäusern, Konventen und weiblichen Erziehungsanstalten zu tragen verbot, die Weiber des Zuchthauses aber, welche zu öffentlichen Arbeiten verdammt waren, aus Strafe sowohl mit Schnürbrüsten als auch mit Reifröcken bekleiden ließ. — Die Römerinnen trugen vormals ein Mieder, welches sehr kostbar und geschmackvoll den glänzendsten Theil ihrer Kleidung ausmachte. Anfangs schien dasselbe bestimmt zu seyn, den Busen zu heben; späterhin suchte man dadurch noch nebenher die Ausdehnung des Unterleibes zu beschränken, und auch überhaupt die Taille schlanker zu machen. Der Phädra in dem Eunuchen von Terenz fällt die Kleidung eines fremden Mädchens auf, dessen Busen nicht mit Bändern zusammengezogen war, um dadurch schlanker zu erscheinen. Diese Bänder gaben höchst wahrscheinlich die erste Veranlassung zu den Miedern, deren sich späterhin die römischen Frauen allgemein bedienten. In Indien bedienen sich viele Frauen, besonders die Bajaderen, eines sehr geschmackvollen und bequemen Mieders, wodurch hauptsächlich die Kugelform der Brüste und ihrer Elastizität erhalten werden soll. Jede Halbkugel ist mit einem Futteral versehen, welches aus der feinen Rinde eines Baumes verfertigt wird, der auf der Insel Madagaskar wächst. Diese Futterale haben nicht nur vollkommen die Gestalt der Theile, welche sie bedecken, sondern auch die Farbe der Haut; und der Stoff, aus welchen sie bestehen, ist so nachgiebig und fein, daß das Auge leicht getäuscht wird. Das indische Mieder paßt aber weder zu dem Anzuge, noch zu den Sitten der Europäer. Desto größeres Verdienst erwarb sich um diesen Theil der weiblichen Bekleidung der Mechanikus Delacroix in Paris. Er erfand ein leichtes, festes und elastisches Corset, welches aus zubereiteter Leinwand verfertigt wird, und den Formen der Brust und des Unterleibes vollkommen angemessen ist. Es unterstützt diese Theile, ohne ihnen nachtheilig zu seyn, die Schultern werden gehörig von einander entfernt, die Brust wird emporgehoben, ohne gedrückt zu seyn, die beiden Halbkugeln werden von einander getrennt, und alle schönen Formen erscheinen sichtbarer und glänzender durch diese Bedeckung. Im Fall der Busen von besonderer Kleinheit wäre, so hat der geschickte Künstler dafür gesorgt, daß durch einen am Corset angebrachten Mechanismus das Mangelhafte ersetzt werde. Es ist nur zu bedauern, daß dieses bequeme und gefällige Mieder nicht auch für jene Frauen brauchbar ist, die gewohnt sind, den allzugroßen Umfang ihres Körpers gewaltsam zusammenzupressen, und eine beständige Tortur ausstehen müssen, um schlanker oder vielmehr minder dick zu scheinen. Gewöhnlich tragen die heutigen Frauen einen flachen Stab von Fischbein oder Stahl (busc, blanchette), wodurch das Mieder gewissermaßen in zwei Theile getheilt, und die beiden Halbkugeln der Brust von einander geschie-

den werden. Dieses Werkzeug entspricht weder den Forderungen der Schönheit, noch der Bequemlichkeit, und es wäre zu wünschen, daß die Mieder von Delacroix bald allgemein verbreitet würden.

Schock, 1) eine Zählweise, welche am gewöhnlichsten 60 Stück hat, doch unterscheidet man an einigen Orten das alte von dem neuen Schock, wo dann ersteres nur aus 20 Stücken besteht. — 2) Eine Art Rechenmünze, welche zuerst im 13. und 14. Jahrhunderte gebräuchlich wurde, wo man in Böhmen Groschen prägte, von welchen 60 auf die Mark gingen, daher folglich damals Schock und Mark einerlei Mark hatten. In der Folge prägte man Groschen verschiedener Art, und so entstand das breite Schock, schmale Schock-, Kreuz-Schock, Schwert-Schock und Silber-Schock, je nachdem man Groschen der einen oder der andern Art darnach zählte. In Thüringen und Sachsen hatte man bis in das 15. Jahrhundert Groschen gemünzt, deren 60 einen Gülden machten, nachher aber prägte man welche, von denen 20 einen Gülden werth waren, und nun hießen 20 der letztern ein neues, 60 der ersten aber ein altes Schock; gegenwärtig ist hingegen ein altes Schock 20 Groschen, und ein neues 60 oder $2\frac{1}{2}$ Thaler, und ein Schock böhmischer Groschen 2 Thlr. — In Sachsen eine Steuer von den unbeweglichen Gütern, weil sie bei der Einführung der allgemeinen Landsteuer nach ihrem Werthe in Schocken berechnet, für jedes derselben mit einer bestimmten Abgabe belegt wurden. Diese betrug anfänglich 5 Pf., wurde aber nach und nach erhöht. Durch den Landtagsabschluß von 1724 wurde die Anzahl der Schocke auf jedes damit belegte Grundstück bestimmt festgesetzt, der Geldbetrag eines jeden wurde aber auf dem Landtage vermindert oder erhöht, je nachdem das Bedürfniß des Staats solches erforderte. Die Bestimmung dieser Abgabe heißt Schock-Anschlag, Beschockung, und die damit belegten Güter beschockt, die davon befreiten aber schockfrei.

Schön, Schönhauer, Schöngauer (Martin), einer der ältesten und besten Maler Deutschlands, geb. zu Colmar oder zu Culmbach. Lupert Rust war sein Lehrer und Perugino sein Freund. Seiner für die Zeit alles übertreffenden Kunstfertigkeit wegen nannte man ihn Hübsch Martin. Die Italiener nannten ihn Buonmartino, auch Martino d'Anversa. Er malte meist biblische Gegenstände, und noch jetzt gestehen die Kenner ihm ein seltenes Genie, Reichthum der Gedanken und natürliche Bewegung in seinen Figuren zu. Seine vorzüglichsten Werke sind: der Tod der heiligen Jungfrau, der heilige Anton von Teufeln verfolgt, eine Schlacht gegen die Sarazenen, die Kreuzigung Christi. Er starb zu Colmar 1499.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Scholarchat heißt die über eine gelehrte Schule Aufsicht führende Behörde. Scholarchen sind die Glieder dieser Behörde oder die Aufseher über Lyceen u. Gymnasien. Gewöhnlich wird diese Würde von den obersten Magistratspersonen und den ersten Geistlichen bekleidet. Vergl. d. Schulen.

Scholastiker hießen bei den Römern alle Gelehrte von Profession, Grammatiker, Rhetoren, Philosophen. Die Arroganz einiger Afterphilosophen brachte späterhin das Wort in Mißcredit, und es wurde mit einem pedantischen, absprechenden Schulgelehrten synonym.

Scholastische Philosophie — so genannt, weil sie aus den von Carl dem Großen gestifteten Schulen hervorging. Das Wesen der scholastischen Philosophie besteht in der Anwendung der Dialektik auf die Theologie und der innigen Verschmelzung von beiden. Ohne reale Kenntnisse, ohne vorausgehende Geistesbildung suchte der menschliche Geist sich des Höchsten, der Erkenntniß Gottes, zu bemächtigen, und — welches der umgekehrte Gang der griechischen Philosophie ist — von dem Höchsten

aus der Sphäre der gesammten Erkenntniß zu umfassen. Das Höchste war schon dem Inhalte nach durch die Offenbarung gegeben; die Form des rationalen Wissens, Deutlichkeit und Gewißheit der Erkenntniß war dasjenige, was noch dazu gesucht wurde. So war der Wirkungskreis der Vernunftthätigkeit sehr beengt, und es mußte sich ein subtiler grübelerischer Geist erzeugen, der in leeren Formeln und einer Spielerei mit Begriffen seine Befriedigung gefunden zu haben wähnte. Philosophie war anfänglich nichts als ein dürftiges Gerippe der Logik, ihr Umfang erweiterte sich mit der Bekanntschaft der aristotelisch-arabischen Philosophie, durch unvollkommene Uebersetzungen aus dem Arabischen und Griechischen. Die Dauer der scholastischen Philosophie läßt sich nicht in scharf bestimmte Grenzen einschließen. Sie fing mit dem 9. Jahrhunderte an, und dauerte zum Theil bis auf unsere Zeiten herab; aber ihr unbegrenztes Ansehen und allgemeiner Einfluß verlor sich mit der Wiedererweckung des Studiums der Classiker und der Kirchenreformation immer mehr. Man kann vier Perioden der scholastischen Philosophie annehmen, welche sich auf die Ansicht von der Realität der Begriffe und das Verhältniß der Philosophie zur Theologie beziehen. Erste Periode bis zum 11. Jahrhundert. Blinder Realismus, einzelne philosophische Versuche in der Theologie. Zweite Periode. Von Roscellin bis Albert den Großen im Anfange des 13. Jahrh. Anfang einer freiern, durch die Kirchengewalt bald unterdrückten Denkart. Sieg des Realismus. Vereinigung der Theologie und Philosophie im Großen. Dritte Periode. Von Albert dem Großen bis Occam 13—14. Jahrh. Ausschließliche Herrschaft des Realismus, Befestigung des Lehrsystems der Kirche vermittelst der arabisch-aristotelischen Philosophie. Völlige Coalition der Theologie und Philosophie. Zeitalter des Thomas und Scotus. Vierte Periode. Von Occam bis auf das 16te Jahrh. Kampf des Nominalismus und Realismus mit theilweisem siegreichem Uebergewichte des ersten. Allmählige Trennung der Theologie und Philosophie durch Erneuerung des alten Zwistes. Einige Versuche einer Reform in der Philosophie und Theologie machen Nebenparteien aus.

Scholiasten, sprachgelehrte griechische Erklärer alter Schriftsteller, die, ungeachtet sie uns, wie Lessing sagt, in allen den Punkten, welche Geschmack und Empfindung betreffen, eine reiche Nachlese übrig gelassen haben, doch für die Erläuterung und Berichtigung einzelner Stellen der Alten und für die tiefere Kenntniß der Sprache überhaupt, so wie für die Erörterung manches Geschichtchen, wofür ihnen Quellen zu Gebote standen, auf die der neuere Erklärer verzichten muß, mit Nutzen zu gebrauchen sind. Sie enthalten nicht selten sehr treffende Bemerkungen über Sprache und Ausdruck, verbreiten sich oft mit lobenswürdiger Genauigkeit über mythologische und antiquarische Gegenstände, und erweitern durch Anführung zahlreicher Stellen aus verloren gegangenen alten Werken unsere Kenntniß des griechischen Schriftenthums. Zu den berühmtesten gehören: Didymus, einer der fleißigsten Scholiasten, dem 3500 verschiedene Werke von größerem und geringerem Umfange zugeschrieben werden, von denen jedoch nur Weniges noch vorhanden; ferner die ungleich spätern (im 12. Jahrh. nach Christi lebenden) Johannes Tzetzes, Verfasser der Scholien über Lykophron und Hesiod, und Eustathius, Erzbischof zu Thessalonich, berühmt durch seinen großen und reichhaltigen Commentar über Homer. Vorzüglich werthvoll sind außerdem die unbekannten Scholiasten zum Apollonius Rhodius und zum Aristophanes, wovon die erstern namentlich eine reiche Ausbeute für Sprache und Geschichte gewähren. Immer aber ist bei dem Gebrauche der Scholiasten die größte Behutsamkeit nöthig, da das Meiste, was wir von ihnen besitzen, in nicht immer sorgfältigen, oft mit sehr geringer Umsicht

zusammengerafften Auszügen aus ältern verloren gegangenen Erklärern besteht.

Schomberg (Friedr. Herm. von), Sprosse einer berühmten Familie, war 1615 in der Pfalz geboren. Er verlor beide Eltern im ersten Lebensjahre, studirte zu Paris und Leyden besonders Mathematik und nahm 1632 Kriegsdienste. Er trug zuerst die Waffen unter Friedr. Heinrich, Prinzen von Oranien, und machte bald sein Namen bekannt. Deßhalb wurde er in franz. Dienste gezogen und erhielt 1650 das Gouvernement von Gravelines, Turnes und den umliegenden Gegenden. 1661 sandte ihn Frankreich nach Portugal, wo er so glücklich gegen die Spanier focht, daß sie 1668 zum Frieden und zur Anerkennung des Hauses Braganza genöthigt wurden. Gleich glücklich kriegte er 1672 in Katalonien und empfing 1670, als er die Festung Bellegarde einnahm, den Marschallsstab. 1658 vertrieb ihn die Zurücknahme des Edikts von Nantes aus Frankreich. Er ging in die Dienste des Churfürsten von Brandenburg, der ihn zum Gouverneur von Preußen, zum Staatsminister und Generalissimus erhob. Er begab sich hierauf wieder nach Portugal, dann nach Holland und endlich mit dem Prinzen Heinrich Wilhelm nach England; dieser sandte ihn 1689 nach Irland, wo der König Jakob die verlorne Krone wieder erkämpfen wollte. Im folgenden Jahre ging Schomberg mit der Reiterei über den Fluß Boyne und schlug die viel stärkere feindliche; zugleich brach er in die irländische Infanterie, von König Wilhelm unterstützt, und trug den Sieg davon; ward aber in einem Handgemenge mit den Garden des Königs Jakob getödtet. Seine Nachkommenschaft blieb im Dienste des Königs von England. Die Titel eines Marschalls von Frankreich, eines Herzogs und Grands von Portugal und eines Herzogs und Ritters vom Hosenbande in England, beweisen, wie sehr Schomberg zu seiner Zeit geachtet wurde.

Schönborn, ein altes reichsgräfliches Geschlecht katholischer Religion, welches der deutschen Kirche mehrere würdige Oberhirten, und dem Reiche zwei Churfürsten sowie viele ausgezeichnete Staatsmänner gegeben hat, und vor der Auflösung des deutschen Reichs seit 1671 auf der fränkischen Grafenbank Sitz und Stimme hatte. Es stammt von Ritter Eucar von Schönborn, welcher ums J. 1180 lebte, und theilt sich jetzt in die Wiesentheidische und Oestreich-Ungarische Linie. Die erstere besitzt 6 vormals reichsunmittelbare, jetzt unter Baierns Landeshoheit stehende Herrschaften, Wiesentheid, Zeilitzheim, Krombach ꝛc. im Untermainkreis, auf $3\frac{1}{4}$ Q. M. 9300 Einw. enthaltend, mit dem Marktflecken Wiesentheid, wo ein schönes Schloß ist, und dem Dorfe Gaibach mit einem Schlosse, Park und Bibliothek, dabei die zur Verewigung der neuen Verfassung Baierns vom Grafen Franz Erwin 1820 gegründete, prächtige, cannelirte prächtige Säule, 90 F. hoch. Diese Linie besitzt ferner die mittelbaren Herrschaften Arnsfels in Steiermark, Waldenstein in Illyrien, Dlaschkowitz, Lukawitz und Przichowitz in Böhmen, überhaupt mit 28.000 Einw. Die Herrschaft Richelsberg, von welcher die schönborn'sche Familie ebenfalls die Stimme im fränkischen Grafenkollegium führte, besitzt der König von Baiern. — Die östreich-ungarische Linie besitzt das Amt Heußenstam, $\frac{1}{2}$ Q. M. mit 1340 Einw., unter hessischer Oberhoheit, und die mittelbaren Herrschaften Schönborn oder Müh berg, Weierburg, Mautern und Rossatz in Oestreich, mit 13.500 Einw., und in Ungarn die Herrschaft Munkacs und St. Miklos, mit einer Stadt, 6 Flecken, 3 Schlössern und 181 Dörfern. Dieser Linie gehört auch das Dorf Schönborn oder Neuschönborn im östr. Lande unter der Ens, Kreis unter dem Mannhartsberg, mit einem schönen Schloß, großem Garten und einem Amte von 2 Q. M., 5200 Einw., 3 Schlössern und 15 Dörfern. Die Einkünfte der erstern Linie werden auf 200.000, die der zweiten auf 300.000 Gulden geschätzt.

Schönburg, ein deutsches fürstliches und gräfliches Geschlecht, evangelischer Religion, hatte ehemals auf der wetterauischen Grafenbank Sitz und Stimme auf dem Reichstage, besaß aber nie ein unmittelbares Reichsland, sondern böhmische und meißnische Lehnsstandesherrschaften, oder Feuda majora, mit einigen Vasallenrittergütern unter sächsisch-meißnischer Landeshoheit. Diese alten Stammgüter des Hauses bilden jetzt mit Gesammt-Regierungsrechten oder der untergeordneten Landeshoheit, nach dem mit dem Kurhause Sachsen abgeschlossenen und auf dem wiener Kongreß am 18. Mai 1815 bestätigten Receß von 1740, beliehenen 5 Receßherrschaften: Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein und Stein, von denen die 3 ersten bis 1779 alte böhmische, die beiden letzten aber alte meißnische Lehen waren. Durch den teschner Frieden von 1779 erhielt das Kurhaus Sachsen die Lehnshoheit auch über die 3 ersten. In Ansehung ihrer übrigen Besitzungen, die theils aus altschriftsässigen Herrschaften (Feuda minora: Penig, Rochsburg, Wechselburg und Remissa), theils aus Rittergütern mit Patrimonialgerichten (z. B. Ziegelheim, Oelsnitz, Abtei Oberlungwitz), theils aus entfernt und zerstreu liegenden, ererbten Gütern bestehen, sind die Herren zu Schönburg zugleich königl. sächsische, preußische, böhmische und baierische Vasallen, und gehören als Besitzer dieser Feuda minora und Rittergüter insbesondere im Königreich Sachsen zu der zweiten Klasse der Stände oder zu der Ritterschaft. — Die Herren zu Schönburg leiten ihren Ursprung ab von Alban Schönburg, dem König Otto I. 936 in der Reichsdomaine Zwickau die Vertheidigung des Landes gegen die Sorben übertrug. Ernst von Schönburg († 1534) besaß die 5 genannten Feuda majora, und stiftete durch seine Söhne Hugo und Wolfgang die Hauptlinien Waldenburg und Penig, welche 1700 die reichsgräfliche Würde bestätigt erhielten. — Die Länder des Hauses, 16 QM., liegen im sächs. Erzgebirge und leipziger Kreise. Die 1790 in den Reichsfürstenstand erhobene waldenburger Linie besitzt ungefähr 8 QM. mit 29.000 Einw. unter dem jetzigen Fürsten Victor Otto (geb. 1785, regiert seit 1800, hat 150.000 Gld. Einkünfte. Sie theilt sich seit 1816 in die Aeste Stein-Waldenburg und Stein-Hartenstein. Die gräfl. schönburgische Linie, welche seit 1762 aus der remissaischen (die wieder seit 1746 in die rochsburgische und hinterglauchauische Linie zerfällt) und penigwechselburgische besteht, besitzt an 8 QM. mit 26.800 Einw. und 70.000 Gld. Einkommen.

Schönheit. Man hat vielfach versucht, eine Erklärung von diesem Worte zu geben, oder vielmehr, begreiflich zu machen, worin eigentlich die Schönheit bestehe; allein alle diese Versuche mußten mißlingen, weil das Schöne kein Begriff ist. Wenn sich begreifen ließe, worin das Schöne läge, so müßte es sich auch lehren lassen, es müßte Regeln geben, durch deren Erlernung Jeder in den Stand gesetzt würde, das Schöne darzustellen, d. h. ein Künstler zu werden. Dieß geht aber bekanntlich nicht an; der Künstler wird geboren, das Genie ist allein Gabe der Natur, der Mensch kann es durch seine Thätigkeit nicht erwerben; und das Genie macht den Künstler, das Genie ist eben das Vermögen, das Schöne darzustellen. Alle Erklärungen, die man von diesem Worte geben kann, sind nur Worterklärungen, das Wesen der Sache ist und bleibt unbegreiflich, man wird nie die Merkmale auffinden, die eine Sache schön machen, denn das Schöne läßt sich nie denken und erkennen, sondern nur beurtheilen und empfinden. Doch sind diese Erklärungen nicht ohne Nutzen. — Schön ist Das, was durch die bloße Vorstellung gefällt, was Wohlgefallen erregt, weil es unserm Vorstellungsvermögen angemessen ist. Das Schöne macht nicht bloß auf unsre Sinne einen angenehmen Eindruck, es beschäftigt auch unser Vorstellungsvermögen. Diejenigen Seelenkräfte, die durch Betrachtung des Schönen in ein angemesse-

nes Spiel, d. h. in eine unbedingte, freie, anstrengungslose Thätigkeit gesetzt werden, sind das Anschauungsvermögen oder die Einbildungskraft und der Verstand im weitern Sinne. Was schön seyn soll, muß beide Kräfte in gleiche Thätigkeit setzen, ein schöner Gegenstand gibt ebenso viel zu denken durch leichte Einsicht Dessen, was er ist, als anzuschauen durch viele sinnliche Merkmale. Beide Kräfte müssen gleich und unabhängig beschäftigt seyn, der Verstand darf nicht der Sinnlichkeit, noch die Sinnlichkeit dem Verstande eine Regel vorschreiben. Weil die Gegenstände, die wir durch die andern Sinne wahrnehmen, bloße dunkle Gefühle hervorbringen, und der Verstand Nichts dabei denken kann, so nennt man auch diese nicht schön, sondern bloß die sichtbaren und hörbaren. Das Wohlgefallen am Schönen beruhet aber gar nicht auf der erkannten Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, denn wir urtheilen gleich beim ersten Anblick, daß Etwas schön oder nicht schön sey, ohne den Zweck zu kennen, den es hat, ohne die innere Einrichtung dieser Sache zu kennen, durch welche allein sie den Zweck erreichen kann; wir nennen Manches schön, wovon wir gar nicht wissen, ob es irgend einen Zweck hat, z. B. eine Blume. Das Schöne liegt nämlich gar nicht in der Materie, sondern bloß in der Form; daß eine Statue von Gold ist, macht sie nicht zu einem schönen Kunstwerke, als solches betrachtet kann eine andre von schlechtem Sandsteine größern Werth haben; ein schönes Gemälde gefällt ebenso sehr, als die Person, die es vorstellt. Es können 2 Dichter denselben Stoff zu einer Tragodie wählen, aber nur das Werk des wahren Dichters wird ein schönes Kunstwerk, dagegen das andre ein elendes Produkt seyn kann. Aber auch in dem Wesentlichen der Form liegt es nicht, sondern bloß in dem Zufälligen, das sich nun auf keine Art weiter beschreiben läßt. Es gibt eine äußre und eine innre Schönheit der Form, und nur die letzte, die geistige, macht eigentlich das Wesen der Schönheit aus, obwohl auch die äußre für sich allein zuweilen gefallen kann. Ein ganz regelmäßiges Gesicht kann in gewisser Hinsicht gefallen, wenn es auch keinen Geist ausdrückt; allein unendlich mehr wird es uns gefallen, wenn der Adel der Seele sich in jedem Zug und jeder Miene malt. Schiller nennt diese äußre Schönheit die architektonische (s. Grazie), und sie ist freilich zur Schonheit unentbehrlich, aber manche Gegenstände, z. B. ein Gedicht, werden durch sie allein durchaus nicht schön. Nur diese äußre Schönheit läßt sich durch Regeln bestimmen. — Weil das Schöne bloß in der Form liegt, so ist auch das Urtheil, wodurch wir Etwas für schön oder nicht schön erklären, so ist ein Geschmacksurtheil, oder das Wohlgefallen am Schonen, durchaus uninteressirt, wir haben kein Interesse (das Wort im gemeinen Sinne genommen, s. Interesse) für das Objekt selbst. Das heißt, das Daseyn des Gegenstandes ist uns ganz gleichgültig, wir finden Etwas schön, ob wir es gleich nicht selbst genießen und besitzen; ob es für uns Vortheil habe, kümmert uns gar nicht, ja wir können sogar das Unnütze, das Ungelegene, das Schädliche, das Furchtbare schön finden. In der Wirklichkeit fällen wir freilich selten solche reine Geschmacksurtheile, weil es allerdings auch noch andre Gründe geben kann, warum uns ein schöner Gegenstand gefällt, die wir aber mehr von der Sache selbst, von der Materie hernehmen. Das reine Wohlgefallen an der Form kann sich fast nur bei einigen Werken der zeichnenden und bildenden Künste offenbaren, z. B. bei Arabesken, Laubwerk, Schnörkel u. s. w., sobald sie sonst keine Absicht erreichen und nicht etwa zu Verzierungen dienen sollen; bei andern Werken dieser Künste kann man selten die Form vom Gegenstande, bei Werken der schönen Redekünste die Form nicht vom Inhalte trennen; bei Werken der Baukunst dringt sich gleich die Frage nach der Absicht und Zweckmäßigkeit des Gebäudes auf, mit welcher eigentlich die Schönheit Nichts zu schaffen hat. Weil nun die Schönheit bloß in der Form

liegt, und die Form alsdann schön ist, wenn sie unserm Vorstellungsvermögen angemessen ist, und dasselbe in eine freie Thätigkeit setzt, und weil wir voraussetzen, daß dieses Vermögen bei allen Menschen auf einerlei Art eingerichtet ist, so halten wir auch die Geschmacksurtheile für allgemeingültig, wir verlangen, daß jeder (gebildete) Mensch Das für schön halten, und in dem Falle einer Nichtübereinstimmung zweifeln wir entweder an der Geistesfähigkeit des Andern, oder, wenn er ein anerkannt kompetenter Richter wäre, an unsrer eignen. Diese Allgemeingültigkeit der Geschmacksurtheile ist insofern begreiflich, weil sie ganz ohne Interesse gefällt werden, und die Anerkennung des Schönen nur voraussetzt, was bei jedem Menschen vorausgesetzt werden kann; allein insofern ist sie auffallend, weil sich diese Urtheile nicht beweisen, nach Regeln einrichten und aus Gründen herleiten lassen. Der Geschmack, als ein Zweig der Urtheilskraft, richtet freilich nach Regeln, aber diese werden nie deutlich vorgestellt, sondern nur deutlich empfunden; der Verstand kann keine Regeln für den Geschmack erfinden. Dadurch unterscheiden sich die Urtheile über das Schöne sehr von den Urtheilen über das Angenehme und Vollkommene. Das Schöne soll Jeder schön finden; es ist immer ein Lob, ein Mann von Geschmack zu heißen, es ist immer ein Tadel, wenn man Jemand Mangel an Geschmack vorwirft. — Obgleich die Zweckmäßigkeit des Gegenstandes gar keinen Einfluß auf die Beurtheilung des Schönen hat, so müssen wir doch voraussetzen, daß das Schöne selbst einen Zweck habe; dieser Zweck aber läßt sich nicht deutlich erkennen, wir haben keinen Begriff von der Absicht und von der Art, wie sie erreicht wird. Bei Naturschönheiten können wir gar Nichts davon erkennen, denn es gibt auch viel Häßliches in derselben; bei dem menschlichen Künstler könnte man zwar die Absicht annehmen, daß er Wohlgefallen erregen, daß er einen Gegenstand hervorbringen wolle, der den Bedingungen unsres Vorstellungsvermögens angemessen sey. Allein wie und wodurch wird dieß Wohlgefallen erregt? Was ist den Bedingungen unsres Vorstellungsvermögens angemessen? Auf diese Fragen muß man die Antwort schuldig bleiben, es läßt sich kein allgemeines Merkmal und Kennzeichen der Schönheit auffinden, wodurch unter allen Umständen und in jedem Falle eine Sache schön würde. Gewöhnlich hat man die Schönheit durch Einheit in der Mannichfaltigkeit erklärt. Allein es gibt viele Gegenstände, die diese beiden Merkmale haben, wie z. B. eine Dampfmaschine oder eine andre zusammengesetzte Maschine, die doch Niemand schön nennen wird; es gibt schöne Gegenstände, in denen nicht viel Mannichfaltigkeit herrscht, z. B. eine Rose. — Das Schone ist nun allerdings von dem Angenehmen und Vollkommnen unterschieden; aber wenn man ein schönes Kunstwerk in der Wirklichkeit betrachtet, so verlangt man doch von demselben auch, daß es vollkommen sey, und weil wir alle freie Handlungen des Menschen auf Sittlichkeit beziehen, so soll es auch Sittlichkeit haben. Nur wenn ein Kunstwerk angenehm, schön, vollkommen und sittlich zugleich ist, hat es die höchste Schönheit. — Clodius (systematische Poetik 1 Th.) erklärt Schön durch den Schein oder Abglanz des Idealen im Realen (Wirklichen). Da nämlich das Ideal (s. d.) als das Höchste und Absolute nie befriedigend angeschauet und hervorgebracht werden kann, aber gleichwohl die Aufgabe der Kunst Darstellung des Idealen ist, so können die Schöpfungen der Kunst in der Wirklichkeit auch nur einen Schein, Wiederstrahl, Abglanz des Ideals geben. Darum gibt es kein Höchstes der Schönheit, alle Wirklichkeit bleibt unter dem Ideal; aber es gibt Grade der Schönheit. Es gibt ein niederes und ein höheres Schöne. Das niedre Schöne oder das Naturschöne wird schon in dem sinnlichen Menschen dargestellt, der die Idealität der instinktmäßigen Natur fühlt; es kann mit einer größern Leichtigkeit gefaßt werden,

es reizt durch seine Lebendigkeit das Individuum. Das höhere oder geistige Schöne kann sich nur dann darstellen, wenn der Mensch erst ein Gefühl der Trennung, dann der Identität (Einerleiheit) des Geistes und der Natur, oder den Himmel im Bewußtseyn erringt; es gibt ein gemischtes Gefühl, das zu fassen man sich zu einem über das Individuum erhöheten Standpunkt emporgeschwungen haben muß, es schlägt unser niedres Selbst erst nieder, und erhebt uns dann zu einem höhern Seyn. Dieses zusammengesetzte Gefühl nennt man Rührung. Daher kann man das niedre Schöne auch das Reizendschöne, das höhere das Rührendschöne nennen. Jedes hat vier Arten oder Grade; die vier Grade des niedern Schönen sind: das Niedliche, das Sanfte, das Lebendigschöne (die Grazie), das Naive (das Jungfräulichschöne); die vier Grade des höhern Schönen sind: das Heftige, das Starke, das Große, das Erhabne. (Vergl. Kunst, Poesie, Malerei u. a.) — In Hinsicht der zahlreichen Literatur dieses Gegenstandes verweisen wir auf Ersch's Literatur der schönen Künste, Nr. 5 — 31. (systematische Schriften über Aesthetik), und insbesondere auf Nr. 55 — 67. S. 7. und 8.

Schönheits- oder Kosmetische Mittel nennt man alle Mittel, durch welche die Gesundheit und Schönheit des ganzen menschlichen Körpers wie seiner Theile erhalten und ihrer Verunstaltung vorgebeugt werden sollen. Man kann sie in vier Klassen eintheilen: in mechanische, hierher gehören Schnürbrüste, Corsette mit und ohne Fischbein, und eine Menge chirurgische Maschinen, welche alle dazu dienen, entweder dem gesunden Körper eine schönere, festere Haltung und eine reizendere Form zu geben, oder einzelne Glieder, die durch Krankheit, wie bei der englischen Krankheit, entstellt sind, durch eine allmählig und langsam wirkende Gewalt in die gesunde Richtung zurückzubringen, als bei Krümmung des Rückens, bei schiefen Schenkeln. Zweitens chemische; sie bestehen gewöhnlich aus einer Mischung chemischer Mittel, und beziehen sich meist auf die Cultur der Haut, der Haare, der Zähne und Nägel. Um diese Organe schön und gesund zu erhalten, trägt am meisten Reinlichkeit bei; daher sind auch warme und kalte Bäder, und das Abwaschen des Körpers so wohlthätig für die Weiche und Weiße der Haut, sowie für das Wohlseyn des Gesammtorganismus. Zu demselben Zwecke sind mehrere Wasser, Tinkturen, Seifen, Pasten ꝛc. empfohlen worden. Die bekanntesten Schönheitswasser enthalten Rosen- oder ein anderes wohlriechendes Wasser, Benzoetinktur, Perubalsam oder Mekkabalsam ꝛc. Sie schaden nicht, werden aber auch wenig nutzen; schädlich hingegen sind alle Wasser, die metallische Säuren enthalten, und die man gewöhnlich gegen Hautflecken anräth. Zu empfehlen sind Seifen, und je inniger die Sättigung der Kalilauge mit dem Oele oder Fette und je reiner dieses ist, desto besser ist die Seife; ihre Güte wird durch den Zusatz aromatischer Oele nicht gehoben. Ein sehr gutes Waschmittel sind die Mandelkleien, sie reinigen die Haut besser als die Seife, und erhalten sie überdieß weich und geschmeidig; sie sind selbst den Pasten zum Waschen, die meist aus zerriebenen Mandeln, Eidotter, Zitronensaft, wohlriechenden Wassern und Oelen bestehen, vorzuziehen; denn sie sind wenig kostbar und reinigen besser. Reiner Zitronensaft, frisch aufgestrichen und nach einigen Stunden wieder abgewaschen, ist ein kräftiges Mittel gegen die Sommersprossen und Leberflecken. Die Schminken (s. d.) sind fast alle ohne Unterschied schädlich, ihres Gehaltes an mineralischen Substanzen wegen, welche nicht nur die Haut verderben, sondern selbst innere Krankheiten hervorrufen können. Die Pomaden zur Beförderung des Haarwuchses lassen sich durch Mandelöl mit einigen Tropfen Perubalsam ersetzen. Zur Reinigung der Zähne reicht ein öfteres Ausspühlen des Mundes mit weder zu warmem noch zu kaltem Wasser, und das Bürsten derselben mit einer weichen Bürste hin; ein gutes

Zahnmittel ist ein Pulver aus Kohle, China oder Eichenrinde ꝛc. Alle metallische und scharfe Substanzen sind den Zähnen nachtheilig, sowie das Bürsten mit einer harten und steifen Bürste. Ein drittes Schönheitsmittel besteht in einer gesunden, mäßigen Diät und Bewegung; vor allen bilden Tanzen und Reiten den Körper vortheilhaft aus; sie gewöhnen ihm eine feste, sichere Haltung, und besonders das erstere, eine elegante Bewegung an, ohne welche die körperliche Schönheit einen großen Theil ihres Reizes verliert. Das vierte Schönheitsmittel ist Ausbildung des Herzens und Geistes: vorherrschende, wohlwollende Gesinnungen und ein geistiges Leben geben selbst dem häßlichen Gesichte einen Interesse erregenden Zug, den ein anderes mit schönen Zügen, in welchen sich aber kein Seelenleben, keine innere Schönheit abspiegelt, entbehrt. Zu empfehlen sind unter vielen hierher gehörigen Schriften vorzüglich: G. E. Klettens Versuch einer Geschichte des Verschönerungstriebes im weiblichen Geschlechte, nebst einer Anweisung, die Schönheit ohne Schminke zu erhöhen (Gotha, 1792, 8.); Trommsdorf's Kallopistria, oder die Kunst der Toilette für die elegante Welt, eine Anleitung zu Verfertigungunschädlicher Parfums und Schönheitsmittel (Erfurt, 1805, 8.); Schregers kosmetisches Taschenbuch für Damen zur gesundheitsgemäßen Schönheitspflege ihres Körpers (Nürnberg, 1810, 8.); Klees Schrift über die weiblichen Brüste und die Mittel sie gesund und schön zu erhalten, ein Lesebuch für Frauenzimmer (Frankf. a. M., 1806, 8.); unentbehrliches Taschenbuch für Frauen, oder Anleitung, die weibliche Gesundheit und Schönheit zu erhalten und zu erhöhen (Berlin, 1823, 8.).

Schöne Künste, s. Kunst Nro. II. und III.

Schöne Wissenschaften (nach dem Franz. belles lettres), einem ältern Sprachgebrauche zufolge Redekunst und Dichtkunst im Gegensatze der schönen Künste: Tonkunst, Malerei ꝛc., sofern sich jene zur Erreichung ihrer Zwecke willkürlicher, diese aber natürlicher Zeichen bedienen. Neuere Kunstlehrer haben jene beiden Künste in die Reihe der schönen Künste, was sie allerdings ihrem Wesen nach sind, wieder aufgenommen und den Namen schöner Wissenschaften mit Recht als unpassend verworfen. Vergl. die Art. Kunst, Rhetorik, Poesie.

Schonen (schwedisch Skane), die südlichste Landschaft Schwedens, zugleich einer der schönsten und fruchtbarsten Theile dieses Reichs, eine Provinz von Gothland, grenzt im W. an den Sund, im O. an die Provinz Blekingen und die Ostsee, im S. an die Ostsee, im N. an die Provinzen Halland und Smaland, und enthält auf 1889 QM. 292.000 Einw., die sich durch ihre besondere Mundart, sowie durch ihre Sitten von den übrigen Schweden auszeichnen. Sie gehörte vormals den Dänen, kam aber 1658 im roeskildschen Frieden an Schweden. Im nördlichen Theile Schonens wechseln Gebirge mit Hügeln, Thälern, Ebenen, Seen und beträchtlichen Wäldern ab; der südliche Theil ist ganz flach. Das Klima ist im Ganzen gelinde. Der Reichthum des Landes besteht in Eisen, Alaun, Steinkohlen, Sand-, Schleif- und Mühlsteinen, Kalk- und Bleierzen; Getreide, Hülsenfrüchten, Holz, großen starken Pferden, vortrefflichem Rindvieh, Bienen, Fischen u. s. w.; auch finden sich in dieser Provinz Schwedens allein Störche und Nachtigallen. Getreide, Vieh und Holz sind die Hauptausfuhrartikel. — Schonen zerfällt in die beiden Statthalterschaften Christiansstadt und Malmoehus. Die bedeutendsten Städte in Schonen sind: 1) Malmoe, eine der ältesten und wohlhabendsten Städte des Landes in einer fruchtbaren Gegend, am Sund, hat einen schönen, mit guten Gebäuden umgebenen Marktplatz, alte zerfallene Wälle, ein festes Kastell und 6000 Einw., welche einige Fabriken und wichtigen Getreidehandel unterhalten. Der Hafen ist unbedeutend. 2) Christiansstadt, am Flusse Helge-Aa, regelmäßig gebaut und fest,

hat 3100 Einw., Fabriken und Handel. 3) Helsingborg, Seestadt auf einer schmalen Landzunge an dem hier eine Stunde breiten Sunde, ist von steilen Anhöhen umschlossen, hat einen sichern Hafen, 2100 Einw., und ist der Ueberfahrtspunkt nach Seeland. In der Nähe liegt in einem angenehmen Thale mit schönen Umgebungen einer der besuchtesten Gesundbrunnen Schwedens, dessen Wasser ein schwacher Säuerling ist. Es gibt hier gute Badeanstalten und in nicht weiter Entfernung auch ein vielbenutztes Seebad. 4) Lund, offene und unregelmäßig gebaute Stadt, von 3400 Einw., am Flusse Helge-Aa, war in ältester Zeit der Sitz sehr mächtiger Bischöfe; daher besitzt sie auch noch an ihrer Domkirche aus dem 11. Jahrh. eines der größten und prächtigsten Gebäude der Art in Skandinavien, höchst solide, nicht eigentlich gothisch, sondern altsächsisch mit runden Bogen gebaut. Lund ist der Sitz eines Bischofs, eines Prediger-Seminars, einer Universität, welche 1666 gestiftet wurde. Diese besitzt zwei schöne Gebäude, worin eine große Bibliothek, das Museum und mehrere Hörsäle, eine Sternwarte, einen botanischen Garten und andere Hülfsanstalten. Sie zählt über 550 Studenten. Die 22 Professoren haben hier eine bessere Besoldung, als zu Upsala.

Schönschreibekunst. Sie ist am frühesten in Indien kultivirt worden. Man schreibt daselbst gewöhnlich auf feines glattes Papier oder auf Pergament mit Schilfrohr, das wie unsere Federn zugeschnitten ist: doch in einigen Bezirken schreibt man noch jetzt mit einem eisernen Griffel auf ein Palmblatt; Kaufleute schreiben mit einem Bleistifte von Topfstein auf einen Tuchstreifen, der auf beiden Seiten mit Leim und Kohle überzogen ist. Diese Schrift läßt sich auslöschen. Bei Ceremonienschriften trägt man die Buchstaben mit Goldfarbe auf eine Art gelbes, sehr kostbares Pergament von dem Felle des Schweinhirsches verfertigt, auf. — In den Regeln der deutschen Schönschrift folgte man sonst englischen Werken, z. B. dem trefflichen Butterworth'schen. Eigenthümlichen Werth hat das System von Roßberg zu Dresden. Auch schätzt man Hennings berliner Schulvorschriften (Berl. 1817), Küfels Meisterstücke der Schönschreibekunst (Nro. 1—40. Prag 1819), die in Kupfer gestochenen kalligraphischen Musterschriften von Heinrichs in Köln, Jäck in Berlin, Burka in Wien ꝛc. Auch enthalten zweckmäßige Anleitungen zum Schönschreiben: Olivier, über den Werth guter und natürlichen Unterrichtsmethoden; Dolz's Hülfsbuch; Zerrenners Methodenbuch; Wilmsen's Unterrichtskunst; Pöhlmanns Schreibelektionen; Tillich's Grundregeln der Schön- und Rechtschreibekunst; Natrop's Briefwechsel einiger Schullehrer, u. A. m. Alle Regeln beruhen darauf, daß man die Schreibekunst im Unterricht als Zeichenkunst behandle. Man lasse daher dem eigentlichen Buchstabenzeichnen das mathematische Elementarzeichnen vorangehen, und übe zuerst die Grundstriche ein.

Schöpflin (Johann Daniel), ein großer Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. 1694 zu Sulzburg im Breisgau aus einer angesehenen Familie, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf den Hochschulen zu Basel und Strasburg, wo er, durch seltene Talente begünstigt, schnelle Fortschritte machte. 1720 wurde er an letzterer Universität Professor der Geschichte und Beredsamkeit, welche er mit ausgezeichnetem Beifall vortrug, sodaß sein Name bald in ganz Deutschland und Frankreich berühmt ward. 1726 unternahm Schöpflin, um seine Kenntnisse zu erweitern, eine Reise durch Frankreich, Italien und England, und ward nach seiner Rückkehr mit einem Canonicat an St. Thomas beehrt, sowie von Ludwig XV. zum kön. Rath und Historiographen erhoben. Um Materialien für seine Geschichte des Elsasses zu sammeln, besuchte er die vorzüglichsten Bibliotheken der Schweiz, Deutschlands und der Niederlande, und kehrte mit reichen Schätzen beladen

nach Strasburg zurück. Nun erschien sein berühmtes, von dem rastlosesten Fleiße zeugendes Werk: Alsatia illustra (1751 — 61, 2 Bd. in Folio). Schöpflin überreichte dasselbe Ludwig XV., und bewirkte bei dieser Gelegenheit vom König die Bestätigung der Vorrechte der protestantischen Hochschule Strasburg. Er starb 1771 im 78. Jahre seines thätigen Lebens. Seine schöne Büchersammlung und sein reiches Antiquitäten-Cabinet, welches von Oberlin beschrieben worden (Museum Schoepflinianum m. Kpf.), hinterließ er der Stadt Strasburg. In der Thomaskirche ward ihm ein einfaches, aber schönes Denkmal errichtet. Schöpflins vorzüglichste Werke, außer dem erwähnten, sind: Hist. Zaeringo-Badensis (7 Bde. 4to.); Vindiciae celticae, welches den Beweis liefert, daß die Celten nicht mit den Germanen Eines Stammes waren; Alsatia diplomatica und Alsaticarum rerum Scriptores (eine Urkundensammlung und eine Sammlung der elsässischen Historiker, als Anhang zur Geschichte des Elsasses bestimmt, wurden erst nach seinem Tode von dem gelehrten Prof. Koch herausgegeben). Mehrere seiner kleinern Abhandlungen erschienen in den Memoiren der franz. Akademie der Inschriften.

Schöpfung, in Bezug auf Gott jener Akt der schaffenden Urkraft, wodurch die Welt hervorgebracht wurde; in einem andern Sinne das Weltall, d. h. der Inbegriff alles Dessen, was außer Gott existirt. Da der Begriff Schöpfung nothwendig einen Schöpfer voraussetzt, so können alle Kosmogenien, die auf dem atomistischen System (s. Atomistik) beruhen, auch von keiner Schöpfung, nur von einem Werden und Gewordenseyn, sprechen. Gott läßt sich in verschiedenen Verhältnissen als Schöpfer zur Welt denken: entweder war die Materie gleich ewig mit Gott und er nur der Ordner und Bildner derselben zu einer Welt (mehrere alte Kosmogenien des Orients und Philosophen, als Plato in seinem Timäus von Lokros, dachten so), oder die Materie ist zwar eine Schöpfung Gottes, aber eine ewige. Gott, als die allebende, ewige, unendliche Urkraft, muß nothwendig keinen Anfang ihrer Thätigkeit gehabt haben; denn der Begriff eines schaffenden Prinzips in Gott und in der Gottheit ist so wesentlich, daß man es nie von ihr getrennt oder unthätig denken kann. Ein Gott, der wie der indische Brahma Aeonenlang meditirt, ehe er schafft, ist kein Gott. Eine dritte Meinung ist: die Welt habe zwar von Ewigkeit her in Gott als Idee existirt, aber sey in der Zeit geschaffen worden. Man unterscheidet hier eine doppelte Schöpfung, eine unmittelbare und mittelbare; die erste ist die Schöpfung der Materie von Gott mit Kräften, die nach nothwendigen Gesetzen wirksam seyn müssen, begabt; die mittelbare Schöpfung ist die Bildung und Entwickelung der Materie, mittelst dieser gesetzmäßig thätigen Kräfte zu einer Weltordnung und einem Weltzweck. Diese Ansicht ist die christliche.

Schöppenstuhl. Schöppen, Schöpfen, Scheffen, Scabini, nannte man (vom Schaffen oder Schöpfen der Rechtssprüche) die Recht sprechenden Beisitzer eines Dingstuhls. Ding hieß bei den alten Deutschen jede öffentliche Volksversammlung, das Gericht und der Gerichtstag. Als in der Folge die Gerichte bestimmte Sitze erhielten, wurden sie Dingstühle, und die bedeutendern unter denselben Schöppenstühle genannt. Der vorsitzende Richter wählt die Schöppen aus freier, der einheimischen Rechte kundigen Männern; der Landesherr bestätigt sie. Unter den Scheffenstühlen im Mittelalter war besonders der zu Magdeburg so berühmt, daß man nicht nur aus Sachsen, sondern auch aus andern deutschen Provinzen, ja selbst aus Polen und Schlesien rechtliche Entscheidungen bei demselben einholte. Die magdeburger Scheffen zeichneten die Grundsätze auf, nach welchen sie Recht sprachen, und theilten diese Sammlung, welche das magdeburgische Scheffen- oder Weichbildsrecht, auch das sächsische Weichbild genannt wird, und noch jetzt

von großem Werth ist, unter ihrem Siegel Andern auf Verlangen mit. Auch der Schöppenstuhl auf der im J. 1402 zerstörten Burg Dohna ohnweit Dresden, stand in großem Ruf. Er wurde das Dohnsche Mal und Ritterding genannt, und war von 18 Schöppen unter Vorsitz des Burggrafen besetzt. Noch lange nach Zerstörung der Burg Dohna bestand derselbe, sprach aber zuletzt nur über Lehnsangelegenheiten und wurde im J. 1572 mit dem zu Leipzig 1420 errichteten Schöppenstuhle vereinigt. Ueberhaupt verloren diese Gerichte von der Zeit an, als das römische Recht in Deutschland Eingang fand, immer mehr an ihrem Ansehen und verschwanden endlich ganz. Sonderbar, daß, als unsere Schöffen im 16. und 17. Jahrh. theils aus den Justizhöfen entfernt wurden, theils alle Bedeutsamkeit als Urtheiler verloren, die Hexenprozesse entstanden und immer blutiger wurden. Fast sollte diese Wahrnehmung als eine neue Empfehlung für die Geschwornengerichte gelten, die mit dem altdeutschen Institute der Scabinen so manche Aehnlichkeit haben. Zu Leipzig befindet sich noch ein aus vier königl. und vier Rathsmitgliedern zusammengesetztes landesherrliches Spruch-Collegium, welches den Namen eines Schöppenstuhls führt, aber keine Gerichtsbarkeit hat, sondern sich nur damit beschäftiget, Urtheile abzufassen, wenn es darum ersucht wird. Auch die in wichtigen Bergrechtsfällen entscheidende, schon im J. 1294 vorkommende, richterliche Behörde zu Freiberg führt den Namen eines Bergschöppenstuhls, und besteht aus Mitgliedern des dasigen Raths und einigen Bergbeamten.

Schoreel (Johann van), einer der berühmtesten niederländischen Maler, erhielt seinen Namen von dem Dorfe Schoreel bei Alkmaar, wo er 1495 geb. wurde. Er verlor seine Aeltern in früher Jugend, ward aber von seinen Vormündern fromm erzogen, und zeigte als Kind schon eine große Vorliebe für die Malerei. 1509 ward er deßhalb nach Harlem zum Meister Wilhelm Cornelis gesandt, um die Anfangsgründe der Kunst zu lernen. Hernach kam er im 18. Jahre seines Alters nach Amsterdam in die Werkstätte des trefflichen Jakob Cornelis, wo er glänzende Fortschritte machte. Immer nach Höherm strebend, verließ er Amsterdam nach einigen Jahren, und ging zu dem großen Meister Joh. v. Mabuse nach Utrecht, von wo er aber bald, durch das ausschweifende Leben dieses Künstlers bewogen, abreiste. Er besuchte nun mehrere Städte, wo berühmte Maler wohnten; in Nürnberg nahm ihn Dürer wohlwollend auf; er weilte indeß, jenes Mannes Vorliebe für Luthers Lehren verabscheuend, nicht lange, und zog 1517 nach Venedig. Hier schiffte er sich in Gesellschaft eines holländischen Mönchs nach Palästina ein. Auf dieser Reise zeichnete er alle Vorgebirge und Meerengen mit großem Fleiße ab, vorzüglich die Küsten von Candia und Cypern. In Jerusalem besah er alle Merkwürdigkeiten, und zeichnete an den Ufern des Jordans jene Karte, der er sich später in dem herrlichen Gemälde, Josua's Durchgang durch den Jordan vorstellend, bediente. Auch nahm er die Lage von Jerusalem auf und zeichnete das heil. Grab und andere heil. Oerter. Nach einem 3jährigen Aufenthalt verließ er Palästina, und reiste 1520 nach Rom, wo ihm Papst Adrian VI. die Aufsicht über das Belvedere gab; dabei studirte er die allbewunderten Werke Raphaels, Angelo's und Romano's. Nach Adrians Tod kehrte er nach Holland zurück, wo er zu Utrecht die Seltenheiten, die er aus Palästina und Italien mitgebracht, bekannt machte. Sich einzig der Kunst weihend, arbeitete er manches treffliche Stück im Hause seines Gönners, des Dechanten Lockhorst in Utrecht, sowie, als hier bürgerliche Unruhen entstanden, in Harlem, im steten Umgange mit den Edelsten und Gebildetsten des Landes, die den vielgewanderten und unermüdeten Künstler liebgewannen, und von Zeit zu Zeit andere Städte in den Niederlanden besuchend, für die er ehrenvolle Aufträge erhielt. So bat man ihn, ein großes

auf vier Flügelthüren auszuführendes Altargemälde in der Marienkirche zu Utrecht zu übernehmen, das nachher Philipp der Zweite 1549 für Spanien erkaufte. Selbst nach dem hohen Norden drang sein Ruhm, und Schwedens König, für den er eine heil. Jungfrau gemalt, sandte ihm einen Ring, einen Marderpelz, seinen eigenen Eisschlitten mit vollständigem Geschirre. Auch zeichnete sich Schoreel durch seine Fertigkeiten in der Poesie und der Tonkunst aus, verstand mehrere Sprachen und führte ein tugendhaftes Leben. Er starb 1562 im 67. Jahre seines Lebens. Man hat ihn mit Joh. van Eyk, und wohl mit Recht, verglichen, da er unübertroffene Farbenpracht, Wahrheit in dem Colorit, dem Ausdruck, der Wärme der Zeichnung, gleich diesem, vereinigt, und höchstens in der Ausführung der Einzelheiten ihm nachsteht. Leider hat die fanatische Wuth der niederl. Bilderstürmer in den Jahren 1560 bis 70 die meisten seiner trefflichen Gemälde vernichtet; nur in einigen Kunstsammlungen findet man daher Werke von ihm. Vier seiner schätzbarsten Gemälde besitzt die ehemalige Boisserée'sche, jetzt königl. baierische Sammlung zu Schleißheim.

Schörl, s. Turmalin.

Schottland (Scotland — bei den Alten Caledonia), ein seit 1707 mit England unter dem gemeinschaftlichen Namen Großbritannien vereinigtes Königreich, umfaßt den nördlichen kleinern Theil der Insel Großbritannien. Südlich wird es durch den Fluß Tweed, nach Osten fließend, und den Esk, nach Westen fließend, sowie durch das dazwischen liegende Teviotgebirge von England getrennt, im Westen vom caledonischen Meere und von der Nordsee im Norden und Osten umflossen. Das Ganze mit seinen Inseln erstreckt sich von 54° 64′ — 60° 44′ N. Br. und enthält einen Flächenraum von 1534 QM., auf welchen an 2.150.000 Menschen leben. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit ist Schottland in die Nieder- (Lowlands) und Hochlande (Highlands) eingetheilt. Erstere erstrecken sich von Englands Grenzen bis zu den Mündungen der Flüsse Tay und Clyde, haben meistens eine gebirgige Oberfläche, aber zwischen den Bergen fruchtbare Thäler, und der Boden ist in einem beträchtlichen Umfange kultivirt. Unter den Armen des schottischen Gebirges sind vorzüglich zu bemerken der Teviot, gegen England die Grenze bildend; von ihm dehnen sich nach dem nördlichen Schottland die Pentlandsgebirge aus, nördlich von diesen die Lowthers- und die Leadhills. Von den Niederlanden scheiden die Grampiangebirge den nördlichen Theil Schottlands, das Hochland. Jenes Gebirge, das in der Ferne als eine unzerrissene Masse erscheint, ist durch viele Thäler und Schluchten getrennt, von welchen die größten die Betten der Ströme Leven, Earn, Tay und Tee sind. Die höchsten Gipfel sind der Benlomond, der Benlawers, die Schichallain u. a. Die Hochlande erscheinen von diesen Höhen in ernster Pracht, in ihrer fürchterlich-schrecklichen Erhabenheit: Berge über Berge sieht man in immer wunderbareren und immer ungeheuerlicheren Formen hintereinander in die Wolken streben, deren ödes Ansehn und die tiefen felsigen Rinnen, wovon sie durchfurcht sind, Spuren heftiger Naturgewalt verrathen. Nach den Gipfeln hin ist wenig fruchtbarer Boden, tiefer unten aber findet man eine dünne Decke von Heidekraut, wo nur Raubvögel, weiße Hasen und Schneehühner wohnen. Weiter abwärts leben Rothwild und Haselhühner, und auf nährenden Weiden, die mit üppigem Heidekraut abwechseln, sieht man zahlreiche Schafheerden. Am Fuße der Gebirgen öffnen sich viele anmuthige Thäler, die von Bergströmen gewässert, oder von romantischen Seen bedeckt, zuweilen auch schön bewaldet sind und verschiedene Getreidearten hervorbringen. Viele von diesen Thälern enthalten eine ansehnliche Volksmenge, deren Hauptreichthum aus Heerden besteht. Die westliche Küste von Schottland hat durch die vielen, zum Theil bedeutend großen Meerbusen und durch

die dadurch entstehenden Halbinseln und Landzungen eine ganz besondere Gestalt; Inseln und Klippengruppen umgeben das Land auf der West- und Nordseite. Schottland wird in seinem Innern von vielen Flüssen bewässert, welche gewöhnlich einen reißenden Lauf haben und die romantische Schönheit der Hochlande erhöhen; oft sind sie der einzige Pfad, der zwischen unbetretne Gebirge führt; oft durchschneiden sie diese und brechen aus ihrem Fuße wie ein neuer Strom hervor. Die bedeutendsten Flüsse, welche sämmtlich auf eine Strecke befahren werden, sind: 1) der Tay, welcher sich, nachdem er vorher den Lochy, Loyn, Tumel und Illa aufgenommen, bei Dundee in die Nordsee ergießt; 2) der Clyde, welcher bei Bonington und Stone Byres zwei ansehnliche Kataraкte bildet und in das irische Meer fällt; 3) der Furth, der die Teith, den Allan und Devon aufnimmt und unterhalb Alloa in einem breiten Busen in die Nordsee geht; 4) der Spey, auf dem Grampian entspringend, mündet sich ebenfalls in die Nordsee. Die vornehmsten Kanäle sind: 1) der 7 Meilen lange Glasgowsche Canal, den Clyde mit dem Furth und dadurch zwei Meere mit einander verbindend. Die Erbauung dieses, über den Fluß Kelvin geführten hier und da durch Felsen gehauenen Canals, welcher 43 Aquädukte hat und große Schiffe trägt, kostet 330.000 Pf. Sterl. 2) Der Caledonische Canal, welcher am atlantischen Meere beim Fort William anfängt, durch die drei Seen Lochy, Vich und Neß geht und bis in den Murray-Frith, einen Busen der Nordsee, an dem Inverneß liegt, führt. Er hat einen Wasserstand von 23 engl. Fuß und ist folglich, außer dem neuen niederländ. Canal von Amsterdam nach Nieuwe-Diep, der tiefste und breiteste Canal in Europa; denn es können ausgerüstete Fregatten von 32 Kanonen durch ihn schiffen. Die großen Hafenanlagen an beiden Meermündungen sind so räumlich und tief, daß sie die größte Flotte aufnehmen können. Wegen der drei benutzten Seen wurden nur 65 engl M. dieses Canals ausgegraben, und kamen die Kosten nur auf 800.000 Pf. Sterl. zu stehen. Der gefährliche Umweg um Hochschottlands klippenreiche Küste ist nun dem Schiffer erspart. Bei widrigem Winde ziehen Dampfböte die den Canal passirenden Schiffe vorwärts. Er wird künftig die Hauptwasserstraße zwischen Irland, Liverpool und der Ostsee werden. Unter den vielen, an den erhabensten Naturschönheiten reichen Landseen sind die bedeutendsten: der Loch-Lomond, in Dumbarton, ein majestätischer Wasserspiegel von 5 Meilen Länge, 2 Breite und an 600 Fuß Tiefe; er enthält 30 anmuthige Inseln, wovon mehrere bewohnt sind, andere als klippige Felsen emporsteigen, andere mit Holz bewachsen sind. Seine bergigen Ufer bieten entzückende Aussichten, freundlich und wild; und eine reizendere Gegend, als die Umlage des Sees, ist in Großbritannien schwerlich zu finden. Ebenfalls bezaubernd sind die Umgebungen des Loo-Neß, eines 9 Stunden langen Sees, dessen Südseite vorzüglich romantische Abwechselungen darbietet, wo des Foyers beträchtliche Wassermenge von einer 212 Fuß hohen Felsenwand herabstürzt. — Das südliche Schottland hat mit England gleiches Klima; die Seeluft macht den Sommer frisch und kühl und mindert die Winterstrenge. Edinburg hat unter 56° nicht so kalte Winter, als Berlin unter 52°. In den Hochlanden ist die Luft im Sommer heiß, elastisch und sehr durchsichtig, im Winter kalt, aber rein und gesund: nur in den Thälern sind viele Nebel, und wo die See tief ins Land einschneidet, ist auch die Hitze und Kälte gemäßigter. Ueberhaupt aber spricht für ein wohlthätiges Klima in Schottland das hohe Alter, welches hier viele Menschen erreichen. — Schottland hat nahe an 19 Mill. engl. Acres Land, wovon über 5 Mill. angebaut, und an 14 Mill. wüste sind; der Spiegel der Binnenwässer beträgt 638 engl. M. Die Produkte Schottlands bestehen in vortrefflichem Rindvieh (in den nördl. Gegenden klein und meist ohne Hörner, aber mit dem feinsten und schmackhaftesten

Fleische), viele Schafe (nicht von der Güte der englischen), kleine, aber starke und dauerhafte Pferde, Schweine ꝛc.; Getreide, mehr in den Nieder- als Hochlanden, besonders Hafer und Gerste; Flachs, Hanf, Tabak, Garten- und Hülsenfrüchte, Obst, Rhabarber, viele Waldungen in den südlichen Gegenden ꝛc. Wildpret, besonders Birk-, Hasel- und Schneehühner, viele Seevögel (Eidervögel, besonders auf den Inseln, welche die bekannte Eiderdunen liefern). Die südlichen Gegenden sind reich an Steinkohlen und Eisen; nebstdem gibt es Blei, Kupfer, schöner Marmor, Schiefer, Serpentinstein, Edelsteine von mehreren Arten. Der nördl. Theil Schottlands muß sich aus Mangel an Holz und Steinkohlen mit Torf zur Feuerung behelfen. Der Fischfang ist sehr wichtig, da Schottlands Küsten mit Seefischen reichlich gesegnet sind: vorzüglich Heringe, Kabliaue, Hummer, Lachse ꝛc., welche in großen Quantitäten ausgeführt werden. — Die Industrie ist in Niederschottland vorzüglich lebhaft. Die Leinwandfabrikation hat sich in neueren Zeiten nicht sehr gehoben; dagegen erweiterten sich die Baumwollenmanufakturen, von den gröbsten bis zu den feinsten Artikeln. Der schottische Zwirn erhält wegen seiner Vortrefflichkeit fortdauernd seinen alten Ruhm. Die inländische Wolle verarbeitet man zu verschiedenen Artikeln; vornehmlich ist das Stricken von Worstedstrümpfen sehr allgemein und einer der wohlthätigsten Erwerbzweige der armen Volksklasse. Schottland vorzüglich eigen ist der Tartan, ein wollener Stoff, aus dem feinsten Worstedgarn gewebt und bunt gewürfelt, entweder Scharlach oder von gemeinen Farben; dient besonders zur Nationalkleidung der Hochländer. Die schott. Teppiche sind wohlfeil und zugleich dauerhaft. In Glasgow, Edinburgh u. a. Städten sind Steinzeug-, Glas-, Zucker-, ꝛc. Fabriken; Eisengießereien gibt es sehr bedeutende zu Clydesdale und die Charonworks; letztere beschäftigen über 15.000 Arbeiter und liefern jährlich 5000 Stück Kanonen. Man zählt im ganzen Lande 40 – 50 Eisengießereien und sie fördern eine Masse von 30.000 Tonnen jährlich (3/5 Mill. Centner). Den Preis des Guß-, des Schmiedeeisens, des Stahls, der daraus gefertigten Artikel zu berechnen, würde nicht möglich seyn. Eine große Menge Eisenwaaren geht nach Amerika, Westindien und in andere britische Colonien, namentlich Anker, Achsen, Walzen, Aexte, Hammer und hundert ähnliche Bedürfnisse der Haushaltung. Alle Dinge, wobei Holz verarbeitet wird, werden in unglaublicher Menge gefertigt. Da in Schottland gegen 3600 Wasser-, 100 Wind- und mehrere Tausend andere Mühlen sind, so kann man darnach die Zahl der in Holz arbeitenden Menschen berechnen. Der Maschinenbau, namentlich auch der Dampfmaschinen-, ist selbst wieder ein bedeutender Industriezweig geworden. An diese Klasse von Arbeiten reihen sich die Erbauer von Schiffen, musikalischen Instrumenten u. s. f. Docken, zur Ausbesserung und Erbauung von Schiffen sind in allen Städten. Die Durchschnittszahl von schott. Fahrzeugen in allen Größen wird über 2500 berechnet. Glashütten, die alle Sorten Glas liefern; Seife-, Licht- und Stärkefabriken, Gerbereien, Brauereien sind in Menge und von ausgezeichnetem Umfange da. In Prestompas am Forth ist die größte Vitriolsiederei des ganzen brit. Staats. Sehr beträchtlich sind die Brennereien des Whisky, welchen die schott. Brenner in bewundernswürdiger Schnelligkeit destilliren. Ehemals nahm Schottland am auswärtigen Handel wenig Antheil. Es tauschte hauptsächlich Wolle, Häute und andere rohe Produkte gegen Korn, Wein und Spezereien aus. Indessen Ein- und Ausfuhr waren von geringer Bedeutung, denn im 13. Jahrh. hatte das Land in allem nur 50 kleine Fahrzeuge, die der Hebriden abgerechnet. Zu Cromwells Zeiten beschäftigte der Handel 93 Schiffe, welche 2724 Tonnen führten. Von da an nahm der Handel zu, besonders mit dem Norden und Osten Europa's. Die Holländer knüpften wegen des

Heringfanges freundschaftliche Verbindungen an. In der Mitte des vorigen Jahrh. gingen aus den östl. Häfen Schottlands bedeutende Ladungen nach Holland, Schweden, Norwegen, den Ostseehäfen. Seitdem ist dieß immer gestiegen und während Flachs, Hanf, Korn, Holz, Eisen ꝛc. eingeführt wird, gibt Schottland seine baumwollenen und anderen Waaren dafür hin. Große Verbindungen bestehen hauptsächlich mit Archangel, Spanien, Portugal, dem mittelländischen Meere, mit Canada; Leith, Dundee, Aberdeen, Arbroath, Montrose, Peterhead, Banff und Inverneß sind die vorzüglichsten Verladungsplätze. Auf dem Clyde ist der Sammelplatz für die meisten Schiffe, die mit Amerika und Westindien die Geschäfte führen. Seit 1814, wo die ostindische Compagnie in ihrem Monopol beschränkter ist, gehen auch dahin Schiffe ab. Mit London findet ein lebhafter Küstenhandel statt. Schnellsegler gehen regelmäßig in unglaublicher Geschwindigkeit, da ihnen, die von Dampf getrieben werden, Wind und Wetter kein Hinderniß entgegenstellen können. Die Zölle haben daher, nebst den andern Einkünften des Staates, sich jedes Jahr gemehrt, und wenn sie 1801 noch nicht 2 Mill. Pf. St. betrugen, so gaben sie 1814 an 4½ Mill. her. — Die Schotten, die Einwohner des Landes, sind ursprünglich ein eigenthümliches Volk, durch Sprache und Sitten von den Briten verschieden. Seit einer Reihe von Jahrh. haben aber engl. Sprache und Bildung diesen Unterschied, wenigstens im südl. Theile, gänzlich verwischt, und man erkennt jetzt den Schotten in England nur noch an der etwas breiten Aussprache. Da das Englische die Sprache der Gelehrten, der Vornehmen ist, da die schottische nicht mehr geschrieben wird, so steht sie in Gefahr, ganz auszusterben. Indessen einige ihrer trefflichen Nationalgesänge werden immer zeigen, was sie war, und Ferguson und Burns haben von ihr Proben genug aufbewahrt, während Walter Scott (s. Waverley-Novellen) die Sitten und Gebräuche schottischer Vorzeit nie vergessen lassen wird. Anders verhält es sich mit den Hochlanden; hier hat das Volk — die Bergschotten — noch größtentheils seine alte, eigenthümliche Sprache und Vieles von seinen alten Sitten, Kleidung u. s. w. beibehalten. Sie sind Abkömmlinge der Celten und ihr Gebiet bildete das Reich der alten Skoten; sie selber aber nennen sich Gael und ihr Land Gaeldach (Galenland) oder Albanich. Ihre Sprache, mit der engl. durchaus nichts gemein habend, wir die ersische oder gälische genannt, ist mit der Sprache des Volkes in Irland verwandt, wie denn überhaupt die Einwohner beider Länder in den ältesten Zeiten viel Verkehr in Krieg und Frieden miteinander hatten. Nur Wohlhabendere und Vornehme in jenen Gegenden verstehen Englisch. Während nach der Vereinigung der Reiche der Pikten und Skoten im 9. Jahrh. das schott. Niederland durch den Verkehr mit Südbritannien allmählig zu höherer Gesittung gelangte, bildeten sich die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hochlande auf der Grundlage, welche der Zustand der celtischen Urbewohner darbot, eigenthümlich aus. Die Abtheilung des Landes in einzelne Thäler, Schluchten und Inseln, die durch Berge oder Seearme geschieden sind, führte nothwendig zur Bildung kleinerer Volksvereine, und Männer von ansehnlichem Vermögen und ausgezeichneten Geistesgaben, unter deren Fahnen die übrigen gefochten, oder unter deren Schutz sie sich angesiedelt hatten, erhoben sich zu Häuptlingen. Auf diese Weise in viele kleine Stämme sich theilend, aber durch Gemeinheit der Sitten und des Charakters verbunden, bildete sich in jedem Stamm oder Clan eine patriarchalische Regierung, eine Art von erblicher Monarchie, welches Verhältniß schon zur Zeit des Römersitzes in Britannien statt fand. Es erklärt Ossians Lieder, den Hauptstoff der Romane des beliebten Walter Scott, die Anhänglichkeit der Lairds (Häuptlinge) an den Prätendenten. Der Hochländer ehrte in seinem Stammhaupte den Ab-

kömmling eines entfernten Ahnherrn, von welchem man die Herkunft des ganzen Stammes herleitete, und nach dem auch derselbe benannt wird, und zwar so, daß alle Individuen Eines Stammes den nämlichen Namen führen und nur durch ihre Taufnamen oder den Namen des Aufenthaltorts unterschieden werden. So gibt es ganze Gegenden, wo alle Einwohner Macdonald, Macleod, Mackinnon u. s. w. heißen. Jeder Stamm hielt mit unerschütterlicher Treue an seinen Laird, und half ihm die vielen kleinen Fehden mit benachbarten Stämmen ausfechten. Der Laird ist der einzige Grundbesitzer, er verpachtet bedeutende Theile des Ganzen an ärmere Glieder seiner Familie, die ebenfalls von dem Volke mit Ehrfurcht betrachtet werden; ein solcher großer Pachter (Tacksmann) hat wieder Unterpächter u. s. w. Noch bis zur Schlacht von Culloden 1746 (s. d. Art.), wo die letzten Unruhen zu Gunsten der Stuarts unterdrückt wurden, und das Volk entwaffnet, und von der engl. Regierung das ganze Clanswesen aufgehoben, und alle Dienste und Dienstrequisitionen mit der Gerichtsbarkeit der Lairds unterdrückt wurden, ging jeder Schotte bewaffnet, ward aber seitdem zu manchen Aenderungen in seinen Sitten gezwungen. In neuern Zeiten haben die Habsucht und die Bedrückungen vieler Lairds die Zuneigung und Verehrung ihrer Stammgenossen sehr geschwächt, und veranlassen noch immer die vielen Auswanderungen der Schotten nach Amerika. Die Hochländer hatten bis in die neuesten Zeiten ihre alte, von der europ. ganz abweichende Kleidung beibehalten und tragen sie auch jetzt noch zum Theil, obgleich die Regierung auch dieß zu verhindern sucht. Diese Kleidung besteht wesentlich aus folgenden Stücken. Das Unterkleid besteht aus einer Jacke; gewöhnlich vierfarbig, roth, grün, blau und weiß gewürfelt, und wird Fillibey genannt; hieran ist eine Art von faltigem Weiberrocke befestigt, der aber nur bis ans Knie reicht und die Stelle der Beinkleider vertritt. Ueber diesem Anzuge wird ein weiter Mantel, der Plaid, getragen, der aber nur auf der linken Schulter befestigt ist; er ist aber vom selben Zeuch als das Unterkleid und dient bei üblem Wetter oder beim Schlafen, um sich darin zu hüllen. Im Gürtel wird ein Dolch (Dirk) getragen, oft auch zwei Pistolen. Den Kopf deckt eine blaue Mütze mit einer vierfarbigen Einfassung und einer einzigen langen fliegenden Feder. An den Füßen trägt der Hochländer kurze Strümpfe, die nur bis zur Wade reichen, und sehr roh gearbeitete Schuhe, die mit Riemen befestigt werden. Der Weiberanzug hat nichts sehr Abweichendes; die Aermern gehen größtentheils barfuß. Mit Ausnahme der Häuser reicher Lords findet man im Hochlande nur Hütten. Milch, Kartoffeln, Haferbrot und Fische sind die gewöhnlichsten Nahrungsmittel; der aus Gerste zubereitete Whisky ist das Lieblingsgetränk. Muth und Freiheitsliebe, Anhänglichkeit an Heimath und häusliche Verbindungen, Gastfreiheit und Hang zu froher Geselligkeit, Redlichkeit im Privatverkehr und unverbrüchliche Treue gegen bewiesenes Vertrauen waren und sind noch immer ausgezeichnete Charakterzüge des Hochländers. Dichtkunst und Musik waren Lieblingsunterhaltungen selbst unter dem gemeinen Volke. Ehemals gab es in jeder Lairdsfamilie einen Sackpfeifer (Barden), dessen Amt erblich und der im Kriege beim Angriff und im Frieden zur Ergötzung besonders bei Tische blies; und noch jetzt gibt es deren in Schottland. Die Melodien sind meistens sehr alt, und beziehen sich auf alte Kriege, Unglücksfälle, Heldenthaten u. s. w. Ehemals hielten die Hochländer viel auf ihre alten Gesänge, worin die Thaten ihrer Helden verherrlicht waren, und Jahrhunderte lang mögen sie sich, ohne aufgeschrieben zu seyn, von Mund zu Mund fortgepflanzt haben, bis Macpherson Ossians (vgl. d. Art.) Gedichte (s. Fingal) 1760 herausgab. — Durch den Parlamentsbeschluß von 1696 ward die presbyterianische Kirche eingeführt und bei der Union

mit England bestätigt. Es gründet sich dieselbe auf vollkommene Gleichheit aller geistlichen Stellen und sie ist in ihrem Aeußern ungemein einfach. Keine Pracht, keine Ceremonie, kein Hülfsmittel der Musik oder Malerei darf hier der Andacht zur Hülfe kommen. Es gibt in Schottland 899 Pfarreien und 938 Geistliche, die in denselben angestellt sind. Der Gehalt des schottischen Clerus beträgt über 70.000 Pf. St. Ein Gemeindeausschuß unterstützt sie und bildet mit ihrem Prediger ein Kirchengericht, das die erste Instanz der Art macht. Mehrere Prediger aus benachbarten Pfarreien machen ein Presbyterium aus, das über die Aufführung der Geistlichen und alle andere kirchliche Angelegenheiten wacht. Höher, als dieß, steht wieder die Synode, ein Ausschuß aus den 69 Presbyterien, wozu aus jeder Gemeinde der Kirchenälteste kommt. Sie versammelt sich jährlich zu Edinburgh, und wird von einem Baron im Namen des Königs präsidirt, ist die Oberkirchenbehörde, an die von den Aussprüchen der Presbyterien appellirt wird. Die Episkopalkirche, unter 4 Bischöfen, zu welcher 32.000 Einwohner gehören, hat mit der presbyterianischen gleiche Rechte. Zur katholischen Kirche bekennen sich an 100.000 Seelen, seit kurzem unter einem Bischofe, mit zwei Collegien und mehreren Schulen. Schottland hat 4 Universitäten: zu St. Andrews, Glasgow, Aberdeen und Edinburgh, an welchen die Studirenden ihre Anhänglichkeit an den Presbyterianismus durch einen Eid bekräftigen müssen. Auch für den Elementarunterricht ist gut gesorgt, vorzüglich nach Lancasters Methode; es gibt 3550 Schulen. Seit 1706 haben England und Schottland sich zu einem Parlamente vereinigt, in welches Schottland 16 Peers für das Oberhaus und 45 Deputirte ins Unterhaus sendet. (Mehreres s. im Art. England und Parlament.) Ein Justizkollegium, errichtet von Jakob V. 1532, verwaltet die bürgerliche Rechtspflege nach jenen alten Gesetzen und läßt nur an die Lords eine Appellation zu, von welchen es selbst einen aus 14 Beisitzern und einem Präsidenten bestehenden Ausschuß bildet, der seit 1803 wieder in zwei Abtheilungen zerfällt. 1815 ward für bürgerliche Rechtshändel ein Geschwornengericht ernannt, das aus einem Vorsitzer und zwei Beisitzern besteht. Für peinliche Fälle ist ein besonderer Gerichtshof, der zwar gleich den englischen Assisen durch Geschworne entscheidet, ohne daß aber der Angeklagte einen derselben verwerfen darf. Dagegen wird ihm eine Abschrift der Klage vorher mitgetheilt; er erhält das Verzeichniß der auftretenden Zeugen und von 45 Männern, aus welchen 5 Geschworne binnen 15 Tagen von ihm zu bezeichnen sind. Die vorsitzenden Lords durchreisen jährlich das Land zweimal. Die Schatzkammer hat dieselbe Macht und Gewalt wie in England und besteht, außer den Unterthanen aus 5 Baronen, von denen einer an der Spitze steht. Eine Jury entscheidet auch hier in zweifelhaften Fällen. Das Seewesen wird von einem Admiralitätshofe verwaltet, den ein Lieutenant und ein Gerichtsanwalt des Königs in allen See- und Handelsangelegenheiten repräsentirt, von dessen Ausspruch dann aber Appellation an jene beiden Gerichtshöfe für Civil- und Criminaljustiz statt findet, je nachdem die Beschaffenheit des Falles ist. Das Advokatenkollegium entspricht den englischen Instituten der Art und umfaßt zugleich die Notarien und nicht promovirten Rechtsanwälde. Ueber Ehen und Ehescheidungen, Testamente, Begräbnißkosten, Schulden unter 40 Pfund ꝛc. entscheidet ein Gericht von vier Männern, die die Krone ernennt. Dieselbe bezeichnet auch den Großsiegelbewahrer, den Kleinsiegelbewahrer, den Kronanwald u. s. f. Außerdem hatte jede Grafschaft ihren Sheriff, dessen Gerichtsbarkeit sich auf mehrere, jenen Gerichtshöfen nicht unterworfene bürgerliche und peinliche Fälle bezieht. Noch unbedeutendere Fälle werden von den Ortsbehörden verhandelt und der Sheriff hat die Oberaufsicht. Seit 1809 gibt es auch Friedens-

gerichte, deren Wirkungskreis indessen nicht genau bestimmt ist, und Schuldsachen unter 5 Pf. werden von einem besondern Gerichtshofe gleich summarisch abgeurtheilt. Das Königreich Schottland wird gewöhnlich in Süd-, Mittel- und Nordschottland getheilt, natürlich ist die in Nieder- und Hochschottland. Uebrigens zerfällt das Reich in die Grafschaften Berwick, Roxburg, Selkirk, Dumfries, Kirkcudbrigt, Wigton, Ayr, Renfrew, Lanark, Peebles, Haddington, Edinburgh, Argyle, Kincardine, Aberdeen, Banff, Elgin, Nairn, Inverneß, Roß, Sutherland, Caithneß, Cromarty, die Orkneyinseln und Bute. Die Hauptstadt ist Edinburgh, dann folgt Glasgow (s. bde. Art.). Die bedeutendsten Inselgruppen sind: an der Westküste die Hebriden, an der Nordküste die Orkaden und Shetlandsinseln (s. d. bes. Art).

Schottland (Geschichte von). Dieses Reich lernen wir, wie so viele andere Länder, erst durch die Römer kennen, welche 50 — 10 n. Chr. Nord- und Südbritannien erobert, und an den Einwohnern Schottlands oder Caledoniens, — daher diese auch Caledonier genannt werden — welche sie uns als rohe Wilde beschreiben, stets zu Einfällen geneigte räuberische Nachbarn hatten. Sie gehörten wahrscheinlich zu dem großen Celtenstamme. Das eigentliche Caledonien umfaßte die Landschaften Stratherne, Argyle, Breadalbane, Athol und Perth. Um ihre Eroberung gegen die Ueberfälle der Caledonier zu sichern, legten die röm. Feldherren zu verschiedenen Zeiten Linien von zusammenhängenden Vesten an. Ungefähr um das J. 200 der christlichen Zeitrechnung ließ Severus den Wall anlegen, von dem noch jetzt viele deutliche Spuren vorhanden sind, und der sich von einem Meere zum andern, von Walls-End am Ausflusse der Tyne in Osten bis zur westlichen Küste, in einer Länge von beinahe 69 engl. Meilen erstreckte. Er war durch eine Menge von Thürmen und Castellen befestigt, in denen stets Truppen lagen, die nöthigenfalls bald zusammen gezogen werden konnten. 1823 ward in der Grafschaft Fife in Südschottland eine alte röm. Colonie, die Urbs Oria des Tirus und Ptolemäus aufgefunden. (Die Fundamente von 30 Häusern in 3 Reihen, und ein großer dreieckiger, aus einem Felsen gehauener Tisch auf einer Säule und einem Fußgestell ruhend, wahrscheinlich eine Art Sonnenuhr.) Seit dem 2. Jahrh. theilten sich Schottlands Bewohner in zwei Volksstämme: die wahrscheinlich aus Irland herüber gekommenen Skoten und die Pikten, jene im Hoch-, diese im Niederlande angesiedelt. Beide Völker standen sich oft feindlich gegenüber, aber sobald es gegen die Römer oder Briten ging, fochten sie vereint gegen diese. Als die Römer im J. 422 England ganz verließen, und die Briten, die unter der römischen Herrschaft ihren ehemaligen kriegerischen Geist ganz verloren hatten, den erneuerten Einfällen der Skoten und Pikten nicht widerstehen konnten, riefen sie die Angeln und Sachsen zu Hülfe, welche auch die Einfälle der Bewohner Schottlands zurücktrieben. Die Skoten und Pikten bekriegten nun sich gegenseitig. Gegen das Ende des 9. Jahrh. besiegte der Skotenkönig, Kenneth II., die Pikten, und von dieser Zeit an war nur Ein Königreich in Schottland. — Das Christenthum scheint im 6ten Jahrh. durch irländische Mönche verbreitet worden zu seyn; es stand im 7. Jahrh. in schöner Blüthe, sodaß Schottland die Pflanzschule vieler Glaubensboten ward, von wo aus das Evangelium sich vorzüglich in Nordgallien und Deutschland verbreitete. Schottische Mönche gründeten im 8. Jahrh. mehrere Klöster in Deutschland (im Elsaß, Thüringen, Franken, Baiern, am Niederrhein zu Köln ꝛc.) und kultivirten die Wissenschaften. Die Reihe der ältern schottischen Könige kann nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Erst mit Malcolm III., genannt Canmore, dem Sohne des von Macbeth (vgl. d. Art.) ermordeten Duncan, kommt Licht in die dunkle Sagengeschichte

des Landes. Als die Normannen unter Wilhelm dem Eroberer (s. d. Art.) sich des Königreichs England bemächtigten, wanderten viele Angelsachsen, um des neuen Herrschers Grausamkeiten zu entgehen, nach Schottland aus; dieses hatte, da die Ankömmlinge in Beziehung auf Wissenschaft und Künste höher, als die Schotten standen, einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der südlichen Theile des Landes. Später siedelten sich auch, mit ihrem König unzufrieden, Normannen in Schottland an; sie wurden von Malcolm in Dienste genommen, zu welchem Zwecke er ihnen beträchtliche Ländereien gab, unter der Verpflichtung, Kriegsdienste zu nehmen. So wurde denn auch das Feudalsystem, wie in andern Ländern Europa's, in Schottland eingeführt, nach und nach strenger gehandhabt, bis es zum Landesgesetz erhoben wurde. Indeß in England ein furchtbarer Parteikampf wüthete, vergrößerten die schottischen Könige ihre Besitzungen auf Kosten ihrer Nachbarn und nahmen die nordenglischen Provinzen Northumberland, Cumberland und Westmoreland weg. Nach vielen Kämpfen und Streiten wurden endlich diese Länder dem schottischen König abgetreten unter der Bedingung, daß er wegen deren Besitz Englands Vasall seyn sollte. Später behaupteten nun die englischen Könige, daß die durch Schottlands Monarchen dargebrachte Huldigung nicht allein für die ihnen in England liegenden Besitzungen, sondern auch für das Königreich Schottland gelte. Dieses ward aber von Letztern standhaft verneinet, und war eine von den Ursachen, welche Veranlassung zu den blutigen Kriegen zwischen den beiden Ländern gab, wobei die Schotten ihre Nationalunabhängigkeit behaupteten. Doch mußte der schottische König, Wilhelm der Löwe, in der Schlacht bei Newcastle 1174 gefangen genommen, um den Preis seiner Freilassung die von Englands Könige geforderte Huldigung für Schottland anerkennen; aber 15 Jahr später ließ der englische König Richard I., um Geld zum Kreuzzuge zu erhalten, diese Oberherrlichkeit ablösen. Nun war zwischen beiden Reichen mehr als 100 Jahre Friede und Ruhe; bis nach dem Aussterben der männlichen Linie des alten schottischen Herrscherstammes (1289) der König von England, Eduard I., durch Einmischung in den Streit der Kronbewerber die Oberherrschaft über Schottland errang. Der großherzige Wilh. Wallace (vergl. d. Art.) erlag in dem Versuche, Schottlands Freiheit zu retten; Robert Bruce aber, ein Abkömmling des alten Fürstenstammes, gewann (1306) mit franz. Hülfe die Krone und sicherte durch den glänzenden Sieg bei Bannockburn (1314) die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. (Vergleiche Robert I.) Was sein Heldengeist errungen hatte, konnten seine schwächern Nachfolger nicht behaupten, und die meist unglücklichen Kriege mit England dauerten fort, da der alte Bund Schottlands mit Frankreich, der durch die feindselige Stimmung beider Länder gegen England (s. d. Art. und Frankreich) herbeigeführt wurde, der Zwietracht immer neue Nahrung gab. Roberts Mannsstamm erlosch schon 1371 mit König David Bruce, und die Krone kam nun auf das Haupt seines Schwestersohns, Robert Stuart. Das Haus Stuart beschließt die Reihe der eigenen schottischen Könige; und nicht leicht gibt es in der Geschichte eine Dynastie, welche — durch eigene Schuld — unglücklicher gewesen wäre: denn beinahe alle Könige dieses Stammes starben eines gewaltsamen Todes. — In Schottland, wie in den meisten Ländern Europa's wurden die Grundsätze der Freiheit durch das allgemein eingeführte Feudalsystem aufrecht erhalten; der Adel erhob sich während der Kriege mit England und den häufigen vormundschaftlichen Regierungen auf Kosten der königl. Macht. Das Parlament oder der Nationalrath Schottlands bestand aus zwei verschiedenen Klassen, nämlich aus den Pairs oder den Großen des Adels, welche der König selbst ernannte, und aus den Minderbegüterten,

welche die kleinern Kronvasallen der verschiedenen Provinzen Schottlands vertraten und von diesen aus ihrer Mitte erwählt wurden. Außer diesen zwei Klassen enthielt der große Rath auch die Stellvertreter der Geistlichkeit, Bischöfe und Aebte, und der bedeutenden Marktflecken oder der Städte. Die Könige von Schottland haben von den frühesten Zeiten an, um den Handel und die Industrie ihres Landes zu befördern, und auch um den Mächtigen und Großen des Reichs ein Gegengewicht zu bilden, vielen Städten Vorrechte verliehen, welche sie durch Freiheitsbriefe von dem Regenten erhielten, und deßhalb königliche Flecken oder Städte genannt wurden. Die Bürger derselben hatten das Vorrecht, ihren eigenen Magistrat zu erwählen, und bedeutende Abgaben zu erheben, entweder aus Ländereien, welche ihnen vom König angewiesen wurden, oder aus Zöllen oder Auflagen, welche auf die in die Stadt gebrachten Artikel gelegt wurden. Diese Abgaben wurden durch die Magistratsherren (Schultheißen und Vögte) für den Verbrauch einer Stadt ausgeschrieben. Dieselben Magistratsherren ertheilten auch in jener kriegerischen Zeit den Bürgern oder Stadtbewohnern den Befehl, ins Feld zu ziehen, entweder um das Gebiet oder die Vorrechte der Städte, welche durch die benachbarten Lords und Adelige angegriffen wurden, zu vertheidigen, oder um die Engländer zu bekämpfen. Die Bürger waren alle gut exercirt und mußten sich zu des Königs Heer stellen, oder dieses letztere beherbergen, wenn es der Monarch verlangte. Ihre Abgeordneten im Parlamente hatten sowohl auf das Interesse der betreffenden Städte zu wachen, als auch bei den Nationalangelegenheiten ihre Stimme zu geben. Beide Versammlungen wurden auf des Königs Befehl einberufen und entlassen, und alle die ganze Nation betreffende Angelegenheiten ihrer Berathung und Ansicht unterworfen. Alle die Maßregeln, welche sie vorschlugen, wurden dann zu Gesetzen erhoben, wenn ihnen der König seine Zustimmung gab; dieses wurde dadurch angedeutet, daß der König die durch das Parlament entworfenen Gesetze mit seinem Scepter berührte. So oft zu irgend einem öffentlichen Zwecke Steuern erhoben werden sollten, mußte nothwendigerweise, sowohl in Beziehung auf die Summe, als auf die Erhebungsart das Parlament seine Zustimmung geben; demnach konnte der König ohne Anhörung seines großen Rathes keine Steuern erheben. Für das Reich war es indessen ein großes Unglück, daß die guten Gesetze, welche Könige und Parlament gaben, nicht gleich in Anwendung gebracht, sondern im Gegentheil nicht gehalten und vernachlässiget wurden. Das größte Uebel bestand in der großen Macht des Adels, welcher des Königs Ansehen und Oberaufsicht schwächte. Die Lords hatten die Erlaubniß erhalten, in ihren Bezirken eigene Gerichtsbarkeit auszuüben; deßhalb blieb die Vollmacht, Verbrechen zu untersuchen und zu bestrafen, in ihren Händen. Jeder dieser Lords, welcher doch dem König Unterthan war wie Andere, schien in seinen eigenen Besitzungen eher selbst König als Unterthan des schottischen Monarchen zu seyn. Dem unbedeutendsten von ihnen fiel es oft ein, den Andern ohne Erlaubniß des Königs zu bekriegen, wodurch im ganzen Lande allgemeine Unordnung entstand und viel Blut vergossen wurde, welches hauptsächlich in den drei Lothians in Fifeshire und in den Hochlanden geschah. Der König konnte, wenn er in irgend einer dieser Provinzen die Unschuldigen beschützen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte, solches nicht anders ausführen, als wenn er in Person an der Spitze einer bedeutenden Macht dort einrückte, die Urheber verhaften und sie nach vorangegangenem Verhör, oder auch ohne alle Untersuchung hinrichten ließ. Eine solche strenge Justiz machte diese ausschweifenden Länder vielleicht auf einige Zeit ruhig; aber dadurch entstand in ihrem Innern nur eine noch größere Abneigung gegen die königl. Regierung; auch gab ihnen dieß Veranlassung, bei der ersten Gelegenheit

entweder unter sich selbst in Uneinigkeiten, oder in völligen Aufruhr auszubrechen. (Ueber die Verfassung der Hochlande haben wir schon im vorigen Art. das Wichtigste berührt.) — Bis zu Anfang des 15. Jahrh. hatten die Schotten nur geringe Fortschritte in der Gesittung gemacht. Krieg war die Beschäftigung des Adels; Jagd und wilde Zechereien der Zeitvertreib der Häuptlinge. Die Landleute, von den Wohlthaten ihrer Lehnherren abhängig, kannten keine Gewerbsamkeit; der Ackerbau stand auf der tiefsten Stufe; die fruchtbaren Gegenden des südlichen Landes waren stets den Verheerungen des Krieges ausgesetzt und lieferten nur die nothwendigsten Erzeugnisse; Fabriken und Manufakturen fehlten. — Mit Jakob I., der als Gefangener in England erzogen worden und seine trefflichen Geistesgaben in hohem Grade ausgebildet hatte, begann für das Reich eine bessere Zeit. Er gab strenge Justizgesetze und hielt sehr auf deren Handhabung; befahl 1424 die Anlegung von Gasthöfen in den Städten, berief Handwerker aus Flandern, und suchte durch weise Anordnungen dem Handel im Lande selbst und mit andern Staaten aufzuhelfen. Sein größtes Geschäft jedoch, wobei er am meisten Schwierigkeiten fand, war: die Macht des stolzen, übermüthigen Adels zu vermindern. Eines seiner Mitglieder, Robert Graham, von kühnem und ehrgeizigem Charakter, und höchst aufgebracht, weil er einmal wegen seines Uebermuths gegen den König auf dessen Befehl war eingesperrt worden, bildete deßhalb gegen den Monarchen eine Verschwörung, und gewann selbst Jakobs Oheim, um den König zu ermorden. Sie erreichten ihren höllischen Zweck am Weihnachtsfeste 1437, wo sie Jakob I. nebst seiner Gemahlin in der Abtei Blackfriars zu Perth ums Leben brachten. Seine nächsten Nachfolger setzten den Kampf gegen den unruhigen Lehnadel fort, während die Fehden mit England nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochen wurden. Der argwöhnische Jakob III., der nach Gewaltherrschaft strebte, obgleich sein Geist dem Unternehmen nicht gewachsen war, unterdrückte alle Stände, suchte den Einfluß des Parlaments zu vernichten, und führte die noch bestehende, in unsern Tagen so heftig angefochtene Gemeindeverfassung ein, indem er den Bürgern das alte Vorrecht, ihre Stadtobrigkeit zu wählen, entriß, und dem abgehenden Rathe die Wahl des neuen überließ. Er fiel feig im Kampfe gegen den empörten Adel. Unter seinem Nachfolger, Jakob IV., erholte sich Schottland wieder, und seine Vermählung mit Margaretha von England, Heinrichs VII. Tochter, legte den Grund zur spätern Vereinigung beider Länder. Er war mächtiger als die Könige, welche seit Jakob I. regiert hatten; aber er zeichnete sich durch Gerechtigkeitliebe aus und schützte alle seine Unterthanen ohne Ansehen ihres Ranges gleich, wodurch er sich die Achtung und Liebe seines ganzen Volkes erwarb. Schottland kam unter seiner Regierung mehr empor als je; der Handel blühte auf und in Folge der glücklichen Unternehmungen des Sir Andreas Wood in Verbindung mit des Königs Bestrebungen bildete sich eine beträchtliche Seemacht, wodurch das Land ein bedeutendes Ansehen gewann. Ferner entwarf Jakob in Gemeinschaft mit seinem Parlament viel gute Gesetze, die dem Lande großen Nutzen brachten. Den Hochlanden und den östlich gelegenen Inseln schenkte man besonders viel Aufmerksamkeit, weil sie aus Mangel an Sheriff's und Beamten, welche zur Aufrechthaltung der Ordnung hätten beitragen sollen, gleichsam ganz verwilderten; deßhalb wurden bei diesem ungestümen Volke Obrigkeiten und Gesetze eingeführt. Ein sehr wichtiges Gesetz des Parlaments erlaubte dem König und seinen Edelleuten, ihre Grundbesitzungen nicht nur gegen Militärdienste, sondern auch für eine gewisse Summe Geldes oder Abgabe an Früchten zu verleihen; vermöge dieser Anordnung hoffte man ruhige, friedliebende Leute auf den zwar angebaut gewesenen, aber durch die Kriege verwahrlosten Grundstücken zu

beschäftigen. Ueber die Zulassung ins Parlament wurde ebenfalls eine Norm festgesetzt, und die Ordnung, nach welcher gewählt werden solle, bestimmt. Die Grundbesitzer wurden angehalten, Bäume zu pflanzen, ihre Grundstücke einzuzäunen, Fischteiche anzulegen und andere Verbesserungen anzubringen. Die Edelleute mußten ihre Söhne in der lat. Sprache und in den Wissenschaften unterrichten lassen; für die Erziehung des Volks geschah nichts, weil man dieß für unnöthig, oder gar der Lehnsabhängigkeit und der geistlichen Obergewalt nachtheilig hielt. Es konnte daher, ungeachtet im 15. Jahrh. zwei Universitäten, Glasgow und Aberdeen, gestiftet wurden, allgemeine Bildung doch nicht gedeihen. Ein neuer Krieg mit England, worin der König unbesonnen sich einließ, endigte (1513) mit der Niederlage bei Flodden, die ihm und vielen Edlen des Landes das Leben kostete. Dieses Unglück brachte Schottlands Unabhängigkeit wieder in Gefahr und stürzte das Land in neue Zerrüttungen, umsomehr, da eine minderjährige Regierung unter der verwitweten Königin Margaretha (s. d. Art.) folgte, während welcher Parteiungen herrschten, die England benutzte. Seitdem war stets, bis zur Vereinigung beider Kronen, eine englische Partei in die Regierung Schottlands wirksam. Jakobs V. Vermählung mit einer Verwandten des franz. Königshauses, Maria von Guise, knüpfte den Bund mit Frankreich fester. Seine Regierung war ausgezeichnet durch weise Gesetze, die er zur Beherrschung des Volks und zur Unterdrückung der Verbrechen und Gewaltthätigkeiten gab, die häufig unter demselben verübt wurden. Zur Entscheidung bürgerlicher Rechtsfragen erfand und errichtete Jakob V. das sogenannte Justizkollegium, welches der höchste Gerichtshof Schottlands in bürgerlichen Angelegenheiten war. (Vergl. den vorig. Art.) Der thätige Monarch ließ auch den mineralischen Reichthum Schottlands untersuchen und Bergleute aus Deutschland kommen, die sowohl Gold als Silber aus den Bergwerken von Leadhills, in dem oberen Theile von Clydesdale, ausbeuteten. Er munterte viele treffliche Dichter auf. Schottland besaß in diesem Zeitpunkte mehrere gelehrte Männer, die im Auslande studirt und da die Lehren Calvins angenommen hatten. Sie brachten bei ihrer Rückkehr Abschriften von der heil. Schrift mit sich, und konnten hinlängliche Auskunft über den Streit der Protestanten mit der katholischen Kirche geben. Viele unter den Schotten von hohem und niederm Range nahmen die neuen Lehren nach Calvins Grundsätzen an. Mehrere Personen wurden verhaftet, vor das geistliche Gericht des Bischofs von St. Andrews gestellt und zu den Flammen verurtheilt. Strengere und blutige Gesetze wurden gegen die Ketzerei erlassen. Die Begünstigungen, welche der König der katholischen Geistlichkeit zu Theil werden ließ, erregten die Eifersucht des schottischen Adels, und vergrößerten seine Anhänglichkeit an die protestantischen Lehren. Der Reichthum der Abteien und Klöster reizte ebenfalls Viele von dem Adel, die einen Antheil an ihren Ländereien, im Falle ihrer Abschaffung, wie in England zu erhalten hofften. — Jakob V. starb vor Kummer über einen unglücklichen Krieg mit England. Ihm folgte seine unmündige Tochter, Maria, geb. 1542. Zwei Parteien kämpften jetzt um die höchste Gewalt; an der Spitze der einen Partei stand die Königin Mutter und der talentvolle Kardinal Beaton, welche die Verbindung mit Frankreich begünstigte; das Haupt der andern Partei war der Graf Hamilton von Arran; dieser wurde zum Regenten erwählt, besaß aber nicht die Fähigkeiten zu solchem wichtigen Amte, und der Kardinal Beaton übte den meisten Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. Mit Hülfe franz. Truppen wollte er den Stolz der schot. Großen, ebenso auch die neue Lehre unterdrücken, und das königl. Ansehn heben, ward aber hierdurch sehr verhaßt und endlich ermordet. Als die unglückliche, in Frankreich im kathol. Glauben erzogene Maria 1560 den Thron bestieg,

war der Protestantismus schon das Bekenntniß der Mächtigsten des Adels und der Meisten im Volke. Die Liebenswürdigkeit der jungen Königin wurde von den rohen, zugleich mit düsterm Religionseifer erfüllten Schotten ihr als Sünde und ihre Religion als ein Verbrechen angerechnet. (Ueber ihre Regierung und ihr tragisches Ende s. Maria Stuart.) Unter Joh. Knox (s. d. Art.) gewann die Lehre nach Calvins Reformen immer mehr Festigkeit. 1560 wurde die presbyterianische Kirchenverfassung nach dem Muster jener von Genf eingerichtet. Sie war wesentlich auf Gleichheit gegründet, denn jeder Vorrang unter den Geistlichen wurde abgeschafft. — Sobald die Gegner Maria's sich der Staatsgewalt und der Vormundschaft über den unmündigen Thronfolger Jakob VI. bemächtigt hatten, und ihres Vaters unehelicher Sohn, der Graf von Murray, an die Spitze der Regentschaft getreten war, wurde die Herrschaft des Protestantismus völlig gesichert. Unter Jakob VI. (s. Jakob I.) erweckte der wilde, unlenksame Geist des Adels zahllose und grausame Fehden, die zu den blutigsten Folgen führten, und von dem Vater auf den Sohn vererbt wurden. Die Gutmüthigkeit des Königs, die ihn sehr geneigt machte, Denen zu verzeihen, welche solche unmenschliche Gewaltthätigkeiten begangen hatten, machte das Uebel noch häufiger, und seine kraftlose Verwaltung ward daher verächtlich. Die Zwietracht, worin er bald mit den presbyterianischen Geistlichen gerieth, gab zu neuen Störungen und zu Erschütterungen des königl. Ansehens Veranlassung. Als Jakob 1603 den englischen Thron bestiegen hatte, konnte er zwar das Vorhaben, beide Reiche zu vereinigen, nicht durchsetzen, aber sein Uebergewicht war allmählig so sehr gestiegen, daß der beharrlich verfolgte Entwurf, die bischöfliche Kirchenverfassung in Schottland einzuführen, 1610 völlig gelang. Dieß erregte Argwohn bei allen Klassen des Volkes, und als der König in der Folge eifrig bedacht war, auch einen Theil der gottesdienstlichen Gebräuche der engl. schen Kirche in Schottland einzuführen, stieg das Mißvergnügen immer höher. Carl I. (vergl. d. bes. Art.) verfolgte den Plan seines Vaters. Er that Alles, was ihm die Zuneigung der Schottländer von allen Parteien rauben mußte. Der strenge Presbyterianismus gewann 1639 wieder die Oberhand, die hierarchische Verfassung wurde gänzlich vernichtet und das Kirchenwesen durchaus auf eine freie Gemeindeverfassung gegründet. Als Cromwell (vergl. d. Art.) die königliche Gewalt vernichtet hatte, konnte er die Schottländer, die größtentheils auf Carls II. Seite standen, um so leichter besiegen, da die herrschenden Presbyterianer durch Zwietracht geschwächt waren. Schottland litt indeß so sehr unter dem Drucke englischer Besatzungen, daß man das Ereigniß, welches Carl II. (s. d. A.) auf den Thron brachte, als glückliche Rettung begrüßte. Dem Presbyterianismus ebenso abhold als seine Vorfahren, führte er die bischöfl. Verfassung 1660 wieder ein, und als er zwei Empörungen (1666 und 1679) durch Waffengewalt besiegt hatte, wurde Schottland von Machthabern mit einer eisernen Ruthe beherrscht und die Freiheit der Gewissen wie des Bürgerlebens unter empörenden Gräueln vernichtet. Jakobs II. (s. d. Art.) Regierung war zu kurz, als daß sein Plan, auch in Schottland den Katholizismus wiederherzustellen, hätte ausgeführt werden können. Die Revolution ward in Schottland wie in England durch Wilhelm III. (s. d. Art.) leicht bewirkt, und mit ihr kam die Morgenröthe der Freiheit. Der Presbyterianismus ward die herrschende Kirche; die bürgerlichen Rechte des Volks und der verfassungsmäßige Einfluß des Parlaments wurden gesichert. Der Geist der Zwietracht war aber keineswegs gebannt, und es entstanden neue Privatverbindungen, welche die Ruhe des Landes noch oft störten (vergl. Jakobiten). Die Vereinigung Schottlands mit England, die nach langen Unterhandlungen 1707 erfolgte, gab dem Parteigeiste eine neue Richtung. Der

Gedanke, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des alten Reichs vernichtet zu sehen, war allen Ständen empfindlich und machte die Union dem Volk im Allgemeinen sehr verhaßt. Das vertriebene Haus Stuart hatte unter den Hochschotten noch viele Anhänger und stand mit ihnen in thätiger Verbindung. Indeß mißlangen die Versuche des Prätendenten und seines Sohnes Carl Eduard, mit Hülfe der Bergschotten ihre Kronen wieder zu erobern, worüber man die Art. Jakob III., Eduard (Carl) und Culloden (Schlacht bei) vergleiche; und die Folge war, daß 1745 von der englischen Regierung das ganze schottische Clanswesen in den Hochlanden aufgehoben wurde. S. Lindau's Gesch. Schottlands (Dresden 1826 fg. 4 Bdchn.; in der historischen Taschenbibliothek). Ueber die schottische Literatur, s. Englische Literatur, Poesie und Prosa.

Schout by Nacht (ausgespr.: Schaut bei Nacht), s. Admiral.

Schraffiren (ital. sgralliare), bei dem Zeichner und Kupferstecher, dichte parallel laufende Striche machen, den Schatten dadurch auszudrücken; daher heißt eine Zeichnung mit der Feder schraffirte Zeichnung, weil man dabei jenes Verfahren befolgt. Schraffirung nennt man auch die Art und Weise bei gezeichneten oder in Kupfer gestochenen Wappen, die Farbe der Felder oder Figuren durch Punkte oder Striche, auf verschiedene Art gemacht, auszudrücken. So bedeuten z. B. Punkte Gold, und Striche dicht neben einander der Länge herab roth.

Schraube, eine von den 5 mathematischen Potenzen oder einfachen Maschinen, aus einer schiefliegenden Fläche bestehend, die um eine Welle oder Spindel herumgeführt ist. Die Kraft verhält sich darin zur Last, die sie zu überwinden hat, wie die Weite der Schraubengänge zur Peripherie der Schraube, d. h. wenn die Schraube einmal in der Peripherie derselben herumgedreht ist: so wird die Last um so weit niedergedrückt oder gehoben, als das Maß des Raumes ist, der sich zwischen 2 Schraubengängen befindet. Daher sich die Wirkung einer Schraube auch leicht berechnen läßt, wie in jeder Statik gelehrt wird. Eine Schraube von 3 sich am Ende verlierenden Gängen, die in ein Stirnrad eingreift, heißt eine Schraube ohne Ende, weil bei der steten Wiederkehr des Rades die Schraubenspindel unaufhörlich fortbewegt werden kann, ohne daß sie, wie die gemeine Schraube, einmal auf einen festen Punkt kommt. Sie erfordert eine geringe Kraft für eine große Last, jedoch bei langsamer Bewegung.

Schrecken, eine heftige, unangenehme Empfindung des Gemüths, von einem plötzlich ergreifenden, besonders von einem Gefahr drohenden Gegenstande veranlaßt. Der Schrecken ergreift das Gemüth so heftig und wirkt schnell auf das Nervensystem so nachtheilig, daß der ganze Körper daran Theil nimmt; er übt auf das Nervensystem eine vernichtende, lähmende Gewalt aus, sodaß Betäubung, Ohnmacht, Stillstand des Herzschlags, Erstarrung der Muskeln, Lähmung, Schwindel, Schlagfluß, selbst Verrücktheit darnach folgen können. Ein Mensch, welcher von einem heftigen Schrecken überfallen wird, bekommt ein Gefühl wie einen elektrischen Schlag durch den ganzen Körper, sein Bewußtseyn verliert sich auf einen Augenblick oder es versenkt sich doch in das Gemüth, daß er nur das Eine, was ihn so schmerzlich und heftig ergriff, denken und fühlen kann. Eine Starrheit der Muskeln bemächtigt sich seiner im nächsten Augenblick; nach dem ersten Zusammenfahren bleibt er eine Zeitlang in der nämlichen Stellung; nach dem ersten unwillkürlich ausgestoßenen Ausruf bleibt die Sprache gleichsam in dem geöffneten Munde stecken. Der Herzschlag und das Pulsiren der Arterien wird so schwach, daß die sprichwörtliche Redensart davon herkommt: „Das Blut stand mir vor Schrecken in den Adern stille"; daher tritt auch ein Erblassen des Gesichts sogleich mit ein, das nur dann erst der lebensro-

then Färbung wieder Platz macht, wenn der erste Eindruck des Schreckens vorbei ist. Doch ist die Wirkung des Schreckens auch nicht bei allen Menschen gleich heftig; es kommt hier auf die Fassungskraft, welche man Gegenwart des Geistes nennt, und auf die Kraft des Nervensystems an, vermöge deren es fähig ist, eindringenden plötzlichen Angriffen mehr oder weniger zu widerstehen. Da der Schrecken seine Wirkungen auf den Körper schnell äußert, so ist es jedesmal nöthig, den nachtheiligen Folgen derselben zuvorzukommen. Hierzu sind demnach Mittel nöthig, welche das Gegentheil von jenen Einwirkungen hervorbringen können. Das erschütterte Gemüth muß von dem einzigen Gegenstande des Schreckens losgerissen werden, das Bewußtseyn muß sich auf andere Gegenstände wenden, sodaß der Gegenstand, welcher den Schrecken erregte, selbst von einer andern Seite angeschaut und untersucht wird. In physischer Rücksicht muß man suchen, die Lähmung des Nervensystems, die krampfhafte Erstarrung des Muskeln- und Arteriensystems wieder aufzuheben, das nach dem Herzen zuströmende oder daselbst stockende Blut zu zertheilen. Am besten und jederzeit anwendbar ist ein warmes Bad, wenigstens ein warmes Fußbad, von Zeit zu Zeit eine Tasse Melissen- oder ähnlicher Thee, Reiben des Körpers mit warmen Tüchern, oder mit einer Bürste, mit würzigen Essenzen besprengt. Man lasse öfters an dergleichen stärkende Essenzen oder Spiritus riechen, z. B. an das sogen. englische Riechsalz, Salmiakspiritus mit Lavendelöl, kölnisch. Wasser u. dgl. Innerlich kann man auch zunächst etwas kräftiges Ableitendes und Beruhigendes, z. B. Salz in Wasser aufgelöst, Salpeter mit Weinsteinrahm, geben, dann aber, wenn der erste Sturm vorüber ist, lasse man zuweilen ein wenig Wein, einige Tropfen Essigäther in Wasser, oder Thee, oder Hoffmann'schen Liquor nehmen.

Schreibart, s. Styl.

Schreibekunst, die, unterschieden von der Wortzeichenschrift (s. Hieroglyphe), bedient sich willkürlich gebildeter Lautzeichen, um dem Auge zu sagen, was der Geist sich vorstellt. Die Erfindung sichtbarer Lautzeichen (s. Alphabet) stammt wahrscheinlich aus Indien und Aegypten. Nach einem Fragmente des Sanchuniathon, sowie nach Plinius und Lukan, nennt die Sage den Phönizier Thaut als Erfinder der Buchstaben. Jünger als die Zeichenkunst, muß die Schreibekunst schon vor Moses und wahrscheinlich schon um 2000 v. Chr. vorhanden gewesen seyn. Wenn übrigens die ältesten Schriften, die wir haben, in der hebräischen Buchstabenschrift geschrieben sind, so folgt doch nicht daraus, daß die hebräischen Schriftzüge die ältesten sind. Die jetzigen hebräischen Buchstaben stammen aus der Zeit des Esra (um 450 v. Chr.). Aelter sind die samaritanischen Schriftzüge. — Nach Europa brachte der Phönizier Kadmos, d. i. der Morgenländer, das phönizische Alphabet zu den Pelasgern, 1500 v. Chr. Von den Griechen erhielten es die Etrusker, von diesen die Römer, von diesen die Gothen und Franken. — Nach Hugo (von Trotz zu Utrecht 1738) gibt es 24 Arten zu schreiben. Die älteste, bei den Phöniziern, Aegyptern, Syrern und Hebräern, war von der Rechten zur Linken. Die perpendikuläre Schreibart findet sich vorzüglich bei den Chinesen, die kreisförmige bei den alten nordischen Völkern. Man schrieb anfangs, z. B. in Indien, auf Palmblätter, dann auf Häute (s. Pergament), Baumrinden, steinerne, bleierne, eherne Tafeln, Leinwand, Wachstafeln und vorzüglich auf die Blätter des ägyptischen Schilfs, Papyrus genannt. (S. Papier.) Zum Schreiben bediente man sich eines Griffels (stylus) von Erz oder Knochen, eines Pinsels, eines Halms von hartem Rohr, und erst nach Chr. Geb. der Federspulen. Dinte verfertigte man aus dem Safte der Seespinne, auch aus Zinnober, oder aus Purpurfarbe (ein Vorrecht der oström. Kaiser). Der

silberne Codex zu Wolfenbüttel und Upsala besteht aus purpurfarbenen Pergamentblättern, auf welche silberne Lettern eingedrückt sind. Unsere Dinte (s. d. Art.) scheint von den Juden herzurühren. Die Bustrophedonschrift (s. d. Art.) haben wahrscheinlich die Griechen und Etrusker, wie die Buchstabenschrift überhaupt, von den Phöniziern erhalten. In der Folge ist bei den Europäern die noch gebräuchliche Schreibart von der Linken zur Rechten, die man die ionische im Gegensatz der kadmeischen nennt, aufgekommen. In Deutschland war anfangs die Runenschrift (s. d. Art.) bekannt; jedoch blieb hauptsächlich die lat. Schrift, sowie die lat. Sprache bei dem Schreiben üblich, theils weil Deutschlands Lehrer, die aus Irland und England kamen, in dieser Sprache schrieben, theils weil die deutsche Sprache noch zu rauh und an Worten sehr arm war. Erst unter Karl dem Großen wurde sie durch Kero und Otfried gebildet; und man fing auch im 9. Jahrh. an, sie zu schreiben, jedoch bloß mit lat. Buchstaben. Die Zeit, in der zuerst die deutsche Schrift gewöhnlich geworden, setzt man gemeiniglich ins 13. Jahrh. unter die Regierung Kaiser Friedrichs II. Die Ausbildung der deutschen Schrift wurde wohl am meisten durch die Buchdruckerkunst befördert. Deutschland hat nur 2 eigene Schriftarten, die Fraktur- und Currentschrift, indem die Kanzleischrift bloß eine zum Geschwindschreiben eingerichtete Fraktur ist, in der die Buchstaben mehr gebogen und mit einander verbunden sind. Die Frakturschrift bildete sich aus der im 11. Jahrh. entstandenen sogen. neugoth. und Mönchsschrift. Späterhin und erst am Ende des 15. Jahrh. kam auch bei dem Drucke die Current- oder Cursivschrift in Gebrauch; man hatte nämlich bisher bloß mit gerade stehender Schrift gedruckt, allein der ältere Aldus Manutius in Venedig erfand auch die schiefliegende oder Cursivschrift. Im 16. Jahrh. erhielt endlich die deutsche Schrift ihre vorzüglichste Ausbildung durch Albr. Dürer, worauf sie allmählig die jetzige regelmäßige Gestalt bekam. Auf die Schreibekunst bezieht sich die Schönschreibekunst, die Rechtschreibekunst (s. beide Art.), die Geschwindschreibekunst und Geheimschreibekunst. S. über diese: Brachygraphie.

Schreibmalerei oder Malerei mit der Feder, ist eine Art der Schönschreibekunst und besteht darin, die Schrift mit allerhand Verzierungen, Schnörkeln, Bildchen ꝛc. zu versehen. Sie wurde einst nebst der Kleinschreiberei oder der Kunst, die Buchstaben so klein zu schreiben, daß man sie durch ein Vergrößerungsglas lesen mußte, sehr geübt. Die letztere verdient durchaus keine Beachtung; die erstere, die früher auch in Vergessenheit gerathen war, hat sich in den letzten Jahren wieder bemerkbar gemacht. Künstlich mag ein solches Schreibgemälde mit seinen Schnörkeln, Arabesken und sonstigen krausen und bunten Verzierungen genannt werden, aber schön ist es nicht; im Gegentheil zeigt die Lust an Ueberladungen und nichtsnutzendem Schwulste einen verdorbenen Geschmack; die Ueberladungen und der Schwulst mögen noch so niedlich seyn und Fingerfertigkeiten verrathen.

Schrift (heilige), s. Bibel.

Schrift. Die Sprache (vergl. d.) ist unmittelbar nur einem kleinen Kreise vernehmbar; bald verhallen ihre Töne, und was davon die mündliche Ueberlieferung in ferne Länder und Zeiten bringt, wird leicht auf diesem Wege bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet. Die Schrift hilft diesem Mangel ab, und gibt dem bis dahin wankenden Gebäude der Menschenbildung eine feste Grundlage. „Der Sterbliche, sagt Herder, der dieß Mittel, den flüchtigen Geist nicht nur in Worte, sondern in Buchstaben zu fesseln, erfand; er wirkte als ein Gott unter den Menschen.“ Viele große Erfindungen sind durch Zufall oder einen glücklichen Gedanken entstanden. Die Buchstabenschrift war die späte Vollendung einer langsam und stufenweise fortgebildeten

Idee, deren Geschichte wir mit ziemlicher Bestimmtheit nachzuweisen vermögen. Der Mensch, welcher so gerne sich und Andern Denkmale baut, welchem, so manche Erinnerung festzuhalten, Genuß und Bedürfniß ist, konnte wohl kein einfacheres und leichteres Mittel zur treuen Bewahrung solcher Gedächtnisse finden, als das Zeichnen oder Malen der That, der Person, des Gegenstandes u. s. w., wovon die Erinnerung bleiben sollte. Nicht nur bei halbkultivirten Völkerschaften, als bei den Mexikanern, sondern selbst bei einigen der rohesten Horden der neuen Welt, hat man solche Bilderschrift oder Schriftmalerei — freilich in verschiedenen Graden der Ausbildung — gefunden. Wir können zweifeln, daß auch im grauesten Alterthum solches der Fall gewesen, und daß z. B. die Aegypter und Chinesen lange vor Erfindung ihrer Hieroglyphen- und Wörterschrift sich der Schriftmalerei bedient haben. Die Ausdehnung des Gebrauches dieser letztern führte nun — je nach dem Maß und dem Gang der allgemeinen Nationalkultur — ihre allmählige Vervollkommnung und Umwandlung in die eigentliche Schrift auf einem natürlichen Wege herbei. Denn die Schriftmalerei hatte zwei wesentliche Gebrechen; sie war mühsam und langwierig, und konnte unmittelbar bloß zur Darstellung sichtbarer Gegenstände dienen. Also kürzte man sie ab, indem man etwa statt der ganzen Sache nur einen Theil oder einen Umstand derselben malte, und stellte die Gegenstände, die nicht ins Auge fallen, durch analoge Bilder vor. Das Auffinden und das Verständniß solcher Bilder ist dem Jugendalter der Nation vorzugsweise angemessen, als worin ihre Imagination lebendiger, ihre Sprache aber armer, und daher der Gebrauch der Symbole schon im Denken und Reden ihnen natürlich und Bedürfniß ist. In der Darstellung eines Gegenstandes durch einen Andern, welcher durch was immer für eine Beziehung geeignet ist, die Idee des erstern hervorzurufen, besteht das Wesen der Hieroglyphe (s. d. Art.). Sie ist in der Mitte zwischen Malerei und Schrift, und nimmt Theil an den Charakteren beider. Es ist begreiflich, daß, je mehr man den Gebrauch der Hieroglyphe vervielfältigte, je entferntere Analogien man zu ihrer Bildung benützte, desto weniger sprechend und schwerer verständlich ihre Bedeutung wurde, und daß man bald durch Hülfe des Gedächtnisses mehr als der Imagination ihren Sinn erfassen mußte. Noch mehr war dieses der Fall, als man zur Erleichterung des Schreibenden die Hieroglyphe weiters abkürzte, etwa bloß den äußern Umriß derselben hinzeichnete — was Einige die Currentschrift der Hieroglyphe genannt haben — und so die im Anfang natürliche oder wenigst symbolische Bezeichnung eines Gegenstandes allmählig zur willkürlichen Marke macht. Jetzt hatte man nicht mehr die Kenntniß von den Eigenschaften des Dinges, welches zum Symbol diente, sondern eine bloß künstliche Verknüpfung dessen mit dem Bezeichneten, und die Hervorrufung des Letztern durch das Gedächtniß nöthig, und es ging diese Schrift unmerklich in die chinesische Wörterschrift über. Die Wörterschrift ist bestimmter und reiner als die Hieroglyphe, aber bei der ungeheuren Menge von Zeichen, die sie (für jedes Wort nämlich, und für jeden Fall seiner Durchformung ein eigenes) erheischt, wird sie immer entweder mangelhaft, wenn sie so viele Zeichen nicht hat, allzuschwer zu erlernen seyn. Es gehört chinesischer Stupor dazu, um bei einer solchen Schrift zu beharren, und den in der Erfindung allerdings schweren, aber in der Nachahmung so leichten Schritt zur Sylben- und endlich zur Buchstabenschrift nicht zu thun. Denn der Sylben sind unendlich weniger als der Worte, und Buchstaben, d. h. einfachste Bestandtheile oder Elemente der artikulirten Töne sind nur etliche und zwanzig, womit sich Alles im ganzen Reiche der Natur und der Ideen nach den Ausdrücken einer jeden menschlichen Sprache bezeichnen läßt. Diese Auflösung der Worte in Buchstaben, und die Bezeichnung der letztern sind

eigentlich die große Erfindung, welche die wichtigste Epoche macht in der Menschengeschichte, und woran die Theilnahme einen so wesentlichen Unterschied zwischen Völkern und Volksklassen hervorbringt. Ueber die Erfindung der Buchstabenschrift s. d. Art. Schreibekunst und Babylonier (Literatur der). Wahrscheinlich hatte das alte phönizische Alphabet nur 15 Zeichen für ebenso viele Grundlaute: später, als man auch die feineren Nuanzen oder Abstufungen der Laute unterschied, wurde es mit 7 weitern Zeichen vermehrt. Auch die Griechen setzten zum altphönizischen Alphabet 9 weitere Zeichen, zum Theil von eigener Erfindung. Das Alter der Erfindung ist ungewiß. Noch sind im Morgenlande auf Felsen, Säulen und Mauern, Backsteinen und Gemmen verschiedene Inschriften — theils in Buchstaben, theils hieroglyphisch — vorhanden, welche ins graueste Alterthum hinaufsteigen. Einige — wie die bei Faran in der arabischen Wüste. — hat noch Niemand entziffert; Andere, wie die babylonischen und die — spätern — persepolitanischen Keilschriften haben die Gelehrten gedeutet. Aber von den meisten läßt sich das Alter kaum muthmaßlich bestimmen, und die ältesten sind wohl zu Grunde gegangen. Unter den Büchern, die auf uns gekommen, ist Keines, selbst der Schukung nicht, welches, den Aussprüchen der Kritik gemäß, nicht jünger als die Mosaischen wäre. Die Buchstabenschrift selbst, wie sie in den verschiedenen Alphabeten vorliegt, verräth, wie J. A. Kanne gezeigt hat, die Verwandtschaft mit religiösen Ideen über Zeugung und Schöpfung in Zeit und Raum. Derselbe heilige Sinn und Instinkt nun spricht sich weiter auch in der Schreibweise oder dem Anreihen und Nebeneinanderstellen und Fortführen der Wörter in Linien aus. Auch diese kommen, wie die einzelnen Buchstaben selbst das Grundschema und den Typus nicht verleugnen konnten, auf das Senkrechte, Wagerechte und Kreisförmige zurück. Man hat nämlich als älteste Schreibweisen 1) die Kionädon- oder Säulenschrift, wo Buchstabe unter Buchstabe, Wort unter Wort gesetzt wird, wie bei den Chinesen; 2) Furchen- auch Pflugschrift von Osten nach Westen, von Westen nach Norden, von Norden nach Süden (s. Bustrophedon); 3) Sphärädon- oder Kreisschrift, welche beide letztern nur weitere Ausbildung und Vollendung der beiden erstern sind. Gedichte in Beil-, Ei-, Ziegel- oder anderer Form sind spätere Spielereien, aus welchen der Sinn entwichen war. Fassen wir das Ergebniß kurz zusammen, so ist die Schrift uralt in Zahl und Figur veranschaulichter Menschengeist, gebunden an einen Grundtypus aller Zeit und Raumdurchdringung, d. h. alles Lebens, aber ihre Ausbildung und ihr Gebrauch, vom Stoffe abhängig, erreicht erst allmählig die Leichtigkeit und den Umfang, die sie zum Buchschreiben befähigen.

Schriften oder Lettern in den Druckereien, werden einmal nach der Größe, dann nach der Lage der Buchstaben unterschieden. Die Sprache macht dabei keinen Unterschied. Die gewöhnlichen Namen sind in aufsteigender Linie von der kleinsten an: Perl, Colonel, Nonpareil, Petit, Borgois, Garmond oder Corpus, kleine Cicero, grobe Cicero, kleine Mittel, Tertia, Text, Doppelmittel, kleine Kanon, grobe Kanon, kleine Missal, grobe Missal, kleine Sabon, grobe Sabon u. s. w. Sind es deutsche Schriften, so nennt man sie Perl-Fraktur; lateinische, Perl-Antiqua; griechische, Perl-Griechisch u. s. w. In Ansehung der Lage unterscheidet man die geradstehenden Schriften von der Cursiv. Die schwabacher Schrift ist eine nach altgothischer Art gebildete Frakturschrift.

Schriftgießerei, oder die Kunst, Buchdruckerlettern zu gießen, wurde von Schoiffer ungefähr um 1452 erfunden. In neuern Zeiten haben sich vorzüglich Breitkopf in Leipzig und Unger in Berlin um die Verbesserung der gegossenen Lettern oder Typen viel Verdienst erworben. Die Metallmasse

derselben besteht aus 15 bis 25 Theilen Spießglanz, 30 Blei und etwas Zink oder Wismuth, oder Kupfer und Messing. Zu jedem Buchstaben macht der Schriftschneider einen stählernen Stempel, worauf der Buchstabe erhaben ausgearbeitet ist. Er heißt Patrize, mit ihm schlägt der Schriftgießer die kleinen Buchstaben in Kupfer oder Messing, die größern in Blei, und fertigt so die Matrize. Diese setzt man in eine Form, welche die Höhe, Stärke und Breite (Kegel) der Lettern geben soll, doch werden bisweilen Lettern auf den nächstfolgenden Kegel gegossen, um beim Setzen das Durchschießen zu ersparen. Durch Schleifen, Hobeln und Schaben werden die fertigen vollends geebnet und dann Centnerweise verkauft. Jede Letter hat eine, auch zwei Kerbe (Signatur), um beim Setzen ihren richtigen Stand schon allein durchs Gefühl zu bestimmen. Der Stereotypendruck erfordert das Abgießen ganzer Seiten. Man macht zu dem Ende von solchen bereits fertig gesetzten einen Abdruck in Metall und braucht ihn als Matrize. Außerdem werden noch Zahlen, Noten, Linien, Röschen durch Patrizen und Matrizen hervorgebracht, Spatia aber, Stege, Gevierte, Quadrate nur durch gleichförmige Form. 1467 brachten zu Rom zwei Deutsche, A. Pannarz und K. Schweinheim, zuerst die Antiqua zu Stande. Der Italiener Aldus Manutius († 1515) hat die Cursivschrift erfunden. Die rechten Schriftmaße der zierlichen deutschen Schrift brachte Joh. Neudorfer 1538 zu Nürnberg hervor. Der Schriftgießer Schwabach erfand die sogenannten schwabacher Schriften. Das größte Verdienst bei der Schriftgießerei besteht in der Kunst, Stempel zu schneiden; und hierin haben sich früher Baskerville, unter den Deutschen Zink und Schmidt, neuerlich aber die Didote in Paris und Bodoni in Parma sehr ruhmvoll hervorgethan. Die vorzüglichsten Schriftgießereien, in Deutschland sind, außer der Breitkopf'schen, die Tauchnitz'sche in Leipzig, die Franke'sche in Jena, die Wahlbaum'sche in Weimar, die Frank'sche in Berlin, die Mannsfeld'sche in Wien, die Brönnersche in Frankfurt a. M. u. a.

Schriftsassen, Kanzleisassen, im Königreich Sachsen die Vasallen, die bloß in der Landesregierung oder einem andern hohen Landeskollegium, das eine der Landesregierung gleich hohe Gerichtsbarkeit ausübt, als der ersten Instanz Recht leiden, und deren Gerichte auch nur ein solches hohes Kollegium als ihre Appellationsinstanz anerkennen. Sie erscheinen auch auf den Landtagen. Die schriftsässigen Rittergüter zerfallen in altschriftsässige, denen die Landtagsfähigkeit mit den übrigen Rittergutsrechten als ein dingliches Recht zusteht, und in neuschriftsässige, die nur ihren Besitzer der Gerichtsbarkeit des Amtes, unter dem sie liegen, entziehen. Sie haben ihren Namen daher, weil die Befehle von der Landesregierung ihnen unmittelbar zugesendet werden. Ihnen sind die Amtssassen (s. d.) entgegengesetzt.

Schröckh (Johann Mathias), einer der trefflichsten Historiker der Deutschen, geb. 1733 zu Wien, ward von seinen lutherischen Eltern in Frömmigkeit erzogen und 1743 zu seinem Großvater Bel nach Presburg geschickt, um auf dem dortigen Gymnasium zu studiren. Sowie Schröckh mit den historischen Werken dieses Mannes bekannt wurde, regte sich bei ihm die erste Neigung zur Geschichte. Rollins Anweisung, die freien Künste zu lehren und zu lernen, machte ihn mit einem ganz andern Geschmack, als in den öffentlichen Lehrstunden herrschte, vertraut. Zugleich nahm auch sein Religionseifer zu, und er beschloß, Prediger zu werden. Sein Vater wünschte, daß er sich dem Kaufmannsstande widmen möchte, gab jedoch der Neigung des Sohnes nach und schickte ihn 1750 auf die Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg. In anderthalb Jahren, welche Schröckh in dieser Anstalt verlebte, hatte er sich zur Universität vorbereitet und ging nun nach Göttingen, wo er sich Mosheim und Michaelis zu seinen Hauptführern wählte. Von dem Erstern pflanzte sich die überwiegende Neigung zur Geschichte und be-

sonders zur Kirchengeschichte auf ihn fort. Dem Letztern verdankte er die Kenntniß der morgenländischen Sprachen sowie den Trieb und die Anweisung zum freiern Nachforschen, eine bescheidene Philosophie und das Beispiel eines ebenso faßlichen, als angenehmen Vortrags. Mosheims Vorlesungen über die Kanzelberedsamkeit verstärkten seine Neigung zum geistlichen Stande eine Zeitlang. Doch bald gewann der Trieb zum akademischen Lehrstande die Oberhand. 1754 berief ihn sein Oheim, der Prof. Bel, nach Leipzig, um ihm bei der Herausgabe der leipz. gelehrten Zeitungen und bei den Actis eruditorum beizustehen. In Leipzig benutzte er die Vorlesungen von Christ und Ernesti; er lernte von ihnen das gelehrte Alterthum, aber auch richtige Methode und feinen Geschmack in mehrern Wissenschaften und Künsten noch besser kennen und schätzen. Auf Ernesti's Verlangen nahm er Antheil an dessen theologischer Bibliothek. 1755 wurde Schröckh Magister, habilitirte sich 1756 und begann seine Vorlesungen, welche zunächst die christliche Kirchengeschichte, die morgenländischen Sprachen, hauptsächlich aber philosophische Erklärungen des alten Testaments, Geschichte der Theologie und Gelehrtengeschichte betrafen. Nach einigen Jahren ward er Custos an der Universitätsbibliothek und 1762 außerordentlicher Professor der Philosophie. 1767 erhielt er die Professur der Poesie in Wittenberg, welche er aber 1775 mit der Geschichte vertauschte, wobei ihm die Hochschule die Direktion der Universitätsbibliothek übertrug. Nun gab er die Vorlesungen über hebräische Sprache u. s. w. ganz auf, und verband mit den bisher schon gehaltenen Vorträgen über Kirchen-, Literar- und Reformationsgeschichte, über Geschichte der Theologie und christlichen Alterthümer, die Vorlesungen über deutsche Reichsgeschichte, europäische Staatengeschichte, sächsische Geschichte und Diplomatik. So erlebte er die Periode des unglücklichen Krieges, der 1806 Sachsen in die Gewalt der franz. Heere brachte und auch in Wittenberg die gewohnte Ordnung umstürzte. Durch diese Ereignisse, sowie in Folge des Uebermaßes seiner Thätigkeit für seine Kirchengeschichte, sank plötzlich die Kraft seines ungeschwächten Körpers. An seinem 76. Geburtstage hatte er das Unglück, das Bein zu brechen, worauf er nach sechstägigen Leiden am 1. Aug. 1808 starb. Schröckh war im höhern Sinne des Worts religiös, er war Menschenfreund, er war Christ. Die Wahrheit der Lehre, deren Geschichte er durch den Lauf der Jahrhunderte erforscht und unter einer neuen Form dargestellt hatte, war durch diese Forschung und Darstellung selbst für ihn über jeden Zweifel erhoben worden. Nitzsch und Pölitz setzten ihm kleine biographische Denkmale; eine ausführliche Beschreibung seines Lebens und Charakters hat Tzschirner im 10. Bde. der Schröckh'schen Kirchengeschichte seit der Reformation mitgetheilt. Ein großer Fleiß im Sammeln und Forschen, ein feines Gefühl des Wahren und Guten, eine musterhafte Treue und Zuverlässigkeit, eine vollständige und bequeme Anordnung blickt aus Schröckh's historischen Werken hervor. Seine Sprache ist nicht erhaben, aber edel; sein Styl einfach, klar, leicht und belebt genug, um seinen Schriften Leser aus allen Klassen zu verschaffen. Die vorzüglichsten sind: Weltgeschichte für Kinder (1779—84, 4 Bd. mit 100 Kpf.); Allgemeine Biographie (1767 bis 92, in 8 Bd.). Zur Herausgabe von Guthrie's und Gray's allgemeiner Weltgeschichte bearbeitete er die italien., franz., niederl. und engl. Geschichte 1770—76 mit Einsicht und Sorgfalt. Seine christliche Kirchengeschichte erschien 1768—1803 in 35 Bd. bis zur Reformation; daran schließt sich seine Kirchengeschichte seit der Reformation 1804—12 in 10 Bd. an, deren 2 letzte Tzschirner abfaßte. Schröckh's Kirchengeschichte, unstreitig das schönste Zeugniß seines Fleißes und die reifste Frucht seines Lebens, ist das vollständigste zusammenhängende Gemälde der Menschen und Begebenheiten, die seit 18 Jahrh. in der christl. Kirche Bedeutung erhielten; und haben auch Andere

Einzelnes tiefer aufgefaßt, beredter und freimüthiger dargestellt, so gibt es doch kein anderes Werk, in dem das Ganze umfassender, lehrreicher und anziehender behandelt wäre, als in diesem. Ohne Parteilichkeit schilderte er die guten Seiten jeder Kirche, jede Sekte; ohne Leidenschaftlichkeit deckte er ihre Fehler auf. Auch solchen Lesern sagt dieses Werk zu, die bei andern geistvollen Kirchenhistorikern die christliche Gesinnung ungern vermissen.

Schröder (Friedr. Ludw.) wurde 1744 zu Schwerin geboren. Seine Mutter war die berühmte Actrice Ackermann, sein Vater einst Organist zu Berlin. Als 3jähriges Kind erschien er zuerst auf der Bühne von Petersburg, wo die Witwe Schröder sich bei der Hilferding'schen Gesellschaft engagirt hatte, in der Rolle der Unschuld, und fand bei der Kaiserin Elisabeth einen solchen Beifall, daß sie Mutter und Sohn beschenkte. Mit der Gesellschaft ging hierauf die Mutter nach Moskau und lernte dort den Schauspieler Ackermann kennen. Da Beide sich die Mittel und durch frühere Erfahrungen auch die Kenntnisse erworben hatten, errichteten sie selbst eine Gesellschaft; sie durchzogen Kurland, kamen nach Danzig und Königsberg, wo Ackermann die Erlaubniß erhielt, ein Theater zu errichten. Hier spielte der junge Schröder mit vielem Beifalle in Knaben- und Mädchenrollen. Der hoffnungsvolle Knabe wurde aber hart und ungerecht von seinen Eltern behandelt; die Jesuiten nahmen sich dort seiner an und hatten die Absicht, ihn für den Orden zu erziehen. Schröder würde auch dem eigennützigen Wunsche der Väter entsprochen haben, wenn nicht Liebe zur Mutter ihn zurückgerufen hätte. Er zog jetzt mit ihnen durch Deutschland und kam auch wieder mit ihnen nach Königsberg zurück. Die fortgesetzte harte Verfahrungsweise seiner Eltern gegen ihn machte ihn wirklich zu Dem, vor welchem ihn tägliche Schläge schützen sollten, zum muthwilligen Gassenjungen. Die Eltern thaten ihn zwar auf das Friedrichs-Kollegium; doch kümmerten sie sich nicht weiter um ihn und ließen sogar den Knaben hülflos zurück, als die Truppe vor den Russen aus Königsberg entwich. Schröder wurde krank, und die Vorsteher des Instituts setzten ihn aus der Anstalt. Während der Verlassene jetzt in Gefahr schwebte, ein nichtswürdiger Bettler oder ein Bösewicht zu werden, nahm sich ein armer Schuhflicker seiner an. Er half seinem Meister Schuhe flicken und lernte von ihm das Branntweintrinken. Schröder würde in dieser Lage gewiß untergegangen seyn, wenn nicht der bekannte Seiltänzer Stuart und seine Gattin für Schröders Bildung Manches gethan hätten. 1759 erinnerten sich seiner die Eltern wieder und thaten ihn bei einem verwandten Kaufmanne zu Lübeck in die Lehre. Der Jüngling wollte aber nicht als Bote laufen und der Verwandte ihn nicht ernähren. Er wurde daher den Eltern in die Schweiz nachgeschickt, blieb aber nicht lange bei ihnen; die ewigen Streitigkeiten mit seinem Stiefvater, sein eigenes wüstes Leben, und mehrere leichtsinnige, selbst unmoralische Streiche, deren Folgen er fürchtete, bewogen ihn zu entweichen; so lebte er noch einige Jahre, bald sich mit seinen Eltern aussöhnend, bald herumschwärmend, bis die Gesellschaft (1764) nach Hamburg kam. Hier ward Schröder ein ganz andrer Mann. Anfangs war das Ballet und Lustspiel sein vorzüglicher Wirkungskreis, in dem er sich auszeichnete; später ergriff er auch das tragische Fach und machte es zum Schauplatze seines Ruhms. 1771 legte Ackermann die Direktion der Bühne nieder und Schröder führte sie gemeinschaftlich mit der Mutter fort. Damals schrieb er auch sein erstes Lustspiel: Der Arglistige, welchem bald eine Menge andrer folgten, die auf den meisten Bühnen Deutschlands viel Glück machten. 1773 heirathete Schröder eine Dem. Hart aus Petersburg, und bildete sie mit Sorgfalt zu einer guten tragischen Künstlerin aus. Die hamburger Bühne erhob sich unter Schröder's Leitung zu einer Musterbühne Deutschlands. Ernst und strenge hielt

er auf Anstand und Sittigkeit des Lebens bei seiner Gesellschaft, und erwarb auf diese Weise dem Schauspielerstande eine höhere Achtung, als er bisher genossen hatte. Nicht weniger wirkte er auf die Kunstausbildung seiner Schauspieler. Vorzüglich viel that er für die Verpflanzung der Shakespearschen Trauerspiele auf die deutsche Bühne. 1780 machte er mit seiner Gattin eine Kunstreise durch die Hauptstädte Deutschlands und erntete überall den lautesten Beifall ein. Im folgenden Jahre ging er nach Wien, wohin ihn unter vortheilhaften Bedingungen der Kaiser Joseph rief. Obgleich er hier ehrenvoll aufgenommen und nach Verdienst geschätzt wurde, zog ihn doch Neigung bald wieder nach Hamburg zurück. Hier führte er die Direktion der Bühne bis 1798, wo er sie zum zweiten Male niederlegte. Er zog sich auf sein Landgut Belling bei Hamburg zurück und lebte hier seinen dramatischen Arbeiten und dem Besten der hamburger Freimaurerloge. 1811 war das von ihm errichtete Theater seinem Sturze nahe, dieß sowie die Bitten der Schauspielfreunde bewogen ihn, die Leitung desselben nochmals zu übernehmen. Aber schon nahe den siebziger Jahre vermochte er dieß nicht mehr mit der alten Energie; schwierige Zeitumstände, Kabale, der Geschmack des Publikums an Spektakelstücken, verleideten ihm die Verwaltung noch mehr; auch setzte er bedeutende Kapitalien zu. Er starb den 3. Sept. 1816. Rührende Theilnahme und das Bedauern Deutschlands folgten seiner Leiche. Seine besten Stücke sind: das Testament, der Murrkopf, der Fähndrich; mit kleinen Veränderungen, besonders der Sprache und des Dialogs, würden sie jetzt noch ihr Glück auf der Bühne machen. Seine Lebensbeschreibung von Schink findet sich in den Zeitgenossen. Schröder war zu seiner Zeit der größte dramatische Künstler Deutschlands und fast ein allseitiger Schauspieler (s. Tieck's Phantasus, 3. Band, 2. Abtheilung, und dessen dramaturg. Blätter). Nicht weniger ausgezeichnet war er als Mensch in den männlichen und spätern Jahren seines Lebens.

Schröpfer (Johann Georg), ein Betrüger in der 2. Hälfte des vorigen Jahrh., war anfangs Kaffeewirth in Leipzig, machte Bankerott und nahm den Titel eines franz. Obersten und den Namen eines Baron von Steinbach an. Das meiste Aufsehen machte er als Geisterbeschwörer, und täuschte durch seine Gaukeleien selbst fürstliche Personen. Daß künstliche Vorkehrungen, ein von dunkelm Nebel erfülltes, nur durch das matte Licht hin- und hergetragener Kerzen erhelltes Zimmer, der durch berauschende Getränke exaltirte Zustand seiner Jünger die Letztern in ihrem Glauben so unerschütterlich stark machte, ist wohl kein Wunder, da auch wahrscheinlich optische Spiegel und die Elektrizität hier mitwirkten. Er erschoß sich am 8. Oktober 1774 im Rosenthale bei Leipzig.

Schrot, 1) beim Münzwesen das Gepräge oder die äußere Tüchtigkeit, das Gewicht, die äußere Form der Münze, im Gegensatz von Korn, welches den innern Gehalt (das gehörige gute Metall, welches jede ordentliche Münzsorte haben muß) bezeichnet. 2) Im Forstwesen alle dickere Stücke Holz, die zu Scheiten gehauen werden müssen, die Schröte zu den Röhren. 3) Im Eisenhandel die von einer Eisenstange abgehauenen Stücke, daher auch die Schrotart: ein Werkzeug, Etwas zu schroten, oder von einander zu hauen, Schrotsäge u. s. w.

Schröter (Johann Hieronymus), Astronom, geb. 1745 zu Erfurt, lebte als Justizrath und Oberamtmann zu Lilienthal, einem Dorfe im Herzogthum Bremen. Nachdem er zu Göttingen die Rechte studirt, zugleich aber durch Kästner's Unterricht die Mathematik und besonders die Astronomie leidenschaftlich lieb gewonnen hatte, empfing er die juristische Doktorwürde und ward 1778 bei der hanöverischen Regierung angestellt. Unausgesetzt mit seinem Lieblingsstudium, der Astronomie, beschäftigt, machte er wichtige

Beobachtungen und Entdeckungen in allen Regionen des Himmels, hauptsächlich über den Mond, welcher der Gegenstand seiner anhaltendsten Aufmerksamkeit wurde und von dem er einen sehr genauen Atlas lieferte. In seinem Lilienthal errichtete er eine herrliche Sternwarte, die er nach und nach mit den besten Instrumenten ausstattete. Schon sein 13füßiges Teleskop erklärte Lalande für das beste unter allen vorhandenen. Später verfertigte er mit unsäglicher Mühe und großem Kostenaufwande aus eigenen Mitteln noch mehrere größere Instrumente, unter denen ein 25füßiges von bewunderungswürdiger Wirkung ist, indem es z. B. die ganze Milchstraße in unzählbar kleine Sterne auflöst. Mit demselben ist auch ein großer Theil von Schröter's Entdeckungen im Monde gemacht worden. Im Frühlinge 1813 verbrannten die Franzosen den größten Theil seiner Sternwarte. — Die Hauptwerke dieses bis zu seinem Tode (29. Aug. 1816) unermüdeten Himmelsbeobachters sind die Selenotopograph. Fragmente ꝛc. (Gött. 1793 — 1802, 2 Bde., gr. 4., m. Kpf. u. Chart.); Beitr. zu den neuesten astronom. Entdeck. (Gött. 1788—1800, 3 Bd., m. Kpf.); Aphroditische Fragm. zur genauern Kenntniß der Venus (Gött. 1796, gr. 4., m. Kpf.); Kronographische Fragmente zur Kenntniß des Saturn (Gött. 1808 m. Kpf.); Hermograph. Fragmente zur Kenntniß des Merkur (Gött. 1816, m. Kpf.). — S. das Verz. bei Heinsius im 3., 5. und 6. Bd.

Schub, Schubwesen, eine polizeiliche Maßregel, um sich der fremden Bettler, Landstreicher ꝛc. zu entledigen, welche darin besteht, daß man dergleichen Subjekte aufgreift, und unter Aufsicht von Ort zu Ort und Land zu Land bis zu ihrem Geburtsort zurückschaffen, gleichsam weiter schieben läßt.

Schubart (Christian Friedrich Daniel). Dieser geniale deutsche Schriftsteller wurde 1739 zu Obersontheim in Schwaben geboren. Er schien in seiner Jugend wenig Anlagen zu haben; aber plötzlich erwachten seine Geisteskräfte, er übertraf in kurzem alle seine Schulgenossen an dem nördlinger Lyceum und zeigte ein seltenes Talent für die Tonkunst. Nach Vollendung seiner in wilder Leidenschaftlichkeit zugebrachten akademischen Laufbahn zu Jena, wo er seit 1758 Theologie studirt, vorzüglich aber sich der Musik gewidmet hatte, war er einige Zeit Hauslehrer in Königsbronn; hierauf suchte er sich, von allen Mitteln entblößt, in Aalen und der Umgegend durch Predigen für die dortige Geistlichkeit seinen Unterhalt zu erwerben. In der Folge ward er Schullehrer und Organist zu Geislingen. 1764 verband er sich mit einer Frau, die sich in seine wunderlichen Launen zu schicken wußte, und allen Kummer, alle Leiden, die er ihr so häufig verursachte, mit der größten Geduld ertrug. 1768 ward er als Musikdirektor an den glänzenden Hof des Herzogs Karl v. Würtemberg nach Ludwigsburg berufen, wo er in seinen Nebenstunden einigen Offizieren Vorlesungen über Geschichte und Aesthetik hielt. Er versank indessen immer mehr in Laster und Ausschweifungen; seine Gattin wurde schwermüthig darüber und ihr Vater nahm sie mit ihren Kindern zu sich. Bald zogen ihn seine Vorgesetzten wegen seines unmoralischen Lebenswandels zur Verantwortung; er wurde in Haft genommen und als er kurze Zeit später ein satyrisches Lied auf einen Hofbeamten und einer Parodie der lauretanischen Litanei gedichtet hatte, seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen. Er wanderte jetzt nach Heilbronn, wo er sich durch Musikunterricht sein Leben fristete. Der Gedanke an seine jammernde Gattin und Kinder bewog ihn, nach Heidelberg zu gehen, wo er Vorlesungen über Aesthetik und Musik zu halten gedachte, aber nicht lange weilte. Er reiste nun nach Manheim, fand hier bei dem humanen Grafen Nesselrode eine freundliche Aufnahme, bis er endlich von dem Kurfürsten von der Pfalz Befehl erhielt, sich vor ihm auf dem Clavier hören zu lassen. Schubarts Spiel gefiel dem Kurfürsten, und schon wollte dieser ihm eine Anstellung geben,

als er durch einige zu freimüthige Aeußerungen über die manheimer Akademie sich den Unwillen des Fürsten zuzog. Hierauf nahm ihn der Graf Schmettau zu sich. Nachher ward er mit dem baierischen Gesandten, Baron Leiden, bekannt, den er nach München begleitete. Dieser rieth ihm, um seine Lage zu verbessern, zum Katholizismus überzutreten. Als er eben entschlossen war, diesen wichtigen Schritt zu thun, erhielt er, weil man über seinen Charakter aus Stuttgart Erkundigungen eingezogen hatte, augenblicklich Befehl, Baierns Hauptstadt zu verlassen. Schubart ging nun nach Augsburg, wo er 1774—78 eine Zeitschrift: Die deutsche Chronik, herausgab. Sie ist das beste und verdienstvollste Werk seines Lebens und ward viel gelesen. Auch zeigte er hier seine Talente als Tonsetzer, Clavierspieler und Deklamator, und gab öffentliche Lesekonzerte, in denen Musik und Deklamation abwechselten. Mit vorzüglichem Beifalle trug er Bruchstücke aus Klopstocks Messiade vor. Alles Dieses brachte ihm ansehnliche Einkünfte, und er hätte ein sorgenfreies Leben genießen können, wenn er sich nicht durch Unbesonnenheiten und Ausschweifungen, besonders unter der Geistlichkeit, die er bei jeder Gelegenheit angriff und verspottete, viele Feinde zugezogen. Auf Befehl des kathol. Bürgermeisters mußte er Augsburg verlassen und ging nun nach Ulm, wo er seine Chronik fortsetzte, sich mit seiner Familie wieder vereinigte und als jovialischer Gesellschafter überall beliebt war. Weil er in seiner Chronik gemeldet hatte, die Kaiserin Maria Theresia sey vom Schlage gerührt worden, sowie wegen einigen mündlichen und gedruckten freien Aeußerungen wurde er auf Anstiften des kaiserl. Ministers, Gen. Ried, zu Blaubeuren, am 22. Jan. 1777 durch einen Machtspruch des Herzogs Karl verhaftet und nach der würtemb. Festung Hohenasperg gebracht, wo er 10 Jahre gefangen saß, ohne jemals verhört zu werden. Durch das Lesen geistlicher Bücher in der Einsamkeit seines Kerkers ward der durch Wollust entnervte, zur Hypochondrie geneigte und mit einer feurigen Einbildungskraft begabte Schubart jetzt für das Mystische und Theosophische gestimmt. Im März 1787 erhielt er endlich seine Freiheit wieder und die Stelle eines Hof- und Theaterdichters in Stuttgart. Hier gab er außer der Vaterländischen Chronik seine Lebensbeschreibung heraus; aber noch vor ihrer Beendigung starb er 1791 im 57. Jahre seines Lebens. Schubarts schriftstellerische Wirksamkeit fiel in jene Periode, wo in Deutschland der sogenannte Geniedrang Mode war; auch er gehörte zu den Kraftgenies. Seine Werke sind reich an abentheuerlicher Metaphernsprache. Die Grazien haben ihm nicht gelächelt, und doch war er ein Mann von tiefem Gefühl und nicht ohne poetisches Talent. Vorzüglich ist sein Hymnus auf Friedrich den Großen; die Fürstengruft; sein ewiger Jude, sowie das kräftige Volkslied: Auf, auf, ihr Brüder ꝛc. Schubarts sämmtliche Poesien erschienen zu Frankfurt a. M. 1782, 2 Bde., 8. Eine auserwähltere Sammlung derselben gab sein Sohn Ludwig, gest als k. preuß. Gesandtschaftsrath zu Nürnberg 1812, 1802 in 2 Bd. heraus. Auch besorgte derselbe seines Vaters Ideen zur Aesthetik der Tonkunst und dessen vermischte Schriften zur Publizität (Zürich 1812, 2 Bd.).

Schubart von Kleefeld (Johann Christian), ein ausgezeichneter Verbesserer der Landwirthschaft, geb. zu Zeitz 1734 von einer bürgerlichen Familie, wurde, nachdem er in Diensten eines dortigen Amtmanns gestanden, Haushofmeister des sächs. Gesandten in Wien, kehrte am Ende des 7jährigen Krieges als großbrit. Kriegskommissär und als hessendarmst. Hofrath in sein Vaterland zurück, und kaufte sich mehrere Güter, wo er sich mit Verbesserung der Landwirthschaft beschäftigte. 1787 erhielt seine Abhandlung über den Anbau der Futterkräuter den von der berl. Akademie der Wissenschaften ausgesetzten Preis; auch verschaffte ihm dieses Verdienst den Namen eines Adeligen von Kleefeld. Währenddem machte er sich auch be-

rühmt durch Einführung und Verbreitung eines neuen Systems in der Mauerei — des Systems der strikten Observanz. In der Folge stellte er ein neues System der Landwirthschaft auf, welches in der Abschaffung der Brache und der Hut- und Triftgerechtigkeit bestand, um dadurch den Futterkräuterbau zu heben. Auch brachte er den Tabaks-, Krapp- und Runkelrübenbau in Aufnahme. Schubart fand mit Recht viele Anhänger und Nachahmer; aber die Heftigkeit, womit er jede seinem System widersprechende Meinung bestritt, zog ihm viele Feinde zu. Er starb 1787 als koburg. geh. Rath, ökonomistisch-kameralistische Schriften (Leipz. 1786, 6 Thle. m. Kpf.) und einen ökonomischen Briefwechsel (Ebendas. 1786, 4 Hefte) hinterlassend. Seine Lebensbeschreibung erschien zu Berlin 1790. 8.

Schubladenstück (pièce à tiroir) nennt man ein kleines dramatisches Stück, welches aus lauter rhapsodischen Auftritten besteht, die unter sich keine Verbindung haben oder nur vermöge einer unbedeutenden Situation verbunden werden. Z. B. Kotzebue's Unglücklichen, die bekannte Talentprobe, Beruf zur Kunst, Proberollen ꝛc.

Schublehen, s. Falllehen.

Schuh, s. Fuß.

Schuldschein (Schuldverschreibung, Obligation) ist eine Schrift, wodurch sich Jemand bekennt, einem Andern eine gewisse Sache schuldig zu seyn. Die gesetzliche Beweiskraft eines Schuldscheines ist durch gewisse Grenzen beschränkt; er hat erst nach 2 Jahren seiner Ausstellung Beweiskraft gegen den Aussteller; während dieser Zeit kann der Schuldner immer die Rechtseinrede machen, er habe Das, weßwegen er dem Besitzer des Schuldscheins schuldig seyn soll, nicht erhalten. Erst nach Ablauf der 2 Jahre hört diese Einrede auf; der Schuldner muß daher, wenn diese Einrede wirklich wahr ist, oder er die Schuld zurückgezahlt hat, innerhalb der beiden Jahre den Schuldschein mittelst einer Klage zurückfordern. Der Gläubiger thut aber wohl, wenn er die Ueberzahlung des Geldes an den Schuldner nicht bloß in dem Schuldbrief bemerkt, sondern sie noch durch besondere Quittung bescheinigen läßt. Hat er es aber in Gegenwart sicherer Zeugen ausgezahlt, so ist das Letztere nicht nothwendig. Kann der Besitzer des Scheines beweisen, daß der Aussteller ihm Zinsen gezahlt hat, so ersetzt er auf diese Weise Quittung und Zeugen. Zur Ausstellung eines Schuldscheines wird noch erfordert, daß die Schuldursache darin angegeben sey. Ein Schuldschein ist ungültig, wenn die Schuld aus einem gesetzlich verbotenen Erwerbe resultirt, als Spiel, Wetten, oder wenn sie eine Bezahlung unmoralischer Dienste ist. Eine Quittung oder ein Schein wegen geleisteter Zahlung, ohne Rückzahlungsverbindlichkeit, ist auch erst nach 30 Tagen gegen den Aussteller beweiskräftig; dieselbe Zeit muß aber auch der Aussteller benutzen, wenn ihm keine Zahlung geleistet worden ist. Eine vor Notar oder vor Gericht ausgestellte Schuldverschreibung und Quittung bedarf der Fristen nicht, um gesetzliche Beweiskraft zu haben.

Schule, ein vieldeutiges Wort, dessen älteste Bedeutung wohl die seyn mag, wo es den Ort oder das Gebäude bezeichnet, in welchem Kinder in Kenntnissen, die ihnen späterhin nothwendig sind, unterrichtet werden. Daraus entstand, daß man nicht nur die Anzahl dieser Kinder selbst, und also den gesammten Inbegriff von lernenden Personen, sondern daß man sogar auch die Kenntnisse und Fertigkeiten, welche sie sich erwarben, ebenfalls Schule nannte. — Späterhin wurde nicht nur jede Anstalt, wo etwas gelernt wird, zumal eine Kunst, sondern es wurde sogar jede Anzahl von Gelehrten oder Künstlern, welche von einem und demselben Manne sich etwas Besonderes zu eigen gemacht haben, eine Schule genannt. So sagt man daher, dieser oder jener Philosoph gehöre zur Platonischen, zur Aristo-

telischen, zur Kantischen, zur Schelling'schen Schule (s. Philosophie und die bes. Art.). Am ofteſten wird das Wort Schule in der ſchönen Kunſt und in ſolchen Wiſſenſchaften gebraucht, welche ſich entweder mit dem Menſchen oder mit der Natur unmittelbar beſchäftigen. Es gibt beſondere Schulen in der Baukunſt, in der Malerkunſt, in der Kupferſtecherkunſt, auch in der Tonkunſt. S. Malerei, Italieniſche Kunſt, Ital. Muſik, Franz. Muſik, Franz., Deutſche, Engl. Malerkunſt und Muſik, Singſchulen ꝛc.

Schule (Reit-) nennt man eine Anſtalt, worin ſowohl das Pferd als ſein Reiter zugeritten werden; der letztere lernt dort die Haltung auf dem Pferde und die Lenkung deſſelben; das erſtere jene regelmäßigen und künſtlichen Bewegungen, zu denen ein wohlgerittenes Pferd (Schulpferd) eingeübt ſeyn muß. Das Zureiten der Pferde geſchieht auf einer Ebene, die mit Sand und Kies beſtreut iſt.

Schüle (Joh. Heinr., Edler von), einer der berühmteſten deutſchen Fabrikanten, war der Sohn eines Nagelſchmiedes und 1720 zu Künzeslau im Hohenlohe'ſchen geboren. Luſt zog ihn zum Handlungsſtande, zu dem er ſich erſt in Straßburg und 1748 als Handlungsdiener in Augsburg bildete. Hier erheirathete er ein Vermögen von 8000 Gulden und ein eigenes Haus. Schüle legte ſich von jetzt an vorzüglich auf die Fabrikation von Kattun und Bombaſin, und feuerte die Weber durch Hülfe, Rath und Vorſchuß zur Veredlung dieſer Artikel an. Anfangs ließ er ſeine Stücke in Hamburg drucken; doch ſchon 1759 legte er ſelbſt eine Zitzmanufaktur zu Augsburg an, und brachte es durch ſeinen Erfindungsgeiſt im Behandeln und Färben der Stoffe dahin, daß ſeine Fabrikate den engliſchen und holländiſchen vorgezogen wurden. Innerhalb 20 J. ſetzte er bloß durch den Verbrauch in Kattunen über 4 Mill. Gulden ab. 1766 zog er nach Heidenheim, weil er einen unangenehmen Prozeß wegen Einführung oſtindiſcher Kattune mit dem Magiſtrat und der Weberzunft von Augsburg führen mußte; doch kehrte er nach 2 J. dahin zurück. Seine Manufaktur vervollkommnete er immer mehr durch Erfindung neuer Farben und Muſter. 1772 ward er in den Adelſtand und zum wirklichen kaiſerl. Rath erhoben; er erhielt auch ein ausſchließliches Privilegium auf ſeine Zeichnungen und Modelle. Unglückliche Umſtände, durch Krieg herbeigeführt, und Verluſte ſetzten ihn ſpäter zurück. Er ſtarb 1811.

Schulclaſſen, ſ. Schulen.

Schulen. Es darf als erwieſen vorausgeſetzt werden, daß zweckmäßige Erziehung und Bildung des Menſchen in den Jahren ſeiner Unmündigkeit für ihn ſelbſt und für den Staat von der größten Wichtigkeit iſt. Mögen Einzelne durch ſeltene Fähigkeiten, oder durch nachher eintretende günſtige Umſtände, manches Verſäumte nachholen und die ſorgfältig Gebildeten übertreffen; mag das Leben für Manche bildender ſeyn, als die Schule: in der Regel bleibt doch Verſäumniß und Verwahrloſung in der Jugend unerſetzlich für Kopf und Charakter. Was nun von dem einzelnen Menſchen gilt, gilt auch von der ganzen Geſellſchaft. Ein Staat, deſſen Bürger den Vortheil zweckmäßiger Bildung entbehren, wie unähnlich muß er dem Staate ſeyn, worin die Meiſten dieſes Vorzugs genießen! Bildungsanſtalten oder Schulen gehören daher in einem wohlgeordneten Staate zu den wichtigſten Gegenſtänden ſeiner Verwaltung. Denn da bei weitem die mehrſten Eltern unfähig ſind, ihren Kindern den Vorrath von Kenntniſſen beizubringen, welche ſie zu ihrer Beſtimmung nöthig haben, zum Theil auch für ihre moraliſche Erziehung ſelbſt zu ſorgen nicht im Stande ſind: ſo iſt es Bedürfniß geworden, öffentliche Anſtalten zu ſtiften, welche jenen Mängeln zu Hülfe kämen, und worin alle der Bildung Fähige Gelegenheit fänden, Bildung zu empfangen.

Sind nun öffentliche Bildungsanstalten überhaupt dazu bestimmt, einem Jeden zu dem Grade von Ausbildung zu verhelfen, dessen er zu seiner Bestimmung als Mensch und Bürger bedarf: so folgt auch, daß diese unter sich selbst ebenso verschieden seyn müssen, als die Zwecke und Bestimmungen der Menschen verschieden sind. Zwar läßt sich in der früheren Jugend noch nicht mit Gewißheit sagen, bis auf welche Stufe sich jeder Einzelne erheben, und welche Stelle er einst im Staate am glücklichsten ausfüllen möchte; auch läßt sich keine scharfe Grenzlinie der Aufklärung und des Wissens zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen der Bürger ziehen, noch einem Jeden seine Geistesnahrung wie nach Maß und Gewicht zutheilen. Gleichwohl sind, im Ganzen genommen, wogegen einzelne Ausnahmen nichts bedeuten, unzählige Staatsbürger schon durch ihre Abkunft und ihre Geburt gleichsam in die Classe eingeschrieben, zu welcher sie in der Folge gehören sollen: die Kinder der Landbewohner zum Landleben, die Kinder der Handwerker zu bürgerlichen Gewerben, die Kinder der Reichen und Angesehenen zu den verschiedenen Staatsämtern; oder die Einrichtung des Staats bestimmt sie dazu, z. B. zum Militärdienst. Es sondern sich folglich schon früh alle Bürger des Staats in einzelne Gesellschaften, nicht nur nach dem Wohnort, in Landleute und Städtebewohner sondern auch nach der künftigen meistentheils schon zeitig gewählten oder vorgeschriebenen Lebensart, in Handwerker, Künstler, Kaufleute, Soldaten und Gelehrte. Die Hauptpunkte, welche bei allen, oder doch den allermeisten Schulen, wenn sie ihrer Bestimmung entsprechen sollten, betrachtet werden müssen, beziehen sich 1) auf die Lehrer; 2) auf den Lehrplan; 3) auf die Anzahl der Classen der Lernenden; 4) auf gewisse äußerlichen Anstalten und Lehrmittel; 5) auf die allgemeine Beförderung der sittlichen Cultur neben der Cultur des Verstandes; 6) auf die positiven Beförderungsmittel des Fleißes und der Sittlichkeit; 7) auf die Mittel zur Erhaltung der Ordnung und innern Vollkommenheit der Schule durch Aufsicht, Schuldisziplin und Schulpolizei. Die hierüber aufzustellenden Grundsätze beruhen theils auf richtigen Begriffen von den Zwecken alles öffentlichen, sowohl des höheren als des niederen Unterrichtes, theils auf Erfahrungen, durch welche Mittel und unter welchen Bedingungen dieß allein erreicht werden könne. Von der Beschaffenheit und dem Werth der Lehrer hängt zuletzt Alles im gesammten Schulwesen ab. Ohne sie sind alle Gesetze und die beste Organisation vergebens. Daher steht ihre sorgfältige Wahl unter allen Erfordernissen guter Schuleinrichtungen oben an. Amtsfähigkeit, durch die nöthigen Kenntnisse und Talente, und Sittlichkeit des Charakters müssen die unerläßlichen Bedingungen seyn. Niemand aber müßte in ein öffentliches Schulamt befördert werden, der nicht zweckmäßig vorbereitet und unparteiisch geprüft wäre. Das allgemeinste Mittel zur Verbesserung des Lehrstandes sind gute Bildungs- und Vorbereitungsanstalten oder Seminarien (s. Schullehrer-Seminarien). Aber auch in der ganzen Organisation des Schulwesens kann etwas liegen, wodurch entweder gute Lehrer geschaffen und fortgebildet werden, oder selbst die besten zur Unbrauchbarkeit herabsinken. Will man zuvörderst hoffen, daß sie selbst im Amte noch immer fortschreiten, wie an Kenntnissen, so an Lehrgeschicklichkeit: so muß man die Forderungen an sie nicht überspannen. Ebenso wichtig ist es ferner zur Erhaltung geschickter Lehrer, daß sie nicht zu sehr mit Unterrichtsstunden überhäuft werden. Es scheint für die Schulen vortheilhaft, wenn sich die Regierung des Ganzen in den Händen eines Mannes (Rektors, Aufsehers, Direktors) befindet, der entscheidet und ausführt. Aber diese Regierung muß eingeschränkt seyn, wenn sie nicht entweder zum Despotismus, oder, im Fall, daß der Erste im Schulstaat Gutes zu wirken eine Fähigkeit, und gleichwohl Gutes zu hindern Macht hat, zum Verfall

der Schule führen soll. Jede Schule muß folglich ihre Constitution haben, worin die Rechte und Pflichten eines jeden Mitgliedes des Schulsenats genau bestimmt sind, und wenigstens den Lehrern, welche einige Erfahrung besitzen, ein Stimmenrecht bei Allem, was zum allgemeinen Besten dient, eingeräumt, der Rektor aber von einer zweckmäßig organisirten Schulkommission abhängig, und für Alles, was er allein thut, verantwortlich gemacht wird. Das zweite Haupterforderniß einer guten Schule ist ein bestimmter Lehrplan, ohne welchen Alles viel zu sehr der Willkür der einzelnen Lehrer überlassen bleibt. Dieser ist theils ein allgemeiner, theils ein besonderer. Der allgemeine bestimmt 1) die Gegenstände des Unterrichts, welche überhaupt und in einzelnen Abtheilungen der Schule zu gleicher Zeit getrieben werden sollen; 2) das Zeitmaß, welches einem Jeden ausgesetzt ist, und die Stunde, in die eine jede Lektion fallen soll; 3) die Lehrbücher, nach welchen der Unterricht zu ertheilen ist; 4) die Privatübungen und Arbeiten, welche von den Lehrlingen zu fordern sind. Der besondere Lehrplan enthält die speziellen Instruktionen für eine jede Classe, und bestimmt näher: 1) die Lektion selbst; 2) das Pensum, das innerhalb eines gewissen Zeitraums geendigt werden muß; 3) die Arbeiten, womit die Schüler in und außer der Classe zu beschäftigen sind, und die Gesetze, welche sie dabei zu beachten haben; 4) die besondern Lehrbücher, und 5) wenn eine Schulbibliothek vorhanden ist, eine Nachweisung der vornehmsten Hülfsmittel. Von dieser Instruktion für jede Classe muß eine Abschrift so lange in den Händen des Lehrers seyn, als er die Classe hat. Uebernimmt sie ein Andrer, so sey das Erste, daß sie ihm übergeben, der Lektionsplan selbst aber zu Anfang jedes Schuljahrs erneuert werde. Der Lehrplan bestimmt auch die Tagesstunden für jede Lektion, und diese sind nicht gleichgültig. Die allgemeinen Rücksichten sind 1) die Gesundheit, da z. B. Lehrstunden unmittelbar nach der Mahlzeit für Lehrer und Lernende unbequem und drückend sind; 2) die Erhaltung guter Ordnung in den Lehrstunden, daher man, besonders bei stark besetzten Classen, die lichten Tagesstunden, in denen keine andre Erleuchtung nöthig ist, vorzuziehen hätte; 3) die Geistesthätigkeit, welche in den Morgenstunden größer als in den spätern, und in den ersten Vor- oder Nachmittagsstunden größer als in den folgenden zu seyn pflegt, die aber auch bei gewissen Lehrgegenständen mehr als bei andern erfordert wird; 4) die Beschaffenheit der Materien, um, so viel es sich thun läßt, die zu schnellen Uebergänge von einer zur andern zu vermeiden, auch anstrengendere Verstandesübungen, oder mehr mechanische Beschäftigungen abwechseln zu lassen, solche Gegenstände aber, welchen nur einige Stunden der Woche gewidmet sind, nicht durch die Trennung der Tage zu sehr zersplittern. Der Lehrplan bestimmt ferner die Lehr- oder Schulbücher und den übrigen Lehrapparat. Keine Schule kann sie ganz entbehren; jede Classe muß, wo möglich, ihre eigenen, mit Sorgfalt gewählten Lehrbücher haben, welche gerade nur für diese bestimmte Classe den Stoff des Unterrichts weder mehr noch weniger, enthalten, und den Lehrern gleichsam zum Leitfaden dienen. Sollen Lehrer ihren Lehrlingen nützlich, soll der Lehrplan gehörig befolgt werden: so ist es nicht gleichgültig, wie groß die Anzahl der Lernenden ist, und wie sie geordnet und vertheilt sind. Dieß führt auf ein drittes Haupterforderniß jeder guten Schule: gehörige Verhältnißmäßigkeit der Schülerzahl zum Zweck und der übrigen Einrichtung des Ganzen, und Planmäßigkeit in der Classenabtheilung. In manchen Schulen gibt es mehr, in manchen weniger solcher Classen; in manchen Schulen auf dem Lande und in kleinen Städten sind sogar die gesammten Schulkinder verschiedenen Alters zugleich in einer Classe beisammen. In Bürgerschulen theilt man gewöhnlich die gesammte Schülerzahl in 3 bis 4 Classen, welche bei einer zu großen Schülerzahl wieder ihre Nebenabthei-

lungen (Colonnen, Chöre oder mit einem andern Namen benannte Abtheilungen) haben. In Gelehrtenschulen gibt es gemeiniglich 4—6 Classen. Auch die Grundsätze und Regeln, nach welchen die Classifikation, d. i. die Vertheilung der Gesammtzahl von Schülern einer Schule in einzelnen Haufen geschieht, sind nicht überall dieselben; daher es auch verschiedene Schulclassifikationssysteme gibt. In manchen Schulen bestimmt dem Schüler die Rücksicht auf dessen Fähigkeiten, Gesammtwissen und sittliches Verhalten, in andern die besondere Rücksicht auf dessen Fortschritte in einzelnen nach dem Zwecke der Schule für besonders wichtig gehaltenen Lehrgegenständen (in vielen Gelehrtenschulen z. B. in alten Sprachen) seine Classe und seinen Platz in derselben. Hier und da wird auch wohl das Alter berücksichtigt. In manchen Schulen wird jedem Schüler nach jedem besondern Fache des Wissens die besondere Classe angewiesen, in welche er nach Maßgabe seiner Fortschritte in dieser Wissenschaft zu gehören scheint. Der Regierungsrath Graff trug in einer Schrift: Die für die Einführung eines erziehenden Unterrichts nothwendige Umwandlung der Schulen (Leipzig 1818, 2. Aufl.), darauf an, das ganze bisherige Classensystem bei Seite zu setzen. Der Lehrer, welcher zuerst die Schüler als kleine Knaben empfing, soll sie behalten und zwar sie allein, ohne ihnen späterhin andere beizugesellen; erst nachdem er jene entlassen hat, beginnt er mit einem neuen Häuflein. Aufgefordert von Hrn. Graff, hat Prof. Herbart ein pädagogisches Gutachten über Schulclassen und deren Umwandlung nach der Idee des Hrn. Regierungsr. Graff, bekannt gemacht (Königsb. 1818), in welchem auch die Gründe, welche sich für und gegen Beibehaltung des Classensystems auffinden lassen, erwogen sind.

Schulfeste. Zur Erweckung einer sittlichen Freude tragen insbesondere bei alle Schulfeierlichkeiten, welche, einfach und würdig veranstaltet, das Gemüth erheben und dem alltäglichen Leben durch bedeutungsvolle Handlungen eine erhöhtere Empfindung und einen geistigen Aufschwung verleihen können. Solche mit psychologischem Blick anzuordnende Feierlichkeiten sollten stattfinden bei Einführung oder dem Abgange eines Lehrers, bei der Aufnahme oder dem Abgange mehrerer Schüler, bei Todesfällen und bei andern das jugendliche Herz berührenden Ereignissen. Vorzüglich gehören hierher die Schulfeste, die entweder in der Schule selbst oder im Freien von der Jugend — am wirksamsten durch eigene Theilnahme derselben an der Veranstaltung und Ausführung — gefeiert werden. Allgemeine Schulfeste sollten von der Schuljugend aller Orte eines Landes begangen werden, sowie es besondere gibt, welche nur von der Schuljugend eines Orts oder von einzelnen Classen derselben gefeiert werden. Ein ehedem sehr beliebtes, allgemeines Schulfest war das Gregoriusfest, welches gegen Ostern gehalten wurde. Gewöhnlich zogen die Schüler, auf eigene Weise, als Bergleute, Essenkehrer, Jäger u. s. w. gekleidet, durch die Stadt; an andern kleinen Orten erschienen sie nur mit Bändern aufgeputzt und jeder gab durch Hersagung eines Reimes vor den Häusern der Vornehmern zu erkennen, welche Standesperson aus der bürgerlichen Gesellschaft er vorstelle. Einer war ein Arzt, oder vielmehr Quacksalber, mit einem Arzneikasten; ein Anderer ein Corporal mit einem Degen und Stocke; ein Dritter, mit einer Trommel versehen, stellte einen Tambour u. s. w. vor. Dieses Fest war unstreitig eine Nachahmung des bei den Griechen unter dem Namen Panathenäen bekannten Volks- und Freudenfestes. Auch zu Rom feierte man jährlich zwei Minervenfeste durch feierliche Umgänge. Diese Feste erhielten durch die Länge der Zeit eine Heiligkeit und ließen sich nach dem Uebergange heidnischer Völker zum Christenthume schwer abschaffen. Daher verordnete Papst Gregor IV. 828, daß zur Ehre eines seiner Vorgänger, Gregor I., welcher die erste Singschule in Rom gestiftet hatte, um die Zeit, da das große Minervenfest

fiel, ein eigenes Schul- und Kinderfest u. d. N. des Gregoriusfestes gehalten wurde, welches aber der Zeitgeist nicht ohne Grund verdrängt hat, und von welchem sich nur noch auf einigen Dörfern Spuren in dem sogenannten Gregoriussingen finden. In Hamburg wurde auf gleiche Art das Nicolaifest gefeiert. Die Knaben erwählten aus ihrer Mitte einen Abt, der den Namen Episcopus puerorum erhielt, und der in einer besondern Kleidung an Sonn- und Festtagen mit Pomp von ihnen in die Kirche geführt wurde. Der Rath bewirthete die Schüler mit einem Freudenmahle. Im 14. und 15. Jahrh. führten die Schüler an solchen Festtagen auch Schauspiele, meistens bibl sche Geschichten, auf, später Stücke von dem Meistersänger Hans Sachs. Im 17 Jahrh. verloren sich die Schulkomödien nach und nach aus den protestantischen Gymnasien; in den katholischen aber und meistens in den Collegiis der Jesuiten haben sie sich bis ins 18. Jahrh. erhalten. Die Umgänge und Aufzüge waren Nachbildungen der im alten Rom gebräuchlichen Quinquatria, wenn im Frühling die Lehrer mit Musik herumzogen und Geschenke (Minervalia) sammelten. Besondere Schulfeste sind z. B. die Feier des Stiftungstages einer Schule, die Aufnahme und der Abgang mehrerer Schüler, die sogenannte Schulaktus und ähnliche Feierlichkeiten. Salzmann hat einige Schul- oder vielmehr Jugendfeste, wie sie die Zöglinge der schnepfenthaler Anstalt feierten, z. B. das Kartoffelfest u. a., Zarnack hat einige Feste, wie sie die Waisenhausschule zu Potsdam feiert, in seiner Schrift: Ueber Kinderfeste, beschrieben. Das naumburger Kirschfest kann ebenfalls, da die Schuljugend an dessen Feier Antheil nimmt, hierher gezählt werden. Für die Nothwendigkeit zweckmäßiger Schulfeste spricht die Natur des menschlichen und insbesondere des kindlichen Geistes. Aber die Anordnung solcher Feste ist bis jetzt eine noch nicht befriedigend gelöste Aufgabe der Pädagogik. Schon die Wahl der zu Schulfesten zu nehmenden Veranlassung ist schwierig; ebenso, im Fall sie im Freien gefeiert werden sollen, das Auffinden eines schicklichen Platzes und die Auswahl zweckmäßiger Unterhaltungen. Vogelschießen und Tanz dürften sich wenigstens zu einem Schulfeste nicht ganz eignen. Ueber Aufzüge wie beim sonstigen Gregoriusumgang hat die nüchtern Pädagogik schon längst den Stab gebrochen. Wo es eine von Rücksichten und einseitigen oder engherzigen Besorgnissen nicht befangene Volkserziehung gibt, da gibt es auch, wie in der Schweiz, allgemeine religiöse und volksthümliche, an große historische Erinnerungen geknüpfte Nationalfeste, mit welchen zugleich, unter zweckmäßigen Abänderungen, auch Schulfeste veranstaltet werden können. Denn durch gemeinsame Freude wird, nach Seneca's Bemerkung, auch das gemeinsame Streben für alles Gute, Schöne und Große erweckt.

Schulgesetze. Jede Schule muß Gesetze haben, welche nicht nur dem eintretenden Lehrlinge bekannt gemacht und erklärt, sondern auch zu bestimmten Zeiten, am besten jährlich oder etwa halbjährig, bei Eröffnung eines neuen Lehrcursus erneuert werden. Diese Gesetze betreffen eben sowohl das sittliche Betragen, als Fleiß und Regelmäßigkeit in Hinsicht auf die Schulverhältnisse. Auch sollten sie, wenigstens im Allgemeinen, die Folgen der Beobachtungen und Uebertretung bestimmen. Was man die Schulzucht oder Schuldisciplin nennt, sollte der beständige Nachhall dieser Gesetze seyn. Je natürlicher die Belohnungen und die Strafen sind, desto besser. Durch die Art der Belohnungen sowohl als der Bestrafungen, kann ungemein viel für die Veredlung der Schüler gewonnen, aber durch sie auch unendlich viel verdorben werden. Alle Auszeichnungen durch Ehre sind mit großer Vorsicht anzuwenden. Leicht verstärken sie den Ehrtrieb bis zur unmoralischen Leidenschaft; und der Fleiß wird zuletzt bloß das

Produkt der Lohnsucht und der Eitelkeit. Niedrige Strafen dagegen machen auch niedrig und schlecht. Die barbarische Schulzucht der vorigen Jahrhunderte, welche hier und da alle Vorstellungen überstiegen hat, war eben die Ursache, daß eine Menge sklavischer Seelen aus den Schulen hervorging, und sie erdrückte manchen aufstrebenden Geist. Mehrere neue Erfahrungen scheinen zu beweisen, daß sich die Kinder aller Stände ohne körperliche Züchtigungen erziehen lassen, und daß Viele ein einziger Tadel oder Herabsetzung empfindlicher strafen kann, als den Hauptgesträubten die schmerzliche Körperstrafe. Wo man indeß die Jugend sehr verwildert findet, muß man nicht sowohl durch öffentliche Ankündigung, daß eine edlere Behandlung an die Stelle der bisherigen Zucht treten werde, als durch einzelne Versuche und Anwendung derselben zu ihr übergehen. Daß man nur dann nicht in den entgegenstehenden Fehler falle. Eine schlaffe Disciplin, stetes Nachgeben, weichliches Schonen und Begünstigungen der Ausnahmen vom Gesetz, parteiische Rücksicht auf Stand und Vermögen, die Verkehrtheit, seine Schule lieber wild und ausgelassen, als leer haben zu wollen: dieß ist das größte Uebel, das eine Schule treffen kann, sowie Disharmonie unter den Handhabern der Gesetze ihr unfehlbarer Ruin. S. E. E. G. Zerrenner's Grundsätze der Schuldisciplin (Magdeburg 1826).

Schullehrerseminarien. Die unerläßlichste Forderung an den Lehrer, welche Art des Unterrichts er auch besorgen, welcher Art von Schule er auch vorstehen mag, bleibt immer, daß er Das selbst vollkommen wisse, was er Andere lehren soll. Es war daher eine sehr richtige Idee, eigene Bildungs- und Vorbereitungsanstalten oder Pflanzschulen (Seminarien) für Die zu errichten, welche dem öffentlichen Unterricht ihr Leben oder doch die besten Jahre desselben zu widmen gedenken. Die öffentlichen Lehranstalten haben entweder bloß die Mittheilung der Kenntnisse und Fertigkeiten, welche dem Kinde auch aus den niederen Volksclassen zu wünschen sind, oder eine höhere Cultur für die Jugend aus den gebildeten Ständen, oder eine eigentlich gelehrte und wissenschaftliche Bildung zum Zweck. Man kann sich daher auch die Lehrer denken, als bestimmt, entweder für Land- und elementarische Bürgerschulen, oder für höhere Bürgerschulen, oder für Gelehrtenschulen. Sind gleich die allgemeinsten Grundsätze der Lehrkunst (Didaktik) für Alle dieselben: so ist das Maß und die Art des Wissens, welches von Jedem erfordert wird, dennoch höchst verschieden und eine Absonderung durchaus nothwendig. Auch ist das Bedürfniß da am größten, wo die wenigsten Fähigkeiten und Hülfsmittel vorausgesetzt werden dürfen, wie dieß in der Classe Derer der Fall ist, die sich mehr der Volksbildung als den höheren Lehranstalten widmen wollen. — Auch auf Universitäten gibt es Seminarien zur Bildung künftiger Lehrer an Gelehrtenschulen, wie das kön. pädag. Seminar zu Breslau u. a. — Eine ähnliche Anstalt ist die Schulmeisterschule. Sie hat den Zweck, den schon wirklich angestellten Schulmeistern in ihrer Amtsbildung nachzuhelfen und denselben einen guten Schulhaltungsgeist einzuflößen, oder wo dieß nicht möglich ist, sie wenigstens zu einem bessern Schulhaltungsmechanismus abzurichten. Zeller errichtete 1807 in der Schweiz eine solche Anstalt und gab auch eine Schrift unter obigem Titel heraus, welche in Fragen und Antworten die Anleitung enthält, welche Zeller in dieser Anstalt den Schulmeistern über die Schulzucht ertheilte. Statt derselben sind in manchen Ländern Schulconferenzen eingeführt. So nennt man die monatlichen oder vierteljährigen oder nach einem längern Zeitraume stattfindenden Zusammenkünfte der Schullehrer einer Diöces oder Inspektion oder eines Schulsprengels an einem bestimmten Ort (in einer Schul- oder Pfarrwohnung), um dort über wichtige Schulangelegenheiten zu

unterhandeln. Ueber die zweckmäßige Einrichtung dieser Conferenzen haben A. Dinter in einer kleinen Schrift, unter obigem Titel, und Natorp im Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde viel Beherzigungswerthes gesagt. — Einen ähnlichen Zweck beabsichtigen die Schullehrergesellschaften oder Schullehrervereine. Mehrere in der Nähe bei einander wohnende Schullehrer stifteten nämlich unter sich eine Verbindung für den Zweck ihrer gegenseitigen Vervollkommnung. Gewöhnlich steht ein Lesezirkel und eine monatliche Berathung damit in Verbindung. In Natorp's Briefwechsel ꝛc. findet man zweckmäßige Gesetze solcher Vereine; auch in Krüger's und Harnisch's Schulrath. Diese Vereine oder Verbrüderungen, die als Fortbildungsanstalten unter den im Amte stehenden Schullehrern viel Gutes wirken können, wenn der Vorstand — gewöhnlich ein Geistlicher — seinen Posten mit Würde und Einsicht zu behaupten weiß, haben Stephani und Dinter, jener durch seinen Schulfreund, dieser durch seine schon erwähnten Schulconferenzen zu Ulmenhain ins Leben gerufen. Ein solcher Verein von 170 Schullehrern in und um Nürnberg und Baireuth hat durch eine besondere Zeitschrift: Der Volksschullehrerverein (Nürnb. 1825), seine Thätigkeit gemeinnützig gemacht.

Schulordnung, die, bestimmt Alles, was die Verwaltung der Geschäfte und Pflichten sämmtlicher zur Schule gehöriger Personen betrifft; deßgleichen worauf ein Jeder bei den ihm Untergebenen zu halten berechtigt und verbunden ist, wonach sich folglich auch die Eltern, welche der Schule Kinder anvertrauen, richten müssen, sobald es ihnen nur gehörig bekannt gemacht wird. Sie setzt die Zeit des Unterrichts, den Anfang und Schluß der Lektionen, die längeren und kürzeren Schulferien fest. Sie ordnet an, wie es da gehalten werden soll, wo ein Lehrer durch Krankheit oder andere Zufälle gehindert wird, seinem Amte ein Genüge zu leisten, damit die Jugend nicht leide, und wie selbst bei eintretenden Todesfällen alle Stockung der Geschäfte vermieden werden kann. In manchen Ländern gelten noch Schulordnungen aus frühern Zeiten; in andern sind in neuern Zeiten neue zweckmäßigere an die Stelle der ältern getreten, wie in Baiern, Baden, Nassau, Preußen u. A. Zu kleinliche Bestimmungen über Lehrgegenstände, Lehrform und Anordnung zweckloser Schreibereien von Berichten, Tabellen ꝛc. darf eine zweckmäßige Schulordnung, welche überhaupt, mit dem besten Zeitgeiste fortschreitend, öfterer Verbesserungen bedarf, nicht enthalten.

Schulprämien und Schulcensur. Unter den Beförderungsmitteln des Fleißes und der Sittlichkeit in öffentlichen Schulen, hat man in neueren Zeiten besonders von den Censuren, in welchen bei gewissen Abschnitten des Schulcursus jeder Schüler durch ein bestimmtes öffentliches Urtheil nach Verdienst gewürdigt wird, gute Wirkung erwartet, sowohl weil er selbst dadurch belohnt oder bestraft wird, als weil dadurch die Eltern mit in das Interesse der öffentlichen Erziehung gezogen werden. Auch hat die Erfahrung gelehrt, daß dergleichen Urtheile 1) schon darum nützlich sind, weil sie die Lehrer in einer beständig regen Aufmerksamkeit auf ihre Schüler erhalten; daß sie aber auch 2) auf die Jugend in der höchsten bis zur kleinsten Schule sehr wohlthätig wirken. Ob nun gleich 3) an dieser Wirkung der angeregte Ehrtrieb vorzüglichen Antheil hat; so würde es doch widersinnig seyn, die Benutzung einer so schönen Anlage der menschlichen Natur, den Wunsch geachtet zu werden, gradehin für ein schädliches und verwerfliches Erziehungsmittel zu erklären. Da gleichwohl 4) eine falsche Anwendung desselben wirklich mit entschiedener Gefahr für den Charakter verbunden ist, und die Erfahrung gleichfalls lehrt, daß Censuren oft mehr schaden, als nutzen: so kommt Alles auf eine wohl überlegte Organisation des ganzen Censurwesens

an, bei welcher möglichste Einfachheit in dem Plan, strenge Unparteilichkeit, Humanität ohne Schlaffheit im Urtheil, die Hauptgesetze sind. Zu große Publizität der Urtheile hindert jene unerläßlichen Erfordernisse, und dürfte daher sehr einzuschränken seyn. Am bedenklichsten sind 5) gewisse Arten von Belohnungen und Auszeichnungen, welche Kinder nur gar zu leicht eitel machen, Erwachseneren gleichgültig, oder zu oft von ihnen gemißbraucht werden. Sehr viel kommt auch hierbei auf die Volksclassen an, welche man durch solche Mittel erziehen will. — Schulprämien. Alle zu künstlichen und zusammengesetzten Auszeichnungen des Fleißes und der Faulheit, der Tugend und des Lasters in Schulen, durch Meritentafeln, worin jede gute That eingeschrieben, eingezeichnet, eingenagelt, und die Summirung einzelner Beweise der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit zum höchst unsichern Maßstabe des sittlichen Werths gemacht wird, durch Ordensbänder oder Schandzeichen, durch Ehrennamen, die so leicht lächerlich werden, und was dem ähnlich ist, scheinen uns auch geradezu verwerflich. Sie gehören unter die Spielereien, die man hoffentlich bald ganz wird bei Seite gelegt haben. Wo man die Schüler nach ihrem sittlichen Werthe abtheilt, da mag er der ganzen Schule durch einen Anschlag eben sowohl bekannt seyn, zu welcher Sittenclasse als zu welcher Schulclasse ein Jeder gehöre. Auch mag der ausgezeichnet Fleißige ein nützliches Buch zur Aufmunterung erhalten. Mehr ist das Aeußerste, was man thun kann. Denn wesentlich sind überhaupt Prämienertheilungen nicht; die Lokalumstände, das Vermögen der Schulclasse, die Observanz mag darüber entscheiden. Mögen sie als öffentliche Anerkennung des Fleißes und des Wohlverhaltens Manchem Freude und Aufmunterung gewähren; auf die große Menge Derer, die leer ausgehen, wirken sie allemal nachtheilig, und können selbst für Die, welche sie erhalten, sehr bedenkliche Folgen haben. Denn da die Lehrer, bei aller Vorsicht und Gewissenhaftigkeit, doch nicht vor jeder Täuschung sicher sind, und ihre Schüler einmal nicht in allen Verhältnissen beobachten können: so ist es nicht immer der Würdigste, der den Preis erhält, und das stille Verdienst wird daher oft gerade am ersten übersehen. Auch erzeugen Prämien nur zu leicht einen unedlen Wetteifer, Dünkel, Lohn- und Ruhmsucht; sie regen das Ehrgefühl zu stark an, und machen Andere, die weniger Talent und Kraft haben, nicht selten traurig und muthlos. Selbst Kinder sollte man gewöhnen, das Gefühl des Fortschreitens zum Besseren und das Bewußtseyn, die Achtung der Guten zu verdienen, für den höchsten Preis ihres Strebens und Lernens, jede andere positive Belohnung aber für überflüssig zu halten. Nur, wo sie Sitte sind, behalte man sie allenfalls bei, aber es wache dann die strengste Gerechtigkeit über die Vertheilung.

Schulprüfungen. Lehrende und Lernende bedürfen von Zeit zu Zeit neuer Anregung ihrer Thätigkeit, wozu zweckmäßige Schulprüfungen ein vorzügliches Mittel sind. Soll aber dieser Zweck völlig erreicht werden, so muß auch die ganze Einrichtung zweckmäßiger seyn, als man sie auf den meisten Schulen findet. Es muß 1) alle und jede Art von Täuschung der Zuhörer dabei gänzlich wegfallen. Folglich sollte 2) keine besondere Vorbereitung auf das Examen vorhergehen; denn man will nicht wissen, ob der Schüler in der letzten Zeit, sondern ob er überhaupt aufmerksam und fleißig gewesen sey. 3) Noch weit weniger darf dem einzelnen Schüler vorher gesagt, oder wohl gar aufgeschrieben werden, welche Frage man ihm vorlegen werde, welche Antworten er geben solle u. s. w.; ein unverantwortlicher Mißbrauch, der gleichwohl in vielen niedern und höheren Schulen noch bis auf diesen Tag herrschend ist. 4) Nicht bloß die guten Köpfe, die dreisten oder geschwätzigen Antworter, müssen hervorgezogen werden; auch die übrigen, die dem

Lehrer keine Ehre bringen, müssen an die Reihe kommen. Denn man will nicht sowohl die Köpfe, als den Fleiß kennen lernen. Es muß 5) die Prüfung eine wahre Prüfung der Lernenden seyn, folglich wirklich gefragt, nicht dozirt werden; der Examinirende muß nicht sich, sondern seine Schüler hören lassen. Dabei ist 6) der Geist der Billigkeit mit dem Geiste der Genauigkeit und des Ernstes zu verbinden. Man bestehe nicht sowohl eigensinnig auf einer jeden einzelnen Frage, sondern suche nur zu erforschen, ob der Schüler überhaupt das Vorgetragene gut gefaßt; ob er zu deutlichen Begriffen und zu einer gewissen Uebersicht gelangt sey; ob er mit Verstand oder Geschmack gelesen habe; ob er Grund und Rechenschaft von seinem Wissen geben und sich selbst helfen könne. Schon dadurch wird 7) das Examen nicht zur bloßen Uebung und Prüfung des Gedächtnisses, sondern auch des Verstandes werden. Denn da hier nicht bloß vom Auswendiggelernten die Rede ist, welches jedoch auch einen Theil des Examens ausmachen kann; so wird der fähige Schüler allerlei Anlaß bekommen können, seine höheren Seelenkräfte, Nachdenken, Scharfsinn, Gegenwart des Geistes, Gewandtheit und Fertigkeit im Ausdruck zu beurkunden. Daher besteht die Hauptkunst des Examinators darin, den Schüler, wenn er schon etwas gebildet ist, viel reden zu machen, und für seine Person sehr wenig zu reden.

Schulschriften heißen alle Schriften, welche sich auf Schulwesen und Unterricht beziehen; sodann die von den Lehrern der Schulen herausgegebenen Gelegenheitsschriften, als Einladungen zur Feier eines Schulfestes, Nachrichten von dem Zustande der Schulen u. s. w. Schulschriften in der zuerst genannten Bedeutung sind entweder bloß für die Erzieher und Lehrer bestimmt, wohin alle pädagogische, didaktische, methodologische Anleitungen, sowie Handbücher und ähnliche zur eigenen Fortbildung des Lehrers bestimmte Werke gehören. Unter den umfassendsten Schriften dieser Art müssen genannt werden: Niemeyer's Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts (Halle, 8. A. 1824, 4 Thle.) und dess. Verf. Schrift: Ueber die Organisation öffentlicher Schulen und Erziehungsanstalten. Dann sind Schulschriften eigentliche Schul-, d. i. Lehrbücher, die sowohl für das eigenthümliche Bedürfniß gewisser Lehranstalten besonders eingerichtet seyn können. Letztere machen, wenn sie nicht, was rathsamer ist, von dem Schüler selbst angeschafft werden und dessen Eigenthum bleiben, einen Theil des sogen. Schulapparats aus, wohin insbesondere alle für ganze Classen eingerichtete gemeinschaftliche Lehrmittel, als Wandcharten, Lehrtafeln und Tabellen, Instrumente, Sammlungen, sowie Schultabellen, in welche die Namen der fehlenden Schüler eingetragen werden, eine Abschrift der Schulgesetze, wo solche vorhanden sind, Censurlisten und dergl. gehören. Es ist hier nicht der Ort, die wichtigsten Schul- und Lehrbücher einzeln zu nennen. Wir bemerken nur, daß unter den gemeinschaftlichen Bildungsmitteln die Schulgebete und Schullieder die größte Beachtung verdienen, und daß in beider Hinsicht unsere Literatur einige ausgezeichnete Musterschriften besitzt. Gute Gebetsformulare, die jedoch nach der eigenthümlichen Beschaffenheit jeder Lehranstalt leicht abgeändert werden können, haben Plato, Dinter, Schlachter, Mai u. A. verfaßt. Schulgesangbücher haben Salzmann, Niemeyer, Plato und Dolz, Zerrenner u. A. gesammelt. Im weitern Sinne kann man auch diejenigen Volkslieder, welche sich zum Gesange für Schulen und die Jugend überhaupt eignen, Schullieder nennen. In Lindner's musikalischem Jugendfreunde sind solche Gesänge gesammelt. Uebrigens verweisen wir auf die Schulzeitung, welche Dilthey (Consistorialrath in Darmstadt) und Dr. Zimmermann (Hofprediger in Darmstadt) 1824 herauszugeben angefangen haben.

Schulwesen (Geschichte des). Unter allen Nationen, bei welchen man zwar Kenntnisse und eine gewisse Geistesbildung nicht ganz vermißt, die sich jedoch nie zur Wissenschaftlichkeit erhoben haben, fehlte es weder an praktischen Einsichten, noch ganz an Anstalten zur Erziehung und Unterweisung der Jugend. Nur sind alle Nachrichten davon höchst fragmentarisch. Die alte Welt überließ Erziehung und Unterricht dem häuslichen Leben. Hier wurde das Ererbte und Erworbene fortgepflanzt und erhalten. In Ländern, wo das Priesterthum oder der Despotismus der Könige über die Völker herrschte, entstanden zuerst Schulen für die Söhne der Großen und Priester. In einer ägyptischen Priesterschule wurde Moses, in einer Erziehungsanstalt am persischen Hofe Cyrus gebildet; die indischen Braminen pflanzten ihre Weisheit in Geheimschulen fort, die Gesetzkundigen unter den Hebräern in den Prophetenschulen, späterhin in den Synagogen und Rabbinenschulen, wo wißbegierige Jünglinge sich um einen Meister versammelten. Die Bildung war geschlossen und Wenigen zugänglich. Der Unterricht beschränkte sich auf Lehrgespräche, Lesen, Auswendiglernen und Auslegen heiliger Bücher. — Mehr geschah unter den Griechen. Bei ihnen wird zuerst an ein geordnetes System von Grundsätzen für alle wissenschaftliche und praktische Gegenstände gedacht. Modifizirt werden diese Grundsätze in den einzelnen griechischen Staaten, durch ihre politische Verfassung. Ihre berühmteren Schulen waren in Athen, Smyrna, Heliopolis und Theben. Der eigentliche Unterricht ging nicht über das Nöthigste und Brauchbarste aus der Geometrie, Sternkunde und Rechenkunst hinaus, und artete erst späterhin aus. Jünglinge, die nach etwas Höherm strebten, benutzten den Unterricht der Philosophen und Sophisten, dessen schönste Proben die Sokratischen Gespräche sind. Das Landvolk blieb in Unwissenheit. Die Römer folgten auch hier die Spur der Griechen, nach und nach auch ihren Verirrungen. In den frühern Jahrhunderten der Republik galt Tapferkeit und Vaterlandsliebe allein. Einfalt der Sitten schützte die Sittlichkeit, und die frühere Erziehung besorgen die Mütter und späterhin Ammen. Wissenschaft Cultur, Bekanntschaft mit den Griechen, führen alles Gute und alles Uebel über Rom. Nach der Unterjochung Carthago's und Griechenlands seufzten die Bessern immer lauter über das Verderbniß der Erziehung. Die beständigen Kriege, die inhumane Ausdehnung der väterlich. Gewalt, die unmenschliche Behandlung vieler Sklaven, die Fechterkämpfe und so vieles Andere mußte auch auf die Jugend nachtheilig wirken. Seit dem Zeitalter Cäsars, der den Lehrern das Bürgerrecht ertheilte, hatte man höhere Lehranstalten der Grammatiker. Hier wurde die latein. und griech. Sprache wissenschaftlich erlernt, und von den Grammatikern gingen fähige Jünglinge zu berühmten Rhetoren über, die, wie Quintilian, sie durch Redeübungen (declamationes) zur öffentlichen Beredsamkeit bildeten. Ein geordnetes Schulwesen aber hatten alle diese Völker des Alterthums nicht. Die Schulen waren Anstalten besonderer Classen oder Privatunternehmungen. Kaiser Vespasian stiftete zuerst zur Bildung der römischen Jünglinge für den Staatsdienst öffentliche Professuren der Grammatik und Rhetorik mit bestimmter Besoldung, und 150 n. Chr. gründete Antoninus Pius Kaiserschulen in den größern Städten des röm. Reichs, welche sich mit unsern Kreisschulen und Gymnasien vergleichen lassen, obgleich sie nicht, wie diese, durch ein Classensystem und Zusammenwirken der Lehrer zum Ganzen geordnet waren. Vielmehr näherte sich die hohe Kaiserschule zu Rom nach der Einrichtung, die ihr Valentinian 370 gab, der Verfassung unserer Universitäten. — Die berühmteste hohe Schule für wissenschaftliche Bildung blieb Athen, wo noch bis ins 9. Jahrh. Studirende aus allen europäischen Staaten sich einfanden und ein oft sehr zügelloses Burschenleben führten. In den niedern römischen

Schulen alten Styls war die Zucht sehr streng. Stock und Ruthe regierten neben der Grammatik, und nicht Ovid allein klagte über die Härte eines Orbils. Die Verbreitung der christlichen Religion war von den wichtigsten Folgen, unter andern auch für Erziehung und Unterricht. Indem sie im Menschen die Menschheit ehren lehrte, erweckt sie auch ein allgemeines Interesse an der Bildung aller Stände, und sorgt selbst für den Unterricht des Volks. Aber es hat viel Zeit gekostet, ehe alle diese Keime sich entwickeln und Früchte tragen konnten. Wo es Christen gab, errichteten sie Schulen für Katechumenen in Städten und in kleinern Flecken, und zur Bildung der Geistlichen in einigen Hauptstädten auch Katechetenschulen, von denen im 2. bis zum 4. Jahrh. die zu Alexandria die blühendste war. Seit dem 5. Jahrh. scheinen jedoch diese höhern Lehranstalten erloschen und an ihre Stelle die Episkopal- oder Kathedralschulen gekommen zu seyn, worin die für den geistlichen Stand bestimmten Jünglinge neben der Theologie die sogenannten 7 freien Künste lernten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik (Trivium), Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik (Quadrivium), wie sie der Afrikaner Marcianus Capella 470 zu Rom dürftig genug in seiner Encyklopädie behandelt hatte, welche bei 1000 Jahre lang das herrschende Schulbuch in Europa blieb. Die Kaiserschulen verloren sich, da in der Zeit der Völkerwanderung die Besoldungen ausblieben, theils in die Kathedralschulen, theils in die städtischen Parochialschulen für Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, worin auf Lesen und Schreiben der nun beliebte encyklopädische Cursus des Trivium folgte, daher sie späterhin den Namen Trivialschulen erhielten. — Bedeutender als diese Anstalten wurden seit dem 6. Jahrh. die Klosterschulen, die anfangs bloß Pflanzstätten für das Mönchsleben waren, bald aber auch als Bildungsanstalten für die Laien benutzt wurden. Die Benediktinerklöster in Irland, England, Frankreich und Deutschland glänzten von dem 6. bis in das 11. Jahrh. als die Hauptsitze der neuern europäischen Bildung. Die Zucht war hart und mönchisch, der Unterricht aber meist besser als in andern Lehranstalten, theils wegen des öftern Zusammenflusses vorzüglicher Köpfe, die sich dem Mönchsleben zuwendeten, theils wegen der bessern Gelegenheit, bei dem beständigen Verkehr der Klöster unter einander und der Vereinigung schreibseliger Geistlichen in ihnen, zum Besitze ansehnlicher Bibliotheken zu gelangen. Einzelne lehrhafte Priester und Mönche zogen weit her Schüler an sich. Vor andern berühmt waren die Klosterschulen zu Armag und Cloghar, zu Canterbury, York und Westminster, zu Tours, Rheims, Clermont, Paris, zu Salzburg, St.-Emmeran in Regensburg, Hersfeld, Korvei, Fulda, wo Rabanus Maurus, der größte deutsche Schulmann des 9. Jahrh., lehrte, Hirschau und St.-Blasien auf dem Schwarzwalde ꝛc., aus denen die Gelehrten jener Jahrhunderte hervorgingen. Sie gaben der scholastischen Philosophie (Scholastici hießen die Lehrer an den Klosterschulen) Gestalt und Namen und wetteiferten mit den bischöfl. Kathedralschulen, doch immer mehr zum Vortheil des Priesterthums als der allgemeinen Nationalbildung. Diese hatte Karl d. Gr. bei der Verordnung im Auge, die er 789 zur Verbesserung des Schulwesens für die Völker seines weiten Reichs ausgehen ließ. Nicht nur jeder Bischofssitz und jedes Kloster, sondern auch jedes Kirchspiel in Städten und auf dem Lande sollte eine eigene Schule haben, jene zur Bildung der Geistlichen und Staatsbeamten, diese für die niedern Stände. (Vgl. Landschulen) An seinem Hofe errichtete Karl eine Akademie ausgezeichneter Gelehrten, von denen er selbst lernte und in der damit verbundenen Hofschule (Schola Palatii) seinen Prinzen und andern fähigen Knaben adeligen und unadeligen Standes Unterricht ertheilen ließ. Diesen beiden mit seinem Hoflager herumwandernden Schulen setzte er seinen gelehrten Freund Alcuin (s. d.) als Rektor vor. Auch

die Damen seines Hofes nahmen an dem Unterricht Theil, wie denn mehrere Frauenklöster in der Sorge für die Bildung ihres Geschlechts hinter den Mönchsklöstern nicht zurückblieben, und die Fräulein Latein lernten, wie jetzt Französisch. Karl führte selbst die Oberaufsicht über die Schulen seines Reichs, ließ sich Berichte einsenden, stellte Untersuchungen und Prüfungen an und hielt den Schülern seiner Hofschule in eigener Person Ermahnungsreden. — Da die Geistlichkeit an den Kathedral- und Domkirchen sich im 9. Jahrh. zum kanonischen Leben vereinigt und hierdurch Stifter gegründet hatte, entstanden die Stiftsschulen, welche sich mehr der allgemeinen Bestimmung der Trivialschulen näherten, dagegen die bischöfl. Schulen Seminarien für den geistl. Stand blieben oder in die Verfassung der Fakultätsschulen und späterhin der Universitäten übergingen. Mainz, Trier, Köln, Lüttich, Utrecht, Bremen, Hildesheim hatten im 10. Jahrh. berühmte Stifts- oder Domschulen. Doch fehlte es bald wieder an Aufmunterung von oben. Karls Verordnungen wurden während der Regierungsstreitigkeiten seiner Enkel, unter denen auch jene Akademie und Hofschule einging, nicht mehr aufrecht erhalten, und seine Schöpfung verfiel, wie die mit gleichem Eifer und Umfang im 9. Jahrh. begonnene Schuleinrichtung des großen Alfred in England durch die Einfälle der Dänen gestört wurde, und ungeachtet Eduard der Bekenner sie wiederherzustellen suchte, allmählig in Vergessenheit kam. — Inzwischen hatten die Rabbinenschulen der Juden in Syrien, Nordafrika und selbst in Europa, wo es zu Lunel in Frankreich im 7. Jahrh. und zu Corduba in Spanien im 10. und 11. Jahrh. jüdische Akademien gab, Ueberreste der wissenschaftlichen Bildung des Alterthums fortgepflanzt, und mit freierm Geiste und Geschmack seit dem 9. Jahrh. die Schulen der Araber im orientalischen und afrikanischen Khalifat und in den spanisch-maurischen Königreichen sich erhoben. Ihre Fortschritte in den mathematischen und medizinischen Wissenschaften theilten sich zunächst dem Süden des christlichen Europa mit. In Italien, wo nach der unter den Gothen und Longobarden eingerissenen Barbarei erst König Lothar im 9. Jahrh. wieder Schulen für die größern Städte angelegt hatte, sowie in Spanien und Frankreich, wurde beim Entstehen der Fakultätsschulen der Einfluß arabischer Bildung bemerklich. Zu Salerno, Montpellier und Sevilla lehrten arabische Aerzte, und die naturhistorischen und mathemat. Werke der Saracenen wurden auch von christl. Gelehrten gesucht. Dagegen gab die Ausbildung des päpstl. Kirchenrechts Anlaß zur Gründung besonderer Rechtsschulen, unter denen Bologna und Lyon den größten Ruf erlangten. Das Privilegium der akademischen Freiheiten, welches erstere 1158 vom Kaiser Friedrich I. erhielt, wurde die Grundlage zur Verfassung der Universitäten, die im 12. und 13. Jahrh. entstanden. Es bedurfte auch solcher unabhängigen gelehrten Körper, um in jenen Zeiten, wo die Trägheit und Ueppigkeit der Geistlichen Stifts- und Klosterschulen in Verfall gerathen ließ, neue Lehrer zu bilden und den Geschmack der Völker für Wissenschaften zu beleben. So war denn der Zustand des Schulwesens im Mittelalter keineswegs so blühend, als nach der Regsamkeit früherer Jahrhunderte und nach Karls d. Gr. Anstalten zu erwarten gewesen. Beim Emporkommen des Bürgerstandes aber fingen diese Obrigkeiten selbst für den von der Geistlichkeit sehr vernachlässigten Jugendunterricht an zu sorgen und stifteten eigne Stadtschulen, in denen Lesen, Schreiben und das Trivium gelehrt wurde. Für diese, und da die Kanonici und Pfarrer aufgehört hatten, sich mit dem Jugendunterricht zu beschäftigen, auch für die Stifts- und Pfarrschulen wurden herumschweifende Mönche und Studenten zu Lehrern angenommen. Hierdurch bildete sich ein Schullehrerstand, der zwar beim geistlichen Stande (welcher damals allein im Besitze gelehrter Bildung war) angehörte, aber durch seine zunftartigen Abstu-

fungen und durch das sittenverderbende Wandern von Ort zu Ort einen eignen, handwerksmäßigen Charakter erhielt. Die Schul- und Kindermeister wurden von den Stadträthe und Pfarrern auf Jahresfrist oder vierteljährige Ankündigung gedungen, und mußten nach Maßgabe der Kinderzahl selbst auf ähnliche Weise Gehülfen annehmen und ihre Besoldung mit ihnen theilen. Diese Unterlehrer oder Gesellen (Locati, weil sie gedungen wurden, Stampuales, weil sie den Elementarunterricht ertheilten) waren auch wo das Patronatrecht den Stadträthen zustand, nebst ihren Meistern den Pfarrern untergeben, welche sie als Schreiber und Kirchendiener brauchten. Bisweilen hießen die Schulmeister, welche Latein lehrten, Rektoren; die Unterlehrer, denen der Unterricht im Singen, Lesen und in der Religion (Auswendiglernen des Glaubens, der 10 Gebote, der Gebete und Psalmen) anvertraut war, Cantoren. — Aus dieser Abtheilung entstand in Deutschland der Unterschied der latein. und deutschen Schulen, welche seit dem 16. Jahrh. entweder völlig von einander getrennt, oder, wie an den meisten Orten geschah, durch Anstellung von Conrektoren und Subrektoren als Gehülfen des Rektors beim Unterricht in den classischen Sprachen und durch Einführung der Anfangsgründe des Lateinischen in die untern Classen als ein erweitertes Ganze zusammengeschmolzen wurden. Die größern Zöglinge der Oberclasse wanderten häufig von einer Schule zur andern und trieben als fahrende (reisende) Schüler unter dem Volke allerlei muthwillige Künste mit Schatzgräbereien, Mummereien und Hanswurstiaden, daher sie bald Histriones (weil sie, wie in Frankreich die Jongleurs und Gaillards, die ersten Schauspielerbanden bildeten), bald Bachanten (Vacantivi, Müßiggänger) genannt wurden. Gewöhnlich führten sie jüngere Schüler mit sich, welche ihnen mit Leib und Leben angehörten, Kirchendienste leisten, und wenn es eben keinen andern Erwerb gab, durch Betteln und Stehlen (Schießen in der Burschensprache, daher diese kleinern Schüler Schützen hießen, wovon der Spitzname Abc-Schützen) Unterhalt verschaffen mußten, ohne davon mehr zu bekommen als ihre Tyrannen ihnen aus Gnade zuwarfen. Im 14. und 15. Jahrh. war das Unwesen dieser scholarischen Landstreicher und Banden, unter denen es oft 30jährige Bachanten gab, die noch keinen latein. Autor exponiren konnten, in Deutschland am ärgsten; sie machten, weil ihnen als angehenden Studenten das Degentragen erlaubt war, die Straßen unsicher und störten nicht selten die öffentliche Ruhe. Wo sie etwa Lernens halber in einer Schule verweilten, fanden sie mit ihren Schützen Herberge in den Lehrzimmern und auf den Kirchhöfen, und lebten von den Wohlthaten der Bürger. Auch kam es, wo an einem Orte mehrre Schulen bestanden, zwischen den beiderseitigen Schülern bisweilen zu förmlichen Fehden, die nach Weise des Faustrechts blutig entschieden wurden. Noch im Anfange des 16. Jahrh. beklagt Luther, daß solche verwilderte Menschen Lehrerstellen erhielten; denn meistentheils ließen nur Bachanten, die kaum eine Universität gesehen hatten, sich als Lokaten und Schulmeister dingen, dagegen edlere gelehrte Jünglinge nach geistlichen Pfründen und akademischen Lehrämtern strebten. Einzig in ihrer Art war in der Geschichte des Schulwesens dieser Zeit die fromme Brüderschaft der Hieronymianer. Sie bestanden aus Klerikern und Laien, welche zusammen lebten und sich theils mit Handarbeiten, theils mit dem Unterrichte in den vom Stifter errichteten Schulen für Knaben und Mädchen beschäftigten. Diese lernten Lesen, Schreiben und nützliche Handarbeiten; für wißbegierige Knaben gab es höhere latein. Schulclassen, wo ihnen eine gründliche philologische Bildung ertheilt wurde. Nach dem Muster dieser in ihrem Zweck humanistischen, in ihrer Einrichtung wahrhaft menschenfreundlichen Anstalt entstanden nun in den Niederlanden, am Rhein und im nördlichen Deutschland mehrere Schulen, die sich bald mit den in Italien eingewan-

derten Griechen in Verbindung setzten und das Studium der Classiker emporbrachten. Durch Männer, wie Thomas a Kempis, Joh. Hegius, Erasmus, Rudolf Agricola, Reuchlin und Melanchthon, die aus diesen trefflichen Schulen theils unmittelbar, theils mittelbar hervorgingen, brach die Morgenröthe einer freiern Bildung aus den Quellen des classischen Alterthums an. Zwar blieb, was schon seit der letzten Hälfte des 14. Jahrh. von ital. Höfen und Universitäten durch gelehrte Griechen und durch die platonische Akademie zu Florenz, und gegen Ende des 15. Jahrh. durch die von Konrad Celtes gestiftete Rheinische gelehrte Gesellschaft für die Wiedererweckung der großen Alten geschah, zunächst mehr ein geistiger Luxus der Großen und Gelehrten; doch kam mancher geschickte Schulmann von Basel, Tübingen, Heidelberg und Wittenberg, welches seit Luther's und Melanchthon's Auftritt Deutschlands Lehrerin wurde. — Nach dem Rath und Plan der Reformatoren, welche durch die Schulvisitationen in Kursachsen 1529 das vorleuchtende Beispiel einer ernstlichen Sorge des Staats für die Schulen gaben, gründeten nun die Stadträthe Gymnasien und Lyceen mit fest angestellten Lehrern. Das eingezogene Kirchengut ward in der Regel zum Besten der Schüler verwendet. Schulmänner, wie die Rektoren Sturm in Strasburg (st. 1589), Friedland, genannt Trotzendorf, in Goldberg (st. 1556), Heyder in Nürnberg (st. 1568), Neander in Ilefeld (st. 1595), erwarben sich als Methodiker um den Schulunterricht und die Zucht weitwirkendes Verdienst; die durch die Buchdruckerkunst vervielfältigten Autoren kamen in die Hände der Schüler, das Herumwandern derselben hörte auf, und jenes wilde, romantische Zeitalter wich der Prosa eines wissenschaftlichen Geistes, der den alten Encyklopädismus bald verdrängte. Nur die Kloster-, Stifts- und Trivialschulen der Katholiken blieben noch in den dürftigen Schematismus der 7 freien Künste gebannt, und an die Abenteuerlichkeiten der scholarischen Lebensweise früherer Jahrhunderte erinnerten nur noch die wegen der Uebung im Lateinsprechen nützlichen Schulkomödien, die nun errichteten Singechöre und Currenden, die festlichen Schulaufzüge, z. B. der Gregoriusumgang, welche Mittel zur Unterstützung der Lehrer und armer Schüler wurden, und der dem deutschen Zunftwesen so nahe verwandte Pennalismus. Auch für Mädchen errichtete man in den Städten besondere Schulen und stellte in protestantischen Ländern auf den Dörfern Schulmeister an, um den Katechismus zu lehren. — Während sich nun so im 16. Jahrh. unter den Protestanten ein planmäßig geordnetes Schulwesen bildete und die alten Sprachen den Unterricht selbst in kleinen Landstädten beseelten, erhoben sich gegen Ende dieses Jahrhunderts unter den Katholiken die Jesuitenschulen, die durch ihren besseren Geschmack und methodischen Geist bald das Uebergewicht über die Schulen älteren Styles in ihrer Kirche erhielten und selbst die Eifersucht protestantischer Schulmänner erregten, von denen sie manches Gute angenommen hatten. Das Wetteifern um höhere Stellen und das frühe Lateinreden, das sie nach des Strasburgers Sturm Weise einführten, weckte die guten Köpfe und trieb die langsamen; sie leisteten viel in den mathematischen Wissenschaften und widmeten der Geographie und Geschichte besondere Lehrstunden. In Spanien und Italien waren ihre Schulen lange die besten, in Ungarn und Polen neben den Klosterschulen und den Collegien der Piaristen die einzigen, selbst Amerika und Asien nahmen durch ihre Missionen Theil an den Fortschritten der neuern europäischen Bildung. Diese ging indeß im 17. Jahrh. bei weitem nicht so schnell von statten als im vorhergehenden. Die Gymnasien und Lyceen erstarrten in den Formen der Grammatik, die Trivialschulen hielten es für ihren größten Ruhm, ihnen darin ähnlich zu seyn, die untersten Volksschulen blieben der elenden Führung verdorbener Studenten und Scholaren oder unwissender Handwerker und Be-

dienten preisgegeben. Kaum wurde irgendwo eine andere Geisteskraft der Kinder geübt als das Gedächtniß, barbarische Härte der Zucht mußte ersetzen, was den Lehrern an Achtung und Liebe der Schüler abging. Ueberdieß zersprengte der 30jährige Krieg manche Schule auf lange Zeit, wilde Schwärmerei zerstörte von beiden Seiten, was Frömmigkeit und Sachkenntniß in ruhigern Zeiten gegründet hatten. Dabei war das Bestreben des Schullehrerstandes, sich jeder kirchlichen Bevormundung zu entziehen, besonders unter den Protestanten sichtbar. Durch Verheirathung waren manche Lehrer schon vor der Reformation aus dem geistlichen Stande getreten, und da die neuen Schulen meist von weltlichen Obrigkeiten abhingen, so verweltlichte sich auch der in ihnen herrschende Geist, und der Grundsatz der akademischen Ungebundenheit trat an die Stelle der klösterlichen Zucht, die überhaupt nur da erhalten werden konnte, wo die Schüler in Erziehungshäusern, wie in den Fürsten- und Klosterschulen und bei den Jesuiten, zusammenlebten. Inzwischen sorgten um diese Zeit einige hervorragende pädagogische Schriftsteller, wie der engl. Kanzler Baco und der landflüchtige Bischof der mährischen Brüder, Amos Comenius (s. d.), für eine zweckmäßigere Einrichtung des Unterrichts. Auch gab es damals einen pädagogischen Eiferer und Abenteurer, Wolfgang Ratich, der mit neuen Lehrmethoden an den Höfen herumreiste, das Heil der Menschheit verkündigte, wie Basedow, und endlich 1614 durch fürstl. Freigebigkeit bis zur Errichtung einer Normalschule zu Köthen kam, die aber bald wieder spurlos unterging. Die durch solche Rathschläge und Versuche empfohlene Bildung des Verstandes und der Einbildungskraft ging jedoch weniger in das Leben der Schulen als in die Privaterziehung der höhern Stände ein. — Mehr Einfluß erhielt gegen das Ende des 17. Jahrh. der durch Fenelon und Spener (s. Pietismus und Quietismus) aufgestellte Grundsatz der Andächtigkeit und frommen Beschauung, auf den A. H. Franke (s. d.) seine Stiftungen gründete. Schulmänner seines Geistes verbreiteten sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. von Halle aus über das ganze nördliche Deutschland; Kloster-Bergen bei Magdeburg ward eine Musterschule dieser Art für Studirende, und auch in die Winkel- und Landschulen drang neben der Andächtelei bisweilen etwas von der Franke'schen Methode. Doch stand es im Ganzen um das Volksschulwesen viel schlechter als um die Gelehrtenschulen, wo, wenn auch oft ohne Geschmack, Latein und Griechisch tüchtig erlernt wurde, denn die humanistische Bildung galt in den Augen der Gelehrten noch als die einzige. (Vergl. Human.) Die von Baco und Montaigne angeregte Idee einer der Natur und allgemeinen menschlichen Bestimmung angemessenern Lehr- und Erziehungsweise erhielt um diese Zeit eine vollständigere Entwickelung durch Locke und Rousseau (s. d.), und der Philanthropismus Basedow's und seiner Freunde verpflanzte sie in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. auf deutschen Boden. Hier fand die praktische Richtung dieser Erzieher, welche die Bildung der Jugend für den verständigen Genuß und die Geschäfte des irdischen Lebens beabsichtigten und auf die Brauchbarkeit in der bürgerlichen Gesellschaft hinarbeiteten, bei der nicht gelehrten Lesewelt großen Beifall. In die gelehrten Schulen, wo bisher neben den alten Sprachen nur Mathematik geduldet worden war, kam nun durch diesen Einfluß der fast ganz vernachlässigte Unterricht in den Sachkenntnissen (Realien); es entstanden besondere Realschulen, z. B. durch Hecker in Berlin, in denen neben den Sprachen auch Geschichte, Geographie und Naturgeschichte, Technologie und bürgerliche Rechnungskunst gelehrt wurde, für die Söhne des höhern Bürgerstandes. Sie wurden auch Mittelschulen genannt, weil sie zwischen den Volksschulen und Gymnasien mitten inne stehen. Zur Ausfüllung dieser Lücke des deutschen Schulwesens dienen auch die Militärakademien in den Resi-

denzstädten größerer Staaten, die Handlungsschulen, die Forstinstitute, als Bildungsanstalten für besondere Stände. In ähnlicher Absicht errichtete die baierische Regierung bei ihrer neuen Schuleinrichtung neben den Studienanstalten (Gymnasien) für künftige Gelehrte 1807 und 1808 zu München, Augsburg und Nürnberg Realinstitute (s. d.), wo Knaben und Jünglinge, die Künstler, Wundärzte, Apotheker, Fabrikanten werden, oder sich dem Bergbau, dem Kameralfache widmen wollen, neben dem zur allgemeinen menschlichen Bildung nöthigen Religions- und Sprachunterricht auch die mathematischen und Naturwissenschaften kennen lernen. Die Trivialschulen, die noch in kleinern Städten und neben den Gymnasien auch in größern bestanden, verwandelte man seit dem Ende d. 18. Jahrh. in höhere und niedere Bürgerschulen, neben denen für die fast ohne allen Unterricht aufwachsenden Kinder der Armen in größeren Städten besondere Frei- und Armenschulen, zu ihrer Beschäftigung außer den Schulstunden Arbeitsschulen, auch Industrie- oder Gewerbschulen genannt, wo die Kinder Spinnen und andere nützliche Handarbeiten lernen, für Handwerkslehrlinge und Gesellen und junge Leute aus der dienenden Classe, die mit allzu geringen Vorkenntnissen die Schule verlassen oder Trieb zu weiterer Bildung hatten, Sonntagsschulen zur Nachhülfe im Lesen, Schreiben errichtet wurden. — So erfüllte man die frommen Wünsche des Philanthropisten, obwohl bei weitem nicht überall, wo es nöthig war. Die kathol. Staaten Europas hatten davon wenig Kenntniß genommen, da ihre Regierungen sonst den Jugendunterricht der Geistlichkeit allein überließen, und besonders dem wohlthätigen Einflusse der von den Jesuiten, Piaristen, Ursulinerinnen und andern geistlichen Orden unterhaltenen Schulen für Knaben und Mädchen unbedingt vertrauten. Durch die Aufhebung der Jesuiten 1773 entstand eine Lücke, welche die meist bloß auf Trivialschulen eingerichteten Piaristen ganz auszufüllen unfähig waren. Am wenigstens wurde dieser Mangel jedoch in Deutschland fühlbar. Schon damals hatte Oestreich, durch die Gründung der vom Abt Felbinger zuerst in Böhmen eingerichteten Normalschulen (s. d.) (Schulen für die Jugend der niedern Stände, welche den gesammten Volksschulen der Monarchie als Norm (Muster) dienen sollten) eine bessere Ordnung im Unterricht und Schulbesuch vorbereitet, und die Thätigkeit des Edlen von Schulenstein, der diese Schulreform in Böhmen auch auf die Landschulen ausdehnte und Industrieschulen anlegte, ernstlich unterstützt. Freilich schien die hier eingeführte steife Literalmethode und der todte Mechanismus des Unterrichts, den die nach Art des Exercierreglements entworfenen kaiserl. Schulverordnungen vorschrieben, ein Grenzstein künftiger Verbesserungen zu werden, es fehlte noch sehr an brauchbaren Lehrern und bei der mit der Schulaufsicht beauftragten Geistlichkeit an Theilnahme und pädagogischer Einsicht; diese soll sie jedoch durch die unter dem jetzigen Kaiser errichteten Professuren der Pädagogik an den Universitäten und bischöfl. Seminarien erhalten, um hinter den Fortschritten, welche im 19. Jahrh. die Stiftung neuer Bürgerschulen und Gymnasien, die Verbesserungen der Lehrergehalte und das Institut der Sonntagsschulen in dieser Monarchie bezeichnet, nicht zurückzubleiben. — Die Normalschulen fanden in den meisten kathol. Staaten Deutschlands bald Nachahmung. Mainz, Fulda, Münster, Salzburg und besonders Würzburg und Bamberg nahmen sich ernstlich des Volksschulwesens an, das freilich an vielen Orten erst entstehen sollte. Auch Ungarn und Galizien blieben nicht ganz zurück, obwohl mehr in Ansehung der städtischen Schulen und Gymnasien, welche die Geistlichkeit nicht allein versorgen konnte, geschehen ist, als auf dem Lande, wo noch jetzt viele Gemeinden ohne Schule sind. Italien, Portugal und Spanien fuhren in gewohnter Trägheit fort, das Wohl der Jugend dem Priesterstande und

dem Zufall anheimzustellen. Außer einigen bischöfl. Seminarien, den Piaristenschulen und den Klöstern, in denen sorgsame Aeltern ihre Kinder unterrichten lassen, gibt es dort keine Anstalten, die mit unsern Schulen verglichen werden können. Was Leopold in Toskana, nach dem Muster Oestreichs, zur Einrichtung guter Volksschulen für beide Geschlechter that, verfiel zum Theil in der Revolutionsperiode wieder, und nach Vertreibung der Franzosen glaubten die italien. Fürsten, wie der König von Spanien, die geistige Bildung ihrer Völker um so weniger heben zu dürfen, je gefährlicher die franz. Aufklärung ihrer Ruhe geworden ist.

Was hinsichtlich der Sorge für die Erziehung der Jugend von den europäischen Staaten außer Deutschland bekannt ist, beweiset, daß die alten Formen entweder unverletzt geblieben, oder auch hier und da verändert sind, je nachdem diese Staaten theils katholisch oder protestantisch, theils mehr oder minder mit deutscher Literatur bekannt waren. Vorzüglich zwei große Reiche — Frankreich und Rußland — sind (seit dem Anfang des 19. Jahrh.) auch pädagogisch durch sehr merkwürdige, unglückliche und glückliche Erfahrungen gegangen. Italien ist durch seine politische Veränderung auch von dieser Seite wenigstens aufgeregt, und hat vielleicht dabei noch am ersten gewonnen. England ist in seinen Nationalinstituten seinem alten Gange treu geblieben. Auf die niedern Volksschulen jedoch hat eine neue Methode bedeutenden Einfluß gehabt. Holland ist pädagogisch glücklicher durch die Krise gekommen, als sich bei dem unruhigen Wechsel seiner Schicksale erwarten ließ. Auch in Ungarn und Polen hat sich fortdauernd ein reger Eifer gezeigt, Unterricht und Erziehung besser zu gestalten. Nordamerika schreitet auch in dieser Hinsicht zum Erstaunen schnell fort, und auch in Griechenland erwacht ein neues Leben für Unterricht und Bildung des heranwachsenden Geschlechts. Endlich hat sich unstreitig die letzte Zeitperiode eines regen Eifers, womit die Regenten mehrer Staaten und ihre ersten Staatsdiener und Landescollegien, das öffentliche Schul- und Unterrichtswesen, gefördert und unterstützt haben, zu erfreuen gehabt. Daß dieß Preußen in Zeiten begann, wo es am bedrängtesten war, und gerade da am wenigsten sparte, wo man es sonst am ersten gewohnt war; daß seit der engen Verbindung des Schulwesens mit jenen Behörden, in deren Händen die Administration des Staatsvermögens liegt, und der Anstellung einsichtsvoller Schulräthe bei jeder Provinzialregierung, für so viele fast vergessene höhere und niedere Schulen und ihre Lehrer thätiger gesorgt ist, als vordem — dieß erhöhte die Achtung, welche dieser Staat sich durch seine ebenso kühne als ehrenvolle Aufopferung für die deutsche Freiheit erworben hat. Auch in andern kleinen Staaten ist ein ähnliches und ruhmwürdiges Bestreben nicht zu verkennen. Der Sinn für höhere Geistesbildung ist in den höheren Ständen, namentlich auch in dem Militairstande mehr geweckt. Das Studium des Alterthums hat seine alte Stelle in den Gelehrtenschulen wieder eingenommen, und ist durch die Methode ein allgemeines Bildungsmittel geworden. Fehler und Mißgriffe sind von allen menschlichen Bestrebungen unzertrennlich. Aber wenn sie nur von reiner Liebe zur Sache, nicht von bloßer Lust zu regieren und zu reformiren ausgehen, kann es an einem glücklichen Erfolg nicht fehlen. S. Pölitz, Die Erziehungswissenschaft aus dem Zwecke der Menschheit und des Staats dargestellt (Leipzig 1806, 2 Thle.); Krug, Der Staat und die Schule (Leipzig 1810); Gruner, Hauptpunkte der Erziehungslehre (Jena 1821) und desselben Verf. Versuche einer gemeinfaßlichen, dem Volksschullehrer unentbehrlichen wissenschaftlichen Vorkenntniß (Jena 1823). Ferner empfehlen wir die Schrift eines verdienten Schulmannes, Dr. Christ. Gottl. Rebs: Das Leben und die Schule in ihrer Wechselwirkung betrachtet, zur Beherzigung für Lehrer, Aeltern und Erzieher (Leipzig 1827).

Schulenburg (von der), ein seit dem 12. Jahrh. bekanntes, jetzt noch in 2 Haupt- und mehrern Nebenlinien blühendes Geschlecht, wovon die Berühmtesten sind: 1) Johann Mathias, Graf v. d. S., Generalfeldmarschall der Republik Venedig, geb. zu Magdeburg 1661, widmete sich früh den Waffen und trat in die Dienste des Königs von Polen, welcher ihm 1704 die sächs. Truppen in Großpolen anvertraute, mit denen er sich rühmlich gegen Karl XII. vertheidigte. 1708 erhielt er den Oberbefehl über 9000 Mann, welche der König in holländische Dienste gegeben hatte, und wohnte im folg. J. der Schlacht bei Malplaquet bei, wo ihn der Prinz Eugen kennen und achten lernte, auf dessen Empfehlung er 1715 oberster Feldherr der Venetianer wurde. Als solcher vertheidigte er 1716 Corfu gegen die Türken, befestigte die Insel besser und legte auf die Insel Maura, welche die Türken verlassen hatten, eine Besatzung. Er starb 1743 zu Verona. (S. Varenhagen von Ense's Biographie desselben.) — 2) Ludwig Ferdinand, Graf v. d. S.-Aynhausen, geb. 1700, stammte aus der schwarzen Linie dieses Hauses und folgte seinem Oheim als Freiwilliger nach Corfu. Später trat er in kaiserl. Dienste, zeichnete sich in Ungarn, Italien und Deutschland aus, und starb als kaiserl. wirkl. geh. Rath und Generalfeldzeugmeister in Wien 1754.— 3) Achaz v. d. S., geb. zu Apenburg in der Altmark, studirte zu Frankfurt und Wolfenbüttel, trat 1690 in preuß. Kriegsdienste, und zeichnete sich bei Oudenarde (1708), Lille, Malplaquet (1709) und Mons aus. Besonders verdient machte er sich um Schulen für Soldatenkinder. Er starb 1731. — 4) Adolph Friedrich, Graf v. d. S., geb. zu Wolfenbüttel 1685, studirte zu Lüneburg und Utrecht, focht unter hanövr. Truppen als Major bei Oudenarde und Malplaquet, trat dann in preuß. Dienste, stieg bis zum General-Lieutenant der Reiterei, und verlor unter Friedrich II. in der Schlacht von Molwitz sein Leben. — 5) August Ferdinand, Graf v. d. S., zeichnete sich bei dem preuß. Heere im 7jähr. Kriege aus und starb 1789 als Generalmajor und Chef eines Husarenregiments. — 6) Levin Rudolph, Bruder des Vorigen, geb. 1727, zeichnete sich ebenfalls im 7jähr. Kriege aus, und starb als General-Lieutenant, wirkl. geh. Staats- und Kriegsminister und Chef des Militärdepartements 1788. — 7) Friedrich Wilhelm, Graf v. S.-Kehnert, von einer berühmten hess. Familie stammend, trat früh in preuß. Kriegsdienste, widmete sich aber später dem Staatsdienste, und wurde nach und nach Rath zu Salzwedel und Vizedirektor der Domainenkammer zu Magdeburg. Im 39. J. wurde er Finanzminister und zog als solcher die Augen Friedrichs II. auf sich, der ihn während des baier. Erbfolgekrieges zum Kriegsminister ernannte. Nach dem Tode dieses Fürsten wurde er von den Geschäften entfernt; bald jedoch zurückberufen, verwaltete er die höchsten Aemter im Staate und in dem Heere und wurde Generaldirektor der Posten und der Lotterie, dann Gouverneur von Berlin. Nach dem tilsiter Frieden trat er in westphäl. Dienste, wo ihn der König Hieronymus 1808 zum Divisionsgeneral und Staatsrath ernannte. Später ward er herzogl. braunschw. Staatsminister und starb 1818.

Schulpforte oder Pforte, die größte und berühmteste der 3 Fürstenschulen Sachsens, gehört jetzt zur preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, liegt eine Stunde von Naumburg an der Saale in einer einsamen Gegend. Sie entstand unter Kurfürst Moritz 1543 aus einem aufgehobenen Cisterzienserkloster, war anfangs für 100, von Moritzens Nachfolger, August, aber für 150 Schüler bestimmt, die hier frei unterhalten werden. Sie waren bis auf die neueste Zeit durch eine eigene Kleidung kenntlich. In der alten Schulordnung sind seit 1780 bedeutende Verbesserungen vorgenommen worden, und 1808 ward ein neuer Lehrplan einge-

führt. Die Schüler wohnen in 12 geräumigen Sälen, welche an die Stelle der frühern engen Klosterzellen getreten sind; zwischen zweien derselben bewohnt jedesmal ein Collaborator als Aufseher ein eigenes Zimmer. Die Bewohner zweier Stuben schlafen auf einem eigenen Saal und der Aufseher bei ihnen in einem abgesonderten Cabinet. Die Schulzeit ist auf 6 Jahre bestimmt; Diejenigen, welche früher abgehen wollen, können dieß nicht anders als mit Einwilligung des Königs. Die Bibliothek, welche dem Schüler wöchentlich 2 Mal geöffnet wird, besteht aus 4500 Bdn. An der Spitze der Anstalt steht ein Rektor; außer ihm sind hier 7 Professoren, ein Tanz-, ein Musik-, ein Schreib- und ein Zeichnungslehrer. Die ökonomische Verwaltung besorgt ein Rentmeister. Unter den Zöglingen dieses Institutes, welche im Laufe der Zeit hier gebildet worden, sind die berühmtesten: Grävius, Ernesti, Klopstock, Fichte, Spohn, Schneider; unter den noch lebenden: Zachariä in Breslau, Mitscherlich, Sartorius, Schulze in Göttingen, Eichstädt, Böttiger, Krug, Heubner, Döring u. A.

Schultens (Albrecht), einer der berühmtesten Orientalisten, geb. 1681 zu Gröningen, studirte dort, zu Leyden und Utrecht Theologie, besonders aber morgenländische Philologie. 1711 ward er Prediger zu Wassenaer, 1713 Professor der orientalischen Literatur und 1717 Universitätsprediger zu Franeker. Er starb 1750. Sein vorzüglichstes Verdienst ist, daß er zuerst die andern orientalischen Sprachen zur philologischen Kritik der hebräischen benutzte, und durch eine erleichternde Methode das Studium der arab. Sprache anregte. Unter seinen Werken, die sich durch Richtigkeit der Kritik und tiefe Gelehrsamkeit auszeichnen, sind die bemerkenswerthern: Ein Commentar über Job; ein anderer über die Sprüchwörter; eine Schrift mit dem Titel: Vetus et regia via hebraïzandi; eine lat. Uebersetzung des arab. Buches Hariri; seine Origines hebraeae; mehrere Schriften gegen das System von Gousset; das Leben Saladins aus dem Arabischen übersetzt (Leyden 1752); eine gute hebr. Sprachlehre (Leyden 1737 u. 1743). — S. Sohn Joh. Jakob st. 1778 als Prof. der oriental. Sprachen zu Herborn.

Schulz (Friedrich), ein ausgezeichneter deutscher Romanendichter, geb. 1762 zu Magdeburg. Die strenge väterliche Zucht war nicht vermögend, der Lebendigkeit und dem Muthwillen des Knaben Schranken zu setzen. Im 10. Jahre entlief er seinem Vater, um Schauspieler zu werden, kam aber bald wieder zurück, und besuchte jetzt die Liebenfrauenschule zu Magdeburg. Kaum indessen ins Jünglingsalter getreten, verlor er durch einen plötzlichen Tod seine Aeltern und mit ihnen alle Hoffnung zu fernerer Unterstützung. Nichtsdestoweniger wagte er es, im Vertrauen auf das Glück, auf sein Talent und auf seine Kenntniß der franz. Sprache, als er 17 Jahr alt war, die Universität Halle zu beziehen, wo er sich durch Uebersetzen ins Französische nothdürftig ernährte. Aber in der Folge sah er sich genöthigt, anderswo sein Glück zu versuchen. Er machte, mit einem Empfehlungsschreiben versehen, Reisen durch Deutschland und erwarb sich Freunde und Gönner. Bald lebte er abwechselnd in Wien, Berlin, Weimar ꝛc. An letzterm Orte erwarb er sich durch seine Talente und geselligen Eigenschaften, besonders durch seine Witzspiele, sowie durch seine Gutmüthigkeit viele Freunde. Er bearbeitete französ. Werke des Geschmacks und lieferte eigene Originalwerke. Die kühnen Schritte der Franzosen gegen ihre alte Verfassung lockten ihn 1789 nach Paris. Hier war er Augenzeuge und genauer Beobachter der außerordentlichen Begebenheiten jener Zeit. Seine Geschichte der großen Revolution in Frankreich hat man für das wahrhafteste und unparteiischste Gemälde aus jener Zeit erklärt. Sein Werk über Paris und die Pariser enthält das lebendigste, anschaulichste und aufs glücklichste gruppirte Panorama jener kleinen Welt. Von Paris kehrte er 1790 nach Berlin zurück;

hier erhielt er den Ruf als Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mietau, den er auch annahm. Ehe er nach Kurland abging, ertheilte ihm der Herzog von Weimar den Hofrathscharakter. In Mietau wurde Schulz als Lehrer und als Mensch geschätzt. Als Bürger und Patriot hatte er bald Gelegenheit, sich auf dem Reichstage zu Warschau 1791 zu zeigen, wo er als Deputirter des Bürgerstandes von Kurland eine glänzende Rolle spielte, mit Kraft und Nachdruck die Rechte seiner Partei vertheidigte, sich aber den Adel zum Feinde machte. 1793 reiste er, um seine Gesundheit wieder herzustellen, nach Italien, kehrte 1794 nach Deutschland zurück, hielt sich abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar auf. Politische Verhältnisse riefen ihn 1795 nach Mietau. Seine Kränklichkeit ging zuletzt in eine Geisteszerrüttung über, in welcher er auch 1798 starb. Schulzens Sammlung kleiner Romane enthält eine Menge Bearbeitungen franz. Werke und eigener Dichtungen, die sich durch eine leichte, fließende Prosa, durch lebhaftes, blühendes Kolorit, durch guten Ton, durch zarte Behandlung der aus dem menschlichen Leben rein aufgefaßten Charaktere vortheilhaft auszeichnen. Er bildete sich zum Theil nach franz. Mustern in dieser Gattung, eignete sich ihre Vorzüge an und bearbeitete sie auf eine freie, zwanglose Art. Unter seinen kleinen Romanen sind die besten: Moritz und Leopoldine. Seine italien. Reisebeschreibung, von der nur Bruchstücke unter seinem Nachlaß gefunden wurden, ist hernach von einem Andern ergänzt und 1798 im Druck erschienen.

Schulze (Johann Abraham Peter), geb. zu Lüneburg 1740, hat sich als Theoretiker wie als praktischer Tondichter in Deutschland Ruhm erworben. Seine vorzügliche musikalische Bildung empfing er unter Kirnberger zu Berlin, hierauf in Italien, welches er im Dienste einer poln. Fürstin durchreiste. 1780 ward Schulze Kapellmeister bei dem Prinzen Heinrich zu Rheinsberg, 1787 zu Kopenhagen, wo ihn aber Krankheiten zur Niederlegung seiner Stelle nöthigten. Von 1795 lebte er zu Schwedt bis an seinen Tod, 1800. Schulze's Gesänge am Klavier, seine Volkslieder, seine Kompositionen von Utzens lyrischen Gedichten religiösen Inhalts, sowie seine religiösen Oden und Lieder, gehören zu dem Gelungensten, was die deutsch-musikalische Literatur besitzt. Seine Oratorien, Gesänge und Chöre zu Racine's Trauerspiel Athalia, seine Minona und die Oper Alinde sind Meisterstücke in ihrer Art. Schulze erfand auch eine Methode, mittelst Chiffern die Partituren großer Musikstücke in ein sehr kleines Format zu bringen. Zu Sulzers Theorie der schönen Künste hat Schulze viele Artikel geliefert.

Schulze (Ernst), ein allzufrüh geschiedener jugendlicher Dichter, war zu Celle 1789 geboren. Sein Talent zur Poesie entwickelte sich frühe, durch die Lektüre von Ritterbüchern und Feenmährchen erweckt und genährt. 1806 bezog Schulze die Hochschule zu Göttingen, wo Bouterwek sein Rathgeber und leitender Freund wurde. Anfangs wollte er den theologischen Wissenschaften sich widmen, studirte aber die alten Sprachen und schöne Literatur. 1807 erschien sein erzählendes Gedicht Psyche, welches sich durch poetische Behandlung der Sprache und sehr gelungene Stellen auszeichnet. Das Leben hatte er bisher von der heitersten Seite angesehen. Ernster und bedeutender mußte es ihm werden, als sich die Liebe seines Herzens bemächtigte. Seine Phantasie suchte einen Gegenstand, in dem ihm das Ideal des Schönen verkörpert erschien; sie fand dieß Ideal in der liebenswürdigen Cäcilie, welcher er sich fortan mit aller Schwärmerei, die je ein junges Dichtergemüth fähig gewesen, weihete. Dabei setzte er seine philologischen Studien fleißig fort und promovirte in der philosophischen Fakultät. Aber die schöne Gegenwart, in der er sich glücklich fühlte, dauerte nicht lange. Die ange-

betete Cäcilie starb als Opfer einer Krankheit. Sie in einem Gedichte mit dem ganzen Aufwande seiner poetischen Kraft zu verherrlichen, dieß war nun sein ganzes Streben. So entstand die Cäcilie, ein romantisches Epos in 20 Gesängen, das er in dem kurzen Zeitraume von 3 Jahren vollendete. 1814 ergriff Schulze als Freiwilliger das Schwert für die Rettung seines Vaterlandes. Die militärischen Beschwerden und Entbehrungen wirkten günstig auf ihn; sein Geist erheiterte sich und seine durch Brustschmerzen bedrohte Gesundheit stärkte sich. Aber diese Vortheile waren nicht dauernd. Nach dem bald erfolgten Frieden kehrte er nach Göttingen zurück, aber hier ward bald sein Gesundheitszustand aufs neue bedenklich. Sich dieser ungünstigen Gegenwart zu entreißen, beschloß er eine Reise nach Italien. Im Sommer 1816 beschäftigten ihn die Vorbereitungen zu derselben; im Herbste unternahm er eine Fußwanderung durch die herrlichen Rhein- und Main-Gegenden. Nach seiner Rückkunft nahmen seine Brustschmerzen zu, seine Kräfte ab. Schon sehr erschöpft schrieb er seine bezauberte Rose, welche den in der Urania ausgesetzten Preis gewann. Kurz darauf starb er in seiner Geburtsstadt den 26. Juni 1817, im 29. Jahre seines Alters. Schulze's Cäcilie ist reich an poetischen Schönheiten; sie zeugt von einer vielbegabten, lebendig erregten Phantasie; höchst gelungen wechselt in diesem merkwürdigen Gedichte das Milde und Zarte mit dem Furchtbaren und Schauervollen. Die Bilder sind oft von überraschender Anmuth; nur hier und da sind sie zu sehr gehäuft und unterbrechen zuweilen auf eine störende Weise den Gang der Handlung. Das Gedicht spielt in den Zeiten Otto's I. Der Sieg des Christenthums über das Heidenthum im Dänenlande ist gewissermaßen das Thema des Ganzen. Trefflich sind die einzelnen Charaktere einander gegenübergestellt und gezeichnet: die christliche Cäcilie und die nordischen Zauberinnen, Skiold und Adelbert, Adelheit, der Sänger u. s. w. Eine seltene Reinheit der Empfindungen durchhaucht, wie ein Rosenduft, dieses romantische Gedicht. Was die Form betrifft, so wählte Schulze, wie Wieland, die bequemen unregelmäßigen Stanzen, was dem Wohlklange nicht immer zusagt. Minder bedeutend ist die bezauberte Rose, deren Zauber wohl vorzüglich in dem vollendeten Style dieses Gedichts liegt. Voll poetischer Lieblichkeit sind seine kleinern Gedichte. Schulze's poetischer Nachlaß und die meisterhafte Biographie gab Bouterwek in 4 Bänden (Leipzig, neue Aufl., 1822) heraus.

Schumla (Schlumla, Schumna), eine bedeutende Stadt und Festung von 20—30.000 Einwohnern in dem Sandschak Silistria des europäisch-osmanischen Reichs, liegt in dem Winkel eines Thales am Nordabhange des Balkangebirges, welches aus einer Menge niedriger Hügel besteht, die allmählig zu hohen Bergen anschwellen. Auf der Donauseite scheinen sie fast unersteiglich. Sie laufen geradlinigt am Horizont her, wie eine lange Mauer, die sich bis in die Wolken erhebt. In der Gegend von Schumla bilden sie ein Amphitheater, an dessen Fuß eine weite Ebene anfängt, welche sich im Norden bis an die Donau, im Osten bis an das schwarze Meer erstreckt, dergestalt, daß eine ungeheure ebene Fläche sich von Konstantinopel bis an die Donau ausdehnt und fast einzig und allein von dem Balkangebirge unterbrochen ist. Als militärische Stellung ist Schumla von großer Wichtigkeit für die Türkei. Es ist der Punkt, wo alle Straßen von den Donaufestungen her zusammenlaufen; seine Festungswerke wären schwach und unbedeutend, wenn sie von europäischen Truppen bewacht wären, aber von Türken vertheidigt, können sie Widerstand leisten. Sie haben 3 engl. Meilen in der Länge und eine in der Breite, auf einem von Anhöhen und Hügeln durchschnittenen Terrain; ihre Ausdehnung und die Unebenheit des Bodens verhindern ihre völlige Einschließung. In allen neuern Kriegen

war Schumla das Feldlager, in welchem die Türken ihre Hauptmacht konzentrirten. Indeß liegt die Stärke von Schumla weniger in den unbedeutenden Festungswerken der Stadt selbst, obwohl auch diese ihre Schwäche durch tapfere Vertheidigung der Besatzung und Einwohner ersetzen würden, als in dem verschanzten Lager, welches an die Stadt sich lehnt. Dieses ist von dem steilen, mit Buschwerk und Gesträuch bedeckten Vorgebirge des Balkan in Form eines Hufeisens umgeben, und gewährt, so lange der Kamm dieser Gebirge nicht genommen ist, vollkommen gegen die feindlichen Batterien gesichert, hinlänglichen Raum für alle Bedürfnisse eines zahlreichen Heeres. Selbst Wein- und Gartenbau wird innerhalb den Umschanzungen getrieben. Ein in mehreren Armen hindurch fließender Bach versieht das Lager mit Wasser, dem unentbehrlichsten Bedürfnisse. Dreimal drangen schon die Russen in ihren Kriegen mit den Türken bis zu diesem Platze vor, fanden ihn aber immer unbezwinglich. Romanzoff wurde 1778 nach einem blutigen Treffen zum Rückzuge von dieser Stadt genöthigt. Aber 1810 würden die Türken schwerlich Schumla behauptet haben, hätte der russische Feldherr, Graf Kaminsky, die Vortheile zu benutzen gewußt, die er bereits ohne bedeutenden Verlust errungen hatte. In dem letzten russisch-türkischen Kriege 1828—29 haben die Russen ebenfalls vor dieser bisher unüberwindlichen Vorwache Konstantinopels ihre Kräfte vergebens angestrengt, sie zu bezwingen; und der osmanische Oberfeldherr, Seraskier Hussein-Pascha, hat mit seiner an 80.000 Mann starken Armee den mit 800 Kanonen besetzten Platz gegen alle heftigen Angriffe der Russen, die bei Strandscha, Tschengalik und Eski-Stambul bedeutende Verschanzungen aufgeworfen hatten, behauptet, wobei die Erstern aber am meisten verloren. Mehreres s. unter Türkisches Reich.

Schurmann (Anna Maria von), ohnstreitig das gelehrteste und eines der berühmtesten Frauenzimmer ihres Jahrhunderts, geboren 1607 zu Köln aus einer vornehmen Adelsfamilie, die sich wegen der protestantischen Religion nach Utrecht wandte und eine Zeitlang zu Franeker lebte. Schon als Mädchen zeichnete sie sich durch Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, Zeichnen, Schönschreibekunst, Vokal- und Instrumentalmusik, Malen, Bildschnitzen und Kupferstechen, sowie an Verstandeskräften vor ihren Altersgenossen aus. Sie lernte und sprach mit Leichtigkeit mehrere morgenländische Sprachen, das Griechische und Altrömische, die französische, englische und italienische Sprache, und war in der Erd- und Sternkunde, den historischen, philosophischen und theologischen Wissenschaften wohl bewandert. In ihrem 14. Jahre ward sie dem gefeierten holländischen Dichter Cats (s. d. Art.) verlobt, blieb aber unverheirathet. Durch die großen Gelehrten Rivet, Vossius, Spanheim, Salmasius und Huygens, welche es sich zur Ehre anrechneten, mit ihr in Briefwechsel zu stehen, ward sie bestimmt, in der literarischen Welt zu erscheinen. Jetzt traten auch die berühmten Franzosen Balzac, Gassende, Mersenne, Bochart und Conrart mit ihr in Verbindung. Ihr Ruf stieg mit jedem Jahre. Die ausgezeichnetesten fürstlichen Personen beehrten sie mit ihren Besuchen; der Cardinal Richelieu gab ihr mehrere Zeichen seiner Hochachtung; auch die schwedische Königin Christine kehrte bei ihr ein, und sprach nachher mit Bewunderung von ihrer seltenen Gelehrsamkeit. Bei ihren großen Talenten besaß sie eine ungemeine Bescheidenheit, einen sanften, liebenswürdigen Charakter, der ihr auch von dieser Seite allgemeine Achtung zuzog. 1648 erschienen zu Utrecht eine Sammlung Schriften, in Prosa und Versen (neue Auflage, Leipzig, 1794, 4.), in hebräischer, griechischer, lateinischer und französischer Sprache, welche sie bei allen Gelehrten Europa's rühmlichst bekannt

machte. Einzig mit den Wissenschaften beschäftigt, überließ sie das Hauswesen nach ihrer Aeltern Tode ganz ihrer Muhme. Die Jahre 1653 bis 57 verlebte sie in ihrer Vaterstadt und kehrte dann wieder nach Utrecht zurück, wo sie einige Jahre in ländlicher Einsamkeit zubrachte. Ums J. 1661 lernte sie den berühmten religiösen Schwärmer Jean Labadie kennen, der sich bei ihr so einzuschmeicheln wußte, daß sie ihn allenthalben auf seinen Wanderungen durch die Niederlande und Westphalen begleitete und bis an seinen Tod nicht von ihm wich. Sie starb zu Wywerden in Westfriesland 1668 im 72. J. ihres Alters. Ihre Briefe und geistvollen Epigramme, sowie Labadie's und ihre Biographie, nebst dessen Lehren und Meinungen, von ihr beschrieben, sind in Druck erschienen. Ihr Plan, ein großes philologisches Lexikon herauszugeben, blieb unausgeführt.

Schuster (Joseph), geb. 1748 zu Dresden, ward frühe der Musik bestimmt und machte im 15. J. mit Mad. Naumann eine Reise nach Neapel. Pera war hier sein Lehrer im Contrapunkt. Einige Opern, die er mit Unterstützung der Mad. Naumann komponirte, wurden damals mit Beifall gesehen, wenngleich die Italiener ihn für die Kirchenmusik geeigneter hielten. 1772 ward er zu Dresden kurfürstl. Kirchen- und Kammerkompositeur. Er ging noch mehrere Male nach Italien und fand überall die verdiente Anerkennung. 1787 ward er sächsischer Kapellmeister. Seine muntern Opern und sein Lob der Musik haben ihn durch Deutschland beliebt gemacht. Er starb 1812.

Schütter-Quäker, oder wie die Engländer sie nennen, Shakers, bilden eine religiöse Sekte, die viel Aehnlichkeit mit den Quäkern hat. Sie erkennen, wie diese, keine kirchliche und bürgerliche Obrigkeit an, weigern sich der Kriegsdienste, schwören keine Eide, verachten die gewöhnlichen Lebensformeln und den Luxus und glauben, daß der h. Geist Jeden und noch jetzt inspiriren könne. Anna Leese, die früher Maitresse war und in ihren spätern Jahren eine ascetische Betschwester wurde, ist ihre Stifterin. Sie kam 1774 nach Nordamerika und behauptete, sie sey das auserwählte Weib aus der Apokalypse. Nordamerika, wo viele Quäker, Puritaner und andere strenge Glaubensparteien wohnen, war ein fruchtbarer Boden für ihre Schwärmerei. Sie erwarb sich bald Anhänger, die sie für eine Prophetin und eine Vermittlerin bei Gott hielten. Sie sammelte sich zuerst eine Gemeinde zu Nisquenia in New-York, der bald 2 andern folgten. 1784 starb Anna Leese. Ihr Nachfolger war John Whitaker, welcher bis an seinen Tod 1787 der Sekte vorstand, worauf Jos. Meacham seine Stelle als Prophet und Oberhaupt einnahm. Bei ihrem Gottesdienste springen, tanzen die Schütter-Quäker und machen allerhand Bewegungen: daher ihr Name. Ihre religiösen Versammlungen geschehen ohne Ceremonien, und wenn die Gemeinde nicht springt oder der Aelteste keine Rede und Gebete liest, so verharren die Glieder in einem tiefen Schweigen, das sie nur bisweilen durch Stöhnen und Seufzen unterbrechen. Ihre kirchlichen Tänze und Bewegungen sind aber regelmäßig und geschehen nach einem Takte. Die einzelnen Gemeinden werden von Aeltesten geleitet, welche im Namen des Oberhaupts gebieten. Die Glieder werden ihrem Alter und dem Ansehen gemäß, das sie sich durch ihre Religiosität erworben haben, in verschiedene Klassen eingetheilt, von denen die höhern die Beichtiger, Rathgeber und Führer der untern sind. Die Grundlage ihres Glaubens ist das neue Testament; sie erkennen zwar Christus als den Versöhner der Menschen mit Gott, nehmen aber keine Dreieinigkeit, Gnadenwahl, keine Strafe in der Ewigkeit und keine Ehe an. Jede Vereinigung der Geschlechter wird hart bestraft. Aus diesem Grunde erhält sich die Gemeinde nur durch Prosely-

ten. Die Schütter sind auch nicht delikat in der Wahl ihrer Mitglieder und kennen ebenfalls gut die Künste der Proselytenmacherei. Sie handhaben in ihren Niederlassungen die Polizei äußerst strenge und dulden keine Müßiggänger. Männer und Frauen leben getrennt und arbeiten auch gesondert. Alles geschieht mit der größten Ordnung und Pünktlichkeit. Eine Gemeinde lebt ganz abgeschlossen und steht nur durch die Aeltesten mit der Welt im Verkehr. Ackerbau und Fabrikation von Manufakturwaaren sind ihre Beschäftigung. Die äußerste Reinlichkeit herrscht mit der größten Einfachheit der Kleidung, Sitten und Lebensart unter ihnen. Eine interessante Beschreibung der Schütter-Quäker hat Cooper in seinem Roman Redwood geliefert. Die Sekte, kaum 1000 Seelen zählend, ist im Abnehmen.

Schutzverwandte, diejenigen Personen, welche, ohne alle bürgerliche Abgaben und Lasten zu tragen, oder an bürgerlichen Verhältnissen Theil zu nehmen, mit Erlaubniß der Stadtobrigkeit in einer Stadt wohnen, namentlich die Ehrenbürger und an vielen Orten die Juden.

Schuwalow (Paul Andrejewitsch, Graf), k. russ. General-Lieutenant, Generaladjutant des Kaisers und Ritter mehrerer Orden, war 1775 geboren. Seine militärische Laufbahn begann er unter Suwarow und zeichnete sich bei dem Sturme auf Praga aus. Mit diesem Feldherrn zog er auch nach Italien und empfing bei dem Uebergange über den St. Gothard eine Kniewunde. Als General erwarb er sich vielen Ruhm im Kriege von 1807. 1809 fiel er in Schweden ein, machte den kühnen Marsch über das Eis nach Scheleftа, eroberte diesen Ort mit 120 Kanonen und machte 8000 Schweden zu Gefangenen. Der Kaiser erhob ihn deßhalb zum General Lieutenant. 1812 befehligte er das 4. Corps, mußte es aber wegen Krankheit bald verlassen. 1813 begleitete er den Kaiser als Generaladjutant, schloß am 26. Juli dess. J. den Waffenstillstand von Neumark und unterhandelte ebenfalls im Febr. 1814 zu Lusigny über eine Waffenruhe, die aber nicht angenomen wurde. Später begleitete er als Bevollmächtigter seines Monarchen die Kaiserin Maria Louise zu ihrem Vater und den Kaiser Napoleon nach Frejus. Er starb plötzlich zu Petersburg 1823.

Schwab (Anton Christ.), k. würtemb. Geh. Hofrath, geb. 1743 zu Ilsfeld im Würtembergischen, studirte Philosophie und Theologie zu Tübingen, ging dann als Erzieher nach der franz. Schweiz, wo er sich eine tiefe Kenntniß der franz. Sprache erwarb und zugleich mit Erfolg den mathematischen Wissenschaften sich widmete. 1778 berief ihn der Herzog Carl Eugen an die neuerrichtete Hochschule zu Stuttgart. Seine Preisschrift: Ueber die Ursachen der Allgemeinheit der franz. Sprache und ihre wahrscheinliche Dauer, machte ihn Friedrich d. Gr. bekannt, der ihn 1785 als Mitglied der Akademie und Professor der Militärschule berief. Schwab aber zog den Aufenthalt im Vaterlande vor und ward nun vom Herzog zum geheimen Sekretär für die franz. Ausfertigungen erhoben. Unter dem Herzog Ludwig Eugen ward er Vorstand des geheimen Kabinets, trat aber nach dessen Tode 1795 freiwillig wieder in seine alte Stelle. Volle 30 J. verwaltete er sein schwieriges Amt, ohne die geringste Besoldung zu ziehen. Trotz seinen Staatsgeschäften war er doch stets für die Wissenschaften thätig; er gab ein Werk über Euklids Data heraus und erfand eine Theorie der Parallellinien. Fünfmal trug er den Preis in einem gelehrten Wettkampfe davon. Unter seinen Preisschriften ist ausgezeichnet die über die Fortschritte der Metaphysik in Deutschland seit Leibnitzens und Wolfs Zeiten. Die Akademien zu Berlin und Petersburg sowie die harlemer latein. Gesellschaft nahmen ihn als Mitglied auf. 1816 ward er Mitglied des Oberstudienraths, welche Stelle er bis an seinen Tod (15. April 1821) mit regem Eifer verwaltete.

Schwabacher Artikel, 17 Artikel, welche 1528 von Abgeordneten des Markgrafen zu Ansbach und der Stadt Nürnberg aufgesetzt wurden, zum Behufe der Kirchenvisitationen, welche von Beiden, wie es schon an andern Orten geschehen war, eingeführt werden sollten. Die Spaltungen, welche durch die Zwinglianer und Wiedertäufer in der neuen Lehre veranlaßt wurden, gaben das Jahr darauf zu einer zweiten Zusammenkunft zu Schwabach Gelegenheit, an welcher die mehrsten lutherischen Stände Theil nahmen. Hier wurden jene 17 Artikel als ein Glaubensbekenntniß angenommen, darauf zu Schmalkalden noch einmal in Ueberlegung gezogen, woher sie auch den Namen Schmalkaldische Artikel erhielten. Sie müssen indeß nicht mit den später daselbst aufgesetzten verwechselt werden.

Schwaben, schwäbischer Kreis, begriff vor 1806 den südwestlichen Theil Deutschlands, der gegen Mittag an die Schweiz, gegen Abend an den Elsaß, gegen Mitternacht an den rheinischen und fränkischen Kreis und gegen Morgen an Baiern grenzte. Er wurde an der Südostseite von den allgauer Alpen, auf der Abendseite von dem Schwarzwalde, in der Mitte von der rauhen Alp durchzogen und von der Donau durchflossen, hatte auf 620 QM. 2.200.000 Einw. und lieferte Getreide, Wein, Obst, Holz, Vieh, Wildpret, Eisen, Kupfer ꝛc. In polizeilicher Rücksicht war Schwaben in 4 Viertel getheilt: Würtemberg, Baden, Constanz und Augsburg. Die kreisausschreibenden Fürsten waren der Herzog von Würtemberg und der Bischof von Constanz. Der Rheinbund vernichtete 1806 die ganze Kreisverfassung, beraubte die meisten Landesherren und die Reichsstädte ihrer Souveränität und ertheilte die Landeshoheit nur Würtemberg, Baden, Baiern, Hohenzollern, Liechtenstein und von der Leyen, welcher Letztere sie aber 1814 wieder verlor. Würtemberg besitzt das vormalige Herzogthum Würtemberg, Elwangen, Weingarten, Ochsenhausen, Roth, Weißenau, Schussenried, Marchthal, Zwiefalten, Neresheim, Heggbach, Gutenzell, Rothmünster, Baindt, Buchau, Söflingen, Isni, Theile von Oettingen, Königsegg und die Fuggerschen Lande, Friedberg-Scheer, die Grafschaft und Herrschaften der Reichserbtruchsesse von Waldburg, Tettnang mit Argen, Justingen, Eglof, Eßlingen und die Reichsstädte Weil, Heilbronn, Reutlingen, Rottweil, Bopfingen, Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Hall, Aalen, Ulm, Giengen, Wangen, Isni, Leutkirch, Buchau, Biberach, Ravensburg und Buchhorn; Baiern: Augsburg, Kempten, Elchingen, Irsee, Ursberg, Kaisersheim, Roggenburg, Wettenhausen, Lindau, Theile von Alschhausen, Oettingen, Königsegg und den Fuggerschen Landen, Mindelheim, Schwabegg, Gundelfingen, Thannhausen, und die Reichsstädte Augsburg, Kempten, Lindau, Kaufbeuren, Memmingen, Nördlingen und Dinkelsbühl (die eine Zeitlang die baierische Provinz Schwaben bildeten und jetzt zu dem Oberdonau- und Rezatkreise gehören); Baden die vorige Markgrafschaft Baden, Constanz, Salmannsweiler, Petershausen, Gengenbach, Klettgau, Stühlingen, Baar, Theile von Alschhausen und Mößkirch, Heiligenberg, Thengen, Eberstein, Bondorf, Neu-Sickingen, Hohengeroldseck, und die Reichsstädte Pfullendorf, Ueberlingen, Offenburg, Gengenbach und Zell am Harmersbach; die Fürsten von Hohenzollern: Hohenzollern, Trochtelfingen, Jungnau und einen Theil von Mößkirch; Liechtenstein: das gleichnamige Fürstenthum; der Kaiser von Oestreich die Grafschaft Hohenems; der Großherzog von Hessen: die Reichsstadt Wimpfen. S. Pfisters Geschichte von Schwaben und Leichtlens Schwaben unter den Römern (Freiburg 1825).

Schwabenspiegel, s. Deutsches Recht.

Schwäbische Dichter, s. Minnesänger und Deutsche Poesie.

Schwäbischer Bund, s. Landfriede.

Schwägerschaft (Affinität) bezeichnet nach dem röm. Rechte das Verhältniß eines rechtmäßigen Ehegatten zu den Verwandten des andern während bestehender Ehe; nach dem kanonis. Rechte hingegen und nach dem protestantischen Kirchenrechte begründet jeder Beischlaf die Schwägerschaft. In keinem Falle aber sind die beiderseitigen Verwandten beider Ehegatten oder die Concumbirenden als Schwäger zu betrachten. Die allgemeine Regel in Hinsicht der Nähe der Affinität ist, daß der eine Ehegatte oder Concumbent mit den Verwandten des andern Ehegatten oder Concumbenten in eben dem Grade verschwägert sey, als dieser andere mit jenem verwandt ist. Außer dieser Art der Affinität (primi generis) nimmt das kanonische Recht noch zwei Gattungen derselben an. Die eine (secunda generis) entsteht aus dem Verhältniß eines Ehegatten oder auch nur eines Concumbenten zu den Schwägern der ersten Gattung des andern Concumbenten; die andere (tertii generis) aus dem Verhältniß eines Ehegatten oder Concumbenten zu den Schwägern der zweiten Gattung des andern. Diese sogenannte Quasi-Affinität entsteht durch die Verlobung. Uebrigens ertheilt die Schwägerschaft nie Erbschaftsrechte, kann aber ein Ehehinderniß seyn. S. Ehe.

Schwalbach, auch Langenschwalbach, ein Flecken mit einem berühmten Bade im Herzogthum Nassau, 6 St. von Niederselters, liegt in einem schönen Waldthale, theilt sich in Ober- und Niederschwalbach. Dieses liegt an den Heilquellen, welche 14 an der Zahl, hier aus Thonschiefer sprudeln. Der Kurort stand bereits im 16 Jahrh. in großem Ruf; vielleicht kannten ihn schon die Römer. Unter den Quellen sind die vorzüglichsten: 1) Der Weinborn, wegen seines weinartigen Geschmacks so genannt, entspringt auf einer Wiese, wohin ein Schattengang führt. Das Wasser, wovon jährl. 250.000 Krüge versendet werden, hat eine krystallhelle Farbe, und enthält folgende Bestandtheile: muriat. Kalkerde, Bittererde, Schwefelsäure, kohlensaures Eisen und kohlensaures Kali. 2) Der Stahlborn, dem Fürsten von Hessen-Rothenburg gehörig, wurde erst 1740 entdeckt, ist von den anmuthigsten Lustgängen umgeben, und wird am häufigsten besucht. Die Bestandtheile sind im Ganzen wie beim Weinborn, doch ist die specifische Schwere verschieden; der Gehalt an fixen Mineralien ist geringer. Es werden jährl. an 150.000 Krüge von diesem Wasser (das eine Temperatur von 13 Grad Reaum. hat) versendet. Das schwalbacher Wasser gehört zu den leichten, flüchtigen, nicht zu starken alkalischen Stahlwassern, welche leicht durchgehen und weder den Magen noch ein schwaches Gefäßsystem belästigen. Es ist daher ein treffliches Heilmittel bei solchen Arten der Schwäche, die mit einem sehr erregbaren Blutsystem, großer Neigung zu Blutflüssen, schwacher Lunge, Anlage zur Hektik oder mit einer Empfindlichkeit der Nerven verbunden sind. 1828 ist eine schöne Badeanstalt erbaut worden.

Schwämme oder Pilze sind Pflanzen, welche in ihrem Baue sehr einfach sind und ihren Samen nicht, wie andere (phönerogamische) Pflanzen, aus vorausgegangenen bemerkbaren Blumen entwickeln. Ziehen wir eine Parallele mit den Thieren. Die am höchsten entwickelten Thiere sind in zwei getrennte Geschlechter geschieden, sowie die vorzüglich ausgebildeten Pflanzen, z. B. viele Bäume. Niedere Thiere (Würmer) zeigen selten diese Anordnung, sondern sind Zwitter, die sich entweder selbstständig fortpflanzen, oder doch noch immer paaren müssen. Ihnen gleichzuachten sind die mehrsten Pflanzen mit Zwitterblumen nebst den Mooſen. Diejenigen Thiere aber, welche als die einfachsten Organismen auftreten (Polypen, Infusorien), pflanzen sich vollkommen ohne Geschlechtsunterschied fort; einige indem das Junge aus dem Alten hervorsproßt (durch Theilung), andere indem die Entstehung der Jungen nur einem Akte der gewöhnlichen Körperernährung und Reproduktion

ähnlich ist (Muscheln). Die Stelle der letztern nehmen die Pilze und Schwämme im Pflanzenreiche ein. Sie entstehen schnell, zeigen bei ihrer Entwickelung alsobald Samen, streuen ihn aus und vergehen so schnell. Nach ihrer Gestalt und nachdem sie entweder selbst nichts weiter, als nur Samenhüllen sind, oder eigene Fruchthälter zeigen, theilt man sie in hölzige Schwämme (Xylomici), in Bauchpilze (Gasteromici), in Schimmel (Byssi) und Pilze (Fungi). Die ersteren bestehen aus trocknem holzartigem Fleische, was mit einer Menge sich öffnenden Samenkapseln durchzogen ist. Sie wachsen auf Rinden, Stengeln, Blättern anderer Pflanzen. Die Baumpilze führen ihren Namen deßhalb, weil sie innen vollkommen mit Samenstaub angefüllt sind und nur ein Samengehäuse darstellen wie der Bovist. Schimmel zeichnet sich schon durch runde Köpfe aus, die auf Stielen wachsen. Hierher der nach Violen riechende Schimmel (Byssus Iolithus), der im Riesengebirge häufig auf Granit vorkommt (Veilchenstein). Was schlechthin Pilz genannt wird, besitzt gewöhnlich Kapseln mit 8 Samen, welche in die fleischige oder lederartige Substanz des Schwammes eingesenkt sind. Das daraus entstehende Samenlager steht oft auf einem besondern Stiele (Strunk), oft nicht; es hat bisweilen die Gestalt von Blättern, von Röhren, Löchern, Stacheln und andern Erhabenheiten. Diese Unterschiede dienen als generische Merkmale, und man hat Blätterpilze (Agaricus), Löcherpilze (Boletus), Stachelpilze (Hydnum), Schüsselpilze (Peziza) u. s. w. Mehrere von ihnen haben ausgezeichnet schöne Farben, viele besitzen scharfen Saft oder sind betäubend, daher giftig für Menschen, obschon sie von vielen Thieren ohne Schaden gefressen werden, noch andere können als unschädliche Nahrungsmittel für Menschen dienen und sind sogar als solche hochgeschätzt, z. B. der Reisker, der Steinpilz ꝛc. Vergl. Nees v. Esenbeck's System der Pilze und Schwämme, m. 44 ausgemalten Kupf. Würzb. 1817. Bulliard's Kupferwerk über die Schwämme Frankreichs. Ueberdieß hat Krampf in Wien Abbildungen der eßbaren Schwämme geliefert. Deutschlands Schwämme haben in getrockneten Exemplaren Schmidt und Kunz gesammelt und herausgegeben (Lpz. 1815—17, 5. Lief.).

Schwan, ein zur Gattung der Enten gehöriger Vogel, von welchem es 4 Arten gibt. 1) Der stumme Schwan, welcher im Norden, auch häufig am kasp. Meere nistet, auch häufig zu uns kommt, und in Parken und Gärten auf Teichen, zur Zierde sowohl, als um die Raubvögel, welche den Fischen nachstellen, davon abzuhalten, gehalten wird. Er ist schön, muthig und reinlich, schwimmt auf dem Wasser mit dem schönsten Anstand, kann aber schlecht gehen, und erreicht ein sehr hohes Alter. Die ungezähmten stummen Schwäne ziehen gewöhnlich gegen den Winter in südliche Länder. Die Jungen kommen als eine Delikatesse auf vornehme Tafeln, z. B. Pasteten; die Alten liefern viele und gute Federn, daher sie verdienen als Hausgeflügel gehalten zu werden. — 2) Der Singschwan, merklich kleiner als der vorige, bewohnt die nördliche Erde bis Island hinauf, und bringt den Winter in Südeuropa zu. Er kann vermöge der Bauart seiner Luftröhre einen lauten durchdringenden Ton von sich geben, der einen angenehmen Klang hat, wenn die Winde ihn moduliren. Dieser Klang ist es, von welchem die Alten die Fabel des Schwanengesangs gedichtet haben, den er kurz vor seinem Tode anstimmen sollte; weßhalb er, sowie seiner vermeintl. Wahrsagungsgabe wegen, dem Apollo geheiligt war. — 3) Der schwarze Schwan, nur in Neuholland einheimisch, ist ganz schwarz mit gelbweißen Schwungfedern und hochrothem Schnabel. — 4) Der schwarzhalsige Schwan, welcher in der magellanschen Meerenge und auf den Falklandsinseln angetroffen wird, aber noch nicht genau bekannt ist.

Schwangerschaft ist der Zustand und die Zeit, während welcher das weibliche Säugethier in seinem Fruchthälter ein oder mehrere Jungen (Embryonen, Früchte) trägt. Beim Menschen dauert diese Zeit, wenig Fälle ausgenommen, genau 40 Wochen (280 Tage, oder 10 Mondsmonat). Ihr Anfang wird durch die Empfängniß (s. d. Art.) bezeichnet, welche mit der Vereinigung des vom Manne und Weibe zur Zeugung (vergl. d. A.) nöthigen Stoffes zusammenfällt. Während der Empfängniß reißt sich, durch den dabei entstehenden entzündungsartigen Zustand, ein Ei aus dem Eierstocke der Mutter los, und wird durch die kontrahirenden Bewegungen der Falloppischen Trompete in den Fruchthälter gebracht. Dieser fängt sogleich an in seinen Wänden dicker zu werden und eine Feuchtigkeit abzusondern, in welcher das Ei schwimmt; es erzeugt sich sogleich eine hautförmige Hülle, die jene Feuchtigkeit (Schafwasser) umschließt und an die das Ei sich an irgend einer Stelle ansetzt. Diese Eihaut kann in 4 verschiedene Lagen unterschieden werden, die man als besondere Häute ansieht: 1) in die zellgewebeartige äußerste und hinfällige, 2) in die eigentliche äußere, 3) in die Lederhaut (Chorion), 4) in die innerste oder Schafhaut (Amnion). Die Verbindung zwischen Gebärmutter und Ei gibt der Mutterkuchen (Nachgeburt), der sich einerseits an den Fruchthälter (meist an seinen Grund) ansetzt, auf der andern Seite durch die Nabelschnur sich mit dem Kinde verbindet und diesem Blut ab- und zuführt. Der Fruchthälter schließt sich sogleich nach der Empfängniß und die Reinigung fließt nicht mehr, weil dieses Blut zur Nahrung des Kindes bestimmt ist. Das Wachsthum des Kindes hat eine Vergrößerung des Fruchthälters zur Folge, doch ist diese in den ersten drei Monaten unmerklich, weil er sich in der Tiefe des Beckens verbirgt; da er aber nachher keinen Raum mehr darin findet, steigt er herauf, ist über den Schamknochen zu fühlen und dehnt den Leib aus. Im fünften Monat steht er zwischen ihnen und dem Nabel, jetzt wird auch der Mutterkuchen förmlich ausgebildet, der früher nicht deutlich zu bemerken ist. Mit dem sechsten Monat, d. i. mit der 20sten Woche, hebt die zweite Periode der Schwangerschaft an, hier fühlt die Mutter Bewegungen des Kindes, der Fruchthälter ist außen beim Nabel zu fühlen; von jetzt an steigt sein Grund stets höher bis zum zehnten Monat, wo er sich etwas wieder senkt. Zwischen dem siebenten und achten Monat rechnet man den Anfang der dritten Periode, in welcher das Kind anfängt, diejenige Lage zu nehmen, welche es bei der Geburt haben soll. Gewöhnlich steht es mit dem Kopfe nach unten, da dieser als der schwerste Theil dem Gesetz der Schwere folgt und sich nach und nach, sowie er stärker als die übrigen Theile wächst, senkt. Hat die Frucht nach 40 Wochen ihre Reife erlangt, daß sie selbstständig leben kann, so fängt sie sich an von der Mutter abzusondern und reizt den Fruchthälter zu Zusammenziehungen (Wehen), welche das Kind austreiben. Mit diesem Eintreten der Wehen fängt die vierte Periode der Schwangerschaft an (s. Geburt). Die Schwangerschaft ist regelmäßig, wenn die Frucht in der Gebärmutter ausgebildet wird; widrigenfalls sagt man, die Empfängniß sey außer dem Fruchthälter, diese kann dann im Eierstock, in den Trompeten, auch in der Bauchhöhle vor sich gehen. Falsch ist die Schwangerschaft, wenn die Mutter kein Junges, sondern ein Mondkalb trägt, welches bisweilen aus einem leeren Ei, einem Stück Fleisch oder Wasserblasen bestehen kann. Bei der einfachen wird nur eine Frucht, bei der mehrfachen werden Zwillinge, Drillinge, Vierlinge ausgebildet.

Schwärmer, s. Brandschwärmer.

Schwärmerei (von schwärmen — nach Adelung — ursprünglich: ein verworrenes Geräusch machen, dann schwelfen, um- und ausschweifen), jene ausschweifende Ueberspannung des Gefühlsvermögens und der Einbil

dungskraft, vermöge deren dunkle Gefühle und Einbildungen den Menschen da beherrschen, wo Vernunft und Verstand allein ihn leiten sollten. Diejenigen, welche ihre Quelle lediglich in einer unverhältnißmäßigen Lebhaftigkeit des Gefühlsvermögens suchen, bedenken nicht, daß, da gerade das stärkste Gefühl von kürzester Dauer zu seyn pflegt, die oft so weit verbreitete Herrschaft der Schwärmerei und ihre nicht selten lebenslange Dauer im Individuum somit ohne Erklärung bleiben würde. Nur die Wechselwirkung der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens macht es klar, wie ganze Völker von schwärmerischer Gluth sich selbst aufzehren, ein ganzes Leben lang darin verharren können. Die Einbildungskraft erhält durch immer neue Bilder das irrende Gefühl wach und läßt den Verstand nicht zur Besinnung kommen. Eben daher geschieht es, daß besonders große, verhängnißvolle Zeiten, die durch ungewöhnliche Ereignisse das Gefühl anregen und die Einbildungskraft entzünden, vorzugsweise die Schwärmerei begünstigen. Es sey genug, hier an die Kreuzzüge, an die Geschichte der Wiedertäufer, an die Propheten des 30jährigen Kriegs, an die Revolutionsschwärmer des letzten Jahrhunderts und an die Ausschweifungen Einzelner in dieser jüngst verflossenen Zeit zu erinnern. Eben daher aber auch kommt es, daß dem Schwärmer seine Scheinwelt, als Erzeugniß seines eigendsten Wesens, so theuer ist, und daß Stolz, Unbeugsamkeit und Verachtung aller Verstandeserkenntniß zu den Grundzügen seines Charakters gehören. Zugleich wird aus dem Gesagten einleuchtend, wie die Schwärmerei überall bald in übergroßer Schwäche des Verstandes, bald in unverhältnißmäßiger Stärke der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens ihren Grund hat. Auf welche Weise aber die Schwärmerei zum Fanatismus werde, s. unter d. Art.

Schwarz (Berthold), eigentlich Konstantin Anckliţen, geb. zu Freiburg im Breisgau, trat in den Franziskanerorden, und blühte in der 2ten Hälfte des 13. Jahrh. Er war ein großer Scheidekünstler; und da man ihn wegen Zauberei ins Gefängniß gesetzt hatte, verwandte er die Zeit seiner Haft auf chemische Untersuchungen, welche ihn auf die Bereitung des Schießpulvers (s. Pulver) sollen geführt haben. Die Mischung des Schießpulvers war unstreitig schon vor Schwarz durch Roger Baco (s. d. Art.) gefunden worden; auch war es schon den Chinesen bekannt; aber Schwarz stellte es zuerst in einer für den Kriegs- und Jagdgebrauch tauglichen Gestalt dar. Vrgl. d. Art. Artillerie in Europa.

Schwarzburg, souveränes deutsches Fürstenthum von 35½ QM. in Thüringen, besteht, außer einigen kleinen Parzellen, aus 2 Hauptstücken, der obern und untern Herrschaft Schwarzburg. Jene liegt am nördlichen Abhange des thüringer Waldes, zwischen großherzoglichen und herzoglichen sächsischen Ländern und der preußischen Provinz Sachsen eingeschlossen, ist größtentheils gebirgig, wird von der Saale berührt, welche die Schwarza aufnimmt; außerdem von der Gera und Ilm durchströmt. Der Boden ist nur in einigen Thälern ergiebig. Die untere Herrschaft, ganz von preuß. Gebiete umgeben, liegt am südlichen Fuße des Harzes, wird von einem Nebenzweige dieses Gebirges, der Hainleite, durchzogen, deren höchste Kuppe, der Kyffhäuser, 1485 Fuß über der Meeresfläche sich erhebt. Auf ihm befinden sich herrliche Trümmer einer Burg des Kaisers Friedrich Barbarossa. Der übrige Theil des Landes ist ebener und gehört zu der höchst fruchtbaren goldnen Aue; er wird von der Helme und der Wipper bewässert, die beide in die Unstrut fließen. Die vorzüglichsten Produkte bestehen in Getreide, Waldungen mit vielem Wildpret, Eisen, Kobalt, geschätzten Mühlsteinen, Marmor, Alabaster, Schiefer, Salz, Porzellanerde, Alaun und Vitriol. Die Industrie besteht hauptsächlich in einer sehr verbreiteten

Garnspinnerei, in Verfertigung von Medizinalwaaren, Porzellan und einigen Wollenzeuchen; Eisenhammerwerken, Pech- und Kienrußhütten, Sägemühlen und Branntweinbrennereien. Die 104.000 Einw. bekennen sich, mit Ausnahme weniger Katholiken und Juden, zur evangel. Kirche. — Die ehemaligen Grafen von Schwarzburg waren schon im 14. Jahrh. in Thüringen ansehnlich begütert, und einer von ihnen, Günther XXI., ward 1349 zum deutschen Kaiser gewählt. Sein Bruder Heinrich ist der Stammvater der jetzigen Fürsten. Günther XL. führte Luthers Lehre ein. Seine Söhne stifteten 1541–52 die 2 noch jetzt vorhandenen Linien Sondershausen und Rudolstadt. 1697 und 1710 erhielten beide die Fürstenwürde und 1754 Sitz und Stimme auf dem Reichstag. Sie waren des h. röm. Reichs Erbstallmeister, nannten sich Viergrafen des Reichs und hatten die große Comitiv. 1807 wurden sie Mitglieder des Rhein- und 1815 des deutschen Bundes. In jedem Fürstenthum regiert ein besonderer Fürst, in Rudolstadt seit 1807 Friedrich Günther, in Sondershausen seit 1794 Friedrich Karl. Der Erstere ist seit 1816 durch Landstände beschränkt, die bei der Gesetzgebung und Besteuerung einwirken; bei Sondershausen ist es bis jetzt noch nicht der Fall. Mit Oldenburg und Anhalt haben beide Fürsten eine Gesammtstimme in der engern, jeder aber eine besondere in der weitern Bundesversammlung. Die Einkünfte beider Länder betragen 525.000 Fl., wovon auf Sondershausen 200.000 Fl., auf Rudolstadt aber 325.000 Fl. kommen. Zum Bundesheere stellt Sondershausen 451 und Rudolstadt 539 Mann. — 1) Schwarzburg-Sondershausen besitzt 16½ QM. (von der Unterherrschaft ⅔, von der Oberherrschaft ⅓) mit 47.000 Einwohnern und der Residenz Sondershausen, eine freundliche Stadt an der Wipper, mit einem schönen Schlosse, großem Park, Gymnasium und 3100 Einw. ¼ Stunde entfernt ist das kürzlich entdeckte wirksame Schwefelbad, Günthersbad genannt. 2) Schwarzburg-Rudolstadt besitzt (nach Abtretung der Aemter Kelbra und Heringen 1816 an Preußen) 19 QM. mit 57.000 Einw. und der Residenz Rudolstadt.

Schwarze Kunst, s. Magie (natürliche).

Schwarze Kunst, eine der wichtigsten Erfindungen des 17. Jahrh., ist eine Art in Kupfer zu stechen, welche die getuschte Zeichnung täuschend nachahmt. Man nimmt eine gut polirte Kupferplatte und scharrt und schabt mit einem Messer, oder einem eigends dazu gemachten Instrument, die Oberfläche, erst in einer Richtung, dann in der entgegengesetzten, bis das Ganze eine völlig gleiche Rauheit bekommt und kein glatter Punkt mehr darauf zu sehen ist, sodaß ein Abdruck davon völlig schwarz seyn würde. Nun wird die Platte mit Holzkohlen, schwarzer Kreide oder Wasserblei abgerieben und dann mit weißer Kreide darauf gezeichnet. Die Umrisse und tiefsten Schatten bleiben nun völlig ungeschabt, die Mittellinien werden ein wenig abgeschabt, die nächsten hellern noch etwas mehr u. s. w., bis endlich auf den höchsten Lichtern, wo das Papier ganz weiß bleiben soll, die Platte wieder völlig geglättet wird. Der erste Erfinder dieser Kunst ist der hessen-casselsche Obristlieutenant L. von Siegen (van Sichem) gewesen, der 1643 den ersten Versuch in derselben mit dem Bildniß der Landgräfin von Hessen, Amalia Elisabeth, gemacht hat. Von diesem lernte sie der pfälzische Prinz Rupert, welcher sie zu der Zeit Königs Carl II. nach England brachte. Doch waren seine Blätter rauh und unangenehm. Später brachten es die Engländer am weitesten in der schwarzen Kunst. Von Joh. Smith, der zu Ende des 17. Jahrh. lebte, hat man mehr als 500 Blätter; er und G. Whitte bildeten eine neue Epoche für die schwarze Kunst, welche der Letztere besonders dadurch vervollkommnete, daß er die Platte erst radirte, wodurch sie mehr Geist und

Leben erhielt. Besonders berühmt wurden in der neuern Zeit Mac Ardell, Honston, Earlom, Pether, Green, Watson, Dickenson, Dixon, Hudson ꝛc. Unter den Deutschen beschäftigten sich vorzüglich Bernh. Vogel aus Nürnberg (gest. 1737), und die augsburger Künstler Haid und Preißler aus Nürnberg damit. Von den Niederländern zeichnen sich Vaillant, Schuppen, de Bruggen, van Bleeck und Faber aus. Unter den Franzosen sind Sarrabat und Boyer die einzigen, die etwas Bedeutendes in dieser Kunst leisteten. Nach Rembrandt, Benedetto, Murillos, Van Dyk, Reynolds und West hat man die ausgezeichnetsten Blätter. Durch eine künstliche Vertheilung der Schatten und der verschiedenen Theile einer Gestalt auf verschiedene Platten, kann man farbigen Kupferdruck hervorbringen, welcher wirklichen Gemälden ähnlich ist. Man nennt diese Manier auch Kupferstiche in Mezzotinto. Pflanzen, Früchte, architektonische Stücke und anatomische Sachen sind am passendsten dazu. Der Frankfurter Le Blon, 1741, war der Erfinder dieser Art von Farbendruck. Gautier Dagoty in Paris und Robert führten diese Kunst in Frankreich ein, und gaben auch Portraits in dieser Manier. L'Admiral in Leyden und der neapolitanische Prinz San Severo brachten es weit darin. Götz aus Mähren nebst seiner Tochter vervollkommneten diese Art von Kupferstichen noch mehr. Bei Letzterem lernte Fr. Bartolozzi aus Venedig, welcher in England sich großen Ruhm erwarb.

Schwarzenberg, die Fürsten von, welche mit den Grafen von Seinsheim denselben Ursprung haben und zu den ältesten edlen Geschlechtern Frankens gehören. 1420 kaufte der Freiherr Erkinger von Seinsheim die damalige Herrschaft Schwarzenberg und nahm den Namen und Titel davon an. Von dem Kaiser Siegmund, dessen Gemahlin eine Schwester der seinigen war, erhielt er die Reichsunmittelbarkeit. Adolph von Schwarzenberg wurde wegen seiner Tapferkeit im Türkenkriege 1599 vom Kaiser Rudolph II. in den Reichsgrafenstand, und sein Enkel Johann Adolph 1670 vom Kaiser Leopold I. in den Reichsfürstenstand erhoben, der auch die Grafschaft Schwarzenberg zu einem Reichsfürstenthum erhob. Der neue Fürst erhielt 1674 Sitz und Stimme im reichsfürstlichen Collegium. Durch Erbschaft kam 1698 noch die gefürstete Landgrafschaft Klettgau in Schwaben und das Erbhofrichteramt zu Rothweil an diese Dynastie, in der 1723 der Fürst Adam Franz auch zum Herzog von Krummau in Böhmen erhoben wurde. 1806 wurden die unmittelbaren Besitzungen des Hauses mediatisirt. Die Fürsten von Schwarzenberg bekennen sich zum Katholizismus, haben zwei Majorate und besitzen 1) unter baierscher Hoheit: a) das Fürstenthum Schwarzenberg mit der Herrschaft Teinsheim, im Rezat-, Ober- und Untermainkreis, $4\frac{1}{2}$ QM. mit 12.100 theils kathol., theils evangel. Einwohnern, fruchtbar an Getreide, Wein, Tabak, Flachs, Hanf, Obst, Holz, Vieh, Walkererde ꝛc. b) Die Standesherrschaften Illeraichheim und Kellmünz im Oberdonaukreise, $1\frac{1}{2}$ QM. mit 3050 Einwohnern. 2) Unter östreichischer Hoheit: a) das Herzogthum Krummau in Böhmen, 60 QM. mit 40.000 Einw.; b) die Herrschaft Murau in Steiermark, 1 QM. mit 2000 Einw.; c) 16 Herrschaften und andere Güter in Böhmen, mit 20 QM. und 60.000 Einw. Die Landgrafschaft Klettgau ist 1812 an Baden abgetreten worden. Die Einkünfte schätzt man auf $\frac{4}{5}$ Mill. Gulden. Der Sitz des Hauses ist in Wien. Der jetzt regierende Fürst, Joseph, geb. 1769, ist k. k. Geh. Rath und Kämmerer.

Schwarzenberg (Fürst Karl Philipp), kaiserl. östreichischer Generalfeldmarschall, geboren den 15. April 1771, widmete sich schon frühe dem Kriegerstande und diente als Adjutant des Grafen Clairfait im ersten Revolutionskriege gegen Frankreich. Der Fürst bewährte sich in diesem Kriege

bei jeder Gelegenheit, als im Gefechte bei Quievrain, und auch in dem folgenden Feldzuge, wo er einen Theil des Coburgischen Vorpostens befehligte, bei der Belagerung von Valenciennes und in dem blutigen Treffen zwischen Bouchain und Cambrai am 27. April 1794, als einen tapfern, einsichtsvollen Offizier. Er trug nicht wenig zum Siege von Cambrai bei und empfing auf dem Schlachtfelde den Maria-Theresien-Orden. 1796 ward er Oberster des Kürassierregiments Zscheschwitz und nach der Schlacht von Würzburg Generalmajor. 1805 entwarf er und 2 andere östr. Generaloffiziere, in Verbindung mit dem russ. Generaladjutanten Wintzingerode, den Plan zum Feldzuge gegen Napoleon. Sie vergaßen aber, Napoleons blitzschnelles Genie in Rechnung zu bringen, und dachten nicht daran, daß Napoleon wider das Völkerrecht ein neutrales Gebiet verletzen könnte. Bei der Einschließung Ulms schlug er sich mit dem Erzherzog Ferdinand und einigen Reiter-Regimentern durch und entkam glücklich den verfolgenden Feinden. Nach dem presburger Frieden ging er als Gesandter nach Paris, wo er sich der Heftigkeit und dem gebieterischen Wesen Napoleons gegenüber mit Würde und Gewandtheit zu betragen wußte. Die Unterhandlungen in Hinsicht der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Maria Louise wurden von ihm angeknüpft und vollendet. In dem Feldzuge gegen Rußland führte er das 30.000 Mann starke Corps, welches Oestreich seinem Bündnisse mit Frankreich gemäß stellen mußte, an. Mit ihm operirte er von Galizien aus, ging über den Bug und nahm die wichtige Position von Pinsk. Die schwächern Russen, unter Tormassoff, zogen sich anfangs zurück. Napoleon verstärkte Schwarzenbergs Heer noch durch das 7. (aus Sachsen bestehende) Corps. Durch diese Uebermacht errang er einige Vortheile über die Russen; doch als Tchitschakoff sich mit Tormassoff vereinigte, drückten Beide den Fürsten Schwarzenberg nach dem Herzogthum Warschau zurück und lieferten ihm mehrere für ihn nachtheilige Gefechte. Er stellte sich hierauf bei Pultusk. Am 9. Okt. 1812 ging er nach Wien und übernahm den Oberbefehl über das Heer, welches sich in Böhmen zusammenzog. Als Oestreich sich den Verbündeten anschloß, ward der Fürst Schwarzenberg zum Generalissimus sämmtlicher gegen Frankreich kämpfender Heere erhoben. Unter seiner Führung griffen die Alliirten die Franzosen um Dresden (vrgl. Dresden, Schlacht bei) an, wurden aber geworfen, und nur die Vernichtung des Vandammeschen Corps bei Culm (s. d. Art.) von den Preußen und Russen rettete die große Armee vor einer gänzlichen Niederlage und Zersprengung. Bekanntlich ist der Angriffsplan der Schlacht von Leipzig (s. d. Art.) nicht von ihm; doch machen ihm Kenner den Vorwurf, daß er die geschlagene Armee des Feindes habe entkommen lassen, die er sonst bei einer einsichtsvollen Disposition seiner Kräfte schon dort habe vernichten können. Ebenso legt man es ihm zur Last, daß er in der Champagne, wo der alte Löwe noch mit seinen letzten Schlägen die Verbündeten traf, nicht hinlängliche Kraft und Energie gezeigt habe. Mehreres s. im Art. Russisch-deutscher Krieg. — Als Napoleon von Elba zurückkam, erhielt der Fürst den Befehl über die Heere am Oberrhein. Am 22. Juni ging er mit den Oestreichern und Russen über den Fluß und drängte den viel schwächern Rapp; es fiel aber nichts Entscheidendes vor, bis die Schlacht von Waterloo und die zweite Abdankung Napoleons dem Kriege ein Ende machte. Nach dem zweiten pariser Frieden bekleidete der Fürst die Stelle eines Hofkriegsraths-Präsidenten. Er starb am 15. Okt. 1820 zu Leipzig.

Schwarzes Meer, bei den Alten Pontus Euxinus, liegt zwischen der europäischen Türkei, dem südlichen Rußland und den Küsten Asiens. Es

ist ein innerer Theil des mittelländischen Meeres, hängt mit diesem durch den Bosporos zusammen; sein innerster Meerbusen, das asowsche Meer, wird durch die Straße von Feodosia oder Kaffa mit ihm verbunden. Mit diesem enthält es eine Oberfläche von mehr als 14.000 QM. Den Namen schwarzes Meer (Karadenphisi) erhält es von den Türken, weil es für ihre schlecht gebauten Kauffahrer bei den auf demselben im Winter herrschenden fürchterlichen Stürmen (denn im Sommer ist es ruhiger als andere Meere) gefährlich ist, oder auch von dem dunkeln Ansehn bei trübem Wetter. Es hat niedrige und sehr versandete Ufer mit vielen, über den Spiegel hervorragenden Landspitzen, wegen der in dasselbe strömenden mächtigen Flüsse (Donau, Dniester, Dnepr, Don, Kuban) wenig Salz, weßhalb es auch leichter gefriert, und zeichnet sich auch dadurch aus, daß es, außer im asowschen Meere, gar keine Inseln hat. Die Stürme auf dem schwarzen Meere sind furchtbar, weil es rings umher verschlossen ist, wodurch ein Art von Wirbel entsteht. Die Hauptströmung zieht sich beständig von N. gegen S. W. hin. Die Fischerei ist bedeutend, besonders von Stören, Meeräschen und Makrellen, welche letztere, gesalzen und geräuchert, ein wichtiger Handelsartikel der Krim ausmachen. Auch bereitet man Caviar, Fischleim und Botargo.

Schwarzholz, s. Nadelholz.

Schwarzwald, eines der höchsten, rauhesten und an Naturschönheiten merkwürdigsten Gebirge Deutschlands im Großherzogthum Baden und Königreich Würtemberg, läuft in mehrern Armen auf der Ostseite des Rheins, parallel mit diesem Strome, oft nur wenige Meilen von ihm entfernt, von Süden nach Norden, und endigt sich bei Heidelberg am Neckar mit dem 2050 Fuß hohen Königs- oder Kaiserstuhl. Seine Länge beträgt etwa 19 Meilen; seine Breite beläuft sich verschiedentlich, 6—8 M. an der südlichen, 4 an der nördlichen Seite. Seinen Namen hat es von den vielen schauerlichen Tannen- und Fichtenwaldungen, mit denen seine Hochgebirge bedeckt sind. Die Gipfel der höchsten Berge sind meistentheils kahl und kaum 4 Monate des Jahres mit Schnee bedeckt. Zuweilen fällt hier auch bei kühler Witterung in den Sommermonaten Schnee. Seine größte Höhe erreicht der Schwarzwald östlich von Freiburg zwischen Todtnau und St. Mergen. Das Gebirge selbst besteht mehr aus Plänen, als isolirten Bergspitzen, unter welchen der Feldberg (4610 F.), Belchen (4335 F.), Kandel (3903 F.) und Köhlgarten (3790 F.) die bedeutendsten sind. Der Abfall des Schwarzwaldes nach dem Rheine hin ist steil, nach der Donau und dem Necker hin sanft. Reißend und tobend stürzen die Gewässer auf jener Seite durch enge Schluchten dem Rheine zu, auf der östlichen Seite hingegen fließen sie sanft durch Wiesengründe nach der Donau oder dem Neckar hin. Beide letztere Flüsse, sowie die Wiese, Enz, Kinzig, Murg, haben auf dem Schwarzwald ihre Quellen. Unter den vielen kleinen Seen sind zu bemerken: der Schluchsee auf dem Feldberg, 2287 F. über dem Meere; der Murmelsee auf dem Seekopf, ½ M. im Umfang und sehr tief; der Eichnersee, 1467 F. über dem Meere, ist bald See, bald Ackerfeld, bald Wiese; der Nonnenmattweiher am Köhlgarten, 2700 F. über dem Meere, mit einer 1700 Q. Ruthen großen schwimmenden Torfinsel. Von den vielen Mineralquellen sind die bekanntesten zu Rippoldsau, Wildbad, Liebenzell, Deinach, Antogast, Griesbach, Petersthal, Baden, Huberbad und St. Landolin. — Das ganze Gebirge ist Urgebirge; das Gerippe ist granitartig, die höheren Punkte sind mit Sandstein bedeckt, ringsum von Flötzgebirgen umgeben. Granit ist die herrschende Gebirgsart, und demselben Feldspath, Quarz, Glimmer, Speckstein und Thonschiefer beigemengt. An Mineralien gewinnt man vorzüglich Eisen, Zinn, Blei, Kobalt, Kupfer, Silber, Steinkohlen ꝛc. Der Schwarzwald hat viele herrliche, theils höchst romantische,

theils auch höchst fruchtbare Thäler; zu den wegen ihrer Schönheit berühmtesten gehören ganz vorzüglich das Neckar-, das Murg- und das Kinzigthal. Von den Pässen sind zwei in den französ. Revolutionskriegen sehr bekannt geworden, die Hölle und der Kniebis. Der erstere ist ein sehr enges, von hohen Gebirgen eingeschlossenes Thal in der Gegend von Neustadt, an der Straße von Freiburg nach Donau-Eschingen, durch welchen 1798 Moreau seinen berühmten Rückzug nahm. Der andere ist auf der Grenze zwischen Baden und Würtemberg, an der Quelle der Murg, durch zwei Schanzen befestigt, welche 1796 und 97 von den Franzosen erobert wurden. Unter den Höhlen ist die vielbesuchte Tropfsteinhöhle, beim Dorfe Hasel im badisch. Treisamkreise, am berühmtesten. Auf dem Schwarzwalde herrscht natürlich ein strenges Klima, in welchem der Ackerbau nur wenig lohnt. Der Boden besteht meistens in Dammerdeschichten, worauf mehrentheils Sand, mehr oder weniger rein, und tiefer Lehm und Thon folgt. Der sehr mühsame Fruchtbau beschränkt sich auf Sommerroggen, Hafer und Kartoffeln. Die niedrigen Berge tragen die schönsten Eichen- und Buchenwaldungen, und die Hügel und kleinen Berge, gegen die Rheinebene zu, sind mit Obstbäumen, Weinreben allenthalben bepflanzt. Ueberhaupt sind die Berge oft bis über 2500 Fuß hoch bebaut. Fast alle Arten wilden Geflügels und auch Lämmergeyer und Adler findet man in diesem Gebirge. Auch enthält es in seinen Vertiefungen fette, wohlbewässerte Wiesen; weßhalb die Viehzucht eifrig betrieben wird. Auf dem eigentliche Gebirge sieht man wenige in Städtchen und Dörfern zusammengezogene Gemeinden; die meisten bestehen aus zerstreuten Höfen und Häuschen von eigener Bauart. Der Schwarzwälder lebt im Allgemeinen sehr haushälterisch; er zeigt viel Handelsgeist und Kunstfleiß, verräth viel natürlichen Scharfsinn und Verstand. Beträchtlich ist der Glas- und Strohhuthandel, und besonders die Verfertigung von Hölzernen Uhren (s. d. Art.) und andern Holzwaaren.

Schweden und Norwegen. Dieses Doppelreich, jetzt amtlich auch Skandinavien genannt, verbunden unter Einem König und 2 sehr verschiedenen Grundgesetzen, — im Verhältniß seiner Erzeugnisse und Einkünfte unstreitig das ärmste Land, aber auch zugleich mit dem reichsten, mit Großbritannien, das freieste unseres Welttheils — bildet eine über 13.890 QM. große, durch Lappland mit dem Festlande v. Europa verbundene Ostseehalbinsel, liegt 55° 22′ — 71° 11′ 30″ N. Br, mithin in der kalten Zone und weit über die Polarlinie hinausreichend, grenzt gegen N. ans Eismeer, gegen O. an den Torneafluß, welcher es von Rußland trennt (mit letzterm Reiche kam der Grenzberichtigungstraktat zu Tornea am 17. Jan. 1821 zu Stande), den bothn. Busen und die Ostsee, gegen S. an die Ostsee und gegen W. an den Sund, das Kattegat und die Nordsee. (Die norwegisch-russische Grenzbestimmung ward erst 1825 von russ. und norw. Kommissarien in Finnmarken begonnen.) — Skandinavien ist ein Land voll rauher und großer Gebirge. Die Hauptkette zieht sich vom Nordkap, der nördlichsten Spitze Europa's, an in südwestlicher Richtung durch das Land, Schweden und Norwegen scheidend. Im Norden heißt es Kiölen- und weiter gegen Süden Sevegegebirge. An den Quellen des Glommen trennt es sich in 2 Zweige, von denen der eine südwestlich durch Norwegen streicht, der zweite südlich durch Schweden bis zu dessen südlichster Spitze geht. Viele Zweige der Kiölen verbreiten sich gegen W. und besonders gegen O. nach dem bothnischen Meerbusen. Das ganze Gebirge ist Urgebirge und mit unzähligen Granitfelszacken bedeckt. Alle höhere Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt und heißen Fjällen. Ueberall findet man große Gletscher, schwindlich steile Abhänge, tiefe schauerliche Klüfte, durch die sich schäumend die mächtigen Felsengewässer mit unzähligen Wasserfällen hindurchstürzen, und viele Seen.

Der Abhang des Kiölen gegen das Nordmeer zu ist schroff und steil und voll fürchterlichen Tiefen. Die Zweige des Hauptgebirges sind niedriger und weniger rauh und im S. mit Buchen und Eichen, nördlicher mit Birken, Tannen und Fichten bedeckt. Enge und gefährliche Pässe führen durch die Gebirge, die jedoch über 64° N. Br. für Truppen durchaus ungangbar sind; der Fillefield 61° N. Br. ist reich an romantischen Aussichten. Die höchsten Kuppen sind: Schneehättan, 7620 F., Syltoppen, 6079 F., Sutitelma, 5796 F., Sule-Tind, 5524 F. Rings um Skandinavien geht eine Kette von kleinen Inseln und Klippen, Scheeren genannt, welche zwar die Küste gegen feindliche Landungen sichern, aber auch die Schifffahrt sehr erschweren. An Norwegens Küste sind auch der Saltström, eine gefährliche Meerenge, und der Maelström, ein großer Strudel, zu bemerken. Das Land ist von unzähligen Seen und Flüssen, in Schweden Elfen genannt, bewässert. Die bedeutendsten sind: der Glommen, welcher auf seinem 40 M. langen Laufe viele Seen bildet und bei Friedrichsstadt in Norwegen in den Meerbusen Drammen fällt; die Gotha-Elf, nahe an den Quellen des vorigen entspringend, durchströmet den Wenersee und ergießt sich bei Gothenburg ins Kattegat; die Tornea-Elf, hat im nördlichen Kiölen ihre Quelle und mündet sich bei Tornea in den bothn. Meerbusen. Eine Menge andrer Flüsse ziehen von den Kiölen ost-, süd- und westwärts durch das Land, sind aber ihres reißenden Laufes und vieler Klippen wegen selten schiffbar. In den Erweiterungen der Thäler bilden sie theils viele langgestreckte Seen, theils unzählige herrliche Wasserfälle; unter diesen sind die schönsten und berühmtesten: die Trollhätta-Fälle in der Gotha-Elf, wo nahe beim Ausfluß des Stromes aus dem Wenersee das Wasser bis 12 Klafter hoch mit solchem Getöse herunterfällt, daß man es 2 Meilen weit hören kann; der Elfkarlebyfall in der Dal-Elf; die 4 prächtigen Fälle des Huusquare; der 350 F. hohe Fall der Handöls-Elf an der norw. Grenze u. v. a. Zu den vielen Seen gehören vorzüglich: der Mälar, 12 M. lang, 5—6 breit, 37 QM. groß, vereinigt sich mit einer Bucht des bothnischen Busens, zählt an 1300 Inseln, ist mit vielen Städten und Dörfern besetzt und gehört unter die reizendsten Punkte Schwedens; der Wenersee, der größte von allen, 14 M. lang, 6—7 breit und 70 QM. groß, ergießt sich durch die Gothaelf ins Kattegat; der 13 M. lange, 4 breite und 34 QM. große Wettersee, nimmt 40 Flüsse auf und wird durch die Motala mit der Ostsee verbunden. Die bedeutendsten Kanäle sind: der Trollhättakanal, wodurch die Gothaelf, welche aus dem Wenersee in herrlichen Katarakten strömt, schiffbar gemacht worden; er ist ein in Felsen gesprengtes Riesenwerk, begleitet den Fluß in geringer Entfernung und führt die Schiffe aus der Gothaelf erst 3300 Ellen lang in den Akersee und aus diesem noch 1200 Ellen weiter und 56 Ellen tiefer in die nun ruhig fließende Elf. Der noch nicht vollendete Göthakanal, zur Verbindung der Ost- und Westsee angelegt; die ganze Durchfahrt von Gothenburg bis Söderköping an der Ostsee beträgt 51 M., wovon 40 auf die Gothaelf, den Trollhättakanal und mehrere Landseen gehen, 11 aber zu graben und zu sprengen sind. Im Sept. 1822 ist ein Theil desselben eröffnet worden; dieser fertige Theil hat 19 Schleusen, wovon die 5 ersten den Namen Verfassung und die 4 Reichsstände führen. Zum Bau desselben wurden für 1824 520.000 Rthlr. Baugelder bestimmt und ein Arbeitskommando von 3000 Mann dabei in Thätigkeit erhalten, sodaß 1828 die Schifffahrt auf dem Wener und Wetter mit den Seen Boren und Roren vereinigt war. Dann ist vom östlichen Ende des Rorensees bis zu der Stapelstadt Norköping nur 1½ M. Landwegs. In dem fertigen Theile des Kanals wurden schon 1823 über 12.500 Rthlr. reine Abgaben erhoben. Der 3 Meilen von Stockholm liegende Kanal Södertelje ward 1819 vollendet und ver-

bindet den Mälarsee mit dem baltischen Meere; er bringt 20 Städte im Innern mit dem Ozean in Verbindung und erleichtert die Einfahrt nach Stockholm. — Das Klima ist im Ganzen kalt, aber rein, heiter und gesund. Die Winter sind kalt und streng, die Sommer kurz und in den Thälern besonders drückend heiß. Frühling und Herbst sind kaum zu bemerken. An den Küsten des südlichen Theils herrscht eine gemäßigte Seeluft. Im N. geht die Sonne 6—7 Wochen gar nicht auf; die langen Nächte sind aber durch den blendenden Schnee, den hellen Glanz des Mondes und durch häufige Nordlichter erhellt. Unter 66° Br. sieht man die Sonne noch um Mitternacht und die Dämmerung dauert sehr lange. Die Schneelinie ist zwischen 5000 und 2000 Fuß. Ansteckende Krankheiten sind selten; es gibt keine Erdbeben, keine Vulkane. Der Boden Skandinaviens ist nur mittelmäßig fruchtbar, im Ganzen steinigt, sandig und morastig. Nur etwa 2200 QM. sind des Ackerbaues fähig. Daher gedeiht derselbe nur vorzüglich in den südlichen Ebenen (könnte aber stärker betrieben werden; aber es fehlt an Menschen); Viehzucht mehr in den nördlichen Gegenden, obgleich der Ackerbau im Kleinen noch sehr hoch gegen Norden hinauf getrieben wird. Die Natur verweichlicht also dort ihre Menschen nicht, sie läßt sich ihre Erzeugnisse abkämpfen und mahnt zur Mäßigkeit; doch setzt Olaus Rudbeck das Paradies nach Schweden. — Die Hauptprodukte sind: Getreide (sonst nicht hinreichend, aber seit 1820 braucht Schweden kein fremdes Korn, so sehr ist seit 10 Jahren die Kultur des Bodens fortgeschritten), Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Hanf, Flachs, Hopfen, Tabak, Obst (nur in den südlichen Gegenden), Weintrauben nur bei Lund, wo auch der stärkste Seidenbau getrieben wird; im nördlichen Theile des Landes meist sehr wichtige Waldungen von Nadelholz und Zwergbirken, mit vielen Hirschen, Rehen, Hasen, Elenthieren, auch Bären und Wölfen, Vielfraßen, Luchsen, Lemmingen (oder norweg. Mäusen), vielem zahmen und wildem Geflügel, vielerlei eßbaren Beeren, Rennthiermoos (welches in Ermangelung des Getreides häufig unter das Brotmehl gemischt wird). Eine Hauptzierde fehlt Skandinaviens Wäldern, dieß ist der Vogelgesang; nur in Südschweden läßt die Nachtigall ihre entzückende Stimme hören. Andere Erzeugnisse sind: kleine, doch dauerhafte Pferde, ebenso kleines Rindvieh, veredelte Schaafe, auch angorische Ziegen, Schweine, viele Rennthiere ꝛc. Für den Ackerbau geschah seit kurzem Einiges durch die Theilung großer Bauerhöfe, einiger Domänen und neu angekaufter Rittergüter, sowie durch Urbarmachung beträchtlicher Landstrecken. An Fischen ist großer Ueberfluß, als Kabliaue, Dorsche, Heringe (jährlich über 300.000 Tonnen), Strömlinge, Wallfische, Delphine, Robben; in den nördlichen Flüssen viele Lachse, auch in den Binnengewässern ein großer Reichthum von Fischen aller Art. Das Mineralreich macht den Hauptreichthum Schwedens aus: Eisen (in großer Menge und das beste in der ganzen Welt), jährlich 400.000 Schiffspfund gegossenes, am ergiebigsten aus den Gruben zu Danemora; Kupfer von vorzüglicher Güte, jährlich 30.000 Centner, vorzüglich aus den Hauptgruben zu Fahlun (s. d. Art.) und Röraas; etwas Gold, mehr Silber (aus dem Bergwerk zu Sala jährlich 2100 Mark), wenig Blei, Kobalt, Vitriol, Schwefel, Alaun, wenig Salz, Marmor (der dem italienischen an Schönheit gleich kommt), ausgezeichnet schöner Porphyr, Granit, Schleif-, Mühl- und Sandsteine, Asbest, Marienglas, Krystalle, Granaten, Schiefer, Talksteine, woraus Vielerlei verfertiget wird; Steinkohlen, an einem einzigen Orte; Kalk, Torf, viele Mineralquellen, Seesalz ꝛc. Für den Bergbau und das Hüttenwesen geschieht zu unserer Zeit sehr viel durch das sogenannte Eisenkomptoir oder den allgemeinen Verein der Handwerke und Minen. — Die Zahl der Einwohner betrug 1829 über 3.826.000 (also 278 auf

1 QM., im Süden aber 2 — 3000), wovon auf das 8250 QM. große Schweden 2.780.000 und auf das 5640 QM. enthaltne Norwegen 1.050.000 Einwohner kommen, die in 112 Städten (Schweden 88, Norwegen 24), 34 Marktflecken und 2523 Kirchspielen wohnen. Die Skandinavier gehören zum germanischen Hauptvolksstamme, und sind Sprossen der alten Schweden, Gothen und Normannen. Im hohen Norden wohnen die Lappen (3900) und etwa 2000 Kolonisten. Rücksichtlich der körperlichen Bildung sind die Schweden und Normänner von großer und kräftiger Gestalt, schlankem Wuchse und einer schönen, edlen Gesichtsbildung. Ihre Augen sind größtentheils blau, die Haare blond. Der schönste Stamm der Schweden sind die Dalekarlier. Die Grundzüge des Charakters der Schweden und Normänner sind Rechtlichkeit, Treue, hohe Freiheits- und Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft. Religiosität zeigt sich überall, aber auch bei Vielen Aberglauben, z. B. Glauben an Berggeister, Zaubereien und Wahrsagen. Der Schwede hat Hang zum Stolze, zur Eitelkeit und auch zur Ueppigkeit; in den höhern Ständen zeigt sich eine Vorliebe für alles Französische (daher Nordens Franzosen), und die vielen (1821—25: 3000) meist durch leichtsinnigen Aufwand und gewagte Unternehmungen ausgebrochnen Banquerotte, sowie die große Zahl von Ehescheidungen und unehelichen Geburten, vorzüglich in Stockholm, deuten auf Sittenverfall hin. Die Sprache ist germanischen Ursprungs; sie wird in 2 Dialekten, dem schwed. und norw., die wenig unter sich und auch nicht sehr vom Dänischen abweichen, gesprochen. Die allgemein herrschende Religion ist die evangelisch lutherische unter dem Erzbischof zu Upsala, 13 Bischöfen und 192 Pröpsten. Jeder Schwede, der von der lutherischen zu einer andern Kirche übergeht, verliert seine Bürgerrechte. Bekenner anderen Glaubens werden geduldet, von denen aber wenige vorhanden sind; als: 1200 Katholiken, Schwedenborgianer, Separatisten, Griechen und 300 Juden. Norwegens Konstitution erlaubt keine der letztern in diesem Lande. Der Groß- und Kleinhandel der Juden ist den allgemeinen Handelspolizeigesetzen unterworfen und seit 1820 auf bestimmte Orte beschränkt. 1821 entstand in Nord- und Westerbotten eine schwärmerische Sekte, Neuleser genannt, welche ohne Prediger und zuchtlos lebend, die heil. Schrift aberwitzig und sittengefährlich deuteten. Dagegen traf die Regierung zweckmäßige Anstalten zum bessern religiösen Unterrichte des Volkes. Für die Beförderung der geistigen Cultur ist vorzüglich in Schweden durch gute Anstalten vielfach gesorgt. Ueber die beiden Universitäten zu Upsala und Lund mit ihren Hilfsanstalten, s. Upsala und Schonen. Sie stehen sowie die 15 Gymnasien in Lynköping, Westeräs, Gothenburg, Werió, Kalmar, Wisby, Jönköping u. s. w. unter dem Erzbischof und den Bischöfen. Akademien der Wissenschaften und Künste und gelehrte Gesellschaften befinden sich in der Hauptstadt (s. Stockholm). Ueber die norwegischen Bildungsanstalten, s. Norwegen und Christiania. In allen Städten des Reichs sind Schulen, doch sind viele Kinder der großen Entfernungen wegen gar nicht unterrichtet. Zur Abhelfung der Mängel in dem Schul- und Kirchenwesen ist schon 1819 eine Kommission zur Untersuchung der gesammten Unterrichtsanstalten niedergesetzt worden. Indessen hörte man auf dem Reichstage von 1823 noch vielfältige Klagen in Ansehung des Schulwesens, selbst über die höchst unvollkommene Bildung der künftigen Staatsdiener auf den Hochschulen. Währenddem geschah Manches zur Erweiterung des öffentlichen Unterrichts, z. B. 1821 die Anlegung der ersten Veterinärschule im Reiche, die Einführung der Lankasterschulen (70), die Entstehung einer Lehranstalt für praktische Bergwerkswissenschaft in Fahlun. Seit 1828 werden auch Navigationsschulen errichtet. — Die Industrie des Volkes hebt sich außer-

ordentlich, besonders seit der Ankunft des jetzt regierenden Königs, und es verarbeitet alle Waaren, die es nicht roh vom Auslande zu theuer einkaufen muß, so weit es der durch viele Kriege eingetretene Menschenmangel zuläßt, mit glücklichem Erfolge. Die Landleute verfertigen sich fast alle ihre Bedürfnisse selbst, und haben viele Anlagen zu mechanischen Künsten. Die bedeutendsten Fabriken sind in Tuch, Leinwand, Baumwolle, Wolle, Leder, Segeltuch, Tabak, Zucker, Porzellan, auch Seide, Glas, Papier ꝛc. Die wichtigsten Fabriken liefern Eisen- und Kupferwaaren. Nach dem vortrefflich eingerichteten schwedischen Tabellenwerke kann die jährliche Produktion Schwedens zu 88 Mill. Bankethaler berechnet werden, darunter die Holzwaaren ½ Mill., Fabriken und Manufakturen über 12 Mill. (Eisen 7.200.000, Kupfer 720.000), Handel Schifffahrt und Handwerke 17½ Mill. Dem Gewerbfleiß sucht man durch Beschränkung der fremden Einfuhr zu Hülfe zu kommen. Auch unterstützt die Regierung aus dem Manufakturfond fremde Fabrikanten, die in Schweden neue Gewerbzweige gründen wollen. Der Handel, durch die Lage des Landes begünstigt, ist lebhaft und wichtig, besonders nach den Ostseeländern, Großbritannien, Frankreich, Holland, Spanien, Portugal, nach dem Mittelmeer, Nordamerika. Die schwedisch-ostindische Handelskompagnie handelt nach China; ebenso hat Schweden eine westindische und eine Seeassekuranzsozietät. Skandinavien hat an 1900 Handelsschiffe mit mehr als 16.000 Seeleuten, wovon auf Schweden 1100 mit 9200 Seelen und auf Norwegen 800 mit 6500 Seelen kommen. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind: Lein, Tabak, Flachs, Hanf, Wolle und wollene Waaren, Wein und Branntwein, Salz, Oel, Seide und Colonialwaaren. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind: Holz, Kupfer und Kupferwaaren, Eisen und Eisenwaaren, Pech und Theer, neue Schiffe, Heringe, Thran, Alaun, Segeltuch u. s. w. Man schätzt die Ausfuhr auf 6 und die Einfuhr auf 7 Mill. Thlr. Die meisten Meeresküsten, welche Skandinavien umgeben, tragen, wie die Ströme, Kanäle, Landseen und gute Straßen (1818 wurden 4 neue Landstraßen durch Dalekarlien und Helsingland, wovon 2 nach Norwegen führen, vollendet; nach letzterm Reiche ist auch aus Schweden jüngst eine neue Straße angelegt worden) zur Blüthe des Handels außerordentlich viel bei. Auch hat man die Dampfschifffahrt zwischen Stockholm und Petersburg eingeführt. Die beträchtlichsten Handelsstädte sind in Schweden: Stockholm, Gothenburg, Norköping, Gefle, Karlskrona, Malmoe, Landskrona, Ystadt und Udawalla; in Norwegen: Bergen, Christiania, Drontheim, Christiansand, Stavanger, Drammen und Friedrickshall. Die Umgestaltung des ganzen Industrie- und Handelssystems ward 1824 eingeleitet und durch den Entwurf zur Abänderung der den Kunstfleiß und den Handel drückenden Gesetze, worauf 1825 das Zollwesen neu organisirt wurde, und ein anderer Tarif erschien, nach welchem die Einkünfte des Staats mehr gewinnen, als sonst. 1823 erklärten die Reichsstände sich gegen das Produktenplakat, nach welchem fremde Handelsleute keine andere Waaren, als die Produkte ihres Vaterlandes in die schwed. Häfen einführen dürfen, worauf 1824 jene Bestimmung in Ansehung der fremden Weine aufgehoben ward. Die am 21. Juli 1825 bekannt gemachte neue schwed. Schifffahrtsakte hat hierin noch mehr Freiheit gestattet. Mit den vereinigten Staaten schloß Schweden 1818 einen vortheilhaften Handelsvertrag; erneuerte 1821 mit Marokko die alte Uebereinkunft, indem es fortwährend an diesen Staat eine jährliche Friedensabgabe von 20.000 Piaster, so auch an Algier 36.000, an Tunis 8000 und an Tripolis 8000 Piaster zahlt. Ferner erlangte das Doppelreich 1822 freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere; schloß mit Großbritannien 1824 eine Uebereinkunft wegen Unterdrückung des Negerhandels, und 1827 mit Preußen einen

liberalen Schifffahrts- und Handelsvertrag auf 8 Jahre; gestattet auch allen Unterthanen den Handel nach dem südamerikanischen Continent. — Schweden ist eine durch die Reichsstände beschränkte Monarchie, die Krone nur in der männlichen Linie erblich. Die Reichsstände aus 4 Abtheilungen: 1) der Adel, in drei Klassen sich trennend, nämlich den Herrenstand (Grafen und Freiherren), den Ritterstand (Edelleute, deren Vorfahren eine Reichsrathsstelle bekleidet haben) und den Kappenstand, die einfachen Edelleute begreifend. Jedes Oberhaupt einer adeligen Familie ist berechtigt, auf dem Reichstage zu erscheinen, sodaß in allem etwa 1200 adelige Reichsstände seyn können. Der Adel genießt in Schweden noch mancherlei Vorrechte und Befreiungen, und hat sich von jeher durch einen entschiedenen Hang zu Intriguen und Staatsumwälzungen ausgezeichnet. 2) Die Geistlichkeit, etwa 70—80; der Erzbischof und die Bischöfe sind stete Mitglieder, die andern werden gewählt. 3) Der Bürgerstand oder die Abgeordneten aller Städte, in Verhältniß ihrer Größe, 100—200. 4) Endlich die von freien Bauern erwählten Abgeordneten, gewöhnlich über 100 (der Bauernstand ist in Schweden bedeutender als irgendwo, weil er — wo man nie die Leibeigenschaft gekannt hat — früh schon zu politischem Gewichte emporstieg; er macht in andern Staaten $\frac{1}{3}$, hier mehr als $\frac{2}{3}$ der Bevölkerung aus). Jeder Stand muß seine Abgeordneten auf seine Kosten unterhalten. Gestimmt wird nach Ständen und nicht nach der Kopfzahl. Gesetzlich versammelt sich der Reichstag alle 6 Jahre, doch kann der König ihn auch außerdem berufen. Der König vergibt alle bürgerlichen und Kriegsbedienungen, wovon jedoch in der Regel die Ausländer ausgeschlossen seyn sollen. Ohne Einwilligung der Reichsstände darf der Monarch keine neue Gesetze geben oder alte aufheben. Zu der Anordnung der Kriegssteuern und anderer Abgaben ist die Einwilligung der Reichsstände erforderlich, und diesen müssen auch die Truppen und ihre Befehlshaber den Eid der Treue ebenso, wie dem König schwören. Erst seit 1798 ist dem König die alleinige Ausübung des Kriegs- und Friedensrechts sowie die Besorgung der Justiz und anderer Reichsangelegenheiten von den Reichsständen überlassen worden. Der König wird mit dem 20. Jahre volljährig. Vor seiner Salbung und Krönung durch den Erzbischof zu Upsala muß der König den Inauguraleid ablegen, und die beständige Kapitulation, worin auch die Erhaltung der evangelisch-lutherischen Religion zur Pflicht gemacht wird, beschwören. Die höchsten Reichskollegien sind der Staatsrath, die Kommission für die allgemeinen Reichsangelegenheiten, die königliche Kanzlei, mit welcher das königliche Kabinet für die auswärtige Korrespondenz und das Reichsarchiv verbunden sind; das Kammerkollegium, das Staatskomptoir, das Kriegs- und Marinekollegium, an dessen Spitze ein General und der Großadmiral stehen; das Kriegshofgericht; der königliche höchste Gerichtsstuhl, das oberste Justiztribunal, dessen Präsident in des Monarchen Abwesenheit der Reichsdrost ist. (Von diesem Justizhofe hängen die Landgerichte zweiter Instanz in den einzelnen Distrikten und die Rathhausgerichte in den Städten ab; die Entscheidungen geschehen nach dem 1778 verbesserten Gesetzbuch von 1731.) Das Hofkonsistorium unter dem Oberhofprediger besorgt die kirchlichen Angelegenheiten und das medizinische Kollegium die Gesundheitsanstalten. Die Regierung hat in der neuesten Zeit der Verwaltung des Staats mehr Einheit zu geben gesucht. Die Minister sind verantwortlich. Seit 1821 wurde die Trennung der richterlichen von der administrativen Gewalt ausgeführt; nebstdem wurden in jenem Jahre noch 2 Appellationsgerichte eingesetzt. Auch der Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches ist seiner Vollendung nahe. Der Reichstag von 1823 bestimmte Schwedens ganze Staatsausgabe auf 8.121.357 Bankothaler. Die Einkünfte gaben schon

1821 einen Ueberschuß. So ward es möglich, daß von der Reichsschuld, die 1820 noch 6½ Mill. schwed. Reichsthaler betrug, jährlich 120—150.000 Thaler abgezahlt werden konnten. Für den Staatskredit ist vorzüglich die 1663 gestiftete Reichsbank, die zugleich eine Wechsel- und Leihbank ist, Geld zu niedrigen Zinsen aufnimmt und dieses gegen sicheres Pfand, auch gegen Hypothek in Grundstücken wieder ausleiht, nützlich. Die 3 ersten Stände leisten Gewähr für die Sicherheit dieser Bank, und der Vortheil (jährlich 2—3 Mill. Rthlr.) gehört ihnen, den sie häufig zum Gebrauch des Staats anweisen. 1825 ward eine Revision mit derselben vorgenommen; sie war höchst nothwendig, um dem Kredit aufzuhelfen und den Wechselkurs zu verbessern; denn anfangs 1823 waren 25.117.880 Thaler Bankozettel und 3.075.526 Thaler Reichsgeldzettel in Umlauf; der Fond der Bank in Silber betrug aber nur 4.576.801 Thaler. — Der mit 4.855.622 Thaler besoldete Militäretat enthielt 1824 nahe an 50.000 Personen; er benutzte ein Grundeigenthum zu dem Werth von 6.681.910 Thalern. Die gesammte schwedische Landmacht aber bestand aus 115.000 und mit den Seetruppen in 140.000 Mann. An der Spitze des Heeres stehen 3 Generale, 8 General-Lieutenants und 25 Generalmajors. Den römischen Legionen gleich, werden die Soldaten im Frieden beim Kanal-, Strom-, Festungs- und Straßenbau beschäftigt. Für die Flotte und die Seevertheidigung, in 264 Kriegsfahrzeugen (darunter 216 von der Scheerenflotte) mit 2670 Kanonen und 23.000 Matrosen bestehend, ward 1824 die Ausgabe auf 1.039.025 Thlr. Banko bestimmt. Festungen hat Schweden gar nicht; die an der Grenze von Norwegen verfallen nach und nach. Waffenplätze sind: Malmoe, Christianstadt, Bähus, Kalmar und Karlskrona. Eine Metallkanonengießerei ist in Stockholm; außerdem sind vorhanden 5 Eisenkanonengießereien, 6 Munitionswerkstätten, 4 Waffenfabriken und 6 Pulvermühlen. Alle nothwendigen Hauptstoffe für Kriegsfabriken sind im Lande, nur nicht Salpeter. Zu Karlsberg bei Stockholm ist eine Kriegsschule, und in Stockholm selbst die königl. Kriegsakademie, von der fast alle Offiziere der Armee zu Wasser und zu Lande Mitglieder sind. 1821 ward ein neues Exerzierreglement eingeführt, und bei Wanäs in Westergothland eine neue Centralfestung angelegt; ebenso ist ein Invalidenhaus im schönen Schloß Svartjö eingerichtet worden. Schweden hat 5 Ritterorden: 1) der Seraphinenorden, der älteste, war schon im Jahr 1336 vorhanden; 2) der Schwertorden, von König Gustav I. gestiftet; 3) der uralte Nordsternorden, wurden alle 3 von König Friedrich I. 1748 erneuert; 4) der 1772 gestiftete Wasaorden; 5) der Orden Karls XIII., gestiftet vom König 1811, wird nur an Freimaurer höhern Grades vertheilt. Außerdem gibt es noch eine goldene Medaille für das bürgerliche und eine goldene und eine silberne Medaille für das militärische Verdienst. — Schweden zerfällt in 4 Hauptländer: a) Schweden (Suerige) mit den Provinzen Upland, Südermannland, Nerike, Westmannland und Dalekarlien; b) Göthaland: Ostgöthaland, Smäland, die ostseeschen Inseln Oeland und Gothland, Westgöthaland, mit Bohuslehn und Dalsland, Wärmeland, Schonen (wo die Landeshauptmannschaft Malmoe 40 QM. und auf jeder 3400 Einwohner zählt), Halland, Blekingen; c) Nordland: Gästrickland, Helsingland, Herjedalen, Medelpad, Jämtland, Angermannland, Westerbotten; d) Lappland (s. d.). Jede Provinz zerfällt in Landeshauptmannschaften (Landshöfdingedömen), diese in Gerichtssprengel (Häräder) und Pfarren. Die Hauptstadt Schwedens und die Residenz des Königs ist Stockholm. Auswärts besitzt die Krone die kleine Antille St. Barthelemy in Westindien, 2⅔ QM. groß, mit 8000 Einw. und 100.000 Piaster Einkünfte. Ueber Norwegens Geographie, Geschichte und Verfassung vergl. d. bes. Art.

Schweden (Geschichte von). Auf der ältesten Geschichte dieses Landes ruht tiefes Dunkel. Unausgemacht muß es bleiben bis jetzt, ob die noch im äußersten Norden vorhandenen finnischen Stämme einst die Bewohner der ganzen Halbinsel Skandinavien gewesen und nur von den germanischen Einwanderern, der Sueonen, die dem Lande den Namen gaben, und den Gothen zurückgetrieben wurden, oder ob sie selbst erst von Osten her später eingewandert; ebenso ungewiß ist der Zeitpunkt, wann die Germanen sich hier niedergelassen. Die Sueonen und Gothen unterwarfen sich bald die übrigen Stämme, und wurden von Drottars oder Richtern aus Yngue's oder seines fabelhaften Vaters Odins Stamme regiert, die sich seit dem 5. Jahrh. Könige von Upsala nannten und bis 1086 n. Chr. Schweden beherrschten. Erst Olav, der Schoßkönig, nannte sich König von Schweden, führte eine feste Regierung ein und nahm mit vielen seiner Unterthanen die christliche Religion an. Noch blieben Gothen und Sueonen getrennt und Jahrhunderte hindurch zerrüttete diese Trennung den Staat. Die Dynastien von Stenkil, Sperker, Bonde lösten sich einander schnell ab und wenige Könige starben eines natürlichen Todes. Mit der Thronbesteigung des mächtigen Geschlechtes der Folkunger (1250) kam endlich durch die Vereinigung beider bisher feindlicher Volksstämme und durch die Bestimmung der Erbfolge mehr Ordnung und Ruhe in das Reich, welches damals nur bis Helsingland sich erstreckte. Erich IX. eroberte 1248 das innere, und Birgers Vormund, Torkel Knutsen, 1293 das äußerste Stück von Finnland, Karelien, wodurch Schweden Rußlands unmittelbarer Nachbar wurde. Adel und Geistlichkeit erwarben in dieser Periode die größten Freiheiten, z. B. Steuerfreiheit und auch das ausschließliche Recht, den König zu wählen. Der wichtige Stand der freien Gutsbesitzer hörte allmälig auf, und der Kern des Staates, der edle Bürgerstand, bildete sich erst später. — Magnus Smek, welcher durch Mats Kettelmurdsen 1332 Schonen, Blekingen und Halland erwarb, aber schon 1360 wieder verlor, ward durch seine Bedrückungen 1363 in einer Empörung vom Throne gestürzt, auf den sein Schwiegersohn Albrecht von Meklenburg erhoben wurde. Dieser führte lange Kriege mit den Dänen, unterlag aber endlich in dem Treffen bei Falköping 1388. Im folgenden Jahre setzte sich die Königin Margarethe (s. d. Art.) von Dänemark und Norwegen auch die schwed. Krone auf. Freilich wurde der Plan, alle drei Reiche zu einem großen nordischen Ganzen zu vereinigen, durch die Union zu Calmar (1397) ganz verfehlt; denn man wollte Einen Kopf zu drei Körpern, und selbst als Defensivbund konnte er schon die Hindernisse der Nationalabneigung in der einstimmigen Königswahl nicht besiegen. Unruhen und Empörungen und endlich vollkommene Anarchie waren die unseligen Folgen jener Vereinigung. Schon 1448 wählten die Schweden und Norweger wieder ihren eigenen König, Carl, Knutson, und trennten sich förmlich von der Union. Nach dessen Tode übten die Reichsverweser aus schwed. Geschlechtern eine ungleich größere Macht als die Könige, und vor allen zeichnete sich das Heldengeschlecht der Sture aus, welches bis zur Auflösung der Union diese Würde bekleidete. Dänemarks Könige versuchten indeß noch immer ihre Oberherrschaft über Schweden zu behaupten; Johann II. machte sich auch wirklich 1496 zum Meister des Landes, aber eine Empörung des Volks bewirkte bald die Unterdrückung der Dänenherrschaft. Zwar wurde Christian II. (s. d. Art.) auch als König in Schweden anerkannt, aber der Reichsvorsteher Sten Sture II. hatte alle Gewalt inne. Der Monarch indeß, nicht zufrieden mit dem Scheine der Macht, suchte durch die grausamsten und treulosesten Mittel seine Herrschaft in Schweden zu befestigen. Der edle Sten Sture fiel in der Vertheidigung seines Vaterlandes (1520) und Christian II.

gelangte zum Besitze des Reichs. Seine Grausamkeit empörte die Schweden: Gustav Wasa (s. d. Art.), mit dem alten Königsstamme verwandt, und von Christian zu Copenhagen gefangen gehalten, entfloh seiner Haft, stellte sich an der Spitze seiner Landsleute, und ward durch seine Klugheit und Tapferkeit der Befreier seines Vaterlandes von der dänischen Tyrannei. Christian II. ward abgesetzt, Gustav Wasa 1523 auf dem Strängnäser Reichstage zum König ausgerufen, und 1524 durch den Friedensschluß zu Malmoe mit Dänemark die calmarische Union förmlich aufgelöst. Geistlichkeit und Adel waren einander an Macht und Einkünften gleich; die Kroneinkünfte hingegen gering und überdieß noch verschuldet. Um seine Finanzen nun zu verbessern, führte er im Lande allmälig die lutherische Religion ein, welche auf dem Reichstage zu Westeras 1544 zur alleinherrschenden in Schweden erklärt wurde. Hierdurch nahm Gustav Wasa der Geistlichkeit Macht und Einkünfte, indem er ihre Güter mit seinen Domänen vereinigte; und ob er gleich dadurch den Adel mächtiger machte, so wurden doch auch die übrigen Stände, Bürger- und Bauerschaft, von ihm verhältnißmäßig gehoben. Zugleich sicherte er in seiner Familie die Thronfolge, schloß 1536 einen Bund mit Dänemark, um den Lübecker Handelsdruck zu heben; und durch kluge Handelstraktate mit England und den Niederlanden trat Schweden in das größere europäische Staatensystem ein. Ferner ordnete Gustav Wasa ein stehendes Heer, weckte die Industrie durch fremde Handwerker und Künstler, welche er ins Land zog, und traf noch viele weise Einrichtungen; nur schadete er der Ruhe Schwedens für die Folge durch die großen Apanagen, welche er seinen Söhnen zweiter Ehe ertheilte (Finnland, Ostgothland und Südermannland). Sein Sohn und Nachfolger Erich XIV. (reg. 1560—68) führte bei seiner Krönung die bis dahin nicht übliche gräfliche und freiherrliche Würde ein, eroberte Esthland, kriegte darüber (1563) mit Dänemark, ward wahnsinnig und von seinen Brüdern entthront, worauf Johann III. 1568 die Krone erhielt. Dieser schloß mit Dänemark den Stettiner Frieden (1570), worin er Schonen, Halland, Blekingen, Herjedalen und Gothland verlor. Mit Rußland hatte er wegen Liefland einen Krieg zu bestehen, und erhielt im Frieden Esthland und Narva. Um seinem Sohne Sigismund die poln. Krone zu verschaffen, ward er Katholik — daher entstanden Unruhen im Reiche, und der König mußte, um nicht alles zu verlieren, einen großen Theil der Regierung seinem Bruder Carl v. Südermannland überlassen. Sigismund, seit 1587 schon König von Polen, folgte ihm 1592 auf dem schwedischen Throne. Weil die Stände fürchteten, er möchte durch seinen Katholizismus der lutherischen Religion gefährlich werden, so erwählten sie seinen Oheim Carl zum Reichsverweser. Nach der Krönung zu Upsala ging Sigismund wieder nach Polen, machte Plane, seine Absichten in Schweden mit Gewalt durchzusetzen; landete 1589 zu Calmar, ward 1599 bei Strängebroo geschlagen; und da er die Beschlüsse des Jönköpinger Reichstages nicht annehmen wollte, abgesetzt, worauf sein Oheim Carl IX. das Zepter erhielt (1604). Die schweren Kriege mit Rußland, Polen und Dänemark endete glücklich nach seinem Tode 1611 sein großer Sohn Gustav Adolf (s. d. Art.), ein geschickter Staatsmann und trefflicher Soldat. 1613 schloß er Frieden mit Dänemark, worin er alle Eroberungen, die dieses während der Regierung seines Vaters gemacht hatte, zurück erhielt; 1617 Frieden mit Rußland zu Stolbowa, worin er Kexholm, Karelien und Ingermannland bekam. Indeß setzte er den Krieg mit Polen eifrig fort, drang in Curland und Liefland ein, besetzte polnisch Preußen und machte hierauf einen sechsjährigen Waffenstillstand. War auch seine kriegerische Regierung seinem Reiche mehr nachtheilig, als vortheilhaft, so stieg doch Schwedens Ruhm unter diesem größten seiner Könige auf den höchsten

Gipfel. Durch seinen thätigen Antheil am 30jährigen Kriege ward sein Einfluß auf Deutschland entschieden; und während seiner Regierung ward auch die königl. Macht in Schweden durch das Gesetz vergrößert, daß auf den Reichstagen nur über Vorschläge des Monarchen deliberiret werden durfte. Gustav Adolf starb auf dem Schlachtfelde bei Lützen 1632. Er hinterließ sein Reich unter trefflichen Verhältnissen seiner Tochter Christine (vergl. d. Art.): Oxenstierna, thätig im Kabinet; und im Felde: Bernhard v. Weimar, Horn, Banner, Torstensohn, Wrangel (s. d. bes. Art.) und Königsmark, lauter Zöglinge des Königs und geschickte Generale. Der Krieg in Deutschland ward thätig fortgesetzt; ebenso gegen die Dänen von 1643 bis 45. Letzterer ward beendet durch den Frieden zu Bremsebroe, wodurch Schweden Jämptland, Herjedalen, Gothland, Oesel, Halland (letzteres auf 25 J.) erhielt und die schwed. Schiffe vom Sundzolle befreit wurden. Durch den westphälischen Frieden 1648 gewann das Reich die deutschen Herzogthümer Bremen, Verden, Vorpommern, einen Theil Hinterpommerns und Wismar mit der deutschen Reichsstandschaft und 5 Mill. Thaler. Indessen schwächte Christinens Regierung das königl. Ansehn wieder. Die Königin legte, als sie mit dem Staatsrath zerfiel, aus Verdruß — auch wohl aus Liebe zu den Wissenschaften und einem freien Leben — 1654 die Krone nieder, indem sie den Pfalzgrafen Carl (X.) Gustav von Zweibrücken zu ihrem Nachfolger ernannte. Dieser war einer der wackersten und thätigsten Könige Schwedens; der Plan, eine große nordische Monarchie zu stiften, verwickelte ihn in Kriege mit seinen Nachbarn, Polen, Russen und Dänen; durch seine kühnen Unternehmungen setzte er die Welt in Erstaunen, ohne jedoch einen dauerhaften Frieden zu erzwingen. Er starb 1660. Die Vormünder seines Sohnes Carl XI. schlossen sogleich mit Polen den Frieden zu Oliva, wodurch Schweden ganz Liefland bis an die Düna bekam; hierauf zu Copenhagen mit Dänemark, worin letzteres Drontheim und Bornholm, das Carl Gustav im Rothschilder Frieden mit den Dänen 1685 nebst Blekingen, Schonen und Halland erworben hatte, zurückerhielt; endlich mit Rußland 1661 zu Kardis nach den Bedingnissen des Stolbower Friedens. Da Carl XI. als Bundesgenosse Frankreichs an dessen Kriegen Theil nahm, focht er unglücklich gegen die Brandenburger, Dänen und Holländer, verlor aber durch Ludwigs XIV. Beistand im Frieden von St. Germain und Lund (1679) nichts weiter, als den jenseits der Oder gelegenen Theil schwed. Pommerns. Nun that Carl XI. viel zur Wiederherstellung der Ordnung im Reich; sorgte für Industrie und Handel — man schiffte nach Ost- und Westindien und der Levante — zog die vom Adel an sich gerissenen Krongüter, freilich nicht ohne Härte, wieder ein, und gründete mit ihrer Hülfe die noch im Wesentlichen bestehende treffliche Militäreinrichtung Schwedens. Er wußte das Ansehn des übermächtigen Reichsraths zu beschränken und erhob die königl. Würde fast zur vollen Souveränität. Bei seinem Tode 1697 hinterließ er seinem Sohne Carl XII. (s. d. Art.) das Reich in höchster Blüthe und einen gefüllten Schatz; sonst hätte Schweden aber auch dessen stürmische Regierung nicht ertragen können. Ueber seine Fähigkeit, trotz seiner Jugend, einem Staate vorzustehen, belehrte er indessen die Dänen im Travendaler Frieden 1700, Polens August II. im Frieden zu Altranstadt 1706 und Peter den Großen in der Schlacht von Narva 1709. Nur hatte Peter den Vortheil auf seiner Seite, daß er im eigenen Lande den Krieg länger aushalten und nach der Schlacht bei Pultava 1709 seinen Gegner endlich in die Türkei verjagen konnte. Schwedens seit dem 30jährigen Kriege behauptetes Ansehn ging mit Carls Tode 1718 verloren, weniger durch dessen tollkühnen Plane, als durch die völlige Zerrüt-

tung der Finanzen. Die Reichsstände wußten jetzt wieder ihre alte Macht zu erhaschen und wählten die jüngere Schwester Carls, Ulrike Eleonore, zur Königin, welche 1720 ihrem Gemahl Friedrich von Hessenkassel die Regierung abtrat. Ein allgemeiner Friede ward geschlossen, worin Schweden aber mit Ausnahme eines Theiles von Pommern alle seine auswärtigen Besitzungen an Braunschweig, Preußen, Rußland und Dänemark verlor. Durch diesen Verlust und durch innere Streitigkeiten zwischen den Aristokraten (Hornische und Gyllenborgische Partei — Mützen und Hüte), welche der schwache Monarch nicht zu hemmen vermochte, sank Schweden immer tiefer. Der Reichsrath machte sich ganz unabhängig. In dem mit Rußland geführten Kriege 1741—43 ging der Theil Finnlands bis an den Kymenefluß verloren. Als Friedrich 1751 starb, kam die Dynastie Holstein Gottorp mit Adolf Friedrich auf den Thron. Er beschäftigte sich sehr mit der innern Verbesserung des Reichs; daher Ackerbau, Handlung, Schifffahrt, Künste und Wissenschaften in Aufnahme gebracht wurden. Der sehr schwach geführte Krieg gegen Preußen 1762 war ohne Erfolg. Schade, daß die Gewalt dieses Monarchen so sehr beschränkt war. Der unternehmende und talentvolle Gustav III. (s. d. Art.), des Vorigen Sohn (reg. 1771—92), fand bei dem Antritt seiner Regierung Alles zu einer Revolution vorbereitet, welche er 1772 benutzte, um die Fesseln des Aristokratismus zu zerbrechen und die Reichsverfassung wieder auf den Fuß zu setzen, wie sie zu Gustav Adolfs Zeiten war. Als Bundesgenosse der Türken 1788 kriegte er gegen Rußland, und schloß, ungeachtet der Niederlage bei Wyborg, doch einen ehrenvollen Frieden zu Werelä 1790. Der thätige König ward 1792 das Opfer einer Verschwörung des in seiner Macht und seinem Stolze gekränkten Adels. Sein ältester Bruder, der Reichsadmiral Carl von Südermannland, übernahm bis zur Großjährigkeit des jungen Königs Gustav IV. (geb. 1778) die Regentschaft. Der heftige Kampf zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei machte nothwendiger Weise jeden seiner Schritte äußerst schlüpferig. Die Königsmörder wurden bestraft; ebenso Diejenigen, welche 1794 die Regentschaft beseitigen wollten. Durch die allgemeine Finanzzerrüttung schwer gedrückt, bewilligte die Nation 1794 gleichwohl große Summen zur Ausrüstung einer Flotte, die Neutralität für Handel und Schifffahrt gegen die Allgewalt Englands zu vertheidigen. Am 1. Nov. 1796 ward endlich Gustav IV. gekrönt. Die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen zeigt, wie bei Talenten, Verstand und Herzensgüte, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglücke führen. Als König zeigte Gustav IV. viele Energie, aber auch eigensinnige Standhaftigkeit auf Unternehmungen, die dem Reiche immer schädlich werden mußten. 1797 vermählte er sich mit Friederike von Baden, Schwägerin des russ. Kaisers Alexander I. 1800 ward die königl. Macht von den Ständen noch vergrößert. 1803 suchte der König die deutschen Reichsfürsten für die damals ganz unausführbare Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Consuls wieder an die Spitze der franz. Regierung zu setzen, zu gewinnen. Als 1804 der Herzog von Enghien auf Bonaparte's Befehle aus dem Badischen mit Gewalt entführt und zu Vincennes erschossen wurde, war Gustav der einzige Souverän, der über jenen Mord seinen Unwillen laut äußerte, indem er deßwegen nachdrückliche Noten in Regensburg übergab. Der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Verbindung mit Großbritannien und Rußland war die Folge seines Hasses gegen Napoleon, den er als das Thier in der Apokalypse betrachtete, welches nur eine kurze Zeit regieren und von ihm gestürzt werden würde. Diese fixe Idee veranlaßte nun Gustav zu dem sonderbarsten Betragen. 1806 nahm er an dem Kriege gegen Frankreich Theil, verwarf die

von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilsit gemachten Friedensvorschläge, handelte aber höchst unklug, als er am 3. Juli 1807 die Waffenruhe mit Frankreich aufhob, und selbst nach dem Tilsiter Frieden Rußlands und Preußens Vermittelung ausschlug. Seine blinde Anhänglichkeit an England verwickelte ihn in einen verderblichen Krieg mit Rußland und Dänemark. Finnland ging verloren, und drohend stand ein dänisches Heer an Schwedens Grenze. Taub gegen alle Vorstellungen, Frieden zu schließen, reizte er durch eigensinnigen Trotz den Adel und das Heer gegen sich auf und erbitterte die Nation durch Ausschreibung einer neuen Kriegssteuer. Als nur in seiner Entfernung Rettung erschien, trat zuerst General Adlerkreuz offen auf und ging mit 6000 Mann auf Stockholm los. Der König wollte sich anfangs in dieser Hauptstadt vertheidigen, änderte aber diesen Entschluß dahin ab, mit einem Theil der bewaffneten Macht nach Linköping zu gehen. Noch vor dem Aufbruch stellte er an die Bank die Forderung, ihm 2 Mill. Thaler vorzuschießen, und als diese abgelehnt wurde, schickte er sich an, Gewalt zu gebrauchen. Dieses beschleunigte seinen Sturz. Der Feldmarschall Klingsporn, General Adlerkreuz und der Präsident Terkmeden mit dem Hofmarschall Silfgersparrt machten nochmals nachdrückliche Vorstellungen. Als der König sich hierüber heftig aufgebracht zeigte, kam Adlerkreuz mit 5 Adjutanten in das königl. Gemach zurück und erklärte, daß ihm Gustav als Gefangener der Nation seinen Degen zu überliefern habe. Nach einem kurzen Widerstande, den der König geleistet und der Vereitlung seines Versuches, sich durch die Flucht zu retten, ward Gustav auf das feste Schloß Drottingholm gebracht, und der Herzog von Südermannland übernahm die Regierung als Reichsverweser. Gustav IV. entsagte am 29. März in einer auf dem Schlosse zu Grepsholm ausgestellten Akte der Regierung. Die schwed. Reichsstände versammelten sich hierauf am 10. Mai, kündeten Gustav IV. Treue und Gehorsam auf, und bekräftigten die Thronveränderung. Wenn man auch die Gründe eines solchen Verfahrens anerkennen mochte, mußte man in einer Erbmonarchie es doch mehr als befremdlich finden, daß auch des bisherigen Königs durchaus schuldlose, leibliche, geborne und ungeborne Erben der Krone auf immer verlustig wurden. Der entthronte Gustav ging mit seiner Familie aus dem Reich, und der Herzog von Südermannland ward als Carl XIII. (s. d. Art.) König. Dieser gab dem Staate eine neue Verfassungsurkunde, welche am 7. Juni von den Vertretern der Ritterschaft, des Adels und den Sprechern des Priester-, Bürger- und Bauerstandes unterzeichnet wurde. Der neue Monarch wählte den jungen Herzog Christian August von Augustenburg zum Kronprinzen, endigte den unglücklichen Krieg mit Rußland in dem Frieden zu Friedrichshamm, durch die Abtretung des für Schweden so wichtigen, kornreichen Finnlands, und stellte 1810 die Verhältnisse mit Frankreich wieder her. Inzwischen starb der Thronfolger eines plötzlichen Todes, und nun wählte der Reichstag zu Oerebro, auf Carls XIII. Vorschlag, den franz. Reichsmarschall Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, — der sich im Kriege 1806 gegen die von den Franzosen gefangenen Schweden so theilnehmend benommen hatte, daß sein Name in Schweden mit Achtung genannt wurde — am 21. August 1810 fast einstimmig zum Kronprinzen. Er wurde vom König unter dem Namen Carl Johann adoptirt und mußte zur luther. Kirche übertreten. Schweden erklärte nun, Napoleons Forderungen nachgebend, am 17. Nov. an Großbritannien den Krieg. Als aber Napoleon vergebens 2000 schwed. Matrosen für seine Flotte zu Brest verlangt hatte, und Schweden das Continentalsystem nicht mit aller Strenge vollzog, ließ er schwed. Pommern besetzen, welches den Bruch mit Frankreich, die Verbindung mit Rußland 8. April 1812 und den Friedensschluß mit Großbri-

tanien zu Oerebro 12. Juli 1812 zur Folge hatte. Als der Krieg zwischen Frankreich und Rußland entstanden war, entschied auch Schweden sich gegen Frankreich; doch erforderte seine Politik, da Napoleon im russischen Reiche siegend vordrang, die größte Vorsicht, weßhalb die förmliche Kriegserklärung gegen Frankreich erst alsdann erfolgte, als die Franzosen bis auf deutschen Boden vertrieben und der Kronprinz in dem Hauptquartier des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen zu Trachenburg in Schlesien erschien (9. Juli 1813). Nun stellte sich Carl Johann an die Spitze des 25.000 Mann starken schwedischen Heeres, welches mit Auszeichnung bei Großbeeren und Dennewitz kämpfte und auch bei Leipzig viel zum Erfolge des 18. Oktobers beitrug. Hierauf wandte sich Carl Johann nach dem Mecklenburgischen, wo Marschall Davoust in Verbindung mit den Dänen hauste. Siegreich schritten die Schweden vorwärts, eroberten Lübeck und trennten die dän. Armee von der franz., welche sich nach Hamburg warf. Letzteres wurde blockirt, indeß das schwed. Hauptheer die Dänen im Holsteinischen schlug und in Jütland eindrang. König Friedrich IV. von Dänemark mußte nun am 14. Jan. 1814 zu Kiel Frieden schließen, worin Schweden zu dem Besitze des Königreichs Norwegen, als eines für sich bestehenden, freien, untheilbaren und unveräußerlichen Reichs gelangte, und dagegen seinen Antheil an Pommern und die Insel Rügen abtrat. Norwegen, hierüber unzufrieden, ernannte den bisherigen Statthalter, Prinz Christian Friedrich von Dänemark, zum Erbkönig. Aber nach einem 14tägigen Feldzuge ward der Prinz gezwungen, am 14. Aug. 1814 den Vertrag von Moß einzugehen, worauf Norweger den Sieger Carl Johann ebenfalls als Kronprinzen anerkannte. So gewann Schweden Ansehn, Macht und Sicherheit wieder. 1818, nach dem Tode Carls XIII., bestieg der Kronprinz unter dem Namen Carl XIV., den Thron. Dieser richtete besonders seine Thätigkeit auf die Flotte, das Heer und die Verbesserung des Zustandes der Finanzen. Die Spannungen mit Dänemark wegen Erfüllung des Kieler Friedens in Ansehung der von Schweden zu übernehmenden norweg. Staatsschuld wurden 1819 durch Rußlands Verwendung gehoben. Um den auswärtigen Handel zu sichern, schickte der König 1819 drei Schiffe mit Geschenken nach Algier, Tunis und Tripolis (auch 1827 geschah dieses). Einige Anstände mit Preußen wegen des an diese Macht 1815 abgetretenen Pommerns wurden 1825 gütlich ausgeglichen. Mit der thätigsten Sorgfalt für die Beförderung des Rechts und der Wohlfahrt verbindet Schwedens jetziger König eine kluge Festigkeit bei den Abstellungen von Mißbräuchen und eine weise Rücksicht auf die allgemeinen Verhältnisse der europ. Politik. Wohlgewappnet in die Zukunft schauend, unterwirft er sich die Gegenwart durch Weisheit, Kraft und Milde. Dadurch hat er die Masse der Nation, insbesondere das Heer, fest an das neue Herrscherhaus gekettet. In diesem Geiste, als König seiner Völker, hat er auch den Thronfolger erzogen und gebildet. Der Kronprinz Oskar, geb. 1790, lebt, fühlt und denkt als Schwede, mit Land, Volk und Staat durch gegenseitiges Einwirken immer vertrauter geworden. Daher führt er jetzt, seit 1823, mit Bewilligung der Stände, in der während der Abwesenheit des Königs anzuordnenden Regentschaft, mit zwei Stimmen ohne Verantwortlichkeit den Vorsitz. Zugleich ward dessen Stellung zum Auslande mehr gesichert. Die ausgezeichnete Aufnahme des Prinzen in Verona zur Zeit des Congresses, am 26. Okt. 1822, wo er Gegenbesuche von beiden Kaisern erhielt, schien die Behauptung wohlunterrichteter Männer zu bestätigen, daß seine Thronfolge durch eine besondere Akte von Rußland verbürgt sey. Bald nachher ward des Prinzen Vermählung mit Josephine Maximiliane, der Tochter Eugens Beauharnois, Herzogs v. Leuchtenberg, und dessen aus königlichem Hause stammender Ge-

mahlin, Auguste Amalie von Baiern, in München zum Schlusse gebracht und in Stockholm den 19. Juni 1823 vollzogen. Zu dieser Vermählung kam auch die Königin aus Frankreich nach Schweden und erhielt nun ihren eigenen Hofstaat; auch soll sie gekrönt werden. Der erste Prinz aus jener Ehe, Carl (geb. 3. Mai 1826), heißt Herzog von Schonen; der zweite Franz, (geb. 9. Juli 1827), Herzog von Upland. Für die ausgeschlossene Familie Wasa regten sich zwar in Schweden vor einigen Jahren noch einzelne sogenannte Umtriebe von Angeberei und Conspirationsmacherei; allein die Reichsstände gaben bei dieser Veranlassung im März 1823 dem König und dem Kronprinzen die bündigste Versicherung ihrer Treue. Mehr als dieß hat dem Könige seine Persönlichkeit und der verfassungsmäßige Gang seiner Regierung die Liebe und die Treue seiner Völker erhalten und gesichert. Er macht öfter Reisen durch das weite Doppelreich und hilft überall, wo Unterstützung nöthig ist, mit rascher That nach eigenem Beschluß und gewöhnlich aus seinen Privatmitteln. Bei dieser stets regsamen Thätigkeit für die innere Wohlfahrt seiner Unterthanen, und bei dem Bestreben, die Interessen beider Völker und Königreiche immer mehr zu vereinigen, nimmt er dennoch in Schweden keine Veränderung vor, ohne des Beifalls der Stände, die sich jedes sechste Jahr (zuletzt 1828—29) versammeln, und der Mehrheit der Nation gewiß zu seyn.

Schwedische Sprache und Literatur. Vor dem Mittelalter besaß Schweden so gut wie gar keine Literatur, und während desselben fanden die Wissenschaften nur eine schwache Pflege in Schweden. Ein Land, das von der Natur wenig begünstigt ist, gewährt seinen Bewohnern nicht die Muße und Sorgenlosigkeit, wodurch die Musen gereizt werden, ihre Heimath unter einem Volke zu wählen. Die geographische Lage schnitt die Schweden von einem genauen Verkehr mit den gebildetern Nationen ab. Die Vereinigung der 3 nordischen Reiche durch die calmarische Union, 1397, führte mehr Aufregungen ausgezeichneter Kräfte als Begünstigungen herbei, unter denen Bildung gedeihen kann. Weder an der zahlreichen, aber rohen Geistlichkeit, die bloß auf äußere Mittel ihrer Sicherstellung bedacht schien, noch an den Königen fanden Cultur und Humanität kräftige Beschirmer, noch konnten sie sich durch günstige Verhältnisse selbstständig entwickeln. Wenn einheimisch schwedische Saga oder Skaldengesang die düstere Vorzeit erheiterten und belebten, so sind sie unbemerkt verklungen; denn noch sind die Ausländer Saxo und Snorre als die einzigen Bewahrer der kärglichen Nachrichten bekannt, die über Schwedens ältesten Zeiten einige Auskunft uns geben. Erik Olafsen's schwedische Chronik, aus dem Ende des 15. Jahrh., in lat. Sprache, folgt zu sehr des Joh. Magnus (1488—1544) Reimchronik und Fabeln, um für diese früheste Periode Wichtigkeit zu haben, zumal in der Weise, wie sie bekanntgemacht worden ist; dafür hat die schwedische Geschichte in den alten Provinzial- und Landesgesetzen und im Kununga oh' Höfdinga Stirilse (der Könige und Häupter Regiment, einem Fürstenspiegel aus dem Ende des 14. Jahrh.) eine Sammlung von Urkunden, die dem Forscher von Werth sind. Erst mit der Reformation beginnt die Geschichte der schwed. Sprache nach häufiger vorliegenden Denkmälern; doch lassen die neuern eifrigen Forschungen noch häufige Lücken in ihrer frühern Entwickelungsgeschichte. Die Reformation, die Uebersetzung der Bibel (Altes Testament von Lor. Andreä, Stockh. 1526, Fol. und A. und N. Test. von Ol. und Lorenz Petri, Upsl. 1541, Fol.), die vielfältigen Handels- und staatsrechtlichen Verhältnisse mit Deutschland, selbst die Kriege und die Könige aus deutschen Geschlechtern, führten eine Begünstigung der Deutschen in der Bildung der schwedischen Sprache herbei, die an der Bibelübersetzung nach Luther und in den bald folgenden andern Uebertragungen einen schwachen Haltpunkt hatte. In der

Mitte des 17. Jahrh. und später wandte sich der Eifer der schwed. Gelehrten dem Altnordischen zu — man denke an Ihre, Rudbeck —, aber sie schrieben Lateinisch, und Christinens kurze Regierung legte den Grund zu einer Begünstigung des Ausländischen, meist Französischen, das in den später eintretenden unruhvollen Zeiten sich bei der Vernachlässigung der Umgangssprache vordrängend behauptete. Wichtig für die Geschichte der schwed. Sprache und Literatur ward die Zeit Louisens Eleonorens, der Schwester Friedrichs II., die den ererbten Sinn für gebildete Unterhaltung ihrem neuen Vaterlande zubrachte. Die von ihr 1753 begründete Akademie der Wissenschaften zog es vor, ihre Gesellschaftsschriften in schwed. Sprache bekanntzumachen, und verschaffte so der skandinavischen Rede die Beachtung der Gelehrten Europas. Diese Periode wird von Olaus Dalin bezeichnet, der, als Dichter wenig bedeutend, der Prosa eine Gewandtheit und einen schillernden Klang gab, der sich als etwas Unechtes und fremd Hinzugekommenes bald auswies. Gustav III, Dalin's Zögling, der in franz. Sprache mit größerer Leichtigkeit sich ausdrückte als in schwedischer, wollte durch die 1786 von ihm gestift. schwed. Akademie die Landessprache wieder zu ihrer Würde und Erhebung organisiren; aber die Formen, die er der Thätigkeit dieser gelehrten Gesellschaft vorschrieb, sein Beispiel selbst, das so wesentlich wirkte, und die zu sehr begünstigte Ausländerei in Sitte und Denkart, ließen voraussehen, daß die mehr scheinbaren als ernstgemeinten Anstalten ohne Erfolg seyn würden. Unverkennbar hatte die Sprache an Masse und Abgeschliffenheit während dieser Periode gewonnen; aber sie war auch mit so viel Fremdartigem überhäuft worden, daß es einer sehr durchgreifenden Erneuerung bedurfte, um sie zu ihrer würdigen Selbstständigkeit, zu ihrer angestammten Fülle und Kraft wieder zurückzuführen. Deßhalb weichen die neuern Werke über schwed. Sprache, z. B. Silverstolpe's (st. 1816) Versuch einer allgemeinen Sprachlehre (Stockh. 1814); Broocmann's Lärobok (Stockh. 1813), und namentlich Collners (er wurde später gemüthskrank) Försök i' svenska Sprökläran (Stockh. 1812) und desselben Lärobok i sv. Spr. (Stockh. 1815), von den im Sinne der schwed. Akademie abgefaßten (z. B. von v. Pfeiff) wesentlich ab. — Schwedische Poesie. Der Vater der schwedischen Dichtkunst ist Stjernhelm, welcher unter der Reg. der Königin Christine blühte. Unter seinen Poesien ist die Wahl des Herkules berühmt (s. Werke erschienen Stockholm 1819 vereinigt). Er fand zahlreiche Nachfolger. Wir nennen L. Johansson, ein guter Lyriker; S. Columbus, O. Weverinus, E. O. Lindemann, P. Langerlöf, Dalstjerna, der die italien. Stanze einführte, Freih. G. Rosenhann, der vortreffliche Sonette lieferte; Joh. Punius, ein talentvoller komischer Dichter, u. m. A. aus dem Zeitalter Carls XII. In der Mitte des 18. Jahrh. beginnt eine neue Epoche für die schwed. schöne Literatur; ein glückliches Genie gab ihr den ersten Stoß. Olof von Dalin besaß unstreitig ungewöhnliche Talente, wenn er gleich im eigentlichen Sinne kein Dichter war: die Neuheit seines Styls, den er sich selbst bildete, die Fülle des Witzes, die ihm zu Gebote stand, die anziehende Leichtigkeit, womit er oft durch eine neue Wendung, einen originellen Zug die alltäglichsten Dinge zu heben wußte, erwarben ihm den Beifall seiner Nation in einem ungewöhnlichen Grade. Zu gleicher Zeit trat unter Leitung der Dichterin Nordenflocht eine Gesellschaft zusammen, worin sich die besten Geister vereinigten. Unter Gustav III. hob sich die schwed. Poesie noch mehr. Als Fabeldichter haben sich einen Namen erworben: Dalin, Lidner und Gyllenborg; in der poetischen Erzählung der Graf von Creutz, in der Idylle Lidner; als Didaktiker Oxenstjerna, Gyllenborg, Thorild, Stenhammer, Silverstolpe, Sjöberg, Leopold ꝛc. In der Satyre ragen hervor Dalin, Gyllenborg, vor allen aber Kellgrén. Die poetische Epistel hat 3 vorzügliche Dichter beschäftigt. In Adlerbeths Dichtungen herrscht mehrentheils eine gesunde Reflexion über

moralische oder philosophische Wahrheiten. Oxenstjerna ist mehr scherzhaft und ironisch. Leopold nähert sich mehr der Voltaireschen Manier. — Die Ode ist durch die schwedische Akademie sehr ermuntert worden: doch fehlt allen Versuchen der schwedischen Literatur in diesem Fache der echt lyrische Flug, die innere Begeisterung, die einen Pindar oder Klopstock zu unmittelbaren Schöpfungen hinriß. Gyllenborgs Oden sind stark und edel; dieselben Vorzüge kommen auch den Arbeiten Kellgrén's, Adlerbeths, Oxenstjerna's und Leopolds zu. Casströms Ode über die Vorsehung ist nicht ohne Verdienst, und Sjöborgs Ode über Gustav Adolf hat schöne Einzelnheiten. Ein Meisterstück ist Stenhammars Ode über die Schlacht bei Swenskſund. Den ersten Platz behauptet unter den Lyrikern jedoch Francén. Die Heroide ist allein von Lidner bearbeitet. Im eigentlichen Liede zeichnete sich bereits Dalin aus; ihm zur Seite und mit ihm auf gleicher Stufe steht Elets, der sich ganz nach ihm gebildet hat. Die Lieder machen auch den wichtigsten Theil unter den Werken der Frau Nordenflycht aus. Unter den neuern Dichtern verdienen als eigentliche Lyrikern noch besonders Kellgrén und Francén namhaft gemacht zu werden: in Frau Wikströms erotischen Gesängen herrscht ein schönes Gefühl und eine lebendige Phantasie. Die erste Stelle unter den schwedischen Lyrikern nimmt aber unstreitig Bellmann ein. Die Ballade und Romanze ist bis auf einige unbedeutende Versuche von Fallgrén, Silverstolpe und Francén gar nicht behandelt: dem konventionellen Ton der schwedischen Poesie ist dieser Zwang auch insonderheit fremd. Das geistliche Lied ist nicht ohne Glück bearbeitet; Bellmann ist in seinen geistlichen Gesängen nicht so innig, als in seinen übrigen lyrischen Erzeugnissen. Matthias Stenhammar ist für seine geistlichen Lieder mit dem Preise der schwedischen Akademie belohnt worden. Auch Oedmanns Versuche verdienen Aufmerksamkeit. Die Cantate ist von mehreren der bis jetzt genannten Dichter gelegentlich behandelt: keiner zeichnet sich bedeutend aus; Oratorien hat Lidner geliefert. Das Epigramm hat bis jetzt keinen vorzüglichen Bearbeiter gefunden; der einzige, den wir ausnehmen möchten, ist Oxenstjerna, dessen Epigramme sich auch zugleich durch Neuheit des Inhalts auszeichnen. Noch weniger ist das poetische Gespräch behandelt. — Das erste und einzige Epos in schwedischer Sprache, das sich über das Gemeine erhebt, ist des Grafen Gyllenborg Zug über den Belt in zwölf Gesängen. Die romantische Epopöe ist gar nicht bearbeitet. Das komische Heldengedicht ist durch einen Dichter von großem komischem Talent, Rudbeck, auf eine originale Art und mit vielem Glück behandelt. Seine Borasiade in vier Gesängen besingt den heldenmüthigen Kampf, den die Bürger des Städtchens Boras unter Anführung ihres kecken Bürgermeisters Ebbom gegen die Haufen eines verwegenen Anführers, Hofmann, bestanden; ein anderes Gedicht, Neri, handelt von den Thaten eines Geizigen, dessen Namen es trägt. — Schon am Ende des 16. Jahrhunderts wurden Komödien aufgeführt, von deren Beschaffenheit man aber nichts Näheres weiß. Selbst unter der Königin Christina gab es noch kein eigentliches Schauspiel. Erst in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts (1740) erhielt Stockholm ein Theater: ein Mitglied dieser Bühne, Christ. Kürpel, übersetzte zum Behuf desselben verschiedene Tragödien, bis ihr endlich Dalin die ersten Originalwerke schenkte. Gustav d. Dritte war ein leidenschaftlicher Freund der dramatischen Kunst, und er beförderte sie mit einem Aufwande, der den Kräften seines Reichs in keiner Hinsicht angemessen war. Die berühmtesten Werke des französischen Theaters wurden auf schwedischen Boden verpflanzt, und es entstanden in der Hauptstadt mehrere Schaubühnen, und auch in den bedeutenden Provinzialstädten bildeten sich Theater. Unter den Uebersetzern, die für die schwedische Bühne beschäftigt gewesen sind, verdienen erwähnt

zu werden: J. D. Flintenberg, Joh. Murberg, Frau Lengrén, geb. Malmstedt, A. F. Listell, L. Lalin, G. Rothmann u. A. Das schwedische Trauerspiel ist ganz nach französischen Mustern gebildet: eigenthümliche Werke von tragischem Werthe besitzt die schwedische Literatur gar nicht; Gyllenborg (Birger Jarl, Sune Jarl) ist in der dramatischen Dichtkunst am schwächsten; Adlerbeth und selbst Leopold, dessen Odin für den Triumph der schwedischen Bühne gehalten wird, sind zu manierirt. Das Lustspiel hat ein Paar vorzügliche Bearbeiter gefunden, die aber mit Unrecht in Vergessenheit gerathen sind; Carl Fr. Hallmann ist auch Verfasser eines Lustspiels. Peykull hat in einem Stücke, die Ordensgrille, die Thorheit der heimlichen Orden nicht ohne Glück, nur etwas zu grell persiflirt. Der neueste und fruchtbarste Theaterdichter, Lindegren, arbeitet ganz in Kotzebue's Manier, und kömmt selbst seinem Muster nicht einmal gleich. Die große Oper ward insonderheit von Gustav III. ermuntert, und durch ihn wurden auch verschiedene Nationalopern veranlaßt. Die erste, Thetis und Peleus, ist nach seinem Plan von Wellander verfaßt, und ward mit enthusiastischem Beifall aufgenommen, einen so untergeordneten Werth das Stück auch besitzt. Lidners Oper Medea ist in einem großen und kühnen Styl, aber niemals aufgeführt worden. — Schwedische Prosa. Der prosaische Vortrag ward weit später ausgebildet, als der poetische. Ihre erste Ausbildung verdankt die schwedische Sprache der Reformation: die Urheber derselben, die Brüder Olov und Lorenz Petri, verfaßten und übersetzten viele kleine Schriften; und auch die Bibel ward aus Luthers Verdeutschung übertragen. Natürlich ward die schwedische Sprache nach dem Deutschen gebildet. Der Vortrag ist aber äußerst schleppend und weitschweifig: und selbst der energische Geist Gustav Adolfs konnte die Fesseln nicht zerbrechen, die seine Sprache ihm anlegt. Seit dem dreißigjähr. Kriege und seit der Regierung des pfälzischen Hauses war das Deutsche die Hof- und Lagersprache: und selbst die öffentlichen Verhandlungen und Korrespondenzen wurden zum Theil in derselben geführt. Zum wissenschaftlichen Gebrauch bediente man sich ausschließend der lateinischen Sprache: die ersten und berühmtesten Schriftsteller waren Ausländer. Erst seitdem die Akademie der Wissenschaften anfing, ihre Abhandlungen schwedisch herauszugeben, fingen die einheimischen Gelehrten an, sich zu ihren Darstellungen ihrer Muttersprache allgemeiner zu bedienen: die Kultur derselben lag ebenfalls in dem Wirkungskreis dieser ehrwürdigen Verbindung, aber sie konnte diesem Zwecke nur eine untergeordnete Aufmerksamkeit widmen. — Es sind in schwedischer Sprache sehr viele nützliche und lehrreiche Schriften vorhanden; doch hauptsächlich über Gegenstände der Naturwissenschaften und andere praktische Kenntnisse: vielseitig wird eine Sprache aber nur, wenn sie auch zur Darstellung abstrakter und transscendentaler Dinge angewandt wird. Der erste schwedische Philosoph, der auch in seiner Muttersprache schrieb, Andr. Rhydelius, war nicht im Stande, sich in derselben so klar und bestimmt, als im Lateinischen auszudrücken. Seitdem gewann der didaktische Vortrag sehr durch Dalin, und in neuern Zeiten hat die schwedische Literatur besonders mehrere Aufsätze von kleinerem Umfang erhalten, die sich auch von Seiten des Vortrags empfehlen. Dahin gehören die philosophischen Abhandlungen von Boethius, Rosenstein, Höyer, die philosophischen, moralischen und kritischen von Kellgrén, Leopold, Silverstolpe, Hjärra u. A. Thorild zeichnet sich durch eine ihm eigene Wärme, Lebhaftigkeit und Nachdruck aus. Ueber die Briefe s. d. Art. Brief. — Die öffentliche Beredsamkeit hat durch die Reichstage eine Gelegenheit, sich geltend zu machen: ob gleich die meisten Reden nach einer herkömmlichen Art abgefaßt sind. Gustav Adolf und Gustav d. Dritte besaßen die glänzendsten rednerischen Talente, und beide Könige bewiesen,

wie viel die Gewalt der Beredsamkeit vermag. Auch mehrere schwedische Staatsmänner zeichneten sich während der republikanischen Verfassung als Redner aus, ein Höpken, Tessin, Scheffer u. A. Die schwedische Akademie insonderheit setzte nach dem Muster der französischen jährlich auch einen Preis auf die beste Lobrede über irgend einen berühmten Mann aus. Nur wenige dieser Arbeiten erheben sich über das Mittelmäßige, wie z. B. die Versuche von Lehnberg und Sylverstolpe: besonders ist die Diktion des ersten klassisch, und es ist nur zu bedauern, daß ihn die Form der Elogien so sehr fesselt. Die Kanzelberedsamkeit hat sich freilich zuerst nach deutschen Mustern gebildet; selbst die berühmtesten und beliebtesten Sammlungen von geistlichen Reden, z. B. von Bälter, Bäld, Tolesson, Ekmannsson u. A., erinnern ganz an die deklamatorisch-biblische Manier, die vor Mosheim überall üblich war. Derselbe Geschmack herrscht in so vielen einzelnen Predigten, und nur wenige geistliche Redner, Lindblom, Lehnberg u. s. w. machen eine erfreuliche Ausnahme. — Die Geschichte ist nur in Hinsicht auf das Vaterland bearbeitet worden, und Schweden besitzt allerdings mehrere vortreffliche Geschichtforscher, aber kein einziger kann auf eine klassische Darstellung Anspruch machen; Dalin ist klar, aber ohne historische Kraft, und auch Botin, der ihn in der Ansicht übertrifft, ist in der Composition von keiner Bedeutung. Nur einige gelungene Uebersetzungen verdienen hier angeführt zu werden: Robertsons Geschichte Karls des Fünften von Schröderheim; Schillers Geschichte des 30jährigen Kriegs. — Auch die Biographie ist auf keine vorzügliche Art behandelt; die Geschichten Gustavs Wasa und Erichs d. Vierzehnten von Celsius sind nicht in dem Geiste geschrieben, den die Biographie erfordert. Dasselbe gilt auch von den Biographien Botins, Berchs u. A., die mehr historische Notizen, als vollendete Darstellungen enthalten. Nur einige Biographien von Gelehrten, z. B. Tengströms Leben des Terserus, Boethius Andenken an Rydelius u. a. machen eine Ausnahme. Zur Zeit, als die schwedische Literatur durch Dalin sich erhob, fand sich auch ein Schriftsteller, der sich im Fache des Romans versuchte. Es war J. H. Mörk, der moralisch-romantische Erzählungen lieferte, die sich durch eine gute, nur zu gesuchte Sprache auszeichnen. Mein Sohn auf der Galeere von Wallenberg ist ein Halbroman in Sterneſcher Manier, nicht ganz schlecht, aber auch ohne hervorstechendes Verdienst. Ein satyrischer Originalroman, dessen Idee aber auch nicht neu ist, erschien unter dem Titel: Geographische Beschreibung des großen Schelmenlandes; er ist in Hinsicht auf Anlage und Ausführung mehr als mittelmäßig. Einige kleine satyrisch-moralische Erzählungen hat Leopold geliefert, die nicht ohne Verdienst sind. Auch muß ein kleiner Roman, Zamaleski von Kexell, erwähnt werden. Der literärische Despotismus, den bisher die schwedische Akademie ausgeübt hatte, wurde durch eine wissenschaftliche Vereinigung junger Männer, der besonders die Schriften von A. W. und F. Schlegel die Richtung gaben, gebrochen. Hierzu trug Askelöf durch seinen Polyfem und Atterbom mit seinem Phospheros viel bei. Atterboms Ansichten ergriff mit gleicher Lebhaftigkeit Hammerskold, ein stets rüstiger und gewandter Schriftsteller, in seiner Zeitschrift: Lyceum, und selbst der von Geyer angeregte gothische Bund, 1811, trug zur Förderung ihrer Zwecke bei, wenn er auch selbstständig ihnen gegenüber zu stehen ursprünglich bezweckte. Mit Atterbom verbunden, dichtete Geyer im gleichen Sinne. Was seit diesen Anregungen von den jüngern Dichtern gesungen worden ist, wie von Esaias Tegnér, Bischof zu Wexiö, der im Tone des Volks, kühn und genial als Lyriker und zart in seinen Idyllen, seiner Begeisterung Worte gibt; Francéns lyrische Idyllen; Stagnelius, welcher zu früh (1823) starb (Liljor i Saaron); Dalgréns glückliche Nacheiferungen Bellmanns, besonders in seiner Mollbergs

Epistlar. Alles verräth die Einwirkung einer sich kräftiger fühlenden und das Würdige erstrebenden Zeit, und die Uebersetzungen selbst von Regner (st. 1819), sowie Palmblads Werke zeugen für die glücklichsten Fortschritte in der metrischen Technik. Für das Drama scheint Ling Hoffnung zu erregen, dessen fatalistisches Drama Agne glückliche lyrische Stellen hat, wenns auch des eigentlich dramatischen Lebens noch ermangelt. Auch Stagnelius sehr beachtenswerthe Dramen: Die Märtyrer, litten an einer vordrängenden Subjektivität, bei ärmlicher Handlung. Die zahlreiche Klasse der schwedischen Schriftstellerinnen beschränkt sich meistens auf Romane: eine, die vor allen den Rang verdient, Euphrosyne (Christ. Julie Nyberg), deren lyrische Gedichte voll inniger Zartheit, aus einem reinen, tieffühlenden Herzen hervorgegangen sind, schloß sich durch die dramatisirte Legende des Christophorus an die früher genannten Dichter an, und wies auch dadurch, wie weit sie über Dor. Dunkel, Eleon. Charl. Alsedyhll, emporragt. Für die Romanenliteratur wirkt aber noch jetzt Charlotte Berger, geb. Gräfin Cronhielm, deren ziemlich pathetische Produkte durch ihre fließende Sprache die französischen Vorbilder verrathen. Celsius von Botin, Lagerbring, hatten in ihren mehr oder weniger verdienstlichen Werken die Sprache vernachlässigt. J. H. Mörk gewann mit seinen Romanen Adelrik und Gothilda keinen Eingang, ob sie gleich, auf das alt Vaterländische zurückweisend, vor Allem Auszeichnung verdient hätten. In den Lobreden will man neuerdings tiefern Gehalt bemerkt haben; doch zeigt selbst Lundblads schwedischer Plutarch noch die Flitter der franz. Elogien. — Die Kanzelberedsamkeit ermangelt sehr ausgezeichneter Muster, da die gedruckten Predigten des Bischofs Lehnberg (gest. 1808), und seine Gedächtnißreden nicht die Probe bestanden; aber mit Schärfe und vorzüglichem Talent werden allgemein ansprechende Untersuchungen in den Zeitschriften verhandelt, die in Schweden einen so bedeutenden Einfluß üben. Der Tiefsinn von Boethius (st. 1810), der Kantische Grundsätze allgemeiner zu verbreiten suchte, fand ein Gegenstück in Th. Thorilds Schriften. Für größere Lesekreise berechnet, wirkten Kellgrén, Silverstolpe, Enberg und der freisinnige Ehrensvärd (st. 1800). Als das Werthvollste der neuern schwedischen Literatur haben sie die Anerkennung einer zweimaligen Auflage neuerdings erhalten.

Schwedenborg s. Swedenborg.

Schwefel ist ein einfacher, entzündlicher, zerreiblicher gelber, im Wasser unauflöslicher Körper, ohne Geruch, der in der Hand erwärmt, knistert und in der Hitze schmilzt. Er kommt vor in Ungarn, bei Lüneburg, in der Schweiz, in Südamerika u. a. a. O. Am häufigsten mit Eisen (in den Schwefelkiesen), mit Kupfer (in den Kupferkiesen), aus welchen er durch Destillation abgeschieden wird. Sublimirter Schwefel ist pulverig und wird Schwefelblumen genannt. Entzündeter Schwefel nimmt Sauerstoff auf und wird zu dampfförmiger Schwefelsäure, die, sobald sie Wasser einsaugt, flüssig erscheint. Wird sie aus Vitriol geschieden, heißt sie Vitriolöl. Ist sie mit Wasser verdünnt, Vitriolspiritus. Diese Schwefelsäure verbindet sich mit basischen Körpern zu schwefelsauern Salzen, mit Soda zum Glaubersalz, mit Kalk zum Gyps, die in der Natur häufig vorkommt, mit Baryt zum Schwerspath, mit den Metallen zu den Vitriollen. — Schwefelleber ist eine Verbindung von Schwefel mit Alkalien der Erde. Natürliche geschwefelte Metalle heißen: vererzte oder Kiese. — Schwefelbalsam ist eine Auflösung der Schwefels in Oel. — Schwefelkies, Eisenkies, Marcasitt: eine goldgelbe, glänzende, sehr häufig krystallisirt vorkommende natürliche Verbindung von Eisen und Schwefel. Man benutzt den Schwefelkies zur Darstellung des Schwefels, oder man bereitet auch Vitriol aus demselben. — Schwefelregen, s. Atmosphäre. — Schwefelwasserstoff erzeugt

sich bei jeder Auflösung der Schwefellebern in Wasser. Setzt man zu solchen Auflösungen eine Säure, so entweicht ein Theil des Schwefelwasserstoffs in Luftgestalt, welches Gas dann den Namen geschwefelte Wasserstoffluft führt, und weil es die Eigenschaften einer Säure zeigt, auch hydrothionsaures Gas genannt wird. Es löst sich in Wasser auf und bildet dann künstliches Schwefelwasser. — Natürliche Schwefelwässer finden sich häufig in Thüringen, zu Nenndorf, Wiesbaden, Aachen ꝛc., sie enthalten eine Menge jenes Schwefelwasserstoffes mit Kalk, Eisen, Magnesia ꝛc. verbunden. Die Atmosphäre zersetzt sie und schlägt aus ihnen einen Schwefelschlamm nieder, der ebenfalls noch Heilkräfte besitzt, sogar gegen verschiedene Uebel kräftiger wirkt, als das Wasser selbst.

Schweinichen (Hans von), ein schlesischer Ritter, geboren 1552 auf dem Schlosse Grädisberg; seine Erziehung wurde in der Jugend sehr vernachlässigt; ein Dorfschreiber lehrte ihn erst in seinem neunten Jahre kümmerlich lesen und schreiben; überdies mußte der Junker die Gänse hüten; da er aber einmal aus Muthwillen seine Herde der Gefahr zu verdürsten ausgesetzt hatte, bekam er erst tüchtige Prügel und dann das Amt, die Eier zusammenzusuchen. Im 10ten Jahre kam er an den Hof und hier lernte er mit dem Sohne des verschwenderischen Herzogs Friedrich Lateinisch lesen, nebst Litaneien und den Rosenkranz beten; auch bekam er etwas vom Catechismus weg. 1566 ging er auf das Gymnasium zu Goldberg, wo er in fünf Vierteljahren das nothdürftigste Latein lernte. 1567 wurde er waffenfähig erklärt und trat in die Dienste seines ehemaligen Schulkameraden, Heinrich XI., Herzogs von Liegnitz. Dieser war eben so verschwenderisch und leichsinnig, als sein fürstlicher Vater. Mit ihm schwärmte Schweinichen als Kammerjunker durch Polen, Nord- und Süddeutschland und hinterließ überall den großen Ruf eines tüchtigen Säufers. Der Herzog hatte nicht nur seine Güter mit Schulden bedeckt; sondern auch Schweinichen's Vater hatte für ihn gut gesagt und hierdurch seine Besitzungen mit Schulden belastet. Die beiden Schwärmer trieben es aber zuletzt zu arg und der Herzog ward festgenommen, und Schweinichen mußte zu Fuß nach der Heimath zurückwandern; wo er 1577 wieder ankam. Sein Vater war inzwischen gestorben und er übernahm die Verwaltung der verschuldeten Güter. Der Bruder Heinrichs, Friederich, der die Regierung übernommen hatte, war ihm nicht eben hold gesinnt; Schweinichen verlor daher sein Ansehen beim Hofe, bis der Herzog Heinrich auf kaiserlichen Befehl aus der Haft entlassen wurde. Er rief seinen alten Schwärmgefährten wieder zu sich und sie begannen ihr tolles Leben von Neuem. Endlich ward der wüste Herzog vom Kaiser nach Prag gefordert und in Haft genommen. Schweinichen verheirathete sich jetzt, und beschäftigte sich mit der Verwaltung und Cultur seiner Güter. Schweinichen war aber ein angenehmer Gesellschafter und Herzog Friederich wußte dies zu schätzen; er ward daher in Gnaden angenommen und als Marschall angestellt. Er starb 1616. Ueber sein Leben hat er ein Tagebuch geführt, das bis 1602 geht; es erschien unter dem Titel: Liebe, Lust und Leben der Deutschen im 16ten Jahrhundert, 1ster Theil 1820, 2ter Th. 1822, 3ter 1823. Büsching gab es heraus. Es enthält eine treue und lebendige Schilderung der Tugenden und Laster, der Sitten, Gebräuche und Lebensarten aller deutschen Stände der damaligen Zeit, und wird über dies durch die Erzählung der Abenteuer, die er mit Herzog Heinrich erlebte, zu einer angenehmen Unterhaltungs-Lektüre.

Schweiß, s. Ausdünstung.

Schweizer (Anton), geb. zu Coburg 1737, empfing den ersten Unterricht in der Composition von Kleinknecht in Baireuth, machte hierauf eine

Kunstreise nach Italien, ward dann Capellmeister zu Weimar und später in Gotha, wo er 1787 starb. Seine Composition: Elysium, ein musikalisches Drama (1774), Dorfgalla (1777), die Alceste von Wieland (177) und einige andere Werke, beweisen sein ausgebildetes musikalisches Talent.

Schweiz. Sie grenzt gegen N. und O. an Deutschland, gegen S. an an Italien, gegen W. an Frankreich, liegt 23° 24′ — 28° 10′ O. L. 46° 10′ — 47° 41′ N. Br. und hat einen Flächenraum von 874 Q. M. Die Schweiz ist das höchste Gebirgsland Europa's. Die Berge sind zum Theil in langen Reihen verknüpft und manche ungeheuer hoch. Die höchsten, zu denen der St. Gotthardsberg (s. d. Art.) im Canton Uri, und der Finsteraahorn im Canton Bern (13.432 pariser Fuß) gehören, findet man außer in jenen Cantonen auch im unterwaldischen und graubündtischen Gebiete. Vergl. Alpen und Jura. Diese Gebirge machen die Schönheit und den einzigen Reichthum der Schweiz aus. Am Fuß der höchsten Gebirge, in den Thälern, wird Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Weinbau getrieben, nach der Verschiedenheit der Lage und Beschaffenheit des Bodens. In der südlichen Schweiz und unter den günstigsten Umständen reift der Weinstock bis auf eine Höhe von 2432 Fuß über dem Meere; die Nußbäume bis auf 8640; Kirschbäume bis auf 4164. Kornfelder erreichen in einzelnen Fällen die Höhe von 4600 Fuß. Ueber die angebauten Thäler erheben sich nun die Waldungen an den Bergen, und zwar Laubholz, als Eichen, Buchen, Ahorn u. a. bis zu einer Höhe von 4800 Fuß; hier beginnt das Nadelholz; zuerst die Fichte, dann der Lerchenbaum und zuletzt noch der kriechende Krummholzbaum bis auf 6400 Fuß. Alles dieses gilt aber nur von einer sehr günstigen Lage; denn auf den nördlichen Abhängen hört aller Baumwachs schon bei 5500 Fuß Höhe auf. Weit über die Wälder hinaus bis an die Grenze des ewigen Schnee's erheben sich nun jene herrlichen, mit den seltensten und kräftigsten Pflanzen (die Alpenpflanzen haben allemal sehr haarige Blätter) bedeckten und reichlich gewässerten Weiden, hier Alpen genannt. Auf diesen werden in der ganzen Schweiz zahlreiche Viehherden, welche von den Hirten, Aelpler oder Sennen genannt, gehütet. Hier werden den kurzen Sommer über jene schönen weltberühmten Käse verfertigt, deren Güte sich stets nach der Höhe der Alp richtet, worauf sie gemacht werden; so daß die Käse der höchsten Alpen denen weit vorgezogen werden, welche, wenn gleich auf schönen Alpen, doch in geringerer Höhe oder gar in den Thälern verfertigt werden. Während des Sommers, welcher hier oft nur zwei bis drei Monate dauert, wohnt der Senn in hölzernen Hütten, Sennhütten genannt; jene in den höchsten Alpen werden von Steinen erbaut, ohne Holz. Auf den Alpen, wo man das Buttergewinnen, welches indeß selten dem Käsemachen vorgezogen wird, zur Hauptnutzung der Sommerweide der Kühe macht, hat jede Sennhütte einen mit einer Quelle durchströmten Milchkeller. Wo man käset, da hat die Sennhütte auch einen eigenen Käsespeicher. In den demokratischen Cantonen sind die meisten Alpen Gemeindeweide (Bauernberge), in den aristokratischen Privateigenthum. Glarus hat indeß gar keine Gemeinalpen, deßwegen war hier auch nach der großen französischen Verheerung der innern Cantone die Noth am größten. Es giebt Alpen, die Cantonalgut (Herrengräser) sind und, wie die Alpen der Kirchen, Spitäler, Einsiedeleien und Klöster, an die meistbietenden Sennen verpachtet werden. Viele Sennen weiden zwar ihr Vieh in der gemeinen Herde, haben aber doch ihre eigenen Sennhütten. Die höchsten, felsigsten und schroffsten Alpen heißen Schafalpen, auf denen nur Schafe und Ziegen weiden. Durch solche unterhält der Canton Graubündten 70.000 Ziegen und 100.000 Schafe. Hier kostet das käufliche Weidrecht einer Kuh (Kuhrecht) oft nur ein Louisd'or, in an-

dern Gegenden zwanzig Louisd'or. Das theuerste Kuhrecht hat Emmenthal im Canton Bern, wo man Käse vom Gewicht eines Centners verfertigt. Die Pacht einer Kuh steigt hier bis drei Schildlouisd'or für resp. 12 bis 20 Wochen. Seit ein Paar Jahren ist der Werth des schweizer Käses, in Folge erhöheten Einfuhrabgaben in Frankreich, und dadurch auch in Deutschland sehr gefallen. Das schwerste Rindvieh hat der Canton Freiburg. Die Zahl des jährlich ausgeführten Viehes, besonders nach Oberitalien, und der Milchprodukte nach Frankreich und Deutschland ist überaus groß. Die Schweine verzehren den Abfall des Butter- und Käsemachens; sie werden groß und fleischig, aber nicht fett, weil man durch Aufsiedung der Milchsyrte und der abgerahmten Milch und sogar der Buttermilch zu Zieger, die Nahrungstheile der Milchsyrte zu sehr ausgesogen hat. Aus der abgerahmten Milch oder Buttermilch und aus der Nachsiedung der schon einmal ausgekäseten Milchsyrte verfertigt man Zieger, der aus flockigen Theilen der Milchsyrte besteht. Davon lebt der Senner mit seiner Familie Sommers auf den Alpen größtentheils und nimmt noch davon vieles in Säcken im Herbst ins Thal hinab. Den aus der sauern Milch durch eine Siedung zu gewinnenden Milchzucker darf man nur in Gegenden benutzen, wo das Holz sehr geringen Werth hat. — Die Alpen bieten zu allen Jahreszeiten das prächtigste Schauspiel dar, besonders wenn bei Sonnen Auf- oder Untergang das ganze Land in Schatten liegt und nur diese höchsten einzelnen Schneekuppen von den Sonnenstrahlen vergoldet und bepurpurt in unbeschreiblicher Majestät einsam hervorragen und glühen: man nennt dies daher auch das Alpenglühen. (Ueber die Gletscher und Lavinen, (s. d. Art.) — Bei der Beschaffenheit des Landes kann das Klima nicht anders, als höchst verschieden seyn nach der besondern Höhe und Lage eines jeden Ortes. Während ewiger Winter und ein strenges Klima auf den höchsten Bergen und in den benachbarten Thälern herrscht, zeigt sich das entgegengesetzte Extrem in tiefen eingeschlossenen Thälern, wo oft im Sommer eine Hitze ist, wie sie kaum unter dem Aequator gefunden wird. Dennoch ist das Klima der Schweiz im Ganzen genommen gesund, und die Schweizer gehören auch jetzt noch zu den kräftigsten und schönsten Menschen. Nur in einigen wenigen Thälern, vorzüglich in Graubündten und Wallis, zeigen sich Spuren des Cretinismus. Die Alpen sind die unerschöpflichen Quellen unzähliger Bäche, welche von allen Theilen der Berge, im Winter spärlicher, im Frühjahr reicher hinabrieseln und sich in tausend Bächen, Flüssen und Seen sammeln. Unzählig sind die Wasserfälle, wo die Bäche, z. B. der Staubbach, von den höchsten, oft 1000 Fuß hohen Felsen hinabstürzen. Die zahlreichen Seen der Schweiz gehören nicht allein zu den lieblichsten, sondern auch zu den wohlthätigsten Erscheinungen. Die bedeutendsten sind: der Boden- und Genfersee, von welchen der letztere 9 Meilen lang, $2\frac{1}{2}$ M. breit, 950 Fuß tief ist und 16 Q. M. enthält. Ferner der 4 M. lange Luganersee; der 9 Stunden lange, 2 Stunden breite und 400 F. tiefe Neuenburger- oder Neufchatellersee, der durch die Broye mit dem Murtnersee, und durch die Ziel mit dem Bielersee zusammenhängt. Mehr im Innern des Landes sind: der 10 M. lange, $1\frac{1}{2}$ M. breite und 100 Klafter tiefe Zürichersee, der durch den Fluß Linth und die Mag mit dem Wallerstädtersee verbunden ist; der 9 Stunden lange, 4 bis 5 Stunden breite, 600 F. tiefe und von 2000 bis 10.000 F. hohen Bergen umgebene Vierwaldstädtersee; die beiden, durch die Aar mit einander verbundenen Thurner- und Brienzerseen und mehrere andere kleinere Seen. Von den Flüssen, unter denen der Rhein, die Aar, die Reuß oder Rüß, die Rhone und der Tessin die vorzüglichsten sind, sind die ersten beiden besonders merkwürdig: der Rhein nämlich durch seinen dreimaligen Rheinfall; die Reuß durch die im Canton Uri über diesen Strom

führende (Teufels-) Brücke. Merkwürdig ist noch die Linth (durch die Cantone Glarus, St. Gallen und Schwyz fließend, welche in den Züchersee sich stürzt, und deren Mündung durch die Menge Geschiebe, welche sie mit sich führt, gänzlich zu verstopfen drohte, wodurch die Anwohner in großen Gefahren standen, von den Fluthen einst verschlungen zu werden) durch die Unternehmung, den Fluß mittelst mehrerer Kanäle in den See zu leiten, worüber man den Art. Linth vergl. Der mit Alpenkalkstein ausgemauerte (Meliser-) Kanal von 11.300 F. kostete bis Ende 1253, 152.316 Gulden, die ganze Unternehmung 685.428 Gulden. Die Schifffahrt hat auch wirklich auf dieser wichtigen Handelsstraße, die von Zürich durch den Wallerstädtersee, durch das Rheinthal und von da sowohl über den Splügen- und Comersee, als über den Bernhardin und den Lago maggiore nach Oberitalien führt, äußerst gewonnen. Man fährt in 2 Stunden von Wesen in den Züchersee, wozu sonst ein Tag oder mehr gehörte, und man fährt höchst leicht, da man vorher mit Sandbänken die größte Plage hatte. — Die Gebirge der Schweiz sind in bergmännischer Hinsicht sehr arm: etwas Gold (aus dem Sand des Rheins, der Aar und Limmat gewaschen von Maiengeld und Chur an) und Silber (in Bleier); zur Nothdurft Eisen und Blei (letzteres in einem Nebenthale des Unter-Engadins in Bündten), aus Holzmangel wenig benutzt; häufig Schwefel, Vitriol, Steinkohlen, Schiefer, Lavezsteine, Thon, Porzellanerde, Marmor, Alabaster, Gyps, Mergel, Porphyr, Serpentin, Torf, Steinbrüche, Krystallengewölbe, Mineralbrunnen (besonders in den berühmten Bädern, Baden, Schinznach, Knutwyl, Gurnigel, Blumenstein, Interlaken ꝛc.), Salz (nur zu Aelen im Canton Waadt; 1817 sind in Wallis zwei Salzquellen entdeckt worden, deren eine aber bereits 1622 benutzt wurde; daher jährlich 300.000 Centner aus Frankreich eingeführt werden). Das Wild ist nicht sehr häufig; Bären und Wölfe gehören zu den Seltenheiten. Dafür besitzt die Schweiz aber einige Thierarten, welche ihr, so wie Tyrol und Savoyen, eigenthümlich sind: die Gemse (s. d. Art.), das bekannte Murmelthier, der Berghase und der Lämmergeier, der größte aller europäischen Raubvögel. Der Ackerbau, der nur in den Ebenen und Thälern gedeiht, nährt höchstens $^2/_3$ aller Bewohner, und viel Getreide muß jährlich aus den benachbarten Ländern eingeführt werden. Die westliche und nordwestliche Schweiz ist indeß fruchtbar genug, besonders gedeiht hier gutes Obst, Kastanien, Wallnüsse und Kirschen, aus welchen letzteren das bekannte baseler Kirschwasser bereitet wird. In der südwestlichen Schweiz und vorzüglich an den Ufern des Genfersees wächst ein sehr guter Wein; geringere Sorten bei Neufchatel und bei Zürich. Nur einige Gegenden der Schweiz leiden Mangel an Holz; die höheren Gebirge haben noch sehr bedeutende Waldungen, in welchen man an 200 Holzarten zählt. Der Hauptbeschäftigung, der Viehzucht, haben wir schon gedacht. — Der Einwohner sind über 1.800.000 in 103 Städten, 105 Marktflecken und 7400 Dörfern. Sie sprechen in dem weit größern östlichen und nördlichen Theil deutsch in 20 Dialekten, in S. W. französisch, jenseits der Hochalpen und in einem Theil von Graubündten italienisch; in einem Theile des letzteren wird neben dem Deutschen auch schon von alten Zeiten her zugleich das Romanische und Churwälsche, nebst einem Dialekte, Ladinisch genannt, gesprochen. Die Schweizer sind durch ihre Freiheits- und Vaterlandsliebe und durch ihre Tapferkeit bekannt; aber die alte Mäßigkeit und Einfachheit zieht sich in die Gebirge zurück: denn die ausländischen Dienste und der ewige Verkehr mit den aus allen Gegenden Europa's zuströmenden Fremden, haben sowohl der Reinheit ihrer Sitten, als ihrer Gastfreiheit und Uneigennützigkeit sehr geschadet. Eine den Schweizern eigene Krankheit, die sie in der Ferne von ihrem Vaterlande befällt, ist

das Heimweh (s. d. Art.). Der Religion nach gibt es 1.070.000 Evangelisch-Reformirte und 714,000 Katholiken, welche beide gleiche Rechte genießen. Die Katholiken stehen unter den Bischöfen von Chur-St. Gallen, Sitten, Freiburg, Basel, Genf, Como und Mailand; auch hat ein päpstlicher Nuntius seinen Sitz in Luzern; die Klöster werden nicht nur erhalten, sondern auch die während der Revolution eingegangenen, selbst in den reformirten und gemischten Cantonen wieder hergestellt. Die Reformirten haben ihre Dekanate, Capitel und Convente. In Langnau und Endingen sind 112 Judenfamilien und zwei Synagogen. Unter den Unterrichts- und Bildungsanstalten zeichnen sich aus: die Universität Basel, die Akademien zu Bern und Zürich, die Gymnasien zu St. Gallen, Schafhausen, Solothurn, Luzern, Lausanne, Genf ꝛc., das Pestalozzische Institut zu Yverdun, Fellenbergs landwirthschaftliche Erziehungsanstalt zu Hofwyl. In den vorzüglichsten Städten befinden sich wissenschaftliche Sammlungen, Bibliotheken, Kunst- und Naturalienkabinette. Durch Thätigkeit sind mehrere gelehrte Vereine berühmt, besonders die naturhistorischen. Die Literatur der Schweizer ist ein Zweig der Deutschen; die der Genfer, des Waadtlandes und Neufchatels ein Zweig der Französischen. — Die Industrie der Schweizer ist nicht unbedeutend und die Fabriken derselben sind wichtig, besonders im nördlichen und westlichen Theile. Die Baumwollen- und Seidenfabriken beschäftigen viele Menschen, und liefern Waaren von vorzüglicher Güte; die Leinwandfabriken (besonders in den Cantonen Thurgau, St. Gallen und Appenzell, welche alle Arten von feiner und gemeiner Leinwand und Tafelzeug nach den geschmackvollsten Mustern liefern) sind sehr bekannt. Ferner gibt es Fabriken in Wolle (welche jedoch meistens grobe Tücher fabriziren), in Papier, Spitzen, Uhren, Gold- und Silberwaaren. Der Handel mit diesen Fabrikaten, so wie mit Käse, Butter, Rindvieh und andern Naturprodukten, ist sehr lebhaft, besonders nach Deutschland, Italien und Frankreich. Auch ist der Transito- und Speditionshandel bedeutend. Die wichtigsten Handelsplätze sind: Genf, Zürich, Schafhausen, Basel, Bern, St. Gallen, Chur u. a. — Die ältesten Einwohner der Schweiz oder Helvetiens werden von den Alten zu dem großen Völkerstamme der Celten gerechnet und waren mit den Galliern verwandt. Viele Jahrh. mögen sie in ihren Bergen unbekannt gewohnt haben (undurchdringliches Dunkel deckt ihre frühere Geschichte), als um die Zeit des Jul. Cäsar das ganze Volk, gereizt von der Begier, Wohnsitze in dem mildern Gallien zu erwerben, welches sie durch die früheren Züge der Cimbern und Teutonen (s. d. Art.), woran viele von ihnen Theil genommen, kennen gelernt hatten, den einmüthigen Beschluß faßte, ihr Land zu verlassen, ihre Städte und Dörfer niederzubrennen und nach Gallien auszuwandern. Er ward ausgeführt; bald aber stießen sie auf die Römer, welche eben damals unter J. Cäsar Gallien unterjochten, und von diesem Feldherrn überwunden, mußten die Uebriggebliebenen in ihr verheertes Vaterland zurückkehren. Seitdem verbreitete sich die römische Herrschaft auch über Helvetien; es entstanden viele bedeutende Städte, wovon einige noch vorhanden, andere, Aventicum, in der Gegend von Wistisburg; Augusta Rauracorum, in der Nähe von Basel; Vindonissa, wo jetzt das Dorf Windisch an der Reuß, unweit Bruck und Baden u. a. untergegangen sind. Das Land blühte im Frieden, aber Freiheit und Tapferkeit hatten der röm. Bildung weichen müssen. Leicht ward es daher den benachbarten germ. Völkern, Helvetien schon im 3. Jahrh. zu beunruhigen und viele Städte zu zerstören; bis endlich auch hier die immer zahlreicher andringenden Germanen dieses Land den Römern gänzlich entrissen. Um diese Zeit hatte sich schon das Christenthum von Italien aus in Helvetien verbreitet, und christliche Kirchen standen zu

Genf, Chur u. a. a. O. Alemannen im nördlichen, Burgundier im südwestlichen, Ostgothen im östlichen Theile bemächtigten sich (440) dieser Provinz, und was ihrer Wuth entgangen seyn mochte, das zerstörten vollends 450 die Hunnen unter Attila. Als im 6. Jahrh. die Franken mächtig wurden und Burgundier und Alemannen sich unterwarfen, kam auch Helvetien unter fränkische Herrschaft. Wie in allen Ländern, wo germanische Völker herrschten, entstanden auch hier eine Unzahl kleiner Herrscher durch das Lehnssystem untereinander und mit dem Fürsten verbunden, welche aber, als Carls des Großen kraftvolle Hand nicht mehr den ungeheuern fränkischen Staat zusammenhielt, unter seinen schwachen Nachfolgern immer mehr zum Besitz einer wahren Unabhängigkeit gelangten und durch ewige Fehden unter einander das Aufkommen friedlicher bürgerlicher Ordnung und aller Bildung verhinderten. Der Schwächere, um einigen Schutz zu finden, welche die entfernten deutschen Kaiser nicht zu gewähren vermochten, unterwarfen sich dem mächtigen Nachbar; so gelangten nach und nach einige mächtige Häuser, als Savoyen, Zähringen, Kyburg und zuletzt Habsburg, eben so viele Klöster und Abteien, zu sehr ausgedehnten Besitzungen, deren Bewohner ihnen zum Theil leibeigen waren. Stärkere, wie schon damals einige Städte, als Zürich und Basel, und die durch unzugängliche Gebirge mehr geschützten Bewohner der sogenannten Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, suchten sich selbst zu schützen und hatten schon in den ältesten Zeiten Eidgenossenschaften zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit geschlossen. Sie erkannten nur den deutschen Kaiser als ihren Oberherrn; die Städte wurden als reichsfrei betrachtet, und beide, die Städte und jene Thalbewohner, erhielten vom deutschen Reiche Vögte, meist Edle aus ihrer Mitte, oder von Geschlechtern, die ihnen von Alters her freundlich gewesen, um in peinlichen Fällen in das Land zu kommen und Gericht zu halten. Von jenen mächtigen Häusern zeigten sich die Zähringer als die wohlthätigsten: einer von ihnen, Berchtold der Fünfte, stiftete ums Jahr 1173 die Stadt Bern und begabte sie mit bedeutenden Freiheiten, so daß, als die Zähringer 1218 ausgestorben, wo Alemannien wieder dem Kaiser anheim fiel, Bern schon als freie Reichsstadt anerkannt wurde. Nachdem Kyburg 1264 ausgestorben, kam der größte Theil der Güter an das Haus Habsburg, welches durch den großen Rudolph von Habsburg zur Kaiserwürde gelangte, wodurch der erste Grund zur jetzigen Größe des Hauses Oestreich gelegt ward. Schon Rudolph, dessen Besitzungen die Waldstädte beinahe von allen Seiten umgaben, hätte diese gern beredet, den Schutz des Reiches gegen den seinigen zu vertauschen, doch ließ er sie bei ihrer Weigerung in Frieden. Sein Sohn Albrecht, nachmals ebenfalls Kaiser, dachte nicht so billig; er hoffte durch Gewalt die Waldstädte zu nöthigen, sich in den Schutz des östreichischen Hauses zu begeben. Die Bestätigung ihrer uralten Freiheit, welche alle Kaiser ihnen gegeben, versagte er ihnen und gab ihnen Hermann Geßler (s. d. Art.) u. A. zu Vögten: Männer, deren stolzer Uebermuth, Habsucht und unbillige Härte das Land zum Aufruhr reizen mußten. Werner Stauffacher, ein reicher Landmann in Schwyz; Walther Fürst von Attinghausen, aus einem geehrten Geschlechte in Uri, und Erni von der Halden, aus dem Melchthal in Unterwalden: diese drei, nachdem sie oft die Noth des Vaterlandes auf dem abgelegnen Rütli besprochen, brachten in der Nacht am 7. Nov. 1307 jeder 10 vertraute Männer seines Landes mit, und beschwuren hier, die Rechte des Reichs und des Hauses Oestreich zwar nicht zu schmälern, aber auch ihre Freiheit muthig zu behaupten. (Vergl. d. Art. Eidgenossenschaft.) In der Zwischenzeit bis zur bestimmten Ausführung ihres Plans ward der Landvogt Geßler von Wilhelm Tell (s. d. Art.) in der hohlen Gasse bei Küßnacht erschossen. Der

1. Januar 1308 brach an, und an diesem Tage fielen durch List und Gewalt die Burgen der Landvögte, sie selbst wurden ungekränkt gegen einen Eid, das Land nicht wieder zu betreten, entlassen; nicht ein Tropfen Blut ward vergossen. Rache dürstend kam der Kaiser Albrecht nach der Schweiz, ward aber von seinem eigenen Neffen, Johann, beim Uebergange über die Reuß ermordet. Sein Nachfolger, Heinrich der Siebente, aus dem Hause Luxemburg, fand nichts an den Eidgenossen zu strafen und bestätigte sie in ihren alten Freiheiten. Albrechts Sohn hingegen, der Herzog Leopold von Oestreich, dachte den Ungehorsam der Eidgenossen zu züchtigen; aber er ward bei Morgarten (vergl. d. Art.) gänzlich geschlagen. Gleich darauf erneuerten die drei Waldstädte ihren Bund. Andere und wichtigere Händel nöthigten den Herzog zum Frieden, und der Kaiser Ludwig von Baiern bestätigte die Freiheiten der Eidgenossen. Bald auch, 1332, trat Luzern in den Bund. Auch Bern, welches im Genuß der Freiheit, durch Tapferkeit, Fleiß und Handel blühte, reizte den Neid des benachbarten Adels. Viele Einzelne hatten schon den Muth und die Macht der Berner erfahren. Ein Bund des ganzen Adels im westlichen Theile der Schweiz sollte die verhaßte Stadt vertilgen, aber der Sieg, welchen sie 1339, unter Anführung R. von Erlach (s. d. Art.) bei Laupen erfocht, rettete ihre Freiheit und begründete ihre Größe. Bern ward ein Mitglied der Eidgenossenschaft, so wie bis 1353 auch Zürich, Glarus und Zug, so daß nun der Bund aus 8, den sogenannten alten Orten, bestand. Dieser schnelle Zuwachs ward von dem ganzen Adel der umliegenden Gegend mit Neid betrachtet; auch Oestreich konnte noch nicht den alten Trotz und den Sieg der Eidgenossen vergessen. Herzog Leopold, ein sonst gerechter und milder Fürst, zog bei Baden im Aargau ein großes Heer zusammen, in welchem der Adel aus dem ganzen Thurgau, Aargau, Elsaß und den benachbarten Ländern glänzte; aber bei Sempach ward er am 9. Juli 1386 von dem kleinen Heere der Eidgenossen durch Winkelrieds (s. d. Art.) heroische Selbstaufopferung gänzlich geschlagen. Tausende der edelsten Geschlechter und Leopold mochten die Niederlage nicht überleben; er fand den Heldentod an ihrer Seite. Eben so siegreich ward bald nachher, 1389, die Freiheit von den Glarnern, selbst ohne Hülfe der übrigen Eidgenossen, bei Näfels gegen Oestreich behauptet. Diese Siege verschafften zwar den Eidgenossen Achtung und Sicherheit gegen äußere Feinde, Vergrößerung ihrer Gebiete (auch Rhätien trat 1424 in Bündnisse zusammen und schloß sich an die Eidgenossen als zugewandter Ort); aber die Eintracht ward immer schwerer zu erhalten, und als Zürich vollends sich an Oestreich anschloß, um sich nach der Seite vom Thurgau zu vergrößern, da brach der Krieg aller Eidgenossen gegen diese Stadt aus. Kaiser Friedrich der Dritte aus dem Hause Oestreich, unvermögend die Züricher zu schützen, wandte sich an Carl den Siebenten v. Frankreich, um von dort Hülfe zu erlangen. Sehr bereitwillig schickte der König seinen Sohn, den nachmaligen Ludwig den Elften, mit 40.000 Mann, an welche sich aus altem Haß gegen die Eidgenossen viel Adel aus dem Elsaß und Schwaben anschloß. Die Eidgenossen, welche Zürich belagerten, schickten ihnen nur ein kleines Häuflein entgegen; aber dieses erfocht in der Thermopylenschlacht zu St. Jakob bei Basel (26. Aug. 1444) einen glänzenden Sieg, und der Dauphin schloß Frieden. Der Krieg der Eidgenossen gegen Zürich ward noch einige Jahre fortgesetzt, bis das Gefühl gegenseitiger Thorheit und Unrechts beide Theile 1450 zu einem billigen Frieden vermochte, welcher keine bedeutende Veränderung im Länderbesitz hervorbrachte: Zürich entsagte dem Bündnisse mit Oestreich. Größere Gefahr drohte bald darauf der gesammten Eidgenossenschaft in ihren Kriegen mit Carl dem Kühnen, (s. d. Art.), Herzog von Burgund, und nur die wiederhergestellte Eintracht

und das wieder neu erwachte Gefühl der uralten Bünde vermochte sie siegreich zu bestehen. Als jener ruhmdürstige und mächtige Fürst Lothringen erobert, suchte der vertriebene Herzog René Hülfe bei den Schweizern. Carl zog von der Franche Comté ins Waadtland vor Granson, in welcher 800 Schweizer lagen; diese mußten sich auf Gnade dem stärkern Carl ergeben, der, erbittert durch den Trotz der Schweizer, welche viele seiner Feinde beschädigt, die Besatzung theils an Bäume hängen, theils im See ersäufen ließ. Am 3. März 1476 griff das kaum ein Drittheil so starke Heer der Eidgenossen, von Muth und Rache entflammt, das burgundische Heer an und trieb es gänzlich in die Flucht, worüber man d. Art. Granson vergl. Nicht niedergebeugt, aber wüthend, bot Carl Alles auf, den Kampf zu erneuern; und wenige Wochen nach seiner Niederlage erschien er mit einem mächtigern Heere. Bei Murten traf er auf die wieder gesammelten Eidgenossen, und ward aufs Haupt geschlagen. (Vergl. Murten.) René, Herzog von Lothringen, eilte nun sogleich mit Hülfe der Schweizer sein Land wieder zu erobern, welches ihm auch vollkommen gelang, so daß selbst Nancy wieder in seine Gewalt fiel. Auch Carl betrieb neue Rüstungen, um noch im Winter Lothringen wieder zu erobern. Er griff hierauf, am 5. oder 6. Jan. 1477 mit großem Ungestüm seine Feinde an, verlor aber die Schlacht und fand den Tod von unbekannter Hand. So glänzende Siege machten den Namen der Eidgenossen in ganz Europa berühmt, und Ludwig beeiferte sich nicht allein ihre Freundschaft zu bewahren, sondern auch Truppen von ihnen in Sold zu erhalten. Seitdem aber fingen auch die Vorsteher der Städte an, von verschiedenen Fürsten Geschenke und Pensionen anzunehmen, und die kriegslustige Jugend, durch Sieg und Beute gelockt, lief häufig auch ohne Bewilligung der Obrigkeit in fremde Kriege: dies nannte man das Reißlaufen oder Reiselaufen, wozu die vielen kleinen Fehden in Italien immerdar Gelegenheit boten. Die Eidgenossen selbst wurden Eroberer. Sie entrissen Oestreich den Thurgau (1460). Der Canton Appenzell kämpfte eine Reihe von Jahren hindurch seit 1400 mit dem Abte des Benediktinerklosters St. Gallen. Um die Grafschaft Toggenburg bekriegten sich (1436 bis 1450) Zürich, Schwyz und Glarus, bis Bern den schiedsrichterlichen Ausspruch that. Schwyz behielt Recht, und die ganze Eidgenossenschaft erhielt seitdem im Auslande den Namen des Schweizerbundes. Freiburg und Solothurn, welche alle Kriege der Eidgenossen als treue Verbündete mitgefochten, wurden deßhalb 1481 in den Bund aufgenommen; Basel und Schafhausen; erst 1501 und zuletzt Appenzell 1513, wodurch die Zahl der 13 Cantone, wie sie bis auf die neuere Zeit bestanden, vollständig wurde. — Der burgundische Krieg ist wie der Gipfel des kriegerischen Ruhms der Schweizer, so auch der letzte bedeutende, welchen sie für ihre Unabhängigkeit führten. Denn der sogenannte Schwabenkrieg, welchen sie gegen Kaiser Maximilian den Ersten führten, der sie den deutschen Reichsgerichten unterwerfen wollte, endigte nach einigen Siegen der Schweizer zwar immer mit Ruhm, aber nur immer als Söldlinge, oder Bundesgenossen anderer Mächte. In den auswärtigen und Bürgerkriegen verwilderten inde Land und Volk. Dagegen eroberten die Schweizer in dem mailändischen Kriege 1512 das Veltlin und Cläven; auch erwarben sie von Mailand die italienischen Landvogteien (jetzt der Canton Tessin). Noch einmal kämpften sie gegen Frankreich, mit welchem sie wegen Soldeserhöhung zerfallen waren, in der ungeheuern Schlacht von Marignano bei Mailand gegen Franz den Ersten (s. d. Art.), worin sie zwar nach ungeheuerm Verlust, durch die Uebermacht besiegt wurden, aber ihren alten Ruf so sehr bewährten, daß der König eilte, 1516 einen ewigen Frieden mit ihnen zu schließen, welchem 1521 ein Bundesvertrag folgte, nach welchem Frankreich bis auf die Revo-

lution mehrere Schweizerregimenter in seine Dienste nahm. (Von Ludwig dem Neunten an bis zu Ludwig dem Fünfz. gaben die Schweizer in franz. Krirgsdienst 1.110.798 Mann und dafür zahlte Frankreich 1146.868.623 Franken.) — Auch für die Schweiz brach jetzt die Zeit der Reformation herein. Man vergleiche über diese große Begebenheit d. A. Reformirte Kirche, wo auch die politische Geschichte des Landes, der Religionskriege ꝛc. dargestellt worden ist. Der Streit über die neue Lehre endigte damit, daß einige Cantone ihr ganz zugethan blieben, andere, als Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg, Solothurn und Wallis bei der katholischen Lehre ausschließlich blieben, in den übrigen aber beide Parteien neben einander bestanden. Von dieser Zeit an bis auf die neueste hat kein bedeutendes politisches Ereigniß die Schweiz erschüttert; sie blieb ohne Theilnahme an den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges und erhielt im westphäl. Frieden 1643 ihre völlige Lossprechung vom deutschen Reiche. Der franz. Einfluß blieb seitdem immer überwiegend in der Schweiz, doch verhinderte sie dies nicht, die unter Ludwig d. Vierz. der Religion wegen Verfolgten gastfrei und freundlich aufzunehmen. Auch im spanischen Erbfolgekriege (1701 — 14) und in allen folgenden behauptete die Schweiz ihre unangefochtene Neutralität. In diesem langen Frieden blühten Ackerbau, Gewerbe, Handel, Künste und Wissenschaften herrlich empor, und besonders im 18. Jahrh. kann sich die Schweiz mehrerer ausgezeichneter Männer rühmen. Die Familie Bernouilli in Basel hat mehrere bedeutende Mathematiker hervorgebracht; die Naturforscher Bonnet und Dulce und J. J. Rousseau gehören zu den Zierden Genfs. Unter den Schweizern, welche der deutschen Literatur angehören, verdienen vor allen genannt zu werden: der Naturforscher und Dichter Albr. v. Haller, gewöhnlich der Große genannt; ferner Bodmer und Breitinger; der bekannte, freilich sehr über Verdienst geschätzte Dichter S. Geßner, als Landschaftsmaler und Kupferstecher wohl bedeutender, denn als Dichter; der geistvolle, am meisten durch seine physiognomischen Fragmente bekannte C. Lavater in Zürich; der unsterbliche Geschichtschreiber der Schweiz, J. Müller; endlich der zu Yverdun für die Jugend unermüdet bis an seinen Tod (1826) wirkende geistvolle Pestalozzi. — Dieser Zustand des äußern Friedens und des steigenden Wohlstandes im Innern erhielt sich bei sehr unbedeutenden innern Zwistigkeiten bis auf die Zeit der franz. Revolution. Auch die Schweiz sollte davon ergriffen und erschüttert werden. Schon seit lange hatte eine heimliche Unzufriedenheit in den meisten Theilen der Schweiz gegährt; in den größern aristokratischen Cantonen klagte man über die ausschließlichen Vorrechte weniger Familien; in den eroberten und gemeinsam regierten Ländern, als den italienischen Landvoigteien, dem Thurgau u. s. w. wurde über die Bedrückung der Vögte geklagt. Diese Keime der Unruhen, eine Zeit lang durch Gewalt zurückgehaltene, entwickelten sich bei dem Ausbruche der franz. Revolution; und so standhaft die Schweizer übrigens während der Kriege zwischen den Franzosen und ihren Feinden ihre Neutralität gegen beide Parteien behauptet hatten, so wurden sie doch nach und nach durch die Arglist der Franzosen, welche die ausgebrochenen Unruhen im Waadtland geschickt zu benutzen wußten, und mit Gewalt Theile der Schweiz mit ihrer und der cisalpinischen Republik vereint hatten, ihrer Verfassung beraubt. Während nun in Bern die eine Partei Krieg, die andere Friede mit Frankreich beschloß, drangen die franz. Generale Brune, Schauenburg und Menard rasch vorwärts; Freiburg und Solothurn fielen, indeß die Schweizer fast überall ihres alten Ruhmes würdig kämpften. Aber die Neuerer hatten im Rath Uneinigkeit, im kleinen eidgenossischen Heere den Wahn eines sehr wahrscheinlichen Verraths reichlich ausgesäet, und der Oberbefehlshaber Erlach (s. d. Art.) wurde

von den Seinigen ermordet. Basel gab das erste Beispiel einer gänzlichen Umwandlung nach franz. Vorbilde; die Schweiz ward in Eine und untheilbare helvetische Republik verwandelt, an deren Spitze ein Vollziehungsdirektorium aus 5 Personen die Regierung besorgte. Die gesetzgebende Gewalt war zwischen einem Senate und einem großen Rathe, für welche jeder der 19 Cantone 12 Mitglieder wählte, vertheilt, die ihren Sitz in Aarau hatten (12. April 1798). Nur in den Urcantonen war man sehr entrüstet ob dem gewaltigen neuen Regiment, und widersetzte sich der neuen Constitution; Schauenburg rückte nun mit Waffengewalt gegen die kleinen Cantone vor; diese stritten, vorzüglich die Schwyzer unter A. Reding (s. d. Art.), auf dem wahrhaft klassischen Boden der Freiheit würdig ihrer Altvordern; indeß fehlte es ihnen an strenger Einheit, und sie mußten endlich die neue Verfassung annehmen. Das Schutz- und Trutzbündniß mit der Mutterrepublik (am 19. Aug. 1798 geschlossen) bürdete der Schweiz unerschwingliche Lasten auf. Die Betrogenen, die Optimisten, weinten im Stillen; die Berg- und Waldcantone erhoben ihr Haupt zu frühe, und nach der Niederlage bei Stanz (9. Sept. 1798) wurden sie zur Annahme der neuen Freiheit gezwungen. Aber die neuen Behörden machten sich bald verächtlich, und die um diese Zeit zunehmende Spannung zwischen Frankreich und Oestreich ließen die Schweiz mit den verschiedensten Erwartungen dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten entgegen sehen, über deren Resultat man den Art. Reding nachsehe. Das Jahr 1799 brachte furchtbare Verheerungen über das Land, indem Oestreicher und Russen, meist von den Einwohnern unterstützt, sich hartnäckig mit den Franzosen schlugen, welche indeß durch den Sieg Massena's bei Zürich die Oberhand behielten. Die allgemeine Tagsatzung, welche sich am 7. Sept. 1801 zu Bern versammelte, fand indeß so viele Widersprüche, daß sie selbst von einem großen Theil der Abgeordneten verlassen wurde und sich am 28. Okt. auflöste. Die Centralregierung zu stürzen, traten Unterwalden, Schwyz, Zürich, Glarus, Appenzell und Graubündten zusammen, erheben den A. Reding zum Landammann, und notifizirten dem franz. ersten Consul Buonaparte und der helvetischen Regierung 16. Aug. 1802, daß sie des innern Zwiespalts müde, sich eine eigene Constitution geben wollten. Am 28. Aug. geschahen unweit Luzern die ersten Feindseligkeiten der alten Schwyzer gegen die helvet. Schaaren, deren höchst unzeitiger Einfall, Zürich zu beschießen, den Ausbruch einer allgemeinen Insurrektion entschied. Am 17. Sept. ward Solothurn, am 13. Bern selbst wieder schweizerisch, das Direktorium und die Einheitsmänner flohen nach Lausanne. A. Reding eröffnete nun am 27. September zu Schwyz eine gemein-eidgenössische Tagsatzung, die nach der Capitulation von Freiburg (9. Okt.) als allgemeine Bundesbehörde anerkannt wurde. Aber jetzt trat der erste Consul als Gebieter auf, setzte das Direktorium wieder ein, und berief eine schweizerische Consulta nach Paris, indeß Ney mit 12.000 franz. Truppen in das Land einrückte, und die schweizer Tagsatzung auseinander gehen mußte, deren Haupt, Reding, nebst Hirzel verhaftet wurden. Nun sandten beide Parteien Abgeordnete der 19 Cantone nach Paris, deren Buonaparte, nach einigen Conferenzen, am 19. Febr. 1803 die Mediationsakte übergab. Die Schweiz wurde ein Bundesstaat von 19 Cantonen, jeder mit seiner eigenen modifizirten Verfassung: 6 demokratische; die Urcantone Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Appenzell, Glarus; 13 aristokratische: Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Graubündten, Luzern, St. Gallen, Schafhausen, Solothurn, Tessin, Thurgau,, Waadt, Zürich. Die Tagsatzung ward jährlich abwechselnd zu Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern versammelt: der Landamman des jedesmal dirigirenden Cantons war die erste Magistratsperson desselben und

führte zugleich den Titel eines Landammans der Schweiz. Das Land mußte ein Contingent von 12—16.000 Mann in Frankreich immer vollzählig erhalten. 1806 schenkte Napoleon das Fürstenthum Neufchatel dem Marschall Berthier; nahm 1809 den Titel eines Vermittlers der Schweiz an, und vereinigte 1810 Wallis mit seinem Reiche; auch mußte die Schweiz dem Continentalsystem beitreten. So blieben die Sachen bis 1813, wo, nach dem Rückzuge der Franzosen über den Rhein, Napoleon die Schweiz für neutral erklärte, in der Hoffnung, dadurch die Grenze Frankreichs von dieser Seite zu decken. Die Verbündeten konnten dies unmöglich gelten lassen; ein östreichisches Heer ging ohne Widerstand durch die Schweiz und drang über Genf in Frankreich ein. Aufs Neue regten sich zwar die Ansprüche besonders der größern Cantone, z. B. Bern, auf ehemals ihnen unterworfenen Gegenden, konnten aber damit nicht durchdringen. Die Mediationsakte ward zerrissen, und die alte Verfassung suchte man wieder herzustellen. Aber die neue Bundesakte vom 8. Sept. 1814 wurde erst am 7. Aug. 1815 von allen Cantons beschworen. Oestreich behielt die ehemaligen graubündtischen Landschaften Worms, Cläven, Veltlin als Bestandtheil des lombard. venet. Königreichs und die Schweiz (Canton Aargau) das Frickthal. An Graubündten wurden Räzuns und Trasp überlassen. Genf, Bern und Basel erhielten Landstriche, die Frankreich abtrat; Wallis, Genf und Neufchatel kehrten zu ihren alten Verhältnissen zurück. Auch wurde vom Wiener Congreß die Selbstständigkeit und Integrität, so wie die ewige Neutralität der Schweizer von allen Verbündeten zu Paris (20. Nov. 1815) anerkannt. Frankreich hat 1815 dem Canton Genf einige Oerter im Lande Gex, und der König von Sardinien die Stadt Carouge und einige Dörfer links am See und an der Rhone abgetreten. — Die schweizerische Eidgenossenschaft besteht jetzt aus 22 Republiken oder Cantonen, welche nach der seit 1815 bestehenden Rangordnung so aufeinander folgen: Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel, Schafhausen, Appenzell, St. Gallen, Graubündten, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadtland, Wallis, Neufchatel, Genf. (Vergl. d. bes. Art.) Diese Freistaaten haben unter sich gleiche Rechte und sind zu wechselseitigem Beistande miteinander verbunden. Jeder Canton hat das Recht, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren, und übt alle Souveränitätsrechte aus, die nicht dem ganzen Staatenbunde vorbehalten sind. Ein jeder derselben hat daher auch eine eigenthümliche Verfassung, mehr demokratisch in den kleinern, mehr aristokratisch in den größern. In allen aber herrscht eine lobenswerthe Freiheit und Milde; und es möchte schwer seyn, in der ganzen Welt ein Land zu finden, wo die Abgaben so unbedeutend, die Verwaltung so wenig kostspielig und die persönliche Freiheit so groß wäre, als in den Alpenthälern Helvetiens. Die Gesandten der Cantone bilden die Tagsatzung, welche die, ihnen von den souveränen Cantonen übertragenen Angelegenheiten des Bundes besorgt. Sie erklärt Krieg und schließt Frieden, errichtet Bündnisse mit auswärtigen Staaten (wozu $^2/_3$ der Cantonsstimmen erforderlich sind), schließt Handelsverträge, bestimmt die Organisation der Contingente u. s. w. Jeder Canton hat eine Stimme. Die Leitung der Bundesangelegenheiten, wenn die Tagsatzung nicht versammelt ist, wird einem Vorort übertragen. Das Vorort wechselt unter den Cantonen Zürich, Bern und Luzern je zu zwei Jahren um. Die Tagsatzung versammelt sich in der Hauptstadt des jeweiligen Vororts. Der im Amte stehende Bürgermeister oder Schultheiß des Vororts führt den Vorsitz. Die Republik, als ein Ganzes betrachtet, hat weiter keine Einkünfte, als die Cantone nach festgesetztem Verhältniß zu gemeinschaftlichen Ausgaben liefern müssen. Auch ist

keine stehende Armee vorhanden, sondern, wenn eine Armee nöthig ist, so wird von den Cantonen nach einem gewissen Verhältniß (z. B. von 100 Seelen 2 Mann) ein Contingent gebildet. Nach der neuesten Kriegsverfassung ist jeder waffenfähige Schweizer dienstpflichtig. Aus der gesammten Mannschaft wird der erste Bundesauszug (gewöhnlich von 30.000 Mann), die eben so starke Bundesreserve, und endlich die Landwehr (bis 200.000 M.) gebildet. Bei Ausbruch eines Kriegs rückt zuerst der Auszug von jeder Waffengattung ins Feld; ihm folgt nach Maßgabe des Bedürfnisses die Reserve, und endlich, im Fall eines feindlichen Einbruchs, die Landwehr. Nur eine äußerst geringe Zahl dieser Truppen wird in Friedenszeiten beständig unterhalten. In den meisten Cantonen weiß man nichts von Soldaten im Frieden. Außerdem haben durch besondere Verträge Frankreich, Preußen, die Niederlande, Sardinien und jetzt auch Brasilien das Recht erhalten, freiwillige Werbungen in der Schweiz anzustellen bis auf den Belauf von 30 bis 40.000 Mann. In Bern ist eine Militärakademie, in Zürich eine Kriegsschule und eine Stückgießerei in Aarau. Auch giebt es vorzügliche Pulverfabriken. Festungen sind: Genf und Aarburg. Ueber das schweizerische Münzwesen, s. Münze. Die Bundeseinkünfte betragen zusammen 4.300.000 Gulden; die Staatsschulden 3.120.000 schweiz. Franken; zu ihrer Tilgung sind die von 1798 — 1814 aufgelaufenen Zinsen der von den Cantonen Bern und Zürich bei der londoner Bank belegten Capitalien von 300.000 Pf. St. bestimmt. Das Eigenthum dieser letztern ist jedoch den beiden Cantonen vorbehalten, so wie auch die von 1815 an gefälligen Zinsen. — Ueber die Geschichte der Schweiz ist J. von Müllers Werk classisch; Glutz-Blozheim hat es fortgesetzt vom Tode des Bürgermeisters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich (1516). Ueber die ältere Geschichte des Landes s. Hallers histor. und topographische Darstellung von Helvetien unter der römischen Herrschaft, 2 Thle. mit Kupf. u. Kart. 2 Aufl. Bern 1818. Ueber das schweizerische Staatsrecht ist Usteri's Handbuch auch in statistischer Hinsicht wichtig. Damit verbinde man den helvetischen Almanach. Reisenden sind vorzüglich zu empfehlen: Heidegger's Handbuch für Reisende in der Schweiz, 4. Aufl. mit 1 Karte, Zürich 1818, und Ebels Handbuch deutsch und franz. Zürich 1818, 3 Vol. Der kostbare Weißische Atlas erstreckt sich nicht über die ganze Schweiz. Wielands milit. topogr. Atlas der Schweiz in 24 Sekt. (Weimar 1817) kann mit des Erzherzogs Carl Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz (Wien 1819) verglichen werden.

Schwenkfeld (Caspar von), ein religiöser Schwärmer, geb. auf seinem Gute Ossing in Liegnitz 1490, studirte zu Köln und auf andern Universitäten, und hielt sich dann an mehrern Höfen auf. Da er die damals gemeinen Religionsmißbräuche hatte kennen lernen, beförderte er anfangs Luthers Reformation mit großem Eifer, schrieb aber bald gegen ihn: Von dem Mißbrauch des Evangelii zur Sicherheit des Fleisches, 1524, welches ihn mit Luthern zusammenbrachte. Wegen seinen besondern Irrthümern von allen drei Parteien verstoßen, hielt er sich zu Carlstadts Sekte, und gab ihr durch seine Geburt und sein Talent Ansehn. Seine Sekte wuchs in kurzer Zeit, und bekannte sich zur Neutralität zwischen der katholischen und lutherischen Kirche. Luther aber, der ihn mehr erdrückte als widerlegte, brachte es bald dahin, daß er Schlesien verlassen, und fast ohne Sicherheit von Ort zu Ort wandern mußte. Er st. zu Ulm 1561, und hinterließ eine Menge Schriften, die gesammelt 1564. Fol. und 1592. 4 Bde. 4. erschienen. Nach dem Religionsfrieden 1555 traten seine Anhänger — die Schwenkfeldianer — in Schlesien und der Oberlausitz öffentlich hervor, wurden aber von der östr. Reg. gedrückt und wanderten 1725, 70 Familien an der Zahl,

aus Schlesien und ließen sich zu Görlitz in der Oberlausitz nieder. 1730 begaben sie sich nach Pensilvanien, wo sie seitdem eine Gemeinde bilden. Die Hauptgrundsätze ihrer Lehre findet man im Auszuge aus Schwenkfelds vorzüglichster, aber seltener Druckschrift (Bekanntnuß und Rechenschaft von den Hauptpunkten des christl. Glaubens 1547) in (Jähne's) dankbaren Erinner. an d. Gemeinde der Schwenkfeldianer zu Philadelphia. Görl. 1816.

Schwerkraft, s. Gravitation.

Schwerpunkt, Mittelpunkt der Schwere, centrum gravitatis, Mittelpunkt der Masse, nennt man in der Statik und Mechanik denjenigen Punkt in einem Körper, der dessen ganze Schwere zusammen faßt und die Theile des Körpers so gleichgewichtig macht, daß sie auf keine Seite mehr wanken, sondern mit ihrer Schwere auch in ihm fallen. Wird daher ein schwerer Körper senkrecht unter oder in diesem Punkte gehalten oder unterstützt, so bleibt der Körper in Ruhe und neigt sich auf keine Seite. Ist der Schwerpunkt frei, so, daß er mit dem Körper fallen kann, so sinkt, geleitet, rollt oder taumelt der ganze Körper mit ihm. Ist die Dichtigkeit eines Körpers gleichartig, so fallen Schwerpunkt und Mittelpunkt der Gestalt zusammen, wie z. B. bei Kugeln von gleicher Dichtigkeit. Die Lehre vom Schwerpunkte ist eine der wichtigsten der Mechanik und findet ihre Anwendung bei unzähligen Gelegenheiten im menschlichen Leben, selbst die Bewegung des Menschen, das Balanciren, Seiltanzen, Tragen schwerer Körper, das Aufpacken und Aufladen schwerer Körper auf Wagen und in Schiffen gründet sich darauf, und kann bei einer scharfsinnigen Beachtung desselben sehr erleichtert werden.

Schwerin (Curt Christoph, Graf von), einer der berühmtesten Feldherren des 18. Jahrh., geb. 1684 in Schwedisch-Pommern, studirte zu Leyden, Greifswalde und Rostock, und trat dann 1700 als Fähnrich in holl. Kriegsdienste; wohnte den Schlachten von Ramillies und Malplaquet, so wie dem Angriff des Schellenbergs bei und wurde 1705 Hauptmann. Dennoch trat er 1706 aus den holländ. in meklenb. Dienste, wurde 1708 Obrister und 1711 mit geheimen Aufträgen an Carl d. Zwölften nach Bender geschickt. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der Herzog zum Brigadier. 1718 wurde er Generalmajor und schlug, alle Schwierigkeiten seiner Lage und seiner Verhältnisse überwindend, 1719 bei Walsmölen mit 12.000 Mann das kais. Commissionsheer von 13.000 Mann hannöv. Truppen, welches die Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinen Landständen beilegen sollte. Als aber Vorpommern an Preußen fiel, trat Schwerin in dessen Dienste. Friedrich Wilhelm d. Erste schickte ihn als Gesandter nach Warschau, um dort die thorner Unruhen zum Besten der Protestanten beizulegen. 1720 wurde er Generalmajor, erhielt 1722 das schwedische Regiment, wurde 1730 Gouverneur von Peitz, das Jahr darauf Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens. 1733 rückte er ins Meklenburgische, und vertrieb daraus die hannöv. Truppen, wobei er eben so viel Vorsicht als Scharfblick und Feldherrntalent zeigte. Der König, seine Verdienste ehrend, zog ihn nicht nur in den geheimen Rath, wenn militärische Angelegenheiten verhandelt wurden, sondern machte ihn auch zum Theilnehmer seiner Reisen und Vergnügungen und erhob ihn zum General en Chef der Infanterie. Als Friedrich d. Große den Thron bestiegen, ernannte er Schwerin 1740 zum Generalfeldmarschall, nachdem er ihm und seinem Bruder die Grafenwürde ertheilt hatte. Noch in demselben Jahre führte der erste schlesische Krieg das preuß. Heer ins Feld. Unter Schwerins Oberbefehl sammelte sich ein Heer bei Crossen, und brach, sobald der König sich an die Spitze gestellt hatte, trotz der ungünstigen Jahreszeit in Schlesien ein. Im Anfang des Jan. 1741 war ganz Nordschlesien mit Ausnahme von Glogau

erobert, und Friedrich zog mit Schwerin in Breslau ein. Letzterer führte darauf den rechten Flügel des Heeres bis nach Neiße, drängte den feindlichen General Brown bis nach Troppau und Grätz; eroberte den größten Theil von Oberschlesien, und drang bis tief in Mähren vor, indeß sich bei Molwitz ein östreich. Heer unter Neuberg aufgestellt hatte. Hier kam es 1741 zur Schlacht, worin Schwerin im Mittelpunkt an der Spitze des Fußvolks mit unerschütterlichem Muthe kämpfte; zwei Wunden erhielt, und als die Schlacht entschieden war, mit der Reiterei den Feind dennoch verfolgte. Hierauf ernannte ihn der König zum Gouverneur der Festungen Brieg und Neiße. Im zweiten schlesischen Krieg 1744, während der König selbst einen Theil seines Heeres durch Sachsen und die Lausitz nach Böhmen führte, rückte Schwerin aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz ebenfalls in Böhmen ein. Vor Prag trafen beide zusammen und unternahmen sogleich dessen Belagerung. Auf seine Angabe wurde der Ziskaberg mit Sturm genommen; am 16. Sept. unterzeichnete er die Kapitulation wegen Uebergabe der Stadt, und zog in Prag ein. Fast ganz Böhmen ward unterworfen. Aber Frankreichs Eifersucht zwang die Preußen, ihre Eroberungen aufzugeben und sich, von einem überlegenen Feinde verfolgt, und nicht ohne großen Verlust zurückzuziehen. Die Beschwerden dieses Rückzuges hatten Schwerins Gesundheit so erschüttert, daß er das Heer verlassen mußte, und an den folgenden Ereignissen keinen Theil nehmen konnte. Aber rüstig und neugestärkt stand beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges Schwerin an der Spitze des dritten preuß. Heeres, das nach der Lowositzer Schlacht in Böhmen eindrang, um die Vereinigung Piccolomini's und Browns zu verhindern. Er erreichte diesen Zweck vollkommen, gewann den Oestreichern mehrere Vortheile ab, und zog sich ohne Verlust in die Winterquartiere nach Schlesien zurück. Frühzeitig ward der folgende Feldzug eröffnet. Schwerin befehligte ein zahlreiches Heer, mit dem er schon den 18. April in 5 Colonnen in Böhmen einrückte. An allen Orten wurden die Oestreicher von dem muthigen Greise zurückgedrängt; die wichtigen Posten Benatek, Altbunzlau und Brandeis genommen, und bei letzterm Orte über die Elbe gegangen. Der König und Fürst Moriz von Anhalt waren indessen von Sachsen aus auf Prag gerückt, und vereinigten sich unweit Brositz mit dem Schwerinschen Heere. Es kam hier zur Schlacht. Die Oestreicher hatten eine feste Stellung auf den Bergen jenseit der Stadt genommen. Der augenscheinlichsten Gefahren nicht achtend, hielt Schwerin vor den engen Wegen, ermuthigte die heranrückenden Soldaten, und stellte die Ordnung der durch der Oestreicher fürchterliches Kartätschenfeuer wankenden Bataillone wieder her. Aber auch sein heldenmuthiges Beispiel schien nicht mehr wirken zu wollen; die Unordnung droht allgemeiner zu werden. In diesem entscheidenden Augenblicke ergriff der greise Krieger voll edler Begeisterung selbst die Fahne seines 2ten Bataillons und ruft seinen Kameraden zu, ihm zu folgen. Sie gehorchen und dringen ihrem Feldherrn mit festem Schritte nach. Aber kaum ist dieser einige Schritte vorgerückt, als der 73jährige Held von vier Kartätschenkugeln entseelt niedergestreckt wird. Mit seinem Blute ward der Sieg erkauft. Friedrichs Thränen ehrten den gefallnen Helden; später aber ließ der dankbare Monarch sein Bild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufrichten. Schwerin war, seine Feldherrntalente abgerechnet, ein Mann von dem edelsten Charakter, der ihm die Liebe seiner Soldaten erwarb, die ihn wie ihrer Vater ehrten. Er verstand mehrere Sprachen und schrieb ein treffliches Werk über die Kriegskunst. Sein frommer Sinn, der sich allenthalben äußerte, beurkundete er auch in den von ihm gedichteten religiösen Gesängen.

Schwerin, die gut gebaute Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Meklenburg-Schwerin, liegt in einer schönen Gegend an einem drei Meilen langen und eine Meile breiten, nach ihr benannten fischreichen See, besteht aus der Alt- und Neustadt oder Schelfe (welche ihren besondern Magistrat hat und zum Fürstenthum Schwerin — ein seit 1648 sekularisirtes Bisthum 4—5 M. lang und 2—3 breit, und nicht mit dem gleichnamigen Herzogthum zu verwechseln — gehört), zählt 1058 Häuser und ohne Militär über 10.000 Einw., die einige Fabriken unterhalten und beträchtlichen Handel treiben. Merkwürdig sind: das großherzogliche Schloß, im gothischen Style erbaut; es liegt auf einer Insel des See's, die durch eine Brücke mit der Stadt zusammenhängt, und besitzt eine vortreffliche Gemäldegallerie, ein Münz- und Alterthumskabinet und einen schönen Park. Andere Gebäude sind: die Domkirche des sekularisirten Bisthums Schwerin, zwei andere luther. Kirchen, eine schöne kathol. Kirche und eine bedeutende Synagoge. Schwerin ist der Sitz sämmtlicher Oberlandesbehörden, einer Superintendentur; hat eine höhere Lehranstalt, das Friedericianum; eine Thierarzneischule, weibl. Carolinenstift ꝛc., mehrere Wohlthätigkeitsanstalten. Vier Meilen von der Stadt liegt das Lustschloß Ludwigslust (wo der Großherzog die meiste Zeit des Jahres residirt) zwischen Wäldern, die mit schönen Gartenanlagen, Kanälen, Wasserkünsten ꝛc. eine anmuthige Umgebung bilden. Merkwürdig ist die hiesige Samlung von mehr al. 1800 altgerm. und slavischen Alterthümern. Der gleichnamige Marktflecken hat 4000 Einwohner.

Schwertmage oder Schwertmagen ist eine altdeutsche Bezeichnung eines Verwandten väterlicher Seits; Spillmage oder Spindelmage die eines Verwandten mütterlicher Seits. Mage hieß aber überhaupt Verwandtschaft bei den Deutschen, und Schwert und Spindel sind bezeichnend genug für männlich und weiblich.

Schwetzingen, ein wohlgebauter Marktflecken von 2100 Einw. mit 4 Kirchen, der Sitz eines Bezirksamtes im bad. Neckarkreise, drei Stunden südlich von Mannheim, am Leimbach, durch einen Kanal mit dem $^3/_4$ Stunden entfernten Rheine verbunden; ist berühmt wegen seines fürstlichen Lustschlosses, mit seinen herrlichen Gartenanlagen, welche zu den schönsten in Deutschland gehören. Von dem alten im 14 Jahrh. erbauten Schlosse sieht man nur noch zwei starke Thürme. Das neue Schloß ward im Anfang des vorigen Jahrh. gebaut, verdankt aber seine meiste Verschönerung dem Churfürsten Carl Theodor, der es zu seiner Sommerresidenz wählte. Der Garten ist 186 Morgen groß, wovon der Obstgarten $8^1/_2$, der Gemüsegarten $6^3/_4$, die Baumschule 13, das Arboretum mit einem großen Reichthum aus- und inländischen Holzarten 6 und der Orangerieplatz 5 Morgen hat, und über 200.000 Obststämme enthält. Das übrige ist Lustgarten mit vielen prächtigen Anlagen, als den Tempeln des Apollo (auf einem von Rothtannen umschatteten Felsens), der Minerva, der Forst-Botanik in einer Wildniß fremder Gewächse, dem Grabe des Ninus, der Moschee mit zwei 126 Fuß hohen Minarets, worauf man die schönste Aussicht hat, dem Springbrunnen, der einen 60 Fuß hohen Strahl empor hebt, den Kunstruinen, einer Wasserburg und Wasserleitung, den Bädern, den Felsen Pans, dem Seepferd, das perspektivische Gemälde, welches die Bergstraße täuschend darstellt, die auf einem vom Wasser durchrieselten Felsen stehende Bildsäule der dem Bade entstiegene Galathea; der Begräbnißhügel mit einem Denkmal, den hier beerdigten Römern u. Deutschen geweiht. Unter den Gebäuden verdienen das Schloß selbst, das 600 Schuh lange Orangeriegebäude, der Speise- und Spielsaal, das Comödienhaus, zwei Casernen, die Stallungen und ein Reithaus Auszeichnung.

Schwimmen und Schwimmkunst. Das Schwimmen eines Körpers in einer Flüssigkeit beruht auf dem gegenseitigen specifischen Gewichte. Hat ein Körper solches mit der Flüssigkeit gleich, so wird er sich gegen sie verhalten, wie ein Theil der Flüssigkeit selbst, d. i. er bleibt aller Orten mit ihr im Gleichgewichte, man kann ihn darin hin und her stoßen und jede Stelle anweisen, er wird sie behalten und weder sinken noch steigen. Der spec. schwerere sinkt dagegen, der leichtere steigt in ihr auf. Der eingetauchte Körper drückt nämlich so viel Flüssigkeit aus ihrer Stelle, bis beiderlei specifische Gewichte sich gleich verhalten. Daher kommt es, daß ein Körper tiefer, als ein anderer (leichterer) sich einsenkt. Da das spec. Gewicht eines hohlen Körpers zusammengesetzt ist aus dem eigenen spec. Gewicht und der in ihm enthaltenen Flüssigkeit, so kann jeder schwere dadurch leichter gemacht und folglich zum Schwimmen gebracht werden, wie hohle Metallkugeln, blecherne Schiffe, beladene Schiffe ꝛc. Soll ein schwimmender Körper seine Stellung sicher beibehalten (nicht umschlagen), so muß sein Schwerpunkt genau mit dem der aus der Stelle getriebenen Flüssigkeit zusammenfallen. Hierauf beruht die breite Form der Schiffe und das richtige Beladen derselben. Viele Thiere, besonders Wasservögel, sind durch ihren Bau (durch hohle dünne Knochen, kleinen Körper, leichte, sehr voluminöse Federn, die kein Wasser annehmen ꝛc.) sehr geschickt zum Schwimmen, da sie specifisch leichter sind als Wasser; andere specifische schwerere Thiere, wie Fische, verändern nach Willkür ihren Ort im Wasser auf zweierlei Art: 1) mittelst Ausdehnung und Zusammendrückung ihrer Schwimmblase, also hydrostatisch; 2) hydraulisch durch ihre Flossen, die ihnen als Ruder dienen. Daher müssen andere nicht für das Wasser geschaffene Thiere, Hunde, Menschen ꝛc. ihnen nachahmen, wenn sie schwimmen wollen und durch kunstmäßige Bewegung ihrer Hände und Füße, durch Ausdehnen ihrer Brust mit eingeathmeter Luft sich gegen das Untersinken zu bewahren suchen. — Die meisten Menschen sind specifisch etwas leichter als Seewasser, dagegen aber etwas schwerer als Flußwasser; nur mit vollgeathmeter Lunge sind sie um ein geringes leichter, als dieses letztere. Es erfordert daher Kunst und Uebung, um sich längere Zeit über dem Wasser zu erhalten und fortzubewegen. Diese bisher sehr vernachlässigte Leibesübung läßt sich aber, nach der in der Berliner, 1817 errichteten großen Schwimmschule üblichen Lehrart, binnen 4 Wochen lernen. Es gibt zwei Arten zu schwimmen. Entweder ahmt man den Gang der vierfüßigen Thiere im Wasser nach, oder man bewegt sich wie ein Frosch. Letztere hat den Vorzug in Hinsicht der Dauer und Schnelligkeit. Das zum Lernen nöthige Schwimmzeug besteht in einem handbreiten Gurt, in einer Leine von 5—6 Klaftern und in einer 8 F. langen Stange, nächstdem in kurzen Schwimmhosen von Leinwand, die nicht geknöpft, sondern gebunden werden müssen. Die Wassertiefe des Schwimmplatzes darf wo möglich nicht unter 8 Fuß seyn. Den aus einem Leibchen von Korkholz bestehenden Schwimmanzug, welcher von den Schultern bis auf die Hüften geht, und aus mehr als 300 Stücken, die durch kleine Charniere verbunden sind, zusammengesetzt ist, durch dessen Hülfe man im Wasser gehen und alle Bewegungen verrichten kann, hat Mont-Fleury zu Genua erfunden. Der Körper sinkt nur bis an die Brust ins Wasser; man kann damit ins Meer gehen, eine Flinte laden, und solche mit eben der Sicherheit, wie auf dem Lande, abschießen. Die Schwimmgürtel aus Kork waren schon in den Zeiten der Römer in Gebrauch. In neuern Zeiten sind mehrere Arten solcher Werkzeuge, die man Schwimmgürtel, Luftgürtel, Lufthosen zum Schwimmen ꝛc. nennt, erfunden worden. Die älteste Spur von einem solchen Schwimmgürtel findet man bei Magnus Pegelius 1640. 1691 gab Wagenseil einen cylinderförmigen Wasserschild von Holz an, in

dessen Höhlung man Briefe und Proviant aufbewahren konnte. In den neuern Zeiten hat Hofrath Hennings zu Jena den Vorschlag gethan, einen solchen Luftgürtel von Blech zu machen. Einen Schwimmpanzer, der nicht von Kork ist, und alle Stellungen des Körpers zuläßt, womit man alle Arbeiten im Wasser unternehmen, im Wasser Verunglückte retten, und ganze Tagereisen im Wasser machen kann, hat in unserer Zeit von Lütgendorf erfunden.

Schwindel, eine Krankheit, die meist periodisch erscheint. Bei ihrem Anfalle erscheint es dem Kranken, als wenn alle Gegenstände sich um ihn im Kreise drehten, oder auch bloß schwankten. Die Farben der Gegenstände erscheinen dem Kranken manchmal verändert oder auch dunkel und schwarz. Der Leidende selbst hat ein Gefühl, als wenn er sich nicht aufrecht erhalten könne, manchmal sich selbst mitdrehen müsse, daher schwankt er. Stürzt der Kranke, so hört zwar der Schwindel auf, aber die Krankheiten, in die er übergehen kann, sind oft gefährlicher, als er. Schlagfluß und Epilepsie endigen nicht selten einen Schwindel; sein bester Ausgang ist Ohnmacht; der Kranke stürzt sinn- und bewußtlos nieder; in diesem Zustande liegt er einige Zeit, dann erholt er sich wieder und spürt meist nur kurze Zeit ein zurückbleibendes Gefühl von Schwäche. Die nächste Ursache der Krankheit liegt im Gehirne; den Sitz derselben im Hirne näher bestimmen, können wir nicht. Markus Herz läßt den Schwindel in seinem Versuche über denselben in einem zu schnellen Aufeinanderfolgen der Vorstellungen, wodurch die Seele verwirrt wird, bestehen. Soll eine Reihe von Vorstellungen zum klaren Bewußtseyn kommen, so muß die Seele einige Zeit bei ihr verweilen und mehr oder weniger genau die einzelnen Theile der Vorstellungsreihe auffassen und betrachten; drängen sich aber die Vorstellungen zu rasch aufeinander durch die Seele, so bleiben die Vorstellungen dunkel und fließen zu einem undeutlichen Bild in einander. So bringt ein schnelles Drehen im Kreise, wo die Gegenstände rasch dem Auge vorbeischlüpfen, einen künstlichen Schwindel hervor. Nach der Theorie des Markus Herz liegt also der Grund des Schwindels zuerst in der Seele und in dem zu raschen Aufeinanderdrängen ihrer Vorstellungen, und erst später wird auch das Organ in den Kreis des Seelenleidens gezogen. Daß ein zu lebhaftes, anhaltendes, phantasiereiches Denken einen künstlichen Schwindel hervorbringen kann, ist Erfahrung; aber eben so ist es Erfahrung, daß ein Schwindel entsteht, wenn auch die Seele nicht mehrere Vorstellungen hat, und diese sich nicht rascher drängen, als gewöhnlich. Z. B. bei Ueberladung des Magens, bei dem bloßen Schwanken eines Schiffs, bei dem Herunterblicken in einen Abgrund. Wäre Markus Herzens Theorie richtig, so müßte kein Schwindel folgen bei einem willkürlichen raschen Herumdrehen mit geschlossenen Augen. Er entsteht in diesem Falle wohl etwas später, aber er entsteht doch. Der Schwindel kann also von einer organischen Ursache im Gehirne sowohl, wie von einem Seelenzustande abhängen. Oft endigt sich der Schwindel mit einem Erbrechen, und in diesem Falle waren nicht selten eben die krankhaften Affektionen des Magens die Ursache des Schwindels.

Schwindsucht, die allmählige und langsame Abnahme der Kräfte des Körpers und seines Volumens. Nach der Verschiedenheit der anomalen Lebensthätigkeit, welche der Abnahme der Kräfte zu Grunde liegt, erhält die Schwindsucht verschiedene Namen. Ist der Ernährungs-Prozeß außer Stande, die für das Leben verzehrten Stoffe gehörig zu ersetzen und entsteht die Schwindsucht aus Mangel an dem Organismus zuzuführenden Nahrungsstoffen; so nennt man sie Atrophie (s. d. Art.). Meist findet sich diese Art Schwindsucht bei Kindern vor dem 12ten Jahre und ist mit einem orga-

nischen Leiden im Gekrösdrüsen-Systeme begleitet; die Drüsen des Unterleibs sind angeschwollen, chronisch entzündet und verhärtet, oft gehen sie in Eiterung und Lähmung über, der Leib ist angeschwollen, und hartanzufühlen, die Kinder essen viel, aber fallen dabei immer mehr von Kräften ab. Hier leidet das ganze Nahrungsgeschäft; der Darmkanal hat zu wenig Energie, die Speisen zu verdauen, die einsaugenden Milchgefäße nehmen den Speisensaft nicht in hinlängliche Menge auf, und die krankhaften Gekrösdrüsen verwandeln denselben nicht in gesunde Milch. Eine andere Art Schwindsucht entsteht von einem übermäßigen Verbrauche der körperlichen Kräfte und Säfte; man nennt sie im Allgemeinen Abzehrung, und die gewöhnlichste ist die nervöse, tabes nervosa. Sie wird durch den Verlust der dem Körper nothwendigen Säfte, welcher die Ersetzung derselben überwiegt, veranlaßt. Bei der nervösen Abzehrung findet man einen örtlichen Fehler; der Körper magert allmählig ab, der Kranke sieht blaß aus, verdaut schlecht, sein Schlaf ist unruhig und erquickt nicht; er fühlt ein Kriebeln, wie Ameisenkriechen im Rücken, und ein Ziehen Spannen in den Gliedern; im Anfange fehlt das Fieber; später gesellt sich ein schleichendes Zehrfieber hinzu. Eine dritte Gattung der Schwindsucht ist die Folge der Vereitrung eines edlern innern Organs; durch die Erzeugung des Eiters oder Schleims wird die Säftemasse der Ernährung des Körpers entzogen; hierdurch wird Abmagerung veranlaßt, die noch durch das schleichende, sogenannte hektische Fieber, was eine innere Eitrung begleitet, und durch die colliquativen Schweiße der Nacht vermehrt wird. Im engern Sinne belegt man die Vereitrung der Lungen mit dem Namen Schwindsucht, Phthisis. Durch eine Regelwidrigkeit in der Säftemischung (s. d. Art. Kachexie) kann ebenfalls eine Abzehrung mit einem schleichenden Fieber entstehen; durch den anhaltenden abnormen Reiz der Flüssigkeiten auf ihre Gefässe, werden diese zu einer krankhaften Thätigkeit aufgeregt, die unter der Form eines täglich wiederkehrenden, schleichenden Fiebers erscheint. Sie entsteht oft bei Verhärtungen im Unterleibe, chronischen Entzündungen, bei unvollkommenen Krankheits-Krisen, bei Unterdrückung von gewohnten oder natürlichen Ausflüssen und bei einer nicht vorsichtigen Heilung von Ausschlägen. — Es würde zu viel Raum einnehmen, hier die Heilung der verschiedenen Arten der Schwindsuchten anzugeben; übrigens versteht es sich, daß jede, der specifisch verschiedene Ursachen zu Grunde liegen, auch eine verschiedene Behandlung erfordere.

Schwingung, eine regelmäßige bogenförmige Bewegung eines Körpers, vorzugsweise des Pendels, von einem Punkte zu einem andern und wieder zurück. (S. Pendel und Schall.)

Schwulst, im ästhetischen Sinne, ist ein Fehler der Schreibart, der in gesuchter, falscher, bloß scheinbarer Größe, Reichthum und Fülle besteht, dadurch man Niedrigkeit, Kraftlosigkeit, Armuth und Falschheit der Gedanken zu verstecken sucht. Der Schwulst liegt 1) im Ausdruck, wenn man das, was man hätte ganz einfach und natürlich sagen können und sagen müssen, durch prächtige, volltönende Worte zu bezeichnen sucht, und zwar, wo dergleichen gar nicht erwartet wird, z. B. in der Sprache des gemeinen Lebens. 2) In den Gedanken, wenn man Subjekte mit Prädikaten verbindet, die damit contrastiren, oder Dinge mit einander vergleicht, die voneinander zu entfernt sind, z. B. die göttliche Grobheit, oder die Augen eines weinenden Frauenzimmers mit dem regnenden Siebengestirn, oder wenn man sehr gewöhnliche Empfindungen wider ihre Natur mit Gewalt zu großen und ungewöhnlichen umzustalten sucht. Noch widriger wird der Schwulst, wenn er zum Mittel gebraucht wird, falsche, oder halbwahre Gedanken, unter dem Schein des Erhabenen zu verbergen. Dahin gehört der mystische Schwulst der Fanatiker und einiger neuern Natur-Philosophen,

wenn jene zum Durchbruch des Lichtes, und diese zur innern Selbstbeschauung gelangen. Junge Leute gewöhnen sich leicht zu diesen Fehler, wenn sie darauf ausgehen, etwas Großes und Schönes sagen zu wollen, ohne vorher ihre Beurtheilungskraft durch Logik, und ihren Geschmack durch das Studium guter Muster gebildet zu haben, zumal wenn ihnen selbst die Natur ein feineres Gefühl für das wahre Schöne und Erhabene versagt hat. Beispiele von jeder Art von Schwulst findet man häufig in englischen besonders aber in deutschen Poesien, seltener bei den Griechen und Römern.

Schwyz, Schweiz, wovon die ganze Eidgenossenschaft den Namen hat, Canton in Helvetien, gränzt im Norden an Zürich, im Nordosten an St. Gallen, im Osten an Glarus, im Süden an Uri, im Westen an Luzern und Zug, und hat auf 22 Q. M. 29.000 kathol. Einw. Das Land wird von dem 5720 Fuß hohen Rigi, dem 5160 Fuß hohen Bragel, dem 5868 Fuß hohen großen Myten durchzogen, von der Sybl, Mutra, dem Vierwaldstätter, züricher und zuger See bewässert, hat ein mildes Klima, und als Produkte: Kartoffeln, etwas Getreide und Wein, Obst, Holz, an 20.000 Kühe, die auf den Alpen weiden, Wild, Fische, Marmor, Sandstein ꝛc., Vieh, Baumzucht und etwas Baumwollweberei sind die Hauptgewerbe. Der Canton ist rein demokratisch. Die höchste und gesetzgebende Gewalt gehört der Landsgemeinde, die aus Bürgern über 16 Jahren besteht. Die Landesgesetze bestehen in geschriebenen Sammlungen und in Gewohnheitsrechten. Zum Bundesheer stellt der Canton 602 Mann; sein Geldbeitrag beläuft sich auf 2012 Franken. Der Hauptflecken Schwyz liegt zwischen dem Myten und Rigi, am Fuße des Schweizerhakens, mit 4640 Einw., einer Pfarrkirche, sehenswürdigen Frauenabtei, einem Kapuzinerkloster, schönem Rathhaus mit Medaillenkabinet, ein Hospital. Hier wird das große Banier aufbewahrt, das Papst Julius II. † 1512 den Schweizern mit dem Titel: Beschützer des Glaubens gab. Schöne Wiesen und Obstbäume bilden die südliche Umgebung von Schwyz.

Scios oder Chios, jetzt Saki-Adassi (Mastixinsel), die lieblichste Insel des griechischen Archipel, ist 24 Q. M. groß. Sie gehörte zu den sieben Ortschaften, die sich die Geburt des Homeros zueigneten. Auch behaupteten die alten Einwohner von Chios noch zu Alexanders Zeiten, daß Homers Nachkommen sich unter dem Namen der Homeriden auf der Insel befänden. Oft sangen diese zum Andenken ihres Stammvaters Stücke aus der Iliade auf eine feierliche Art ab. Die Einwohner von Chios waren ursprünglich Jonier. Bei der Empörung der Jonier gegen den persischen König Darius mußten sie viel leiden; nach der Schlacht bei Mykale aber erholten sie sich wieder, und kamen zu einem so blühenden Wohlstande, daß sie bald durch Weichlichkeit und Luxus sich wieder verderbten. Einige Zeit hindurch besaßen die Chier die Herrschaft über das Meer. In ihren Kriegen mit den Persern, Lacedämoniern und Athenern hatten sie das Lob, daß sie sich in Glück und Unglück mit gleicher Klugheit zu betragen wußten. Einen gerechten Tadel verdienen sie aber, daß sie die Sitte des Sklavenkaufs eingeführt haben. Die Hauptstadt der Insel führte auch den Namen Chios. Sie macht jetzt einen Bestandtheil des osmanischen Reiches aus. Vor 1821, wo es von den Türken mit so unmenschlicher Grausamkeit verheert wurde, daß von der ganzen Bevölkerung nur wenige Hunderte dem Tode oder der Sklaverei entkamen (vrgl. d. Art. Griechen, Insurrektion ꝛc.) die jetzt in Morea herumirren, war Scios in folgendem blühenden Zustande. Es enthielt eine Stadt und 68 Dörfer, von denen 32 Eigenthum der Klöster, deren Einkünfte der Patriarch zu Konstantinopel in Beschlag genommen hat, über 130.000 betriebsame Einw., die für die geistvollsten und gebildetsten Griechen galten, worunter 3000 Türken, 3000 kathol. Italiener und mehrere Judenfamilien. Sie war gut angebaut und produzirte trefflicher Honig,

Wein, Baumwolle, Feigen, Südfrüchte, Baumöl (jährlich 240.000 Pf.), Orangen, Seide (jährlich 30.000 Pf.), Terpetin, Mastix (in 20 Dörfern, 5000 Okas = 80 Tonnen) jährlich für 800.000 Piaster (die Griechen, die ihn bauen, genossen verschiedene Vorrechte, bezahlten weder Zehnten, noch Tribut, durften weiße Turbane tragen und Glocken in ihren Kirchen haben; nur mußten sie die Wachttürme an der Küste in der Nähe ihrer Dörfer besetzen; zum Dank dafür erhielt der Gouverneur eine Quantität des auserlesensten Mastix, an Werth 9750 Thlr.), seifenartige Erde, Marmor; Sellerie ist einheimisch, oft Mangel an Getreide, Gemüse, Schlachtvieh. Die Einw. genoßen eine große Unabhängigkeit; die Regierung ward von 5 Direktoren (Gerontes, 3 griech. und 2 kathol. Religion) verwaltet; sie verfertigten seidne und baumwollne Zeuge, reiche Brokade, und trieben Handel. Nach der Niederlage der türkischen Flotte bei dieser Insel wurden am 19. Juni 1822 die Mastixdörfer verbrannt, und 30.000 Christen ermürgt. Im März 1823 hatte die Insel nur 16.000 Einw. Die Stadt Saki oder Skio, jetzt ein Aschenhaufen, mit Gärten voll Pomeranzen- und Citronenbäumen umgeben, hatte sonst 30.000 Einwohner, war der Sitz eines griech. Metropoliten u. kath. Bischofs. Sie hatte ein durch patriotische Beiträge gegründetes, stark besuchtes Collegium, worin, außer dem Alt- und Neugriechischen, Theologie, Mathematik, Astronomie und Geographie gelehrt wurden; eine öffentliche Bibliothek von 30.000 Bdn., worunter sich auch die klassischen Gedichte der Deutschen befanden, eine Buchdruckerei, beträchtliche Seidenfabriken und Handel. Der Hafen wird durch 2 Kastelle geschützt. Einige Stunden entfernt ist die angebliche Homersschule, wahrscheinlich ein Cybelentempel.

Scipio Afrikanus I. (Publius Cornelius) der Aeltere, der Berühmteste aus dem an großen Männern reichen Cornelischen Geschlechte, verdient als Besieger des furchtbaren Hannibal unter allen Scipionen den ersten Rang. Er war ein Sohn des Publ. Corn. Scipio, welcher im zweiten punischen Kriege (J. R. 534) Consul war, und mit seinem Bruder Cnejus Corn. Scipio Calvus in einer Schlacht gegen den Hasdrubal blieb. Der junge Scipio wohnte schon in seinem 17. Jahre der Schlacht am Ticinus bei, wo er seinem Vater das Leben rettete. Auch in der noch blutigern Schlacht bei Cannä kämpfte er als Legionstribun mit Auszeichnung, und entkam glücklich mit dem Reste des Heeres. Rom schien verloren; aber die Weisheit seines Senats, der standhafte Muth der Bürger, vor allem aber Scipio, der wie durch eine höhere Begeisterung in Wort und That, hervorglänzte, hielten es aufrecht. Durch des Letztern kühne Entschlossenheit wurden eine Menge Patrizier, die aus Verzweiflung das Vaterland in der dringendsten Noth verlassen wollten, bewogen, sich zu dessen Vertheidigung zu rüsten. Er trat nämlich mit gezücktem Dolche unvermuthet in ihre Mitte und drohte mit fürchterlicher Miene, den niederzustoßen, der sich weigern würde, den Eid nachzusprechen, welchen er ihnen vorsagen wollte — und alle, hierüber bestürzt, fügten sich in seinen Willen. Als Jüngling von 20 Jahren wurde er, gegen den Willen der Tribunen, zum Aedil erwählt, und ging 3 Jahre später als Proconsul nach Spanien, über welches die Carthaginenser als Sieger geboten. Hier gab dieser außerordentliche Mann, durch das einzige Gewicht seiner Größe, welches er in Roms Wagschale legte, den Ausschlag. Sobald die Jahreszeit es erlaubte, machte er Anstalten zur Eroberung des sehr wichtigen und reichen Neu Carthago's, dem Hauptwaffenplatz des Feindes. An der Spitze von 500 entschlossenen Soldaten durchwatete er zur Zeit der Ebbe den Hafen, erstieg die hier sehr niedern vertheidigungslosen Mauern, bemächtigte sich eines Thores, indeß die übrigen Schaaren von der Landseite her die Stadt erstürmten, wodurch

die Carthaginenser so in Verwirrung geriethen, daß sie sich schleunig in die Veste zurückzogen, aber auch diese bald den Römern überlassen mußten. Die Afrikaner wurden zu Sklaven gemacht, den Spaniern aber die Freiheit gegeben. Seinen treuen Freund Lälius ernannte Scipio zum Befehlshaber der Stadt, er selbst aber kehrte in sein Lager zurück. Hier brachte man eine gefangene Spanierin von blühender Schönheit, die mit einem celtiberischen Fürstensohne, Alluzius, verlobet war, zu ihm; sie machte auf sein empfängliches Herz einen großen Eindruck; aber seine Leidenschaft unterdrückend, gab Scipio sie unberührt den Ihrigen wieder zurück. Das ansehnliche Lösegeld, welches die entzückten Eltern dem edlen Sieger aufdrangen, schenkte er dem jungen Paare zur Vermehrung ihres Brautschatzes. Durch diese großmüthige Handlung bewogen, traten alle Völker über dem Iberus in die Reihen der Römer. Im folgenden Frühlinge griff er den Hasdrubal, Hannibals Bruder, mit solcher Kühnheit und Geschicklichkeit an, daß dieser ungeachtet seiner vortheilhaften Stellung bei Bäcula, gänzlich geschlagen wurde, und mit dem Reste seines Heeres sich in die Pyrenäen rettete. Die gefangenen Hispanier entließ er in ihre Heimath. Nun entsagten die meisten iberischen Fürsten der carthaginensischen Partei, und schlossen Bündnisse mit den Römern. Scipio gab nach jener Schlacht aufs Neue einen Beweis seiner Großmuth; denn als man ihm einen Neffen des numid. Königs Massiniſſa als Gefangener zuführte, und dieser ihm sein sehnlichster Wunsch äußerte, nach seinem Oheim zurückzukehren, entließ ihn Scipio mit reichen Geschenken — eine Handlung, welche unserm Helden die Gunst des Numidiers im hohen Grade erwarb, und das vortheilhafte Bündniß veranlaßte, welches die Römer bald darauf mit jenem schlossen. Die Spanier, von Bewunderung hingerissen, wollten jetzt den glückbekrönten Scipio mit dem Königsdiadem schmücken, aber der Republikaner schlug es standhaft aus. Die Carthaginenser nicht weiter verfolgend, war nun sein Streben dahin gerichtet, die noch feindselig gesinnten Völker in Mittelspanien zu besiegen und mit ihnen ein Bündniß zu schließen. Unterdeß hatten die Carthaginienser unter Mago und Hanno ein neues Heer gesammelt. Scipio griff es an, aber erst nach einem mörderischen, langen Kampfe ververmochte er, die Feinde aufs Haupt zu schlagen. Von Spanien aus ging Scipio ganz allein nach Afrika zum Syphax, König von Massylien, um ihn für Rom zu gewinnen, was ihm auch gelang. Nach seiner Rückkehr züchtigte er einige Städte, welche während seiner Abwesenheit abgefallen waren. Wenige Zeit nachher verfiel er in eine Krankheit, welche ihn dem Tode nahe brachte, und deßhalb mehrere span. Fürsten bewog, wieder auf Carthago's Seite zu treten; selbst zwei Legionen seines Heeres empörten sich. Aber Scipio genas und dämpfte mit vieler Klugheit und Energie die ausgebrochenen Unruhen. Auch erhielt er bald noch durch eine Uebereinkunft die wichtige Stadt Gades von den Feinden, und nun war fast ganz Spanien den Römern unterworfen. Siegreich und im glänzenden Triumph zog der große Feldherr unter dem lautesten Jubel des Volks in Rom ein. Zum Lohne seiner Großthaten ward Scipio vor dem gesetzmäßigen Alter zum Consul erwählt; er verlangte nun vom Senate, ihm Afrika als neue Provinz zu bestimmen; aber der alte Fabius Maximus (s. d. Art.) widersetzte sich vielleicht aus Eifersucht dem Antrage Scipio's, und erst nach einigem Streit ward ihm Sicilien übertragen, um von da, wenn er es für das Gemeinwohl zuträglich fände, nach Afrika überzusetzen. Er kam glücklich auf der Insel an, und traf zweckmäßige Anstalten zum Kriege, indeß Lälius einen Streifzug nach Afrika unternahm, auf dem Carthagergebiet Schrecken verbreitete, die Küsten plünderte, mit Massiniſſa Freundschaft schloß und hierauf mit reicher Beute wieder nach Sicilien eilte. Scipio

schiffte sich nun mit seinen kampflustigen 20 — 30.000 Kriegern nach Afrika ein, wo er bei dem schönen Vorgebirge glücklich ans Land stieg. Schnell verbreitete sich die Schreckenspost von seiner Ankunft bis Carthago, welches ohne rüstiges Heer, ohne tüchtige Anführer in die größte Bestürzung gerieth. Der mächtige Syphax wurde indessen durch die Liebe zu Hasdrubals schöner Tochter Sophonisbe auf carthagische Seite geführt; Massinissa aber ergriff die Waffen für Rom; doch geschah nichts Entscheidendes bis zum kommenden Frühlinge. Hasdrubal und Syphax erlitten eine schreckliche Niederlage, traten aber bald wieder mit neuen Schaaren auf; doch der letztere ward von Massinissa völlig geschlagen und nebst seiner Gattin gefangen genommen (s. d. Art. Sophonisbe). Unaufhaltsam verfolgte Scipio indeß seinen Siegeslauf. Vergebens suchten die Carthager durch Waffen, vergebens durch Unterhandlungen den Sturm zu beschwören. Endlich riefen sie Hannibal zur Rettung mit dem schwachen Reste seines Heeres aus Italien herbei; seine Ankunft erhob den gesunkenen Muth der Carthager wieder, und es sammelten sich in Kurzem neue Kriegsschaaren um ihn; er schlug nun sein Lager bei Zama auf. Seine Kundschafter, die den Römern in die Hände fielen, ließ Scipio im ganzen Lager herumführen und ungehindert wieder zum Hannibal zurückkehren. Wunderbar ward dieser hievon ergriffen, er wünschte Beredung mit einem solchen Feinde. Unweit der Stadt kamen die beiden größten Feldherren ihrer Zeit im Angesichte ihrer Heere zusammen. Anfangs betrachteten sich beide eine Zeitlang mit stiller Bewunderung, dann nahm Hannibal das Wort, und bot den Frieden unter schweren Opfern (alles carthag. Land außer Afrika sollte den Römern seyn) und erinnerte den Scipio an die Veränderlichkeit des Glückes. Dieser verlangte unbedingte Unterwerfung — und mit schwerem Herzen kehrte der Carthager-Feldherr zum Heere zurück. Beide rüsteten sich zum entscheidenden Kampfe. Römer wie Carthager fochten mit Muth und Anstrengung um den höchsten Preis des Ruhmes, der Herrschaft, ja des Daseyns; aber die Kräfte waren zu ungleich. Scipio hatte nicht nur ein geübtes, vom besten Geiste beseeltes Fußvolk, sondern auch die treffliche und zahlreiche Reiterei des Massinissa. Hannibals Heer bestand größtentheils aus Neuangeworbenen und Miethlingen, die schon beim ersten Angriff der Römer ihren Posten verließen. Nur die alten Soldaten, die Sieger beim Ticinus, am trasimenischen See und bei Cannä, vertheidigten sich, von ihrem Feldherrn angefeuert, mit unerschütterlicher Tapferkeit. Lange waren alle Angriffe der Römer auf diese Veteranen vergebens; als aber Massinissa, und Lälius ihnen in den Rücken fielen, mußten auch sie weichen und starben fast alle den Heldentod. Hannibal konnte sich kaum selbst retten. Er rieth jetzt zum Frieden, der nur unter harten Bedingungen zugestanden wurde. Scipio's Rückkehr durch Italien nach Rom glich einem Triumphzuge, jeder wollte den großen Sieger sehen. Vor der Stadt empfing er die Glückwünsche der Bürger. Dann folgte der glänzendste Triumph, den Rom jemals gesehen hatte. Die Beute war ungeheuer. Die Ehrensäulen, welche die Römer dem Scipio errichten wollten, nahm er nicht an; doch erhielt er den ruhmvollen Beinamen Afrikanus. Hierauf verwaltete er sehr beifallswürdig das Amt eines Censors und ward zum zweiten Male zum Consul erwählt. Etwas später ging er mit seinem Bruder beim Ausbruche des Krieges gegen den syrischen König Antiochus nach Griechenland, und von da nach Asien. Hier hatte er das Unglück, seinen einzigen Sohn durch die Gefangenschaft in die Hände der Feinde fallen zu sehen. Als nun die Römer Asien betraten, und Antiochus den Frieden wünschte, kamen Gesandte an, die sich zuerst an den trauernden Vater wandten, und ihm die unentgeldliche Loslassung seines Sohnes versprachen. Scipio erklärte, daß er

zwar dieses Anerbieten mit Dank anerkenne, nur sollten sie nicht glauben, daß er sich dadurch zum Nachtheil seiner Mitbürger werde bestechen lassen; eine völlige Unterwerfung allein könne dem Könige den Frieden geben. Bald darauf wurde Scipio krank und konnte der Armee nicht folgen. Sobald Antiochus davon Nachricht erhielt, schickte er ihm den gefangenen Sohn ohne Lösegeld zurück. Mit Freudenthränen umarmte der zärtliche Vater den vielgeliebten Sohn, und ließ dem Antiochus für diese angenehme Ueberraschung sogleich den herzlichsten Dank abstatten; auch rieth er ihm, sich mit den Römern in kein Treffen einzulassen. Dies unterblieb aber nicht. Indeß verschaffte Scipio dem geschlagenen Könige ziemlich gelinde Friedensbedingungen. Triumphirend zog er nach seiner Rückkehr aus Asien in Rom ein. Hierauf in den Privatstand zurückkehrend, mußte der verdienstvolle Scipio auf Cato des Censors Anstiften die Wirkung republikanischen Undanks erfahren; denn die Größe des Mannes mußte wohl Neid erregen. Er wurde von den Tribunen vor die Volksversammlung gefordert, um einer entehrenden Anklage wegen Unterschlags ihm anvertrauten Geldern stehen. Scipio erschien, zeigte dem Volke die Rechnungsbücher und zerriß sie dann vor den Augen der Menge in Stücke. „Heute," sprach er mit ruhiger Stimme und fester heiterer Miene, „heute ist der Tag, wo Hannibal geschlagen und Carthago bezwungen worden ist. Warum verderben wir die Zeit mit unnützen Reden; die Götter warten unserer auf dem Capitol. Folgt mir, ihr Römer, und laßt uns den Göttern unsern Dank bringen." Das Volk, von dieser zuversichtlichen Rede des Siegers bei Zama ergriffen und zugleich beschämt, folgte ihm sogleich, und ließ die elenden Ankläger allein auf dem Forum zurück. Dessen ungeachtet wurde Scipio abermals von seinen Feinden angeklagt und vor Gericht gefordert. Allein mit edelm Trotze entzog er sich seinen verachtungswerthen Richtern und ging nach seiner Villa Liternum in Campanien, wo er in würdevoller Abgeschiedenheit, sein Feld selbst bebauend, seine Tage beschloß (J. R. 571, v. Chr. 180). Er befahl seiner Gemahlin, auf sein Grabmal die Worte setzen zu lassen: „Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du besitzen."

Scipio II. (Publ. Cor.) Afrikanus d. Jüngere, einer der vortrefflichsten Römer, seinen Ahnen an Tugend und Heldenmuth gleich, über ihnen an Wissenschaft und feinen Sitten, und menschenfreundlich, war ein Sohn des berühmten Paulus Aemilius, welcher den mazed. König Perseus besiegte, wurde aber von dem Sohne des großen Scipio adoptirt. Im 30. J. seines Alters widmete er sich dem Dienste des Staats. Als das Volk sich weigerte, in die nach Spanien bestimmten Legionen zu treten, weil dort die Römer mehrere Niederlagen erlitten, erhob sich Scipio und hielt an dasselbe eine begeisternde patriotische Rede, so daß sich ganze Schaaren freiwillig zum Kriegsdienste anboten. Scipio selbst ging als Legat mit dem Consul L. Lic. Lucullus (J. R. 602) an der Spitze des Heeres nach Spanien, wo er von seinen militärischen Talenten und seiner Tapferkeit glänzende Beweise gab, und sich durch seinen tugendhaften und großmüthigen Charakter bei den Spaniern Liebe und Hochachtung erwarb. Als er einen riesenhaften Spanier, welcher lange durch seine Herausforderungen der Römer gespottet, im Zweikampf glücklich erlegt, schmückte ihn das Heer mit einer Bürgerkrone. Lucullus, eifersüchtig auf des jungen Helden Verdienste, sandte ihn nach Numidien, um vom Massinissa Elephanten zu verlangen. Dieser empfing ihn auf's Ehrenvollste, und ertheilte ihm das Verlangte, worauf Scipio nach Spanien zurückkehrte. Bald nachher, als der dritte punische Krieg ausbrach, diente er als Tribun unter dem Consul M. Manl. Nepos, und zeichnete sich auch hier vor Allen aus. Bei einem Ueberfall des röm. Lagers durch die Feinde rettete er durch seine Geistesgegenwart und Tapferkeit das Heer

dadurch vom Untergange, daß er den Carthagern unvermuthet in den Rücken fiel, und sie zum Weichen zwang. Kurze Zeit nach diesem Vorfalle griff derselbe unkluge Consul den Hasdrubal in einer für die Römer ungünstigen Stellung an und mußte sich zurückziehen. Hitzig verfolgt von den Feinden würde er nicht ohne großen Verlust den Rückzug in das Lager haben ausführen können. Da stürzte sich der unerschrockene Scipio mit einem Haufen von 300 Reitern den Verfolgern entgegen und wußte sie so lange zu beschäftigen, bis die übrigen Truppen über einen Strom gesetzt hatten. Aber noch waren einige hundert Mann römischen Fußvolks zurückgeblieben, welche die Carthaginienser von allen Seiten bedrängten. Kaum hatte dies der sorgsame Scipio bemerkt, so eilte er mit einer Abtheilung Reiterei über den Fluß, besetzte eine günstige Anhöhe, griff den Feind an und machte dadurch den geängstigten Römern Luft, so daß sie mit geringem Verlust entkamen. Von den dankbaren Soldaten, die ihm ihre Rettung schuldig waren, mit einem Kranz aus Gras auf derselben Stelle gewunden, wo sie gerettet worden waren, geschmückt, kehrte er triumphirend in das römische Lager zurück. Durch diese glänzende Thaten erwarb sich Scipio so viel Ruhm, daß selbst der alte strenge Cato sterbend weissagte, Carthago's Bezwingung werde nur unter Scipios Oberbefehl gelingen. Manlius, ebenfalls die Verdienste seines tapfern Tribuns erkennend, sandte ihn mit den größten Lobsprüchen nach Rom und empfahl ihn dem Senat auf's Nachdrücklichste. Daher wählte man ihn, ungeachtet er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte (J. R. 606), mit allgemeinem Beifall zum Consul und er ward an die Spitze des Heeres gegen Carthago gestellt. Von Sicilien aus schiffte er, in Begleitung von Lälius, dem Sohne des aus dem zweiten Punierkriege bekannten, mit dem ältern Scipio innig befreundeten Lälius, und von dem großen griech. Historiker Polybius nach Afrika über. Bei seiner Landung erhielt er Kunde von der Bedrängniß eines von den Carthagern eingeschlossenen Heerhaufens, den er durch sein schleuniges Herbeieilen befreiete. Nun traf Scipio ernstliche Anstalten zur Eroberung der Hauptstadt. Die Carthager thaten mehr als glaublich ist. Der Hafen war durch einen Damm gesperrt; wunderbar schnell wurde eine neue Mündung gegraben, und der Feind durch eine Flotte geschreckt. Zwei Mauern waren gefallen, die dritte hielt. Das Heer vor der Stadt wurde geschlagen, alle Zufuhr gehemmt, man trotzte dem Hunger wie den Schrecken des Kriegs. Endlich drang Scipio bei Nacht in den letzten Hafen; der untere Theil der Stadt wurde genommen, die obere Stadt und das Schloß (Byrsa) ergaben sich nicht. Da stürmte Scipio, sechs Tage und sechs Nächte lang; in allen Straßen, Plätzen, Häusern floß Blut. Unermüdet, furchtbar stritten die ausgehungerten Bürger gegen immer frische Truppen, bis die letzten Kräfte schwanden Am siebenten Tage baten einige Abgeordnete um Gnade. Gern hätte Scipio sie allen ertheilt. Aber nur 50.000 Menschen aus einer Stadt, welche siebenmal hunderttausend zählte, nahmen sie an, und zogen in jammervoller Gestalt nach Scipio's Lager. Die Uebrigen, in wilder Verzweiflung, stritten fort, zündeten die Stadt an, und tödteten sich selbst in ihren Häusern, Tempeln, über den Gräbern der Väter. Schauderhaft groß war die That eines Weibes, Hasdrubals Gattin. Ihr Gatte nahm Gnade an. Sie strafte ihn durch Wort und Blick, und, ihre Kinder umarmend, stürzte sie mit ihnen sich von der Burg herab in die Flamme. Siebzehn Tage brannte die herrliche, übergroße, unglückliche Stadt; — die Römer, auf Befehl des Senats, vollendeten den Ruin. Aber mit erschüttertem Gemüth sah Scipio sie in Asche sinken. Vergangenheit und Zukunft stunden vor ihm, und es gingen aus seinem Munde Homeros deutungsvolle Worte: „Kommen wird noch ein Tag, da die heilige Troja

wird fallen, Priamos fallen und Priamos Volk, des Lanzenberühmten.« Bei dem glänzenden Triumphe, den Scipio hierauf in Rom hielt, gab man ihm den ehrenvollen Beinamen des jüngern Afrikanus. Nachdem er kurze Zeit im stillen Privatleben zu Rom hingebracht hatte, wurde er mit einigen andern Gesandten nach Aegypten an den König Ptolemäus Evergetes geschickt, wo er durch seine echt römische Mäßigkeit und seine edle Wißbegierde große Bewunderung erregte. Nach seiner Rückkehr wählte man ihn 611 zum Censor. Als solcher ermahnte er die schon ausgearteten Römer mehrmals sehr nachdrücklich zur alten Einfachheit und Genügsamkeit; ja er bestrafte einige angesehene Männer schonungslos wegen ihrer Ueppigkeit. Einige Jahre später (619) trat er sein zweites Consulat an, um den Krieg, der bisher mit ungünstigem Erfolge gegen Numantia, eine tapfre Stadt in Spanien, geführt worden war, zu beendigen, welches ihm nach unglaublichen Anstrengungen gelang. (Vergl. Numantia.) Wegen der glücklichen Besiegung dieser mächtigen Stadt wurde dem Scipio nicht nur ein Triumph zugestanden, sondern er erhielt auch den Beinamen Numantinus. Wunderbar genug erfuhr er, wie der ältere Afrikanus, in den letzten Jahren seines Lebens viel Bitteres von seinen undankbaren Mitbürgern. Vorzüglich machte er sich durch die heftige Bestreitung des Ackergesetzes, welches die gleiche Vertheilung der Ländereien verlangte, bei dem Volke viele Feinde. Deßwegen zog er sich mit seinem treuen Freunde Lälius auf ein Landgut unweit Neapel zurück, und lebte hier in ruhiger Muße. Als er aber wieder nach Rom ging, und bei den Römern in Verdacht kam, als strebe er nach der Diktatur, fand man ihn eines Morgens in seinem Bette ermordet liegen (J. R. 624, im 56. J. seines Lebens). Man wagte nicht, Untersuchungen über die Schreckensthat, die wahrscheinlich auf Anstiften der ihn hassenden Gracchen geschehen, anzustellen. Man trug ihn mit verhülltem Haupte zum Grabe. Alle Römer, welche Scipio's große Tugenden kannten, erfüllte sein tragisches Ende mit dem tiefesten Schmerz. Seine Hinterlassenschaft bestand aus 2 ½ Pf. Gold und kaum 32 Pf. Silber; ein Beweis von des Mannes Rechtschaffenheit und altrömischer Mäßigkeit.

Sciron, ein berüchtigter Straßenräuber, welchen Theſus auf seiner Reise von Trözene nach Athen erlegte. Eine alte Spottsage der Athener zeigte unweit Megara noch die scironischen Klippen, in welche die Knochen jenes Ungeheuers verwandelt worden wären. Der Unhold Sciron zwang seine Gäste, ihm die Füße zu waschen, und gab ihnen, indem sie damit beschäftigt waren, einen so derben Fußtritt, daß sie vom steilen Felsenabhange herab in die See fielen. Theseus übte hierin das Vergeltungsrecht an ihm, indem er ihn ins Meer stürzte.

Sclavonien oder Slavonien, ein östreichisches Königreich, gränzt im N. und O. an Ungarn, im S. an die Türkei, im W. an Croatien. Da es im N. O. von der Drave und Donau, im S. von der Save, im W. von der Illowa umgeben wird, so wird es dadurch fast zur Insel. Das 308 Q. M. große Land wird der Länge nach von einer Bergkette durchschnitten, die aus Croatien kommt, mehrere Thäler bildet, und sich bei Ruma und Carlowitz in die Ebene verliert. Der bedeutendste Bergrücken ist die Fruschka Gora (Mons Almus), der fast ganz Sirmien (den östlichen, von der ehemals berühmten römischen Stadt Sirmium genannten Theil des Landes, welches ehemals ein besonderes Fürstenthum war, von dem noch jetzt das im Kirchenstaat und in Ungarn begüterte fürstl. Haus Odescalchi den Titel führt) in gerader Linie durchläuft, und die Abdachung des Bodens nach Servien hin bewirkt. Das übrige Slavonien besteht aus mehr und weniger fruchtbaren Anhöhen, und aus großen schönen Ebenen. Da im Ganzen Wald

vorherrscht, so ist das Klima kühler, als man es unter diesem Himmelsstrich erwarten sollte. Die Flüsse Save und Drave gewähren dem Lande viele Vortheile, verursachen aber auch viele Ueberschwemmungen und stehende Gewässer. Die vorzüglichsten Produkte sind: außer den gewöhnlichen Hausthieren, Geflügel, Wildpret, Fische, Bienen, viel Seide, Tabak, Wein (in guten Jahren an eine Million Eimer, besonders der syrmische rothe und der Schillerwein), Obst, besonders Zwetschen (von denen Branntwein verfertigt wird) und welsche Nüsse, Eichen mit Knoppern, Kastanien, Eisen, Steinkohlen, Mineralquellen. Die 530.000 Einw. gehören größtentheils zum slavischen Volksstamm; doch gibt es hier auch viele Magyaren, Wlachen, Zigeuner, Deutsche, Griechen, Juden und Armenier. Die Slaven bekennen sich größtentheils zur griech. Religion, unter dem Metropoliten zu Carlowitz. Die Katholiken stehen unter den Bischöfen von Zagrab und Bosnien, die Reformirten haben 9 und die Lutheraner eine Pfarre. Die Industrie ist unter den Einwohnern fast ganz unbekannt. Das Land, ehemals zu Panonien gehörend, hat den Namen von den Slaven, die sich im 7 Jahrh. in demselben festsetzten, kam in der Folge an Ungarn, 1526 unter türk. Gewalt, und ist seit dem carlowitzer Frieden 1699 dem Hause Oestreich unterworfen. Es zerfällt seit 1745 in das Provinzialslavonien, einen Theil von Ungarn ausmachend, in 3 Gespannschaften Verörz, Possega, Syrmien und die Hauptstadt Essek (s. d. A.). Jede Gespannschaft hat ihren Ober- und Untergespann, und Stände, die auf den ungarischen Reichstagen Sitz und Stimme haben; diese sind der Bischof zu Diakowar, die Fürsten, Grafen, Freiherren und Edelleute, die adliche Güter haben, und die königl. Freistadt Possega. Die Bürger andrer Städte und Flecken sind mit den Bauern Leibeigene; doch ist die Leibeigenschaft durch Landesgesetze erträglich gemacht. Die Gutsbesitzer haben zum Theil Herrschaften von 4—16 Q. M. Das Militärslavonien oder die slavonische Militärgränze (s. d. A.) hat dieselbe Verfassung, wie die übrigen ungrischen Militairbezirke.

Scontriren oder Rescontriren (aus dem Italienischen scontrare, riscontrare; im Deutschen Ausgleichen), ein bei den Kaufleuten sehr häufig vorkommende Art der Zahlung, nämlich ein gegenseitiges Ueberweisen, ein Abtreten der Schulden und Forderungen anwesender Personen, um sich von ihren Verbindlichkeiten zu befreien. Es ist ein großes Erleichterungsmittel, besonders auch auf Messen, wo so starke Summen vorkommen. Wenn wir dann 20.000 Thaler zu bezahlen, und 25.000 zu empfangen haben: so dürfen wir nicht nur kein Geld mitnehmen, sondern auch nur diesen Ueberschuß von 5000 zählen. Die Gesetze gestatten nun in diesen Fällen keinen Rücktritt. Derjenige, welcher bei der Ueberweisung den neuen Schuldner angenommen hat, kann sich nicht mehr an den alten halten, wenn ihn dieser nicht bezahlen wollte. Eben so bei den scontrirten Posten. Sind sie gegenseitig ab- und zugeschrieben: so hat es dabei sein Verbleiben; die Gesetze legen der Scontration gleche Verbindlichkeit, wie der Delegation bei. In London ist das Scontriren (Clearing), das wir in Deutschland schon so lange kennen, erst seit wenigen Jahren eingeführt. Nach Kelly und Nemnich (dessen Reise nach England 1807) versammeln sich die Bankiere um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags in einem Hause, Clearing House genannt, tauschen ihre Tratten gegen einander aus, und bezahlen den Unterschied baar oder in Banknoten. Jeder Bankier hat in diesem Hause seine eigene Schieblade, worin die übrigen Bankiere finden, welche Wechsel sie mit ihm zu tauschen haben; worüber dann jeder sein Buch führt.

Scotus, s. Duns.

Scrutinium heißt Prüfung, Ausforschung, eine gründliche Untersuchung anstellen. Im katholischen Kirchenrechte hat das Wort eine doppelte

Bedeutung. Der Ordination eines Geistlichen muß das Scrutinium vorhergehen, d. h. der Bischof oder sein Stellvertreter muß untersuchen, ob der Kandidat zum Kirchenamte die nöthigen Eigenschaften der Geburt, des Alters, der Gesundheit und der wissenschaftlichen Ausbildung besitze. Nach der Vorschrift des tridentinischen Konciliums soll ein solches Scrutinium wiederholt werden. In der protestantischen Kirche findet ebenfalls ein Scrutinium statt; der Kandidat muß Zeugnisse seiner Taufe, seines dreijähr. Studiums auf der Universität, seines moral. Charakters übergeben; überdies muß er eine Prüfung bestehen und eine Predigt halten. Scrutinium nennt man auch in der katholischen Kirche die besondere Art einer Bischofs- oder Papstwahl. In einem Kardinal- und Domherrn-Kollegium werden drei Stimmsammler, Scrutatores, gewählt; sie sammeln die Stimmzettel oder Kugeln der Wählenden in einen verschlossenen Kasten und machen dann den, welcher die Mehrheit auf seiner Seite hat, bekannt.

Scudéry (Georg von), geboren zu Havre de Grace aus einer adlichen Familie 1601. Er ging nach Paris, um sich zu bilden; ward 1650 von der Akademie in ihre Mitte aufgenommen. Er war damals Gouverneur des äußerst kleinen Notre-Dame de la Garde, was er immer gewaltig herausstrich; obgleich Chapelle und Bachaumont behaupteten, die ganze Besatzung bestände aus einem gemalten Schweizer am Thore. Scudéry war der größte Aufschneider der Welt; in einer seiner Vorreden sagt er: Du wirst, lieber Leser, leicht über die Fehler hinaussehen, die ich nicht bemerkt habe, wenn du erfährst, daß ich den größten Theil meines Lebens auf Reisen durch Europa und mehr Jahre im Felde, als Stunden zu Hause zugebracht, mehr Leinwand zu Flintenpropfen als zu Dochten verbraucht habe, und daß ich besser ein Bataillon als Worte ordnen kann. Obgleich er nach der Gunst Richelieu's strebte, sagte er ihm doch oft derbe Wahrheiten. Ein lächerlicher Zufall begegnete ihm einst in einem Gasthofe. Er hatte mit seiner Schwester ein Zimmer bezogen, an dem ein anderes, von Kaufleuten bewohnt, stieß. Was machen wir mit dem Prinzen Mazare? einem Helden seines Romans, Corus, fragte Scudéry. Nach einigem Hin- und Herreden ward sein Mord beschlossen. Die Kaufleute, glaubend, es werde die Ermordung eines wirklichen Prinzen dort abgekartet, zeigten es der Behörde an. Die Geschwister werden eingezogen, und vermochten sich kaum zu rechtfertigen. Scudéry starb 1667 zu Paris. Seine Schriften sind längst vergessen.

Scudéry (Magdalena von), die Schwester des Vorigen, geb. 1607 zu Havre de Grace. Sie kam frühzeitig nach Paris und ward aus Noth Schriftstellerin. Die Annehmlichkeiten ihres Geistes, ihre Häßlichkeit des Gesichts und die Romane, mit denen sie die Welt überschüttete, machten sie bald bekannt. Ihre Schriften enthalten die Schilderung des Hoflebens in dem damaligen wunderlich-allegorischen Geschmacke, und in dieser Hinsicht verdienen sie Beachtung, wenn gleich das Lesen von zwölf Bänden geschrieben in dem verdorbenen Geschmack jener Zeit, eine schwere Aufgabe seyn muß. Scudéry starb 1701. Man nannte sie die Sappho ihrer Zeit, sowohl ihrer Schriften, als ihrer engen Verbindung mit Männern wegen; doch waren die Männer, wie Pelisson, eben so häßlich als sie. Mit den meisten Großen des Hofes stand sie in freundschaftlichen Verhältnissen und ihr sanfter Charakter machte sie überall beliebt. Die Akademie von Padua nahm sie als Mitglied auf.

Sculptur, s. Bildhauerkunst.

Scylla, ein im Alterthum berüchtigter Felsen Italiens an der sicilischen Meerenge, deren Strömungen, unkundigen Seefahrern hier sehr gefährlich waren. Er erhielt den Namen Hündin von dem Geheul der wirbelnden Fluth zwischen den verborgenen Felszacken seines Fußes. Schiffermärchen

und alte Gedichte von Heldenirrfahrten fabelten eine gräßliche Unholdin hinzu. Nach Homer hatte die Scylla zwölf kraftlose Beine, sechs Hälse und eben so viel fürchterliche Köpfe herausstecken, um Delphinen, Seehunde und andere noch größere Seethiere zu fangen. Dem Ulysses riß sie sechs seiner Gefährten herab in den Abgrund. Spätere Dichter veränderten allmählig ihre Gestalt, und bildeten endlich eine Meerjungfrau am Fuße des scyläischen Felsens, um die Hüften mit vorragenden Seehunden oder Wölfen umgürtet. Auch ihre Abstammung wurde auf mancherlei Art verändert. Bei Homer ist sie eine Tochter der Kratäis, bei Andern des Phorbas oder Phorkas. Am gewöhnlichsten wird sie in den alten Denkmälern mit zwei Delphinenschwänzen und mit Hundsköpfen abgebildet. — Eine andere Scylla war die Tochter des Nisus, König von Megara. Als Minos von Kreta diese Stadt belagerte, verliebte sie sich in ihn, und um ihn für sich zu gewinnen, war sie ihm zur Eroberung der Stadt behülflich, Minos eroberte die Stadt, verabscheuete aber die Treulosigkeit der Scylla, wollte von ihrer Liebe nichts wissen. Sie sprang voll Verzweiflung ins Meer. Die Götter verwandelten sie in eine Lerche und den Vater in einen Sperber.

Scythen, der Name einer Völkerschaft, welcher von den alten Geographen eben so sehr, als von den neuern jener der Tartaren mißbraucht worden ist. Sie verbreiteten sich fast im ganzen Norden unsres Kontinents, von den Karpathen bis zum Altai hin. Herodot, dessen Kenntniß der Völker nördlich und östlich am schwarzen und kaspischen Meere in vielen Stücken genauer ist, als selbst in neuen Zeiten, unterscheidet die europäischen und asiatischen Scythen, zwischen denen in der Mitte die Sarmaten (s. d. A.) in den astrakanischen Steppen vom Don bis zur Wolga wohnten. Auch die europäischen Scythen stammen aus Asien. Durch die Massageten, ihre Geschlechtsverwandten, vertrieben, waren sie von der Ostseite des kaspischen Meeres über die Wolga nach dem heutigen Rußland gezogen und hatten sich nördlich an den daselbst ausgebreiteten Cimmeriern festgesetzt. Nach ungefähr 900 Jahren (J. d. W. 3354) wanderten letztere nach der kleinasiatischen Halbinsel Sinope; die Scythen zogen ihnen nach durch die kaukasischen Pässe in Oberasien, und durchzogen plündernd 28 Jahre lang Medien und weithin bis nach Aegypten. Nach ihrer Rückkehr finden wir diese mächtige Nation von der untern Donau bis an den Tanais und nördlich bis gegen den See Ivan und Mohilew ausgebreitet und in verschiedene Stämme getheilt. Ihr Land zerfiel in Alt- und in Klein-Scythien; jenes umfaßte der Theil von der Donau bis an die Stadt Korzinithis; letzteres die Halbinsel bis an den Borysthenes, zu Strabo's Zeiten aber Alt-Scythien mit begriff. — Die asiatischen Scythen werden von den spätern Geographen meist in die dies- und jenseits des Imaus (Mustag) getheilt. Sie bestanden aus vielen Völkerschaften, und sollen die Stammväter der Türken, Tartaren und Mandschuren seyn; die Alten hielten die Perser, Parther und Baktrier für ihre Abkömmlinge.

Seapois, Cipays, in Ostindien Soldaten, welche von den Europäern aus den Eingebornen genommen und auf europäische Art bewaffnet und disciplinirt werden. Sie sind sehr gute Krieger und in einer Rücksicht den europäischen Soldaten vorzuziehen, weil sie die Beschwerden des Klima besser ertragen können. Die Engländer haben mehrere Tausende derselben in ihren Diensten, die Franzosen eine geringe Anzahl: jene schreiben sie Seapois, diese Cipays und eins wie das andere wird Sipaih ausgesprochen.

Sebastian (San), der Sitz des Generalkapitains der bask. Provinzen Spaniens, eine regelmäßig und gut gebaute Hafen- und Handelsstadt und Festung von 13.000 Einw. in einer reizenden Gegend, 5 Meil. von Bayonne entfernt, auf einer felsigen Landspitze, welche westlich von der breiten Mün-

dung des Flüßchens Urumea hinausragt. An den Wasserseiten befinden sich nur mit Schießscharten versehene Mauern, welche durch nichts gedeckt sind. Die niedrige Landseite, südlich von der Stadt, ist durch eine Festungsfronte geschlossen, welche in einer Entfernung von 1800 Fuß auf beträchtliche Sandhügel stößt, von wo aus diese Werke der Länge nach bestrichen und in den Rücken genommen werden können. Die Landfronte, welche aus einer doppelten Linie von Werken mit der gewöhnlichen Kontreskarpe, dem bedeckten Wege und Glacis besteht, schließt sich mit zwei halben Bollwerken an die Mauern längs dem Wasser, welche man von jenen Hügeln ebenfalls bis auf den Fuß sehen kann. Diese Vernachlässigung und der Umstand, daß die Urumea zur Zeit der Ebbe durchwatet werden kann, zog der Festung schon 1719 ihren Fall zu, als die Franzosen unter dem Marschall Berwick sie nahmen. Von eben der Seite wurde sie 1813 von den Britten und Portugiesen unter Graham beschossen, und den 31. August genommen. Die französische Besatzung flüchtete dieses letzteremal auf das feste Schloß in der Stadt, welches den 8. Sept. beschossen wurde und sich ergab. Die Stadt wurde von den Britten und Portugiesen geplündert und verbrannt. Der Hafen bei der Stadt ist unbedeutend, aber ganz nahe ist der große tiefe Hafen Los Passages, von einem prächtigen Mollo eingeschlossen; er hat am Eingang einen Leuchtthurm auf einem Felsen liegend, den man 7 Meilen weit sehen kann, und wird vom Fort Mota beschützt. San Sebastian hat eine Lootsenschule, Eisen-, Stahl-, Klingen-, Anker-, Segeltuch- und Lederfabriken, mehrere Gerbereien, eine Seildreherei, und einen lebhaften Handel, besonders mit Eisen, Stahl, Wolle, Tauen, Häuten, Baumwolle, Kakao u. s. w.; eingeführt werden engl. und franz. Fabrikerzeugnisse, Schiffsmaterialien, Stockfische, Bauholz u. s. f.

Sebastian (Don), König von Portugal, nachgeborner Sohn des Infanten Johann und Johanna's, Carl des Fünften Tochter, geboren 1554, bestieg 1557 den Thron nach Johann dem Dritten, seinem Großvater. Der junge Fürst zeigte große Neigung zu den Wissenschaften, und seine Vormünderin, Catharina von Oestreich, Gattin des verstorbenen Königs, übergab seine Bildung gelehrten Händen; auch entwickelte sich der junge Fürst hoffnungsvoll; nur ward ihm eine zu große Anhänglichkeit an die Kirche eingeflößt. Schon in der Jugend war die Unterwerfung der Mauren sein Lieblingsgegenstand. Mit 8 bis 900 Portugiesen schiffte er nach Tanger, und überwand die Mauren, welche die Berge von Afrika bewohnen. Nach Lissabon zurückgekehrt, versprach er dem Mulei Mahomet, der mit seinem Oheime Moluc, König von Fez und Marocco, im Kriege lag, Hülfe. Er selbst suchte Beistand bei dem spanis. König Philipp d. Zweiten; dieser versprach sie auch, aber in der festen Absicht, sein Wort zu brechen. Sebastian, der auf den Vertrag mit Spanien baute, ließ in Deutschland und Italien werben, erhob große Steuern und rüstete eine Portugals Kräfte übersteigende Armee aus und landete auf der afrikan. Küste Arzila. Vergebens erbot sich Moluc zu einem für Sebastian vortheilhaften Frieden; Sebastian wollte die gänzliche Unterwerfung Moluc's. Mulei Mahomet hatte sich mit ihm vereint. Der Untergang einer Armee, die, aus Soldaten von verschiedenen Nationen bestehend, in einem entfernten Lande, unter einem nicht gewohnten Klima kriegte und keine Aussicht auf Hülfe hatte, war vorauszusehen. Die Mauren gewannen mehrere Vortheile, und brachten es den 4. Aug. 1578 zu einer entscheidenden Schlacht. Sebastians Heer fühlte das ihm bevorstehende Unglück, und bat den König, sein Leben durch Uebergabe zu retten. Sebastian verwarf den Antrag mit Verachtung, stürzte sich in das heißeste Gefecht, und fand bald seinen Tod. Mulei Mahomet fiel ebenfalls, und Moluc, der Krankheitshalber in einer Sänfte seine

Schaaren zur Schlacht führte, fand man ebenfalls nach derselben todt. Sebastians Muth war glänzend, aber unmäßig seine Ruhmbegierde. Er liebte Ordnung und Gerechtigkeit. Sein Körper ward den Portugiesen nicht übergeben; und hieraus schloß man, daß Sebastian noch am Leben sey. Zwei Abenteuer wollten hieraus Vortheil ziehen, und gaben sich für Sebastian aus. Der eine war der Sohn eines Steinschneiders, und der andere eines Dachziegelbrenners; der erstere starb auf dem Schaffot, und der letztere auf den Galeeren 1601. Intriganten sollen sich des letztern bedient haben, um eine Revolution in Portugal zu erregen, was von Philipp im Besitz genommen worden war. Joh. Taxera, ein Dominikanermönch, der fest glaubte, der letztere sey Sebastian, that alles, um ihm Unterstützung von andern Höfen zu verschaffen, und starb endlich vor Verdruß, als er nirgends Gehör fand.

Seceders, s. Seperatisten.

Seciren, s. Section.

Seckendorf (Veit Ludwig), Sprößling eines der ältesten Adelsgeschlechter Frankens, welches der Kirche wie dem Staate mehrere ausgezeichnete Männer gab, war 1626 zu Herzogen-Aurach bei Erlangen geboren. Während der Unruhen des dreißigjährigen Krieges mußte er sich abwechselnd in Coburg, Mühlhausen und Erfurt aufhalten. Von der Natur mit herrlichen Talenten ausgestattet, weihete er sich von zarter Jugend an den Wissenschaften, und bezog im 13. Jahre seines Alters das Gymnasium zu Coburg. Von hier nahm ihn der Herzog Ernst der Fromme an seinen Hof nach Gotha, und ließ ihn zugleich mit zwei würtemb. Prinzen unterrichten. Als er hierauf zwei Jahre in dem Gothaer Gymnasium studirt, ging er 1643 auf die Hochschule nach Straßburg, wo er sich mit Eifer der Philosophie, Jurisprudenz, Geschichte, den alten Classikern und der Theologie widmete. Nach drei Jahren, als er seine Studien mit großen Ruhme absolvirt, verließ er Straßburg, ging an den fürstlich-darmstädtischen und von da wieder an den herzogl. Hof nach Gotha. Hier ward er zum Hofjunker ernannt, aber von den gewöhnlichen Dienstleistungen befreit. Der Herzog gab ihm die Aufsicht der fürstl. Bibliothek. Die Frühstunden waren dem Gottesdienste und der Rechtswissenschaft, der Nachmittag aber der Theologie, Politik, Geschichte und Philologie geweiht. Dabei verstand er die hebr., griech., ital., dän. und schwed. Sprache. Nach zwei Jahren ward er Kammerjunker, 1651 Hof-, Kirchen- und Kammerrath; endlich 1663 Geheimer Rath, Oberdirektor der Regierung, der Kammer und des Consistoriums, wobei er auch die Stelle eines fürstl. sächs. gesammten Hofrichters zu Jena bekleidete. Bei allen diesen hohen Aemtern unterließ er doch nicht seine Studien, und verfaßte für den Unterricht der herzogl. Prinzen eine statistische und staatsrechtliche Beschreibung des h. röm. Reichs deutscher Nation und für das Gothaer Gymnasium ein Compendium der Kirchengeschichte, welches Ardopäus in Straßburg vollendete. Seiner vertrauten Verbindung mit dem Herzoge unbeschadet, trat Seckendorf 1664 als Geh. Rath, Canzler und Consistorialpräsident in die Dienste des Herzogs Moritz von Zeitz. 1669 erhielt er den Charakter eines churfürstl. Geh. Raths, und 1676 die Charge eines Landschafts- und Kassendirektors im Herzogthum Altenburg. Nach dem Tode des Herzogs Moritz 1681 legte er seine Aemter an dessen Hofe nieder und ward nun Geh. Rath zu Eisenach. Auf seinem Gute Meuselwitz bei Altenburg lebte er mehrere Jahre in glücklicher Muße den Wissenschaften. Endlich ward er 1691 v. Churf. Friedrich III. v. Brandenb. als Geheimer Rath nach Berlin berufen, und bald darauf zum Canzler der neu gestifteten Universität Halle erhoben. Unter heilsamen Entwürfen starb er 1692 im 66. Jahre seines Lebens. Seckendorf war ein Mann von großer

Gelehrsamkeit und religiösem Sinne, ein einsichtsvoller und gewandter Politiker. Sein Hauptwerk ist der noch jetzt geschätzte Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo etc. (Leipzig 1638; Frankfurt und Leipzig 1692, 2 Thle. Fol.), des franz. Jesuiten Maimburgs Histoire du Luthéranisme entgegengesetzt. Außerdem erschienen von ihm: Christenstaat (Leipzig 1685), ein Werk, welches zur Verbreitung des praktischen Christenthums in der evangel. Kirche wirken sollte; deutscher Fürstenstaat, ein treffliches Handbuch der Staatslehre und Regierungskunst; geistliche Lieder, Erbauungsschriften, Dissertationen, historischen, polemischen, theologischen Inhalts, Beiträge in den Actis eruditorum Lipsiensibus etc.

Seckendorf (Friedrich Heinrich, Reichsgraf von), k. k. Feldmarschall, des Vorigen Bruders Sohn und Erbe, geb. zu Königsberg in Franken 1673, studirte zu Jena, Leipzig und Leyden Mathematik, Jurisprudenz und Philologie, und trat nach dem Tode seines Oheims als Freiwilliger in die englisch-holländische Armee unter Wilhelm d. Dritten von England. Aber schon 1694 ging er zur Reichsarmee, die unter Ludwig von Baden am Mittelrhein focht. Des thatenlosen Stillstehens überdrüssig, wollte er Venedig seine Dienste anbieten, änderte aber, auf Zureden des Markgrafen von Ansbach, seinen Entschluß, und kehrte als Hauptmann eines Infanterieregiments, das der Markgraf für den Kaiser gesammelt, an den Rhein zurück. Nach dem ryswicker und karlowitzer Frieden wurde er Kammerjunker und Major zu Ansbach, und trat beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges als Obristlieutenant in holländische Dienste, wo er mehrern Schlachten und Belagerungen beiwohnte, und sich besonders bei der Belagerung von Ryssel 1708 auszeichnete. Im folgenden Jahre trat er in polnisch-sächsische Dienste, wohnte als polnischer Minister dem utrechter Friedensschlusse bei, zeichnete sich dann bei der Belagerung Stralsunds aus, und ging 1717 als Generalfeldmarschalllieutenant in kaiserl. Dienste, wo er der Schlacht bei Belgrad beiwohnte. Hierauf wurde er in Italien gegen die Spanier gebraucht, die den Türkenkrieg benutzt, und einen Theil Siciliens erobert hatten, schloß zu Girgenti 1720 den sogenannten Evakuationsvertrag, der Sardinien und Sicilien unter kaiserl. Herrschaft brachte, und wurde zur Belohnung von Karl dem Sechsten zum Reichsgrafen ernannt. Nach dem Frieden war er Gouverneur von Leipzig, und von 1726 — 34 Gesandter am berl. Hofe. Er wußte sich hier die Gunst des Königs in solchem Grade zu erwerben, daß dieser die pragmatische Sanktion anerkannte, und wurde zur Belohnung zum kaiserl. geh. Rathe erhoben. Um Preußens Bruch mit England entschieden zu machen, hintertrieb er die Vermählung des Kronprinzen mit der engl. Prinzessin Amalia, und bewirkte die Verlobung desselben mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, einer nahen Verwandten des Kaisers. Dadurch aber zog er des Prinzen tiefsten Unwillen auf sich, den dieser Fürst stets gegen ihn behielt, wiewohl er Seckendorfs eifrigste Bemühung rühmend anerkannte, als sein harter Vater im Begriff stand, ihn dem Schaffot zu überliefern. — Während England am 16ten März 1731 den Wiener Vertrag schloß, und darin die pragmatische Sanktion anerkannte, besuchte er die Höfe von Cassel, Braunschweig, Anspach, Baireuth und Gotha, wo er überall günstige Gesinnungen für den Kaiser und sein Erbfolgegesetz bewirkte. 1732 schloß er zu Copenhagen mit Christian d. Sechsten einen Vertrag, worin derselbe jenes kaiserliche Gesetz anerkannte. Darauf begann Seckendorf auch die Unterhandlungen mit den Generalstaaten, beseitigte gewandt alle Schwierigkeiten, und bewirkte endlich auch Hollands Beitritt

zum Wiener Vertrag für die Hauptpunkte, namentlich für die pragmatische Sanktion. Aber in die verwickeltste und schwierigste Thätigkeit zog ihn endlich die polnische Thronfolge, die fast alle europäischen Cabinette beschäftigte. Oestreich und Rußland versprachen nämlich dem jungen Churfürsten von Sachsen ihren Beistand; umsonst suchte Seckendorf den König von Preußen zu gleicher Willfährigkeit zu bewegen. Da indessen Frankreich, mit Spanien und Sardinien im Bunde, um der poln. Thronbesetzung willen den Krieg in den kaiserlich-italienischen Staaten entzündet, Lothringen besetzt hatte, und drohend am Rhein stand, warf Karl d. Sechste in höchster Bedrängniß, ohne Geld und hinlängliche Heeresmacht; jetzt spannte Seckendorf alle Federn, und schloß endlich mit Friedrich Wilhelm eine Konvention ab, nach welcher der König 10.000 Hülfstruppen an den Rhein zu senden versprach. Seckendorf eilte hierauf nochmals nach Copenhagen, um auch hier Miethstruppen zu dingen, und erhielt bei dieser Gelegenheit vom Könige Christian d. Sechsten den Elephantenorden, nachdem er schon früher mit dem poln. weißen Adlerorden beschenkt und zum Johanniter-Ritter war erhoben worden. Endlich brachte es sein rastloser Eifer dahin, daß 1734 und 1735 die Reichsarmee am Rheine versammelt war. Der sieggewohnte Eugen übernahm den Oberbefehl, erbat sich aber den Grafen Seckendorf zum Beistand, der bereits zum Reichsgeneral der Kavallerie ernannte worden war. Während letzterer fortfuhr, die heimischen Angelegenheiten auch aus der Ferne zu leiten, wandte er als Gouverneur von Mainz den Winter an, dieses Bollwerk Deutschlands zu verstärken. An der Spitze von etwa 30.000 Mann überstieg er den Hundsrück, und lieferte am 20. Okt. 1735 das Treffen bei Clausen. Im Begriff, die erfochtenen Vortheile zu benutzen, und in Champagne einzudringen, erfuhr er den Waffenstillstand, dem bald der für Oestreich nachtheilige Friede folgte. Als sich der Kaiser in einen neuen Türkenkrieg verflochten sah, erhielt Seckendorf 1737 als Feldmarschall den Oberbefehl über das 44.000 Mann starke Heer bei Belgrad, und besetzte trotz vieler Hindernisse das türkische Servien. Die Ränke seiner Feinde jedoch bewirkten seinen Sturz, er ward nach Wien vor ein Kriegsgericht berufen, und ob er sich gleich rechtfertigte, nach Grätz gebracht, wo er bis zur Thronbesteigung Maria Theresiens im Gefängniß blieb. Nach seiner Befreiung übernahm er von dem neuen Kaiser Karl d. Siebenten den Oberbefehl der baierischen Armee, mußte aber, von den Franzosen schlecht unterstützt, der Uebermacht des Prinzen Karl von Lothringen weichen, und ging nach Potsdam, um die Union vorzubereiten, die 1744 zu Frankfurt geschlossen wurde. Beim Einfall Friedrichs d. Zweiten in Böhmen eroberte Seckendorf Baiern wieder, versöhnte nach des Kaisers Tode dessen Sohn mit Oestreich, und schloß den Frieden von Füssen (1745), womit er sein thatenreiches politisches Leben endete. Von Franz d. Ersten gütig aufgenommen, der alle seine Würden bestätigte, begab er sich auf sein Schloß nach Meuselwitz, um sein Leben als Privatmann zu beschließen. Friedrich II. aber ließ ihn 1758 gefangen nehmen und nach Magdeburg bringen, von wo er erst nach einem großen Lösegelde im folgenden Jahre befreit wurde. Nachdem er sich einige Zeit in Franken aufgehalten, kehrte er nach Meuselwitz zurück, und starb daselbst 1763.

Secretion, s. Absonderung.

Sect (eigentlich Sek, und ital. vino secco, Trockenbeerwein) nennen die deutschen Weinhändler gewisse Gattungen starker spanischer Weine, besonders den um Sevilla gebauten weißen Xereswein, theils süß (Pararet), theils etwas bitter und magenstärkend. Cadix, Malaga, Amsterdam und Hamburg treiben damit einen bedeutenden Handel ins Ausland.

Secten, Abtrennung, Theilung überhaupt mehrerer Glieder von einer bestehenden Verbindung durch eine Zwiespalt der Meinungen und Ansichten; dieser Zwiespalt der Meinungen mag nun einen religiösen, politischen oder wissenschaftlichen Gegenstand betreffen; doch bezeichnet der Sprachgebrauch gewöhnlich eine politische Secte mit dem Namen Partei, eine wissenschaftliche und künstlerische mit dem Namen Schule, und beschränkt Secte meist auf die Parteiungen in einer Religion. In einer positiven Religion, deren Erkenntnißquellen auf einer schriftlichen oder mündlichen Ueberlieferung beruhen, die meist eine verschiedene Interpretation zulassen, kann auf die Dauer das Entstehen von Secten nicht verhindert werden; und je dogmatischer eine positive Religion ist, je spitzfindiger ihre Exegese und je künstlicher ihr System, desto mehr werden sich in ihr Secten bilden. Die meisten Secten wurden durch den Einfluß der Philosophie hervorgerufen, und in den häufigsten Fällen war Sectiren nichts weiter, als das Bestreben, die dogmatischen Sätze einer Religion mit den Anforderungen der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen; die Religion also, welche am weitesten von dem Vernunftpfade abgewichen ist, wird am ehesten den Sectengeist erzeugen. Denn unmöglich ist es, die Vernunftkritik gänzlich von der Religion auszuschließen. In jeder positiven Religion gab und gibt es daher Secten: die Pharisäer, Saducäer und Essener in der altjüdischen; die Karaïten, welche den Talmud verwerfen, die rabbinischen Juden, welche ihn verehren, und die Samariter (s. d. Art.) in der neujüdischen Religion. Der Islamismus spaltet sich in die beiden Hauptsecten Schiiten und Sunniten (s. d. Art.) und noch in eine Menge andrer kleinerer Secten, unter denen die merkwürdigsten die Jezîden oder Teufelanbeter, Wechabiten und Ismaeliten sind. Die indische Religion hat sich schon seit Jahrhunderten in verschiedene Zweige getheilt, die jetzt friedlich neben einander wohnen. In China leben ebenfalls in friedlicher Eintracht mehrere Religionen, als die des Fo, des Lao kium oder Tao-tse, des Kon-fu-tse und der Lamaismus. Keine Religion hat mehr an inneren Spaltungen gelitten, als die christliche. Die erste Secte war die der Nazarener (s. d. Art.); sie glaubten ein tausendjähriges Reich des Messias; eigentlich kann man sie keine Secte nennen, denn jener Glaube war in den ersten Zeiten des Christenthums so ziemlich allgemein. Unter allen Secten der ersten Periode sind die Gnostiker die merkwürdigsten, welche die größten Unruhen in der Kirche erregten. Selbst orthodoxe Christen gaben sich diesen Namen, wie Clemens von Alexandrien beweiset. Ihren Lehrsätzen zufolge konnten sie Christus weder für einen wahren Gott, noch für einen wahren Menschen halten. Nicht für einen wahren Gott, weil er nur ein Aeon, und also weit kleiner und geringer, als der Vater war. Nicht für einen wahren Menschen, weil sie alles, was aus der Materie bestände, für böse und fehlerhaft achteten. Gemeiniglich setzen die Kirchengeschichtschreiber den Simon Magus unter den Ketzern oben an, obschon es nicht entschieden ist, daß er ein Ketzer war. Simon lehrte gnostische Grundsätze; doch kündigte er sich selbst als die oberste Kraft Gottes an, und versprach das Menschengeschlecht von der Herrschaft des Weltschöpfers zu befreien. In demselben Jahrhunderte standen nach Dositheus, Menander, Cerinthus als Stifter von Secten und abweichenden Lehren auf; doch waren ihre Grundsätze mehr oder weniger gnostisch. Von den Nikolaiten redet schon der Apostel Johannes in seiner Apokalypsis, da er an den Vorsteher der Gemeinde zu Ephesus schreibt: Er wisse, daß er die Aufführung der Nikolaiten so, wie er, verabscheue, und legt ihnen zur Last, daß sie öffentlich Unzucht treiben, an den Opfermahlzeiten Theil nehmen, das ist, daß sie Speisen essen, die den Göttern geopfert worden sind. Woher die Ebionäer ihren

Namen haben, ist ungewiß; sie hielten Christus nur für einen Menschen, obwohl ihm auch Andere einen höhern Ursprung beigelegt haben mögen. Sie behaupten, man müsse mit dem Evangelium auch das mosaische Gesetz verbinden; und wahrscheinlich beobachteten sie auch die pharisäische Tradition. Im zweiten Jahrhundert breiteten sich die Gnostiker weiter aus, und erregten größere Unruhen. Unter diese gehört Saturnin, der sich zur Zeit Hadrians sehr berühmt machte. Basilides lehrte zur nämlichen Zeit in Aegypten, als Saturnin in Antiochien lehrte. Er kam in der Hauptsache mit den übrigen Gnostikern überein. Karpokrates lebte unter Hadrian, und trug gnostische Lehren vor, hatte aber doch seine eigene Ansichten von der Seele des Menschen und von der Person Christus. Der größte Schwärmer unter den Gnostikern ist Valentin, ein Aegyptier, welcher zu Alexandrien die Philosophie studirte. Tatianus, aus Assyrien gebürtig, war zuerst ein Heide, hernach aber ein Christ, und genoß den Unterricht Justins des Märtyrers. Seine Sittenlehre war sehr streng; er verbot seinen Anhängern den Gebrauch der Ehe, des Weines, des Fleisches und anderer Dinge, die den Körper nähren und stärken können, selbst beim Abendmahle befahl er statt Wein, Wasser zu gebrauchen; daher hießen sie auch Enkraditen (Enthaltsame) Hydroparastaten (Aquarii) oder Wassertrinker. Diese Secte verbreitete sich sehr weit, und es gab noch im 4ten Jahrhunderte Leute von dieser Partei. Aus ihr entstanden neue Secten, besonders soll Julius Cassianus, ein Schüler Tatians, die Secte der Doketen gestiftet haben, das ist, derjenigen, welche Christus nur einen Scheinkörper beilegten. Auch die Ophiten gehören unter die Gnostiker, aber das war ihnen eigen, daß sie lehrten, die Schlange, von welcher die ersten Menschen verführet wurden, sey entweder Christus oder die Sophia gewesen. Die Lehre vom Vater, Sohn und heiligen Geist, und von der Person Christi wurde unter den Christen immer als eine der wichtigsten angesehen; daher entstanden über dieselbe unter ihnen mehrere Streitigkeiten. Es entstanden einige Parteien, welche diesen Artikel von der Person Christus zum eigentlichen Gegenstand ihrer Untersuchungen machten, und welche Antitrinitarier oder Unitarier genannt wurden; unter diese gehört Praxeas. Theodotus, der Wechsler, war der Stifter der Melchisedekiten, welche nebst andern Irrthümern behaupteten, Melchisedek sey eine Kraft Gottes und höher als Christus. Unter die Antitrinitarier gehören auch die Artemoniten, deren Stifter Artemon war. Die Streitigkeiten über die Dreieinigkeit, welche im 2ten Jahrhunderte ihren Anfang genommen hatten, breiteten sich im 3ten weiter aus und brachten mehrere Arten, diesen Lehrsatz zu erklären, hervor. Zuerst gehört hieher Noetus aus Smyrna gebürtig. Sabellius (s. d. Art.), in Afrika in Pentapolis geboren. Ob die Sabellianer Patripassianer waren, ist nicht gewiß. Unter Patripassianer versteht man Leute, welche behaupten, die Person des Vaters sey Mensch geworden, und habe der Menschen wegen den Tod gelitten. Paulus, der seinen Beinamen von seinem Geburtsort Samosata in Syrien erhalten hat, war der Gründer der Secte der Paulianer, oder Paulianisten. Die Secte der Manichäer (s. d. Art.), deren Stifter Mani, Manes, oder Manichäus war, ist besonders merkwürdig, denn noch im 11. und 12ten Jahrhundert soll es in den abendländischen Provinzen viele Manichäer gegeben haben, gegen welche die römischen Bischöfe ganze Kriegsheere ausschickten, und, um welche auszurotten, das Inquisitionsgericht eingeführet wurde. Der Urheber des manichäischen Lehrbeariffs ist Scithian, der zur Zeit der Apostel in Aegypten lebte und vier Bücher schrieb, Evangelium, Capita, Mysteria und Thesauros. Der Stifter der Hieraciten war Hierax aus Leontopolis in Aegypten, er behauptete, Melchisedek, der König in Salem, sey der heilige Geist gewesen; er

läugnete die Auferstehung der Todten, schloß die Kinder, die vor dem Gebrauch der Vernunft sterben, von dem Himmelreiche aus, und lehrte, Christus sey nur gekommen, das mosaische Gesetz vollkommener und strenger zu machen, und habe daher den Seinigen die Ehe, das Fleisch, den Wein und alles, was den Sinnen und dem Körper angenehm wäre, verboten. Arabici und Valesius, Schüler eines unbekannten Mannes, läugneten die Unsterblichkeit der Seele, und behaupteten, diese gehe mit dem Körper zu Grunde, und werde mit dem Leibe wieder zum Leben auferwecket. Im 4. Jahrh. entstanden im Schoß der Kirche noch mehrere Parteien, als im vorigen. Der Arianismus (s. d. Art.) erregte einen gewaltigen Streit in der Kirche; Constantin der Große schrieb gegen die Lehre des Arius das berühmte Concilium zu Nicäa in Bithynien 325 aus, was den Arianismus verwarf. Die Arianer hätten dem Christenthum gewiß einen noch größern Schaden zugefügt, wenn sie sich nach der nicänischen Kirchenversammlung nicht selbst in mehrere Secten getheilt hätten, wovon keine die andere dulden wollte. Die strengeren Arianer behaupteten, der Sohn sey dem Vater ungleich, und aus Nichts hervorgebracht worden. Die Eunomianer, welche auch die reinen Arianer, die Aetianer, die Anomäer und Exucontianer genannt werden, lehrten, der Sohn sey dem Vater sowohl dem Wesen nach, als auch in andern Dingen unähnlich. Die Acacianer gestanden dem Sohn eine Gleichheit mit dem Vater zu, aber nur in Ansehung des Willens. Die halben Arianer behaupteten, der Sohn sey dem Vater dem Wesen nach ähnlich. Die minder merkwürdigen Parteien übergehen wir. Photinus, ein Gallatier, ein Schüler des Marcellus, Bischof zu Sirmium in Illyrien, und ein Mann von vortrefflicher Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, wich in Ansehung der Lehre von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi mehr ab, als die Arianer. Man hielt wider ihn verschiedene Concilien, auf welchen er verdammt, abgesetzt und ins Exilium verwiesen wurde. Nebstdem gab man auch bürgerliche Gesetze wider ihn und seine Anhänger heraus; so gestattete Gratian allen Unterthanen freie Religionsübung, schloß aber die Manichäer, die Photinianer und Eunomianer davon aus. Mazedonius, von dessen Leben wenig bekannt ist, stiftete die Secte der Mazedonianer, die, weil sie die Gottheit des heiligen Geistes bestritten, auch Pneumatomacher genannt. Man begnügte sich nicht, die Mazedonier auf Concilien verdammt zu haben, sondern gab auch bürgerliche Gesetze wider sie heraus; so wurden Strafgesetze, welche Theodos der Große wider die Ketzer gegeben hatte, auch auf sie ausgedehnt. Apollinaris sprach Christus schlechterdings eine Seele ab. Andere aber behaupten, und mit besserem Grunde, er habe in Christus das Daseyn der vernünftigen Seele geläugnet, und an deren Stelle die Gottheit gesetzt, d. i. er habe gelehret, die äußern und freien Handlungen des Verstandes und Willens seyen in Christus nicht durch einen Geist, der durch das natürliche Band mit dem Körper vereinigt ist, sondern durch die mit dem Körper vereinigte Person des Sohnes Gottes hervorgebracht worden. Er soll ferner behauptet haben, Christus habe seinen Leib vom Himmel gebracht, und nicht von seiner Mutter angenommen; mithin war nach seiner Meinung das Fleisch Christi mit der Gottheit gleiches Wesens. Theodos der Große untersagte den Apollinaristen, wie andern Ketzern, alle gottesdienstlichen Zusammenkünfte; er verwies ihre Lehrer aus Konstantinopel. Priscillianus war der Gründer einer neuen Secte. Nach vielen langen Streitigkeiten wurde im Jahre 380 zu Saragossa ein Concilium gehalten, welches die Priscillianisten, obschon sie nicht gegenwärtig waren, doch verdammte. Was ihre Lehrsätze betrifft, so wurden sie allgemein gnostischer und manichäischer Irrthümer beschuldigt; man muß aber nicht glauben, daß sie den ganzen Lehrbegriff der ehemaligen Manichäer vorgetragen haben. Die

Partei der Messalianer, welche auch die Secte der Euchiten genannt wird, entstand um das Jahr 360 in Mesopotamien, und kam von da nach Syrien, wo sie ihre schwärmerischen Lehrsätze ausstreuete. Diese schwärmerischen Leute wurden auf mehreren Concilien verdammt, und unter andern zu Konstantinopel unter Bischof Flavian. Ketzer im 5. und 6. Jahrhundert. Pelagius (s. d. Art.) erregte zur Zeit, da die donatistischen Bewegungen in Afrika noch nicht gestillt waren, neue Unruhen. Er verwarf die Erbsünde, und somit auch den kirchlichen Begriff von einer Versöhnung und Gnade Gottes. Es wurden viele Concilien gegen ihn gehalten. Die halben Pelagianer, welche ihren Namen daher haben, weil sie weder das Lehrsystem Augustins ganz billigten, noch die Irrthümer des Pelagius völlig verwarfen, hatten nie eine besondere Gemeinde ausgemacht, und die Streitigkeiten wurden bloß zwischen einigen Lehrern und gelehrten Gliedern der Kirche geführt, ohne daß der übrige Theil des Volks daran Antheil nahm. Sie hießen auch Massilienser, weil sie sich meistens zu Massilien (Marseille) aufhielten. Die Prädestinatianer. Augustin und seine Freunde behaupteten einen unbedingten Rathschluß Gottes, d. i. den Willen Gottes, einige Menschen selig zu machen, der seinen Grund bloß in Gott hat. Diejenigen, welche diese Lehre vortrugen, wurden Prädestinatianer genannt. Um das Jahr 429 entstand die Secte der Nestorianer; ihr Stifter Nestorius (s. d. Art.) behauptete in Verbindung mit seinem Freunde Anastasius, daß Maria nicht Gottesgebärerin sey, denn sie sey ein Mensch gewesen, und aus einem Menschen könne Gott nicht geboren werden. Sie war die Veranlassung großer Streitigkeiten und mehrerer Concilien. Aus den nestorianischen Streitigkeiten entstand die eutychianische, welche ihre Namen von Eutyches hat, welcher Aeltester und Abt oder Archimandrit eines Klosters zu Konstantinopel war. Er weigerte sich zuzugeben, daß Christus seiner menschlichen Natur nach, seiner Mutter und mit den übrigen Menschen gleichen Wesens sey; doch der eigentliche und größte Stein des Anstoßes war seine Lehre, daß zwar vor der Vereinigung zwei Naturen in Christus, nach der Vereinigung aber nur Eine in ihm gewesen sey. Die Kirchenversammlung von Calcedon hatte kein so großes Ansehn, daß sie den Streitigkeiten der Orthodoxen und Eutychianern, welche von der Einheit der Natur, die sie behaupteten, auch Monophysiten (s. d. Art.) genannt wurden, hätte ein Ende machen können, es entstanden vielmehr die traurigsten Unruhen und fast unglaubliche innerliche Kriege. Um diesen Uneinigkeiten ein Ende zu machen, gab der Kaiser Zeno auf Anrathen des Patriarchen von Konstantinopel, Acacius, eine Friedensformel, welche Henotikon (Vereinigungsformel) genannt wurde, heraus. Obgleich er hierin beiden Parteien gnügen wollte, gnügte er doch keiner. Durch das im Jahre 553 zu Konstantinopel gehaltene Concilium, welches unter den ökumenischen das fünfte ist, wurden die Uneinigkeiten zwischen den Orthodoxen und Monophysiten nicht gehoben; ja, diese trennten sich jetzt förmlich von jenen, errichteten eigene Gemeinden in Aethiopien, Arabien, Aegypten, Armenien, Syrien und Mesopotamien, und bekamen ein eigenes Oberhaupt an dem Jakobus Baradäus oder Zanzalus, von dem sie auch ihren Namen haben. Ehe sie aber diese Gestalt und Festigkeit bekamen, herrschten unter ihnen verschiedene Zwistigkeiten, welche sie in Secten und Parteien trennten. Julianus von Halikarnaß behauptete im Jahre 519, die göttliche Natur habe sich mit dem Leibe Christi von dem Augenblick der Empfängniß an so vereinigt, daß dieser seine Natur verändert habe und unverweslich geworden sey, und seine Anhänger wurden Julianisten, Cajanisten, Aphtharotodoceten, Phantasiasten und Manichäer genannt. Severus von Antiochien widersetzte sich ihnen heftig, und behauptete, der Leib Christi sey vor der Auferstehung

verweslich, das ist, den Schwachheiten der menschlichen Natur unterworfen gewesen, und seine Anhänger hießen Severianer, Theodosianer, Phthartolatren (Corrupticoler). Unter diesen Parteien stritten einige über die Frage: Ob Christi Leib erschaffen, oder unerschaffen wäre? und die Vertheidiger hießen Kristolatrer oder Creaticoler, die aber des letztern Actistetä Themestius; ein Diakon von Alexandrien behauptete, daß der Mensch Christus vieles nicht gewußt habe, und stiftete dadurch die Secte der Agnoeten, welchen Namen sie daher erhalten haben, weil die Gegner des Themistius glaubten, daß er, weil er nur eine Natur in Christus annehme, auch die göttliche Natur dieser Unwissenheit theilhaftig mache. Johannes Ascusnages, ein syrischer Philosoph, stiftete die Secte der Tritheiten, d. i. jener Leute, welche in Gott drei völlig gleiche und gleichsam durch kein gemeinschaftliches Band des Wesens verbundene Substanzen setzten. Der größte Gönner dieser Lehre war Joannes Philoponus, ein alexandrinischer Sprachlehrer und Philosoph, daher man auch die Anhänger derselben Philoponisten nannte. Diesen waren gleichsam die Damianisten entgegengesetzt, welche ihren Namen von Damianus, dem Patriarchen der Monophysiten zu Alexandrien, erhalten haben; denn sie unterschieden die drei Substanzen in Gott so sehr von einander, daß sie in den Sabellianismus verfallen seyn sollen. Die Tritheiten theilten sich wieder in zwei Parteien, in die eigentlichen Philoponisten und Kononiten; die erstern behaupteten, nicht nur die Materie, sondern auch die Form der Körper vergehe nach dem Tode, und beide würden in der Auferstehung wieder hergestellt; Konon aber, der Stifter der letztern, und Bischof zu Tarsus lehrte, nicht die Form, sondern nur die Materie der Körper verginge, und würde wieder hergestellt. Endlich gehört noch hierher die Secte der Niobiten, welche nicht nur mit den übrigen Monophysiten nur eine Natur in Christus annahm, sondern mit ihrem Stifter Stephan Niobus behauptete, die zwei Naturen in Christus hätten durch die Vereinigung in Eine, ihre wesentlichen Eigenschaften verloren. Ketzer im 7. und 8. Jahrhundert. Im 7. Jahrhundert gab es Leute, welche in Christus nur Einen Willen und Eine Wirkung desselben, welche sie eine gottmenschliche Wirkung hießen, annahmen und deßwegen Monotheleten genannt wurden. Die ersteren, die so lehrten, waren Theodor von Pharan in Arabien, Sergius, der Patriarch von Konstantinopel, Cyrus, Bischof zu Phasis, und der Kaiser Heraclius. Am Ende des 8. Jahrh. erregten zwei Bischöfe in Spanien, Elipand von Toledo, und Felix von Urgel, jener ein Unterthan der Araber, dieser abhängig vom Carl dem Großen, neue Unruhen durch ihre Lehre, daß Christus seiner Menschennatur nach, ein angenommener Sohn Gottes sey, weßwegen sie auch Adoptianer genannt wurden Noch vor den Adoptianern hatten Adalbert, ein Gallier, und Bischof ohne einen bestimmten Kirchensprengel, und Klemens, ein Schottländer, wahrscheinlich auch ein solcher Bischof, in Deutschland Unruhen veranlaßt. Ihr vorzüglichster Gegner war Bonifaz, der Apostel der Deutschen, welcher sie mehrerer Irrthümer beschuldigte. Die wichtigste und traurigste der Streitigkeiten, welche dieses Jahrhundert zerrütteten, entstand wegen der Bilderverehrung (s. d. Art. Bilderstürmer) in Griechenland, und verbreitete sich, nicht ohne großen Schaden der Kirche und des Staats, über die Morgen- und Abendländer. Leo der Isaurer gab im Jahre 726 ein Edikt heraus, wodurch er befahl, alle Bilder abzuschaffen. Mit den Ikonoklasten, zu denen sich auch die Paulicianer (s. d. Art.) gesellten, hatte die Kirche bis ins 12. Jahrh. zu kämpfen. Die Paulicianer wurden mit mehrern verwandten Secten aus dem griechischen Kaiserthume vertrieben und wanderten nach Italien, Frankreich, Niederland und Deutschland aus; aus ihnen entstanden die Bulgaren, Patarener, Publicianer, Piphles, Passagerer,

Petrobrussianer, Henricianer und Arnoldisten; man begreift sie gewöhnlich alle unter dem Namen Katharer (s. d. Art.). Die römische Kirche verfolgte sie ohne Unterschied. Die Albigenser, Waldenser und Stedinger (s. d. Art.) waren ebenfalls Katharer, gegen welche die Kirche im 13. Jahrh. mit Feuer und Schwert so wüthete, daß fast keine Secte am Leben blieb. In demselben Jahrh. spalteten sich die Bettelorden in verschiedenen Parteien; sie griffen zwar nicht die Dogmen und das hierarchische System der Kirche an, aber wohl ihre Ordensregeln; gewöhnlich sollten diese noch geschärft werden; sie hießen Fraticellen, kleinere Brüder, Spiritualen, Geistige und Bizochen, Bettelsackträger. Der Papst that sie in den Bann, und nun schwärmten sie, die sich zu keinem Kloster versammeln durften, im Lande herum und lebten vom Betteln. An sie schlossen sich viele Menschen beiderlei Geschlechts aus den niedern Klassen an und bildeten eigene Brüderschaften; sie hießen Begharden, Beguinen und Lollharden (s. d. Art.), Stille im Lande; viele unter ihnen zeichneten sich durch reinere Sitten und Pflege der Kranken aus. 1260 entstanden in Parma der Apostelorden; er machte einige Unruhe, weil der Papst ihn nicht genehmigen wollte; sie hießen auch Apostelbrüder (s. d. Art.). Aehnlichkeit mit ihnen hatten die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die Picarden und Adamiten (s. d. Art.); nur konnte sie eine vernünftige Staatspolizei nicht dulden; denn da sie ohne Unterschied des Geschlechts nackt, um den adamitischen Stand der Unschuld anzudeuten, bei ihren religiösen Versammlungen erschienen, so mußte dieses bald zu sittenlosen Ausschweifungen Veranlassung geben. Im 14. Jahrh. standen zwei unglückliche Reformatoren Wiklef in England und Huß (s. d. A.) in Böhmen auf; ihre Parteien hießen Hussiten, Calixtiner oder Utraquisten, Horebiten, Waisen oder Taboriten sammt den von ihnen herrührenden böhmischen und mährischen Brüdern (s. Brüdergemeinde). Sie waren die Vorläufer der Reformation, die man, so wenig wie die griechische Kirche, welche sich schon früher von der römisch-katholischen trennte, mit dem Namen einer Secte belegen kann; da dieser Ausdruck nur kleinere Parteien bezeichnet. Andere Parteien verwarfen nur in einigen Punkten die Lehrsätze der katholischen Kirche, und blieben im Uebrigen Orthodoxen, als die Jansenisten, Quietisten, Molinisten; sie erkennen das Primat des Papstes an, verwerfen aber seine Unfehlbarkeit, was eigentlich gar kein katholisches Dogma ist. Von den letztern Parteien stammen theils unmittelbar her, theils wurden sie durch den jansenistischen Streit wieder ins Leben gerufen, die Appellanten, Convulsionars, Securisten, Discernanten und Melangisten. (S. d. Art. Jansen und Quietismus.) Weniger hatte die griechische Kirche seit ihrer Trennung von der römischen durch Parteiungen zu leiden; doch entstanden noch einige, die theils noch in Rußland bestehen. Im 14. Jahrh. trennten sich die Strikolniken aus Haß gegen die Geistlichkeit von der Kirche; sie wurden aber bald unterdrückt. Aus demselben Grunde wichen 1666 die Roskolniken ab, die noch in Rußland vorhanden sind; Zweige von ihnen sind die Philipponen, Duchoporzy und die unpopischen Russen. (S. Griechische Kirche.) Nicht weniger zahlreich an Secten, als die katholische Kirche, war die protestantische seit ihrem Entstehen; sie wichen mehr oder weniger von dem Lehrbegriff oder von der Kirchenverfassung des Protestantismus ab. Die Anabaptisten oder Wiedertäufer des 16. Jahrh. (s. d. Art.), von denen die lokalen Parteien der Waterländer, Friesen, Flaminger mit den Galenisten oder der Gemeinde vom Lamme, den Apostolen oder der Gemeinde von der Sonne, den Ukewalisten oder Dompeters, den Danzigern, den Janjacobschristen und Schwelzern und die gemäßigter

denkenden Mennoniten, Familisten, Baptisten, Sabbatharier und Dunkers abstammen. (S. Taufgesinnte.) Die Socinianer oder Unitarier (s. d. Art.); die Schwenkfeldianer (s. d. Art.). Durch die verschiedenen Ansichten Calvin's und des freien Zwingli entstanden auch in der reformirten Kirche einige nicht sehr bedeutende Parteien, als die alten Schweizer und die echten Zwinglianer in Ungarn; später veranlaßten die Streitigkeiten zwischen Gomarus und Arminius eine andere Trennung, welche 1618 durch die dortrechter Synode bleibend gemacht wurde. Die Anhänger derselben hießen Arminianer oder Remonstranten oder auch Universalisten, und nahmen eine bedingte Gnadenwahl an. (S. Remonstranten und Arminianer.) Wie die Remonstranten verfolgt wurden, hielt sich ein Theil derselben zu Rheinsburg verborgen; später als der Secte freie Religionsübung gewährt wurde, wollten sich jene nicht wieder mit dem Hauptstamme vereinen, und erhielten den Namen Collegianten oder Rheinsburger (s. d. Art.). Die Hugenotten (s. d. Art.), die man in Frankreich im 16. und 17. Jahrh. so wüthend verfolgte, kann man eigentlich keine Secte des Protestantismus nennen, indem sie sich an die Glaubenssätze hielten; unter ihnen waren die Camisarden (s. d. Art.) in den Sevennen die fanatischen, und rühmten sich der Gabe, Wunder zu thun und zu prophezeien; sie hießen deßwegen auch Inspirirte oder neue Propheten. In der anglikanischen Kirche entstand gegen das Ende des 17. Jahrh. eine Partei freier denkender Theologen, die wegen ihren mildernden Auslegungen der Lehren von der Trinität, Genugthuung, Gnadenwahl und den Sakramenten Latitudinarier oder Synkretisten genannt wurden, sich jedoch keineswegs kirchlich absonderten, wie die unter den Namen Presbyterianer, Puritaner, Congregationalisten, Nonconformisten, Independenten in Großbritannien bekannten Dissenters. (S. Anglikanische Kirche und Dissenters.) England war überhaupt das Mutterland der meisten neuern Secten. Hier entstanden die Quäker, die Methodisten, zu denen die Jumpers (Springer) oder walliser Methodisten, eine Abart wie die Schütterer, gehören, die Sandemannianer oder Glassiten und die Jakobiten oder Nonjurors (s. d. bes. Art.). Weniger erheblich sind die schottischen Seceders, d. h. Separatisten, welche in der Mitte des 18. Jahrh., wie die Relievers, d. h. Helfer, wegen des von ihnen behaupteten Rechtes aller Gemeindeglieder zur Wahl der Geistlichen, aus der presbyterianischen Kirche schieden, doch selbst um des Bürgereides willen in Burghers, die ihn leisten, und Antiburghers, die ihn verweigern, zerfielen, und die Lifters zu Kilmöre, die das Brot beim Abendmahle emporheben. Auch auf dem Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika sind im 18. Jahrh. einige kleine Secten entstanden, von denen jedoch nur die Schütterer (s. d. Art.) und die Dunkers (s. Taufgesinnte) Erwähnung verdienen. Später als diese traten die Herrnhuter (s. Herrnhut), die Swedenborgianer oder Glieder der Kirche des neuen Jerusalems (s. Swedenborg) hervor; ihr Zweck geht mehr auf die moralische Reinheit des Menschen, als daß sie sich durch abweichende Dogmen von der protestantischen Kirche entfernen. 1802 entstand zu Delft eine Secte unter dem Namen Christo Sacrum (s. d. Art.). 1666 stiftete der Exjesuit und Prediger zu Mittelburg, Joh. Labadie, die Secte der Labadisten; sie führt den Namen Secte mit Unrecht, denn in ihrer Lehre wichen sie nicht von dem reformirten Kirchenbegriffe ab; sie waren nur strenge in ihren Bußübungen, und wollten durch Einführung einer Mönchszucht und der Gütergemeinschaft die ursprüngliche christliche Gemeine zurückrufen. Die Böhmisten, Gichtelianer und Engelsbrüder genannt, empfingen den ersten Namen von ihrem Gründer, dem Schwärmer Jac. Böhme (s. d. Art.); den zweiten

von Gichtel, einem großen Bewunderer Böhme's, und zugleich Wiederhersteller des Priesterthums Melchisedechs; den dritten endlich von ihrem Streben nach engelreiner Sittlichkeit des Wandels. Ihnen ähnlich sind die Philadelphier oder Engelsbrüder in England, von Johann Bade am Ende des 17. Jahrh. gegründet; die Dippelianer, die Pietisten (s. d. A.) In der neuern Zeit bildete sich eine schwärmerische Secte in Oestreich, die Pöschelianer (vergleiche d. Art.), welche aber bald nach dem Tode ihres Stifters wieder erlosch. Ueberhaupt hat es das Ansehn, daß sich in der jetzigen Zeit viel eher politische Parteiungen und Secten, als religiöse bilden werden. Die allmählig auch unter dem Volke fortschreitende Aufklärung verscheucht den Schwärmergeist; und wenn er auch hier und dort sich wieder regen sollte, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er sich viele Anhänger erwerben und noch weniger, daß er solche Bewegungen und Gährungen, wie ehemals, verursachen werde.

Section, ein Ausdruck der Anatomie, bedeutet die kunstmäßige Eröffnung menschlicher oder thierischer Leichen. Wichtig sind Leichenöffnungen besonders in der gerichtlichen Arzneikunde, wo sie der Arzt mit großer Umsicht machen muß; weil seine Entscheidung auf den Gang eines kriminellen Prozesses einen bedeutenden Einfluß hat.

Secunde, der 60ste Theil einer Minute, sowohl als Zeitmaß, wie auch als Umfangsmaß in der Geometrie und Astronomie. 2) Bei dem Markscheider der 10te Theil einer Prime, welche den 10ten Theil eines Zolls ausmacht. 3) In der Tonkunst ein dissonirendes Intervall von zwei Stufen, welches drei Gattungen unter sich begreift, nämlich die kleine, große und übermäßige Secunde.

Secundus (Johannes) war der schriftstellerische Name Johannes Everhard's, eines berühmten lateinischen Dichters, welcher 1511 im Haag geboren wurde. Zu Bourges, wo er die Rechtswissenschaften unter Alciatus Leitung studirte, erhielt er die Würde eines Doktors, aber die schöne Literatur und Dichtkunst hatten größere Reize für ihn, als die Jurisprudenz. Er ward mit einigen Dichtern jener Zeit, mit Macrin, Musius u. A. bekannt, und der Umgang mit ihnen bestärkte ihn noch mehr in seiner Liebe für diese Kunst. Er zeichnete sich zugleich durch seine Kenntnisse in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus; aber seinen größten Ruhm verdankt er seinen dichterischen Werken. Er reiste nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Sekretär des Cardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo, ward, auf dessen Rath er Carl den Fünften auf seinem Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm seine schwache Gesundheit nicht, den Mühseligkeiten des Krieges sich zu unterziehen, weßhalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er 1536 an einem bösartigen Fieber im 26. Jahre seines Lebens starb. Wenigen neuern lateinischen Dichtern verdanken wir so liebliche erotische Dichtungen, wie ihm. Die Küsse des Johannes Secundus sind darunter am bekanntesten. Seine Werke, worin Elegien, Oden, Epigramme und vermischte Gedichte enthalten sind, wurden von seinen Brüdern Nicolaus Grudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter sich auszeichneten, herausgegeben und haben sehr viele Auflagen erlebt. Eine der neuesten ist die 1771 zu Leyden, in einer franzöf. Uebersetzung erschienene. Ins Deutsche übersetzt sind die Küsse des Johannes Secundus von Friedr. Wilh. Freiherrn von der G. (Goltz), und herausgekommen in drei Sprachen, latein., franz. von Mirabeau und deutsch von dem genannten Uebersetzer, 1798. Viele findet man in der Zuschrift Polychorda. Eine neue Uebersetzung der Küsse ist von Franz Passow (Leipzig 1807, 8.).

Sedaine (Michel Jean), Mitglied der franz. Akademie und Sekretär jener der Architektur, geb. 1719 zu Paris. Um seine Mutter und zwei jüngere Brüder zu nähren, hieb er in der Jugend Bausteine und kam durch

Fleiß dahin, Mauermeister zu werden. Neigung zog ihn zur dramatischen Kunst. Er fand Beifall und gab seine Profession auf. Monet, der Direkteur der komischen Oper, übertrug ihm die Anfertigung mehrerer Theaterstücke, und er stand sich gut dabei. Sedaine füllte ihm die sonst leeren Bänke. Er starb 1797. Er hinterließ eine Menge dramatischer Spiele, unter denen die bessern sind: Aline, die Königin von Golconde, Amphytrion, Protogenes, der Philosoph ohne es zu wissen, Maillard oder das gerettete Paris, Raimond der Troubadour, der Teufel zu vier, der Schuhflicker Blaite und eine große Anzahl anderer. Sein Dialog ist natürlich und fließend. Sedaine besitzt eine große Kenntniß von den Wirkungen auf einer Bühne.

See, s. Landsee und Meer.

Seebäder. Lichtenberg war in Deutschland der erste, welcher auf die wohlthätigen Wirkungen eines Seebades aufmerksam machte. Das Seebad steht durch seine reizende und eindringende Kraft unter den Mitteln zur Hautkultur oben an, und erfüllt gewiß eins der ersten Bedürfnisse der jetzigen Generation, die Haut zu öffnen, und das ganze Organ und dadurch das ganze Nervensystem neu zu beleben. Es hat dieses Bad zwei große Vorzüge, einmal daß es (ohngeachtet seiner großen Heilkräfte in Krankheiten) dennoch als das naturgemäßeste Hülfsmittel, auch bloß zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit, von Gesunden benutzt werden kann, was bei eine Menge anderer Bäder nicht der Fall ist, die einem Gesunden schaden. Es ist damit wie mit der Leibesbewegung, sie kann unheilbare Krankheiten kuriren, und dennoch kann sie auch der Gesundeste zur Erhaltung seiner Gesundheit brauchen. Der andere Vorzug aber ist der ganz unbeschreiblich große und herrliche Anblick der See, der damit verbunden ist, und der auf einen nicht daran Gewöhnten eine Wirkung thut, welche eine gänzliche Umstimmung und wohlthätige Exaltation des Nervensystems und Gemüths hervorbringen kann. Die physischen Wirkungen des Mittels müssen durch diesen Seeleneindruck außerordentlich unterstützt werden, und eine hypochondrische oder an Nerven leidende Person muß schon das Wohnen an der See und die damit verbundenen herrlichen Schauspiele des Auf- und Unterganges der Sonne, des Sturms u. s. w. halb kuriren. Die Seebäder wirken nicht bloß durch ihre chemische Mischung, worin sie mit den Soolbädern große Aehnlichkeit haben, als auch durch die Beimischung von animalischen Stoffen, durch die eigend reizende Seeluft, Ebbe und Fluth, Wellenschlag, und vor allem durch den erhabenen Eindruck, welchen der Anblick des Oceans gewährt. Die Krankheiten, worin man das Seebad empfiehlt, sind Drüsenkrankheiten, also bei Scropheln und der Anlage dazu, bei Lymphgeschwülsten und Drüsenverhärtungen; ferner und besonders bei Hautausschlägen, bei profusen Schweißen und öftern Catarrhen, und bei chronischen Nervenkrankheiten, vorzüglich wenn sie aus einer Unthätigkeit der Haut hervorgingen oder damit begleitet sind; bei langwierigen gichtischen und rheumatischen Leiden muß man aber sehr vorsichtig mit der Anwendung des Seebades verfahren. Den Gebrauch des Seebades verbieten: Vollblütigkeit, Congestionen, Neigung zu Entzündungen, Blutflüsse, Fehler des Herzens und des größern Gefäßsystems, Verstopfung, Verhärtung oder schleichende Entzündung der innern Organe, Lungenknoten, Lungenschwindsucht und große Körperschwäche. Es ist daher anzurathen, daß man des Seebades sich nur auf den Rath eines Arztes bediene, und daß man auch unter den Augen eines Arztes bade; eben so hängt es von der Art des Leidens, von der Constitution des Kranken ab, ob er das offene oder verschlossene Wannenseebad, oder ob er das letztere kalt oder erwärmt gebrauchen soll. Die Seebäder Deutschlands liegen alle an der Ost- und Nordsee und sind: 1) Zoppot, bei Danzig, neu angelegt und mit allem zum Seebade Gehö-

rigen versehen, die See ruhig und ohne Ebbe und Fluth; 2) Rügenwalde, in Pommern, erst 1814 angelegt; 3) Kolberg, in Pommern; 4) Putbus, in einer südlichen Bucht der Insel Rügen, freundlich und geschmackvoll angelegt, aber ohne Ebbe und Fluth; 5) Arkona, die nördlichste Spitze der Insel Rügen, soll jetzt mit einer Seebadeanstalt versehen werden; 6) Stralsund erhält jetzt eine Privatseebadeanstalt, wozu Stadt und Lage sich vorzüglich eignen; 7) Warnemünde, ein Fischerdorf an dem Ausflusse der Warnow in die Ostsee, durch Stille, schöne Natur und alterthümliche Sitte ausgezeichnet, übrigens fehlt außer der offenen See selbst alle Badeanstalt; 8) Dobberan (s. d. Art.), seit 1794 als Seebad berühmt, mit aller Pracht eines besuchten Badeortes und auch mit drei besondern Mineralquellen (Schwefelquelle, Bitterwasser und Eisenwasser) versehen, das älteste und besuchteste unter allen deutschen Seebädern; 9) Travemünde, seit 1801 bestehend, an dem Ausflusse der Trave in die Ostsee. An der Ostküste der cimbrischen Halbinsel liegen: 10) Kiel, im J. 1819 entstanden, bietet durch die Nähe der Universitätsstadt, durch reichen Gehalt des Seewassers, durch ruhige Lage und sehr zweckmäßige Einrichtungen große Vortheile dar; 11) Apenrade, ebenfalls seit 1819 bestehend, hat reichen Gehalt des Seewassers, welches am kleinen Belt gelegen, mit dem Kattegatt zusammenhängt, ruhige Lage, reizende Umgegend und den Vortheil einer Mittelstadt, übrigens liegt es wie Kiel in einer Bucht. An der Westküste der cimbrischen Halbinsel liegt 12) Föhr, eine Insel, hat an dem Hafenorte Wyck eine Seebadeanstalt, die sich wie die meisten Nordseebäder durch ein mehr freies, wilder bewegtes Wasser auszeichnet und sehr besucht werden soll. An der Küste der Nordsee liegen: 13) Cuxhaven (s. d. Art.) und Ritzebüttel, seit 1816 mit Badeanstalten versehen und sehr besucht; 14) die oldenburgische Insel Wangerode, mit vollständiger Badeeinrichtung; 15) die Insel Norderney, auf welcher seit 1797 ein Seebad besteht. — Die meisten dieser Seebäder sind in eigenen Schriften beschrieben worden.

Seecharten sind hydrographische Risse, welche die Lage der Küsten, Felsen, Sandbänke, Seezeichen, Strömungen, Tiefen, die Richtung des Windes u. s. w. anzeigen. Damit der Seemann auf denselben die Gegenstände ohne Verzug erkennen könne, stehen alle Parallel- und Mittagskreise senkrecht auf einander; die Grade der erstern nehmen nicht wie bei den Landcharten nach den Polen hin ab, sondern bleiben sich gleich, dagegen wird der Meridian in jeder Breite verhältnißmäßig vergrößert. Sie heißen daher auch Charten mit wachsenden Breitengraden, reducirte, Mercators- oder Wrights-Charten nach ihrem Erfinder. Ihre Verzeichnung muß aus leptodromischen Ursachen hergeleitet werden. Zum Unterschiede von den ebenen Meer- und Küstencharten, die nur ein kleines Erdstück als Ebene darstellen, werden jene auch runde Seecharten genannt.

Seegesetze. Unter diesem Ausdruck wird eine doppelte Art von Gesetzen begriffen; die eine bezieht sich auf jene Privatrechte, welche einzelne Völker über den Handel und die Seefahrt entworfen haben. Die andere auf die völkerrechtliche Bestimmung über dieselben Gegenstände. Jedes seefahrendes und handelndes Volk hat gewöhnlich auch seinen eigenen Seekodex, oder ein fremder hat ihm dabei zum Muster gedient. Im Alterthume besaß der Rhodische Seekodex einen großen Ruhm; unter den ältern christlichen ist das Consolato del mare bekannt. Die völkerrechtlichen Seegesetze sind im Allgemeinen noch wenig bestimmt; gewöhnlich werden von jeder Nation die in dieser Rücksicht zwischen Völkern erhebenden Streitfragen nach ihrem eigenen Seekodex entschieden; da doch diese Entscheidung von dem allgemeinen Völkerrechte und aus den zwischen den Nationen bestehenden Verträgen hergenommen werden sollte. In der neuern Zeit haben

besonders die Engländer ihren Seegesetzen eine drückende Ausdehnung gegeben, und dadurch den Handel der neutralen Völker während eines Krieges bedeutend beschränkt; man hat sich ihnen zwar widersetzt, mußten sich aber dem Willen der gewaltigen Seemacht beugen.

Seehandel. Der Seehandel im Alterthum kann man nur als einen Zweig des Landhandels betrachten; der Transport der Waaren geschah größtentheils zu Lande und die Schifffahrt selbst war nichts mehr als eine Küstenschifffahrt. Erst durch die Auffindung des Wasserweges nach Ostindien durch die Portugiesen und durch die Entdeckung von Amerika durch die Spanier ward der Landhandel in Seehandel umgeschaffen. Früher war das Mittelmeer die Haupthandelsstraße gewesen, und die kleinern italienischen und spanischen Staaten und Seestädte betrieben denselben; jetzt ward aber der Weltocean die große Handelsstraße und mehrere Nationen konnten an dem überseeischen Verkehre Theil nehmen. Eben so wichtig für Europa und sein politisches Völkersystem war die Gründung von Colonien in West- und Ostindien: zuerst legten Spanien und Portugal welche an; doch der ungeheure Gewinn, den diese Völker aus dieser Quelle zogen, mußten bald auch andre locken, und nun traten Frankreich, Holland und England mit ihnen in die Schranken, und rangen um den Preis. Bei einer solchen Lage empfing der Seehandel erst seinen eigentlichen Charakter.

Seehandelsvereine (rheinisch-westindische und elb-amerikanische Compagnien), s. Westindische Compagnien.

Seehandelssocietät in Preußen, eine Gesellschaft, welcher der König den Alleinhandel mit Salz und Wachsen ertheilte. 1772 wurde ihr der erste Freibrief auf 20 Jahre ausgefertigt; sodann ward er auf 3 Jahre und 1794 bis zum 1. Jan. 1808 erweitert; der Gesellschaft aber zugleich den Alleinhandel mit Wachsen abgenommen. Sie besteht noch, wenn gleich seit dem letzten Ablaufstermine ihres Freibriefs derselbe nicht wieder öffentlich bestätigt worden. Ihr Capital bestand anfänglich aus einem Fond von 1.200.000 Thalern auf 2400 Aktien vertheilt, sammt einem Zuschusse aus dem Schatze. Die Regierung verbürgte anfänglich den Theilnehmern jährlich 10 Prozent, doch ward diese Dividende 1794 auf 5 Prozent heruntergesetzt. Die Actionäre sind von der Verwaltung und der Einsicht des Geschäftganges ausgeschlossen; eine besondere Abtheilung im Finanzministerium führt die Aufsicht über dieselben. Es konnte nicht fehlen, daß die Gesellschaft gleich bei ihrem Entstehen viele Gegner hatte, und nicht mit Unrecht wurde ihr vorgeworfen, daß sie dem Handel mehr Nach- als Vortheil bringe, und selbst der Staat aus ihr weniger Nutzen zöge, als wenn der Handel mit Salz nicht beengt wäre. Von einem Kaufmannsvereine, dem unter dem Schutze der Regierung der Alleinhandel mit gewissen Artikeln verliehen wird, kann man nur dann einen Vortheil für die Staatseinwohner und für einen gedeihlichen Fortgang des Unternehmens selbst hoffen, wenn entweder ein noch nicht vorhandener Handelszweig in Gang gebracht werden soll, oder wenn ein schon vorhandener die Kräfte der Privatleute übersteigt, und des Schutzes des Staats besonders bedarf. In Preußen aber war der Salzhandel schon seit vielen Jahren im besten Gedeihen; die Kaufleute besaßen hinlängliche Kapitale zu demselben; er wurde sogar von Seiten der preuß. Kaufleute mit einem geringen eignen Kapitale geführt; denn die Holländer und Engländer kauften das Seesalz mit ihren Kapitalen ein, und gaben es den preuß. Kaufleuten auf Kredit. Die Schiffe, welche das Salz in den preuß. Häfen abluden, mußten entweder leer zurückfahren, oder ihre Eigner mußten einen geringen Fahrpreis nehmen; aus diesem Grunde befrachteten fremde Kaufleute gerne die Schiffe mit Preußens Landeserzeugnissen. Auf der andern Seite mußte dies eben so vortheilhaft auf

die Landesrhederei wirken; denn preußische Schiffe brachten die Landesprodukte wohlfeil nach den Ländern hin, von den sie das Seesalz als Rückfracht mitnahmen. Auf gleiche Weise wurde durch den freien Salzhandel der Verkehr zwischen Königsberg und Polen und Rußland befördert, und ein gewinnreicher Tauschhandel zwischen Salz und den Erzeugnissen jener Länder unterhalten. Die Societät ließ das Salz durch ihre Kommissäre, und unmittelbar in Frankreich und England einkaufen, und durch dasige Schiffe nach den Ostseehäfen bringen. Hierdurch wurde die Landesrhederei sehr geschmälert, und die Holländer blieben weg; weil sie kein Salz hinbringen durften, und sie folglich die Produkte des Nordens zu theuer kaufen mußten; der polnische und russische Handel zog sich daher nach Riga und Libau. Die Kapitalen, welche die Gesellschaft zu ihrem Salzhandel gebrauchte, wurden andern Handelszweigen entzogen, und so geriethen auch diese in Stockung. Die Regierung sah auch bald den Nachtheil der Salzhandelsgesellschaft ein; sie gewährte wieder den fremden Schiffen die freie Einfuhr des Salzes, und ließ auch wieder die königsberger Kaufmannschaft Antheil an diesem Handelszweige nehmen; sie drang sogar darauf, die Salzpreise zu erniedrigen, welche die Gesellschaft zu sehr erhöht hatte. Wenn man berechnet, daß die Gesellschaft keinen Zoll für das Salz und die Schiffe zu zahlen hatte, so wird man leicht einsehen, daß durch sie die Einkünfte des Staats eher verloren als gewonnen haben. Die Einnahme betrug jährlich nach dem Edikte von 1794 44.000 Thlr.; ein freier Handel mit Salz würde durch die Abtragung der Zollgebühren diese Summe weit übertroffen haben. 1807 nahm der Feind der Gesellschaft alle Salzvorräthe weg, und der Staat war verbunden, diesen Schaden aus seinen Kassen zu ersetzen. Wäre das Salz Privateigenthum gewesen, so würde der Feind die Vorräthe nicht konfiscirt haben.

Seekrankheit gibt sich durch einen hohen Grad von Uebelkeit, Ekel, Abneigung vor Speisen und Schwindel zu erkennen; bald stellt sich auch Erbrechen ein, das anfangs Erleichterung schafft; aber später durch sein häufiges Wiederkehren die Kranken, besonders die Schwächlichen und Frauen, sehr angreift. Weniger leidet der Kranke, wenn er sich niederlegt, als wenn er sich aufhält; am heftigsten ist aber die Seekrankheit bei unruhigem und stürmischem Meere. Die Ursache der Krankheit liegt höchst wahrscheinlich in der ungewohnten, schaukelnden Bewegung des Schiffes; denn Keiner, der zum ersten Male zu See fährt, wird ihr entgehen. Die Seekrankheit an sich ist nie gefährlich; gewöhnlich kehrt nach einigen Tagen der Appetit wieder, und die Krankheit ist verschwunden. — Während dem Anfalle thut Zitronensaft mit Zucker gute Dienste.

Seekrieg. Im Alterthume waren Seekriege wohl nichts mehr, als etwas erweiterte Landkriege; denn nimmer ward ein Seekrieg ohne Landkrieg geführt und höchstselten geschah auf diesem Elemente der entscheidende Schlag; oft wurden auch bloße Handelsschiffe zum Gefechte ausgerüstet und mit Landsoldaten besetzt; die Römer machten durch den Gebrauch des eisernen Armes, womit sie das feindliche Schiff an das ihrige zogen und festhielten, ein Seetreffen erst zur Landschlacht. Eigentliche Seekriege, unabhängig von Landkriegen, wurden erst geführt, als in Europa sich Seestaaten bildeten und diese sich überseeische Colonien erwarben. Je wichtiger diese Letztern wurden, und jemehr das Wohl eines Staates auf dem Besitz derselben und dem Seehandel beruhte; desto einflußreicher wurden auch die Seekriege und desto entscheidender oft eine Niederlage zur See. Was den Seekrieg von dem Landkriege auszeichnet, ist, daß in dem letzten von jeder gesitteten Nation das Privateigenthum geachtet; während im ersten alles Privateigenthum, was dem Feinde in die Hände fällt, für gute Preise erklärt wird. Dies Verfahren streitet zwar gegen den völker-

rechtlichen Begriff eines Krieges; denn nicht Privaten bekriegen sich, sondern der Krieg ist ein Kampf zwischen Staat und Staat; da aber oft die Beschränkung eines Nebenbuhlers im Handel der Hauptzweck eines Seekrieges ist; so würde dieser nicht erreicht werden, wenn das Privateigenthum geschützt wäre. Auch kann eine Nation, die durch einen siegenden Feind von der See und ihrem Handel ausgeschlossen wird, keine andere Repressalien nehmen und hat keine andere Mittel, ihren Gegner zum Frieden geneigt zu machen, als Kaperei.

Seeland oder Zeeland, Provinz des Königreichs der Niederlande, enthält 34 Q. M. und 111.000 Einw. in 9 Städten und 105 Dörfern, grenzt gegen Norden an die Provinz Holland, gegen Osten und Süden an Brabant und Flandern und gegen Westen ans deutsche Meer; besteht aus dem nördlichen Theile von Flandern (Staats-Flandern) und aus mehrern Inseln, welche die Ausflüsse der Schelde und Maas bilden. Die 5 Hauptinseln sind: Walcheren mit der Hauptstadt Mittelburg und der Festung Vliessingen (s. d. drei Art.), Nordbeveland, Zuydbeveland, Schouwen und Tholen. Diese Provinz hat unter allen am meisten mit den Fluthen zu kämpfen, und die Unterhaltung ihrer Schutzdämme kostet ungeheure Summen. Der Boden ist zwar äußerst fruchtbar und bringt vorzüglich schönen Weizen, Krapp und den feinsten Flachs hervor. Die Weiden sind mit Herden des schönsten Rindviehes bedeckt. Das Klima ist feucht und ungesund; doch ist diese Provinz, nächst Holland durch den Handel die reichste. In dem mit dieser Provinz vereinigten Staats-Flandern liegen die befestigten Orte Hulst, Philippine, Sas van Gend und Sluys.

Seeland (dän. Såland oder Siåland), die größte und wichtigste Insel der dänischen Monarchie, welche gegen Osten durch den Sund von Schweden, und gegen Westen durch den großen Belt von der Insel Fünen getrennt ist; gegen Norden das Kattegat und gegen Süden die Inseln Moen, Falster und Laaland mit ihren Gewässern zur Grenze hat, enthält auf 133 Q. M. 298.000 Einw. Ihre Ufer sind flach, sie hat einen wellenförmigen meist fruchtbaren Boden, vorzüglich an Getreide aller Art, und stellenweise vortreffliche Waldungen; Nadelholz ist nicht vorhanden. Sie hat mehrere kleine Seen und im N. den Meerbusen Isefiord. Die Einw. unterhalten treffliche Vieh- und Pferdezucht. An ihrer östlichen Küste und zwar an der schmalen Meerenge, welche hier die kleine Insel Amak von Seeland trennt, liegt die Haupt- und Residenzstadt Copenhagen (s. d. Art.). Außerdem befinden sich auf ihr mehrere mittlere und kleinere Städte, königl. Lustschlösser und die Festungen Helsingör (s. d. Art.) und Kronenburg. Zu dem Stifte (Statthalterschaft) Seeland gehören außer dieser Insel noch die Inseln Samsoe, Mön und Bornholm, zusammen 144 Q. M. mit 334.000 Einwohnern.

Seele. Wir wissen, daß wir denken, d. h. mit Bewußtseyn Vorstellungen haben und vergleichen. Diese Anlage und dies Vermögen kann als eine bloße Eigenschaft nicht für sich bestehen; denn als Anlage und Vermögen, überhaupt als Eigenschaft, ist es ja nur die Beschaffenheit einer Sache, welche durch das Wesen derselben begründet wird, und nicht das Wesen der Sache selbst. Es ist also ein Accidenz und keine Substanz. Alles, was ist, muß nothwendig entweder das Eine oder das Andere seyn. Substanz ist dasjenige, was für sich besteht, was wirklich ist, ohne daß seine Existenz (nicht aber seine Entstehung) abhängig ist von einem andern Wesen. Accidenz aber ist alles das, was nur existirt, insofern es mit einer Substanz verbunden ist, und dessen Wirklichkeit also auf dem Daseyn der Substanz beruht. Da nun das Denken wirklich ist, da wir dessen Daseyn durch das Bewußtseyn erkennen, so muß auch eine Substanz existiren, welche dieses

Denken hervorbringt und der Grund desselben ist. Diese Substanz, welche denkt, oder vielmehr durch welche wir denken, nennen wir Seele. Die Seele kann aber kein Körper seyn; sondern sie ist ein Geist; denn ein Körper kann nicht denken, weil er seinem Wesen nach aus Theilen zusammengesetzt ist. Sollte ein aus Theilen zusammengesetztes Wesen Vorstellungen und Bewußtseyn haben; so müßte entweder ein Theil die Vorstellungen und der andre das Bewußtseyn haben, oder beides müßte sich in allen Theilen befinden. In jenem Falle würde nur derjenige Theil die Seele seyn, in welchem das Bewußtseyn wäre, und der andre würde nur ein Hülfsmittel seyn; denn nur durch das Bewußtseyn der Vorstellungen denkt man. Dieser Fall ist auch darum nicht möglich, weil ein Bewußtsein ohne Vorstellungen nicht gedenkbar ist. Mithin bleibt nur der andere Fall übrig, daß in allen Theilen Vorstellungen und Bewußtseyn vereinigt sind. Wenn dies wäre, so würden wieder zwei Fälle denkbar seyn; daß entweder zwar alle Theile beitragen, einen Gedanken zu fassen; daß aber derselbe als vollendet nur von einem wahrgenommen werde, oder daß alle Theile den wirklichen Gedanken haben. In jenem Falle würde wieder nur jener ein untheilbarer Theil, die Seele und die übrigen Werkzeuge derselben seyn; denn nur der vorhandene Gedanke ist ein Gedanke; nicht der entstehende, der vorbereitete. Im zweiten Falle würden zwar alle Theile die nämlichen Vorstellungen haben müssen: denn wollte man annehmen, daß die einzelnen Theilen sich verschiedener Vorstellungen bewußt wären, aus deren Vereinigung sich die Seele eine Vorstellung bilde; so würde das nichts anders heißen, als die Seele würde sich in ihren Theilen gewisser Merkmale der Gesammtvorstellung bewußt seyn; welcher sie sich als ein Ganzes nicht bewußt wäre, oder mit andern Worten: einem Theile kommen Prädikate zu, die dem Ganzen nicht zukommen; was aber einen Widerspruch enthält. Auf der andern Seite behaupten, daß alle Theile des denkenden Wesens an dem Bewußtseyn Theil haben, hieße behaupten, eine Seele bestehe aus mehreren Seelen. Die Seele ist mithin nothwendig ein untheilbares, unkörperliches Wesen, ein Geist, der in der Zeit, aber nicht im Raume lebt.

Seelenheilkunde, psychische Heilkunde, Psychiatrik, setzt voraus, daß die Seele leiden kann, oder, wenn sie selbst keiner Krankheit unterworfen ist, doch ihr eigentliches Organ, mittelst dessen sie ihre Denkfunktionen vollbringt, durch ein krankhaftes Leiden der Art verändert werden kann, daß sie ihr Denkvermögen entweder höchst kümmerlich oder nur auf eine verkehrte Weise auszuüben vermag. In beiden Fällen gibt es Seelenkrankheiten, und die Seele, wenn sie auch nicht unmittelbar ein Objekt der Medizin seyn kann, ist es doch mittelbar durch den Körper. Auch muß der Seelenarzt bei jeder Geisteskrankheit voraussetzen, daß nicht sie, sondern der Körper, in so fern er Seelenorgan ist, leide; denn eine wirkliche Seelenkrankheit, das heißt, ein Leiden, was unmittelbar seinen Grund und Sitz in dem geistigen Prinzipe hat, würde unheilbar seyn; weil der Arzt nicht zu ihm gelangen kann, und es sich jeder Behandlung entzieht. Daß es aber Körperzustände gebe, bei den die Seelenthätigkeiten bald erregter, bald geschwächt und bald krankhaft verändert erscheinen, lehren Tausende von Erfahrungen. Da der Arzt im Stande ist, jene auf die Seele einfließende und sie in ihren naturgemäßen Aeußerungen störende Körperzustände zu heben; so stellt er hierdurch das harmonische Verhältniß, was zwischen Körper und Seele seyn muß, wenn die letztere richtig denken soll, wieder her. Es gibt also Seelenkrankheiten, und zugleich ist die Möglichkeit vorhanden, daß sie der Arzt heilen kann; es gibt also eine Seelenheilkunde. Die Vernunft scheint überhaupt jeder verderblichen Einwirkung des Körpers auf sie entzogen zu seyn; denn auch der Seelenkranke schließt ihren formellen Gesetzen

gemäß, und seine Schlüsse sind nur falsch, weil die untern Seelenkräfte der Vernunft ein falsches Materiale, d. h. Vordersätze liefern. Es sind also nur die niedern Seelenvermögen, welche durch Krankheit getrübt erscheinen können. Diese lassen sich nun bequem in drei Zweige theilen, in Verstand, Gemüth und Willen. Das charakteristische Zeichen eines Seelenleidens ist falsches Denken; aber dies kann doppelter Art seyn: entweder ist es deprimirt, — der Kranke hat äußerst wenige Vorstellungen; oder exaltirt — im Kranken drängen sich die Vorstellungen im raschsten Fluge auf einander. Ist nun der Verstand krankhaft exaltirt, so entsteht Verrücktheit oder Narrheit; ist er krankhaft deprimirt, Blödsinn; ein krankhaft exaltirtes Gemüth bildet den Wahnsinn; das Entgegengesetzte die Melancholie; der Wille in krankhafte Exaltion nennt man Tobsucht oder Tollheit, und in krankhafter Depression Willenlosigkeit. Diese Hauptarten vermischen und verbinden sich auf mannichfache Weise, und bringen eine Menge Unterarten hervor. Die Veranlassungen zu psychischen Krankheiten sind theils körperlich, theils geistig, in so fern geistige Einflüsse die Organisation und das gesunde Spiel der Kräfte des Körpers verändern, und nicht in so fern der Geist an sich selbst leiden kann. Zu den körperlichen gehören Krankheiten und Mißbildungen des Gehirnes und der zunächst mit ihm in Verbindung stehenden Organe, Unordnungen im Herzen und Gefäßsysteme, Unterleibskrankheiten, Entkräftung durch Ausschweifungen, zu großer Verlust der Säfte, zurückgetretene Ausschläge und andere Sekretionen, Würmer, Fehler der Menstruation, unglückliches Kindbett, Kopfverletzungen ꝛc. Auch kann die Seelenkrankheit erblich seyn, und setzt also im Kinde eine Anlage zu der Seelenkrankheit seiner Eltern oder Großeltern voraus; endlich vermag auch das Clima eine solche Anlage zu bilden. Geistige Veranlassungen haben gewöhnlich den Charakter, daß ein Seelenvermögen auf Kosten der andern zu einseitig ausgebildet ist; als zu einseitige Entwickelung des Verstandes, und noch mehr der Phantasie. Zu mächtige Leidenschaften, die über das Maß oder gar nicht befriedigt werden, als Trunksucht, Wollust, unglückliche Liebe; heftige Gemüthsaffekte, als Freude, Schreck, Furcht, Sorgen, Gram, die lange wirken. Das Temperament ist zwar nie die direkte Ursache einer Seelenkrankheit; aber die Veranlassung kann es seyn, daß sich eine Geisteskrankheit eher ausbildet und daß diese dann eine mit dem Temperamente übereinstimmende Form annimmt; das melancholische Temperament führt eher zu Melancholie und das cholerische eher zur Tobsucht, als umgekehrt. Wenn gleich die Alten Seelenkrankheiten kannten, so haben sie doch in der Heilung derselben keine Schritte von Bedeutung gethan. Erst in der neuern Zeit wurde die Seelenheilkunde wissenschaftlich ausgebildet, und zwar in Italien durch Chiarugi (Della pazzia, Florenz, 1793); in Frankreich durch Pinel (s. d. Art.) (De l'aliénation mentale, Paris, 1801); in England durch Arnold (On insanity, lunacy or madness, London, 1732) und Crichton On mental derangement, London, 1798); in Deutschland durch Weikard (Philosophischer Arzt, Frankfurt, 1782, 3. Band) Hoffbauer, (Ueber die Krankheit der Seele, Halle, 1802); und Reil (vergl. d. Art.) (Rhapsodien über die psychische Curmethode, Halle, 1803). Die neueren Beförderer dieses Theiles der Medizin sämmtlich zu nennen, würde hier zu weit führen, wir begnügen uns für Italien mit Gualandi, für England mit Cox, Haslam und Wright, für Frankreich mit Esquirol und Pariset, für Deutschland mit Horn, Langermann, Heinroth, Nasse und Jacobi. Für Deutschland nennen wir als die wichtigsten Irrenhäuser: die Irrensektion im Charité-Krankenhause zu Berlin, eine Privatanstalt des Geheimenrath Horn daselbst, Marsberg in Westphalen, Abtei Siegburg bei Bonn, Leubus und Brieg in Schlesien, Halle, Sorau,

St. Georgen zu Baireuth, Irrensektion im Juliushospitale zu Würzburg, Zweifalten bei Tübingen, Eltville im Nassauischen, Sonnenstein bei Pirna, Georgenhaus zu Leipzig, Zuchthaus zu Waldheim u. a. m. Unter den ausländischen Anstalten nennen wir die Salpetrière, Bicêtre und Charenton bei Paris; das neue Bethlem in England; die Anstalt zu Aversa bei Neapel; die Anstalt zu Avenches bei Lausanne und endlich die merkwürdige Irrencolonie zu Gheer unweit Antwerpen, wo unter die 6000 Einwohner des Ortes 400 bis 500 Irre zur Heilung vertheilt sind. Die zweckmäßige Einrichtung eines Irrenhauses, so wie die ärztliche Behandlung der Kranken sind Gegenstände eines besondern Studiums und können hier nicht abgehandelt werden. Wichtig ist die Seelenheilkunde in ihrer Beziehung zu der criminellen Justiz; der Seelenarzt wird häufig von dieser Seite zur Entscheidung aufgefordert, ob ein Mensch imputationsfähig sey, d. h. ob er in der Seelenlage ist, daß er das Moralische und Unmoralische einer Handlung unterscheiden kann, oder ob er seine Güter verwalten, oder ob man ihm seine körperliche Freiheit lassen könne. In dieser Hinsicht liefern sehr wichtige Arbeiten Ernst Platners Quaestiones medicinae forensis (Leipzig, 1824 8.), die einen Schatz von psychologisch-criminalistischen Untersuchungen und Erfahrungen enthalten; ein vollständiges Lehrbuch über gerichtlich-psychische Medizin gab neulich J. Chr. Aug. Heinroth (Leipzig, 1825, 8.). Von der bereits sehr reichen Literatue zur psychischen Medizin überhaupt führen wir hier nur an: Joh. Chr. Reil und Joh. Christoph Hoffbauer, Beiträge zur Beförderung einer Curmethode auf psychischem Wege (Halle, 1808—10, 8.); Alex. Haindorf, Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten (Heidelberg, 1811, 8.); Alb. Math. Vering, psychische Heilkunde (Leipzig, 1817—21, 8.); J. Chr. Aug. Heinroth, Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens (Leipzig, 1818, 8.); Dessen Seelengesundheitskunde (Leipzig, 1814, 8.); Fr. Nasse, Zeitschrift für psychische Aerzte (Leipzig, 1818 fg., 8.).

Seelenlehre s. Psychologie.

Seelenverkäufer, in Seestädten diejenigen, welche Leute anwerben, mehrentheils aber wider ihren Willen durch List an sich ziehen, und sie so lange mit den nöthigen Bedürfnissen versehen, bis sie solche als Matrosen oder als Soldaten, gewöhnlich um in andere Welttheile geschifft zu werden, anbringen, wo ihnen dann das ausgelegte Geld von dem Handgelde des Mannes wiedergegeben, oder, wenn es die Summe desselben übersteigt, auf den künftigen Sold desselben angewiesen wird.

Seelenwanderung (bei den Griechen Metempsychosis, Umseelung oder Seelenwechsel), eine Lehre, welche aus Indien stammt, wornach die Geister durch ihren Aufenthalt in verschiedenen thierischen und menschlichen Körpern gereiniget, und auf diese Weise der Gottheit, von welcher sie ausgegangen, wieder näher gebracht werden. Diese Lehre ist wohl die Grundlage des in verschiedenen Gestalten über einen großen Theil Asiens, und auch später über Griechenland ausgebreiteten Emanationssystems gewesen. In dem altindischen Religionsbuche Jajusch-Veda heißt es nämlich: Nach dem Tode gehet die Seele dahin, wohin ihre Werke sie führen. Wie der Goldarbeiter ein altes Gefäß zerschlägt, und ein neues daraus verfertiget, so nimmt sie einen neuen Körper an, wenn sie den alten verlassen hat. Wie der Wurm von Halm zu Halme kriecht, so wandelt sie von Gestalt zu Gestalt. Die guten und bösen Handlungen des Menschen (sagen die Gesetze des Menu), bestimmen die Wanderungen der Seelen vom Zustande des Brahma an bis zu dem der Pflanzen. Die Seelen der Tugendhaften genießen in einem aus reinen Elementartheilchen zusammengesetzten Körper Wonne in den himmlischen Wohnungen. Die Seelen der Lasterhaften

kommen wieder in einem irdischen Körper, um der Schmerzen empfänglich zu seyn, welche die Todtenrichter Jama ihnen zuerkannt hat. Indessen sind wir über diese Lehre, wie über so viele andere aus dem höchsten Alterthume in vieler Hinsicht im Dunkeln, und wissen nicht, ob Hollwells empfehlende Darstellung oder die mindergünstige der übrigen Schriftsteller der Wahrheit näher kommen. Aus der indischen Religion kam diese Lehre in die altägyptische Volksreligion. Herodot hörte ihre Priester lehren, die Seele eines Sterbenden fahre in ein Thier, das in demselben Augenblick geboren werde, und wandere dann immerfort, bis sie das ganze Thierreich durchzogen sey, welches in drei Jahrtausenden geschehe, nach welcher Zeit sie dann wieder in einen Menschen fahre. Die große Sorgfalt, die man in Aegypten auf die Einbalsamirung der Todten verwendete, war eine Folge dieses Glaubens an Unsterblichkeit. — Von den Aegyptern empfingen die Griechen den Glauben an die Seelenwanderung. Sie gehörte zu den eigenthümlichen Dogmen des Pythagoras, und zwar nicht zu den Geheimnissen seiner Schule, sondern zu jenen Lehren, die er allgemein verbreitet wissen wollte. Pythagoras war ein Präexistentianer, die Seelen waren nach ihm Funken des göttlichen Aethers, und, so wie die Götter selbst, aus den Zahlen entsprungen; er wußte daher die Seelen, die er, als Produkte der Weltseele, für unzerstörbar und unsterblich hielt, nicht besser nach dem Tode ihrer Körper unterzubringen, als daß er sie wandern ließ; wiewohl Einige behaupten, es sey dem Pythagoras mit der Behauptung einer Seelenwanderung, nach dem Buchstaben, so wie sie Ovid (Metam. XV. 158 ff.) vorstellt, kein Ernst gewesen, sondern er habe sie bloß als Allegorie gebraucht, welches jedoch nicht wahrscheinlich ist. Empedokles ging noch weiter, als Pythagoras, und ließ die Seelen nicht nur in andere menschliche und thierische Körper, sondern auch in Pflanzen übergehen. Diogenes Laertius führt folgende Verse von ihm an: „Ehemals war ich, ich weiß es, ein Knabe, wieder ein Mädchen, — Goldfisch, Pflanze sogar, dann wieder geflügeltes Rebhuhn." Die griechischen Mysterien kleideten die Seelenwanderung in anziehende Mythen ein, welche den Dionysos oder Bacchus als Herrn und Führer der Seelen darstellen. Auch hier war die Annahme einer Präexistenz merklich. Pindar läßt die Seele nach einem dreimaligen tadellosen Lebenswandel in den Inseln der Seligen (s. d. Art.) anlangen. Plato dehnt den Zeitraum bis zur völligen Rückkehr der Seelen in den Schoß der Gottheit auf zehn Jahrtausende aus, in denen sie Menschen- und Thierkörper zu durchwandern hätten. Plotin unterscheidet eine Verpflanzung der Seelen aus unsichtbaren, ätherischen Körpern in irdische und eine Wanderung aus irdischen wieder in irdische. Unter den Römern haben Cicero und Virgil sich auf diese Lehre bezogen. Auch die alten Italier, die celtischen Druiden, die Scythen und Hyperboräer hatten diesen Glauben, so wie die heidnischen Nationen Ostasiens, die Völkerschaften am Kaukasus, wilde Amerikaner und afrikanische Neger ihn mit mancherlei Abänderungen noch haben. In der ihnen eignen Manier malten die Rabbinen die Lehre von der Seelenwanderung aus, indem sie annahmen, Gott habe nur eine bestimmte Anzahl Judenseelen geschaffen, die daher immer wiederkämen, so lange es Juden gäbe, bisweilen auch zur Bußübung in Thierkörper versetzt, doch am Auferstehungstage alle geläutert seyn, und in den Leibern der Gerechten auf dem Boden des gelobten Landes aufleben würden. Die christliche Sekte der Manichäer betrachtete die Seelenwanderung auch als Bußmittel. Die weite Verbreitung dieser Lehre läßt sich daraus erklären, weil sie dem gemeinen Verstande sich durch ihre Faßlichkeit empfiehlt, theils weil sie zur Scheu des Blutvergießens und überhaupt zur Sänftigung des Charakters führt, und hat deßhalb den Beifall mehrerer neuerer Naturphilosophen erhalten.

Seemannschaft. Sie muß alle jene Kenntnissen und Fertigkeiten lehren, die ein Seemann bedarf, um ein Schiff gut zu regieren. Der Befehlshaber eines Schiffes muß mit den Eigenschaften eines beladenen und unbeladenen Schiffes, mit seiner Stabilität, Dauerhaftigkeit, Größe, Bewegung, Tackeasche und ebenfalls mit der Handhabung der Anker und Taue bekannt seyn. Ehemals wurde diese Lehre auf den nautischen Schulen vernachlässigt, und der junge Seemann lernte sie während dem Dienste auf der See selbst. In der letztern Zeit hat man hierauf mehr gesehen, und besonders war es Napoleon, der seine Seeleute nicht auf der See zu tüchtigen Matrosen bilden konnte, sie hierzu auf dem Lande und in den Häfen so viel als möglich zu erziehen suchte.

Seeräuberei, eine Barbarei unsres gesellschaftlichen Zustandes, die sich aus den Zeiten der ältesten Rohheit alle Jahrh. hindurch erhalten hat. Sie wird von dem Freibeuter (Corsaren) unter willkürlicher Flagge gegen Jedermann ausgeübt, und ist daher von der Caperei (vergl. d. Art. Caper) unterschieden. Inselmeere und buchtenreiche Küsten, wie die in der Levante, im persischen und arabischen Meerbusen, in den ost- und westindischen Gewässern, und im chinesischen Meere waren von jeher, und sind zum Theil noch die Räuberhöhlen der Corsaren. Zu allen Zeiten haben die Regierungen bald mehr, bald minder glückliche Anstrengung zu ihrer Vernichtung gemacht. Nach dem Falle Karthago's und Korinths nahm die Seeräuberei im Mittelmeer von der kleinasiatischen Küste (Ciliciens) her außerordentlich zu. Die Corsaren hatten mehr als tausend Schiffe erbeutet, alle Winkel des Meeres waren von ihnen erfüllt; die Küsten wurden verwüstet, mehr als 400 Städte traf dieses Schicksal — Rom wurde vom Hunger bedroht. Nun ward Pompejus gegen sie gesandt, welcher 67 v. Chr. das Meer binnen 40 Tagen reinigte, und die Raubnester zerstörte. Ueber die nordafrikanischen Seeräuber, s. d. Art. Sklaverei der Weißen. Die Seeräuberei ist ebenfalls in dem ostind. Meere ein großes Uebel, das den friedlichen Kaufmann aus diesen Gewässern verscheucht; die Europäer, statt es auszurotten, haben es nicht wenig befördert, indem sie den Piraten Waffen und andere Kriegsbedürfnisse zuführen. Der Grund der dort so ausgebreiteten Seeräuberei liegt in der ganzen Verfassung, den Ansichten und dem Glauben dieser Völker, sie gilt bei ihnen, wie einst bei den alten Normännern, für ein ehrenvolles Gewerbe, und glückliche Raubzüge machen den Inhalt ihrer Lieder und Sagen aus. Selbst der Islam kommt durch die glänzenden Belohnungen, die er dem Kampfe gegen die Ungläubigen verheißt, dieser Neigung zu Hülfe. Die unzähligen kleinen Inseln bieten den Piraten eben so viele Schlupfwinkel dar, und machen ihre Verfolgung ungemein schwierig, sie hausen an der Nordküste von Celebes, besonders aber auf Magindano und den Suluinseln; in ganzen Flotten laufen sie aus, ihre Fahrzeuge sind mit 100 bis 150 Mann besetzt, und führen sechs- bis zwölfpfündige Kanonen; sie wagen sich an englische und holländische Schiffe, denen sie durch die leichte Bauart ihrer Fahrzeuge überlegen sind; sie können sich ihrer Beute bei Windstillen, die hier so häufig sind, nähern, und ein tiefgehendes Schiff kann sie nicht verfolgen, wenn sie an die Küste eilen, daher sind sie so dreist, daß sie oft kleine holländische Küstenfahrer im Angesicht von Batavia fortnehmen. Sie kämpfen mit großer Erbitterung, und sterben lieber, ehe sie sich ergeben. Indessen haben die Britten in der neuern Zeit sie sehr beschränkt. Die griechischen Piraten sind kürzlich durch die vereinigten Engländer, Franzosen und Russen größtentheils vernichtet worden. In der Südsee machen die Piraten der Diebsinseln oder Ladronen, oft 2—300 Segel stark, auf die Chinafahrer Jagd. Auf der westafrikanischen Küste sind die von den Aschantee's u. a. Negerstämmen ausgerüsteten Corsaren mit Hülfe der Sklavenhändler den Kauf-

fahrern gefährlich. Am kühnsten jedoch sind die südamerikanischen, welche sich selbst bis in die europäischen Gewässer, besonders an Spaniens Küste wagen.

Seerecht, s. Handelsrecht, Neutralität und Navigationsacte.

Seetzen (Ulrich Jaspar), einer der berühmtesten Reisenden unsres Jahrhunderts, welcher die Geographie der südöstlichen Grenzen von Europa und Asien, die ganze Lage von Syrien, Palästina und Arabien mit vermehrter Sicherheit bestimmte, und uns merkwürdige Nachrichten über Arabiens Volksstämme, deren Gesetze, Sitten und Lebensart, über die Topographie, die Bewohner und die Regierungsform des Innern Afrika's geliefert hat. Er wurde in Ostfriesland geboren. Auf der Hochschule Göttingen studirte der talentvolle Seetzen die Naturwissenschaft so wie die orientalischen Sprachen, und las fleißig die Reisebeschreibungen über Asien. Ums J. 1797 folgte er dem Rufe als Kammerassessor in die damals dem russ. Kaiser, jetzt dem Herzog von Oldenburg gehörige Herrschaft Jever, und beschäftigte sich hier in seinen Mußestunden hauptsächlich mit dem Studium Asiens. Seine Ideen, wie dieser Welttheil am vortheilhaftesten zu bereisen sey, welche er 1802 in Zachs monatl. Correspondenz einrücken ließ, machten ihn vortheilhaft bekannt. Er ging nun nach Gotha, wo er unter dem gelehrten Zach sich die zu geograph. Ortsbestimmungen erforderlichen Kenntnisse erwarb; und ward noch im nämlichen Jahre von dem goth. Herzoge Ernst und dem damaligen Erbprinzen August zu einer Reise nach Asien mit allem Nothwendigen versehen. In Konstantinopel, wo er am 12 Dez. 1802 ankam, bereicherte er seine Kenntnisse über Asien in dem Umgange mit Jos. v. Hammer und dem russ. Staatsraths Frobing; reiste dann zu Lande nach Smyrna und besuchte den mysischen Olymp. Am 7. Okt. 1803 verließ er Smyrna mit einer Karavane, und erreichte den 23. Nov. nach einer mühevollen Reise Aleppo, wo er sich mit Eifer dem Studium der arabischen Sprache widmete. In Gesellschaft einer Karavane ging er am 9. April 1805 nach Damask; durchwanderte hierauf in türkisch-arabischer Kleidung unter dem Namen Musa Syrien und Palästina, besuchte das im Alterthum berühmte Trachonitis und Auranitis, drang in den östlichen von Drusen bewohnten Theil Haurans vor, und südlich bis an die Grenzen des steinigen Arabiens. Auf dieser mit vielen Beschwerlichkeiten verbundenen Reise sah er eine Menge herrlicher röm. Ruinen und griechischer und palmyrischer Inschriften. Zurückgekehrt nach Damask (Juni 1805), wanderte er nach kurzer Rast in die Gebirgsgegenden des Libanon und Antilibanon, besuchte Baalbecks prächtige Ruinen, den Tempel der Venus Aphacita ꝛc. und die maronitischen Klöster Kußheja und Mar-Juhanna-Schwoier, wo sich in jenem eine syrische und in diesem eine arabische Druckerei befindet. Im Sept. 1805 war er wieder in Damask, verließ es aber im Anfang des folgenden Jahres als arabischer Schech verkleidet, in Begleitung eines damascenischen Krambändlers, und bereiste die Ostseite des Hermon, des Jordan und des todten Meeres. Auf dieser Wanderung bewunderte Seetzen die Ruinen des einst berühmten Abil, und entdeckte die herrlichen Rudera des alten Gerasa, jetzt Dscherrasch; auch in der alten Residenz Amman, dem spätern Philadelphia, fand er viele bisher unbekannt gebliebene Ruinen. Ungeachtet der großen Mühseligkeiten, die ihm in diesen Gegenden aufstießen, drang unser muthige Wanderer längs der Ostseite des todten Meeres immer weiter vor, erreichte Ende März Karrack, und umreiste von hier aus auf gefahrvollen Gebirgspfaden die südliche Spitze jenes See's, von welchem er so wie von seiner Umgegend eine treffliche Karte aufnahm. Nach einer 12 wöchentl. Reise kam er am 7. April in Jerusalem an, besuchte von hier aus Jaffa und Acre, und trat dann am 15. März 1807

durch die Wüste eine höchst beschwerliche Reise auf einem nie von Europäern betretenen Wege nach Hebron an, wo er am 26. März glücklich anlangte, und wichtige Nachrichten über merkwürdige Ruinen in jenen Gegenden einzog. Hierauf überstieg der wißbegierige Mann das öde Ti-Gebirge, durchreiste die Wüste bis zum griech. St. Catharinenkloster auf dem Sinai, bestieg diesen Berg so wie den Horeb und St. Catharinenberg. Nun ging er nach Suez und dann nach Cairo, wo ihn der östr. Consul Rossetti freundschaftlich aufnahm. Dort brachte er eine kostbare Sammlung von 1574 Handschriften, 3586 Alterthümern und viele mineralogische, botanische und zoologische Seltenheiten zusammen, die, für seinen erlauchten Beschützer bestimmt, sich jetzt in Gotha befindet. 1808 durchwanderte er die ägypt. Provinz Fajum, sah die Pyramiden, das Mumienfeld Sakkara; legte hierauf, jedoch nur zum Scheine, das muhamed. Glaubensbekenntniß ab, um die Städte Mekka und Medina zu sehen. 1809 ging er wieder nach Suez, auf diesem Wege den alten Verbindungskanal zwischen dem rothen Meere und dem Nil untersuchend, reiste dann zur See nach Dschidda und pilgerte von da nach Mekka, wo er am 8. Oktober anlangte und den Fastenmonat Ramadan mitfeierte. Hierauf ging er nach Medina, wo er unter andern den h. Tempel und die Grabkapelle des Propheten abzeichnete. Im Januar 1810 war er wieder in Mekka, und wohnte dort der in jenem Monat gesetzmäßig stattfindenden Wallfahrt bei, welche er als ein unvergleichliches Schauspiel schildert. Auch hier entwarf er mehrere Zeichnungen von den Merkwürdigkeiten der Stadt, vorzüglich der heil. Moschee. In Begleitung seines ehemaligen Lehrers Schech-Hamse trat er im März 1810 eine Reise ins südliche Arabien an. Bis Hodede ging sie zu Wasser, dann zu Lande über Bel-el-Fakih, Sebid, die Kaffeepflanzungen von Haddije, Kusma, Doran, Sana, Damas, Taes nach Aden, und von hier auf dem, nie von Europäern besuchten Küstenwege nach Mocha. Die Sicherheit, welche außerdem in Jemen herrschte, ward hier durch einen herumstreifenden Beduinenstamm gestört, und nur mit Mühe kam Seetzen unberaubt nach Mocha. Als Seetzen hier angekommen war, ließ der dortige Dola alle seine Effekten, die in wissenschaftlichen Sammlungen bestanden, in Beschlag nehmen, und, als er sich in seinen Erwartungen, große Schätze darin zu finden, betrogen sah, an den Iman von Sana unter dem Vorgeben abliefern, daß diese Dinge zu Ausübung von Magie und Zauberei bestimmt wären. Nach langen, fruchtlosen Versuchen, zu seinem Eigenthum zu gelangen, beschloß Seetzen, sich an den Iman von Sana selbst zu wenden, und reiste zu diesem Behuf im Okt. 1811 dahin ab; allein kurze Zeit darauf kam durch die, ihn begleitenden Araber die Nachricht nach Mocha, daß er auf der zweiten Tagereise in der Nähe von Taes plötzlich gestorben sey, wie man allgemein glaubte, auf Befehl des Iman von Sana vergiftet. Einen Theil der Papiere hatte Seetzen kurz zuvor dem ital. Kaufmann Benzoni zur Besorgung übergeben, welcher solche vor seinem, bald erfolgten Tode einem dortigen Banianen anvertraute, aus dessen Händen sie in die des Dola kamen, und so wahrscheinlich ebenfalls verloren sind. Die herrlichen Früchte, welche wir Seetzens Reise verdanken, und welche durch die Herausgabe seines sechsjährigen Tagebuchs, das bis zum April 1809 reicht und in den Händen seiner Familie ist, aber, soviel uns bekannt, noch nicht in Druck erschien, machen den unterbrochenen Fortgang derselben allen Freunden der Welt- und Völkerkunde doppelt schmerzhaft.

Seeuhr, eine Erfindung des engl. Mühlenmeisters Harrison, um die Aufgabe von der Erfindung der Meereslänge zu lösen. An der Seeuhr sieht der Schiffer jeden Mittag, wie viel Uhr es in London ist, wenn die Uhr bei der Abfahrt nach der Uhr der Sternwarte in Greenwich gestellt worden war, und sie ganz genau den Gang der Londoner Uhr beibehalten hatte. Fand

sich nun nach 8 Tagen, daß, wenn die Schiffuhr 12 Uhr zeigte, die Seeuhr schon 1 Uhr hatte, so wußte der Seefahrer, daß jetzt in London 1 Uhr, und er folglich eine Stunde (od. 15°) westlich vom Meridian von Greenwich sey. Hatte er zug eich die Breite beobachtet, so konnte er auf der Charte genau den Punkt angeben, wo sich das Schiff befand. Vergl. Länge zur See, Mondtafeln und Sextant.

Seewissenschaften umfassen den Schiffbau (s. Schiff), die Tackelasche (s. d. A.), die Regierung des Schiffs oder Nautik (s. Compaß, Länge zur See und Schifffahrtskunde) und die Seetaktik. Letztere ist die Theorie des Seekampfs, theils beim Jagen und Entern eines Schiffs, theils bei einer Seeschlacht, sowohl für den Angriff, als für die Vertheidigung, was Stellung, Benutzung des Windes u. s. w. betrifft; auch lehrt die Seetaktik, wie Landungen und Einschiffungen gedeckt, wie Häfen und Küsten befestigt und vertheidigt werden sollen. Mit ihr ist verbunden die Signalkunst (s. d. A.). Aus der Geschichte der Seetaktik ist das Manöver des Durchbrechens der feindlichen Linie, durch welches Nelson bei Abukir und bei Trafalgar siegte, bekannt. Der Erfinder dieses neuen Systems, Klerk, der nie selbst zur See gewesen war, ließ 1782 Ideen über Seetaktik drucken, deren Richtigkeit zuerst Rodney's Sieg in Westindien (12. Apr. 1782) bewährte, so daß nachher Howe, St. Vincent, Duncan und Nelson das Klerksche System anwandten. Als ein ausführliches und doch populäres Werk ist besonders Müller's Seewissenschaft, Berlin 1794, sehr zu empfehlen.

Segment oder Kreisabschnitt, s. Abschnitt.

Segnersches Wasserrad. Diese hydraulische Maschine, welche durch die Zurückwirkung des auslaufenden Wassers bewegt wird, hat v. Segner (geb. 1704, gest. 1777) erfunden. Ein senkrechter, oben offener, um seine lothrechte Axe leichtbeweglicher Cylinder hat im Boden wagrechte, vorn verschlossene, aber alle nach der nämlichen Seite durchbohrte Röhren. Das einströmende Wasser würde gegen beide Seiten dieser Röhren gleich stark wirken; da es aber an der einen Seite frei ausfließt, so bleibt nur der Druck gegen die andere Seite übrig, in deren Richtung der Cylinder daher umgedreht wird. Leonh. Euler hat davon 1750 eine allgemeine Theorie gegeben, und Alb. Euler hat sie 1754 noch allgemeiner gemacht und verbessert.

Segovia, eine 172 Q. M. große Provinz Spaniens in Altkastilien, zählt 170.000 Einw., welche vorzüglich Wolle, Getreide, Krapp, Papier, Wein, weißes Glas ꝛc. zur Ausfuhr produziren. Die gleichnamige Hauptstadt, auf zwei Bergen und in dem dazwischen liegenden Thale, am Eresma, 9 ½ Meile von Madrid, ist stark verfallen, denn sie zählt nicht mehr als 10.000 Einw. Noch sind aber Spuren ihres früheren Glanzes sichtbar. Von diesen zeugen die alte römische von Trajan angelegte Wasserleitung, ein wegen seiner leichten und doch großen Anlage bewunderungswürdiges, von einem Berge zum andern 3000 Schritte weit geführtes Werk von 161 Schwibbogen die theils doppelt, theils dreifach übereinander ausgeführt sind, und wovon der höchste 102 Fuß hoch ist; — ferner der Alkazar, ein altes maurisches Schloß, welches auf einem schroffen Felsen der Stadt gegenüber liegt, und jetzt zu einer Artillerieschule und einem Staatsgefängniß eingerichtet ist. Von den vielen Kirchen ragt die Kathedrale durch ihre herrliche gothische Bauart hervor. Segovia ist der Sitz eines Bischofs unter der Metropole Toledo und hat eine künstlich eingerichtete Münze. Die Fabrikation der in der Umgegend produzirten äußerst feinen Schafwolle, des Tabaks ꝛc. beschäftigt die Einwohner Segovia's.

Seguir, eine sehr angesehene Familie Frankreichs, von welcher sich viele als Staatsmänner, Parlamentsräthe und Sachwalter ausgezeichnet haben. Die berühmtesten sind: 1) Pierre Seguir, zu Paris 1588 geboren, studirte mit großem Fleiße die alte Literatur und die Rechtswissenschaften, ward hierauf Requettenmeister, Intendant von Guienne, und Präsident au Mortier. Ludwig XIII., seine Verdienste und seltene Fähigkeiten würdigend, erhob ihn 1633 zum Groß-Siegelbewahrer, und 1635 zum Kanzler von Frankreich. In diesem Amte zeichnete er sich während den Unruhen der Fronde vorzüglich aus. Dabei war er ein großer Freund und Beschützer der Gelehrten und Beförderer der Wissenschaften. Man kann ihn mit dem Cardinal Richelieu als den Stifter der franz. Akademie betrachten, die ihn später sowie die Akademie der Maler- und Bildhauerkunst zu ihrem Protektor erwählte. Er starb 1672 zu St. Germaine en Laye. — 2) Antoine Louis, Mitglied der franz. Akademie, war 1726 geboren, widmete sich der Jurisprudenz, und erlangte in seinem Amte als Sachwalter den Ruhm eines der größten gerichtlichen Redner Frankreichs. Er starb 1792 im 66. J. seines Lebens. — 3) Jean François, Direktor der Akademie zu Nismes, geb. daselbst 1703, studirte die Rechte, folgte aber dann seiner Neigung zur Naturgeschichte und Alterthumskunde, durchreiste mehrere Reiche Europa's und starb an seinem Geburtsorte 1784, mehrere treffliche botanische Werke hinterlassend.

Segur, eine berühmte franz. Familie, welche mehrere ausgezeichnete Männer hervorgebracht. Durch geistreiche Schriften glänzt in der Literatur seines Vaterlandes: Joseph Alexander Segur, geb. 1753. Er hatte sich vor der Revolution dem Militärstande gewidmet, beschäftigte sich aber meist mit schriftstellerischen Arbeiten. Sein geheimer Briefwechsel der Ninon de Lenclos, der Marquise von Villarceaux und der Mad. de Maintenon ward der täuschenden Wahrscheinlichkeit wegen, eine geraume Zeit für echt gehalten. In seinem historischen Roman: Ueber die Frauen, 3 Thle., entfaltete Segur den ganzen Liebreiz seines Geistes; es herrscht aber wenig Ordnung in ihm. Er starb 1805. Segur hat auch mehrere k. eine Lustspiele und Opern gedichtet, die noch jetzt auf den Pariser Theatern sehr beliebt sind.

Sehen, s. Auge.

Seheachse, die gerade Linie, welche aus einem Punkte einer Sache, nach welcher man sieht, durch den Mittelpunkt des Auges geht.

Sehewinkel, der Winkel, welchen die beiden Strahlen, die von den äußersten Punkten einer Sache ausfließen, in dem Mittelpunkte des Auges machen.

Sehne (Chorda), in der Mathematik die gerade Linie, welche die Endpunkte eines Cirkelbogens verbindet. Der Durchmesser des Cirkels ist als Sehne des halben Cirkels die größte aller Sehnen. 2) In der Anatomie ein der Ausdehnung in die Länge nach den Adern ähnliches, aber weißes, länglich rundes und sehr zähes Wesen, welches die Glieder des thierischen Körpers mit einander verbindet, und die Muskeln in Bewegung setzt, auch Sehnader und Bandader genannt. In der engern Bedeutung gibt man jedoch diesen Namen nur denjenigen, welche bloß zur Verbindung der Glieder und besonders der Knochen dienen, wogegen man solche, welche die Spannung, Biegung und Ausdehnung der Glieder befördern, Spannadern oder Nerven nennt.

Sehnungsbogen ist bei einem Sterne die geringste Tiefe der Sonne unter dem Horizonte, bei welcher derselbe sichtbar wird. Sie wird von der scheinbaren Größe des Sternes und dessen stärkerem oder schwächern Lichte bestimmt; daher Venus bei 5°, Saturn bei 10, Fixsterne der ersten Größe bei 12, und die kleinsten Sterne erst bei 18° Entfernung der Sonne

unter dem Horizonte sichtbar werden. Diese Weite der Entfernung läßt sich sehr leicht berechnen nach der Zeit, wenn die Sonne aus dem Horizonte verschwindet, da man weiß, wie viel Zeit sie bedarf, die Weite eines Grades zu durchlaufen.

Seide ist das Gespinnst der Seidenraupe, Phalaena Bombyx, womit diese sich bei ihrer Verwandlung umspinnt. Die Indier und die Chineser haben die älteste Anwendung der Seide zum Weben gemacht; letztere schreiben die Erfindung der Seidenweberei der Kaiserin Silingch (2600 v. Chr.) zu. China und Italien haben jetzt den stärksten Seidenbau. Nachdem sich die Seidenraupe in ihrem Gespinnst (Cocon) vollständig verpuppt hat, tödtet man die Larve durch Terpentinöl oder Hitze, und haspelt mit der Seidenhaspel die rohen Fäden ab. Da diese durch einen natürlichen Leimüberzug fest zusammenkleben, so wird der Cocon aus siedendem Wasser abgehaspelt, und die äußere lockere Florettseide, abgesondert von der innern bessern, aufgewunden, so daß von dieser immer 8 bis 24 einfache natürliche Fäden zu einem künstlichen zusammengewickelt werden. Diese rohe Seide ist weiß oder gelb. Die vegetabilischen Bleichmittel machen sie gelb, deßhalb wird sie nur durch Degummiren, d. i. Auskochen mit 20 — 25 Prozent Seife, zur gehörigen Weiße gebracht, indem sie dadurch den sie gelb färbenden natürlichem Firniß verliert. Dergleichen degummirte Seide wird vorzüglich im Piemontesischen auf Zwirnmaschinen locker oder fest gezwirnt; die lockere kommt im Handel als Organsinseide, die festere als Tramseide vor. Jene dient zur Kette, diese zum Einschuß beim Weben; jede bekommt von dem Orte ihrer Bereitung Beinamen. Der Seidenwebestuhl kommt in der Hauptsache dem gewöhnlichen Webestuhle gleich; von den darauf gewebten Zeugen unterscheidet man A. Glatte: 1) Taffet, wozu noch Florence und Mercelline gezählt wird, er ist bisweilen gestreift; 2) Gros de Tours ist schwerer als jener, weil jeder Einschuß aus 4 — 6 Fäden besteht; 3) Bast; 4) Terzenelle. B. Geköperte: 1) seidene Serge; 2) Levantin; 3) Atlaß oder Satin bekommt seinen Glanz dadurch, daß er aus sehr weicher Seide gewebt wird. C. Fassonnirte Arbeit: a) Fußarbeit: 1) Brillantaffet, dessen Figuren aus lauter Quadraten bestehen; 2) Spiegeltaffet, mit länglichen Quadraten; 3) Zeuge mit Gerstenkornmustern; b) Zugarbeit, sie wird auf dem Kegelstuhle oder Zampelstuhle gewebt: 1) gezogener Gros de Tours oder Peruvienne, dessen Kette aus doppelfarbigen Fäden besteht, er wird mit 80 — 100 Schäften gewebt, und erscheint auf beiden Seiten rechts; 2) einfacher Droguet, in welchem die Figur farbig ist; 3) Droguet-Lisere mit mehrfarbigen Figuren; 4) geblümter Taffet; 5) gestreifter Taffet; 6) geblümter Atlaß; 7) Damast; 8) geblümter Moir hat einen Gros de Tours-Grund und Atlaß-Blumen. D. Stoffe erhalten durch das Brochiren große und vielfarbige Blumen, sie werden auf dem Zampelstuhle gewebt. Der Stoff hat meist nur Taffetgrund, bisweilen sind jedoch noch Damastblumen neben den Bunten eingewebt. Das Brochiren der Bunten geschieht durch eine Menge kleiner Schützen (s. Weben) von besondern Farben, auch wird oft in die Kette und in den Einschuß Gold oder Silber eingewebt. Bei großen Blumen müssen die langen Brochirfäden gebunden werden, was man Ligage nennt; auch wird oft dem Metall in einer anders gefärbten Kette mit der gleichfarbigen Seide untergewebt, damit ihre Farbe nicht durchschimmere, d. i. Compagnage. Durch Verbindung der Compagnage und Ligage können große Blumen mit kleinern unterfüttert werden; auf solche Art entsteht der Batavia und der brochirte Sammet. E. Geschnittene Seidenarbeit oder Sammet; er ist leicht, schwer, ungeschnitten, Droguetsammet, Kleidersammet, F. Gaze und Flor unterscheiden sich durch die netzartige Entfernung ihrer Fäden: 1) Marle mit sehr groben Löchern;

2) glatte Flor und Filet; 3) Flor und Filet mit Taffetstreifen; 4) fassonnirter Flor und Filet mit Leingrund und Muster; 5) damastartige Gaze; 6) Krepp, der aus ganz roher Seide gewebt wird. G. Halbseidene Zeuge sind entweder aus Seide und Wolle, Leinen oder Baumwolle gewebt. Die fertigen Zeuge werden von allen anhängenden Fasern befreit, mit der Kalandermaschine geglättet, mit aufgelöseter Hausenblase, Traganth, Gummi, Leim, Zucker oder Ochsengalle auf einer oder beiden Seiten bestrichen, und das Aufgestrichene schnell über Kohlen abgedrocknet oder appretirt.

Seïde s. Zaïde.

Seidenraupe, die Raupe des Bombix mori, stammt aus den Gegenden des wärmern Asiens, wo der weiße Maulbeerbaum, der ihr zur Nahrung dient, wild angetroffen wird. Hier lebt sie, sich selbst überlassend, im Freien. Im Alterthum war der Seidenbau in Europa lange Zeit unbekannt; erst kurz vor der Geburt Christi lernten die Römer seidene Zeuge kennen, welche von Indien und vielleicht von China aus, über Persien nach Europa kamen. Lange Zeit hindurch waren diese Stoffe so selten und kostbar, daß ein Pfund von ihnen einem Pfunde Gold gleichgeschätzt wurde. Erst unter dem Kaiser Justinian, im 6 Jahrh., ward die Zucht der Seidenraupen und mit ihm der Maulbeerbaum durch Mönche, wie man sagt, aus Indien nach Griechenland gebracht. Von da kam die Kenntniß des Seidenbaues im 12. Jahrhundert nach Sizilien und Neapel, und breitete sich auch bald, wohl durch die Araber, in Spanien aus. In Frankreich wurden die ersten Versuche damit im 10. Jahrhundert gemacht, und 1470 legte Ludwig der Elfte die erste Seidenmanufaktur in Tours an. Jetzt zieht man die Raupe wie den Maulbeerbaum auch in Oestreich, in Norddeutschland, in Preußen, selbst in Schweden, jedoch lange nicht so gewinnreich, wie in den südlichen Ländern. Das vollkommene Insekt, der Seidenvogel, gehört zu den spinnenden Nachtschmetterlingen, ist mit ausgebreiteten Flügeln $1\frac{1}{2}$ Zoll breit und 1 Zoll lang. Er ist schmutzigweiß, mit eckig ausgeschweiften Flügeln, die in der Mitte drei trübe Querstreifen und einen mondförmigen öfters kaum sichtbaren Fleck haben. Sein einziges Geschäft ist die Fortpflanzung. Das Männchen stirbt bald nach der Begattung. Das Weibchen ist nach der Paarung überaus dick, und legt einige Tage nach einander 3—500 blasbläuliche Eier, so groß als ein Hirshorn, und stirbt dann gleichfalls. In den heißen Ländern bleiben diese Eier den Winter über an den Bäumen sitzen, und die Räupchen kriechen im Frühling, so bald dem Maulbeerbaum frisches Laub entknospet, aus; bei uns, wo man die Raupe in gegen Morgen liegenden Stuben erzieht, muß man diesen eine Wärme von 10° Reaum. geben, wenn die Eier ausbrüten sollen, welches man im Mai bewerkstelliget. Um, wenn dieses geschehen, gleich Futter zu haben, müssen einige weiße Maulbeerbäume in geschützter Lage angepflanzt seyn. Den jungen Räupchen muß man zuerst frische, zarte, gehackte Maulbeerblätter geben; wie sie aber wachsen und stärker werden, so gibt man ihnen nach und nach größere und stärkere Blätter. Diese müssen aber durchaus trocken seyn; den jede Feuchtigkeit ist den Raupen gefährlich; ja selbst ein Gewitter tödtet sie häufig, wenn sie auch dem Regen nicht ausgesetzt sind. Die kleinen Raupen sehen anfangs schwarz aus, häuten sich aber während ihres 6—7 Wochen langen Lebens mehrmals, und verändern bei jeder Häutung die Farbe. Nach der letzten erscheint die Raupe weißlich oder braun mit dunklerm Kopfe. Sechs bis 7 Tage später bemerkt man unter dem Halse eine Röthe, welches die Zeit der Verwandlung anzeigt. Die Raupe hört jetzt auf zu fressen, entledigt sich ihres Unraths, und behält nur jenen zähen Saft bei sich, aus dem sie nachher Seide spinnt. Dieser Saft verursacht ihr Schmerzen; daher kriecht sie mit aufgerichtetem Kopfe so lange ängstlich herum, bis sie einen

bequemen Ort gefunden hat, wo sie ihren ersten Faden ankleben und sich befestigen kann. Wenn nun die Raupe das Gespinnst anfängt, so klebt sie zwei äußerst feine Tröpfchen des, aus den am Maule befindlichen zwei Oeffnungen hervorquellenden Saftes an denjenigen Gegenstand an, an welchem sie ihr Gespinnst befestigen will, bewegt den Kopf hin und her und haspelt auf diese Weise zwei sehr dünne Fäden aus beiden Oeffnungen heraus. Die Raupe weiß sie geschickt mit den Vorderfüßen zu einem 900—1000 F. langen Faden zu verbinden und so zu ihrem Zweck zu verarbeiten. Den ersten Tag spinnt sie nur ein unordentliches, weitläufiges, unzusammenhängendes Gewebe, das dem eigentlichen Cocon zur Befestigung dient. Den andern Tag zieht sie die Fäden um sich herum, und bildet die eirunde Hülle des eigentlichen Cocons, in deren Mitte sie sich befindet. Nachdem sie mit dieser Arbeit, welche 7—8 Tage dauert, fertig ist, verpuppt sie sich, in dem Cocon, bleibt so als Puppe an 3 Wochen, kriecht dann heraus, indem sie, zum Schmetterlinge umgewandelt, die Fäden des Gespinnstes zerbeißt. — Der Seidenbau kostet nichts, als einige Wochen alle Tage eine Viertelstunde Zeit, die Raupen zu füttern, und dann eine aufmerksame Behandlung hierbei; und da die Maulbeerbäume bei uns im Freien sehr gut fortkommen, so gibt der Seidenbau allerdings ansehnlichen Gewinn. Um die Seidenzucht hat sich seit einigen Jahren im lombard. venet. Königreich Graf Dandolo große Verdienste erworben, und die von ihm vorgeschlagenen neuen Behandlungsarten haben sich vollkommen bewährt.

Seife heißt jede Verbindung eines Pflanzen-Oels oder thierischen Fettes mit einem Alkali, welche sich in reinem Wasser zertheilt und auflöst, damit schäumt und fettige, so wie andre Unreinigkeiten aus Zeugen hinwegnimmt. Wer sich über das Handwerksmäßige der Seifenzubereitung belehren will, findet eine Anleitung dazu in Beckmann's Technologie, Abschn. Seifensiederei. Die schwarze Schmierseife, welche vornehmlich zum Walken der Tücher gebraucht wird, verfertigt man aus Rüböl, oder Fischthran und gewöhnlicher Seifensiederlauge. Zu der grünen Schmierseife nimmt man Hanfsamenöl. Die medizinische oder Apothekerseife bereitet man aus Baumöl und Pottasche; die venetianische Seife aus dem reinsten Baumöl oder aus Mandelöl und der Soda. Venetianische Seife, in Weingeist aufgelöst, gibt den Seifenspiritus.

Seigern, s. Saigern.

Seiks oder Sikhs, d. i. Schüler oder Lernende, eine indische Religionssekte, welche sich zum reinen Deismus bekennt, indem sie nur einen einzigen und unsichtbaren Gott verehrt, und sich dadurch vorzüglich von den Hindus unterscheidet. Der Stifter dieses Cultus war Nanák, aus dem Stamme der Rasputten, geb. 1469 n. Chr. in dem Dorfe Tulwandig in der Provinz Lahor, gehörte zur Kaste der Scheltreis. Begeistert von der erhabenen und menschenfreundlichen Idee, durch eine einfache Religion und eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung zwischen den Hindus und den Mohammedanern zu bewirken, behandelte er Beider Religion mit Achtung, suchte sie nur des Ueberflüssigen und einander Widerstreitenden zu entladen und sie zu einer thätigen Religion, zur reinen Gottesverehrung und Menschenliebe hinzuleiten. Nanák starb 1540 zu Kirtaipur, wo er dicht am Gestade des Rawi begraben liegt. Kirtaipur ist daher noch jetzt bei den Seiks ein heiliger Ort. Während seines Lebens übte er, als Priester und Herr, die geistliche und weltliche Herrschaft über seine Anhänger, die sich Seiks (Schüler) nannten, aus, und vererbte sie bei seinem Sterben nicht auf seine Söhne, sondern auf einen Lieblingsjünger, Namens Lihena, vom Stamme Trehun. Unter den Nachfolgern in der Herrschaft über die Seiks gab Erdschun, der

die Schriften Nanâk's sammelte und den Adi Granth, das erste heilige Buch der Seiks, herausgab, der neugestifteten Religion zuerst Festigkeit und den Seiks selbst Einheit, erregte aber dadurch auch zuerst die Aufmerksamkeit und Eifersucht der mohammedanischen Regierung, die ihn selbst den Märtyrertod sterben ließ. Um seines Vaters Tod zu rächen, verwandelte Har Gowind, sein Sohn und Nachfolger, die Seiks aus friedliebenden Gläubigen in tapfre Krieger, und unter seiner und seiner Enkel Herrschaft dauerte fortwährend der blutige Kampf zwischen ihnen und den Mohammedanern, bis zu Tag Behedues Hinrichtung, dessen Sohn Guru Gowind genöthigt wurde, mit den Seinigen nach Pindschah zu flüchten, wo ihn ein hindusher Häuptling aufnahm und ihm Mekhamel am Ufer des Sadledsch eingab. Guru Gowind gründete hier den Staat der Seiks, indem er unter den Bekennern seiner Lehre die hindusche Absonderung in Kasten vernichtete, dem letzten Sudra, wie dem ersten Brahminen, gleiche Rechte einräumte. Dieser Herrscher der Seiks, gleich groß als Krieger, wie als Gesetzgeber, schrieb das Dasema Padschahke Granth, oder das Buch des zehnten Fürsten, so genannt, weil er nach Nanâk das zehnte Oberhaupt der Seiks war, und welches, außer religiösen Gegenständen, auch die Geschichte seiner Thaten enthält. Guru Gowind befahl den Seiks, zur steten Auszeichnung vor den Mohammedanern und den Hindus, ein blaues Kleid zu tragen, das Haar wachsen zu lassen und beständig bewaffnet zu seyn. Um seine religiösen Einrichtungen noch mehr zu befestigen, stiftete er einen geistlichen Orden, die Akalis (die Unsterblichen). Er war das letzte Oberhaupt der Seiks; denn da eine heilige Sage die Zahl dieser Oberhäupter auf zehn beschränkte und er der zehnte Herrscher nach Nanek war: so sagte er sterbend zu den Seinigen: ich übergebe das Reich Gott, der nie stirbt! Daher glauben die Seiks, daß das Reich unter der besondern Obhut Gottes stehe. Nach Guru Gowind's Tode erlagen die Seiks nach und nach der Uebermacht der Mohammedaner, und um sie endlich ganz auszurotten, ward ein Preis auf ihren Kopf gesetzt, und jeder, der ergriffen wurde, getödtet. Aber die grausamsten Martern vermochten sie nicht, zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen. Nur wenige entflehen in unzugängliche Gebirge, und bewahrten allda treu den Glauben ihrer Väter und den unauslöschlichen Haß gegen ihre Verfolger. Erst nach Schah Nadirs Rückkehr nach Persien wagten sie sich wieder aus den sie schützenden Gebirgen hervor, zerstörten in dem mongolischen Reiche bis Delhi Moscheen, Grabmäler und überhaupt alles, was sich auf den Islam bezog. Damals wurden sie zwar noch zurückgeschlagen; aber, da der Kaiser auf dem Thron zum Schattenkeiser erniedrigt war, brachen sie wiederholt (wie 1712, 1716) ein, und blieben von nun an, kurze Zwischenräume ausgenommen, immer auf dem Kampfplatz und halfen den mongolischen Staat zerstückeln. Die Seiks sind jetzt in Hindustan sehr zahlreich, denn außer beinahe der ganzen Provinz Lahor, haben sie Punjab, (Punschab) einen Theil von Multan, und den größten Theil des Landes zwischen dem Jumna (Dschumna) und dem Suoleji ein. Sie erlauben ihren Proselyten die Sitten und Gewohnheiten ihrer Kasten größtentheils beizubehalten. Die Einweihungsceremonie ist ein feierlicher Eid, sich der Führung des Schwertes, zur Vertheidigung des Staates, zu weihen. Die Verfassung ist eine Art von Theokratie; die Häuptlinge oder Sirdars herrschen in ihren Gebieten unumschränkt, stehen aber in einem Verein, der durch die Kossa oder Religion zusammengehalten wird, und sie zum Schutz gegen alle äußere Feinde verpflichtet. Alle stehen unter einem erblichen Oberhaupt, Maha, der aber nur geringen Einfluß hat, und nichts ohne Mitwirkung des Nationalraths unternehmen kann, der Guru Mata heißt, und von den Akalis oder der Schaar der Unsterblichen, welche die Heiligthümer zu Amretsir bewachen, geleitet

wird. Der jetzige Maha Raja ist Runjeet Singh. Die Einkünfte sollen über 8 Mill. Fl. betragen, das Heer höchstens 60.000 (1793 noch 248.000) Reiter und 5000 Mann Fußvolk. Die Lande der Seiks liegen im nördlichen und westlichen Hindustan, von Kaschemir, Afghanistan, Ajmeer und Delhi umschlossen, und enthalten auf 3300 Q. M. etwa 4 Mill. Einw. Die berühmte Bundes- und große Handelsstadt Amretsir, 1 Meile im Umfange haltend, liegt am Rawifluſſe, mit einem dem Guru Gowind-Singh geweihten Tempel, in dem das von Guru geschriebene Gesetzbuch aufbewahrt wird. Lahore, die große und prächtig gebaute Hauptstadt des Landes, hat viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren.

Seiler (Georg Friedr.), einer der ersten Theologen und Volksschriftsteller seiner Zeit, war 1733 zu Creuſſen bei Baireuth von geringen Aeltern geboren, erhielt zu Baireuth und Erlangen seine gelehrte Bildung und beschäftigte sich hierauf mit Jugendunterricht. 1761 ward er Diakonus zu Neustadt an der Heide, 1764 zu Koburg, 1770 ordentlicher Professor der Theologie zu Erlangen, 1772 Universitätsprediger, 1773 geheimer Kirchenrath, wirklicher erster Konsistorialrath im Konsistorium zu Baireuth und Direktor des von ihm selbst gestifteten Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften zu Erlangen, 1788 noch dazu Superintendent, Pastor an der Hauptkirche und Schulrath des Gymnasiums daselbst. In diesen Aemtern bewies er nicht nur als Beförderer der theologischen Wissenschaften, sondern auch vorzüglich auf dem Gebiete seines Wirkungskreises eine seltene Thätigkeit. Am bedeutendsten und segensvollsten ward sein Einfluß auf die Verbreitung richtiger Religionskenntnisse unter den Ungelehrten. Seine vielseitige literarische Wirksamkeit hielt ihn indeß nicht ab, der Stadt und Akademie, an die sein Beruf ihn band, unvergeßliche Denkmäler seines Eifers für Menschenwohl zu hinterlassen. Er starb 1807 allgemein betrauert. Seiler gab 170 Schriften heraus; die vorzüglichsten sind: Baireuth, der Künste Sitz unter der Regierung Friedrichs (1752), ein Gedicht, welches viele gelungene Stellen enthält; Robertsons Geschichte von Schottland, übersetzt (1762) mit Anmerkungen, zeichnet sich durch einen gewandten Styl aus; Ueber den Geist und die Gesinnungen des vernünftigen Christenthums (1769), ein treffliches Werk, welches viele Leser fand; die Geschichte der geoffenbarten Religion (1788); das kleine bibl. Erbauungsbuch; das größere bibl. Erbauungsbuch in 13 Bde. erschienen in mehrern Auflagen und wurden auch für Katholiken bearbeitet; — Religion der Unmündigen (1772, außerdem noch 16 mal); Lesebuch für den Bürger- und Landmann (14 Auflagen), ist das vorzüglichste seiner Volksbücher; Gemeinnützige Betrachtungen der neuesten Schriften über Religion, Sitten und Verbesserung des menschlichen Geschlechts, eine kritische Zeitschrift 1776 — 1800; außerdem zahlreiche pädagogische Schriften, welche viel zur Verbesserung des Schulwesens in und außer Franken beitrugen. In seiner biblischen Hermeneutik (Erlang. 1800) zeigte er seine Kenntnisse in diesem Fache so wie seine tiefe Verehrung gegen die h. Schriften. In seinen apologet. Werken für die Wahrheit des Christenthums nahm er besonders Rücksicht auf die kritische Philosophie, und auf die neuesten Einwürfe gegen Wunder und Weissagungen. Den Lehrbegriff der evangelisch-lutherischen Kirche stellte er in seiner Theologia dogm. (Erlangen 1774, 1780) mit besonderer Klarheit, mit großer Auswahl in den Beweisen, mit treffender Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit und mit Vollständigkeit dar. Auch verdienen seine Programme über die Lehren des Christenthums, die er lateinisch schrieb; seine kirchenhistorische Tabellen, seine philosophischen und liturgischen Schriften rühmliche Erwähnung.

Seine, einer der Hauptflüsse Frankreichs, entspringt im Departement Cote d'or bei Chanceaus im Goldhügelgebirge aus zwei Quellen. Er strömt in vielfachen Krümmungen zuerst nordwestlich durch Bourgogne, dann westlich durch Champagne, wird bei Troyes schiffbar, fließt endlich wieder nordwestlich durch Isle de France, hat einen ruhigen Lauf durch sanft abfallende Ufer, daher fast überall gute Uebergangspunkte. Bis Paris, welches von der Seine in mehrern Armen durchflossen wird, und durch sie den größten Theil seiner Zufuhr erhält, hat der Strom eine Breite von 300 — 400 Fuß. Von hier an bildet sie bis Rouen in der Normandie viele Inseln, und erweitert sich unterhalb dieser letztern Stadt beträchtlich. Nach einem Laufe von 97 Meilen stürzt sie sich in einer 1 ½ St. weiten Mündung bei Havre de Grace in den Canal le Manche. Die Seine hat von der See an 30 franz. Meilen Ebbe und Fluth, und trägt Kauffahrteischiffe bis Rouen; aber die Einfahrt ist wegen der vielen Untiefen beschwerlich. Durch noch nicht ganz vollendete Canäle hat man ihn mit der Saone, der Loire, und durch die Oise und Semme mit der Schelde in Verbindung zu setzen gesucht; auch hat man einen Canal nach dem franz. Rheine projektirt. Ueber den Fluß gibt es 15 Brücken oberhalb Troyes, dann bei Troyes, Mery, Pont, Nogent, Bray, Montereau, Melün, Corbeil, Choisy, Paris (2 eiserne, 12 steinerne), Sévre, St. Cloud, Neuilly, Chatou, St. Germain, Poissy, Mantes, Pont de l'Arche, Rouen. Gepflasterte Schiffbrücke bei Rouen, übrigens steinerne Brücken, bei Neuilly eine der besten in ganz Europa, ein Meisterwerk der Brückenbaukunst. Die Seine nimmt 25 Flüsse auf, darunter die beträchtlichsten: die Yonne, die Eure, die Aube, die Marne, die Oise mit der Aisne. Von diesem Flusse haben 4 Departements in Frankreich ihren Namen.

Sejanus (Aelius), berücht gter Günstling des Kaisers Tiberius, geb. zu Vulsina in Toskana, war der Sohn eines Ritters und begleitete anfangs Augusts Enkel, Cajus Cäsar, auf seinen Zügen nach Germanien und Britannien, hielt sich aber an Tiberius, der ihm die Leitung der Geschäfte überließ und ihn zum Präfektus Prätorio ernannte. Der knechtisch unterwürfige Senat bezeigte ihm die größte Ehrfurcht. Durch List und Bosheit brachte er alle Söhne und Enkel des Tiberius um; er herrschte mit unbeschränkter Gewalt, und der Senat befahl die ihm in Rom errichteten Bildsäulen zu verehren. Jetzt war Sejan auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, und wollte sich mit Drusus Gemahlin, Livia, vermählen, um desto gewisser zum Throne zu gelangen. Tiberius aber versagte sie ihm, und ließ den Sejan, der sich durch Reden gegen ihn vergangen, vom Senate zum Tode verurtheilen (31 n. Chr.). Mit ihm wurde seine ganze Familie hingerichtet.

Sekante, s. Trigonometrie.

Selbstentzündung, eine wiewohl alte Naturerscheinung, worauf man aber erst in neuern Zeiten besonders aufmerksam geworden. Sie findet bei vegetabilischen und thierischen Substanzen, vorzüglich Heu, Getreide und Dünger ꝛc. statt, und hat vorzüglich ihren Grund in der innigen Vereinigung der flüssigen und dichten Substanzen, durch welche eine ungeheure Menge Wärmestoff entbunden wird; z. B. derb zusammengedrängtes Heu, Stroh ꝛc., dem überdies durch Gebäude und Lage der freie Luftzugang verwehrt ist, entwickelt dessen so viel, daß, öfters von selbst oder auch durch irgend einen Luftzug, die volle Flamme ausbricht; besonders ist dies der Fall bei Hanf mit Oel getränkt, wie man die traurige Erfahrung auf Schiffswerften öfters gemacht hat. Der Gährungsprozeß bei Löschung des Kalks ist von ähnlicher Beschaffenheit; schwerer aber ist die Selbstentzündung bei Menschen zu erklären, die durch Selbstentzün-

dung das Leben verlieren und gänzlich oder doch größtentheils in Asche verwandelt worden sind.

Selbstmord, die absichtliche, durch keine Pflicht der Aufopferung gebotene Beschleunigung seines Todes; sie geschehe auf einmal (der grobe), oder nach und nach durch ein als schädlich erkanntes, von keiner Pflicht abgenöthigtes Verhalten (der feine Selbstmord). Der sinnlich ausschweifende, leidenschaftliche Mensch, welcher durch seine Lebensweise seine Gesundheit zerstört und seine Lebensdauer verkürzt, — oder wie es der überverfeinerte Weltton bezeichnet — geschwind lebt, heißt nicht Selbstmörder, und dennoch ist er moralisch strafbarer, als der wirkliche Selbstmörder, der von der Last des Lebens (ohne seine Schuld) zu Boden gedrückt, und von der Schwermuth überwältigt, die ihm unerträgliche Bürde von sich wirft. Jede, durch keine Pflicht verbotene, mithin verschuldete Vernachlässigung dessen, was man als zweckmäßig zur Erhaltung und Gesundheit des Lebens erkannt hat, ist ein Vergehen gegen die von der Vernunft und Religion gebotene Pflicht der Selbsterhaltung. Von dieser Art des Selbstmords ist fast kein Erwachsener ganz frei zu sprechen. Oft führt jene Vernachlässigung zu dem groben Selbstmorde. Die Beurtheilung der Zurechnung desselben ist äußerst schwer. Denn die Ursachen, die in einzelnen Fällen den Selbstmord bewirken, sind gemeiniglich unbekannt und verborgen; oder doch so zweideutig und mit der ganzen übrigen Denkungsart eines Menschen so genau verwebt; oft so unwillkürlich und so tief in der Beschaffenheit des Körpers gegründet; zuweilen endlich so verzeihlich, und so offenbar die Aeußerung einer edlen, Ehrfurcht erweckenden Gesinnung (Arria), daß es Menschen, wie Reinhard in seiner Moral sich ausdrückt, bei aller Einsicht, die Selbstentleibung sey, im Allgemeinen betrachtet, verwerflich, doch nicht wagen dürfen, über die Schuld eines Selbstmörders und den Grad seiner Strafbarkeit, ein entscheidendes Urtheil zu fällen, oder jeden Selbstmord für verdammlich zu erklären. Man verdamme die That an sich; aber man beklage den Thäter; besonders, wenn Kränklichkeit des Gemüths (Schwärmerei, Mystizismus) oder des Körpers (Nervenübel) den Selbstmord herbeigeführt hat. In solchen Fällen, wo der Mensch nicht nach seinen als richtig von ihm erkannten Grundsätzen mehr leben oder seine Bestimmung erreichen kann, hielten die Alten, namentlich die Stoiker, die Selbstentleibung für erlaubt und rühmlich. Aber, was würde Cato nicht haben wirken können, wenn er die größere Kraft gehabt hätte, Cäsars Tod erleben zu wollen? Cicero hielt den Selbstmord für unerlaubt, weil das Leben ein dem Menschen von Gott anvertrautes Gut sey, das zur Ordnung des Ganzen gehöre, in welche der Wille des Einzelnen nicht zerstörend eingreifen dürfe. Ist übrigens die Behauptung der wahrhaft moralischen Seelengröße, die dem Selbstmörder abgesprochen, aber demjenigen zuerkannt werden muß, der aus edlen Beweggründen ein Leben, das ihm zur Last geworden ist, doch nicht von sich schüttelt, Pflicht; so ist auch der Selbstmord ein Verbrechen gegen die Würde und die Bestimmung des Menschen. Darum läßt sich jedoch nicht läugnen, daß hinter jener Seelengröße die natürliche Liebe zum Leben eine Hauptrolle spiele.

Selene (Σελήνη) oder Luna, die Tochter des Titanen Hyperion, welche er mit seiner Schwester Thia zeugte. Andere ließen sie des Pallas oder die Tochter des Helios seyn. Ihre Verrichtungen schildern die Alten stets allein von der Führung des Mondes. Darin aber unterscheidet sich Selene von der jungfräulich lebenden Diana, daß ihr verschiedene Liebschaften und Kinder zugeschrieben werden. Schon die Homerische Hymne nennt sie die Geliebte Jupiters und Mutter der Pandeia. Noch ungleich bekannter ist ihre Liebschaft mit dem Endymion (s. d. Art.). Wie die Sonne Titan,

so ward Luna Titania genannt. Das Hauptattribut an ihr waren die beiden Spitzen eines in die Höhe stehenden halben Mondes. Der alte Dionysius läßt sie nach Art der ältesten Frauenzimmer auf einem Wagen mit Stieren fahren. Ovid gibt ihr zwei weiße Pferde.

Selenit, ein von dem Schweden Berzelius neu entdeckter elementarischer Stoff. Er ist in den meisten Eigenschaften dem Schwefel sehr ähnlich, sein Dampf riecht aber nach Rettig; er hat stärkern Glanz als der Schwefel. Er kommt vor mit Silber und Kupfer als Erz im Kirchspiele Tryserum in Småland.

Selenographie, Mondsbeschreibung, s. Mond.

Seleucia. So hießen mehrere von Seleukus Nikator gegründete Städte in Asien, worunter die prächtigste und berühmteste zwischen dem Euphrat und Tigris, die ihre Mauern bespülten, stand, und sich durch diese günstige Lage bald zur größten und reichsten Handelsstadt der damals bekannten Erde erhob. Die Zahl ihrer Bewohner, deren größter, reichster und mächtigster Theil aus Griechen bestand, soll über 600.000 betragen haben. Dieses Seleucia wurde an des alten Babylon Stelle die Hauptstadt Babyloniens. Sie lag 15 Stunden von jener Stadt entfernt, und erhielt sich bis zur Zeit des Römerkaisers Verus, welcher sie von Grund aus zerstörte. Zehn Stunden von Bagdad findet man jetzt an beiden Seiten des Tigris eine weit umher mit Ruinen bedeckte Gegend, in welchem Umfange einst nebst Seleucia noch das eben so bedeutende Ctesiphon und das berühmte Babylon blühten. Man erblickt hier noch eine 300 Fuß lange Fassade eines großen Pallastes griechischen Styls, welcher wahrscheinlich die Residenz des Antiochus in Seleucia gewesen ist. Interessanter sind die Ruinen von Babylon, welche in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Reisenden sehr beschäftigt. Sie liegen in der Nähe der Stadt Hilla an der Ostseite des Euphrat (32° 28′ N. Br.). Man findet Idole, Geräthe, Intaglios u. a.; auch stehen noch Ruinen von größeren Gebäuden. Eine davon halten Della Valle und Rennel für den Thurm des Belus. Die größte Höhe ist 141 Fuß und die Seiten sind nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Eine andere Schloßruine hat viele Höhlen und Gänge. Eine dritte, ein ungeheures Oblongum an der Westseite des Euphrat, wird von den Arabern Bris Nimrud genannt. Diese hat Rich, Resident der ostind. Compagnie in Bagdad (London, 1818), zuerst beschrieben. Er hält sie für den Thurm des Belus, dessen Spitze einst als Sternwarte dienen sollte. Um die Entzifferung der keilförmigen Inschriften hat sich Grotefend verdient gemacht. Die Bauart ist durchgängig von Backsteinen, so wie sie Herodot beschreibt. Nur von der alten Stadtmauer hat man keine Spur entdeckt. Uebrigens tragen diese Ruinen wohl den Charakter der Größe, aber nicht den der Schönheit. Die noch vorhandenen Zierrathen sind plump und geschmacklos.

Seleukus, mit dem Beinamen Nikator (wegen seiner vielen Siege), ein berühmter Heerführer Alexanders des Großen, welcher ihn zum Verwalter von Babylon und Medien erhob. Nach Alexanders Tode ward er von dem macedon. General Antigonus aus Babylon vertrieben, und flüchtete zu seinem Waffenbruder Ptolemäus nach Aegypten, mit dessen Hülfe er, durch die Liebe des Volkes unterstützt, Babylon wieder eroberte, wodurch er seine Herrschaft über das innere Asien gründete. Mit dieser Begebenheit fängt die von den meisten asiat. Schriftstellern gebrauchte seleucidische Aera an (J. d. W. 3672). Er gab sich nun, wie die andern siegreichen Feldherren, den selbstständigen Titel eines Königs, und ward der Stifter des großen syromacedonischen Reichs. Seleukus erweiterte unterdessen seine Herrschaft von dem Euphrat bis an den Indus und Oxus, und trug in einem glänzenden Zuge gegen den indischen König Sandrokotus seine Waffen bis an den

Ganges. Als er bei Ipsus (J. d. W. 3683) des Antigonus Macht zertrümmert, breitete sich sein Staat bis ans Mittelmeer aus. Durch Besiegung des Demetrius (3699) ward er Herr über Kleinasien; auch gewann er die Oberhand über den Lysimachus bei Korupedion (3702), worin sein Gegner blieb. Jetzt war er auch herrschend in Macedonien und Thracien und auf dem Höhepunkte seiner Macht, als er gleich nachher von dem in seinem Gefolge sich befindenden ägyptischen Prinzen Ptolemäus Ceraunus ermordet wurde. Seleukus war nebst Ptolemäus der würdigste von Alexanders Generalen, und ungeachtet seines ausgezeichneten Feldherrntalentes den Künsten des Friedens, insbesondere dem Handel hold. Er hat mehrere Städte des ersten Ranges erbaut, viele andere wieder hergestellt, und durchaus im öffentlichen wie im häuslichen Leben ein wohlwollendes — wenigstens vergleichungsweise — rechtliches Gemüth gezeigt. Sein Haus hat über das spromacedonische Reich bis zum Untergang desselben geherrscht.

Seligsprechung, s. Beatifikation.

Selterser Brunnen, der berühmteste Gesundbrunnen Deutschlands sprudelt in geringer Entfernung von dem Flecken Niederselters im Herzogthum Nassau, 3 Stunden von Limburg, an einem Bergrücken hervor, in einem anmuthigen, von der Ems durchwässerten Thale. Die Quelle wurde erst zwischen 1500 und 1550 entdeckt, aber im 30jährigen Kriege wieder verschüttet. Es scheint, daß dieses herrliche Wasser lange Zeit hindurch nicht sehr geachtet worden; denn noch in der Mitte des 18. Jahrh. betrug die jährl. Pacht 2 Fl. rheinisch, nachher 5 Fl. und 20 Jahre später schon 14.000 Fl. Als endlich Kurtrier, dem der Gesundbrunnen gehörte, die Verwaltung selbst übernahm, erreichte der jährl. Ertrag die Summe von 80.000 Fl. Die Quelle ist ein einfaches, salinisches Wasser, hell und klar, mit einer Temperatur von 12,5° R., reichem Antheil von kohlensaurem Gas, ohne Eisen. Daher wirkt es kühlend, reizend, erquickend, alle Sekretionen befördernd, vorzüglich Urin- und Hautabsonderung, weniger die Darmausleerung. Es vermehrt ungemein die Thätigkeit des Lymph- und Drüsensystems, ist leicht verdaulich und erregt keine Erhitzungen und Blutcongestionen. Es ist daher eben so wohlthätig für vollblütige und starke, als für schwächliche Subjekte, und bei allen Krankheiten von Unthätigkeit und Schwäche des Gefäßsystems, Verstopfungen, gehemmten Absonderungen und Ausleerungen, Hämorrhoidalbeschwerden, Leber- und Gallenkrankheiten, Gicht und Skropheln von großem Nutzen. Als Hauptmittel erscheint es bei chronischen Lungenkrankheiten; besonders bei der Lungensucht, sowohl der schleimigten als der tuberculosen und der entzündlich eiterigen. Selbst wenn die eiterige Lungensucht schon einen beträchtlichen Grad erreicht hat, leistet es oft noch viel. Gleichfalls erweiset es sich von erstaunlicher Wirkung bei allen Arten des Asthma, die von einer materiellen Anhäufung in den Lungen entstanden oder damit verbunden sind, so wie bei Nieren- und Blasenkrankheiten, Gries, Stein ꝛc. Der einzige Fall, wo es nicht gut bekommt, ist bei sehr schwachen, zur Blähsucht geneigten Magen. Man trinkt das Wasser gewöhnlich Morgens von $\frac{1}{2}$—2 Pfunden; bei Lungenkrankheiten mit Ziegen- oder Eselsmilch. Wegen der gemäßigten Verbindung dieses Heilmittels mit dem kohlensauren Gas wird das haltbare Wasser fast auf der ganzen Erde getrunken und selbst nach den beiden Indien geschickt. Seit 1803 ist der Brunnen ein herzogl. nassauisches Kameralgut. Der Absatz ist übrigens sehr verschieden, und richtet sich gewöhnlich nach der Witterung des Jahres. Je heißer der Sommer, desto größer der Gebrauch, indem das Wasser häufiger des Behaglichen als der Gesundheit wegen getrunken wird. Mit Wein und Zucker vermischt, nähert es sich an

Geschmack dem Champagner und ist ungleich erquickender. Der gewöhnliche jährliche Absatz beträgt über 1 Mill. Krüge. Man sollte denken, daß eine so große Anzahl Krüge, deren jeder 3 Pf. Wassers enthält, aus einem einzigen Brunnen kaum gefüllt werden könnte, zumal da das Füllen hauptsächlich nur 5 Monate hindurch (März bis Ende Juli) statt findet, allein die Arbeit fördert sich unglaublich schnell. Der obere hölzerne Kranz des Brunnens, welcher 12 Fuß tief ist, wird durch ein hölzernes Kreuz in 4 Quadrate getheilt und in 3 derselben gewöhnlich geschöpft. Das 4te bleibt für die Brunnentrinker offen. Die Füllmädchen halten ihn von früh Morgens bis Mittag 11 Uhr besetzt, und während dieser Zeit darf weder für den Ort, noch die Nachbarschaft gefüllt werden; von 11—1 Uhr ist der Brunnen Gemeingut für die ganze Umgegend. Von 1—6 Uhr Abends wird abermals für herzogl. Rechnung geschöpft. S. Westrums, Lennebergs, Bischoffs u. A. Beschreibung des Gesundbrunnen zu Selters.

Semele, eine Tochter des Cadmus und der Harmonia. Ihre außerordentliche Schönheit verschaffte ihr Jupiters Liebe. Juno, darüber eifersüchtig, beschloß sie zu verderben, nahm die Gestalt ihrer Sklavin Beroe an und erweckte Zweifel in Semele's Busen, ob ihr Liebhaber auch wirklich der hohe Donnerer wäre, da er allemal in der Gestalt eines Sterblichen zu ihren Umarmungen eilte. Sie rieth ihr, denselben zu bitten, daß er ihr einmal in eben der Majestät erscheinen möchte, in der er zu der göttlichen Juno eile. Semele folgte dem Rathe. Das nächste Mal, als er zu ihr kam, verlangte sie von ihm die Gewährung einer Bitte, und nachdem er ihr beim Styx geschworen hatte, eröffnete sie ihm ihr Verlangen. Vergeblich bemühete er sich, sie zur Zurücknahme des unbesonnenen Wunsches zu bewegen, da er sich genöthig sah, seinen Eid zu halten. Er kam also in der Majestät eines Gottes, mit Donner und Blitzen bewaffnet zu ihr; aber die Sterbliche konnte den Anblick nicht ertragen, stürzte vor Schrecken entseelt nieder und ward von den Flammen verzehrt. Sie war gerade mit dem Bacchus schwanger und nur diesen vermochte Jupiter zu retten, indem er ihn, da er noch unzeitig war, in seine eigene Hüfte verschloß. Der Schatten der Semele schwang sich zum Himmel auf und ward unter die Unsterblichen versetzt, nachdem Jupiter sie mit der Juno versöhnt hatte. Sie verdankte eigentlich ihre Vergötterung ihrem Sohne Bacchus, der sie aus der Unterwelt herauf holte und mit sich in den Olymp nahm.

Semiarianer, s. Secten.

Semilor oder Similor, auch mannh eimisches Gold, s. Gold.

Seminarium, Pflanzschule, heißt eine Bildungsanstalt, worin junge Leute zu einem geistlichen oder Schullehreramte erzogen werden. Die katholische Kirche errichtete zuerst solche Seminarien; in jedem Bischofssitze befand sich eins. Früher erhielten die Geistlichen in den Seminarien ihre völlige Ausbildung; der jetzige Erzbischof von Köln aber gestaltete das kölnische vorzugsweise zur praktischen Bildungsschule für die jungen Geistlichen, die erst ihren dreijährigen theoretischen Cursus auf der Universität vollenden müssen, ehe sie im Seminar aufgenommen werden.

Semiotik oder Zeichenlehre. Ein jede Wissenschaft, die auf Erkenntniß von Gegenständen beruht, muß ihre Zeichenlehre haben, d. i. sie benutzt die aus der Natur eines Objekts fließenden Veränderungen und Merkmale zum Maßstabe seines Zustandes. So auch die Heilkunst. Sie nimmt die Veränderungen des gesunden Organismus als Zeichen seiner Gesundheit, die davon abweichenden Veränderungen als Zeichen seines kranken Zustandes. So entspringt eine physiologische und pathologische Zeichenlehre. Man kann sie beide zusammenfassen als diejenige medizinische Disziplin, welche lehrt, alle im gesunden und kranken Zustande

eintretende Erscheinungen des Lebens — der Gesundheit, Krankheit des Todes — gehörig erkennen, bestimmen, anwenden. S. Kurt Sprengel's Handbuch der Semiotik, und Gruner's physiologische und pathologische Zeichenlehre.

Semipelagianer, s. Pelagius und Secten.

Semiramis, eine berühmte, ganz ins fabelhafte Alterthum gehörige Königin von Assyrien. Ihre Abkunft ist noch in Dunkel gehüllt. Als sie erwachsen war, übertraf sie alle andere Sterbliche an Verstand und Schönheit. Einst sandte der König Ninus seinen Minister Menoa ab, um seine Herden zu besehen. Dieser erblickte das reizende Mädchen und machte sie zu seiner Gemahlin. Als Ninus in Baktrien einfiel, begleitete ihn der Gemahl der Semiramis. Ninus ward von ihren Reizen eingenommen, brachte ihren Gemahl so in Verzweiflung, daß er sich selbst das Leben nahm. Semiramis ward nun Gemahlin des Ninus und Königin von Assyrien. Sie gebar ihm einen Sohn, Ninyas, und als Ninus starb, verordnete er sie zur Regentin des Reichs und zur Vormünderin seines Sohnes. Sie nahm sich nun der Regierung mit allem Eifer an, und dachte auf die Verherrlichung ihres Ruhms. Zu dem Ende bauete sie eine Stadt von ungeheurer Größe am Euphrat, die Stadt Babylon (s. d. Art.). An der Spitze eines großen Heeres zog sie nach Medien, durchreiste ihre übrigen Provinzen und hinterließ in jeder Gegend Spuren ihrer Wohlthätigkeit und Pracht; genoß dann wieder einige Jahre der Ruhe in Baktrien bis sie einen Krieg gegen Indien unternahm. Aber die Schlacht zwischen den Hauptheren fiel für die Assyrer so unglücklich aus, daß sie in größter Unordnung die Flucht ergriffen. Sie schloß nun Friede mit den Indiern. Ihr bisheriges Glück neigte sich zum Untergange, und ihr eigener Sohn suchte sie zu ermorden. Sie vergab ihm, überließ ihm die Regierung, und ernannte ihn zum Könige. Semiramis ward nun ihren Unterthanen entrückt, und schwang sich in Gestalt einer Taube von der Erde, nachdem sie ein Alter von 62 Jahren erreicht und 42 Jahre regiert hatte. Die Assyrer erzeigten ihr göttliche Ehre. Die ganze Geschichte der Semiramis ist Tradition im Geiste des Orients; nicht einmal ihr Zeitalter ist zuverlässig bekannt.

Semitische Sprachen, s. Sprachgebrauch.

Semler (Joh. Salomo), einer der berühmtesten Theologen der evangelisch-lutherischen Kirche, zu Saalfeld 1725 gebören, wo sein Vater Archidiakonus war. Er genoß im elterlichen Hause eine vortreffliche Erziehung, und machte an der Schule seiner Vaterstadt im Sprachstudium merkliche Fortschritte, wurde aber dabei ein Anhänger des damals herrschenden frömmelnden Pietismus. Doch als er 1742 auf die Universität nach Halle kam, und die Vorlesungen des aufgeklärten Theologen S. J. Baumgarten eifrig besuchte, ward er von den Fesseln jenes herrnhutischen Wesens befreit. Sein Lehrer brauchte ihn bei der Herausgabe der Nachrichten von einer hall. Bibliothek und der aus dem Englischen übersetzten Welthistorie; auch half Semler dem Hofrath Lenz bei seinen historisch-genealogischen Arbeiten, und gab um diese Zeit einige kleine historische Schriften heraus. In seiner Magisterdissertation vertheidigte er die Echtheit einiger Stellen des N. Test., die der Britte Whiston angefochten hatte. 1749 ging er von Halle nach Coburg, wo er die Redaktion der Coburger Zeitung übernahm, und mehrere gehaltvolle Aufsätze in dieselbe lieferte. Seine Staatsschrift über die Streitigkeiten des Herzogs von Würtemberg mit seinen Vasallen, zu Gunsten des Erstern erregte in Regensburg Aufsehen; doch die Belohnung für seine historischen Forschungen erhielt Semler, als er auf die Hochschule zu Altdorf 1751 als Professor der Geschichte und Poesie berufen wurde. Aber schon im folgenden Jahre vertauschte er diese Stelle mit der theologischen

erklärte selbst, daß er das Ansehen der symbolischen Bücher der evangelischen Kirche niemals habe erschüttern, sondern nur die theologische Gelehrsamkeit habe verbessern wollen, daß jene zur äußern gesellschaftlichen Religion, zur Erhaltung der Einheit und Ordnung in der Kirche nothwendig, daß sie das äußere Vehikel seyen, welches dazu diene, den großen Haufen doch zu einer Religion anzuhalten, bei dem Fähigeren aber die innere, lebendige, freie moralische Religion zu entwickeln. Semler stellte sich auch unter die theologischen Methodologen, zuerst in einem deutschen, dann in einem lateinischen Buche. In dem ersten drang er sehr auf gründliche und umfassende theologische Gelehrsamkeit. Das zweite Buch handelt über den Umfang, die Natur und die Hülfsmittel der theologischen Gelehrsamkeit. So wie er überhaupt das, was er schreiben wollte, niemals vorher systematisch übersah, sich keinen der Natur des Gegenstandes angemessenen Plan machte, keine Materialien vor sich hatte, immer ausschweifte und überall gewisse Lieblingsideen verfolgte, so auch hier. Seine kirchenhistorischen Werke enthalten sehr viel Neues, Originelles, Tiefgedachtes, und einen eisernen Fleiß, welcher selbst das mühsamste, abschreckendste Studium nicht scheut, aber es sind mehr Excerpte, Reflexionen und Kritiken, als zusammenhängende, geordnete, raisonnirende Erzählungen. Schönheit, Kunst, Klarheit in der Darstellung findet man nicht, wiewohl oft eine glückliche Eigenthümlichkeit des Styls. Wegen seiner Streitschriften machten seine Gegner ihm den Vorwurf der Folgewidrigkeit, und als er gar 1788 das preuß. Religionsedikt vertheidigte, griff man auch seinen Charakter an, und beschuldigte ihn der Falschheit und Heuchelei. Aber alle, welche ihn kannten, gaben ihm das ehrenvolle Zeugniß eines edlen, wahrhaft frommen Mannes. Semler starb 1791.

Semlin, Zemlin, eine gut gebaute Stadt in der slavonischen Militairgränze, unweit des Einflusses der Save in die Donau, Belgrad gegenüber, mit der neuen Vorstadt Franzensthal am Fuße eines Hügels, von dem man eine schöne Aussicht hat. Sie ist ein offener Ort, nur durch einige Batterien an der Sau und Donau gedeckt; hat 1220 Häuser, 8340 Einw., eine kath. Kirche und vier kath. Kapellen, zwei griech. Kirchen, ein Franziskanerkloster, ein Hospital, eine Synagoge, illyrische Schule, deutsche und neugriechische Normalschulen; Sitz eines griechischen Protopopen und Gesundheitraths, Contumazhaus, Gränzmilitaircommando's. Semlin ist die Hauptniederlage für deutsche und türkische Waaren, und hat eine große Salzniederlage des auf der Theis herabkommenden marmaroscher Steinsalzes, ferner wichtigen Handel mit der Türkei, daher 24 meistens Großhandlungen, die Baumwolle, Türkischgarn, Honig, Saffian, Lammfelle, meerschaumene Pfeifenköpfe ꝛc. ein, und böhmische und mährische Tücher, Porzellan ꝛc. ausführen. Die Stadt ward 1739 an der Stelle des schon von Johann Hunyad bewohnten Schlosses angelegt, als Belgrad in türkische Gewalt kam, und fast alle katholische und viele griechische Einw. von da wegzogen.

Semperfrei, s. Send.

Senat, Volks-, auch Reichssenat genannt, ist seinem Wesen nach eine die Einheit zwischen Volk und Staat oder zwischen der Regierung und den Regierten, vermittelnde, durch den Staatsvertrag errichtete, in ihrer gesetzmäßigen Thätigkeit aber politisch, selbstständige Oberbehörde, deren Mitglieder verfaßungsmäßig ernannt oder erwählt werden. — I. Der römische Senat, welcher gewöhnlich 600 Glieder zählte, war das höchste Staatskollegium, vermittelte die Handhabung der Justiz- und Polizeigewalt des Königs, so wie die Leistung der Heerpflicht durch seinen Einfluß im Volke. Die Wahl der Senatoren geschah zuerst von den Königen, während der Republik

anfangs von den Consuln und den Kriegstribunen, seit 316 J. R. von den Censoren. Die Kaiser ertheilten die Senatorswürde nach Belieben. Anfangs wurde der Senat nur aus den Patriziern ergänzt; später geschah es meist aus der Ritterschaft; und auch Plebejer gelangten dazu, da jede höhere Magistratur, von der Quästur angefangen, den Eingang in den Senat, und zwar auf lebenslänglich gab. Doch wurde zum vollständigen Genusse der senatorischen Rechte die Eintragung in die Liste (daher patres conscripti) durch die Censoren erfordert. Bei jedem Lustrum wurde diese Liste von einem Censor verlesen: wer auf derselben oben an stund — und dies war der würdigste — hieß Princeps Senatus. Die unwürdigen wurden durch bloßes Weglassen des Namens ausgeschlossen. In den Zeiten der Republik mußte ein Senator in der Schätzung (Census) ein Vermögen von 25.000, unter Augustus von 37.500 Thlr. besitzen. Die obersten Behörden (anfangs die Könige, nachher die Consulen, Kriegstribune, Prätoren, der Diktator) des Staats versammelten den Senat. Alle wichtigen Regierungsgeschäfte wurden ihm durch die Consuln vorgetragen; ja selbst diejenigen, welche zum Vortrage ans Volk geeignet waren, wurden zuerst im Senat verhandelt; und wie wohl das Volk in spätern Zeiten das Recht behauptete, auch ohne Mittheilung des Senats zu berathschlagen und zu entscheiden, so wurde doch die Bestätigung des Senats für nöthig erachtet. Von dem noch später errungenen Entscheidungsrecht, ohne den Senat machte es selten Gebrauch. Insbesondere war die Leitung der äußern Angelegenheiten, Krieg und Frieden betreffend, alle Verwaltungssachen, die Aufsicht über die Staatsreligion, das Staatsvermögen, die Wahl der Beamten dem Senate anvertraut; und in den größten Verbrechen stund ihm die höchste Gerichtsbarkeit zu. Die im Senate vorgetragene Sachen wurden nach Stimmenmehrheit entschieden. Senatus Consultum hieß der förmliche rechtskräftige Beschluß, der von einer vollzähligen rechtmäßig gehaltenen Versammlung gemacht und nicht durch das Machtwort Veto eines Volkstribuns rückgängig worden war; Senatus Auctoritas (Senatsgutachten), derjenigen Rathschluß, welcher durch das Veto des Tribuns, oder weil der Senat nicht vollzählig war, keine Rechtskraft hatte, und diese erst durch des Volkes Bestätigung erhielt. In spätern Zeiten wurde die Zahl der Senatoren sehr vermehrt, aber das Ansehn, was oft den Zweck der Machthaber war, durch den Unwerth seiner Glieder verringert. Unter den Kaisern verlor der Senat seine politische Wichtigkeit; doch hießen noch seit Tiber bis auf Constantin d. Gr. viele kaiserl. Gesetze, die der Senat auf Befehl der Kaiser — denn er wurde denselben bald so unterwürfig, daß er über deren Aufträge oft nicht mehr berathschlagte, sondern nur durch lautes Beifallrufen seine Beistimmung aussprach — abfaßte, Senatus-Consulta. — II. Der ehemal. franz. Reichssenat, Erhaltungssenat (Senat conservateur) ward mit Buonaparte's Erhebung zum ersten Consul (13. Dez. 1799) eingesetzt. Er bestand aus 80 Mitgliedern, welche 40 Jahre alt seyn mußten, und ihre Würden lebenslänglich bekleidet. Zu den erledigten Stellen wählte der Senat aus drei Individuen, von welchen das eine von dem gesetzgebenden Körper, das andere von dem Tribunate, das dritte von dem ersten Consul vorgeschlagen ward. Der Senat wählte, aus den von den Departementen eingeschickten Verzeichnissen der zu öffentlichen Nationalstellen wählbaren verdienstvollsten Bürger, die Gesetzgeber, die Tribunen, die Consuln, die Kassationsrichter, und die Rechtscommissarien. Er bestätigte oder vernichtete alle Verhandlungen, die ihm als constitutionswidrig von dem Tribunate, oder von der Regierung annezeigt wurden. Zur Unterhaltung und zu den Ausgaben des Senats war der Ertrag von liegenden Nationaldomainen angewiesen. Jeder Senator hatte eine jährliche Einnahme von 25.000 Franken. Die Sitzungen des Senats waren nicht öffentlich. Durch

das organische Senatus consultum vom 2. August 1802, wodurch Buonaparte zum Consul auf Lebenszeit erhoben, wurde hinsichtlich des Senats Folgendes festgesetzt: Der Senat bestimmt durch organische Senatusconsulta alles, was die Constitution nicht vorhergesehen hat, erklärt die zweideutigen Artikel derselben, und ordnet die Verfassung der französischen Colonieen. Zu organischen Senatusconsultis gehören zwei Drittheile der Stimmen von den anwesenden Senatoren, zu bloßen Senatusconsultis, durch welche die Geschwornengerichte suspendirt, Departemente außerhalb der Constitution erklärt, Urtheilssprüche aufgehoben, und die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats aufgelöset werden, ist aber bloß die Stimmenmehrheit erforderlich. Zu allen Senatusconsultis hat die Regierung die Initiative. Der erste Consul schlägt die Mitglieder des Senats aus den Departementslisten vor, kann aber auch, außer diesen Listen, ausgezeichnete Bürger, nach dem gesetzmäßigen Alter von 40 Jahren, zu Senatoren ernennen; doch soll die Zahl der Senatoren nicht über 120 seyn. Durch Senatusconsultum vom 4. Jan. 1803 ward in jedem Bezirke eines Appellationsgerichts (damals 31) eine Senatorerie mit einem Hause und einem jährlichen Einkommen von 20–25.000 Franken in Nationaldomainen errichtet. Sie wurden, auf den Vorschlag des Senats, vom ersten Consul lebenslänglich ertheilt; doch sollte jeder Besitzer drei Monate im Jahre in denselben sich aufhalten. In der letzten Zeit bestand der Senat aus den kaiserlichen Prinzen, den Reichswürdenträgern und 136 Mitgliedern. Er bildete aus seiner Mitte zwei Commissionen, für die persönliche Freiheit und für die Preßfreiheit, welche aber der Willkür des Kaisers keinen Einhalt thaten. Es ist übrigens bekannt, daß der französische Senat, so wie er Buonaparten durch das Senatusconsult vom 18. Mai 1803, zum Kaiser erklärt hatte, ihn wiederum, durch den Beschluß vom 3. April 1814, des Throns für verlustig erklärte. Die neue Verfassung, welche Ludwig der Achtzehnte den Franzosen gab, hob den Senat auf. An seine Stelle trat die Kammer der Pärs. — III. Der am 1. Jan. 1810 vom russ. Kaiser Alexander dem Ersten errichtete Reichsrath, welcher aus 35 Mitgliedern und 4 Präsidenten besteht und sich in 4 Departements theilt: der Gesetzgebung, der höchsten und letzten Instanz in geistlichen und weltlichen Justizsachen; der Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande; der bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten; der innern Staatswirthschaft (Finanzen, Handel, Fabriken, Landbau, Medizinalwesen, öffentlicher Unterricht ꝛc.). Der Kaiser selbst präsidirt, und in seiner Abwesenheit das von ihm bestimmte Mitglied, dessen Ernennung jedes Jahr erneuert wird. Jedes Departement hat seinen Präsidenten, und alle zusammen einen Reichssekretair, der Oberdirektor der Kanzlei und das Organ ist, durch welches der dirigirende Reichsrath seine Beschlüsse zur Kenntniß des Monarchen gelangen läßt, so wie er wieder alle Befehle des Monarchen dem dirigirenden Reicherath oder den einzelnen Departements bekannt macht; er fertigt alle Befehle des dirigirenden Reichsraths an die resp. Behörden aus, empfängt alle an die Person des Kaisers gerichteten Bittschriften ꝛc. Jedes Departement hat seinen Staatssekretair. Die Minister sind Glieder des Reichsraths, können aber nicht Präsidenten des Departements seyn. Die Eintheilung der Mitglieder nach den Departements wird alle halbe Jahre erneuert. Dem Reichsrath werden alle Gesetze, Verordnungen und Einrichtungen in ihrem ursprünglichen Entwurfe vorgelegt, in demselben geprüft und gelangen dann durch die Wirkung der souverainen Gewalt zu der ihnen vorbestimmten Vollführung. Mit dem Reichsrath sind noch 3 Commissionen verbunden, zur Redaktion der Gesetze (dieser Gesetzcommission gab Alexander neue Thätigkeit, um das in mehr als 70.000 Ukasen verborgen liegende bürgerliche Recht zu ordnen), für die Bittschriften, für die Reichskanzlei

(deren Archiv eine Sammlung der bestimmtesten Nachrichten über die Staatsangelegenheiten des vorigen Jahres, vollständige Nachrichten über die gegenwärtige Lage der Staatsverwaltung, die Protokolle des Reichsraths und die kaiserlichen Entscheidung enthält); jede hat ihren Direktor und mehrere Sektionen, denen ein Chef vorsteht.

Send, bei den mittlern Deutschen ein geistliches Sittengericht, oder vielmehr eine Art von Kirchenvisitation, welche sowohl die höhern als niedern Geistlichen in ihrem Sprengel zu bestimmten Zeiten anstellen mußten; auch Send-Gericht und heilige Send genannt. Alle in den Bezirk gehörige Personen mußten vor diesem geistlichen Rügengericht ohne Ausnahme erscheinen, wenn sie nicht etwa ganz besonders davon befreit waren, welche Personen eben daher sendbarfrei oder semperfrei genannt wurden. Uebrigens dürfen diese Sendgerichte nicht mit den Zentgerichten (s. d. Art.) verwechselt werden.

Seneca (Marcus Annäus), aus vornehmem Geschlechte zu Corduba in Spanien entsprossen, ließ sich unter Augustus Regierung in Rom nieder, wo er in den Ritterstand aufgenommen wurde und mehrere Jahre die Beredsamkeit lehrte. Seine Deklamationen sind verloren gegangen. Dagegen besitzen wir noch einige Bruchstücke von seiner Sammlung bürgerlicher Rechtsfälle und seiner Empfehlungsreden, die sich durch einen gedrängten Styl, welcher aber nicht ohne Zwang ist, auszeichnen. — Seneca (Lucius Annäus), des Vorigen Sohn, im 2ten J. v. Chr. zu Corduba geboren, kam jung nach Rom, legte sich anfangs unter seinem Vater auf die Rhetorik, verließ sie aber aus Furcht vor Caligula, und widmete sich dem Studium der Moralphilosophie unter dem Stoiker Attalus, dessen Vorträge er mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und Begierde anhörte. Bald erwarb er sich durch seine Unbescholtenheit, seine Kenntnisse und Wohlredenheit einen großen Ruf. Indessen weil man ihn eines unerlaubten Umgangs mit des verstorbenen Caligula's Schwester Julia beschuldigte, wurde er vom Kaiser Claudius nach der Insel Corsika verbannt, wo er 8 Jahre blieb und seine Bücher de Consolatione verfaßte. Nach seiner Befreiung ward er von Agrippina zum Erzieher ihres Sohnes Nero ernannt und mit der Prätorwürde beehrt. Seinem und des Burrhus weisen Rathe ist es zuzuschreiben, daß Nero in den ersten fünf Jahren gut regierte; allein bald ließ er sich durch die Hofluft anstecken; er schmeichelte dem Kaiser eben so niederträchtig über die Vergiftung des Britannikus, als über den Mord der Agrippina, dessen Mutter, und nahm nach dem Tode jenes tugendhaften Römers dessen Pallast und Gärten von Nero zum Geschenke an. So erwarb er sich unermeßliche Reichthümer, kostbare Geräthschaften, und brachte durch seine wucherischen Räubereien nicht nur einen großen Theil Italiens, sondern auch Britanniens in großes Elend. Im J. R. 815 (62 n. Chr. bekleidete er das Consulat. Bald darauf ward Seneca durch seine Feinde und Neider beim Kaiser verläumdet und diesem argwöhnischen Fürsten verdächtig gemacht; und kurz nachher in Rom, als angeblicher Theilnehmer der Piso'schen Verschwörung von Nero zum Tode verurtheilt mit der Freiheit, die Todesart selbst zu wählen. Er ließ sich die Adern öffnen, nahm dann Schierling und ließ sich, um seinen Tod zu beschleunigen, in ein heißes Bad bringen, worin er mit philosophischer Ruhe seinen Geist aushauchte (66 n. Chr.). Seneca ist nächst Cicero der vorzüglichste philosophische Schriftsteller der Römer. Seine Briefe und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Philosophie enthalten einen Reichthum von praktischer Bemerkungen zur Veredlung des Herzens und zum stoischen Gleichmuth im Glück und Unglücke; viele interessante Gemälde der moralischen Menschennatur und herrliche Sittenlehren; sie sind daher muster-

hafte Handbücher der Lebensweisheit. Im Allgemeinen aber zieht dieser Schriftsteller an, weil er besondere Wendungen hat, und durch den Schimmer seiner Gedanken, die er auf eine auffallende Weise darstellt, blendet. Seine Phrasen sind ohne Folge und Verbindung, und seine Gegensätze gesucht. Umsonst würde man bei ihm die Leichtigkeit des Styls und der Natur suchen. Indessen, seine tiefe und ausgebreitete Kenntniß, seine lebhafte Einbildungskraft und die Erhabenheit seiner Gedanken haben ihm viele Bewunderer erworben. Man legt dem Seneca auch 10 noch vorhandene Trauerspiele (Medea, die Troerinnen, der wüthende Herkules, Hippolytus, Thyestes, Thebais, Oedipus, Agamemnon, die Thebais, Oktavia, der ötaische Herkules) zu; einige soll sein Vater verfaßt haben. Allein die Gleichheit der Schreibart und des ganzen Geistes, der in ihnen weht, macht es wahrscheinlich, daß sie Einen Verfasser haben. Daß sie griechischen Mustern nachgebildet sind, läßt sich nicht verkennen; aber sie bleiben unendlich weit hinter denselben zurück, man mag auf die innere, fast immer verunglückte Einrichtung, oder auf den Vortrag der Gedanken Rücksicht nehmen. Denn in Hinsicht ihrer Anlage eignen sie sich so wenig zur theatralischen Darstellung, daß sie bloß zum Lesen geschrieben zu seyn scheinen. Und wenn man auch nicht in Abrede seyn kann, daß einzelne gelungene Stellen und ergreifende Scenen in diesen einzigen Ueberresten der tragischen Poesie der Römer sich vorfinden: so vermißt man doch meistentheils Einheit im Zusammenhange der einzelnen Theile des Drama's, Wahrheit, Erhabenheit, Stärke der Gedanken und Würde, Feinheit und lyrischen Schwung im Ausdrucke. Das beste Stück sind die Troerinnen; die schlechtesten der ötaische Herkules und Octavia, beide höchst wahrscheinlich spätern Ursprungs. Die besten Ausgaben der philosophischen Schriften sind die elzevir'sche, Amsterd. 1672, 3 Bd. 8., und die von Ruhkopf, Leipz. 1797 — 1808, 5 Bde; von den Tragödien aber die gronov'sche, Amsterd. 1682, 8., die schröder'sche, Delft 1728, 4. und die zweibrücker.

Senegal, ein großer afrikanischer Fluß, dessen drei Quellen auf dem Konggebirge (9° L. 11° N. Br.), 16 Meil. von dem Ursprung des Niger und des Gambia, von Mollien 1816 entdeckt wurden. Er fließt anfangs zwischen Bergketten, wo ihm der Rokoro, Basing und Falameh, wovon der letztere der mächtigste, zuströmen; da, wo sich beide erstere mit ihm vereinigen, bildet er die Wasserfälle von Govima, und 26 Meilen weiter, durch Felsenbetten strömend, die Fehlukatarakte. Sobald er ins flache Land tritt, wird sein Wasser schön und klar, er durchströmt dasselbe sanft über ein Sand- und Kiesbett in größern Krümmungen gegen N. W. sich wendend, bildet dann die Inseln Bibas und Morphil, strömt hierauf westlich, bildet 25 Meilen von seiner Mündung die beiden großen Seen, Panier und Cajor, theilt sich in einiger Entfernung vom Meere in mehrere Arme und nimmt eine südliche Richtung. 15 Meilen von seiner Mündung läuft der Hauptstrom mit dem Meere südwärts in gleicher Richtung, wo ihn ein aus Sanddünen bestehender natürlicher Damm, der oft nur 100 Ruthen, zuweilen eine Meile breit ist, von dem Meere scheidet und in eine Landzunge (Pointe de Barbarie) ausläuft, worauf ein Fort nebst einem Negerdorfe liegen. Endlich fällt er nach einem Laufe von 160 Meilen, durch eine halbe Meile breite Mündung (15° 55′ N. Br.) in den atlantischen Ozean. Ueber einn Barre oder Sandbank, welche die Einfahrt wegen der hieraus entstehenden heftigen Brandung sehr gefährlich macht, sie nur kleinen Fahrzeugen von 40 bis 50 Tonnen verstattet, die nicht über 6 Fuß im Wasser gehen. Es kommt hierzu, daß die Strömung des Flusses sich bald hier und bald dort eine Oeffnung in der Sandbank wühlt, deren man wohl kündig seyn muß.

Das Wasser des Flusses ist vortrefflich, nur nicht die letzten 20 Meilen vor dem Ausflusse, wo in der trockenen Jahreszeit das Meerwasser eindringt. Die Wirkungen der Ebbe und Fluth sind aber noch weiter hinauf bemerkbar. Die Ufer des Senegals sind fast überall mit Bäume und Gesträuche besetzt und seine Fluthen mit Krokodilen und Flußpferden. Die Tiefe des Stroms ist selbst in der trockenen Jahreszeit 25 bis 28 Fuß, und daher auch in dieser bis 215 Meilen vor seiner Mündung schiffbar. Er ist periodischen Ergießungen unterworfen, welche das anstoßende Land in der Regenzeit ungesund machen. Nicht weit von seiner Mündung bildet der Senegal mehrere Inseln, z. B. Bokos, Mogun, Sor, Genel, das Engländer-Inselchen u. s. w. Die merkwürdigste von allen ist aber die Senegal- oder Ludwigsinsel, welches die Hauptbesitzung der Franzosen ist. Sie hat 10.000 Einw., eine Stadt und ein Fort (St. Louis, der Sitz des Oberstatthalters). — Senegal nennt man auch den Küstenstrich zwischen dem weißen und grünen Vorgebirge, s. Senegambien.

Senegambien oder auch Westnigritien, eine große Landschaft Westafrika's am atlantischen Meere, an und zwischen den Flüssen Senegal und Gambia vom C. Blanc bis zum C. Rogue, gränzt im Westen an das atlantische Meer, im Süden an Guinea, im Osten an Nigritien, im Norden an Sahara, und wird auf 30.000 Q. M. geschätzt. Im Innern findet man sandige Wüsteneien mit ansehnlichen, zum Theil fruchtbaren Gebirgen, z. B. dem Konggebirge, der Sierra Leona (die es mit dem auf demselben entspringenden Küstenfluß gl. Namens von Guinea trennt) und einer goldliefernden Bergkette im Reiche Kankan abwechselnd; an den Küsten ist das Land eben und gut bewässert. Man hat hier, wie in allen Ländern der heißen Zone, zwei Jahreszeiten, trocknen Sommer und Regenzeit. Die an sich heiße Luft wird im Sommer durch Seeluft und Regen sehr gemäßigt. Sehr beschwerlich sind die südöstlichen Orkane; auch öftere Windstillen treten ein, wo die Muskitos und andere Insekten sehr lästig sind. Der Senegal, der Gambia, St. Domingue, so wie der Riogrande, welche sämmtlich ins atlantische Meer sich ergießen, sind die Hauptflüsse. Die vorzüglichsten Produkte sind: große Waldungen, Mastixbäume, Palmen, namentlich Kokos-, Datteln-, Fächer-, Pflaumenpalmen, Ceyla oder Seidenbaumwollbaum, Gummibäume, Eben-, Kampeche- und Mahogoniholz; köstliche Südfrüchte, Zuckerrohr, Baumwolle, Pfeffer, Tabak, alle Arten von Getreide, Ananas, Aloe, Mangle- und Affenbrotbäume, Kassia, Batatten, Yamwurzeln, Savannen oder Weiden mit 10 F. hohem Gras und Kräutern, Apothekerwaaren, alles in Ueberfluß ꝛc.; Pferde, Kamele, Rindvieh (zum Reiten und Ziehen), Esel, Schafe mit seidenartiger, feiner, nicht krauser und mit anderm längern Haar untermischter Wolle, reißende Thiere, als Löwen, Tiger, Panther, mehrere Arten Antilopen, Flußpferde, Gazellen, Krokodile, Schlangen (auch die giftigen gehörnten, so wie Riesenschlangen), Wallfische, Seekühe, Strauße, Pfauen, Papageien u. a. Vögel, Ameisenheere ꝛc.; die innern Länder sind überaus reich an Gold, Kupfer, Eisen, etwas Salz, Ambra, Marmor ꝛc. Das Land theilt man besonders in drei Massen: 1) Obersenegambien, zwischen dem weißen Vorgebirge und dem Senegal, dessen Bewohner Mauren und Mahomedaner sind. Sie treiben einen beträchtlichen Gummihandel (jährl. 1.800.000 Pfd.; worunter von den Franzosen 1.200.000 Pfd.) mit den sie besuchenden Europäern, Niederländer, Dänen, Nordamerikaner, besonders aber Franzosen und Britten, welche Letztere ausschließlich den Handel am Fluß Gambia treiben, wo sie mehrere befestigte Faktoreien besitzen. 2) Mittelsenegambien, die am Senegal von dem Meere an aufwärts liegenden Länder, von vielen Negervölkerschaften, Galoffen, Madingoer u. a. bewohnt, die eine aus Mahomedismus

und Fetischverehrung gemischte Religion, und jede eine eigene Sprache haben. Sie leben theils in despotischen, theils in monarchischen, theils in republikanischn Staaten, und beschäftigen sich mit Bearbeitung des Bodens, mit Fischerei, Handel und einigen Gewerben. (Vergl. d. Art. Neger.) — 3) Niedersenegambien, vom Gambia südwärts bis Nunez reichend. Die Einfuhr besteht in Schießgewehren, Pulver, Eisen, Blei, Branntwein, Glaskorallen, Tuch, wollnen Zeugen, Leinwand, Kattunen, Messer, Scheeren, Säbeln, Papier, Bernstein, Spiegeln, Sonnenschirmen, Kupfergeschirren, Töpferwaaren, Kauris (statt kleiner Münze) ꝛc. Die Engländer haben vor der Abschaffung des Negerhandels von C. Blanc bis C. Negro nach England an Elfenbein und Gold jährlich 11.500, seitdem jährlich 120 — 130.000 Pf. ausgeführt, an Gold allein jährlich 30.000 Unzen. — Den Römern ist Senegambien wahrscheinlich unbekannt gewesen, aber die Araber kannten und besuchten es im Mittelalter und benannten den Senegalfluß nach einem dort wohnenden Volke Senhagi.

Seneschall (lat. Seneschallus) bedeutet theils einen Sentrichter oder Zentrichter oder Amtmann, der auch wohl Zent- (Cent-) Graf genannt wurde, weil der Landesbezirk seiner Gerichtsbarkeit, besonders in Franken, gewöhnlich aus hundert Ortschaften bestand, theils nannte man so den Marschall eines Kaisers oder Königs, dem die Besorgung des ganzen Hofstaats übertragen war. Wenn der Monarch Gericht hielt, saß der Seneschall mit im Rathe, unterschrieb die Urkunden seines Herrschers, u. s. w. In Frankreich war in ältern Zeiten der Seneschall ein Kronbeamter, welcher unter den Merovingern die Aufsicht über das königliche Haus und die Ausgaben hatte. In den neuern Zeiten hieß die vornehmste Gerichtsperson einer Landschaft oder Provinz dort (und auch in einigen andern Ländern) Seneschall, und seine ihm untergeordnete Provinz nannte man Senechaussée. In seinem Namen wurden die Urtheile abgefaßt, er berief bei eintretenden Fällen den Adel, und führte den Arrierebann desselben an.

Senkenberg (Heinrich Christian, Freiherr von), kaiserlicher Reichshofrath in Wien, der Sohn eines Arztes, 1704 zu Frankfurt a/M. geb., widmete sich der Jurisprudenz auf den Universitäten zu Gießen, Halle und Leipzig, ward Professor zu Göttingen, hierauf Regierungsrath u. Professor in Gießen. Nachher ging er als nassau-oranischer geh. Justizrath nach Frankfurt a/M. und ward 1740 nach Wien berufen, wo er vom Kaiser seiner Verdienste wegen in den Adelstand erhoben wurde, und 1768 starb, viele schätzbare staatsrechtliche Werke hinterlassend. — Sein Sohn Renatus Carl, geb. zu Wien 1751, widmete sich ebenfalls den Rechten und den philosophischen Wissenschaften zu Tübingen, Göttingen und Straßburg, und ging nach Vollendung seines akademischen Studiums nach Wetzlar, um sich in der gerichtlichen Praxis zu üben. 1773 unternahm er eine Reise nach Italien, wurde in Rom von der arkadischen Gesellschaft zum Mitgliede aufgenommen, und nach seiner Rückkunft Regierungsbeisitzer in Gießen. 1778 gerieth Senkenberg, weil er eine Urkunde, die im Streite über die baierische Erbfolge sehr wichtig, aber für das östr. Interesse nachtheilig war dem baierischen Hofe übersandt hatte, in Wien in Verhaft, ward aber nach einiger Zeit wieder entlassen und mußte die österreichischen Staaten räumen. Er kehrte nach Gießen zurück, wo er 1784 sein Amt niederlegte, und nun dem Studium der Rechtswissenschaft, Geschichte und der schönen Literatur lebte. Einige Zeit hindurch hielt er Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände und gab jungen Leuten Privatunterricht in Diplomatik und Geschichte. Er starb 1800, der Gießener Hochschule seine 15.000 Bde. starke Bibliothek nebst seltenen Handschriften und Urkunden so wie sein schönes Haus und 10.000 Gl. zur Vermehrung der Bibliothek bestimmt, hinterlassend. Als Schriftsteller

ist er berühmt durch seine wichtigen Supplemente zu Lipenii Bibl. real. jurid. (1787 — 89. Fol.), durch die treffliche Fortsetzung von Häberlins neuester deutscher Reichsgeschichte (21 — 27 Bd.); Gedanken über einige Gegenstände, die deutsche Sprache betreffend (Frankf. 1798); Carmina latina et graeca (1785), welche sich durch klassische Sprache, lebhaftes Gefühl und religiösen Sinn auszeichnen; Gedichte eines Christen (1785); Charlotte Corday oder die Ermordung Marats, dramatisirt (1797) u. a.

Senkrecht, s. Perpendikular.

Senkwage, s. Aräometer.

Senn, in der Schweiz ein Viehhirt, der das Vieh im Sommer auf den Alpen weidet, und zugleich die Milchnutzung gepachtet hat. Die Herde heißt Senne, und die Viehwirthschaft dieser Art Sennerei. Der Kuhreigen, eine schweizerische Hirtenmelodie, heißt daher auch Sennenreigen. Vergl. d. Art. Schweiz. — Senne, Sende, Sendveld oder Sintveld, ist ein wüster und sandigter Landstrich in Westphalen, welcher sich von dem Paderbornschen aus durch die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Rietberg bis nach Münster und Osnabrück erstreckt. Im Lippischen Antheil ist das bekannte Sennengestüt, wo wilde und dauerhafte Pferde von guter Rasse gezogen werden, die man Senner nennt. Im 17. Jahrh. wurde diese Gegend angebaut und bevölkert. Bekannt ist sie durch die Niederlage, welche die Schweden von den Kaiserlichen bei Lippspring 1640 erlitten.

Sennaar, auch Sennar, ein Negerreich in Afrika, welches gewöhnlich zu Nubien gerechnet wird, liegt an der Ostseite des Nils 49 bis 57° L. und 14 bis 17° Br. Gegen Norden grenzt es an Türkisch-Nubien, gegen Osten an Gebirge, welche es von den Küsten des rothen Meers trennen, gegen Süden an Habessinien und gegen Westen an Nigritien oder Soudan. Die Größe wird auf 6000 Q. M. geschätzt. Sennaar bildet eine Hochebene, deren südlicher Rand das goldreiche Gebirge Fazuglo ist. Es wird vom Nil, oder vielmehr von den beiden Flüssen, aus welchen er gebildet wird, dem Bahr el Abiad und dem Bahr el Azrek, und mehreren Nebenflüssen derselben durchströmt. Es ist zum Theil fruchtbar, wo Bäche und Quellen sind, aber nicht sonderlich gesund, wegen häufigen Temperaturwechsels; Gewitter, Stürme, Regen sind hier gewöhnlich. Als Hausthiere hat man Ochsen und Büffel, Schafe, Esel, wenig Kameele und schöne Pferde. An wilden Thieren gibt es Gazellen, Hasen und Hyänen, im Nil Krokodile und Nilpferde oder Hippopotamus, aus deren Haut man Schilde bereitet. Auch Giraffen sind häufig; der Strauß findet sich in den Ebenen. Gebaut werden Durrah, Weizen, Gerste, Bohnen, Linsen, Wassermelonen, Tabak, Baumwolle, Sennesblätter, Dattelpalmen und etwas Wein. Hin und wieder findet sich Steinsalz. Die heutigen Einwohner, deren Zahl man zu 1 ½ bis 2 Mill. angibt, sind Neger, welche den Namen Schilluk führen und 1504 den Arabern dieses Land abgenommen haben. Sie sind rohe und unwissende Muhammedaner, und stehen unter einem despotisch regierenden Könige, der jedoch nur unter der Bedingung den Thron besteigt, daß er hingerichtet werde, sobald seine Minister entschieden haben, das Wohl des Vaterlandes erfordere seinen Tod. Außer den Schilluks, als herrschendem Volke, gibt es auch nomadisirende Araber und Beduinen, welche tributpflichtig sind, und Daheras, heidnische Nubier, welche theils als Sklaven gekauft, theils aus den benachbarten Ländern geraubt werden. Diese Daheras bilden die Hauptstärke der Kriegsmacht von Sennaar, indem 14.000 mit Schild und Speeren bewaffnete Daheras besonders zur Beschützung der Hauptstadt dienen. Dazu kommen 1800 Schilluks zu Pferde. Jetzt sind die Waffen des Pascha von Aegypten auch bis hierher gedrungen und haben ihm das Land unterworfen. Der Gewerbfleiß in Sennaar ist ganz unbedeutend, eigentliche Fabriken

fehlen gänzlich; etwas wichtiger ist der Handel mit Durrah, Sklaven, Elephantenzähnen, Straußfedern, Gummi und Hippopotamushäuten, die zu Schilden, Peitschen u. s. w. verarbeitet werden, beschäftigt mehrere Karawanen nach Shendy und nach Aegypten. Die Hauptstadt Sennaar, unter 18° N. B., liegt auf einer Anhöhe, östlich vom Bahr el Abiad, in einer fruchtbaren Ebene. Sie ist ziemlich bevölkert und hat eine schöne Moschee und einen großen Pallast des Sultans.

Sensal oder Mäkler, ist eine von der Obrigkeit, oder von dem Handelsstande ernannte und vereidete Person, welche dazu bestimmt ist, um im Orte Käufer und Verkäufer aufzusuchen, und als Unterhändler und Bevollmächtigter Handelsgeschäfte zu vermitteln, und Verträge abzuschließen und zu beglaubigen. Personen, welche dazu nicht berechtiget sind, nennt man Beiläufer, Winkelsensale, Bönhasen, Pfuscher. Die Fälle, bei welchen die Mäkler gebraucht werden können, sind alle Handelsgeschäfte, die zwischen verschiedenen Personen statt finden; als Ein- und Verkauf von Waaren, Wechseln, Staatspapieren, Aktien; Schließung von Frachts- und Assecuranzverträgen; Geldverleihungen u. s. w. Uebernimmt er den Auftrag, so hat er als Beauftragter (Mandatar) die Pflicht, denselben genau nach der ihm vom Mandanten (Auftraggeber, Ordregeber) ertheilten Vorschrift auszuführen, seinen Nutzen auf alle Weise zu befördern, und keinen ähnlichen Auftrag von einem andern zu übernehmen, welcher der bessern Vollziehung des erstern hinderlich wäre. Auch haftet derselbe für allen Schaden und Verlust, der aus Versehen, Unwissenheit oder Nachlässigkeit entstehet. Der Kaufmann als Mandant ist dagegen verpflichtet, die von dem Mäkler in seinem Namen eingegangene Verbindlichkeit oder den geschlossenen Vertrag von seiner Seite zu erfüllen, und hat daher auch das Recht, die Erfüllung von dem andern zu fordern; auch ist er verbunden, dem Mäkler das gesetzliche Honorar (Mäklergebühr, Senserie, Courtage) für das ausgeführte Geschäft zu geben. Wo Börsen oder öffentliche Versammlungsorte der Kaufleute sind, müssen sie zur Börsezeit anwesend seyn; auch sind sie oft verpflichtet, unaufgefordert von Zeit zu Zeit zu den Kaufleuten zu gehen, die Marktpreise der Waaren und der Wechsel (Curse) drucken zu lassen, oder einzelnen Stellen, z. B. der Bank, einzureichen, und mit dieser die Mittelpreise zu bestimmen. Die Mäkler sind in ihren Geschäften die Ortsgesetze zu beobachten schuldig, die sie daher genau kennen müssen; der Wechselmäkler das Wechselrecht, der Waarenmäkler die Handelsgesetze und Usancen, u. s. w. Das Mäklerbuch gilt dann in streitigen Fällen vor Gericht als halber Beweis, und, wenn der Makler die Richtigkeit des Faktums eidlich bezeuget, so geben beide vor Gericht vollen Beweis für dasselbe Geschäft.

Sensibilität. Das ganze Nervensystem im weitesten Sinne des Wortes (Gehirn, Rückenmark und Nerven) ist das Organ, der Träger der Rezeptivität im ganzen Thierreiche, und folglich auch im Menschen. Willkürliche und unwillkürliche Muskeln, und alle übrigen belebten Theile besitzen ihre Reizempfänglichkeit nur bei ungehindertem dynamischen und mechanischen Zusammenhang mit dem unverletzten Nervensysteme. Das Nervensystem ist das Organ der Sensibilität der Reizempfänglichkeit. Sollten überall Nerven angetroffen werden, wo die Berührung eines Theils Empfindungen erregt, so müßte die Haut ein undurchdringliches Gewebe von Nerven seyn, was unmöglich ist. Die Annahme einer sensibeln Atmosphäre, die Reil als Hypothese zuerst aufstellte, und von Humboldt durch galvanische Versuche bewies, und welche er bei warmblütigen Thieren auf ½ bei kaltblütigen aber auf ¾ Linien sich erstrecken sah, ist also nothwendig. Daß sich der sensible Wirkungskreis der Nerven über

den ganzen Körper erstrecke, beweisen auch die Versuche mit dem sogenannten thierischen Magnetismus. Viele Erscheinungen an Thieren bestätigen diese Idee. Dahin gehören folgende: der Armpolip geht, wiewohl er nichts einem Sinnorgane ähnliches an sich hat, auffallend dem Lichte und seiner Nahrung nach, und wittert beide schon in der Entfernung, und eine Glasscheibe zwischen den äußern Reizen und den reizbaren Theil gebracht, hindert diese scheinbare Wirkung in die Ferne eben so, wie in Humboldts Versuchen. Auch Spallanzani's Versuche mit den Fledermäusen, welche einen sechsten Sinn zu beweisen schienen, und eine Menge Erscheinungen an Blinden sprechen dafür. Dieser sensible Wirkungskreis ist nicht bloß passiv, wie in den bis jetzt angeführten Erscheinungen. Die Versuche mit dem thierischen Magnetismus, und die bekannten Beobachtungen über den Zitterrochen und Zitteraal sprechen auch für seine Aktivität. Daß die berüchtigten Erscheinungen an der Klapperschlange nicht hieher gehören, hat Blumenbach gezeigt. Ein Theil des Organs der Rezeptivität (die Sinnesorgane) nimmt jene reizenden Einwirkungen auf, welche erst mittelbar durch eine im Gehirne erregte Thätigkeit Irritabilitätsäußerungen erregen (willkürliche Bewegungen, wegen Mangel eines unmittelbar sie erregenden äußern Reizes, und wegen ihres Zusammentreffens mit Willensäußerungen, genannt); der zweite Theil dieses Organs (das Gehirn) wird durch Aufnahme der Sinnesreize in eine innere, nicht als Wechsel von Contraktion und Expansion erscheinende, Thätigkeit versetzt, (welche den Vorstellungen der Seele entspricht, ohne sie zu erregen, wie es nach der gemeinen Ansicht der Dinge scheint) und erregt erst dadurch Irritabilitätserscheinungen in gewissen Muskeln (den willkürlichen). Der dritte Theil des Nervensystems, welcher nicht unmittelbar eine innere Thätigkeit des Gehirnes erregt) nimmt diejenigen Reize auf, welche unmittelbar sichtbare Bewegungen zur Folge haben.

Sensitive, s. Fühlpflanze.

Seperatismus heißt überhaupt Absonderung von der Landesreligion; im engern Sinne nennt man aber Seperatisten solche Glieder der Christenheit, die sich wegen abweichender Meinung von einer Kirche trennten und einen besondern Gottesdienst üben; sie bilden demnach Secten (s. d. Art.). In der neuern Zeit sind zwar sogenannte Congregationen, Conventikeln besonders in protestantischen Ländern entstanden; da sie aber keine Trennung von ihrer Kirche öffentlich aussprachen und ihr Zweck nur Privatandachtsübungen war, so kann man sie auch nicht füglich mit dem Namen Seperatisten belegen. Auch unter den Katholischen haben sich hier und dort solche Conventikeln gezeigt, doch waren sie nirgends von einiger Bedeutung. England ist vor allem eine reiche Mutter von Separatisten-Versammlungen; fast jährlich erscheinen neue, verschwinden aber eben so bald wieder, und keine ist in der neuern Zeit kirchenhistorisch geworden.

Sepia, Dinten- oder Blackfischwurm, gehört zur Klasse der Molusken und in die Ordnung der Kraken, wovon es mehrere Gattungen gibt; die gewöhnlichste heißt auch Seekatze. Sie sind 1 — 2 Fuß lang, haben einen dicken, walzigen (sackartigen) Leib mit Eingeweiden, Magen, Leber, Herz, in einem röthlich braunen, schwarz gesprenkelten Mantel, welcher sich auf der Brust in einer Röhre endigt, sich seitwärts und hinten in einigen Flossen verlängert. Aus dieser Röhre spritzen die Sepiafische, wenn sie verfolgt werden, um Gefahren zu entgehen, eine eigenthümliche schwarze Flüssigkeit (Sepie) aus, und trüben dadurch das sie umgebende Wasser. (Dieses Saftes, der aus einer besondern Drüse neben der Leber kommt, bedienten sich schon die Römer zu des Persius Zeiten zum Schreiben; man vermuthet auch,

daß sie der Hauptbestandtheil der chines. Tusche ist, und von den Chinesen mit aufgelöstem Reiß und Gummi zubereitet wurde. Jetzt bedient man sich ihrer, mit Biester gemischt, zum Zeichnen.) — Auf dem Rücken haben sie eine spießförmige kalkartige Schale, die sie jährlich abwerfen und eine neue bekommen. Das abgeworfene Schild, welches zerschnitten ein wunderbar verkalktes Zellgewebe zeigt, schwimmt auf dem Meere, und ward sonst, da man es für verhärteten Schaum des Meeres hielt, Meerschaum genannt; jetzt heißt es Ossa Sepiae oder weiß Fischbein. Es wird sorgfältig aufgefischt, theils zu Pfeifenköpfen u. a. Kleinigkeiten verarbeitet, theils zum Poliren gebraucht, auch häufig unter Zahnpulver gemischt. Am Kopfe des Blackfisches stehen 10 Arme, welche sich in Spitzen enden und mit Saugnäpfen besetzt sind, womit er sich an Felsen und an seine Beute festsaugen kann. Acht hiervon sind schmaler und heißen Füße, zwei aber, welche breiter sind, heißen Arme. Ferner stehen am Kopfe zwei vollkommene große Augen, jedoch ohne Augenlieder, dann haben sie eine Hirnschale mit Hirn, eine Zunge zwischen knorpelichen, schnabelförmigen Kiefern. Sie leben in allen europäischen Meeren als Raubthiere. Um den Sepiafisch zu fangen, läßt man einen Spiegel ins Meer hinab, an diesen klammert er sich so fest an, daß man ihn mit herauszieht. Sonst hat man diese Thiere häufig gegessen, und noch werden sie in Italien und Griechenland häufig zu Markt gebracht.

Sepia-Zeichnung, eine Manier von einfarbigen, unverlöschbaren Zeichnungen, die erst in neuerer Zeit durch den Prof. Seydelmann in Dresden, während seines Aufenthalts zu Rom 1771 — 81 erfunden. Sie gleicht den getuschten Zeichnungen, nur ist der braune wärmere Farbenton und die eigenthümliche zartere Behandlung ungleich schöner und passender, um selbst die größten Gemälde auf diese Art zu kopiren. Die Farbe, deren man sich dazu bedient, ist die Galle des Sepiafisches mit etwas Biester, einer noch hellern braunen Farbe, gemischt. — Die Sepia-Zeichnungen haben keinen Farbenzauber, keinen blendenden Glanz; eine liebliche Melancholie, ein milder Ernst herrscht in ihnen. Die Farbe wird mit Wasser auf weiß Papier aufgetragen, und alle Lichter werden ausgespart. Das Papier wird auf Leinwand gespannt, um den ungeheuer großen Zeichnungen Dauer und Haltbarkeit zu geben. Das Glück, welches diese Art zu zeichnen, die sich vorzüglich zum Darstellen der Antike eignet, machte, bewog in der Folge viele Künstler, sich ebenfalls darin zu versuchen; noch immer aber ist Seydelmann nebst seiner Gattin Apollonia, geb. de Fergun aus Venedig, deren Kunstlehrer er war, unerreicht geblieben. Er hat die vorzüglichsten Gemälde der Dresdener Gallerie in seiner Manier wiedergegeben; z. B. die Madonna von Rafael, mehrere Bilder von Correggio, unter andern dessen berühmte Nacht, eine seiner gelungensten Arbeiten. — Der vortreffliche Landschaftsmaler Friedrich hat neulich ebenfalls herrliche Zeichnungen in dieser Manier geliefert.

Septennalität, Siebenjährigkeit, nennt man die siebenjährige Dauer des englischen Unterhauses und der französischen Deputirtenkammer. Im Jahr 1716 ward sie in England unter dem Ministerium des Sir Robert Walpole und 1824 in Frankreich unter dem Minister Villèle eingeführt. Daß diese Neuerung einen größern Parteienkampf in Frankreich als in England erregte, lag in dem Umstande, daß dort zwei Grundgesetze der Constitution abgeändert wurden, was hier nicht geschah. In England war die dreijährige Dauer nicht durch einen Artikel der Constitutionsakte, sondern nur durch ein Gesetz eingeführt worden, und die ungetrennte Erneuerung des ganzen Unterhauses war von jeher in England gebräuchlich, während in Frankreich sowohl die dreijährige Dauer, als die jährliche Erneuerung eines Fünftheils

Digitized by Google

Tode machte man dem Könige Ludwig dem Achtzehnten den Vorschlag, vierzehn Artikel der Charte, unter den sich auch der 37ste befand, zu revidiren und umzuändern. Der König verwarf diesen Antrag und erklärte, daß die ganze Charte als Basis des öffentlichen Rechts und Bürgschaft der allgemeinen Ruhe unangetastet bleiben sollte; noch weniger wolle er dulden, daß irgend ein Fundamentalgesetz des Reichs verletzt werde. Dennoch trug der Minister des Innern, Graf von Corbière, am 5. April 1824 in der Pairskammer auf die integrale Erneuerung der Deputirtenkammer und ihre Septennalität an. Eine Menge Gegner erhoben sich, unter den der Graf Lajuinais eine sowohl durch Geist wie durch Beredsamkeit ausgezeichnete Rede hielt. Für den Gesetzentwurf sprachen hauptsächlich die Minister und unter ihnen besonders der Bischof von Hermopolis. Die Gegner warfen ein: Frankreich lasse sich mit England von 1716 nicht vergleichen, seine Lage sey eine ganz andre, keine Partei kämpfe zum Besten eines auswärtigen Prätendenten in Frankreich den legitimen Bourbonen entgegen; Napoleon sey todt. Das Gesetz der dreijährigen Dauer der Kammer und ihrer theilweisen Erneuerung sey ein Fundamentalgesetz der constitutionellen Monarchie; wo würde man mit dem Einreißen stehen bleiben, wenn man einmal angefangen hätte. Die Vertheidiger der Septennalität hatten fast dieselben Beweggründe, wie in England: sie fürchteten, daß die jährlichen Wahlen durch ihre Kämpfe die Parteien erhielten und zu gefährlichen Bewegungen Veranlassung gäben. Ueberdies würde der Geschäftsgang einen festern, sichern Gang erhalten, und die Gesetzgeber, durch eine längere Erfahrung belehrt, bessere und umsichtigere Gesetze geben können. Hiegegen erhob sich der Verfasser des Traité des probalités, Graf Laplace, und that in der Pairskammer dar, daß jene Zwecke besser durch eine jährliche Erneuerung erreicht würden. Selbst Napoleon, der den 37sten Art. entworfen habe und ein Meister in der Verwaltung des Staats gewesen sey, habe die Meinung gehegt, daß eine integrale Erneuerung einen allgemeinen und heftigen Widerstandsgeist gegen die Regierung hervorrufen könne, wie man es im Jahr 1792 erfahren. Uebrigens habe die jetzt bestehende Deputirtenkammer Frankreich fünf Gesetzbücher gegeben, während durch die Septennalität Englands Gesetzgebung in Verwirrung gerathen sey. Lajuinais behauptete, die Septennalität würde in Frankreich viel nachtheiliger seyn, als in England, weil dort nicht, wie hier, ihre schädlichen Folgen durch andre Einrichtungen ausgeglichen werden. In England sey seit 1794 die Preßfreiheit nicht suspendirt gewesen; in Frankreich unterdrücke man sie jetzt durch allerhand Verwaltungsmaßregeln. Die britischen Jury und Richter seyen vollkommen unabhängig, die französischen nicht. In England sey das Alter von 21 Jahren für die Wähler und die Gewählten bestimmt; dies gäbe für 7 Millionen Staatsbürger eine Million Wähler; während in Frankreich ein ganz andres Verhältniß statt fände. In England dürften keine Diener der Krone gewählt werden; sie müßten denn ihr Amt niederlegen; auch würden dort Bestechungen und Drohungen bei den Wahlen hart bestraft; in Frankreich sey dies Alles nicht der Fall. In England sey die Sitzung beider Kammern öffentlich und zu den Commites werde jedes Mitglied zugelassen; in Frankreich sey die Pairskammer nicht öffentlich und eben so wenig die Commites allgemein. In England werde das Petitionsrecht in seiner völligen Freiheit ausgeübt, und hierdurch könne über jeden Gegenstand der Verwaltung alle Augenblicke eine Untersuchung und Berathung herbeigeführt werden; während man in Frankreich der Ausübung des Petitionsrechts mancherlei Hindernisse in den Weg werfe. Ferner in England könnten die Minister ihrer Agenten wegen gerichtlich zur Verantwortung gezogen werden, in Frankreich nicht; und dort hingen nicht wie hier

die Ortsobrigkeiten von den Ministern ab. Lalu'nais setzte noch eine Menge Gründe hinzu, durch welche die Nachtheile der Septennalität in England, wenn auch nicht völlig gehoben, doch weniger drückend gemacht würden. Trotz, daß die beredtesten Männer gegen den Gesetzentwurf sprachen und die besten Publizisten dagegen schrieben, ging er doch am 7ten Mai in der Pairskammer mit 117 Stimmen gegen 67, und in der Deputirtenkammer mit 292 Stimmen gegen 87 durch. Am 9. ward er vom Könige bekräftigt und gleich darauf im Moniteur als ein Grundgesetz des Staates bekannt gemacht.

Septett oder Septuor heißt in der Musik ein siebenstimmiges Tonstück, entweder für Instrumente (wie Septett von Winter op. 10,) und Beethoven (mit Horn, Fagott, Klarinette in Es No. 20) oder Singstimmen. Letztere kommen vornehmlich in großen Opern vor.

Septuaginta, Uebersetzung der Siebenzig (Dolmetscher), Name der ältesten (griech.) Uebersetzung der hebr. Bücher des Alt. Test. Die Sage von 72 aus Jerusalem nach Alexandrien in Aegypten auf Befehl des Königs Ptolemäus Philadelphus gekommenen jüdischen Gelehrten, denen die Uebersetzung der 5 Bücher Mosis oder des ganzen Alt. Test. zum Besten der alexandrin. Bibliothek anvertraut worden, und die auf der Insel Pharos, nahe bei Alexandria, in 72 Gemächern von einander abgesondert, und doch mit buchstäblicher Uebereinstimmung, folglich unter dem Einflusse einer göttlichen Inspiration, den hebr. Grundtext in das Griech. übertragen, hat ihren Ursprung theils in einem erdichteten Briefe des Aristeas, theils in den Berichten des Philo und Justinus Martyr. Das Wahre davon war, nach Eichhorn, daß unter der Regierung des Ptolemäus Lagi und Philadelphus, also um das J. 285 v. Chr. Geb., zum Gebrauche der jüd. Synagoge zu Alexandria eine Uebersetzung des Pentateuchs verfertiget und von den 72 Mitgliedern des dortigen Synedriums als tauglich für die Vorträge in den Synagogen bestätigt wurde. Die übrigen Bücher wurden erst später übersetzt, ohne daß man bei allen die Zeit, wann, und die Gelehrten, von denen es geschehen, bestimmen könnte. Vrgl. Eichhorn's Repertor. für bibl. und morgenl. Liter. Th. I. — Anerkannt ist die Wichtigkeit dieser Uebersetzung für die Erklärung sowohl des A. als des N. Testaments.

Sequestration heißt überhaupt einen streitigen Gegenstand in Sicherheit bringen. Die Sequestration kann bald mit dem Willen der Streitenden, bald durch einen richterlichen Spruch vor sich gehen; selbst die Handlung, wodurch eine Aufbewahrung verfügt wird, nennt man Sequestration, und der Aufbewahrer, Sequester. Die Sequestration eines streitigen Gegenstandes verfügt das Gericht, wenn der Gegenstand Gefahr läuft, entweder der siegenden Partei ganz verbracht oder doch beschädigt zu werden. Erst nach Schlichtung des Prozesses kann der sequestrirte Gegenstand, oder das Sequestrum, wieder verlangt werden. Nicht bloß leblose Sachen und Thiere können mit Sequester belegt werden, sondern auch Menschen, z. B. ein Mädchen, was sich an zwei Männer zugleich verlobt hat; Kinder, wenn Parteien darüber streiten, wer das Recht der väterlichen oder mütterlichen Gewalt besitze.

Serail (Seraj, auch Padischah-Seraj), die Residenz des Großsultans zu Konstantinopel; bildet ein eignes, mit starken entsetzenerregenden Mauern (deren Anblick in der Nähe die finstersten Ideen erregt, besonders dann, wenn man an der Hauptpforte oft noch frisch abgeschlagene Menschenköpfe aufgesteckt sieht) umgebenes Stadtviertel, von zwei Stunden im Umfang, worin sich viele Paläste, Moscheen mit vergoldeten Kuppeln, Wohnungen für 10 000 Menschen, Gärten ꝛc. befinden. Es nimmt die ganze südöstliche Spitze der Stadt ein, wird von dem Hafen und dem hier zum Meer sich erweiternden Bosporos umspült, und gewährt sowohl von der See her, als

von den am Ufer liegenden Kiosks oder Gartenhäusern einen entzückenden Anblick über das Meer und den Hafen, nach den Vorstädten und nach Asien. Nach dieser Seite zu ist die Mauer auf den felsigen und mit Steinen gefütterten Brüstungen mit vielen Kanonen besetzt, die bei den Spazierfahrten des Kaisers und öffentlichen Freudenbezeugungen abgefeuert werden; einige Schüsse verkündigen den Tod der im Serail Hingerichteten, deren Leiber in die See geworfen werden. So weit man es kennt (denn nur die äußern Vorhöfe dürfen von Europäern und überhaupt von Männern betreten werden), enthält das Serail, so wie man durch das äußere von Kapidschis besetzte Thor hereintritt, einen unansehnlichen Hof, der von der Münze, den Ställen, einer Moschee und andern Gebäuden umgeben ist. Von hier führt ein zweites Thor zu einem zweiten schönern Hof, welcher ebenfalls mit Gebäuden, wovon mehrere Säulengänge haben, umgeben ist, worunter sich dasjenige, in welchem sich der Divan versammelt, auszeichnet. Ein drittes Thor, das Thor der Glückseligkeit genannt, führt zu den innern Gebäuden, welche allen Nichttürken unzugänglich sind; die Gesandten werden zwar in den eigentlichen Pallast des Sultans, aber nur durch einen bedeckten Gang und in einen ziemlich finstern aber prächtigen Saal geführt, wo sie vom Großherrn Audienz erhalten. Alles übrige ist unbekannt; man weiß nur, daß sich darin verschiedene Pallaste und Gebäude, namentlich zwei Harems, einer für den Sommer und einer für den Winter, mehrere sehr unbedeutende Gärten, Springbrunnen, eine kleine Bibliothek, die aber gewiß nicht, wie man lange vermuthete, etwa griechische, sondern bloß türkische oder arabische und persische Manuskripte enthält, die Wohnung der Valide Sultana und dergleichen befinden. Einige Europäer, welche Gelegenheit gehabt haben, mehrere dieser Gebäude und Gärten verstohlnerweise zu besuchen, haben Alles tief unter ihrer Erwartung gefunden, namentlich ist Alles, was man an schönen Meubles, Kronenleuchter u. s. w. noch etwa findet, Geschenke europ. Fürsten an den Sultan. Der Harem des Sultans enthält die 7 abgesonderten Rhadunns, wie man des Monarchen rechtmäß ge Frauen nennt, die von einer Menge Sklavinnen oder sogenannte Odalisken bedient werden. Jede dieser Sultaninnen hat in dem Serail also gleichsam ihren eigenen Pallast. Keine kommt zur Andern, Keine kennt die Andere, was ein guter Zügel für die neidisch-eifersüchtigen Weiber seyn mag. Außerdem unterhält Sr. Majestät noch mehr als 1000 andere Favoritinnen im Serail; und über Einförmigkeit im Genusse wird er sich daher wohl nie zu beklagen haben! Diejenige von den 7 Rhadunns, die einen Prinzen gebirt, heißt die Begünstigte (Chasseki Sultana) die jährl. 500 Beutel, 13.000 Rthlr., Eink. hat; und kommt der Sohn zur Regierung, so erhält sie als Mutter des Sultans (Valide Sultana) von bestimmten Distrikten jährl. ½ Mill. Piast. und wichtigen Einfluß in die Hof- und Staatsgeschäfte; auch führt sie allein ihrem Sohne seine Beischläferinnen zu, so wie er ohne ihre Beistimmung sich keiner derselben nähert. Sie geht auch allein mit unbedecktem Gesicht und ohne Schleier, da hingegen alle andere Frauen und Zofen des Serails, nicht einmal wenn sie krank sind, nicht ohne Verletzung der Zucht, sich dem Hofarzt unverschleiert zeigen, der auch ihren Puls nur durch Hülfe eines Flors untersucht. Die übrigen Bewohnerinnen des Harems sind, die äußerliche Pracht abgerechnet, nicht besser als Sklavinnen, werden auf das strengste bewacht, müssen sich die schimpflichste Behandlung, sogar Peitschenhiebe von ihren entmannten Wächtern gefallen lassen; dürfen, außer ihrem Leibarzt und ihren nächsten Verwandten keine Mannspersonen sehen, und werden bei den geringsten Ausschweifungen in Säcken ins Meer gestürzt. Nach dem Tode des Großsultans können die Frauen, die nur Prinzessinnen geboren haben, den Harem verlassen und sich wieder verheirathen; die Müt-

ter von Prinzen wandern aber in das Eski Serai (alte Serail), aus welchem sie nur erlöst werden, wenn ihr Sohn den Thron besteigt. Die von einer Kadin oder Odalisk gebornen Prinzen (Sultan) werden in dem Theil des Harems, der Kafes heißt, unter strenger Aufsicht erzogen. Sie verlassen denselben nie, und beschäftigen sich nur mit dem Lesen des Korans und der Geschichtsbücher, und nach Muhameds Gesetz mit der Erlernung eines Handwerks. Die Prinzessinnen (Biy-Chan) werden an Wessire, Statthalter und andere Große verheirathet; oft hat eine Prinzessin schon mehrere Männer gehabt, ehe sie mannbar wird; ihre Männer sind Sklaven dieser Prinzessinnen, und ihre Söhne Opfer des Todes. Die meisten Bewohnerinnen des Harems kommen aus Circassien und Georgien. Der kaiserliche Harem steht unter der besondern Aufsicht der Kehaja Rhadunna (Frauenaufseherin), diese ist immer eine ehemalige Favorite, und unumschränkte Beherrscherin der darin befindlichen Weiber. Ihren Befehlen muß ohne Widerspruch gehorsamt werden. In Rücksicht der äußern Verhältnisse und der Verpflegung des Harems steht sie mit dem Kislar Aga, dem Aga der Frauen, welcher der vornehmste Beamte des Serails ist, und an der Spitze des innern Hofstaates steht, gleich. Er ist das Oberhaupt der 300 schwarzen, durch Rohheit und Grausamkeit ausgezeichneten Verschnittenen, und hat die Oberaufsicht über Alles, was den innersten Theil des Serails, den Harem, die Erziehung der Kinder u. s. w. betrifft. Sein Dienst bringt ihn der Person des Sultans am nächsten, er gehört daher zu den gefürchtetsten Personen des Reichs. An der Spitze des äußern Hofstaates und der Zweite im Range steht der Kapu Agassi, der Aga der Pforte, das Haupt der 180 bis 200 weißen, weniger rohen und barbarischen Verschnittenen; ein wahrer Hofmarschall mit sehr ausgedehnter Macht. Er führt die Oberaufsicht über den Privatschatz des Sultans, in den die Einkünfte der Domainen, die Geschenke, welche bei feierlichen Gelegenheiten von Staatsbeamten dargebracht werden müssen, die Geschenke beim Antritt eines Amtes u. s. w. fließen, wozu noch die reichen Sendungen aller Provinzen an Naturalien für die Unterhaltung des Hofstaates kommen; so daß es wohl begreiflich ist, daß, wie man behauptet, dieser Schatz ungeheuere seit Jahrhunderten unberührte Summen enthalte, weil er nur in der dringendsten Noth angegriffen werden darf. Ferner hat der Kapu Agassi die Aufsicht über die Kleider, Meubles, Geräthe, über die Pagen oder Pschaglaner, (Knaben und Jünglinge von angenehmen Aeußern, welche mit großer Sorgfalt und Strenge zur Hofbedienung, d. h. zu einer wahren Meisterschaft in der Sklaverei erzogen werden); über die Ställe, die Jägerei, die Kapidschis, die 40 bis 50 Stummen, welche oft zur persönlichen Bedienung des Sultans gebraucht werden und seine eigentliche Hofnarren sind (ehemals mußten diese im ganzen Reiche die Todesurtheile vollziehen, welches jetzt den Kapidschi-Baschis, Kammerherren, zu thun obliegt); die Zwerge, welche ebenfalls einen Gegenstand der Belustigung des Sultans sind, und deren Rücken ihm oft als Schemmel dient, wenn er ein Pferd besteigen will; kurz über Alles, was zum Hauswesen des Sultans gehört. Ueber die Bostanschi's, vergleiche den besondern Artikel. Die eigentliche innere Garde des Serails sind die Kapudschi oder Thürhüter; von ihnen unterscheiden sich die Kapudschi-Baschi, die zur äußern Hofhaltung der Serails gehören, und bei den Audienzen die Ausländer bei dem Sultan führen; ihr Oberhaupt heißt Emir-Alem.

Serampor, eine wohlgebaute Stadt im dänischen Ostindien am Flusse Hoogly, 14 Meilen nördlich von Calkutta, ist seit 1799 der Hauptsitz der englischen Täufermissionen, aus deren Buchdruckerei die Bibel in 27 Sprachen des mittlern Indiens ganz oder in einzelnen Büchern übersetzt her-

vorgegangen ist; eben so auch Sprachlehren, Wörter- und Schulbücher in diesen Sprachen. Die verdienstvollsten dieser Missionärs sind: W. Cary, J. Marsham und W. Wand. 1825 erhielten sie Gehülfen aus Deutschland und Großbritannien (Missionär Albrecht aus Dresden). Sie haben ein Collegium zum Unterricht in den asiatischen Sprachen, der Mathematik und Naturwissenschaft, eine reich dotirte Gesell. für Erziehung Eingeborner ꝛc. 1824 wurde Serampor durch die Fluthen des Ganges sehr verheert.

Seraph, in der Mehrheit Seraphim, hießen bei den Propheten des alten Testaments die Obersten der Engel, die um den Thron Gottes stehen. Der hebräische Ausdruck bezeichnet Edle, Vornehme, die den Königsthron umgeben. Daher führt die religiöse Poesie die Engel der höchsten Ordnung unter dem Namen Seraphim auf. Die Franziskaner nennen sich aus gleichem Grunde den seraphischen Orden.

Serapis, eine der berühmtesten Gottheiten der alten Aegypter, die indeß für uns in ein. mysteriöses Dunkel gehüllt ist. Einige erklären ihn für einen sehr alten Gott, Andere aber, wegen seiner Bildung für einen aus der Fremde unter den Ptolemäern eingeführten neuen Gott. Nach Zoega heißt Serapis Vater oder Herr der Finsterniß. Mit dem Osiris identisirt, ward er auch für den Ammon, und wegen seiner Heilungen für den Aeskulap der Griechen, für die Sonne, für den Bacchus, weil Osiris auch Bacchus war, für den Nil und aus etymologischen Gründen für den Sarg, das Grab des Apis gehalten. Serapis, als Bild der Wintersonne, war auch zugleich Symbol der Fruchtbarkeit, welche jetzt, nachdem der Nil während des Sommers seine befruchtenden Gewässer über den Boden ausgegossen hatte, das Land beglückte. Als Symbol der Sonne in der untern Hemisphäre ward er durch die Griechen in den Pluto verwandelt. Als Hieroglyphe der Fruchtbarkeit des Nils stand er in Verbindung mit der Isis, dem Symbol der allgemeinen Fruchtbarkeit der Natur. Der gelehrte Huet hat in ihm den Moses finden wollen. In Alexandria war er die vornehmste Gottheit; von hier aus verbreitete sich seine Verehrung nicht nur durch ganz Aegypten, sondern auch durch ganz Asien, Thrazien, Griechenland und Italien, bis er endlich unter den christlichen Kaisern ausgerottet ward, und Theodos der Große den Tempel zu Alexandria zerstören, die Bildsäule zertrümmern und verbrennen ließ. Außer dem Serapeum zu Alexandria war der Tempel dieses Gottes zu Memphis und zu Kamphus vorzüglich berühmt. An letzterm Orte hatte er ein Orakel. In Rom gab es mehrere Tempel desselben.

Seraskier, s. Türkei.

Serenade, Serenata, ein Ständchen, bald aus Vokal- und Instrumentalmusik, bald aber aus einer von beiden bestehend. Man bringt diese Serenade seinem Mädchen, oder auch dem Gegenstande einer andern weniger galanten Verehrung. Nach den verschiedenen Absichten, die man durch die Serenade erreichen will, und ob man Liebe, Freundschaft, oder ein anderes Gefühl ausdrücken will, wählt man die Musikstücke zu denselben. In den südlichen Ländern Europa's ist die Sitte sehr alt, seiner Geliebten Abends ein Ständchen zu bringen; der schöne warme Himmel, die feurige Natur der Südbewohner und ihr Hang zur Galanterie geben eine hinlängliche Erklärung für das Entstehen dieser Sitte; während in den nördlichen Ländern das Klima und der Charakter der Einwohner dieselbe weniger zuließ. Daher ist bei ihnen auch die Serenade ein bloßes Tonstück geblieben.

Seringapatnam, Hauptstadt der encl. Provinz Mysore in Ostindien, auf einer Insel des beträchtlichen Flusses Kaweri, ward von Ayder Ali auf indische Weise befestigt, und enthielt im J. 1800 in der eigentlichen

Stadt 4200 und in den Vorstädten 2216 Häuser und 32.000 Einw. Die Straßen der Stadt sind eng und schlecht. Am östlichen Ende liegt der zwar aus Lehm erbaute aber prächtige Pallast Ayder's; daneben ein Mausoleum, worin Ayder's, seiner Gemahlin und seines Sohnes Tippo Körper in marmornen Sarkophagen ruhen. Der Pallast in der Stadt ist ein großes mit Mauern eingeschlossenes Gebäude, und hat wie die übrigen öffentlichen Gebäude, von außen keine Fenster und wenig Ansehen. Am 4. Mai 1799 stürmte das engl. Heer unter Harris die Stadt; ein großer Theil der 8000 Mann starken Besatzung ward niedergemacht; auch Tippo war unter den Todten. Man erbeutete 909 Kanonen, 100.000 Gewehre, eine reiche Schatzkammer und eine schätzbare ind. Bibliothek von 2000 Bdn., die sich jetzt im ostind. Hause zu London befindet. Ayders Pallast dient nun einem Wundarzte zur Wohnung; sein Serail ist ein europ. Spital. Tippo's Serail ist eine Artilleriekaserne und seine Staatszimmer sind zum Aufenthalt europ. Truppen bestimmt. Der berühmte Wischnutempel ist älter, als die Stadt; außerdem findet man hier noch mehrere andere Tempel, Moscheen; auch Fabriken von Waffen ꝛc.

Serour d'Agincourt (Jean Baptiste Louis Georges), geb. 1730 zu Beauvais. Nach dem Beispiele seiner Vorfahren sollte d'Agincourt dem Kriegerstande sich widmen, aber der Tod seines Oheims, der in der Schlacht von Dettingen fiel, bestimmte ihn zu einer weniger gefährlichen Laufbahn. Ludwig der Fünfzehnte, dessen Gunst er genoß, übertrug ihm die Verwaltung der Angelegenheiten der 7 Kinder seines verstorbenen Onkels, wodurch er so zu sagen das Haupt der Familie ward. Der Muße zurückgeführt, übernahm er eine Staatspacht. Agincourt sammelte, wie viele derselben Beamtenklasse, ein Kunstkabinet, wozu er den Künstlern leichten Zutritt gewährte, und trat mit allen geistreichen und gelehrten Männern, die damals in Paris lebten, in freundschaftliche Verbindung. Das Studium der Naturwissenschaften zog ihn an; vor allem das der bildenden Künste. Als ihn der Tod Ludwig d. Fünfz. von den meisten amtlichen Verbindlichkeiten befreite, und er ein sicheres Auskommen besaß, entschloß er sich, durch Reisen größere Kenntnisse in seinem Lieblingsfache zu erwerben. 1777 ging er nach England, und kam über Belgien, Holland und einen Theil Deutschlands nach Paris zurück. Doch im J. 1778 verließ er es für immer, und reiste nach Italien. Er besah hier die Kunstschätze und ließ die Denkmäler der Kunstperiode zeichnen, die er später zum Gegenstande eines Werkes machte. Er machte in Italien häufig weite Fußreisen, und auf einer derselben 1779 entwarf er den Plan zu seinem bekannten Werke. Er beschloß, die Kunstgeschichte von dem Zeitpunkte, wo Winkelmann stehen geblieben war, bis zum Anfange des 16. Jahrh. fortzuführen. Er verwandte von jetzt an sein Leben auf diesen Gegenstand, und sein Vermögen auf die Anschaffung der zur Ausführung des Planes erforderlichen Mittel. Schon war es dem Erscheinen nahe, als in Frankreich die Revolution ausbrach und ihn seines bedeutenden Vermögens beraubte. Er ertrug den schweren Verlust mit so vielem Gleichmuthe, und arbeitete so unverdrossen fort, daß sein Charakter noch höher geschätzt wurde, als früher, wo er mit seinen Einkünften Kunst und Wissenschaft freigebig unterstützt hatte. Die Wiederherstellung der Bourbonen, welche dem Greise bessere Aussichten versprach, sah er noch; starb aber schon den 24. Sept. 1814. In demselben Jahre kam sein Recueil de fragmens de sculpture antique en terre cuite zu Paris heraus; die Originale hatte Agincourt dem Vatikan vermacht. Sein bekanntes Werk ist die Histoire des arts par les monumens; es ward auch ins Italienische übersetzt. 1819 erschien es zu Straßburg in 6 Bdn., zu 24 Lief. mit 325 Kpf.

Serpent (Schlangenrohr), ein schlangenförmig gekrümmtes Blasinstrument von Messing, zuweilen auch von Holz mit Leder überzogen,

welches sechs Löcher und eine Es- oder Dis-klappe hat und fast wie die Fagott, jedoch mit einem metallnen Mundstück geblassen wird. Sein Erfinder war der Franzose Edme Guillaume, welcher als Kanonikus zu Auxerre im letzten Viertel des 16. Jahrh. lebte. Sein Umfang erstreckt sich von Contra-B bis zum kleinen d. Seiner schwierigen Behandlung wegen spielt dieses Instrument in unsern Orchestern keine bedeutende Rolle. Bei der kriegerischen Musik, wo es häufig gebraucht wird, macht es den tiefsten Baß.

Serpentinstein wird in der Mineralogie zur Classe der Talksteine gerechnet, ist weich, feinkörnig, schwärzlich grün, auch bräunlich und röthlich geädert, selten gelb, hat auch mannichfaltige Zeichnungen, zuweilen mit rothen Streifen. Er gehört zu den Urgebirgsarten, wird selten rein angetroffen, enthält Granaten, Glimmer, Talk, Asbest, Speckstein ꝛc. und findet sich als Lager- und Rückgebirge in vielen Ländern. Er wird an der Luft ziemlich hart, in großen Stücken zu 20—30 Ctnr., auch in kleinen Stücken gebrochen, und zu Tischplatten, Dosen, Bildern, Mörsern, Gefäßen u. a. niedlichen Dingen verbraucht; aus dem geschmolzenen werden Kugeln ꝛc. gefertigt. Die Serpentinsteinbrüche bei Zöplitz im Sächsischen sind in Deutschland die wichtigsten; auch in Böhmen, Baiern und Salzburg trifft man dieses Mineral an; ebenso in Italien, auf Corsika, in Schweden ꝛc. Der auf dem Fichtelgebirge vorkommende zeigt nicht bloß im Großen, sondern auch in dem kleinsten Theile eine auffallende Polarität. Die dunkelgrünen Serpentinsteine lassen sich durch Kunst in schwarze Magnete verwandeln, welches Hr. Steinhäuser in Plauen gefunden hat.

Serra de Estrella (Mons Herminius), eine Gebirgskette der pyrenäischen Halbinsel, geht nordöstlich von Siguenza an der Quelle des Henares von der Sierra de Mnedo südwärts zwischen dem Duero und Tajo, trennt Alt- und Neu Castilien, Leon und Estremadura, zieht sich dann durch die portugiesischen Provinzen Beira und Estremadura, und endigt westlich von Lissabon in dem hohen zackigen Vorgebirge von Cintra. Es ist ein sehr hohes, überaus rauhes und felsiges Gebirge, welches auf beiden Seiten ohne viele Vorgebirge schnell emporsteigt, und sehr beschwerliche Uebergänge hat. Der Hauptrücken steigt von Siguenza bis Guadarrama immer höher, sinkt dann wieder etwas, krümmt sich südlich von Salamanka in großen Schweifungen um die Quellen der Alberche, des Tormes und Alagon, bildet dann in Beira den höchsten, rauhesten und ödesten Theil der ganzen Kette, zwischen dem Tajo, Mondego und der Coa. — Merkwürdig sind auf den Serra de Estrella mehrere Seen, die zum Theil lauwarm sind, Blasen werfen und dabei krystallhelles Wasser haben. Der unterste und kleinste derselben heißt der runde See und ist von hohen Felsen eingefaßt; von diesem kommt man zu dem höhern langen See, und endlich zu dem höchsten, dem finstern See. Die Abhänge, Vorberge und Thäler sind mit vielen Dörfern besetzt, deren Bewohner vortreffliches Obst und sehr geschätzte Schafskäse produziren, welche letztere weit versandt werden. Auf den fetten Triften weiden im Sommer zahllose Herden, die im Winter in das milde Clima der Provinz Alemtejo getrieben werden.

Sertorius (Quintus), einer der größten Feldherren des Alterthums, dabei ausgezeichnet durch Tugenden und Herzensgüte, war zu Nursia in Sabinum geboren, in Rom gebildet, wo er als Sachwalter mit vielem Beifalle auftrat. Dann zog ihn seine Hauptneigung zum Kriege hin. Unter Cäpio focht er rühmlich gegen die Cimbern und Teutonen, diente hierauf als Legationstribun in Spanien, wo er mehrere glänzende Thaten errichtete. Nach Rom zurückgekehrt, ward er Quästor, und kämpfte unter Marius im marsischen Kriege in Gallien mit gewohnter Tapferkeit, wo

er in einem Gefechte ein Auge verlor. Als er sich um das Tribunat erwarb, war ihm Sulla's Partei entgegen, weßhalb er sich in dem nun ausbrechenden Bürgerkriege auf die Seite des Marius schlug; dabei hatte er aber so viel Vaterlandsliebe, daß er Niemand seiner Leidenschaft aufopferte, oder als Sieger mißhandelte, vielmehr schmerzte ihn des Marius Grausamkeit, auch suchte er des Cinna Betragen zu mildern (s. d. Art. Cinna, Marius und Sulla). Nach der Vernichtung der Marianischen Partei begab sich Sertorius nach Spanien, besetzte die Pyrenäen, mußte sich aber vor den Heermassen des von Sulla gegen ihn gesendeten Amicus zurückziehen, und warf sich mit 3000 Getreuen in das feste Neu-Carthago, von wo aus er sich mittels einer kleinen Flotte durch Streifzüge auf Afrika's Küsten behauptete. Die Kunde von einem zwischen dem mauret. K. Askalis u. seinen Unterthanen ausgebrochnen Kriege erhaltend, stellte er sich an die Spitze der letztern, und erkämpfte ihnen die Freiheit. Als sich Sertorius gegen die Sulla'sche Partei nicht länger behaupten konnte, gedachte er nach den glücklichen oder kanarischen Inseln zu fliehen, um dort jeder Unruhe des Lebens zu entsagen. Aber die Lusitaner baten ihn, ihr Feldherr zu seyn. Bald sah er sich an der Spitze eines mächtigen Heeres, da auch von den übrigen Völkern der Halbinsel viele theils aus Haß gegen Rom, theils aus fast abgöttischer Verehrung für Sertorius mit ihm sich verbanden. Jetzt sammelten sich um ihn die Trümmer der Marianischen Partei; und es schien in seinem Lager, wo sich ein Senat von 300 Gliedern bildete, die Majestät des römischen Volks zu seyn. Vom fernen Pontus kamen die Gesandten Mithridats, um mit Sertorius ein Bündniß gegen die in Rom herrschende Partei zu unterhandeln. Aber so groß dachte dieser wahrer Römer, daß er — wiewohl bedrängt durch übermächtige Feinde, und auf die äußerste Provinz der römischen Welt beschränkt — jede Hülfe durchaus verschmähte, wofür der König auch nur die geringste Abtretung begehre. Acht Jahre behauptete Sertorius seine Herrschaft in Spanien, ungeachtet schon Sulla den kriegserfahrnen Metellus Pius mit starker Macht ihm entgegen stellte, und nachmals der große Pompejus eine noch stärkere wider ihn führte. In vielen Schlachten Sieger, und selbst nach Niederlagen durch die Unerschöpflichkeit seines Genies und durch lokale Verhältnisse furchtbar, schien er wahrhaft unüberwindlich, und der große Preis, welchen Metellus auf seinen Kopf setzte, bewies die Furcht so wie die Niederträchtigkeit der Römer. Endlich befreite sie der nichtswürdige Perpenna, durch Ermordung seines Herrn und Freundes, von einem Gegner, den sie mit aller Macht nicht überwinden konnten. Zu Osco (Huesca) während der Vertraulichkeit eines Mahles wurde der edle und große Sertorius von dem Verräther im J. Roms 682, 73 v. Chr. getödtet.

Servet (Michel), ein Opfer religiöser Intoleranz, war 1509 zu Villanuova in der span. Provinz Aragon geboren, und widmete sich zuerst in Toulouse der Rechtswissenschaft und der Arzneikunde. Außerdem war die Bibel seine Lieblingslektüre, und neben seinen Studien hatten theologische Untersuchungen ein großes Interesse für ihn. Selbst die Schriften der ältesten Kirchenväter durchforschte er mit Fleiß. Ein Posten als Sekretär bei dem Beichtvater Kaiser Karls des Fünften gab ihm zugleich einen hellern Blick in die menschlichen Verhältnisse, eine große Heiterkeit und einen freien Sinn. Später zog er nach Paris und hielt daselbst mathematische Vorlesungen, dann griff er die Mißgriffe der franz. Aerzte mit scharfer Feder an. Von Paris ging er auf eine Zeitlang nach Charlieu, wo er als Arzt praktizirte, und dann nach Lyon, wo er einige Zeit in der großen Druckerei der beiden Frellen als Correktor arbeitete. Er fand hier Peter Palmier, Erzbischof von Vienne, einen großen Beschützer gelehrter Männer, auf dessen

Einladung er nach Vienne ging, und im Pallast des Prälaten wohnte. Er hätte hier ruhig leben können, wenn er sich ausschließend der Arzneikunst und Literatur gewidmet hätte; aber seine Streitlust und der Eifer, seine Meinungen zu verbreiten, ließen ihn nicht ruhen. Hier trieb er seine theologischen Untersuchungen mit solchem Eifer, daß er mit den aufgeklärtesten Gelehrten seiner Zeit, und unter andern auch mit Calvin in Briefwechsel trat. Aber dieser hatte schon aus den ersten Briefen genug, aus denen sich ergab, daß Servet über die drei Personen in der Gottheit anders denke, als er, und brach ohne Umstände den Briefwechsel ab. Servet hatte sich unterdessen schon lange insgeheim mit der Ausarbeitung eines Buchs beschäftigt, welches unter dem Titel: Wiederherstellung des Christenthums, anonym erschien. Er war darüber so voller Freuden, daß er mehrere Tage nichts essen noch trinken mochte. Das Buch machte allerdings Aufsehen, und ward von der Geistlichkeit überall verboten. Auch Calvin bekam es zu Gesicht, und fand darin seiner Meinung nach fluchwürdige Ketzereien. Er stiftete einen nach Genf geflüchteten reformirten Franzosen an, nach Vienne an den Erzbischof zu schreiben, das Buch beizulegen, und Serveten öffentlich als den Verfasser zu denunziren. Die Anzeige hatte den erwünschten Erfolg, Servet wurde eingezogen und mit dem Tode der Ketzer bedroht. Zu mehrerem Zeugnisse sendete nun Calvin die eigenhändigen Briefe Servets an ihn an die Geistlichkeit ein. Der Angeklagte entsprang aber aus dem Gefängnisse und beschloß nach Neapel zu reisen. Sein Weg führte ihn durch Genf. Da er nicht wußte, daß jene verrätherische Anzeige von dort hergekommen war, und sich in einer ganz reformirten Stadt vollkommen sicher glaubte, so gedachte er hier mehrere Tage auszuruhen. Aber kaum hatte Calvin seinen Aufenthalt erfahren, als der Unglückliche wegen Ketzerei und Gotteslästerung auf der Stelle ins Gefängniß geschleppt wurde. Er erstaunte, den berühmten Calvin an der Spitze seiner Ankläger zu sehen. Die Beschuldigungen waren sehr mühsam aus Servet's Schriften zusammengesucht, was drei Tage Arbeit kostete. Die Hauptanklage aber war, daß er in Calvin, als dem Diener des göttlichen Wortes in der Kirche zu Genf, die daselbst gepredigte Lehre von der Dreieinigkeit, der Gnadenwahl u. a. durch alle ersinnliche beschimpfende und gotteslästerliche Worte herabgesetzt habe. Um seine Irrthümer ihm abzudisputiren, stieg Calvin selber christfreundlichst zu dem Gefangenen hinab, deren fortgesetzte Behauptung es ihm aber völlig klar machte, daß bei diesem verworfenen Menschen ewig an keine Besserung zu denken sey. Gerade so urtheilte auch Beza. Nachdem man alles versucht hatte, Servet zur Abschwörung seiner Irrthümer zu bewegen, ihn aber eben so standhaft, als einst Luthern, gefunden hatte, fällte endlich das bürgerl. Gericht zu Genf, nachdem es die berner, baseler und züricher Geistlichkeit zu Rathe gezogen, das Urtheil, daß er als ein heilloser und unverbesserlicher Ketzer zu verbrennen sey. Calvin ging noch an seinem Todestage zu ihm ins Gefängniß, und suchte ihn zu bekehren. Servet betheuerte ihm dagegen mit Thränen, daß er sich durch seine Gründe nicht überzeugt fühlen könne, und beschämte den Eiferer dadurch, daß er ihn noch beim Abschiede für die etwaigen Kränkungen um Verzeihung bat, die er ihm unwissend zugefügt haben könnte. Man führte ihn hierauf in zahlreicher Begleitung vor das Rathhaus, und las ihm dort noch einmal laut mit den gewöhnlichen Gebräuchen sein Urtheil vor. Angstvoll fiel er auf seine Knie, und bat noch einmal, man möchte ihn doch nur mit dem Schwerte hinrichten. Wenn ich geirrt habe, setzte er hinzu, so habe ich aus Unwissenheit geirrt. Meine Absicht ist nicht zu tadeln, ich glaubte die Ehre Gottes zu befördern, um meine Ueberzeugungen zum Vortheil der Wahrheit bekannt machen zu müssen. Habe ich geirrt, so erreicht ihr ja eure Absicht schon mit meinem Tode, sey

auch die Art derselben, wie sie wolle. Alles war vergebens, er ward zum Scheiterhaufen abgeführt, zu welchem man unglücklicher Weise ganz frisches und feuchtes Holz genommen hatte. Sitzend auf einem niedrigen Block, und angeschlossen an einen hinten ihm stehenden Pfahl, das Unglücksbuch an seiner Seite, sah er nun mit Mühe den Scheiterhaufen anzünden, und, fast gebraten an dem langsamen Feuer, das gar nicht recht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!" bis zuletzt das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, die ihn endlich nach unsäglichen Schmerzen erstickten (17. Okt. 1553). Calvin, der besorgt war, Servet möge seiner Todesart wegen zum Märtyrer erhoben werden, schrieb unmenschlicher Weise den Ausdruck seiner natürlichen Gefühle bei einem so furchtbaren Tode einer viehischen Rohheit zu. Auf keinen Fall ist Calvins (vergl. d. Art.) Andenken von dem Flecken zu reinigen, den er durch die Behandlung seines Gegners darauf gebracht hat. Servet war ein sehr scharfsinniger und gelehrter Mann, und auch in der Arzneiwissenschaft gut bewandert. In seiner vorhin erwähnten Schrift bemerkt er, gegen die damals herrschende Meinung, daß die ganze Blutmasse vermittelst der Lungenarterie und Venen durch die Lunge gehen; ein bedeutender Schritt zur Entdeckung des Blutumlaufes. Das Leben dieses unglücklichen Opfers kirchlicher Herrscherwuth hat H. v. Allwörden auf Mosheims Ersuchen beschrieben (Helmst. 1723).

Servien (Serbien, türk. Serf-Vilajeti), eine 940 Q. M. große Provinz des europäisch-osmanischen Reichs, im Norden durch die Save und Donau von Ungarn getrennt, gegen Bulgarien zu von Gebirgsketten umgeben, die auch das Land von W. nach O. durchziehen, und von der Morawa, Dwina, Ibar und Timock bewässert. Der Boden zwischen den Gebirgen ist sehr fruchtbar und hat die herrlichsten Wiesen. Der Ackerbau ist unbedeutend, aber guter Wein wird in Menge gewonnen. Die Viehzucht dagegen ist sehr beträchtlich und macht beinahe den einzigen Gegenstand des geringen Handels mit Oestreich aus; die herrlichen Flüsse werden zum Handel nicht benutzt; nur östreichische Schiffe befahren die Donau. Die Wälder sind reich an Wild, worunter auch Bären, Wölfe und Luchse. Dennoch ist das Land ziemlich bevölkert und soll über 950.000 Einw. zählen; aber Künste und Wissenschaften sind gänzlich unbekannt, nur in den Städten findet man einige Gewerbe; beinahe zu allen Aemtern muß man Griechen nehmen. — Servien ist ein Theil des alten Illyriens, das die Römer ihrer Herrschaft unterworfen hatten; der besondre Name der Provinz war Mösien; Belgrad (Taurunum) gehörte zu Niederpannonien. Gegen die Hälfte des 7. Jahrh. überschwemmten slavische Völkerstämme diese Gegenden. Einer derselben, die Servier (Serbier, Serbli), ein Zweig der Sarmaten, dem der Kaiser Heraklius früher Wohnsitze in Macedonien angewiesen hatte, vertrieb oder unterjochte die ursprünglichen Bewohner des Landes, die Illyrier, und setzte sich hier fest. Von ihnen erhielt seitdem das Land den Namen: Servien, das damals auch Bosnien (s. d. Art.) mit in sich begriff. Anfangs stand Servien unter byzantinischer Oberherrschaft, aber unter eigenen Regenten oder Supanen, die sich bestrebten, ihre Unabhängigkeit zu erringen, welches indeß erst dem Stephan Boistlav 1040 gelang, der die byzantinischen Statthalter vertrieb und sich gegen die wiederholten Angriffe der Kaiser behauptete. Schon im 9. Jahrh. theilte Budimir, der erste christliche Fürst in Servien, das Land in verschiedne Theile. Einen derselben nannte er Bosnien, welches er durch Statthalter (Bane) regieren ließ, die sich in der Folge der serviſchen Oberherrschaft entzogen. Der südliche Theil erhielt von dem ihn durchströmenden Flusse Raska den Na-

men Raschiah oder Rascien. Die der griechischen Religion zugethanen Bewohner dieses Theiles heißen daher Raizen — ein Name, den sich auch die aus den türkischen Provinzen nach Ungarn und Siebenbürgen ausgewanderten Illyrier, anstatt des letztern, beilegen. Servien hatte während dieser Zeit mehrere tüchtige und energische Fürsten, die für die Sicherheit und Erweiterung des Reichs sorgten. Der Waiwod Stephan ward 1217 zum König gekrönt. Der Zustand des Volkes war noch sehr roh, ungeachtet Servien um diese Zeit 15 Bischofssitze hatte. Der König (Kral) war nur der erste und reichste Gutsbesitzer, seine Herden die besten und zahlreichsten, die Jagd war das Hauptvergnügen, und die Königin selbst saß hinter dem Spinnrocken. Der größte servische König ist Stephan Duschan. Er eroberte mit Hülfe deutscher Söldlinge fast ganz Macedonien, und soll die Absicht gehabt haben, sich auf den byzant. Kaiserthron zu schwingen, starb aber vor der Ausführung 1356. Er hatte sein Reich in mehrere Statthalterschaften vertheilt und mächtigen Bojaren anvertraut; diese strebten bald nach Unabhängigkeit und so ward die Auflösung des servischen Reichs unter seinen Nachfolgern vorbereitet. Der alte Königsstamm erlosch mit Urosch dem Fünften im Jahre 1367 und nach einer kurzen Zwischenzeit bestieg das Haus Brankowitsch den Thron 1371. Um diese Zeit fingen auch die Angriffe der Türken an. König Lazar, der Ungarns Oberhoheit anerkennen mußte, ward in der Schlacht bei Kossowo 1389 auf dem Amselfelde von Sultan Murad gefangen genommen und gleich darauf niedergehauen. Das Land ward nun den Türken zinsbar; die Entwürfe derselben wurden durch innere Zwistigkeiten, die sie geschickt zu nähren wußten, nicht wenig begünstigt. Die verschiednen Fürsten, die sich um die Herrschaft stritten, riefen oft selbst die Osmanen herbei. Im nördlichen Theile behaupteten sich Abkömmlinge des Hauses Brankowitsch bis 1499, wo Servien ganz zur türkischen Provinz gemacht wurde. Viele Servier wanderten aus und fanden in Ungarn eine bereitwillige Aufnahme. Des Prinzen Eugen von Savoyen Heldenthaten bewirkten zwar, daß Oestreich im Frieden zu Passarowitz (1718) den größten Theil von Servien, nämlich das nördliche Stück, mit der Hauptstadt Belgrad bis an den Fluß Timock und das Gebirge Bujukdasch, erhielt. Aber durch den für Oestreich nachtheiligen belgrader Frieden (1739) kam dieses ganz wieder an die Türken. Servien genießt jetzt selbst unter der Osmanen-Herrschaft einer großen Unabhängigkei und verdankt sie vorzüglich in der neuesten Zeit seinem Helden Georg Czerny, eigentlich Georg Petrowitsch (geb. 1770). Nachdem er eine zeitlang den Oestreichern als Gemeiner gedient hatte, ging er in sein Geburtsort Teplitza zutück, wo er das Amt eines Knieas (Dorfrichters) erhielt. In diesem wußte er sich einiges Ansehen zu verschaffen und die Gemüther an sich zuziehen. Als nachher einige Spahis in dieses servische Dorf zur Eintreibung der Abgaben geschickt wurden, weigerte Czerny sich, diese der Pforte zu entrichten. Die Einwohner kamen, von Czerny geleitet, in ein Handgemenge und waren so glücklich, die Spahis mit Verlust zu verjagen. Dieser glückliche Erfolg belebte zwar einigermaßen den Muth der Einwohner von Teplitza und den ihres Anführers Czerny; machte sie aber dabei für alle Fälle so vorsichtig, daß sie sich in die Wälder zurück zogen, um der Rache der Osmanen zu entrinnen. Später erst bildete sich durch Czerny's immer mehr und mehr anwachsenden Anhang die allgemeine Insurrektion in Servien und veranlaßte alle die heimischen Fehden, die zum Nachtheil der Pforte ausfielen. Die Servier hatten Abgeordnete nach Constantinopel geschickt, um einen eignen Hospodar zu erhalten; allein sie richteten nichts aus; man schlug ihre Bitte rund ab, welches die Kriegsflamme noch mehr anfachte. Man belagerte die Chersalis in Belgrad, daß sich ohnedies wahr-

scheinlich den Serviern übergeben hätte; denn es litt sehr viel und die Hülfe blieb aus. Es rüsteten sich zwar die osmanischen Befehlshaber in Bosnien und drohten den Serviern. Czerny hatte dagegen die waffenfähigen Griechen gezwungen, sich mit ihm zu vereinigen. Die Pforte bot alles auf, die Rüstungen gegen die servischen Insurgenten fortzusetzen. Der natolische Pascha rückte mit einem beträchtlichen Truppen-Corps heran, und die Paschen von Albanien und Rumelien wurden zur Mitwirkung aufgefordert. Ibrahim Pascha commandirte das ganze Heer. Mittlerweile dehnten sich die Bewegungen der Servier mehr gegen die Bulgarei aus. Die Letzteren hatten drei Haupt-Corps: eines unter dem Georg Czerny, dem Oberbefehlshaber, ein zweites unter Jakob, und ein drittes unter Marko. Da jedes dieser Corps einen bedeutenden Artillerie-Zug mit sich führte, so war es klar, daß Rußland die Insurrektion unterstützte. Alle osmanischen Corps, die auf die servischen stießen, wurden geschlagen. So geschah es am 16. März mit dem von Belgrad gegen Ostronizza vorgerückten Corps, das am 3. und 5. April mit den Truppen des Beghlerbeghs von Rumelien auch eine Niederlage erhielt. Die Feste Schabatsch stand schon auf dem Punkte zu capituliren. Das osmanische Heer hatte inzwischen bei Sarajo unter den Befehlen des Beziers Possa einen beträchtlichen Zuwachs erhalten. Georg Czerny verdoppelte jetzt seine Thätigkeit, begab sich am 28. April nach Uschitza, und untersuchte die dortigen Stellungen der Truppen. Es ereigneten sich die heftigsten Gefechte an der Dwina, wo die Osmanen stets zurück geschlagen wurden. Jetzt machten auch die Chersalis in Belgrad durch Abgeordnete Vorschläge zum Vergleiche und Einverständnisse mit den Serviern. Doch kam der Vergleich nicht zu Sande; am 19. Mai rückte ein bedeutendes servisches Heer vor Belgrad. Mit größter Thätigkeit wurden die Laufgräben 1000 Schritt von der Festung eröffnet, und am 22. Mai fing man an, die Stadt von 3 Batterien zu beschießen. Am 31. Mai ward die Raitzenstadt zwar in Brand gesteckt, aber die Festung hielt sich doch, weil die Angreifenden die Belagerungskunst nicht verstanden. Auf Schabatsch mißglückte der Sturm, der den Serviern über 1000 Mann kostete. Bedeutendere Gefechte sind im Julius 1806 an der Dwina vorgefallen; Czerny eilte den bosnischen Osmanen entgegen, erreichte sie an der Dwina, und lieferte ihnen ein Treffen, in welchem 6000 auf der Wahlstätte blieben. Unter den Befehlen der Paschen Bim, Delie und Satschi sammelte sich mittlerweile ein Corps von 22.000 Osmanen; aber die servischen Anführer schlugen sie bis 4 Stunden hinter Nissa in völlige Flucht; ihr ganzes Lager ward die Beute der Servier. Das Treffen am 9. September, in welchem Georg selbst commandirte, war entscheidender, denn Ibrahim Pascha mußte nach der Niederlage gegen Sophia zurück eilen. Belgrad fiel selbst in ihre Gewalt, die Rache wüthete fürchterlich, und die Insurgenten erzwangen unter Rußlands Schutze eine Waffenruhe (1808), die nur ein ohnmächtiges Reich, wie das osmanische, bewilligen konnte. Georg Czerny ordnete nun mit den übrigen Häuptern der servischen Nation, unter denen zwar mehrere talentvolle, aber fast durchgängig ungebildete Männer waren, die Verfassung Serviens unter russischem Schutze. Früher schon vom Volke zum Oberhaupt ernannt, ward er förmlich als Fürst von Servien eingesetzt, auch dafür vom russischen Kaiser anerkannt, der ihn zugleich zum Generallieutenant im russischen Heere und Ritter des Alexander-Newsky-Ordens ernannte. Die Versammlung der Vertreter des servischen Volks, der Senat, früher die Synode genannt, verlegte 1808 ihren Sitz von Semendria nach Belgrad, und setzte da die Arbeiten über die neue Verfassung des Landes fort. Als im März 1809 der Krieg

zwischen Rußland und der Pforte wieder begann, nahm auch Georg Czerny mit seinen Serviern Antheil daran und unterstützte thätigst die russischen Waffen. Aber der französische Angriff auf Rußland, 1813, endigte diesen Krieg unerwartet schnell, und führte den, zwischen Rußland und der Pforte zu Bucharest am 28. Mai 1812 geschlossenen Frieden herbei. Die Paschen der an Servien grenzenden Länder erhielten Befehl, das Land mit Gewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Der Krieg begann daher im Juli 1813 auf's neue und wurde mit der größten Erbitterung unter abwechselndem Glück fortgeführt. Nach einem Kampf von beinahe vier Monaten unterlagen die sehr geschwächten serviſchen Truppen der Uebermacht der Türken. Georg Czerny und viele Andere flüchteten in benachbarte Staaten; jener kehrte 1817 heimlich nach Servien zurück, ward aber verrathen und enthauptet. Indeß erhielten die Servier unter russischer Vermittlung 1815 eine sehr günstige Verfassung. Nur Belgrad und die kleinern Festungen (Palanken) sind von den Türken besetzt; kein Türke darf in Servien, kein Servier in der Türkei wohnen; die Servier zahlen eine ziemlich unbedeutende Kopfsteuer, stellen im Fall eines auswärtigen Krieges 12.000 Mann und werden von ihren eignen Landsleuten durch einen Senat, welcher aus einem Präsidenten und 4 Mitgliedern besteht, regiert. Die strenge Beobachtung seiner Pflichten, wodurch der Fürst Miloſch, welcher an der Spitze der Verwaltung Serviens steht, in dem jetzigen russisch-türkischen Kriege der Pforte jeden Vorwand benimmt, sich ohne einen Gewaltstreich in die innern Angelegenheiten Serviens zu mischen, oder es militärisch besetzen zu lassen, gibt ihm ein eben so großes Verdienst als die Beharrlichkeit, mit welcher er gegen jede vertragswidrige Handlung der Osmanen protestirt, und Serviens Rechte vertheidigt. — Das Land ist in vier Sandschiakate oder Bezirke (Belgrad, Semendria, Kratowo und Nowibasar) getheilt. Das ganze Land wird von einem Pascha, der seinen Sitz zu Belgrad hat, regieret. Außer der Hauptstadt Belgrad (s. den Art.) sind Semendria und Nissa die bedeutendsten Städte. Schabacz ist als kleine, aber starke Festung, deren es mehrere in Servien gibt, bekannt. In dem befestigten Flecken Passarowitz wurde (21. Jul. 1718) zwischen Oestreich und der Pforte ein, für das erstre vortheilhafter Friede geschlossen, den die entscheidenden Siege des Prinzen Eugen herbeigeführt hatten. Historisch merkwürdig ist die kossower Haide oder das Amselfeld an der Grenze von Bosnien, eine 15 bis 16 Stunden lange, an beiden Seiten von Bergen eingeschlossene, in der Mitte von dem Flusse Sitnitza durchschnittene, fruchtbare Ebene, auf welcher der türkische Sultan Murad der Erste 1389 die Servier, und Murad der Zweite am 19. Okt. 1447 die Ungarn und ihre Verbündeten unter Johann Hunyad schlug. Der Sieger Murad d. Erste ward hier in seinem Zelte von einem kühnen Servier, Miloſch Kobilitschk, erstochen. Ein steinernes Denkmal bezeichnet den Ort, wo er fiel. Da, wo Servien von dem Banat und der Wallachei durch die Donau getrennt wird, sind die berüchtigten Wirbel dieses Stromes, Tachtali und Demicarpi.

Servile, von dem spanischen Worte Serviles, Knechtische, Sklavischgesinnte, wurde in Spanien jene Partei genannt, welche nicht mit den constitutionellen Einrichtungen ihres Vaterlandes zufrieden waren; erst dagegen intrigirten, und dann sie offen bekämpften, und bis jetzt stets Spanien verhindert haben, sich vom Absolutismus des Königthums und dem schrecklichen Drucke der Hierarchie und Aristokratie zu erheben. Die Serviles zeigten sich schon in den Cortessitzungen zu Cadix; doch die Gefahr des Vaterlandes hieß ihnen für den Augenblick schweigen und einem höhern Geist dienen. Doch als 1812 die Cortes ihren Sitz verlegten, wurde der Parteienkampf schon

stärker; Mathias Vinuesa, ein Pfarrer von Tamaron, stand an der Spitze der Servilen. Als aber der Sieg von Vittoria die Befreiung des Vaterlandes entschied, wurden die Servilen kühner; August de Castro, ein Hieronymiten-Mönch, ward ihr Vereinigungs-Punkt durch seine Atalaya de la Mancha. Der Kampf erhitzte sich immer mehr, bis endlich die Servilen, von Frankreichs Ultra's kräftig unterstützt, ihr Vaterland noch unter ein schwereres Joch, als das Napoleonsche war, brachten.

Serviten oder Orden der Diener Mariens, ward 1233 von sieben florentiner Kaufleuten gestiftet, die sich vereint auf den Monte-Senario, sechs Meilen von der Stadt zurückzogen. Daselbst verschlossen sie sich in kleine Zellen, und lebten beinahe wie die Einsiedler von Camaldoli. Alles hatten sie unter sich gemein. Sie übten außerordentliche Bußstrenge, und hatten zu ihrem Unterhalte nichts als die Almosen der Gläubigen. Der Servitenorden ward von den Päpsten Alexander dem Vierten und Benedikt dem Eilften gutgeheißen. Der h. Philipp breitete ihn sehr in Italien aus, und erbaute auch in andern Ländern Klöster. Er ward später in sieben und zwanzig Provinzen eingetheilt, dessen Hauptort das Kloster von der Verkündigung zu Florenz ist. Die Seroiten vergaßen aber nach und nach den Geist ihres Standes, und verfielen in Schlaffheit; daher wurde 1593 die ursprüngliche Strenge ihres Ordens in den Einsiedeleien des Monte-Senario wieder hergestellt. Die dieser Verbesserung folgen heißen Serviteneinsiedler. Sie leben nach der Regel des h. Augustin und tragen schwarze Kleidung. Ihr General hat in Rom unter den Generalen der Bettelorden den fünften Rang. Die wenigen noch übrigen Klöster, die sie in den östr. Staaten haben, sind schwach besetzt; mehr gelten sie in Italien, besonders im Toskanischen. Paul Sarpi, der Geschichtschreiber des tridentinischen Conciliums, und der Alterthumsforscher Ferrarius waren Mitglieder dieses Ordens.

Servitut. In der Regel kann nur der Eigenthümer ein Recht an seiner Sache haben, denn das Eigenthum schließt alle fremde Ansprüche aus. Wenn aber doch auf einer Sache ein dingliches Recht haftet, vermöge dessen deren Eigenthümer, an seinem Eigenthum, zum Besten einer andern Person oder einer andern Sache etwas leiden muß, oder etwas nicht thun darf, so heißt dieses dingliche — d. i. mit der Sache unzertrennbar verbundene — Recht eine Servitut oder Dienstbarkeit. Schon in dem Begriffe liegt die Eintheilung der Servituten in persönliche, welche einem Menschen für seine Person auf Lebenszeit zustehen können, und in eigentlich dingliche, welche einer Sache zustehen und auf alle Besitzer derselben übergehen. Zu jenen gehören: der nothdürftige Gebrauch einer Sache, der Misbrauch oder der Genuß aller Nutzungen einer Sache, und das Wohnungsrecht. Die letztern haften entweder auf einem Gebäude, oder auf einem leeren Platze, Hofe, Felde, Garten u. dergl. Bei Gebäuden kommen vor: die Dienstbarkeit der Trammrechts, d. i. wenn der eine in des Nachbars Wand oder Mauer einen Balken einschieben darf, ferner das Recht sein Gebäude auf des Nachbars Mauer u. s. w. ruhen, oder einen Theil des Gebäudes vor des andern Grundstück hervorragen zu lassen, z. B. durch einen Altan, das Recht ein Wetterdach zu bauen, das Traufrecht, das Lichtrecht, Recht der Aussicht u. s. w. Bei Feldgrundstücken sind besonders üblich: das Recht des Fußsteigs, Fahr- und Treibwegs; der Triftgerechtigkeit u. a. Von den Servituten sind die Zwang- oder Banngerechtigkeiten zu unterscheiden. Diese setzen die Verbindlichkeit einer Person voraus, zum Vortheil einer andern, oder auch des Besitzers einer gewissen Sache etwas zu thun, zu leisten, oder zu unterlassen, wozu jene Person in der Regel nicht gehalten wäre. Hierher gehören die Zwangmühlen, Zwangbackofen, der Bierzwang u. s. w.

Servius Tullius, der sechste römische König, ein durch Verstand und Tapferkeit ausgezeichneter Regent, reg. vom J. d. St. 173 — 217 (578 — 534 v. Chr.). Seine Mutter, eine lat. Fürstin, war nach Bezwingung ihrer Nation als Kriegsgefangene dem Tarquinius Priskus zugefallen, in dessen Hause sie den Servius Tullius gebar, welcher aber durch die Fürsprache der Königin frei gemacht, und mit den königl. Kindern erzogen wurde. Als er erwachsen war, verschaffte ihm der König, in ihm die künftige Größe ahnend, den Rang eines Senators und gab ihm sogar seine eigene Tochter zur Ehe. Der junge Mann zeigte sich dieser Wohlthaten nicht unwerth. Nach dem Tode des Tarquinius, der nur zwei junge Enkel hinterließ, wurde Servius Tullius dem Volke vom Senat als neuer König vorgestellt; die Römer murrten indeß noch lange im Stillen, ungeachtet der junge Monarch sehr weise und sanft regierte. Er besiegte die Vejenter und Etruskier, befestigte die Macht Roms durch ein Bündniß mit den Lateinern und Sabinern, soll auch die ersten römischen Münzen haben prägen lassen. Außerdem änderte er vieles an der bisherigen Verfassung. Denn nach den Grundsätzen mehrerer alten Gesetzgeber, welche der unbedingten Gleichheit — wobei der rohe Pöbelhaufen durch seine Menge vorherrschte — ein nach Verhältniß des Eigenthums bestimmtes Maß der polit. Rechte vorzogen, theilte er nach der Stufenfolge des Vermögens die römischen Bürger in 6 Klassen, wovon die letzte, ohne alles Vermögen, vom Kriegsdienste und dem Tribut ausgeschlossen blieb; die übrigen dienten nach dem Maße ihrer Mittel, und die früheren Befreiungen der Vornehmern wurden abgeschafft. (Vrgl. d. Art. Centurien und Comitien.) Diese Veränderungen waren den stolzen Patriziern verhaßt. Es wurde eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spitze sein Schwiegersohn Tarquinius, nach der Sage ein Sohn des ältern Tarquinius, und seine Tochter Tullia standen. Der König wurde ermordet, und billig blieb die Stelle, wo die verbrecherische Tochter frevelnd über des Vaters Leichnam fuhr, den spätesten Geschlechtern ein Abscheu. Der Mörder Tarquinius bestieg den Thron.

Sesostris, einer der berühmtesten Könige Aegyptens aus der Zeit, wo die Geschichte dieses Landes noch im Dunkel liegt, regierte nach Einigen im 13. Jahrhundert v. Chr. Man hat an seinem Daseyn gezweifelt; aber so viele Großthaten, die von ihm fast einstimmig erzählt werden, können nicht ganz ohne historischen Grund seyn. Er soll mit seinem siegreichen Heere erobernd bis an den Ganges, und von hier ganz Asien durchziehend bis nach Thrazien gekommen seyn. Wahrscheinlich bleibt indeß, daß er ganz Aegypten und einen Theil Aethiopiens und Libyens zu Einem Reiche vereiniget, und den durch glückliche Waffen erweiterten Staat kraftvoll und weise verwaltet habe. Aegypten soll ihm mehrere prächtige Tempel und eine große Mauer zur Schutzwehr des Landes; ferner eine Menge Kanäle, um die jährliche Ueberschwemmung des Nils gehörig zu vertheilen, verdanken. Auch soll das Land auf seinen Befehl geometrisch ausgemessen worden seyn. Nach einer 44jährigen Regierung soll er im hohen Alter erblindet seyn und sich selbst getödtet haben.

Sessa (Carl Borromäus Alexander), geb. 1786 zu Breslau. Durch eine sorgfältige Erziehung zur Universität vorbereitet, machte er in seiner Vaterstadt den philosophischen Cursus, und erhielt 1804 die Magisterwürde. Hierauf ging er nach Halle, und studirte unter Steffens und Reil die Medizin. 1806 reiste er nach Wien und legte sich unter Beer eifrig auf die Ophthalmiatrik. 1808 erhielt Sessa in Frankfurt a/O. die medizinische Doktorwürde und schrieb eine lateinische Abhandlung über die syphilitische Augenkrankheit. 1810 machte er noch einmal die Reise nach Wien und Berlin in der Absicht, ein akademisches Lehramt zu erhalten. Sein Wunsch

ging nicht in Erfüllung. Er ließ sich daher als praktischer Arzt in Breslau nieder, und starb am Ende des Jahres 1813. Einige Abhandlungen über Augenkrankheiten, und Bruchstücke eines größern Werks über die Sinne von ihm, sind beachtenswerth. Seine Poesien sind noch meist ungedruckt, verdienen es aber auch nicht, gedruckt zu werden. Nach seinem Tode kam die Posse: Unser Verkehr, heraus. Sie empfiehlt sich durch eine wahre Charakterschilderung der Juden und durch eine launige und richtige Nachahmung ihrer Sprache. Sonst hat das Ding aber keinen großen Werth.

Sessi (Imperatrice) stammte aus einer in der Geschichte des neuern Kunstgesangs berühmten italienischen Familie und war 1784 zu Rom geboren. Sie zog mit ihren Eltern nach Wien und bildete sich hier zur Sängerin. 1804 trat sie zum ersten Mal öffentlich auf und erntete vielen Beifall. Bald darauf ging sie nach Venedig, wo sie während des Karnevals (1805), durch ihren Gesang das Publikum so bezauberte, daß sie bei ihrem letzten Auftreten daselbst — wo Sonette von allen Farben und Formen zu ihrer Ehre gedichtet auf die Bühne flogen, wo ihr in Kupfer gestochnes Bildniß unter die Zuschauer geworfen wurde, wo man sie in einem Abende dreimal herausrief und das einemal mit Ueberreichung eines Blumenstraußes in einem reich verzierten silbernen Becken, das andremal mit einer Lorbeerkrone beehrte, — den höchsten Triumph einer Künstlerin feierte. Sie ging hierauf nach Florenz und starb daselbst 1808 im Oktober, in dem Hause ihrer Eltern, 24 Jahr alt, an einer Auszehrung. Nach Gerber war sie an ihren Schwager, den k. k. Major von Natorp verheirathet. Im Ausdruck und Deklamation soll sie das Höchste erreicht haben, was man in neuerer Zeit gehört hat, dabei aber eine jugendlich volle und ins Herz dringende Stimme und einen trefflichen Vortrag gehabt haben.

Session, Sitzung oder Zusammenkunft einer Gesellschaft oder der Mitglieder einer Landsstelle, die obliegenden Geschäfte zu verrichten. Die Franzosen unterscheiden Seance von Session, und verstehen unter dem ersten Worte nur eine einzelne Tagsitzung, unter dem zweiten aber bei Collegien, welche sich nur außerordentlich versammeln, die ganze Dauer einer solchen Versammlung. — 2) In Schottland ein hohes Gericht, welches sich mit dem Justizwesen beschäftigt, aus einem Präsidenten, 14 ordentlichen und 4 außerordentlichen Beisitzern besteht, welche den Namen Lords der Session bekommen.

Sesterz (sestertius), eine bekannte, sehr gewöhnliche Silbermünze der Römer, welche $2\frac{1}{2}$ As (daher der Name sesquitertius, drittehalb) an Werth hatte; nach unserm Gelde ungefähr 1 Gr. 3 Pf. oder 4 Kr. — Sestertium bezeichnete eine Summe von 1000 Sesterzen (ungefähr 50 Thlr.); man verstand also darunter keine wirkliche, sondern nur eine eingebildete Münze, so wie ein Pf. Sterling in England. Wenn ein Zahlwort mit sestertii verbunden wird, so versteht man darunter eben so viele Sesterzen; wird es aber mit sestertia zusammengesetzt, so bedeutet es eben so viele 1000 Sesterzen, z. B. decem sestertii, 10 Sesterzen, decem sestertia, 10.000 Sesterzen. Wird ein Zahlwort als Adverbium zu sestertium gesetzt, so bedeutet es so viel als 100.000 Sesterzen. Z. B. quadragies sestertium sind 4 Mill. Sesterzen, und decies sestertium eine Mill., wo das Wort sestertium auch öfters ganz weggelassen wird. Man bezeichnete sie gewöhnlich mit den Buchstaben L. L. S., d. i. libera libera semis, und zog diese in die Figur H. S. zusammen. Im gemeinen Leben hieß sie gewöhnlich numus. Als Gewicht hielt ein Sesterz $\frac{3}{4}$ röm. Scrupel oder 15 $\frac{3}{4}$ Gran franz., oder 0,228 Quent berl., oder 17, 2 Assen köln. Gewicht.

Sestett, s. Sextett.

Sestine, eine lyrische Dichtungsform südlichen Ursprungs, welche aus sechs Strophen und einer halben, und jede Strophe aus sechs Zeilen besteht, und deren Kunst darauf ankommt, daß das letzte Reimwort in der vorhergehenden Strophe das erste in der folgenden, und das erste hier das zweite u. s. w. in der Ordnung wird. Sind alle Reimwörter so herumgelaufen, daß das erste das letzte geworden ist, so wiederholt man sie in jedem halben Verse nach ihrer Ordnung. Der Vers ist gewöhnlich der fünffüßige Jambus, welcher bei dem männlichen Reim aus 10, bei dem weiblichen aus 11 Sylben besteht. Trotz des Zwangs, den die äußere Form auflegt, ist sie von einzelnen Meistern zum Ausdruck sanfter Gefühle trefflich gebraucht worden; die stete Wiederkehr derselben Endworte verstattet zwar keine große Abwechslung, führt aber auch keineswegs nothwendig Einförmigkeit mit sich; vielmehr ist die Mannichfaltigkeit der Betrachtungen und Gefühle oft zu bewundern, die ein ideenreicher, scharfsinniger Dichter an dieselben Begriffe zu knüpfen gewußt hat. Die Sestine ist am meisten von italienischen (Petrarka lieferte mehrere treffliche Poesien in dieser Form) und spanischen Dichtern ausgebildet worden. In der neuesten Zeit haben sich auch deutsche Dichter, wie J. Meier, C. Förster, Wilh. Smets, v. d. Malsburg, de la Motte Fouque, W. v. Schütz, Fr. Raßmann u. A. mit Glück in dieser Dichtungsform versucht. S. Raßmanns besp. Nachklänge (Köln 1824).

Seuchen nennt man Krankheiten, die zu gleicher Zeit und fast ohne Unterschied des Alters, Geschlechts, der Constitution mehrere Individuen ergreifen. Wahrscheinlich liegt die Ursache der Seuchen in einem Miasma, einem flüchtigen Krankheitsstoff, welcher der Atmosphäre beigemischt ist. Seuche ist gleichbedeutend mit Epidemie; nur gebraucht man das letztere Wort für Seuchen, die den Menschen befallen, und das andere für Epidemien unter den Thieren, besonders des Rindviehes und der Schafe. Zu den letztern gehören der ansteckende Typhus; er ergreift das Hornvieh und die Katzen; der Milzbrand das erstere; Katarrhe, Aphten, Karbunkel, Brustentzündungen ꝛc., welche verschiedene Thierklassen befallen. Auch unter den Vögeln, Fischen, Insekten scheint von Zeit zu Zeit eine Seuche zu grassiren. Gewöhnlich verbreitet sich die Seuche nur unter einer Thierart. Einige Seuchen sind ansteckend, andere nicht. Im ersten Falle muß die Medizinalpolizei Maßregeln treffen, daß die Herde, und unter ihr das kranke Vieh streng verwahrt werde; auch darf sie nicht leiden, daß ein an der Seuche krepirtes Vieh von Menschen gegessen werde. Aus einem solchen Genusse hat man die schrecklichsten Leiden entstehen sehen.

Seufzer ist eine lange, tiefe, kräftige Inspiration, die physiologisch zum Zwecke hat, die Lungen auszudehnen, und so die Cirkulation zu erleichtern. Man pflegt daher bei allen Gelegenheiten, die den Blutumlauf erschweren oder behindern, zu seufzen, und Jeder weiß, wie er bei solcher Gelegenheit erleichtert wird. Von physischen Ursachen, die zum Seufzer nöthigen, nennen wir nur Verdauung, schwere Luft, körperliche Anstrengungen, gewisse Nervenzufälle, und vollends Krankheiten der Brustorgane. Von moralischen Ursachen brauchen wir nur jeden geistigen Schmerz anzuführen, er mag durch Trauer oder Liebe, oder ungestilltes Verlangen u. s. w. erregt werden.

Seume (Johann Gottlieb). Das Leben dieses sonderbaren Mannes gleicht einer kleinen Odyssee, und würde, von einer Meisterhand geschildert, Rousseau's Bekenntnisse an hinreißendem Interesse nur wenig nachgeben. Zu Posern, einem Dorfe bei Weißenfels, ward er 1763 geboren, und verdankte die erste festbegründete moralische Bildung einzig seiner Mutter, einer Frau von urdeutschem Geistes- und Herzensadel. Der Graf v. Hohenthal-Knaut-

hain nahm, nach dem Tode von Seume's Vater, sich des Verwaisten mit hülfreicher Großmuth an, und ward sein Erzieher. Erst nach dem 14ten Jahre übergab er ihn der Hut und Leitung des alten Rektors Kordinsky zu Borna. Diesem gutmüthigen Orthodoxen räumt Seume unter allen seinen Jugendlehrern den ersten Rang ein. Mit dem allzu pedantischen Martini, auf der Nikolaischule zu Leipzig, in dessen Hörsäle man ihn, der in Borna vor der Hand nichts mehr lernen konnte, nun versetzte, dauerte das gute Vernehmen nicht gar lange, da er ihm seine Manier zu studiren diktatorisch aufdringen wollte, die aber für den feurigen, ungeduldig ins Weite strebenden Jüngling viel zu hemmend und schwerfällig war. Man hatte die Absicht, ihn mit wohlmeinender Gewalt zum Theologen zu bilden; aber sein Ideengang nahm eine ganz andere Richtung. Im ersten Aufbrausen dunkler Ahnungen und Wünsche trieb ihn der Geist, im Jahre 1780 nach Frankreich zu wandern, um dort irgend etwas zu lernen und auszumitteln, das ihm gedeihlicher fruchten könnte, als Dogmatik und Exegese. Da schickten ihn aber, ehe er noch über des Vaterlandes Gränzen hinaus war, die Hessen, zwar wider seinen Willen, aber nicht ganz wider seine Neigung, nach Amerika. Hier beginnt nun die unendlich mannigfaltige, mitunter hochromantische Periode von Seume's militärischen Lebenslauf. Nachdem er in Kanada gegen die Vertheidiger der Freiheit bis zum Frieden (1783) gefochten, kehrte er mit seinen Landsleuten nach Europa zurück. Aus Furcht, den preuß. Werbern in die Hände zu fallen, entsprang er; aber die Preußen arretirten ihn, unter mancherlei Vorwänden, zu Emden, und hielten ihn zwei Jahre daselbst unter ihrer Patrontasche. Edelmüthige Freunde bewirkten endlich seine Loslassung, und nun beschloß er, in Leipzig die Rechte zu studiren. Da er aber in den Rechten wenig Gerechtigkeit fand, so versprach er sich vom praktischen Juristenleben mehr Ekel und Verdruß, als Behagen und Freude. Jetzt betrat er die pädagogische Laufbahn, und wurde Führer eines jungen Grafen Igelström. Nach zwei Jahren gab er diesen Wirkungkreis wieder auf, und ging nun 1797 nach Warschau, wo ihn der Oheim seines Zöglinges, der russ. General Igelström, unter die kaiserl. Grenadiere aufnahm. Vom Unteroffizier stieg er in Kurzem zum Offizier, und Igelström, der ausgezeichnetes Talent zu würdigen wußte, erhob ihn zu seinem Adjudanten. Beim Aufstand der Polen gerieth er in deren Gefangenschaft, und war Augenzeuge von Warschau's blutiger Katastrophe. Nach Polens Auflösung und Rußlands Regierungswechsel nahm er seinen Abschied, wandte sich wieder nach Leipzig, und besorgte daselbst in Göschens berühmter Offizin, auf eine musterhafte Weise, den Druck von Wielands und Klopstocks Werken. Alxingers Bliomberis empfing außerdem von ihm manche verbessernde Nachhülfe. Um aber diesen einförmigen Geschäften nach und nach nicht ganz zu unterliegen, nahm Seume Tornister und Knotenstock, und wanderte dem schönen Himmel Italiens entgegen. Glücklich erreichte der beharrliche Spaziergänger sein vorgestecktes Ziel, die Insel Sizilien mit den Trümmern von Agrigent und Syrakus, und las hier den Theokrit, wo er gedichtet. Nach 9 Monaten kehrte er zurück, und machte 1805 eine ähnliche Reise in den Norden Europa's. Die damaligen für Deutschland so unseligen politischen Ereignisse untergruben seine Gesundheit, und er starb 1810 in dem Badeorte Töplitz. Hier ließ ihm die Gräfin Elisa von der Recke ein Denkmal errichten. Ihn hatte — sagt Matthisson — die mächtige Zeit und das ewige Schicksal zum Manne gebildet. Ein Epiktet in Denkart und Sitten, schien er sogar das Fatum zu beherrschen. In allen gefahrvollen und unsichern Lagen seines Lebens blieb Horazens: Nil desperandum! ihm der heiligste Wahlspruch. Der eigenen Thatkraft nur allein vertrauend, verschmähte er

mit einer Beharrlichkeit, welche nicht selten an Starrsinn grenzte, jeden außer ihm selbst liegenden Gegenstand, und wenn er auch von der wärmsten Freundschaft dargeboten worden wäre. Seine Schriften sind: Wichtige Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794 (Lpz. 1796); Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland (Zürich 1797); Odolen (Lpz. 1797, 2 Thle.); Spaziergang nach Syrakus (Braunschw. und Lpz. 1802, 1811. 3 Thle.), enthält nichts Erhebliches weder über Menschen, noch über Kunst und Wissenschaft; Mein Sommer im J. 1805 (Hamb. 1806); Gedichte (Riga 1801, Dresd. 1810), zeugen von seiner kräftigen, oft ungezügelten Phantasie; Kurzes Pflichten- und Sittenbuch für Landleute (Lpz. 1811), enthält manches Treffliche. Seine Autobiographie, die er unvollendet hinterließ, hat Clodius beendigt.

Sevennen (Cevennen), ein bedeutendes Gebirge im südöstlichen Frankreich, das sich mit mäßigen Bergen aus der Ostseite der Pyrenäen erhebt, gegen Norden zieht, und sich unter dem Namen Puy de Dôme 4960, Cantal 5964 und Mont d'or 6288 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Es hängt durch die Gebirge von Vivarais und Gevauban mit den Alpen zusammen; auch ziehen sich aus ihm beträchtliche Bergketten im Westen nach der Charente. Es besteht eigentlich aus 3 Bergreihen; die erste macht die sogenannten Garriguen aus, kahle unfruchtbare Kalkfelsen, auf denen nur Heidekraut und einzelne Zwerggebüsche fortkommen; die zweite besteht aus Gneis- und Schieferfelsen, mit Kastanien-, Maulbeer- und andern Obstbäumen und starkem Seidenbau; die dritte, der Kamm des Gebirgs, besteht aus Gneis und Granit. Von diesem Gebirge fließen der Allier gegen Norden, der Lot und Tarn gegen Westen, der Herault und die Vidourie gegen Süden und die Ardèche und der Gardon gegen Osten. In den rauhesten Gegenden dieser Gebirge leben die Einwohner größtentheils von der Viehzucht und den Kastanien, welche die Wälder liefern; an den sanftern Abhängen werden außer der Viehzucht auch Getreide-, besonders Maisbau und Wollweberei betrieben. Auch enthalten die Gebirge selbst Silber, Blei, Alaun, Steinkohlen und Braunstein. Diese Gebirge dienten den Hugenotten, die ihre Religion nicht öffentlich bekennen durften, lange Zeit zu einem sichern Zufluchtsort; als man aber im Anfang des 18. Jahrh. sie hier zu verfolgen anfing, griffen die erbitterten Bergbewohner, durch religiöse Schwärmer angefeuert, zu den Waffen, wollten Gewissensfreiheit und Verminderung der Abgaben, und schlugen sich tapfer unter Verübung vieler Grausamkeit in ihren steilen Bergen mit den königl. Truppen, bis sie endlich doch der Uebermacht erliegen mußten. (Vergl. den Art. Camisarden.) Noch jetzt bekennen sich viele Bewohner dieser Gegenden zur reformirten Kirche.

Severus (Lucius Septimius), römischer Kaiser, geboren zu Leptis in Afrika 146 n. Chr., entstammte einem römischen Rittergeschlechte, aus welchem verschiedene Senatoren waren; und seine zwei väterliche Oheime hatten die Consulwürde bekleidet. Nach sorgfältiger Bildung in den Wissenschaften widmete er sich früh den Geschäften. Er hatte große Fähigkeiten, war aber verschlagen; seine Sitten waren lasterhaft, sein Ehrgeiz groß. Markus Aurelius ernannte ihn zum Anwald des Reichsschatzes zu Rom und zum Senator. Schnell nach einander bekleidete er fast alle röm. Staatsämter: er ward Quästor, Legat des Prokonsuls in Afrika, Volkstribun und Prätor. Dann erhielt er den Oberbefehl über eine Legion in Spanien; entzog sich aber unter Commodus der öffentlichen Laufbahn, und lebte einige Zeit in Athen den Wissenschaften. Während der gallischen Unruhen, die der Soldat Maternus erregt hatte, war er Statthalter in Lyon, wo er sich beliebt machte; dann ward er Consul und darauf an die Spitze der Legionen

in Illyrien und Pannonien gestellt. Als nach der Ermordung des Kaisers Pertinax sich Didius Julianus auf eine unrühmliche Weise das Diadem erworben, suchte Severus seine Legionen dahin zu stimmen, daß sie ihn in Pannonien zum Augustus ausriefen (193); und er ward bald von allen Heeren und Statthaltern bis an den Rhein hin anerkannt. Beherzt und staatsklug, machte er sich sogleich auf an der Spitze seiner illyrischen Schaaren, mit denen er jede Beschwerde eines beschleunigten Zuges theilte. Ungehindert betrat er Italien; der schwache Julianus verlor alle Fassung, Unschlüssigkeit lähmte seinen Muth; er ward, von allen verlassen, vom Senate des Todes schuldig erkannt, und starb unter den Streichen eines gemeinen Soldaten; Severus aber ward zum Kaiser erwählt. Als er nahe bei Rom war, ließ er den prätorianischen Cohorten andeuten, in festlichem Anzuge vor ihm zu erscheinen. Als sie angekommen waren, ließ er sie von gerüsteten Schaaren umgeben, bestieg mit zürnendem Blick den Gerichtsstuhl, warf in entflammten Worten ihnen den Mord des Pertinax vor, ließ ihnen ihre kleine Prunkwaffen sammt dem Festgewande abreißen, und verbannte sie auf 100 Meilen von der Hauptstadt. Dennoch blieb sein Thron wankend, da er noch mit dem Pescennius Niger, der im ganzen Orient als Kaiser herrschte, und dem Clodius Albinus in Britannien, den er, um ihn einzuschläfern, zu seinem Genossen im Consulat bestimmt, zu streiten hatte. Sobald nun Severus die dringendsten Geschäfte abgethan, nahm er kräftige und schnelle Maßregeln gegen den Ersten, welcher am mächtigsten war; an der Spitze eines starken Heeres rückte er gegen Niger; seine Feldherren besiegten diese Schaaren in drei Schlachten, von denen die letzte bei Issus in Cilicians Ebenen vorfiel, worauf Niger, als er über den Euphrat zu den Parthern fliehen wollte, getödtet wurde. Severus wüthete mit der ihm eigenen Grausamkeit wider die Ueberwundenen. Erst verbannte er die Söhne des Niger, später ließ er sie hinrichten. Die Städte, welche es mit seinem Nebenbuhler gehalten hatten, wurden an Gelde, die Senatoren aber, die in der Armee desselben gedient hatten, am Leben gestraft. Als er nach langer Belagerung Byzanz eingenommen hatte, ließ er es niederreißen, so daß es kaum noch ein Dorf blieb, und beraubte alle Einwohner ihres Eigenthums. Indem er so seiner Rache freien Lauf ließ, beraubte er das Reich seines festesten Bollwerks gegen die Völker Asiens. Nach seinem Siege über Pescen. Niger blieb er längere Zeit in Asien, und erfocht über die Parther und andere barbarische Völker mehrere Vortheile. Severus war jetzt zu mächtig geworden, um noch länger einen Theilnehmer seiner Macht zu dulden. Er beraubte den Albinus seiner Vorrechte und seines Titels als Cäsar, gerade da derselbe auf den Rang eines Augustus (wie die Römer ihre Imperatoren nannten) Anspruch machen wollte. Darauf erfolgte ein offener Bruch; beide sammelten ihre ganze Macht, um den Streit zu entscheiden. Sie trafen (197) bei Lyon, jeder an der Spitze seines Heeres von 150.000 Mann zusammen. Nach einer lange zweifelhaften Schlacht siegte Severus, und Albinus stürzte sich, da er sahe, daß Alles verloren war, in sein Schwert. Severus verübte tyrannischen Muthwillen an des Feindes Leiche, ließ seine Wittwe und Söhne, das ganze albinische Geschlecht, so wie die Angesehensten, welche unter Albinus gegen ihn gefochten hatten, ermorden; auch machte er dem römischen Senate, der sich dem Albinus günstig gezeigt hatte, seine Strenge fühlbar; denn als er mit seinen Legionen nach Rom zurückkehrte, warf er demselben vor, daß er dem Albinus hold gewesen, rühmte die Grausamkeiten, die einst Marius und Sulla verübt hatten, pries den Commodus, der für ehrlos erklärt war, befahl dessen Vergötterung, und ließ darauf nach Dio 29, nach Spartian 41 Senatoren ermorden. Indeß waren die Parther ins römische Reich eingefallen, Seve-

cus machte rasch große Zurüstungen gegen die Barbaren, jagte sie über die Grenze, und eroberte ihre Hauptstadt Ktesiphon, welche er der Plünderung seiner Armee preis gab. Auch bekriegte er die Armenier und Araber, zog darauf gegen Palästina, wo er einen Aufruhr der Juden dämpfte, und zugleich unter schwerer Strafe verbot, die mosaische sowohl als die christliche Religion, welcher letztern er anfangs günstig war, so daß er seinen Sohn Caracalla von einem christlichen Lehrer hatte unterrichten lassen, anzunehmen, wodurch die fünfte Christenverfolgung ihren Anfang nahm. In Aegypten ließ er wider seine Gewohnheit manche wohlthätige Spur seines Andenkens, kehrte dann nach einer 5—6jährigen Abwesenheit nach Rom zurück (203). Der Senat errichtete ihm einen Triumphbogen, der jetzt noch steht. Da er wußte, daß er durch seine Uebelthaten sich den höhern Ständen verhaßt gemacht hatte, so suchte er durch Schauspiele, Gnadenbezeigungen und Befreiungen von lästigen Abgaben sich das Volk zu befreunden; und daher herrschte während seiner Regierung Friede und Wohlstand in seinem Reiche. Besonders suchte Severus die Liebe der Armee zu gewinnen, und die Vermehrung des Soldes, der Vorrechte und Freiheiten, welche er seinen Truppen gestattete, die aber zur Auflösung aller kriegerischen Disziplin hinführten, können als wichtige Ursachen des Verfalls des römischen Reichs betrachtet werden. Seinen Liebling Plautianus ernannte er zum Befehlshaber der neuen, von ihm statt der ehemaligen prätorianischen Leibwache eingeführten Garde, welche größtentheils aus Eingebornen fremder Nationen bestand, mit einer ungewöhnlichen Gewalt. Durch seine Regierung wurde der letzte Anschein einer republikanischen Regierung verwischt, und eine durchaus unumschränkte monarchische Gewalt in Rom eingeführt. So streng Severus auch als Herrscher war, so zeigte er doch als Vater wie als Gemahl der schönen, geistreichen, aber verbuhlten Julia die nachgiebigste Schwäche. So erkühnte sich sein 17jähriger Sohn Caracalla, den mächtigen Liebling seines Vaters, Plautianus, vor dessen Augen tödten zu lassen; aber dies, so wie die Zwietracht, in welcher Caracalla mit seinem Bruder Geta lebte, erbitterte den alten Kaiser immer mehr; seine Tyrannei stieg mit jedem Tage; jedem Verdachte öffnete er das Herz und auch dem leisesten Argwohn zeigte er sich bereit, jeden Menschen aufzuopfern. Der Senat zitterte vor ihm und fügte sich seinem Blutdurst mit schamloser Feigheit. Im 63. Jahre seines Alters machte er, von seinen Söhnen begleitet, an der Spitze eines starken Heeres einen Feldzug nach England, wo er den südlichen Theil von Caledonien (dem jetzigen Schottland) bis an die Flüsse Clyde und Forth eroberte. Mehrfache Angriffe seines unnatürlichen Sohnes Caracalla auf sein Leben, verbunden mit Alter und Schwäche, versetzten ihn in seinen letzten Tagen in einen jammervollen Zustand, sowohl in Rücksicht des Geistes als des Körpers, und er starb (209) zu Eboraceum (York) im 66. Jahre seines Lebens. Severus war ungeachtet seiner Grausamkeit und seiner strengen Verwaltung doch ein Fürst, der die wahrhaft kaiserlichen Tugenden der Thätigkeit, des Muthes, der Ordnungsliebe und Aufmerksamkeit zu Abstellung von Mißbräuchen, der strengen und unparteiischen Justizpflege, und einer einfachen, mäßigen Lebensart ausübte. Auch war er ein großer Feldherr und Kenner und Beförderer der Wissenschaften. Er selbst war Geschichtschreiber, und beschrieb die Geschichte seines eigenen Lebens.

Sevigné (Marie de Rabutin, Marquise de) war 1626 geboren. Ihr Vater (der Sohn Johanna's v. Chantal, Stifterin des Ordens von der Heimsuchung Mariens, die 1767 unter die Heiligen der katholischen Kirche erhoben wurde), Baron von Chantal und Bourbilly und Haupt der Linie von Bussy-Rabutin, blieb 1627 im Kampfe gegen die Hugenotten, und hinterließ sie als Erbin seines Hauses. Ihr Rang und das Angenehme ihrer

Unterhaltung sowie ihres ganzen Wesens erwarben ihr viele Bewunderer. 1644 heirathete sie den Marquis Heinrich von Sevigné, den sie aber schon 1651 durch einen Zweikampf verlor. Sie widmete sich nun der Erziehung ihrer Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, und vermählte diese 1668 mit dem Grafen von Grignan, Gouverneur der Provence. Die Marquise v. Sevigné ward berühmt durch ihre Briefe, in denen man die Schönheit einer hohen Einbildungskraft, die Zartheit des Geschmackes, die Gründlichkeit des Urtheils, einen natürlichen, leichten, geistreichen und würdevollen Styl bewundert. Besonders ausgezeichnet sind jene, die sie an ihre Tochter schrieb. Doch erregen in denselben die zu häufigen Schmeicheleien, welche sie der Letztern über ihre Talente und Schönheit sagt, zuweilen den Ueberdruß des Lesers. Sie hatte tiefen Sinn für Religion, und wünschte diese mit dem Leben der feinen Welt in Einklang zu bringen. Sie starb 1698. Man hat von ihr gesagt, sie sey das Muster aber auch die Verzweiflung derer, die auf derselben Bahn sich auszeichnen wollen. Die Briefe, die man nachher unter ihrem Namen herausgegeben hat, sind, wenigstens großen Theils, nicht von ihr. Die besten Editionen sind: Lettres de Mad. de Sevigné (Dresden 1753, 9 Bd.; Paris 1775, 8 Bd. 12. 1801, 10 Bde. 12.).

Sevilla (bei den Römern Hispalis), die größte Stadt in Spanien und nach Madrid die zweite im Range, liegt in einer schönen Ebene Niederandalusiens am linken Ufer des Guadalquivir, und ist die Hauptstadt der nach ihr benannten, an Wein, Südfrüchten, Oel, Salz ꝛc. sehr fruchtbaren Provinz (423 Q. M., 746.000 Einw.). Mit den Vorstädten hat sie 7 Stunden im Umfang und 12 Hauptthore, ist mit schönen hohen wohlerhaltenen Mauern mit 166 Thürmen, die ein Römerwerk seyn sollen, umgeben, enthält außer dem Dome 29 Pfarreien, vor 1820 84 Klöster, 24 Hospitäler, 13.000 Häuser und 100.000 Einwohner (sonst 400.000). Der Anblick dieser höchst angenehmen Stadt ist ehrfurchtgebietend; denn stolz erheben sich ihre prächtigen Thürme. Ihr Inneres ist zwar im Ganzen nicht schön, hat jedoch viele ausgezeichnete Gebäude, aber enge, krumme, schlecht gepflasterte, mit nächtlicher Erleuchtung versehene Straßen; sie ruht auf einem sumpfigen Boden, weßhalb auch viele Häuser auf Pfählen erbaut sind. Von den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der Börsen-, Rathhaus- und Arsenalplatz. Die meisten sehr hohen Häuser sind in maurischem Geschmack verziert. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten gehören: die prachtvolle Metropolitankirche, eines der größten gothischen Gebäude, auf dem Grund einer Moschee 1401—1518 gebaut, 420 Fuß lang, 126 hoch, 263 breit, von 30 Fenstern erleuchtet, mit 82 Altären, einem reichen Schatz, vielen Gemälden und Statuen, einer herrlichen Orgel mit 5000 Pfeifen und 110 Claves, Colons Grabmal und der öffentlichen Bibliothek von 20.000 Bänden; an derselben steht der 364 Fuß hohe Thurm Giralda, der schönste und höchste in Spanien, der inwendig so gebaut ist, daß man 41mal von einem viereckigen Absatz zu andern unmerklich aufsteigt, und wenn man will, hinaufreiten kann. Der Pallast Alcazar ist zum Theil von den Mauren, zum Theil in spätern Zeiten erbaut worden; in dem ältern Theile sind die Wände mit arabischen Inschriften, in dem neuern mit Karls V. Plus ultra bezeichnet. Das Amphitheater zu Stiergefechten, das größte in Spanien, hat im innern Raum 240 Schuh im Durchmesser; die eine Hälfte desselben ist von Quadersteinen, die andere von Holz. Die Börse oder Lonja, das schönste Gebäude der Stadt, mit dem amerikanischen Archiv, ist verschlossen. Sehenswürdig sind ferner die Wasserleitung Canos de Carmona von 4000 Bogen aus den Zeiten der Araber, das italienische Opernhaus, die treffliche Münze, die Alameda oder der öffentliche Spa-

ziergang mit 4 Alleen, 6 Springbrunnen, kleinen Wassergraben an jeder Baumreihe, römischen Säulen und Antiken. Sevilla ist der Sitz eines Erzbischofs, einer königlichen Audienz, einer 1504 gestifteten Universität mit 500 Studenten und vielen wissenschaftlichen Sammlungen, einer königl. Akademie der Wissenschaften, Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst, mediz. Akademie; hat mehrere andere gelehrte und nützliche Vereine, eine treffliche Schifffahrtsschule, viele Freischulen, mehrere öffentliche und Privatbibliotheken, Kunstsammlungen ꝛc. Merkwürdig ist noch das ungeheure mit Graben umschlossene Gebäude der großen königl. Tabaksfabrik, welche mehr als 40 Mühlen unterhält, 1700 Menschen und 100 Pferde und Maulesel beschäftigt, und außer der beträchtlichen Quantität Zigaros an Brasilientabak jährlich 15.000, an Spaniol 16.000 Ctr. produzirt. Die königl. Stückgießerei in der Vorstadt Triang, wohin eine Schiffbrücke über den Guadalquivir führt. Auch findet man in Sevilla eine königl. Salpetersiederei, die gegen 100 Menschen beschäftigt, und bedeutende Seidenwebereien. Ehemals war Sevilla der Sitz des Handels mit Amerika, seitdem aber dieser sich beinahe ganz nach Cadix gezogen hat, ist die Stadt sehr heruntergekommen, hat jedoch noch ziemlich wichtigen Handel, der durch kleine Schiffe, welche auf dem Guadalquivir bis in ihren Hafen zu dem Thore Del Oro heraufahren, sehr unterstützt wird. Die Einfuhr besteht in Kamelot und wollenen Stoffen, Leinwand aus Schlesien und Bretagne, Tuch, seidenen Zeugen und Galanteriewaaren aus Frankreich. Die Ausfuhr ist beträchtlich, und besteht in Wolle, Oel, Zitronen, Pomeranzen und Safran. In der Nähe der Stadt findet man die wohlerhaltenen Ruinen eines röm. Amphitheaters, und eine Stunde von Sevilla liegt das Dorf Santiponte, wo die im Alterthum berühmte Stadt Italica, der Geburtsort der Kaiser Trajan, Hadrian und Theodosius gestanden haben soll. Man findet daselbst noch viele Ueberbleibsel römischer Baukunst.

Sevres, Flecken von 3000 Einw. zwischen Paris und Versailles, zwei Stunden von jedem dieser beiden Orte entfernt, in der Nähe St. Cloud's an der Seine, mit einer berühmten königl. Porzellanfabrik, deren Vorzüge vor andern europäischen in der Schönheit des Bisquit, der eleganten Formen, im Reichthume der Verzierung und Pracht, Zartheit der Malerei bestehen. Die Preise sind im Ganzen billig. Vorzügliche Stücke werden für den Hof gearbeitet, und jährlich um Weihnachten in den Sälen des Louvre dem Pariser Publikum mit den Arbeiten der Gobelinsfabriken ausgestellt. Die Niederlage zu Sevres kann sich indeß für die Geschichte des Porzellans keineswegs mit dem Schatze im japanischen Pallaste zu Dresden messen. Sevres hat außerdem mehrere ebenfalls berühmte Glasfabriken, eine Fayencefabrik und mehrere Töpfereien.

Sexagesimal-Eintheilung heißt überhaupt sechszigtheilige Eintheilung. Sie ist noch jetzt bei der Eintheilung der Zeit gebräuchlich; die Stunde hat 60 Minuten, die Minute 60 Sekunden und die Sekunde 60 Tertien. Früher theilte man auch die Grade eines Kreises auf dieselbe Weise ein. Die franz. Geographen, Astronomen und Physiker führten auch hier die weit bequemere Decimal- oder Centesimaleinthellung ein. Sie theilten den Kreis in 400 Centesimalgrade, jeden Grad in 100 Centesimalminuten u. s. w. In den neuern franz. physikalischen Schriften wird diese Eintheilung fast allgemein gebraucht; man muß daher, um Mißverständnisse zu verhüten, mit ihr bekannt seyn.

Sextant, der sechste Theil eines Zirkelbogens, mithin 60 Grad. Auch ein astronomisches Meßinstrument, wie ein Quadrant verfertigt, nur daß dessen Limbus in 60 Grad getheilt ist. Es wird wie der Quadrant gebraucht. Der von Hadley erfundene Spiegelsextant entspricht allen

Forderungen der Genauigkeit und Geschwindigkeit zur Zeit noch am meisten. Seit der Erfindung der Magnetnadel hat dieses Instrument am meisten auf die Umänderung der Schifffahrtskunde eingewirkt und ist jetzt auf der ganzen englischen Flotte eingeführt. Man konnte nämlich bei dem Schwanken des Schiffes kein gewöhnliches Winkelinstrumet brauchen, mittelst dessen man durch zwei Fernröhre zu gleicher Zeit nach zwei Gegenständen sieht, zwischen denen man den Winkel messen will. Hadley brachte daher vor dem Fernrohre, in einer Entfernung von etwa 3 Zoll, einen kleinen Spiegel an, der das Objektivglas halb verdeckte. Man sah durch das Fernrohr zu gleicher Zeit in den kleinen Spiegel und über ihn weg, folglich, was sich im Spiegel spiegelte, und zugleich das, was über dem Spiegel weg lag. Nun brachte er rechts vom Fernrohre noch einen zweiten Spiegel an, der sich herumdrehen ließ. Drehte man ihn so, daß ein Gegenstand, der rechts lag, sich in ihm spiegelte, und das Bild wurde auf dem kleinen Spiegel vor dem Fernrohre geworfen, so sah man im Fernrohre den Gegenstand durch doppelte Zurückwerfung, mithin zwei verschiedene Gegenstände durch dasselbe Fernrohr. Darauf fügte er lings vom Fernrohre einen Grundbogen an, der in 1, 2, 3, 4 bis 60 Grad getheilt war. An dem großen Spiegel aber brachte er einen Zeiger an, an welchem er ihn herumdrehte. Standen die Spiegel parallel, so stand der Zeiger auf dem Anfangspunkte der Theilung. Machten die Spiegel mit einander einen Winkel von 10 Grad, so stand der Zeiger auf 10 Grad; und man konnte immer sehen, welchen Winkel die Spiegel mit einander machten. Hierdurch wurde es möglich, auf dem Schiffe die Polhöhe genau zu messen, oder im Mittage zu beobachten, wie hoch die Sonne über dem Seehorizonte stehe. Man stellt sich nämlich beim Messen gegen die Sonne, hält den Sextanten senkrecht, und sieht mit dem Fernrohre nach dem Horizonte; dann dreht man den großen Spiegel, bis das Sonnenbild auf ihn und durch Zurückwerfung auf den kleinen Spiegel, und durch eine zweite Zurückwerfung aus diesem in's Fernrohr fällt. (Damit die Sonne nicht blende, sind zwischen beiden Spiegeln gefärbte Gläser angebracht, durch welche die Sonnenstrahlen gehn.) Sind nun so das Sonnenbild und die Linie des Horizonts zusammengebracht, so stellt man den Zeiger des großen Spiegels fest, und sieht, welchen Winkel die beiden Spiegel mit einander machen. Betrüge dieser Winkel 40°, so steht die Sonne 80° über dem Horizonte. Denn nach einem Satze aus der Optik ist der Winkel, den zwei Gegenstände mit einander machen, doppelt so groß, als der Winkel der beiden Spiegel, die jenen reflektiren. Ist die Mittagshöhe der Sonne über dem Horizonte bekannt, so ist es auch die Polhöhe. Gesetzt, die Beobachtung wurde am 21. März gemacht, wo die Sonne im Aequator steht, so war an dem Orte, wo man jene Mittagshöhe fand, der Aequator 80° über dem Horizonte. Da nun der Pol 90° vom Aequator, so ist die Polhöhe des Schiffs 10°, folglich dasselbe nicht weit von der Linie. — Vor dem Gebrauche des Spiegelsextanten beruhte die ganze Schifffahrt auf bloßen Breitenbestimmungen; und die geographische Länge zur See (s. d. Art.) zu bestimmen, wurde fast für unmöglich gehalten. Meyer in Göttingen verwandelte den Spiegelsextanten in einen ganzen Kreis, und richtete diesen so ein, daß sich die Winkel — was er ebenfalls erfunden hatte, — mit Wiederholung messen ließen, wodurch sich am Ende ein Fehler der ersten Messung durch die Anzahl der Beobachtungen rektifizirte, und daher ungemein klein wurde. So entstand der Meyerische Spiegelkreis. S. Seeuhr, Mondtafeln, Messung (geogr.).

Sextett oder Sestetto ist ein Tonstück für sechs Stimmen; dies mögen nun Instrumente oder Singstimmen seyn. Die Instrumental-Sextetten sind besonders für Blasinstrumente sehr häufig und werden öfters

als Serenaten behandelt. Mozart und Righini haben Meisterstücke in dieser Art geliefert. Doch hat man auch Sextetts für Saiten- und Blasinstrumente, oder für Pianoforte mit Saiten- und Blasinstrumenten (wie z. B. von Moscheles op 35. und Beethoven). Für Singstimmen kommen die Sextetten häufig in Opern vor. Brühmt ist als Meisterstück der dramatischen Musik das charakteristische Sextett im zweiten Akte des Don Juan von Mozart.

Sextus Empirikus, Arzt und skeptischer Philosoph, wahrscheinlich ein Grieche, blühte zu Ende des 2ten Jahrh., Schüler des Skeptikers Herodot von Tarsus, studirte zu Alexandrien und Athen. Er vollendete den Skeptizismus, indem er mit Benutzung seiner Vorgänger, vorzüglich des Aenesidemos', Agrippa's und Menodot's mit großem Scharfsinn und Besonnenheit das Objekt, den Zweck, die Methode des Skeptizismus bestimmte. Die Skepsis ist ihm die Kunst, das sinnlich Vorgestellte und das Gedachte auf alle mögliche Weise einander entgegen zu setzen, um durch das Gleichgewicht der Gründe und Gegengründe zum Zurückhalten alles Urtheilens über Objekte (ὑποκιμενα), weil ihr Wesen verborgen ist (αδηλον, αφανες), und zur Gemüthsruhe (αταραξια) zu gelangen. Ungeachtet dieser Erklärung wird der Skeptizismus beim Sextus oft zur Kunst des Nichtwissens, die auf Zernichtung alles Interesse für Wahrheit und alles Glaubens an die Möglichkeit eines Wissens ausgehet. Seine Darstellung der Skepsis ist indessen sowohl an sich, als in Beziehung auf die Wissenschaften und Theile der Philosophie höchst interessant. Er gehet die Philosopheme der größten Denker über die wichtigsten Gegenstände durch, setzt das Ungewisse, Schwankende, die Widersprüche und Inkonsequenz in ihren Behauptungen ins Licht. (S. Skeptizismus.) In der Anwendung seiner Skepsis verfährt er jedoch oft sehr sophistisch. Mehrere seiner philosophischen und medizinischen Schriften sind verloren gegangen; nur zwei seiner Werke, in griech. Sprache, sind auf uns gekommen, wovon ersteres eine Entwickelung des Pyrrhonismus überhaupt, das andere eine Anwendung der pyrrhonischen Kunst auf alle damals geltenden philosoph. Systeme u. a. Wissenschaften und Erkenntnisse enthält. Beste Ausgabe von Fabrizius, Leipzig 1718. Fol., und von Mund, Halle 1796. 4. (unvollendet), deutsch: Sextus Empirikus, oder der Skeptizismus der Griechen, mit Anmerkungen und Abhandl. von J. G. Buhle, Lemgo 1801. 8.

Seydlitz (Friedr. Wilh. v.), königl. preuß. General der Kavallerie, Chef eines Kürassierregiments, Generalinspektor der sämmtlichen Kavallerie in Schlesien, Ritter des schwarzen Adlerordens, Drost zu Kolothow und Erbherr zu Minskowski, geb. 1722 zu Cleve. In der Jugend war er schon ein tüchtiger Reiter; so ritt er in seinem 7. Jahre zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle durch. 1738 trat er in preuß. Dienste, und ward im ersten schlesischen Kriege gefangen genommen, doch bald wieder losgelassen. In seinem 23. Jahre ward er Major; in der Schlacht von Hohenfriedberg nahm er den sächs. Gen. v. Schlichting gefangen. 1745 that er in der Schlacht von Soor rühmliche Thaten. 1755 ward er Oberst und Befehlshaber eines Kürassierregiments. Im siebenjährigen Kriege focht er fast überall glücklich, und erwarb sich einen glänzenden Ruhm in den Schlachten von Lowositz und Collin. 1757 vertrieb er bei Gotha den Marschall Soubise so rasch, daß er seinen König zu der für den Marschall angerichteten Tafel führen konnte. Der Sieg bei Roßbach 1757 ward hauptsächlich durch seine kühnen und raschen Reitermanövers errungen. Friedrich erhob ihn deßhalb zum Generallieutenant und zum Ritter des schwarzen Adlerordens. In der Schlacht von Zorndorf nahm er mit seinen Kürassieren mehrere Batterien, und trug so viel zum Siege bei. In dem Ueberfalle bei Hochkirch deckte er den Rückzug. In der

Schlacht von Kunnersdorf ward er verwundet und nach Berlin gebracht. Er hatte vor derselben eine glückliche Stellung mit seiner Reiterei, die er aber auf Befehl des Königs verlassen mußte, und diesem Umstande schrieb man den Verlust der Schlacht zu. Die Schlacht von Freiberg 1762 war seine letzte Waffenthat. Er starb 1772, und liegt auf seinem Gute Minkowski bei Namslaw in Schlesien begraben. Ein einfaches Denkmal, mit Lorbeeren und Eichenlaub geziert, bezeichnet die Stelle, wo er ruht. Friedrich der Große ließ dem Helden ein Denkmal aus carrarischem Marmor, von Tassaert gebauen, auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin stellen. Seydlitz war ein eben so menschenfreundlicher als tapferer Mann; die preuß. Kavallerie verdankte ihm vorzüglich ihre Bildung.

Sforza, eine berühmte italien. Familie, die dem Herzogthum Mailand sechs Regenten gegeben, und mit den meisten europäischen Fürstenhäusern verwandt war. Der Stammvater derselben war ein Bauer von Cottignola in der Romagna (zwischen Imola und Faenza), Namens Sforza Attendulo, geb. den 28. Mai 1369, der, der Sage nach, von Miethsoldaten, als er auf seinem Felde arbeitete, angetroffen und zur Theilnahme an ihrem Handwerke ermuntert wurde, und hierauf seine Hacke auf einen Baum warf, und sie zu einer Vorbedeutung machte, ob er ihnen folgen, oder Ackersmann bleiben sollte. Die Hacke blieb nicht oben auf dem Baume, sondern fiel herab, ihm eine Vorbedeutung, Soldat zu werden, und zugleich auch ein Versprechen des Schicksals zu seiner künftigen Größe. Weil er aber beim Werfen der Hacke auf dem Baume alle Kraft (Sforza) angewendet, nahm er den Namen Sforza an. Schnell stieg er von Stufe zu Stufe durch Muth und Tapferkeit, und befehligte zuletzt 7000 Mann. Lange Zeit focht er für die Königin Johanna die Zweite von Neapel, wurde Connetable des Reichs und zum Gonfaloniere des heil. Stuhls und Grafen von Cottignola vom Papst Joh. d. Dreiundzwanzigsten ernannt, um ihn für 14.000 Ducati zu entschädigen, die der Papst ihm schuldig war. Er ertrank, die Aragonier verfolgend, die sich Neapels bemächtigen wollten, im Aterno den 3. Jan. 1424. Sein wahrer Name war Giacomuzzo oder Giacomo Attendulo. Mehrmals verheirathet, war er Stammvater von mehrern ital. Häusern. Berühmter war jedoch sein natürlicher Sohn Franz Sforza, geb. 25. Juli 1401, der von seinem Vater zu den Waffen erzogen, den Heldenruhm desselben noch mehr durch eigene Thaten vergrößerte. Er erfocht gegen die Aragonier den 6. Juli 1425 das Treffen bei Aquila, worin der berühmte Braccio fiel. Nach dem Tode der Königin Johanna 1435 verstärkte er die Partei des Herzogs Renatus oder René von Anjou, allein alle seine Anstrengungen vermochten nicht, diesem den Thron von Neapel zu erhalten. In dem Krieg gegen den Herzog von Mailand, Philipp Marie Visconti, suchten der Papst, die Venetianer und Florentiner ihn auf ihre Seite zu ziehen, und als der Herzog 1447 starb, wählten ihn die Mailänder, weil er der Schwiegersohn desselben war, zu ihrem Feldherrn gegen die Venetianer. Nach mehrern Siegen wandte er seine Waffen gegen Mailand, belagerte es bis an seinen Tod 1466. Sein Sohn Galeazzo Marie, geb. den 14. Jan. 1444, beherrschte nach seines Vaters Tode Mailand, wurde aber den 25. Dez. 1470 wegen seiner Ausschweifungen von einigen Verschwornen ermordet, worauf sein unmündiger Sohn Johann Galeazzo Marie, unter der Vormundschaft seiner Mutter, die Herrschaft über Mailand erhielt, die ihm jedoch sein Oheim, Ludwig Moro, entriß. Johann Galeazzo Marie starb an beigebrachtem Gifte zu Pavia 1494. Ludwig Moro genoß indeß die Früchte dieser Verrätherei nicht lange, denn auf Befehl Ludwigs des Zwölften wurde er nach Frankreich abgeführt, wo er 1510 in Loches im Gefängnisse starb. Sein Sohn Maximilian Sforza vertrieb zwar, von Kaiser

Maximilian unterstützt, 1515 die Franzosen aus Mailand, ward aber doch vom König Franz dem Ersten gezwungen, 1515 sein Land gegen ein Jahrgeld abzutreten. Karl der Fünfte belehnte indeß Maximilian Sforza's Bruder, Franz, 1529 mit Mailand, als dieser aber 1536 ohne Nachkommen starb, zog Karl der Fünfte Mailand als ein eröffnetes Reichslehn ein, und belehnte 1540 seinen Sohn, den König Philipp den Zweiten von Spanien, damit. Von einer Seitenlinie stammt das noch jetzt in Italien blühende fürstliche Haus Sforza im Kirchenstaate ab. Der gegenwärtige Fürst, Sixtus Sforza (geb. 1780), folgte 1816 seinem Neffen Franz Jos. Philipp Sforza; er ist Herzog von Cesarini di Bobadilla, San Fiore, Graf von Celano, Baron von Piscini, und hat keine männliche Erben.

Shaftesbury (Anton Ashley Cooper, Graf von), berühmter engl. Staatsmann, geb. 1621 zu Winborn St. Giles in Dorsetshire, verlor im 10ten Jahre seines Lebens seinen Vater, Sir John Cooper von Reckborn, studirte, mit herrlichen Talenten begabt, zu Oxford und im Lincolns Inn zu London die Rechte, und wurde 1640 vom Flecken Tewksbury ins Parlament gewählt. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs neigte er sich auf die königliche Seite, ob er gleich den Frieden wünschte, und deßhalb beiden Parteien Vorschläge gemacht haben soll. Bei der Uebergabe von Weymouth wurde er königl. Statthalter daselbst, trat aber, da er sah, daß ihm der Hof nicht traute, zur Parlamentspartei über, warb in Dorsetshire Truppen, und soll nach der Schlacht bei Naseby (1645) Hauptanstifter des Aufstandes der Clubbisten gewesen seyn, ohne sich jedoch in das Schicksal derselben zu verwickeln. 1646 wurde er Sheriff von Wiltshire. Er wußte sich Cromwells Vertrauen zu erwerben und ward von ihm zum Geh. Rath, später zum Staatsrath erhoben. Seinen Einfluß auf die Presbyterianer wandte er in der Folge an, die Herstellung des Hauses Stuart zu bewirken. Dadurch brachte er sich bei Carl d. Zweiten in Gunst und Ansehn. Als Mitglied des Parlaments von 1660 war er einer der Zwölfe, die dem König die Einladung brachten. Carl der Zweite beehrte ihn mit der Würde eines Geh. Raths und er wurde zum Commissarius bei dem Gericht über die Königsmörder ernannt. 1661 ward er zum Pär (unter dem Titel: Baron Asley von Winborn St. Gilles), darauf zum Kanzler und zum Unterschatzmeister erhoben. Als Mitglied des sogenannten Cabalministeriums bewirkte er eine Deklaration der Gewissensfreiheit; da der Siegelbewahrer Bridgemon sich weigerte, dieser Erklärung das große Reichssiegel aufzudrücken, ward er abgesetzt und der nun zum Grafen von Shaftesbury erhobene Baron Asley ward an seine Stelle zum Großkanzler ernannt. Thätigen Antheil nahm er an dem Kriege gegen die Niederlande. In seiner neuen Würde erlaubte er sich mehrere Handlungen, welche der Autorität des Parlaments zuwider waren, wegegen dieses Beschwerde führte und über den Kanzler den Sieg davon trug, indem der König, dem Drange der Umstände nachgebend, jene Deklaration vernichtete. Durch diese Nachgiebigkeit des Königs in einem so wichtigen Punkte, ward der Großkanzler, welcher mit seinen Ministerkollegen den Plan gefaßt hatte, die Macht des Monarchen zu erweitern und wo möglich unumschränkt zu machen, höchst bestürzt. Da er voraussah, daß das Parlament über jene verhaßten Anschläge eine Untersuchung anstellen, und der König ihn leicht der Rache des Parlaments preisgeben könnte: so trat er schnell von der Hof- zur Oppositionspartei über, und entdeckte ihr alle Anschläge des Ministeriums. Unmittelbar darauf nahm ihm der König die Siegel ab. Die papistische Verschwörung von 1678, wofern sie nicht ein Werk seiner eigenen Erfindung war, rügte er mit der größten Heftigkeit gegen die Hofpartei, wodurch er dem Ministerium des Grafen Danby ein Ende machte, so daß ein neues, worin er Präsident

des Staatsraths ward, 1679 errichtet wurde. Da er im Staatsrath auf die Ausschließung des Herzogs von York (Carls des Zweiten Bruder) wegen seines Katholizismus gedrungen hatte, auch mittelst einer Partei im Unterhause es dahin brachte, daß die Ausschließungs-Bill in demselben durchging, die berühmte Habeas-Corpus-Acte (s. d. Art.) zu Stande kam, und sich der Prorogation des Parlaments widersetzte, wurde er noch im nämlichen Jahre seiner Stelle entsetzt. Erbittert auf den Herzog von York, wagte er es sogar 1680, denselben vor der Kings-Bench als einen widerspenstigen Papisten anzuklagen. Der König beschloß daher, sich vor dem gefährlichen Shaftesbury in Sicherheit zu setzen. Er ließ ihn am 4. Juli 1681 plötzlich verhaften und nach dem Tower bringen. Der Graf wurde öffentlich angeklagt, er habe wider die Person des Königs gefährliche Absichten gehabt, und wider ihn heftige und strafwürdige Reden geführt. Darüber wurden acht Zeugen vernommen, welche diese Beschuldigungen eidlich bestärkten, aber lauter unwürdige und höchst verdächtige Leute waren. Die große Jury, die aus 11 angesehenen londoner Bürgern, freilich von der Volkspartei, bestand, sprach daher den Grafen von der Anklage los, und das Volk bezeigte darüber die lauteste Freude. Er begab sich nun 1682 seiner Sicherheit wegen nach Amsterdam, wo er 1683 im 63. Jahre seines Lebens starb. Shaftesbury war sehr unruhig, ehrgeizig, verschlagen und unternehmend, verstand meisterhaft die Kunst, Parteien zu regieren und zu beherrschen, setzte sich über alles Gefühl der Schande weg, trat, so oft es sein Interesse verlangte, von einer Partei zur andern über, und wußte sich dennoch in dem Rufe zu erhalten, daß er nie einen Freund verrathen habe, den er verlassen hatte. Bei allen, zu denen er sich schlug, erwarb er sich durch seine hervorstechende Talente, durch seine Beredsamkeit, durch seinen Witz und die Gabe, fein zu spotten, Achtung und Zutrauen. Auch erzählen wenige Staatsmänner so offenherzig, wie er, die Geschichte ihrer Unbeständigkeit. Seine Neigung zur Satyre und Spötterei verleitete ihn oft, erhabene und sehr wichtige Lehrsätze lächerlich zu machen; dieser Fehler war bei ihm desto weniger auffallend, da er wegen seiner üppigen Ausschweifungen mehr als zu bekannt war.

Shaftesbury (Anton Ashley Cooper, dritter Graf von), Enkel des Vorigen, geb. 1671 zu London, bezog 1683 die Schule zu Wincheſter, die er aber bald wegen der übeln Behandlung von Seiten seiner Mitschüler, aus Haß gegen seinen Großvater, wieder verlassen mußte. Er trat nun 1688 ein Reise nach dem Festlande an, und verweilte vorzüglich in Frankreich und Italien. Mit vielen Kenntnissen bereichert, kam er 1689 nach England zurück, schlug anfangs die Stelle eines Parlamentsgliedes aus, sich den Wissenschaften weihend, nahm sie 1694 aber an, und wurde ein eifriger Vertheidiger der Volksfreiheit. Wegen seiner geschwächten Gesundheit ging er 1698 nach Holland, verlebte dort ein Jahr in dem Umgange mit Bayle, Leclerc u. a. gelehrten Männern. Nach seiner Rückkehr ward er durch den Tod seines Vaters Graf v. Shaftesbury, trat aber erst 1700 ins Oberhaus. Hier zeichnete er sich als thätiger Anhänger des Königs Wilhelm III. aus, dessen Maßregeln er immer beistimmte. Die ihm von diesem Monarchen angebotene Stelle eines Staatssekretärs schlug er aber aus. Nach der Thronbesteigung der Königin Anna trat er, weil die Maximen des neuen Ministeriums ihm nicht gefielen, in den Privatstand, begab sich 1709 wieder nach Holland zu seinen gelehrten Freunden, und nach zwei Jahren durchreiste er seiner Gesundheit wegen Frankreich und Italien, ließ sich unter dem schönen Himmel Neapels nieder, und starb hier 1713. Shaftesbury zeigte in seinem öffentlichen wie in seinem Privatleben einen trefflichen Charakter. Er ist einer der ausgezeichnetsten philosophischen Schriftsteller

Englands. In seinen philosophischen Schriften huldigte er dem Deismus. In seinem Hauptwerke (Characteristiks, London 1737, 3 Bde., 8. Deutsch, Leipzig 1776, 3 Thle., 8.) suchte er den Grundsatz auszuführen, daß das Unglück jedes Einzelnen zum Besten des Ganzen gereicht, und daß es also gar kein Uebel in der Welt gibt. Mit scharfem Blick die nachtheiligen Folgen von Locke's (s. d. Art.) Empirismus einsehend, nahm er mit R. Cumberland das Wohlwollen gegen alle Menschen und gegen Gott als das Hauptprinzip für die sittlichen Handlungen an, und er suchte dieses als Grund aller Pflichten und der höchsten Glückseligkeit auf eine geistvolle Weise auszuführen. Er setzte das Wesen der Tugend in einer Proportion der natürlichen und selbstischen Neigungen, und in dem Wohlgefallen an dem Uneigennützigen, mit welchem eigene Glückseligkeit unzertrennlich verbunden sey. Zuweilen erlaubte er sich spöttische Seitenblicke auf das Christenthum, namentlich auf die Wunder Jesu, auf die Apostel und ihre Schriften, und fand nach seinem zarten und überfeinen Geschmack vieles Lächerliche daran; auch machte er der christlichen Moral manchen Vorwurf.

Shah Allum (d. i. Herr der Welt), letzter Großmogul von Hindustan, aus Timurs Geschlecht, ein unglücklicher Monarch, geb. 1723, zeigte als Vicekönig von Djedjer, zu welchem ihn sein Vater Allum Guyrs 1756 erhoben hatte, viel Thätigkeit und Muth. Er bestieg 1759 nach der Ermordung seines Vaters durch den Vezier Ghazzi Oddin den Thron, war aber für die stürmischen Zeiten zu schwach. Er suchte gegen seinen eigenen Vezier Hülfe bei den Britten, und erhielt sie gegen die Abtretung der von ihnen eroberten Provinzen Bengalen, Bahar und Orixa. Er bekam von den Britten ein Jahresgehalt und den Rest einiger Provinzen. Verlassen von den Britten wollte er später durch die Maratten seine vorige Herrschaft (1771) wieder erlangen; da entzogen ihm jene auch den Jahresgehalt und verkauften die ihm gelassenen Provinzen an den Nabob von Aude. Dennoch behauptete sich Shah Allum bis 1782 durch die Kraft seines Veziers Nudjuf Khan. Als dieser starb, ward der Kaiser das Werkzeug der Parteien an seinem Hofe, bis er den Marattenfürst Scindiah zu seinem Vezier ernannte, der die Ruhe wieder herstellte, sich aber und die Maratten durch drückende Erpressungen bereicherte. Er mußte zwar Delhi nach einer erlittenen Niederlage verlassen, worauf Golam Khadir, Anführer der nördlichen Rohilla's, die Hauptstadt eroberte, und den Kaiser blenden ließ, als er seine verborgenen Schätze nicht entdecken wollte; doch wurden von neuem die Rohilla's durch Scindiah vertrieben, welcher den bejahrten und geblendeten Kaiser herstellte, und in seinem Namen über die Trümmern des ehemaligen mächtigen Reiches regierte. Als Gefangener der Maratten ward Shah Allum auf eine kleine Einnahme gesetzt. Abhängig von ihnen und den Engländern, suchte der unglückliche Fürst Trost in der Dichtkunst, und besang in Schwermuth athmenden Elegien sein Schicksal. Er starb 1806 zu Delhi. Der Erbe seiner Titel war sein Sohn Akbar der Zweite. Dieser lebt jetzt, aller Macht beraubt, mit seiner Familie in dem Pallast seiner Vorfahren zu Delhi (von dem ihm 1814 durch die Engländer sogar die Schlüssel genommen wurden) beschränkt, und genießt eine engl. Pension von 600.000 Francs, hat aber außerdem noch ansehnliche Güter, so daß sich sein Einkommen auf 200.000 Pf. St. beläuft.

Shakspeare, der größte dramatische Dichter aller Völker germanischen Stammes. Er war von guter bürgerlicher Herkunft. Seine Vorfahren werden zuerst in einer Schenkungsurkunde Heinrichs des Siebenten, Königs von England, erwähnt, von dem sie für treu geleistete Dienste mehrere Grundstücke in der Grafschaft Warwick zu Lehn erhielten. Sein Vater John wohnte in Stratford an der Avon, einem Städtchen der ge-

nannten Grafschaft, und trieb das Metzgerhandwerk und den Wollhandel. Er verheirathete sich mit der vermögenden Tochter eines Gutbesitzers der Gegend, Namens Arden, aus einer alten angesehenen Familie, und der dritte Sprößling ihrer Ehe war unser unsterblicher Dichter. Dieser William Shakspeare ward am 23. April 1564 geboren. Ueber die Jahre seiner Kindheit und ersten Jugend schweigt die Geschichte fast gänzlich. Wir wissen nur, daß sein Vater, durch das schnelle Anwachsen seiner Familie, und aus andern uns unbekannt gebliebenen Ursachen in seinem Wohlstande zurück kam. Doch schickten sie ihren William in die Stadtschule, und hier erhielt er nothdürftigen Unterricht im Lateinischen. Aber selbst die Bezahlung des Schulgeldes ward ihnen zu schwer. Sein Vater entzog ihn daher, sobald er einigermaßen herangewachsen war, dem wissenschaftlichen Unterricht gänzlich, und lehrte ihn sein Handwerk. William führte nun jahrelang das Schlachtmesser, und wie seine Zeitgenossen treuherzig versichern, mit nicht ungewöhnlichem Geschick. Schon damals soll er bei den Einwohnern des Städtchens durch den Anstand, mit welchem er seine gemeinste Berufsarbeit verrichtete, Aufmerksamkeit erregt, und durch seinen kernhaften, sprühenden Witz seine Genossen öfters ergötzt haben. Daß ihn, bei seinem glühenden Temperamente, die der Poesie so nahe verwandte Liebe sehr früh in ihre Fesseln schlug, kann keineswegs auffallen. Schon im neunzehnten Jahre, im August 1582 wählte er sich eine Gattin in der Person der um acht Jahre älteren Anna Hathaway, aus einer rechtlichen, nicht unvermögenden Familie, die zu Shottery wohnte, einem eine halbe Stunde von Stratford entfernten Flecken. Diese gebar ihm nach einem Jahre, den 26. Mai 1583, ein Mädchen, Susanna, und zwanzig Monate später Zwillinge, eine Tochter, Judith, und einen Sohn, Hamnet. Shakspeare war damals ein und zwanzig Jahre alt, und wohl mochte nun die Ahnung einer höheen Bestimmung in seiner Brust wach werden. Mißmuth und Unzufriedenheit mit seiner Lage, und wahrscheinlich auch Erkaltung seines Herzens gegen seine Gattin, verleitete ihn auf Irrwege. Er gerieth in die Gesellschaft liederlicher Bursche, denen es für nichts Unerlaubtes galt, manchmal in den Thiergarten eines benachbarten reichen Edelmannes unbefugt auf den Anstand zu gehen, um sich einen Braten zu schießen. Er wurde bei einer solchen Wilddieberei ertappt und von dem Besitzer des Parks, einem Sir Thomas Lucy, der zugleich Schöffe des Obergerichts der Grafschaft und Parlamentsglied war, gerichtlich belangt. Shakspeare, dadurch gereizt, beging nun die Unbesonnenheit, auf jenen Herrn das Feuer seines Witzes spielen zu lassen, und gab ihn in einer Ballade, in welcher er ihn mit dem schäbigsten, langöhrigsten aller Esel vergleicht, dem allgemeinen Gelächter preis. Sir Thomas, mit Recht höchst aufgebracht über die Unverschämtheit des Dichters, schwur, ihn nun die ganze Strenge der gegen solche Vergehen sehr harten englischen Gesetze fühlen zu lassen; die Untersuchung wurde geschärft, und Shakspeare sah sich in einer bedenklichen Lage. Die Furcht vor dem bösen Ausgange seines Prozesses, der immer heftiger hervortretende Ekel gegen seine bisherigen Beschäftigungen, Schulden und seine freudenlosen häuslichen Verhältnisse wirkten endlich so mächtig in ihm, daß er den entscheidenden Vorsatz faßte, heimlich davon und nach London zu gehen, um dort ein Unterkommen zu suchen. Die Zeit der Ausführung dieses Entschlusses fällt in das Jahr 1586 oder 1587. Sie bildet nicht allein den wichtigsten Abschnitt in der Lebensgeschichte des Dichters, sondern macht zugleich Epoche in der Geschichte der dramatischen Literatur. In London war er so glücklich, einen Verwandten aufzufinden, durch dessen Vermittlung er, nach dem Berichte der Tradition, bei dem Blackfriars- (Dominikaner-) Theater die Stelle eines Pferdejungen erhielt. Doch Talente, so her-

vorspringend und glänzend wie die seinigen, konnten nie gänzlich schlummern, und die leisesten Regungen ihres Daseyns in seiner jetzigen Lage nicht lange unbemerkt bleiben. Sie mußten um so eher Aufmerksamkeit erregen, da sie sich mit einem anziehenden Aeußern, mit einer schönen, theatralischen Figur verbanden. Shakspeare ward bald unter die Zahl der Schauspieler versetzt, und seine vorzügliche Darstellungsgabe erwarb ihm den Beifall des Publikums. In dieser Eigenschaft, in der er sich nothwendig mit den dramatischen Formen und allen ihren Hülfsmitteln und Triebfedern vertraut machen mußte, wurde er auf die Bahn hingewiesen, für welche ihn die Natur mit der größten Freigebigkeit ausgestattet hatte. An den allgemeinen Beifall, mit dem er spielte, knüpfte sich die Achtung der Einzelnen. Er ward von Stufe zu Stufe, bis in die höhern Kreise der Gesellschaft, in die, ihm bisher ganz unzugänglich gebliebenen, Zirkel der Gebildeten und Gelehrten gezogen; er ward mit dem Leben in allen seinen Formen, mit dem Treiben der Menschen auf den verschiedensten Bildungsstufen, und mit ihren mannichfaltigsten Beschäftigungen vertraut. Die Zeit seiner ersten dramatischen Dichtungen fällt in die Jahre 1590 und 91 — es war Heinrich der Sechste. Auf den, sich eben damals aus dem Zustande der Rohheit zur warmen Empfänglichkeit für höhere dichterische Leistungen heranbildenden, Geschmack seiner Zeitgenossen, mußte eine solche Schöpfung der Genialität die belebendsten Wirkungen hervorbringen. Sein Ruhm erreichte in wenigen Jahren die Sphäre des Hofes, und die Königin Elisabeth selbst zählte sich unter seine Verehrer und Beschützer. Vor allem gefiel ihr Falstaffs Charakter in Heinrich dem Vierten, und ihr gegen Shakspeare geäußerter Wunsch, jenes unvergleichliche Geschöpf seiner Phantasie verliebt dargestellt zu sehen, ward dem gefälligen Dichter die nächste Veranlassung zu seinen „lustigen Frauen von Windsor." Wie des königlichen Wohlwollens, so erfreute sich der ruhmgekrönte Barde auch der Freundschaft und des Umgangs der ausgezeichnetsten Männer; und seine gefällige Sitten, seine stets offene, rechtschaffene und freimüthige Handlungsweise erwarben ihm in jedem Herzen, dem er sich nahete, Hochachtung und Liebe. Shakspeare hatte bereits die Laufbahn seines Ruhmes betreten, als der damals der Welt ganz unbekannte Ben Jonson der Direktion des Globe-Theaters ein Drama, wahrscheinlich sein Erstlingserzeugniß, überreichte, mit der Bitte, solches der Prüfung und, nach Befinden, der Darstellung zu würdigen. Der Vorstand des Theaters schenkte ihm kaum einen flüchtigen Ueberblick und war im Begriffe, es dem Verfasser mit einer niederschlagenden Antwort wieder zurück zu geben, als unser Shakspeare — der damals noch keine gesetzlich berathende Stimme in der Leitung der theatralischen Angelegenheiten hatte — zufällig in das aufgeschlagen daliegende Manuskript hineinsieht, und glücklicher Weise gerade eine Stelle trifft, welche ihm keineswegs als eine Rechtfertigung für jenes zurückschreckende Urtheil erscheint. Er bittet den Direktor, die Zurückgabe zu verschieben, indem er das Machwerk einmal durchgehen wolle, und findet nun, daß es das Erzeugniß eines Geistes sey, der nichts weniger als die ihm zugedachte Begegnung verdiene. Mit dieser Ueberzeugung begibt er sich zum Vorstande, weiß diesen eines Bessern zu belehren, das Stück kommt auf die Bühne, gefällt, und Jonson, ermuthigt durch die glückliche Aufnahme, wirbt bald mit Shakspeare um die Krone des Beifalls, und dies nicht ganz ohne Erfolg, da seine Dichtungsweise dem pedantischen, verkehrten Geschmack Mancher seiner Zeitgenossen mehr zusagte, als die freien, kühnen Ergüsse des Shakspeareschen Genius. Daß zwischen Shakspeare und Ben Jonson innige Freundschaft und gegenseitige Hochachtung, ungeachtet der Reibungen, die durch ihr gemeinschaftliches Streben nach einem Zwecke unvermeidlich veranlaßt wurden, ununter-

brochen fortgedauert habe, dafür geben uns die Ueberlieferungen aus der Geschichte beider Männer die überzeugendsten Beweise. Ob Hales in gleich naher Beziehung zu unserm Barden gestanden, ist weniger ausgemacht. Zuverlässig ist aber, daß er mit zu dem engeren Kreise gehörte, in welchem sich der die Geselligkeit liebende Shakspeare bewegte, und daß er dessen Dichtergröße in ihren ganzen Unerreichbarkeit erkannt hat. Nicht minder groß, als das Wohlwollen der Königin Elisabeth gegen unseren Dichter, war die Gnade ihres Nachfolgers, des Königs Jakob, welcher ihn mit den Beweisen hievon überhäufte. Von Dankbarkeit durchdrungen, ergriff Shakspeare bei der Dichtung seines Macbeth mit Freuden die Gelegenheit, die Gesinnungen der Hochachtung und Erkenntlichkeit gegen seinen gekrönten Wohlthäter auf eine eben so feine, als würdevolle Weise öffentlich darzulegen. Jakob, welcher der Erste war, der die Kronen der drei Königreiche auf seinem Haupte vereinigte, stammte von Macbeths Mitfeldherrn, dem edlen Banquo, ab. Shakspeare, von den goldenen Früchten seines Ruhmes und seiner schriftstellerischen Arbeiten überschüttet, lebte fern vom Geize, nicht verschwenderisch. Er sparte seinen Ueberfluß für die Tage auf, in denen sich der unter dem rastlosen Streben nach einem würdigen Ziele alternde Mann so gern und so billig nach geräuschloser Ruhe, nach dem stillen unbeneideten Genusse der Gegenwart, gewürzt von den Erinnerungen der Vergangenheit, hinsehnt. Jene Tage waren gekommen. Schon war ein Vierteljahrhundert verübergegangen, seitdem Shakspeare angefangen hatte, für seine hohen Zwecke zu wirken. Er sah dieselben erreicht, und ihm, dem Weisen, dem nur das Zeugniß des eigenen Herzens werth war, wurde nun der Schall des Ruhmes, der ihn in der Hauptstadt und deren Zirkeln unablässig verfolgte, immer widerlicher, immer lästiger. Da widerstand er nicht länger der Sehnsucht nach ländlicher Zurückgezogenheit, da floh er für immer aus dem Gewühle und Gedränge Londons und des Hofes in die stillen Mauern seines geliebten Stratford. Diese Veränderung erfolgte im J. 1613. Hier lebte der Weise im Umgange mit sich selbst, mit wenigen auserlesener Freunden und seiner ihm über Alles theuern Tochter Susanna, bei der schönen Ueberzeugung, einen würdigen Lebenszweck erfüllt zu haben, ruhig und zufrieden einige Jahre; und wahrscheinlich von hier aus beschenkte er die Welt mit einem seiner vortrefflichsten Werke, mit dem Dreikönigsabend. Dieses Drama vollendete er 1614. Grade nach vollbrachtem 52. Lebensjahre — an seinem Geburtstage — entwand sich Shakspeare's Seele ihrer irdischen Hülle. Er starb in seinem Hause zu Stratford, den 23. April 1616. Dies ist Alles, was uns die Geschichte über das Leben Shakspeare's bewahrt hat. Seine Leiche ward unter dem Chor der Hauptkirche seiner Vaterstadt feierlich beerdigt. Ein einfacher Grabstein bezeichnet den Ort, der den Staub seiner Hülle verbirgt. Dem Grabe gegenüber, an der innern Mauer der Kirche, ward ihm einige Jahre später ein einfaches Denkmal, größtentheils von Marmor, im Style der Zeit errichtet. Hundert fünf und zwanzig Jahre nach Shakspeare's Tode — zu einer Zeit, als die Begeisterung Englands für seinen Barden, vorzüglich durch Garricks bezauberndes Spiel geweckt, den höchsten Grad erreicht hatte — ward dem Ersteren ein würdiges Denkmal allgemeiner Verehrung in der Westminsterabtei zu London errichtet. Shakspeare's Unerreichbarkeit, die ganze Fülle seines Dichterwerthes, konnte bei seinen Zeitgenossen und in den ersten hundert Jahren nach seinem Tode nur von Wenigen dunkel gefühlt und geahnet werden. Klares Erkennen und allgemeine Würdigung mußte einem Zeitalter vorbehalten seyn, in dem das englische Volk auf der Kultur unendlicher Leiter eine solche Stufe erreicht hatte, von wo aus es ohne Schwindel und ohne geblendet zu werden, wagen durfte, zu seinem Barden hinauf zu

schauen. Da nun die Bildung unter dem englischen Volke allmählig wuchs, und wissenschaftliche Erkenntniß immer mehr gemeines Eigenthum wurde, als die Zeit erschien, wo die gelehrtesten und geistreichsten Männer Britanniens, Pope, Addison, Steele, Johnson ꝛc. wetteifernd ihre Stimme erhoben, zum Preiße des gewaltigen Sängers: da wuchs die Achtung für sein Andenken rasch zur begeisternden Verehrung empor, und sie übertrug sich selbst auf diejenigen Gegenstände, welche die Erinnerung an den Verklärten dem sinnlichen Anschauen näher brachten. Dies galt besonders von dem Ort, der Williams Wiege gesehen, der Shakspeare's Gruft verbarg, von Stratford. Die Hütte, wo er geboren und die Tage harmloser Kindheit und seiner Jugend gelebt; das Haus, wo ihm, in den Armen der Liebe und Freundschaft, als Weisen, die letzten Jahre vorübergegangen, wo sein Geist die vergängliche Schale abgeworfen hatte; die Kirche, unter derem Dom sie moderte, wurden zu eben so viel Wallfahrtsorten für alle Klassen seiner zahllosen Verehrer; und jährlich pilgerten und pilgern noch Tausende zu jenen, durch Shakespeare's Andenken, geweihten Stätten. Besonders ward das Häuschen, das des Sängers erste Laute vernommen, ein früher Gegenstand der frommen Neubegierde; und noch wird es mit der ehrfurchtsvollen Scheu, die nichts zu ändern wagt, fast in demselben Zustande erhalten, in dem es war, als Shakespeare darin sein Steckenpferd tummelte. Jährlich, an dem Tage, der die Feier seiner Geburt und seines Todes vereinigt, wurde in diesem Häuschen das Andenken des Dichters durch ein Erinnerungsmahl festlich begangen, welches der glühendste seiner Verehrer, Garrick, 1769 gestiftet hatte. Jetzt ist dasselbe, wegen der Beschränktheit des Raumes, der nur wenige Theilnehmer gestattete, nach London verlegt worden. Shakspeare selbst hatte eine so bescheidene Meinung von seinen Werken, daß er wohl nie ahnete, sie würden bei der Nachwelt die Anerkennung finden, die ihnen geworden ist. Nur hieraus läßt sich die außerordentliche Nachlässigkeit erklären, die bei ihm in Allem, was die korrekte Erhaltung und Ueberlieferung seiner Schauspiele betrifft, so befremdend hervortritt, — eine Erscheinung, welche jedem Freunde der dramatischen Literatur für immer ein Stoff schmerzlichen Bedauerns bleibt. Von dem Augenblicke an, als sich ein Kind seines Geistes seiner Feder entwunden, schien es ihm gleichgültig, was künftig aus ihm werde. Unbekümmert ihres entferntern Daseyns, beschränkte sich die Sorge um seine Dramen lediglich auf ihre Darstellung auf der Bühne. Durch ungeschickte Abschreiber gingen die Rollen an seine Mitschauspieler über. Manchmal mochten diese eine oder die andere Rede zu lang, zu breit, zu hoch oder zu tief finden; sie manchmal nach ihren, gewiß selten den Geist des Dichters erfassenden, Begriffen beschneiden — und in den korruptesten Copieen kamen sie dann allmählig in das Publikum. Nur zwanzig Dramen erhielten noch bei Lebzeiten Shakspeare's durch den Druck eine allgemeinere Verbreitung, und wurden so wenigstens vor der ferneren Verstümmelung bewahrt. Doch auch diesen widmete der Verfasser nicht die mindeste Sorgfalt. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß sie nicht einmal mit seinem Vorwissen gedruckt wurden, und an eine eigene Korrektur derselben ist gar nicht zu denken. Wir können mithin geradezu überzeugt seyn, daß wir nicht ein einziges Drama von Shakspeare ganz so, wie es aus seiner Feder geflossen, besitzen, nicht eins in seiner ursprünglichen, unverfälschten Reinheit. Da er höchst wahrscheinlich alle seine Manuskripte und Papiere vor seinem Tode vernichtete, und da erst sieben Jahre nachher (1623) die erste Sammlung seiner Dramen erschien: so blieben alle späteren, mühevollen Versuche seiner Commentatoren, den ursprünglichen Text in seiner völligen Reinheit herzustellen, fruchtlos. Sie waren nicht einmal im Stande, die Zweifel zu entfernen, die über die Au-

torschaft mehrerer, ihm gewöhnlich zugeschriebenen, Schauspiele obwalteten. Noch vor wenigen Jahren hatte der scharfsinnigste aller seiner Commentatoren, der rastlos forschende N. Drake, in seinem höchst schätzbaren Werke: „Shakspeare and his times" (London 1818.), die von Beweisen unterstützte Behauptung aufgestellt, daß diejenigen Dramen, welche nur von Wenigen gänzlich verworfen, von andern berühmten Kritikern hingegen als unserm Dichter bestimmt, oder doch zweifelhaft angehörend betrachtet wurden, nämlich: Sir John Oldcastle, Lord Cromwell, A Yorkshire Tragedy, The London Prodigal, The Puritan, Locrine, Titus Andronikus, von ganz fremden, unbekannten Händen seyen, ungeachtet ein betrügerischer Buchhändler einige davon noch bei Shakspeare's Lebzeiten, im frechen Vertrauen auf unsers Dichters Gleichgültigkeit, mit Shakspear's Namen auf dem Titel, ins Publikum zu bringen wußte. Ueber die Zeitordnung, in welcher seine Dramen entstanden, waltet gleichfalls Dunkel und Ungewißheit. Dieser Punkt ist ein Gegenstand tiefer Forschungen geworden, aber sie führten zu keinem befriedigenden Resultate. Die erste Sammlung seiner Dramen erschien 7 Jahre nach dem Tode des Verfassers, in einem Foliobande. John Hemynge und Henry Condell, seine Genossen und Freunde, waren die Herausgeber; allein als solche verdienen sie keine rühmliche Erwähnung. Von dieser sehr selten gewordenen ersten Ausgabe, welche von den Bibliomanen gewöhnlich mit hundert und fünfzig bis siebenhundert Thalern bezahlt wird, folgte 1662 eine zweite, und 1664 und 65 eine dritte und vierte fast unveränderte Auflage. Nur erst am Ende des 17. Jahrh. war England wieder aufmerksamer auf seinen Barden; und so wie es sich allmählig von den Fesseln französ. Nachäfferei und Entsittlichung loswand, entwickelte sich auch die lange unterdrückte Empfänglichkeit für die kräftigen Hochgenüsse, die Shakspeare darreicht. Um diese Zeit (1693), trat Rymer auf, um die Ansprüche Shakspeare's auf dramatisches Verdienst am Probiersteine schulgerechter Kritik zu prüfen. Mit dieser Schrift beginnt der ununterbrochen fortgesetzte Federkrieg derjenigen Gelehrten, welche, zu befangen oder zu einfältig, die Herrlichkeit unsers Dichters zu erfassen, sich zur Beurtheilung seiner Werke bloß des Zirkels und des Maßstabes scholastischer Formen bedienen, und derjenigen hellen, vorurtheilsfreien Köpfe, die, durchwärmt von der Strahlengluth der Shakspeare'schen Sonne, für unsern Dichter den Grundsatz gelten lassen. Rymer fand bald einen Gegner, und Shakspeare einen wackern Vertheidiger in Charles Gildon, durch dessen 1694 erschienene Schrift. Um 1709 ward die erste der neueren Editionen der Shakspeare'schen Schauspiele von Nikolaus Rowe in sechs Oktavbänden besorgt. Schon 1714 ward ein zweiter Abdruck dieser Ausgabe in Duodez veranstaltet. Pope war der Erste, der es unternahm, den Text seiner ursprünglichen Reinheit wenigstens wieder nahe zu bringen. Seine Ausgabe erschien 1725 in sechs Quartbänden, neu abgedruckt 1728 in Duodez. Er hat den Text mit kritischen und erklärenden Noten reichlich begleitet. Auf Pope folgte Theobald, den Johnson als einen Mann von beschränkten Begriffen, wenigem Scharfblicke und geringen Talenten, die nicht einmal durch gediegene, scholastische Gelehrsamkeit gehoben wurden, charakterisirt. Er veranstaltete 1733 eine verbesserte Ausgabe in 7 Oktavbänden, welche 1740 mit neuen Noten und Abänderungen in zweiter Auflage erschien. Shakspeare fiel nun in die Hände des Sir Thomas Hamner, der sich besser für den Beruf eines kritischen Forschers eignete, als Pope und Theobald. Die Früchte seiner Arbeiten legte er in einer prächtigen Ausgabe Shakspeare's nieder, welche 1744 in 6 Quartbänden zu Oxford gedruckt wurde. Sein Nachfolger in dem Streben nach dem unerreichbaren Ziele war Warburton. Diesem gelehrten Manne verdankt man mehr die Aufdeckung der Fehler seiner Vorgänger, als

die Aufhellung und Reinigung dessen, was in Shakspeare's Dramen noch dunkel und zweifelhaft schien. Aus Warburtons Händen ging nun Shakspeare in die des berühmten Johnson über, der es für eine Gesellschaft Londoner Buchhändler, gegen ein Honorar von 480 Pfund Sterling (etwa 3300 Thaler) übernahm, eine neue Ausgabe vorzubereiten, die an kritischem Gehalt alle früheren überwiegt. Seine Ausgabe erschien 1765 in acht Oktavbänden. Im folgenden Jahre trat George Steevens mit einer Ausgabe von 20 Dramen in 4 Oktavbänden in die Reihe von Shakspeare's Commentatoren, und bald glänzte er unter den Trabanten des strahlenden Gestirns als einer der ersten Größe. Später, 1770 verband sich Steevens mit Johnson, und veranstaltete mit ihm gemeinschaftlich 1773 eine vollständige, sehr verbesserte Ausgabe unsers Dichters, in zehn Oktavbänden. Sie erlebte 1778 die zweite Auflage, und die dritte, welche 1785 erschien, ward von dem gelehrten Isaak Reed durchgesehen und berichtigt. 1769 war Capell mit seiner Ausgabe in zwölf Oktavbänden hervorgetreten, und 1784 Ayscough. Bell's Ausgabe von 20. Oktavb. erschien 1788. Zwei Jahre später schickte Malone seine Ausgabe in 10 Oktavb. ins Publikum, und erwarb durch die darin dargelegten Beweise gründlicher Kritik und tiefen Forschungsgeistes bedeutenden Ruhm. Auf Malone's Ausgabe folgte die von Rann, in 6 Oktavb., und 1793 trat wiederum Steevens mit der Frucht mehrjähriger Arbeiten in einer neuen, von ihm allein verbesserten Edition Shakspeare's auf. Sie erschien zuerst in 16 Oktavb., und erlebte bereits 1813, in 21 Bänden, die sechste Auflage. Steevens selbst war unterdessen (1807) gestorben, und der letzterwähnte Abdruck ward von William Harris, jetzt Bibliothekar bei dem königl. Institute der Wissenschaften und Künste in London, geleitet. Malone hatte mit unermüdetem Fleiße an der Verbesserung seiner Ausgabe bis an seinem Tode (1812) gearbeitet. Boswell ordnete die hinterlassenen Materialien, und von ihm erschien 1821 die Malonesche Edition in 21 Oktavb., in einer Gestalt, die ihr von vielen Kritikern selbst den Vorzug vor der Reedschen verschaffte. In neuester Zeit hat sich Alexander Chalmers mit Ruhm und Auszeichnung als Herausgeber des Dichters geltend gemacht. Der erste Versuch, Shakspeare in das Deutsche zu übertragen, ist uns in einer rhythmischen Uebersetzung des Julius Cäsar, welche 1740 in Berlin heraus kam, aufbewahrt. Sie war nicht geeignet, das deutsche Publikum für den brittischen Dichter zu gewinnen. So verflossen ein paar Jahrzehende, ehe es Jemanden einfiel, an jenem ersten Uebersetzungsversuche fortzubilden, bis endlich der große Lessing 1750 in seinen berliner Literaturbriefen, den Shakspeare, gleich einem flammenden Schwerte in der Hand, gegen den verkehrten Geschmack seiner Zeit zu Felde zog, und die Nebelwolken des Vorurtheils vertheilte, welche Deutschland so lange verhindert hatten, die Herrlichkeit des Britten zu erkennen. Lessings durchdringende Stimme verschaffte ihm bald einen würdigen Uebersetzer. Es war Wieland. Dieser begann seine Arbeit 1762. Die kalte Aufnahme, die Wieland für seine Uebersetzung gefunden, hat diesen inzwischen so entmuthiget, daß er auf die Vollendung des begonnenen Werkes für immer verzichtete. Ihm ward jedoch bald ein wackerer Vertreter in Eschenburg, der seine prosaische Uebersetzung 1782 in 13 Oktavb. vollendete. Zugleich mit Eschenburg lieferte J. M. R. Lenz eine Probe seines Talents, Shakspeare'n zu übertragen, indem er eine Uebersetzung des Lustspiels „die vergebliche Liebesmühe" herausgab. Sie fand aber keine aufmunternde Aufnahme, und so blieb es bei dem Versuche. Schröder, der große dramatische Künstler, trug sehr viel dazu bei, Shakspeare'n auf die Bühne zu verpflanzen, und Othello, Macbeth, Hamlet, König Lear, und einige andere Tragödien fanden den rauschendsten Beifall, ungeachtet sie dem Publikum in

einem dürftig zugeschnittenen, hie und da auch verschnittenen, Gewande anschaulich gemacht wurden. Verdiente Aufnahme fand die 1797 angefangene, aber noch unvollendete Uebersetzung Shakspeare's, von unserm trefflichen A. W. Schlegel. Unendlich mehr, als durch seine Uebersetzung, hat er durch seine dramaturgischen Vorlesungen dazu beigetragen, den Begriff wahrer Erkenntniß und Würdigung Shakspeare's unter seinen Landsleuten zu mehren. Das Bestreben Schiller's, Bürger's, Tieck's, Dippold's, Krauße's, Falk's, Keßlers ꝛc. zur allgemeinen Verbreitung näherer Bekanntschaft mit dem großen Britten beschränkt sich auf einzelne Schauspiele. Reicher als irgend eine frühere Epoche ist die Gegenwart an Bestrebungen, die Bekanntschaft mit Shakspeare durch Uebersetzungen in unserm Vaterlande zu vervielfältigen und zu erleichtern. Seit 1810 hat der unsterbliche Voß, mit seinen Söhnen, eine Uebertragung Shakspeare's begonnen, die noch thätig fortgesetzt wird. — Neue Uebersetzungen erschienen oder sollen erscheinen von Benda bei Göschen in Leipzig, in Ronneburg bei Schumann, und Ludwig Tieck hat es unternommen, behufs einer bei Reimer in Berlin erscheinenden Taschenausgabe, die Schlegelsche Uebersetzung zu vollenden.

Sheffield, eine schön gebaute englische Stadt in der Grafschaft York, liegt auf einem Hügel an der Sheafmündung in den schiffbaren Don, hat an den Seiten mit breiten Steinen gepflasterte Straßen, 3 Kirchen, 7200 Häuser und 36.000 Einwohner. Sheffield ist vornehmlich wegen seiner Stahlfabriken berühmt, deren Waaren sich durch ihre Wohlfeilheit und Güte auszeichnen; sie verbreiten sich mehrere Meilen über die Stadt aus. Das Wasser des Don setzt zur Fabrikation des Eisens und Stahls eine große Anzahl von Schleifwerken, Schmieden und Walzwerken in Bewegung. Andere schöne Arbeiten werden durch Dampfmaschinen sehr wohlfeil betrieben, da in der Nähe beträchtliche Steinkohlengruben sind. Das zu verarbeitende Eisen kommt meist aus Schweden. In Verfertigung von Schneideinstrumenten, als: Messer, das Stück zu 2 ½ Penny bis zu 8 Guineen in 500 verschiedenen Mustern; Sägen, Feilen, Scheren, Lanzetten, Sensen, Sicheln ꝛc. behauptet Sheffield vor allen brittischen Fabrikörtern den Vorzug. Ferner liefert es: Spaten, Schaufeln, allerlei Waaren von gegossenem Eisen, Ambosse, Zinnblech, alles was zur Besetzung eines Kamins gehört, auch vortreffliche, auf Kupfer plattirte Waaren in 1000 Artikeln; außerdem beschäftigen sich viele mit Verfertigung von optischen Instrumenten, die sehr gesucht werden. Ferner gibt es hier mehrere Fabriken in Kämmen, eine berühmte Hornfärberei, zwei Stückgießereien, eine große Eisenhütte, Bleiweis- und Mennigfabriken, eine baumw. Garnspinnerei, Pferdehaarzeugfabrik, eine Schneidemühle ꝛc.

Shenstone (William), ein ausgezeichneter englischer Dichter, geboren 1714 zu Hales Owen in Shropsshire, war der Sohn eines Landedelmanns. Er gewann solchen Geschmack am Lesen, daß er in seiner Kindheit alle Bücher, die man ihm reichte, gleichsam verschlang. In einem Alter von 10 Jahren verlor er seinen Vater. Nach und nach der Obhut verschiedner seiner Verwandten anvertraut, trat er 1732 in's Pembroke-Kollegium zu Oxford. 1733 gab er ohne seinen Namen eine kleine Sammlung vermischter Aufsätze heraus, lebte bald zu London, bald zu Bath. Während dieser Zeit verfertigte er seine beiden Gedichte: das Urtheil des Herkules uud seine Schulmeisterin. Als er 1735 zum vollen Besitz seines väterlichen Vermögens kam, folgte er seinem Wunsche nach literarischer Muße und ländlicher Zurückgezogenheit, und ließ sich auf seinem Gute nieder. Durch seine Verschönerungssucht stürzte er sich in Schulden und Sorgen, und diese beschleunigten seinen Tod. Er starb 1763. Sein Freund Dodsley gab seine poetische und prosaische Werke 1764 in 2 Bd. heraus. 1769 folgte

noch ein 3. Band, der Shenstone's Briefe enthält. Seine Gedichte, Elegien, Pastorale, Oden, Lieder, Balladen, Tändeleien, Inschriften ꝛc. enthaltend, zeichnen sich aus durch Eleganz, durch melodischen Versbau und Zartheit des Gefühls. In seinen prosaischen Schriften herrscht eine gesunde Urtheilskraft und ein geläuterter Geschmack.

Sheridan (Richard Brinsley), zweiter Sohn des Thomas Sheridan, welcher sich als Schauspieler und Verfasser eines engl. Wörterbuchs über die Aussprache berühmt gemacht hat. Seine Mutter war gleichfalls eine geistreiche und treffliche Frau. Richard ward 1751 zu Dublin geboren, und in seinem 7. Jahre einem Verwandten der Mistreß Sheridan, Samuel Whyte, mit seinem Bruder Carl zur Erziehung übergeben. Die Mutter sagte zu dem Erzieher: Bisher war ich ihre Lehrerin, und sie haben meine Geduld hinreichend geübt; denn zwei so undurchdringliche Dickköpfel sind mir noch nicht vorgekommen. 1768 kam Richard in die Schule zu Harrow; er machte hier geringe Fortschritte, bis der Lehrer Dr. Samuel Parr die verborgenen Anlagen des Knaben entdeckte und sie zu wecken beschloß. 1769 ward er in Middle Temple, eine Rechtsschule in London aufgenommen. Doch blieb er auch hier hinter den Erwartungen zurück. Er lernte die Dem. Lindley, eine Lieblingssängerin auf dem Theater von Drurylane, kennen, verliebte sich in sie, und schlug sich zweimal mit seinen Nebenbuhlern, die er besiegte. Die Duelle erwarben ihm die Liebe der Dame und sie heiratheten sich. Sheridan wollte nicht, daß seine Frau auf dem Theater ferner erschiene, wenn gleich ihr vortheilhafte Anträge gemacht wurden, und Sheridan der Heirath wegen sich in großer Verlegenheit befand 1775 erschien sein erstes Lustspiel, die Nebenbuhler; es fiel aber unverdienter Weise auf dem Theater von Coventgarden durch. Sein folgendes Stück war die Posse Sanct Patrickstag oder der projektirende Lieutenant. Im folgenden Jahr kam seine Hofmeisterin, eine komische Oper, auf die Bühne, und fand einen außerordentlichen Beifall. Um diese Zeit kaufte er in Verbindung mit Dr. Ford und Lindley Garricks Antheil am Theater für 30.000 Pf. St. Er brachte jetzt die Komödie: die Lustreise nach Scarborough auf die Bühne, der bald die Lästerschule folgte. Sie kann kühn mit den besten englischen Stücken um den Preis werben. Hierauf folgte ein musikalisches Stück, das Lager, und darauf ein Zwischenspiel, der Kritiker. 1780 ward Sheridan zum Parlamentsgliede für Stafford gewählt. Seine ersten Reden machten wenig Eindruck. Ich fühle, sagte Sheridan, daß es in mir steckt, und bei Gott, es soll heraus. Im Parlamente saß er auf der Seite der Opposition, und ward, als sein Freund Fox die bekannte Uebereinkunft mit North schloß, Untersekretär. Als aber bald darauf Foxens indische Bill im Unterhause durchfiel, mußten beide dem berühmten Pitt weichen, und Sheridan verlor die Stelle des Sekretärs der Schatzkammer. Von dieser Zeit an zogen seine Parlamentsreden die Augen von ganz England auf sich. Mit seinem Freunde Burke klagte er den General-Gouverneur von Ostindien, Warren Hastings (s. d. Art.) an. Seine Reden bei dieser Gelegenheit verdienen mit Recht alle Bewunderung. Während der franz. Revolution, als diese ihren Blutweg ging, zerfiel er mit seinem alten Freunde Burke, der sich von der Opposition trennte, und dem Sheridan manche beleidigende Kränkungen seiner Grundsätze wegen in öffentlicher Sitzung zufügte. Er warf ihm ein revolutionäres Streben nach Popularität durch Clubbs vor; aber Sheridan zeigte wahren Patriotismus, als sich die Seeleute empörten, und als die Gemeinden zur Vertheidigung des Königreiches aufgerufen wurden. In dem Streite über die Regentschaft und die Grenzen ihrer Macht während der Geisteskrankheit des Königs, sprach er eifrig für den Prinzen von Wales, und bekämpfte mit seinen

furchtbaren Waffen den Minister Pitt. 1792 heirathete er Miß Ogle, und als nach Pitts Tode aus den Oppositionsgliedern das Ministerium gebildet wurde, ward er Schatzmeister des Seewesens. Nach dieser Auflösung erhielt er durch die Verwendung des Prinzen von Wales das Sine-Cure-Amt eines Obereinnehmers des Herzogthums Cornwallis mit 2000 Pf. St. jährlichen Gehalts. Bis an seinen Tod blieb er Mitdirektor von Drurylane; doch traf ihn durch die Einäscherung des Theaters ein harter Schlag. Sheridan hätte reich werden können, wenn er nur einige Ordnung in seine Geschäfte gebracht hätte; aber sein großer Hang zum Trunke, der sich im Alter noch vermehrte, und seine sorglose Lebensweise brachte ihn in kummerwährende Bedrängnisse. Er machte Schulden über Schulden, und suchte auf jegliche Weise Geld zu bekommen. Auf seinem Todtenbette hatten seine Gläubiger einen Verhaftsbefehl gegen ihn ausgewirkt, der aber nicht vollzogen wurde. Seine zweite Ehe war auch nicht glücklich. Er starb 1816. Seine übrigen belletristischen Schriften sind von keiner Bedeutung. Sein Leben hat Watkin beschrieben. London 1817.

Sheriff, in England der Landrichter oder Richter einer Grafschaft (Shire); es gibt deren so viele als Shire's in England; nur Middlesexshire hat 2, indem einer bloß für London bestimmt ist. Nachdem die alte Grafenwürde eingegangen war, sind die Sheriffs, ehemals zweite Beamte der Gaue (Vice-Comites), in ihre Stelle eingerückt. Sie waren, so lange der alte Graf (Comes, von den Romanen zuweilen Count genannt) vom König erwählt wurde, Beamte der Gaugemeinde, nachher ist ihre Ernennung an den König übergegangen. Doch werden sie eigentlich nicht von ihm frei ernannt; man hält sogar einen solchen vom König aus eigner Wahl bestellten Sheriff (Pocket-Sheriff) für unrechtmäßig, sondern alle Jahre werden von dem Großkanzler und einigen andern Staatsbeamten die Candidaten vorgeschlagen. Das Amt des Sheriffs ist ohne Besoldung und mit bedeutendem Aufwande verknüpft, daher Niemand schuldig ist, es in vier Jahren zweimal zu übernehmen. Außerdem zieht die ungesetzliche Weigerung harte Strafen nach sich. Der Sheriff ist jetzt der erste Beamte der Grafschaft, ob wohl er dem Lord-Lieutenant (den seit Carl II. ernannten Anführer der Landmiliz, welches gewöhnlich der in der Grafschaft am meisten begüterte Lord ist) am Range nachsteht. Der Sheriff ist Landrichter der Grafschaft, obgleich die zwei unter seinem Vorsitz sonst gehaltenen Gerichte, das Grafschaftsgerichte (County Court) für bürgerliche Rechtssachen und die Sheriffsumreise (Sheriffs Turn) für Strafsachen jetzt außer Gebrauch gekommen sind. Er hat die oberste vollziehende Macht in der Grafschaft, an ihn ergehen alle höhere Befehle (zu den Parlamentswahlen, alle gerichtliche Befehle u. a.), er bietet den Landsturm (Posse Comitatus) auf, ist oberster Friedenshalter, läßt die Störer verhaften, entbietet die Schöffen zum Dienst in den Assisen, darf sich aber nicht in den Gang der Gerechtigkeit dabei mischen, als Ankläger oder durch Anträge an die Richter; er läßt die Urtheile vollstrecken. Als des Königs Amtmann muß er dessen Recht in der Grafschaft (auch Oberamt, Baliwick genannt) wahrnehmen, Strafgelder und andere Gefälle einziehen, herrenlose verfallene Güter in Besitz nehmen. Er kann sich zu dieser Obliegenheit Amtswesen (Unter-Sheriffs), bestellen, für die Kreise der Grafschaft ernennt er Amtleute (Bailiffs), muß aber für dieselben haften.

Shetlands-Inseln, eine Gruppe von 46 größern und 40 kleinern Inseln, die zur Viehzucht gebraucht werden, und 30 unwirthbaren Klippen, zur schottischen Stewartry Orkneys gehörig. Das Innere derselben ist gebirgig, sumpfig und nackt, aber die mit vielen Buchten und Häfen versehenen Küsten fruchtbar. Ein kurzer Sommer, ein nasser nebliger Herbst und ein 6 Mo-

nate dauernder Winter mit vielem Regen und Stürmen (wo dann die See so sehr wüthet, daß kein fremdes Schiff in irgend einen Hafen kommen kann, und die Insulaner oft in 5 bis 6 Monaten gar nichts von der übrigen Welt erfahren) sind die Jahrszeiten; selten ist ein Frühling. Die Nacht wird häufig durch Nordlichter erleuchtet. Der längste Tag ist hier 19 Stunden 15 Minuten und der kürzeste 4 Stunden 45 Minuten lang. Die Produkte sind: starkes Rindvieh, viele Schafe mit weicher, feiner Wolle, kleine aber dauerhafte Pferde, Schweine, Robben, Fischottern, Eidergänse, sehr viele Fluß- und Seefische, besonders Heringe (denn in dieser Meergegend ist der stärkste Heringefang), Gerste, Hafer, Kartoffeln erst in neuerer Zeit, Wacholder (sonst kein Baum und Strauch), Kupfer, Eisen, Asbest, Speckstein, Granaten, Walkererde, Mergel, Kalk- und Sandsteine, Torf ꝛc. Die Einwohner, 23.000 in 12 Kirchspielen, reden norsisch und sind Protestanten. Sie verfertigen verschiedene Wollenwaaren, beschäftigen sich auch mit Vögel-, Seehunds- und Heringsfang, Viehzucht ꝛc., und führen aus: Butter, Felle von Robben, Thran, Daunen, Fische und wollene Strümpfe. Der Haupthandel geht nach Leith, London, Hamburg, Spanien und den Häfen des mittelländischen Meeres. Die Inseln gehören seit 1742 der Familie Dundas. Die wichtigste Insel ist Shetland oder Mainland, hat mit der Hauptstadt Lerwik 12 — 13.000 Einw. Die nördlichste heißt Unst, hat große Höhlen in den Felsen an den Küsten, und 2200 Einw. — Neusüdshetland, s. Südpolarländer.

Shire, d. i. Grafschaft, heißen in England die Provinzen, in welche das Land getheilt ist. Man findet daher dieses Wort oft hinter eigenen Namen, als Lincolnshire u. dgl. dadurch anzuzeigen, daß nicht von der Stadt, sondern von der Provinz dieses Namens die Rede sey.

Siam, bei den Eingebornen Menang-Thai (Land der freien Leute), einst das mächtigste Reich Hinterindiens, in dessen Mitte 116°—121° O. L. und 7°—17° N. Br. liegend, vom Birmanenstaat, dem Kaiserthum Anam, dem siamischen Meerbusen und Malakka begrenzt, enthält gegenwärtig einen Flächenraum von 3800 Q. M. mit $1\frac{3}{4}$ Mill. Einw. Die zuverlässige Geschichte Siams beginnt erst mit dem Jahre 1547, indem damals mehrere benachbarte Völker in dasselbe einfielen, wobei 30.000 Einwohner umgekommen seyn sollen. Der König von Siam schlug, von den Portugiesen unterstützt, die feindlichen Völker, und ertheilte jenen auf 3 Jahr Freiheit von allen Abgaben und Erlaubniß, das Christenthum in seinem Reich predigen zu lassen. Unruhen in Siams Innern veranlaßten die Peguaner, sich 1568 dieses Königreichs zu bemächtigen. Pramerit machte sich um 1600 von der peguanischen Zinsbarkeit wieder frei und unterwarf sich Camboja, Lanjang und andre Länder, von denen 1615 mehrere wieder abfielen. Sein Stamm ward 1627—1629 von dem Thronräuber Chan Pasatong ausgerottet. Chan Naraja, König von Siam, begünstigte die Missionärs, welche 1663 in sein Reich gekommen waren, das Evangelium zu verkündigen. Vorzüglich ward er durch seinen Vezier Konst. Falkon, einen Griechen, für die Franzosen gestimmt, und ließ den König Ludwig den Vierzehnten durch eine prächtige Gesandtschaft begrüßen. Als er aber hierauf den Franzosen 1687 Bancot, den Schlüssel des Reichs, und Mergui einräumte, so ließ der Mandarin Opra Petcheratchas (Petroaria, Pitrarcha oder Pitra Schah) alle königlichen Prinzen und Franzosen ermorden, und bestieg 1689 selbst den Thron. Seine Nachkommen regierten bis 1767, wo das durch Thronfolgestreitigkeiten geschwächte Reich von den Birmanen erobert, und die königliche Familie weggeführt wurde. Zwar vertrieben die Siamer unter Phaja Thai's Anführung die Birmanen; aber in dem Kriege eines seiner Nachfolger mit dem Birmanenkaiser Minderagi wurde wieder ein Theil des Reichs jenseit des Siam-

flusses mit dem Birmanenstaate vereinigt. — Das Innere des Landes ist völlig unbekannt. Nur längs dem großen Fluß Menam und seinen Kanälen ist das Land sehr angebaut und bevölkert; jenseit dieses Strichs ist es trotz der herrlichsten Natur nur eine weite, gefürchtete Wildniß. Es ist von 3 Seiten mit Bergen umgeben, und hat ein heißes Klima mit 2 Jahrzeiten und ungesunde Luft, aber üppige Vegetation. Es hat Gold, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, farbige Diamanten, Magnete, Aloe- und Adlerholz (mit dem köstlichen Räucherwerk Calambak), Reis, Getreide, Obst, Kaffee, Zucker (wovon 80.000 Pikuls ausgeführt werden), Pfeffer (von chines. Kolonisten angebaut, 60.000 Pikuls werden ausgeführt), Rosenholz, Tabak, Baumwolle, Zimmt, Bambus, Teakholz, Tunkinholz (woraus Papier gemacht wird), Firniß- und Sapan- oder Farbehölzer, Hausthiere, Tiger, weiße Elephanten ꝛc. Die Siamer sind mongolischer Abstammung, unter mittler Größe, aber wohlgestaltet und sehr reinlich. Reis ist die Hauptnahrung. Sie haben technische Geschicklichkeit, Neigung zur Dicht- und Tonkunst, wenige wissenschaftliche Kenntnisse; denn sie haben viel Apathie, und der bürgerliche Zustand ist schlimmer, als die Leibeigenschaft. Es gibt dort nur 2 Klassen, Sklaven des Königs, die bloß für ihn arbeiten, und sogenannte Freie, die aber auch 6 Monate für den König arbeiten müssen. Die Religion des Buddha (hier Sommona-Kadom genannt) herrscht mit manchen Abänderungen; außer ihm verehren die Siamer, wie die Birmanen, mehrere höhere Wesen. Die Talapoins (Tschaocu, Priester) sind in mehrere Classen getheilt; sie haben Klöster; auch gibt es Nonnen. Vornehme Personen werden zur Auszeichnung mit scharlachrothen Tüchern erstickt, und mit Keulen von wohlriechendem Holze erschlagen. Der Haupthandel ist mit China, Cochinchina und Camboja, auch nach Batavia, den europäischen Häfen in der Meerenge von Malakka und dem englischen Indien. An der Westküste sind die Häfen Sungora, Ligor und Bandon; der Haupthafen, nur Fahrzeugen unter 250 Tonnen zugänglich, ist Bangkok; an der Ostküste Chanti-Lum, zu dem Fremde nicht gelassen werden. — Die Regierungsverfassung ist völlig despotisch; seit dem 20. Juli 1824 ist Kroma Chiatt König. Die Thronfolge geht gesetzmäßig auf den ältesten Sohn der rechtmäßigen Gemahlin über. Das Reichssiegel ist ein fliegender Drache. Die Einkünfte sollen nach Loubère, $1\frac{1}{2}$ Mill. Tikals (Gulden) betragen. Im Nothfall kann der König an 60.000 Mann aufbringen, mit 3—4000 Elephanten. Seine Seemacht besteht aus mehrern Galeeren. Das Land wird in Ober- und Unterstam getheilt. In jenem ist die Hauptstadt Si-yo-thi-ya (Schudia) auf einer großen Insel im Menam mit 120.000 Einw.; alle Häuser stehen auf starken Bambuspfälen; der Pallast des Königs umfaßt $1\frac{1}{2}$ M., hat 3 Ringmauern, mehrere Höfe und Gärten; 200 Tempel. Aus allen indischen Häfen kommen hier beständig Schiffe mit allen Gattungen von Waaren an.

Sibirien, der unermeßliche nördliche Theil von Asien, welcher von russischen Provinzen, dem nördlichen Eismeere, dem östlichen Ozean, dem chinesischen Reiche und einem Theile der freien Tatarei umschlossen wird, und auf über 211.000 Q. M. nur etwa 1.600.000 Einw. enthält, welche bei weitem zum größten Theile in den südlichen Gegenden wohnen. Das Klima Sibiriens ist durchgehends strenge, selbst in den südlicheren Theilen gefriert das Queckstlber oft im Winter in freier Luft, und selbst im Sommer haut der Erdboden nur etwa 5 Fuß tief auf. Dennoch kann der Ackerbau noch bis zum 60 Grad, jedoch mit unsicherm Erfolge betrieben werden. Baumfrüchte aber gedeihen nirgends in Sibirien. Uber den 60° hinaus hört aller Ackerbau auf, das Land ist eine ungeheure, mit Moos, Morast und verkrüppeltem Gesträuch bedeckte Einöde, worin nur einige elende Nomaden von Fischen und Rennthieren leben. Der südliche Theil ist mit

überflüssigen Waldungen bedeckt, und in einigen Gegenden, besonders um den Baikalsee, von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Dagegen hat Sibirien einen großen Reichthum an Fischen und an wilden und zahmen Thieren. Die des köstlichen Pelzwerks wegen vorzüglich gejagten Thiere sind: der Zobel, das Hermelin, verschiedene Arten Füchse, wovon die schwarzen und blauen die kostbarsten sind, das Eichhörnchen, der Bär, der Wolf, der Luchs und der Biber. Außerdem gibt es noch viel Rehe, Hirsche, Rennthiere, Elenthiere, wilde Schafe oder Argali, wilde Ziegen u. a. Die tributpflichtigen Nomaden bezahlen ihre Abgaben in Pelzwerken, aber die edleren Sorten werden immer seltener. Ferner hat Sibirien einen ausgezeichneten Reichthum an Mineralien; Gold, Silber, Kupfer und Eisen werden hier in vorzüglicher Güte und Menge gefunden, so auch einige Edelsteine und sehr großblättriger Glimmer, welcher zu Fensterscheiben benutzt wird. An den Ufern der großen Ströme, des Ob, des Jenisei, der Lena, der Indigirka wird viel fossiles Elfenbein gefunden. Die Bewohner sind theils Tataren, welche einst in diesen Gegenden herrschten, theils Russen, welche sich nach und nach zum Theil freiwillig hier angesiedelt haben, zum Theil auch hierher verwiesen worden. — Außer den beiden Hauptnationen, Tataren und Russen, enthält Sibirien noch eine große Zahl kleiner, meist nomadisirender Volksstämme. Mehreres s. im Art. Rußland. — Sibirien ward zuerst 1577 von Jermak, dem Anführer von etwa 6000 empörten donischen Kosacken, entdeckt und ein Theil davon erobert; weil er aber die Unmöglichkeit fühlte, sich mit seiner geringen Mannschaft zu behaupten, so unterwarf er sich dem russischen Zepter, worauf von 1583 — 98 die Eroberung begann, die Herrschaft der Tataren vernichtet ward, und die Russen sich nach und nach in den Besitz des ganzen Landes setzten. Nach den neuesten Bestimmungen wird Sibirien in 2 Hauptverwaltungen, eine westliche und eine östliche, eingetheilt. Die westliche enthält die Gouvernements Tobolsk, Tomsk und die Provinz Omsk; die östliche zerfällt in die Gouvernements Irkutsk, Jenisejsk, die Provinz Jakutzk und die Küstenverwaltungen Ochotzk und Kamtschatka. Der westliche Theil zählt auf ungefähr 85.000 Q. M. an 800.000 Einw., oder noch nicht 10 Menschen auf die Q. M. Der Hauptort ist Tobolsk (s. d. Art.). Der östliche Theil hat auf 126.400 Q. M. 430.000 Einw., oder nicht viel über 3 Menschen auf die Q. M. und die Hauptstadt Irkutsk (s. d. Art.).

Sibyllen (von σιος in aeol. Mundart Gott und βουλη Anspruch), begeisterte Seherinnen des Alterthums, die in heiliger (oder hysterischer) Verzückung die Zukunft verkündigten. Mythische Sagen weisen auf einen Ursprung derselben aus dem Orient hin. Dunkel übrigens, wie ihre Aussprüche, ist auch ihre Geschichte; sie hängt innig mit dem Orakelglauben der alten Welt zusammen. War doch selbst die delphische Pythia nichts anders, als eine jener Sibyllen! Sie erscheinen unter verschiedenen Namen und an verschiedenen Orten, in Asien und in Libyen, auf griechischem Boden. In Griechenland schmolzen sie mit den helikonischen Quellennymphen, den Musen (s. d. A.), zusammen, die von Thrazien abstammend, in immer nähere Verbindung mit dem Gott zu Delphi traten, und jeden Dichter zum Vates machten. Ihre Weissagung, die in Böotien, dem fruchtbarsten Prophetenlande, eine poetische Ausbildung erhielten, wurden gesammelt und standen als heilige Orakelsprüche oft viele Jahrhunderte lang in Ansehen. Allbekannt ist die Sammlung der kumäischen oder kumanischen Sibylle, die entweder von dieser selbst oder, nach Andern, von einer ungenannten Alten dem ältern Tarquinius (die gewöhnliche Sage, selbst Dionys von Halikarnaß, verwechselte damit den letzten Tarquin) zum Verkaufe angeboten wurde. Eben so bekannt ist

es, wie sie von den 9 Büchern, die 6 ersten, weil ihre hohe Forderung Weigerung fand, verbrannte und nun die drei letztern für den gleich anfangs geforderten Preis verkaufte. Diese Orakel, die wir unter dem Namen der sibyllinischen Bücher kennen, genossen in Rom lange Zeit hindurch eines geheiligten Ansehens, bis sie bei einem Brande des capitolinischen Tempels, wo sie aufbewahrt wurden, verloren gingen. Sie wurden durch andere aus italienischen und griechischen Städten zusammengebrachte sibyllinische Sprüche ersetzt, die nun mit gleichem Ansehn in den Händen staatskluger Männer, selbst nach Cicero's Zeugnisse, Werkzeuge senatorischer Gewalt wurden. Obgleich die vorhandenen Sammlungen wegen Beimischung untergeschobener Stücke mehrere Male (unter Sulla, Nero, Julian und Stilicho) vernichtet wurden, so entstanden doch immer wieder neue, deren Sprüche man doch noch im 5ten Jahrh. n. Chr. gläubig (z. B. unter den Anhängern des Chiliasmus) aber auch staatsklug zu deuten versuchte. Vrgl. übrigens die schöne Stelle bei Virg. Aen. 3, 444. Mit Thorlacius Untersuchungen über die sibyll. Bücher, muß man die Geschichte der sibyll. Bücher in der Vorrede des Bibliothekars Angelo Maio zu dem von ihm zuerst aus einer Handschr. der ambrosian. Bibl. herausgegebenen Sibyllae liber XIV. (Mediolani 1817) verbinden. — Sibyllisten waren gebildete Christen im Anfange des 2ten Jahrh., welche ihre Ahnungen von der Zukunft so aussprachen, als wenn sie aus dem Munde der Sibyllen kämen. Sie trugen ihre dichterischen Gefühle bald in Hymnen, bald in trefflichen Gnomen, bald in Orakeln von der Zukunft in den Versammlungen der Christen vor. Die zur Erbauung der asiatischen Christen gemachte Sammlung derselben erhielt den Namen sibyllinische Bücher oder Orakel. Die Verf. haben sich nach Homer, Hesiod und den Gnomikern gebildet. Als Quellen der Geschichte der Dogmen, und als geistvolle Schilderungen von den sittlichen Wirkungen des Christenthums, dienen jene Orakel zur Erläuterung der Geschichte der christlichen Alterthümer.

Sicard (Abbé Roche Ambroise), würdiger Nachfolger des Abbé de l'Epée (s. d. Art.), geb. zu Fousseret bei Toulouse 1742, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde darauf Generalvikar von Condom, Canonikus zu Bordeaux und Mitglied der Akademie und des Museums dieser Stadt, wo er eine Anstalt für Taubstumme bildete. Da er sich 1789 in dem Augenblicke in Paris befand, wo der Abbé de l'Epée mit Tode abging, erhielt er dessen Stelle, und weihte von dieser Zeit an sein ganzes Leben der Unterweisung seiner Zöglinge mit dem rühmlichsten Eifer. So große Dienste der Abbé Sicard aber auch der Menschheit leistete, so wenig konnten diese doch von ihm die revolutionären Verfolgungen abwenden. Er wurde nach dem 10. Aug. 1792 eingekerkert, und entging nur mit großer Mühe dem Gemetzel des 2. Sept. Nachdem er seine Freiheit wieder erhalten hatte, widmete er sich seiner Anstalt mit demselben Eifer wie zuvor, bis zur Revolution des 18. Frukditors J5 (1797), wo er als Redakteur der Annales catholiques nach Guyenne deportirt werden sollte. Er rettete sich durch die Flucht, und hielt sich bis zur Revolution des 18. Brumaire hie und da verborgen; allein von dieser Zeit an vervollkommnete er das System seines Vorgängers mit rastlosem Eifer. Der König von Schweden beehrte ihn 1815 mit dem Wasaorden. Er starb zu Paris den 9. Mai 1822. Von seinen vielen Schriften erwähnen wir seiner Elemens de grammaire générale appliques à la langue franç. (Paris 1799. 2 Thle.). Auch über seine Methode beim Unterricht der Taubstummen sind mehrere vortreffliche Werke und Denkschriften von ihm erschienen. Sein ausgezeichnetster Zögling ist der taubstummgeborne J. Massieu in Paris, dessen Fähigkeiten in Erstaunen setzen.

Sicherheits- oder Aufenthaltscharten sind die Bescheinigungen, welche in großen Städten den unverdächtigen Fremden, die nicht bloß durchreisen, von der Polizei zu ihrer Legitimation ertheilt werden. In der furchtbaren Periode der Revolution führte man solche in Frankreich zuerst ein, um dadurch zu verhindern, daß keine dem damaligen Systeme abgeneigte Personen aus ihrer Gemeinde sich weder ins Ausland, noch in insurkirte Departements begeben und dort die Waffen wider die Republik führen gonnten. Die gefürchtete französische Sicherheitspolizei ist folglich die Mutter dieses Instituts, welches die Republik, in der es zuerst geübt wurde, überlebt hat, aber auswärts Adoption fand. Ihren Nutzen haben die Sicherheitscharten zur Beobachtung von Fremden, welche etwa im Auslande des Staats oder der Privaten Ruhe zu beeinträchtigen und sich deßhalb unvermerkt einzuschleichen suchen. Nur ist zu bedauern, daß der genommene Paß oft ein Vehikel geworden ist, schädliche Individuen mit Manier wegzuschicken, und daß man auch gegen durchaus ungefährliche Menschen den Verdacht oft zu weit ausdehnt.

Sicheres Geleit, s. Salvus Conductus.

Sicilianische Vesper. Carl von Anjou hatte sich unter Begünstigung des Papstes Clemens des Vierten in Besitz von Neapel und Sicilien gesetzt. Der unglückliche Conradin (s. d. Art.) war (29. Okt. 1260) auf dem Blutgerüste gestorben. Aber der übermüthige Carl herrschte mit eisernem Scepter. Die Bedrückungen der Franzosen nahmen mit jedem Tage zu. Die Verfolgungen, welche sie über eine Menge von Leuten als angeblichen Anhängern Conradins ergehen ließen, wurden am drückendsten in Sicilien, das durch französische Statthalter regiert ward. Johann von Procida, ein unternehmender Mann, ward der Retter dieser Unterdrückten und der Zerstörer dieser Unterdrücker. Er war aus einer angesehenen Familie in Salerno, Besitzer der Insel Procida und kein Arzt, sondern nur, wie viele Andere seiner Zeit, in der Arzneikunde erfahren. Als ein Anhänger Conradins hatte er zwar nicht seine Güter vor den räuberischen Händen der Franzosen, wohl aber sein Leben retten können durch die Flucht an den aragonischen Hof. Hier gütig aufgenommen, reifte sein Entschluß, durch den Umsturz der französischen Herrschaft seine alte Treue gegen die Hohenstaufen und seine neue Liebe gegen seinen Wohlthäter zu bewähren. Er ging heimlich nach Sicilien, entdeckte sich mehrern Mißvergnügten und fand über seine Erwartung sehr viele Anhänger. Um sich zu gleicher Zeit der Unterstützung andrer Mächte zu versichern, reisete er als Barfüßermönch verkleidet nach Konstantinopel zu dem griechischen Kaiser, der mit der Absicht Carls von Anjou, ihm sein von den Lateinern wiedereerobertes Reich von Neuem zu entreißen, nicht unbekannt, diesen gern in seinen eignen Staaten beschäftigt sah. Der Kaiser gab Hülfsgelder. Peter von Aragonien, durch Johann von Procida aufgemuntert, bekam Muth zu dieser Unternehmung. Er fing wirklich an, eine Flotte auszurüsten, und da er vorgab, damit gegen die Ungläubigen in Afrika kreuzen zu wollen, so erhielt er Geldbeiträge dazu vom König von Frankreich, und, wie man sagt, sogar von Carln von Anjou selbst. — Ein Zufall entzündete die angelegten Minen ohne Procida's Zuthun, und früher, als dieser es gewollt hatte. Am dritten Ostertage 1282, Nachmittags, als die Bürger von Palermo in zahlreichen Haufen vor den Thoren versammelt waren, sich mit allerlei Nationalspielen zu ergötzen, mischten sich die Franzosen auch unter sie und veranlaßten allerlei Händel. Als nun die Vesperglocke die frommen Christen in die Stadt und zur Kirche rief und die Straßen von Menschen wimmelten, erlaubte sich ein unverschämter Franzose, Namens Droubet, gegen eine junge Sicilianerin, die gleichfalls zur Vesper ging, grobe Unanständigkeiten,

unter dem Vorwande, er wolle untersuchen, ob sie nicht, gegen das Verbot, Waffen bei sich führe. Der Vater und der Mann dieser Frau sprangen entrüstet hinzu, alle Vorübergehende nahmen Antheil an der Beleidigung, Drouhet ward erstochen, und in dem Augenblick sah man tausend verborgene Dolche entblößt, tausend Augen nach Rachopfern herumschauend. Der Schritt war einmal gethan, in wenig Minuten war das Morden allgemein. Statt der Vesper erfolgte ein Blutbad, in welchem alles was französisch hieß, niedergemacht wurde. Kein Einziger fand Gnade, selbst die Franzosenkinder nicht; man spürte so lange in allen Winkeln der Häuser herum, bis man jede französische Spur in ganz Palermo vertilgt zu haben glaubte. Wie eine Feuersbrunst im Sturm verbreitete sich rasch der Aufstand durch die ganze Insel. In Catanea kamen allein achttausend Franzosen ums Leben. Um sie zu erkennen, ließ man jeden Unbekannten das Wort Ciceri aussprechen, welches den Franzosen, die nur für ihre Sprache ein Organ haben, unmöglich war. In Taormina, wohin sich Viele geflüchtet hatten, ging es eben so; in Messina wurden dreitausend Franzosen zusammt dem Vicekönig ermordet. Ein schreckliches Todtenopfer für die Manen Conradins und Friedrichs von Baden! Carl von Anjou befand sich eben beim Papste, als er die entsetzliche Nachricht erfuhr. Er biß vor Wuth in seinen Stockknopf und schwur den Sicilianern fürchterliche Rache. Der Papst sandte eine Bannbulle nach der andern hinüber; aber man lachte dieses Blendwerks. Johann von Procida blieb noch immer thätig für Petern von Aragonien, der von den Sicilianern zum Könige erwählt ward und mit einer Flotte anrückte, mit der er Carls Seemacht fast zu Grunde richtete. Die Franzosen konnten nicht wieder emporkommen. Carl von Anjou starb 1285, und Sicilien blieb für sein Haus verloren.

Sicilien, die größte Insel des mittelländischen Meeres, welche uns Stolberg, Münter, Bartels, Graß u. A. so trefflich geschildert haben, liegt an der Südspitze Italiens, durch die halbe M. breite Meerenge Faro di Messina — worin der im Alterthum berüchtigte Strudel Charybdis (s. d. Art.), dem der eben so gefürchtete Felsen Scylla (jetzt Sciglio) gegenüber liegt — von Kalabrien getrennt, hieß im höchsten Alterthum Sicania, später Sicilia, von ihrer dreieckigen Gestalt auch wohl Trinacria, und enthält einen Flächenraum von 587 Q. M. Die ganze Insel wird von zwei zum Theil dürren Gebirgsketten durchschnitten, so daß es nur wenige größere Ebenen gibt; der berühmteste und höchste Berg ist der Aetna (s. d. Art.) oder der Mont Gibello. Seine öftern Ausbrüche so wie die häufigen Erdbeben, denen Sicilien ausgesetzt ist, haben bisweilen (vorzüglich 1693, 1783 und 1818) große Verwüstungen angerichtet. Die drei Spitzen der Insel bilden das Cabo Pe oro, Bono und Passaro. Das Klima ist sehr warm, aber gesund; die durch das Meer abgekühlte Luft wird nur durch den Sirocco aus Afrika gefährlich. Sicilien war einst die Kornkammer des röm. Reichs; Florus nannte es Deliciae generis humani. Jetzt hat die Insel nur wenig Ueberfluß an Produkten, bringt aber, trotz des elenden Anbaus, noch immer viel Getreide, besonders vortrefflichen Weizen und eine Fülle der edelsten Früchte hervor: feurige Weine (die berühmtesten bei Syrakus), Oel, Reiß, Südfrüchte, Dattelpalmen, Safran, Zucker, Baumwolle, Seide, Honig, ꝛc. Das Vieh ist von vorzüglicher Güte. Die mineralischen Schätze der Berge bestehen in edlen und unedlen Metallen, edlen Steinen, Marmor, Alabaster, Steinsalz und viele Schwefel. Das Meer liefert viel Salz, schöne Korallen, Thunfische und Sardellen. Kein Land in Europa ist durch fehlerhafte politische Einrichtungen so sehr herabgesunken, als Sicilien. Hier, wo einst mächtige Republiken herrschten, welche das Meer mit ihren Flotten bedeckten,

und ihre Städte mit den herrlichsten Kunstwerken schmückten, lebt jetzt eine elende schwache und arme Bevölkerung von 1.700.000 Seelen in 45 königl. Städten (mit wenigen Ausnahmen höchst elend und verfallen), 352 Flecken ꝛc. Der Nationalcharakter der Sicilianer ist äußerst heftig und rachsüchtig; und was die öffentliche Sicherheit betrifft, so ist die Polizei noch immer so kraftlos, daß die Regierung noch vor einigen Jahren sogar mit Räuberhauptleuten zur Zerstörung anderer Banden Verträge abschließen mußte. Trotz ihrer angebornen Fähigkeiten und der herrlichen Vegetation ihres Bodens sind die Sicilianer doch arm, weil es an Manufakturen und Fabriken fast gänzlich fehlt; nur in den vorzüglichsten Städten findet man deren in Seide, Gold, Silber, Papier ꝛc. Indessen haben die Engländer auf Siciliens technische Kultur entschiedenen Einfluß gehabt, die auch noch jetzt einen bedeutenden Theil des Handels besitzen. Die gewöhnlichen Ausfuhrartikel sind mit starken Zöllen belegt und hindern so das Emporkommen des Handels. Die meisten Güter sind in den Händen der zahlreichen Geistlichkeit (2 Erzbischöfe, 7 Bischöfe, über 400 Klöster) und des Adels (239 Familien unter den verschiedenen Titeln von Fürsten, Herzogen, Marchesen, Grafen und Baronnen. Auch zehren eine Menge Advokaten an dem Mark des Landes. — Sicilien erhielt seine ersten Einwohner von dem festen Lande Italiens. Phönizier, Griechen und Carthager legten hier Colonien an. Die ganze Insel war in verschiedene Freistaaten vertheilt, unter denen Syracusa der reichste und mächtigste war, so wie der berühmteste in der ältern Geschichte wegen seiner Regenten (Gelo, Agathokles, Hiero), seiner Kriege und der hohen Kultur der Wissenschaften. Nächst Syrakus waren Agrigentum (jetzt Girgenti) und Zancle oder Messana (jetzt Messina) historisch merkwürdig. Sicilien fiel durch den ersten punischen Krieg den Römern in die Hände, welche bald auch Syrakus besiegten und die Insel zur Provinz machten. Einige sehr bedeutende Sklavenaufstände abgerechnet, blieb Sicilien im ruhigen Besitz der Römer bis zum gänzlichen Verfall ihres Reiches, wo im 5ten Jahrhundert die Vandalen unter Genserich es eroberten. Belisar, der Feldherr Justinians, entriß es im 6ten den Vandalen und die griechischen Kaiser beherrschten es, bis im 9ten die Sarazenen von Afrika aus sich der Insel bemächtigten. Diese wurden 1072 von Roger, dem tapfern Sohne des Normannen Tankred, besiegt, welcher die Insel als Königreich beherrschte, und selbst 1098 vom Papste die höchste geistliche Macht auf derselben verliehen erhielt. Er vereinigte die Insel 1102 mit Neapel, unter dem Namen des Königreichs beider Sicilien. S. d. Art. Italien, Ferdinand IV., Neapel und Sicilien (Königreich beider). Seit dem 11. Oktob. 1817 ist Sicilien in 7 Intendanturen eingetheilt: 1) Palermo (mit der Hauptst. gl. Nam.); 2) Messina; 3) Catania (s. d. bes. A.); 4) Girgenti (Stadt gl. Nam. 11.000 Einw.; 5) Siragossa; 6) Trapani; 7) Calatani Fetta. Außerdem besteht noch die geographische Eintheilung in Val di Mazzara, di Demona und Val di Noto. Zu Sicilien gehören noch die kleinen Liparischen Inseln (s. d. Art.) mit 18.000 Einw., die Argadischen Inseln mit 12.000 Einw. und Pantalaria, Mariamoni und Lampaduſa um Sicilien herum.

Sicilien (Königreich beider), in geographischer und geschichtlicher Hinsicht bis 1820, s. d. Art. Neapel und Sicilien. Es umfaßt diese beiden Königreiche, ist 2079 Q. M. groß und zählt 6.890.000 Einw. in 676 Städten, 2884 Marktflecken und Dörfern. Nach der Bekanntmachung des Königs Ferdinand d. Vierten vom 9. Dez. 1816 macht das Reich nicht mehr zwei, sondern nur ein Staat aus, welcher in Sicilien diesseit und Sicilien jenseit der Meerenge zerfällt. Wir geben hier in gedrängter Kürze die Geschichte der in beiden Ländern 1820 ausgebrochenen Revolution, und

dann die Statistik des Reichs. Die Schlafsucht und die Vorurtheile der herrschenden spanischen Ritterschaft des vorigen Jahrhunderts; die ewig merkwürdige französische, und aus ihr hervorgegangene europäische Revolution; die unerhörte Schreckensanarchie von 1799; der Despotismus der habsüchtigen Franzosen, und endlich die unbeschränkte Ministerialgewalt der letzten fünf Jahre, hatten in Neapel dergestalt die Gemüther veruneinigt, daß es in jeder Familie verschiedene Parteien gab, und der häusliche Friede von politischen Feindseligkeiten vergiftet wurde. (S. d. A. Carbonari.) Ein Theil der Anführer des Heeres und der Großen und Gebildeten des Reiches waren schon längst mit der Verwaltung des östreichischen Generals Grafen Nugent, welchen der König an die Spitze der Militärangelegenheiten in Neapel gestellt hatte, und mit der Leitung des Staates durch die Minister Medici und Tommasi, besonders aber mit der drückenden Grundsteuer (Fondaria), welche 35 vom Hundert des Ertrages verschlang, nicht zufrieden. In der Nacht vom 1 — 2. Juli 1820 brachen die Truppen von Nola, meistens Reiterei, geleitet von dem Lieutenant Morelli, nach Avellino auf, wo sich der Oberstlieutenant de Concilii ihnen anschloß, und gingen von da nach Salerno. Mit ihnen verband sich der General Pepe (ehemals Murats Adjutant), welcher am 6. Juli aus Neapel mit zwei Regimentern zog. In der Nacht vom 5 — 6. Juli ward auf einem Linienschiffe großer Staatsrath gehalten, wo der General Nugent und der Minister Medici dem Könige riethen, mit seiner Familie nach Triest zu segeln, von da mit einem Hülfsheere zurück zu kehren, und die alte Ordnung der Dinge aufrecht zu erhalten. Aber der König blieb in Neapel; der General Nugent mußte es aber verlassen. Dem allgemein ausgesprochenen Verlangen nach einer Verfassung kam (6. Juli) der König mit der Erklärung entgegen, daß er binnen acht Tagen eine geben wollte. Allein dieser Aufschub schien dem Heere und dessen Anführern zu lang. Sie sandten mehrere Deputationen an den König, und schlugen ihm die Constitution der spanischen Cortes vor, wobei sie dem Könige zur Unterzeichnung nur 24 Stunden zugestehen wollten. Da erschien am Mittage des 6. Juli ein königliches Rescript an den Kronprinzen Franz, den Herzog von Calabrien, in welchem er demselben sämmtliche Regierungsrechte übertrug, und ihn zu seinem Stellvertreter (mit dem Beisatze: alter ego) mit unbedingter Vollmacht ernannte. Darauf erließ (7. Juli) der Kronprinz, als Generalstatthaltrr des Reiches, eine Proclamation, in welcher er, im Namen und in Vollmacht des Königs, aussprach, daß die Constitution der spanischen Cortes die Constitution des Königreiches beider Sicilien seyn solle. Am 7. Juli erschien eine zweite Proclamation, worin der König auf Treue und königliches Wort versprach, die Constitution, wie sie, der spanischen gemäß, mit etwanigen Modificationen des künftigen Generalparlaments, bereits zugesichert worden wäre, zu befolgen. Nach diesen Zusicherungen des Königs rückte am 9. July Pepe an der Spitze des constitutionellen Heeres in voller Ordnung in Neapel ein. Durchgehends herrschte Ruhe. Das Heer führte die dreifarbige Cocarde (roth, schwarz und blau), welche der Prinz-Statthalter ebenfalls trug. Das Ministerium ward verändert, Pepe zum Obergenerale des neapolitanischen Heeres ernannt, ein Sicherheitsausschuß für die Stadt Neapel errichtet, und die provisorische Junta (9. Jul.) gebildet, welche, so wie der König, der Prinz-Statthalter, und der Prinz von Salerno (der zweite Sohn des Königs) der einzuführenden Constitution (13. Jul.) den Eid der Treue schworen. In Beziehung auf das angenommene constitutionelle System berief der Prinz-Statthalter das Parlament zum 1. Oct. zusammen, und kündigte die Wahlen dazu an. Es sollten nämlich 98 Vertreter der Nation und 32 Ersatzmänner derselben sich versammeln, wovon 74 Deputirte mit 24 Ersatzmännern auf Neapel

und 24 Deputirte mit 8 Ersatzmännern auf Sicilien gerechnet wurden. Durch Decrete des Prinzen (29. Jul.) wurden die Specialobergerichtshöfe, die Militaircommissionen und alle, diesen Ausnahme-Gerichtshöfen vorgeschriebenen, außerordentlichen Formen des Verfahrens aufgehoben. Die Preßfreiheit ward ausgesprochen; die Censoren wurden abgeschafft. Während diese große politische Veränderung des innern Staatslebens in Neapel ohne Stürme erfolgte, bewirkte die Nachricht von derselben zu Palermo (16. Jul.) einen bedeutenden Volksaufstand, verbunden mit blutigen Scenen. Dort führte der brittische General Church den Oberbefehl der Truppen, und der General Naselli war königlicher Statthalter von Sicilien. Beide mußten sich, bei dem Aufstande des Volkes (17. Jul.) flüchten; die gegen das Volk befehligten Truppen wurden überwältigt; das Volk bemächtigte sich des Arsenals, die Gefangenen und Verbrecher wurden befreit, die Archive brannten nieder. Es erschien hierauf eine Deputation von sechs Personen aus den drei Ständen des sicilischen Parlaments in Neapel, und der Prinz-Statthalter ernannte den General Fürsten di Scaletta zum Generalgouverneur von Sicilien. — Mit der Nachricht von der politischen Veränderung in Neapel reisete der Fürst Cariati nach Wien, wo er aber nur vor dem Fürsten Metternich, nicht vor dem Kaiser selbst erschien. Vielmehr ward ein bedeutendes östreichisches Truppencorps unter Frimonts Befehlen nach Italien beordert, und Oestreich machte, bei der Mittheilung dieser Vorgänge, den auswärtigen und deutschen Höfen die Eröffnung: „daß der Kaiser von Oestreich sich als den natürlichen Beschützer der Reiche in Italien betrachte, und den Entschluß gefaßt habe, zur Sicherheit der allgemeinen Ruhe in der italienischen Halbinsel und der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten derselben, Truppen dahin marschiren zu lassen." Unter diesen Verhältnissen erhielt der, nach Wien an die Stelle des zurückberufenen Fürsten Ruffo neu ernannte, neapolitanische Gesandte, der Herzog de Gallo, bei seiner Ankunft in Klagenfurt, (28. Aug.) den kaiserlichen Befehl, seine Reise nicht fortzusetzen, so wie dem nach Petersburg bestimmten Fürsten Cimitile in Wien die weitere Reise durch den russischen Gesandten am Wiener Hofe untersagt ward. Dagegen geschah die förmliche Eröffnung des Parlaments am 1. October, in welcher Sitzung der König den Eid auf die Verfassung ablegte, worauf der General Wilhelm Pepe den Oberbefehl über das Heer niederlegte. Doch ward derselbe (13. Oct.) vom König zum Generalinspector der Nationalgarde der Stadt Neapel und der neuerrichteten Milizenregimenter ernannt. Die Verhandlungen des Parlaments betrafen die für Neapel nöthigen Veränderungen in der spanischen Verfassung, die Bildung eines Staatsraths aus 24, nach den Provinzen gewählten, und ihre Würde lebenslänglich bekleidenden Personen, den Entwurf eines Budgets, und die Deckung der Nationalschuld. Darauf erschienen (7. Dec.) die Gesandten von Rußland, England und Preußen, und die Geschäftsträger von Oestreich und Frankreich in einer Audienz bei dem Könige Ferdinand, in welcher sie demselben eigenhändige Briefe der Regenten von Oestreich, Rußland und Preußen überreichten, worin er zu ihnen nach Laybach eingeladet ward. Der König berieth sich mit dem Prinzen-Reichsverweser und seinen fünf Ministern, und ließ dem Parlamente durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine Botschaft vorlegen, in welcher er seine Abreise nach Laybach aussprach. Während seiner Abwesenheit leitete der Herzog von Calabrien die öffentlichen Angelegenheiten, der (18. Dec.) seinen Eid als Reichsverweser im Parlament ablegte. Das Parlament hob (18. Dec.) alle Majorate im ganzen Umfange des Reiches, und im Königreich Sicilien alle Lehnsrechte, ohne Entschädigung, und ohne Rücksicht auf Verjährung, so wie alle Leistungen zu den bischöflichen Tischen, und alle Hazardspiele auf. Nachdem die vollendete neue Verfassung beider

Sicilien im Parlamente niedergelegt und angenommen worden war, wurden die Sitzungen desselben am 31. Jan. 1821 geschlossen. Die Kaiser von Oestreich und Rußland und die Diplomaten der drei Mächte versammelten sich nach Beendigung des Congresses zu Troppau in der ersten Woche des Jan. 1821 zu Laybach, wo auch (8. Jan.) der König beider Sicilien eintraf. Die Monarchen eröffneten demselben, daß es ihr reiflich überdachter und fester Entschluß sey, die dem Königreiche Neapel von einer unbefugten und unbevollmächtigten Partei durch augenscheinliche und frevelhafte Gewalt aufgedrungene, mit der Sicherheit der benachbarten Staaten und der Aufrechthaltung des Friedens in Europa unverträgliche, Verfassung in Neapel nicht bestehen zu lassen; daß, wenn nicht dem gegenwärtigen Zustande der Dinge durch freiwillige Verzichtleistung von Seiten derer, die sich im Besitze der Herrschaft befinden, ein Ziel gesetzt würde, die Waffengewalt ins Mittel treten müsse; daß, sobald auf einem oder dem andern Wege dieses Hinderniß des Friedens für Neapel und für Italien verschwinde, ihr Geschäft beendigt sey; daß sie dann dem Könige allein überlassen würden, mit Zuziehung der rechtlichsten und einsichtvollsten Männer seines Landes, die Kraft und den Bestand seiner Regierung für die Zukunft auf eine gerechte, wohlgeordnete, dem bleibenden Interesse der beiden, unter seinem Zepter vereinigten, Völker genugthuende Verfassung zu gründen, und zugleich allen benachbarten Staaten eine hinreichende Bürgschaft ihrer Sicherheit und Ruhe zu gewähren. In Neapel trat, nach der Auflösung des Parlaments am 31. Januar, die permanente Deputation desselben, unter Gualdi's Vorsitze, am 1. Februar zusammen. Dieser theilte (8. Febr.) der Prinz-Regent durch den einstweiligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Pignatelli, ein Schreiben seines Vaters aus Laybach vom 28. Januar mit, in welchem dieser den Prinzen von den Ansichten und dem Willen der Congreßmächte benachrichtigte. Nach dieser Mittheilung beschloß der Regent, Herzog von Calabrien, daß, nach der Verfassung alle Maßregeln zur Rettung des Staats zu ergreifen wären. Gleichzeitig wurden die Kriegsrüstungen vom Parlamente beschlossen und vom Regenten genehmigt. Das außerordentliche Parlament, welches am 9. Febr. versammelt worden, lösete sich am 28. Febr. auf; das neue ordentliche trat am 1. März zusammen. Dagegen erließ der Oberbefehlshaber des östreichischen Heeres von Frimont aus Padua (4. Febr.) eine Proclamation an sein, nach Neapel vordringendes, Heer, dem der Papst freien Durchzug durch den Kirchenstaat verstattete. Ein Aufruf Ferdinand des Vierten aus Laybach (23. Febr.) forderte die Land- und Seemacht Neapels auf, die Truppen seiner Verbündeten als Freunde anzusehen und zu empfangen. Das Heer von Neapel bestand aus zwei Abtheilungen, von welchen die erste, größtentheils aus Milizen bestehend, der General Wilhelm Pepe, die zweite der Herzog de la Rocca-Romana befehligte. Allein der General Pepe, der (7. März) aus seiner Stellung zwischen Civita Ducale und Aquila gegen Rieti mit 10.000 Mann vorrückte, ward von den Oestreichern unter Wallmoden geschlagen, und seine Truppen zerstreuten sich auf dem Rückwege in großer Unordnung. Eben so siegten die Oestreicher in den Engpässen von Abruzzo, wodurch das feste Lager von Mignano umgangen ward, in welchem die Generale Carascosa und Filangieri standen. Die Minister der drei Congreßmächte verließen Neapel; der brittische und französische blieben, und erklärten sich für neutral. Der König Ferdinand reisete von Laybach in Begleitung der Minister der großen Continental-Mächte nach Florenz. Nach mehrern stürmischen Auftritten im Parlamente, veranlaßt durch die Nachrichten von dem ungünstigen Erfolge des begangenen Kampfes, beschloß (12. März) das Parlament, den Regenten zu ersuchen, daß er dem Könige dessen Unterwerfung melden, und bitten möchte, eine Unterhandlung zu eröffnen.

Mit diesem Auftrage reisete General Fardella nach Florenz zu dem Könige. Allein die Oestreicher drangen so rasch vor, daß (20. März) der General Ambrosio mit ihnen eine Convention abschloß, nach welcher sie am 23. März Neapel besetzen sollten. Pepe, Minichini und andere Theilnehmer an der Revolution schifften sich nach Spanien ein. Die Oestreicher besetzten (24. März) die Hauptstadt. Das Parlament ward aufgehoben, und den Mitgliedern angedeutet, in ihre Heimath sich zu begeben. Die neapolitanischen Truppen, bis auf die Garde, mußten Neapel verlassen und wurden aufgehoben. Später ward ein neues Heer gebildet. In Neapel ward eine einstweilige Regierung, unter dem Vorsitze des Marquis Circello, aus acht Mitgliedern gebildet, welche alle Beamte wieder ersetzte, die vor dem 6. Juli 1820 angestellt gewesen waren. Die Einwohner mußten alle Gewehre bei Todesstrafe abliefern; alle öffentlichen Schulen, selbst die Universität und die Militärschulen, so wie alle Pensionsanstalten wurden geschlossen, weil sich geheime Verbindungen eingeschlichen hätten: Verhaftsbefehle wurden erlassen, und Preise von 1000 Ducaten auf die Ergreifung von Morelli, de Concilii, Minichini, Silvati u. A. gesetzt; zugleich ward alles, was zwischen dem 5. Juli 1820 und dem 23. März 1821 geschehen war, für null und nichtig erklärt. Durch königliches Decret vom 12. April wurden vier Junten gebildet zur Untersuchung des Betragens aller Weltpriester, Klostergeistlichen, öffentlichen Beamten und Pensionisten jeden Grades und jeder Beschaffenheit. Die Todesstrafe ward über alle Carbonari, und alle Mitglieder anderer geheimen Gesellschaften ausgesprochen, die auf den Umsturz der öffentlichen Ordnung abzweckten. Ein östreichisches Heer hielt Neapel besetzt, und 6000 Oestreicher schifften sich nach Sicilien ein. Der König kehrte am 15. Mai nach Neapel zurück. Er erließ (26. Mai) ein Decret wegen einer neuen Regierungsform. Es sollte ein Staatsrath aus sechs Staatsministern ohne Departement gebildet werden, in welchem die Staatssekretaire, oder Directoren mit Portefeuille und Unterschrift, dem Könige über die, ihre Departemente betreffende, Geschäfte Bericht erstatten, und in welchem Rathe der König, oder der Herzog von Calabrien, oder ein Minister den Vorsitz führen sollten. Die Verwaltung Siciliens ward von der von Neapel getrennt. Unter dem Namen: Consulta di Stato sollten zwei Staatskörper bestehen; der eine, wenigstens aus 30 Mitgliedern, für Neapel; der andere zu Palermo, aus wenigstens 18 Mitgliedern, für Sicilien. Der Zweck und die Befugnisse dieser Staatsversammlungen wurden dahin bestimmt: ihr Gutachten über alle, im Staatsrathe vorgeschlagene, Gesetzentwürfe und Generalordnungen, so wie über die bereits untersuchten Einnahme- und Ausgabe-Projecte, über die Verwaltung und Tilgung der öffentlichen Schulden, und über die Entäußerung, Vertauschung u. s. w. in Begriff der Kammer- und Staatsgüter zu geben. — In jeder Provinz sollte ein Provinzialrath die Summe der directen Auflagen unter die einzelnen Gemeinden vertheilen, und über andere Gegenstände berathschlagen, welche das Innere der Provinz oder die öffentlichen und wohlthätigen Einrichtungen beträfen. Die Mitglieder des Provinzialrathes würde der König auf zwei Jahre jedesmal aus den bedeutendsten Grundeigenthümern jeder Provinz ernennen; auch sollte, weil der König den Gemeinden die Verwaltung ihres Vermögens anvertrauen wollte, ein Gesetz über die Gemeindeverwaltung gegeben werden. Am 2. Juny erließ der König ein Amnestiedecret mit Ausnahme Pepe's, Minichini's, de Concilii, Caraffosa u. A. Die Jesuiten wurden hergestellt und mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts beauftragt. Die Bischöfe traten wieder in den unbeschränkten Besitz der geistlichen Gerichtsbarkeit; die Klöster durften unbeschränkt Novizen und Professe annehmen; die Verbindungen mit dem päpstlichen Stuhle wurden hergestellt. Am 18. Nov. 1821 ward

von Oestreich, Rußland und Preußen mit Neapel ein Vertrag über die dreijährige Besetzung beider Sicilien durch die Oestreicher abgeschlossen. Eine in Palermo entdeckte Verschwörung, welche eine neue sicilianische Vesper zur Absicht hatte, und am 12. Jan. 1822, bei der Geburtstagsfeier des Königs ausbrechen sollte, ward durch die Hinrichtung von neun Verschwornen (31. Jan.) gehindert und geahndet. Angeblich hatte man in Sicilien die Verfassung Nordamerika's proklamiren wollen. — Das über Morelli und Silvati ausgesprochene Todesurtheil ward an ihnen (12. Sept. 1822) zu Neapel vollzogen. Die übrigen 28 zum Tode verurtheilten Officiere wurden vom Könige so begnadigt, daß sie theils in lebenslänglichen, theils in dreißigjährigen Kerker gebracht werden sollten. Dreizehn Unterofficiere wurden zu achtzehnjähriger Kettenstrafe verurtheilt; auch sprach (24. Jan. 1823) ein Specialgericht zu Neapel das Todesurtheil aus über die abwesenden Generale Pepe und Carascosa, über Minichini, de Concilii u. A. Nach dem Tode des Königs Ferdinand des Ersten (4. Januar 1825) folgte ihm sein Sohn Franz I. auf dem Thron beider Sicilien. — Die Regierungsverfassung des Reichs beider Sicilien ist monarchisch. Der König muß katholischer Religion seyn. Der Thron ist erblich in männlicher und weiblicher Linie. Zur Volljährigkeit ist das 16. Jahr erforderlich. Der König besteigt den Thron, ohne einer Krönung zu bedürfen. In Neapel gibt es 7 Reichserzämter: Reichsconnetabel, Reichsgiusticiere, Reichsgroßkämmerer, Großalmirante mit einem eigenen Tribunal, Großprotonotarius, Großkanzler mit dem Rechte, Doktoren zu creiren, Großseneschall; und eben so viel in Sicilien. Das Königreich hat folgende Ritterorden: 1) der von Joseph Buonaparte am 24. Febr. 1808 gestiftete Orden beider Sicilien mit 3 Klassen, den der König mit einigen Veränderungen beibehielt. 2) Der constantinische Orden, den der König als Erbe des Hauses Farnese vertheilt. 3) Der Orden des heil. Januar, vom König Karl (nachher Karl der Dritte von Spanien) am 6. Juli 1738 gestiftet. 4) Der Orden des heil. Ferdinand und des Verdienstes, vom vorigen König am 1. April. 1800 gestiftet. Das Ministerium bilden die Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, der Polizei, des Innern, der Justiz, des Kriegs, der Marine, des Cultus. Unter dem Ministerium des Innern steht nach der Verordnung vom 23. Nov. 1818 der Generalintendant der Archive, die alles aufbewahren, was für den öffentlichen Gebrauch, die vaterländische Geschichte, den Staat und Privatpersonen nützlich seyn kann. In Neapel ist das Hauptarchiv und in jeder Provinz ein besonderes; auch werden die Reichsarchive zu Cava, Monte cassino und Monte vergine beibehalten. — Nach dem Dekret vom 26. Mai 1821 sind im Juni 1824 in Thätigkeit getreten die 2 Staatsconsulten, 1 für die Länder diesseit der Meerenge und 1 für Sicilien, die, wenn gemeinsame Angelegenheiten zu verhandeln sind, eine Generalconsulta bilden; sie haben 24 Mitglieder (16 aus den Ländern diesseit der Meerenge und 8 aus Sicilien) und ihren Sitz am Orte der königl. Residenz. Die Polizei hat nach ihrer neuen Organisation im Okt. 1821 4 Departements für die Provinzen und eben so viel für die Hauptstadt. Nach dem Edikt über die Ausübung der Justiz in den Staaten diesseit der Meerenge vom 29. Mai 1817 soll die Civil- und Criminaljustiz ausgeübt werden von Friedensrichtern (conciliatori), Kreisrichtern, Civil- und Handelstribunälen, und großen Civil- und Criminalgerichtshöfen, denen allen ein oberster Justizhof vorgesetzt ist. Das öffentliche Verfahren und die Geschwornen sind als schädlich und der Erwartung geradezu widersprechend abgeschafft. In jeder Gemeinde wird ein jährlich gewählter Friedensrichter bestellt. In jeder Hauptstadt einer Provinz wird ein Civiltribunal bestellt. In jeder Provinz ist ein großer Criminalgerichtshof, der alle Criminalsachen in erster und einziger

Instanz entscheidet, und von dem nur Recurs an den obersten Justizhof Statt findet. Dagegen sind nur 4 große Civilgerichtshöfe zu Neapel, Aquila, Trani und Catanzaro. An sie gehen die Appellationen von den Civil- und Handelstribunalen, auch entscheiden sie deren Gerichtsbarkeitsstreitigkeiten und die persönlichen Klagen gegen Kreis- und Tribunalrichter. Von ihnen findet der Recurs an den obersten Justizhof Statt. Dieser hat seinen Sitz zu Neapel. Nach dem Befehl des Königs vom Sept. 1817 werden sämtliche Entscheidungen des obersten Gerichtshofs durch den Druck bekannt gemacht. Der neue am 1. Sept. 1819 bekannt gemachte Gesetzcodex besteht aus einem Civilgesetzbuch, einer Civilgerichtsordnung, einem Criminalgesetzbuch, einer Criminalgerichtsordnung, einem Handelsgesetzbuch und einer Handelsgerichtsordnung. In jeder der 7 Intendanturen worein die Insel Sicilien zerfällt, ist ein Provinzialrath, der aus 1 Intendanten, 1 Generalsecretair, 1 Intendanturrath und 1 Intendantursecretariat besteht. Dem Intendanten sind die Communen, die öffentlichen Einrichtungen, die hohe Polizei, die Rekrutirung des Heeres und alle Zweige der Civilverwaltung anvertraut. Der Generalsecretair ist der Hauptmitarbeiter des Intendanten und der Chef des Archivs und Intendantursecretariats. Der Intendanturrath ist Richter der bei der Verwaltung vorkommenden Streitigkeiten, aber nur eine berathende Behörde, und gehorcht dem Intendanten, der auch den Vorsitz führt. In jedem Kreis ist ein Unterintendant, der auch ein Secretariat und einen Districtualrath hat. Jeder Kreisrath versammelt sich einmal im Jahre; seine Sitzungen dauern nur 14 Tage. Nach ihrem Schluß versammelt sich der Provinzialrath auch einmal im Jahre, der seine Sitzungen in 20 Tägen beendigen muß. Neapel wird in 15 Provinzen, 42 Bezirke, 466 Circondari und 2520 Gemeinden getheilt. An der Spitze der Provinzen stehen Governadori, der Bezirke Untergovernadori, der Circondari Regenten und der Gemeinde Podesta. Die Gemeinden besorgen die Verwaltung ihrer Communalangelegenheiten selbst, doch mit Vorbehaltung der Staatsoberaufsicht. Die Staatseinkünfte Neapels betrugen für 1823 23. Mill. Ducati, die Ausgaben 24 Mill., ohne die Summe für den Unterhalt des östreich. Occupationsheeres, die jährlich 5 Mill. Duc. betrug; doch ist in diesem Jahre durch die letzte Anleihe dafür gesorgt. Die Grundsteuer Neapels betrug für 1818 6.150.000 Ducaten. Die Krongüter sind gleich den übrigen taxirt, mit Ausnahme des nicht productiven Theils, nämlich der königl. Parks und Lustörter. Die Staatsschuld betrug 1820 28.400.000 Duc., wovon die Zinsen 1.420.000 Duc. ausmachten. 1822 machte die Regierung bei dem londner Banquier Rothschild eine Anleihe von 20 Mill. Duc. (80 Mill. Franken), so wie 1824 eine andere von 2.500.000 Pf. Sterl. Die Staatseinkünfte der Insel Sicilien betrugen nach dem Budget für 1820 1.637.332 Unzen (zu 3 Thlr. 10 Gr.), die Ausgaben 1.665.553. Die Geistlichkeit und der Adel bezahlen bestimmte niedrige Summen, der Bürger und Landmann aber eine beträchtliche Grundsteuer und ein Abfindungsquantum für das Tabaksmonopol, wozu noch die Zölle, Abgaben von der Getreideausfuhr, und der Einfuhr fremder Waaren kommen. Die sämmtlichen Abgaben sind in 18 Donationen (13 ordentliche und 5 außerordentliche) vertheilt; dazu tragen die Barone und Geistlichen, obgleich sie $^2/_3$ der Ländereien besitzen, $^1/_{18}$ der ordentlichen und $^1/_{10}$ der außerordentlichen bei. Die Abgaben auf Ein- und Ausfuhr gehören zu den Regalien, und werden von dem Tribunal des Patrimonium höchst willkürlich verwaltet, indem in jedem besondern Falle Specialbefehle ergehen. Die Landmacht besteht auf Sicilien aus etwa 10.000 Mann regulairen Truppen und 8000 M. Landmiliz. Nur wenige jüngere Söhne der edlen Häuser wählen den Kriegsdienst; daher besteht die ganze Armee aus der niedrigen Volksklasse mit schweizeri-

schen, griechischen und italienischen Abenteurern vermischt. Nur wenig militärischer Geist und Ehre herrscht hier. Die Kriegszucht ist in dem erbärmlichsten Zustande, und die Verpflegung der Truppen ist in den Händen von Contrahenten. Nach dem Decret vom 29. Juli 1822 wird in Neapel die Landmacht neu gebildet; die am tauglichsten befundenen alten Officiere und Beamten werden der neuen Armee einverleibt, die übrigen mit ⅓ des Soldes, den sie im Juni 1820 erhielten, pensionirt. Nach der Verordnung vom April 1823 geschehn die Recrutirungen durch freiwilliges Enrolement, Unternehmung neuer Dienstjahre und Aushebung. Die Dauer des Dienstes ist auf 6 Jahre bestimmt. Außer der königl. Gensd'armerie und der Hülfsgensd'armerie hat der König in seinen Staaten diesseit des Meeres im März 1823 ein Executionsheer von 1850 M. eingeführt, das in soviel Schwadronen eingetheilt ist, als Bezirke in jeder Provinz oder Distrikt sind. Die Festungen sind: Gaeta, Scilla, Amandea, Reggio, Brindisi, Manfredonia, Capua, Pescara. Die Seemacht zählte im Nov. 1820 in Neapel 1 Linienschiff, 3 Fregatten, 20 Briggs, 1 Corvette und 60 kleine bewaffnete Fahrzeuge, außerdem mehrere reparaturfähige und völlig unbrauchbare, so wie in Sicilien einige 90 größtentheils schadhafte Fahrzeuge in den Häfen von Neapel, Palermo, Messina und Trapani.

Sickingen (Franz von), Ritter, kaiserl. Rath und General, einer der ersten deutschen Helden, geb. 1481, widmete sich von Jugend auf dem Kriege, zog gegen Frankreich, und dann gegen die Unterdrücker der Unschuld und der Schwachen zu Felde, suchte den Despotismus der Fürsten und den Uebermuth der Geistlichkeit zu brechen, und hatte vielleicht eine Umwälzung des deutschen Reichs im Sinne, die aber unglücklich ablief. Die Gelehrten liebte und schätzte er, vertheidigte Reuchlin gegen die Kölner Mönche, nahm viele gute Köpfe, welche verfolgt wurden, gastfreundlich in seinem Schlosse Ehrenburg auf, und beförderte auf jede Weise die Reformation am Rhein. In einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen wurde er bei der Belagerung seines Schlosses Landstuhl zwischen Lautern und Zweibrücken verwundet, und starb 1523.

Sicyon, eine der ältesten und bedeutendsten Städte des Peloponnesus, in der Nähe von Corinth, in einiger Entfernung vom Meere, durch Maler und Bildhauer berühmt. Es bildete in den ältesten Zeiten mit seinen Umgebungen einen monarchischen, später einen demokratischen Staat, behauptete unter den Perserkriegen sowie in den folgenden Kämpfen seine Unabhängigkeit; aber in den Bürgerkriegen bald für bald gegen Athen Partei nehmend, mußte sie viel leiden. Sicyon war der Geburtsort des Aratus, welcher, nachdem er sein Vaterland von der Herrschaft eines Tyrannen befreit, die Sicyoner bewog, sich dem achäischen Bunde anzuschließen, als dessen Feldherr er eine Zeitlang glänzte. Später kam sie unter die Herrschaft der Römer.

Siderismus nennt man den magnetischen oder somnambulistischen Zustand, in welchen der Mensch nicht durch Manipulation (s. Magnetismus) des Magnetiseurs, sondern durch die Einwirkung von unorganischen Stoffen, als Elemente, Metalle und Mineralkörper, versetzt wird. Daher werden auch unorganische Körper, welche mit einem Menschen oder Kranken in eine solche Wechselwirkung treten können, siderische Substanzen genannt. Auf der Empfänglichkeit für sider. Einflüsse beruht die Rhabdomantie (s. d. Art.). Um diese, wenn gleich noch lange nicht über jeglichen Zweifel hinaus bewiesene Naturkraft auch zur Heilung von Krankheiten anzuwenden, erfand Mesmer zuerst das siderisch Baquet oder magnetische Behältniß, das aus siderischen und andern Körpern in einem gewissen Verhältnisse zu einander zusammengesetzt ist, und mit dem die Kranken durch Schnüre oder eiserne Leitungsstäbe in Verbindung gebracht

werden. Mehrere deutsche Aerzte, und unter ihnen besonders Kieser, haben dies Heilmittel vervollkommnet; der Letztere will mit ihm höchst merkwürdige Heilungen vollbracht haben, die aber noch sehr der Bestätigung bedürfen.

Siderographie, eine neuere Art, Bildwerke durch geschnittene Stahlplatten zu vervielfältigen. Charles Heath erfand sie 1820 in England und erhielt ein Patent darauf. Der Gebrauch der Eisen- und Stahl- statt der Kupferplatten zu diesem Zwecke ist schon alt. Heath erweicht die Stahlplatten, indem er ihnen den Kohlenstoff entzieht; auf die erweichte Platte wird nun das Bild gestochen, und dieselbe dann durch ein andres chem. Verfahren gehärtet. Jetzt wird einen ebenfalls seines Kohlenstoffes beraubter Stahlcylinder in eine Presse geschoben, und damit über die eingeschnittenen Figuren der wieder gehärteten Stahlplatte gefahren; wodurch sich das Bild dem Cylinder eindrückt. Durch eine schwingende Bewegung der Presse in der Peripherie des Cylinders bietet derselbe immer eine neue Oberfläche zur Aufnahme des ganzen Bildes dar. Jetzt wird der Cylinder wieder gehärtet, und mit demselben auf eine neue eben so zubereitete Stahlplatte das Bild der Originalplatte gedrückt. Da die Originalplatte immer bleibt, so können mehrere Cylinder als Matrizen darauf abgedruckt werden. Die Erfindung ist wichtig für die Kattun- und Kallikos-Druckereien. Man hat sich ihrer auch zum Drucke von Landkarten bedient.

Sidney (Algernon), ein ausgezeichneter englischer Staatsmann, des Grafen Robert v. Leicester Sohn, war 1621 geboren. In seinem elften Lebensjahre begleitete er seinen Vater nach Dänemark und 1635 an den franzöſ. Hof, wo er eine treffliche Erziehung erhielt. Beim Ausbruch der Revolution in Irland (1641) diente er als Offizier in dem Regimente seines, zum Oberstatthalter dieses Landes erhobenen Vaters, und that sich durch Tapferkeit in den Gefechten gegen die Rebellen hervor. Beim Ausbruch des Krieges, der 1643 zwischen dem Parlament und dem König Karl d. Ersten in England begann, ergriff er die Waffen für das erstere, und zeichnete sich als Kavallerieobrister, unter Fairfax Oberbefehl, mit seinem Bruder bei mehreren Gelegenheiten aus. Als sein Bruder 1646 Unterstatthalter und Kommandeur des Heeres in Irland wurde, begleitete er ihn dahin, und erhielt die Stelle eines Generallieutenants der Kavallerie und Gouverneurs zu Dublin. Doch bekleidete er nicht lange diese Würden; denn er wurde von dem Parlament abberufen, und zum Gouverneur von Dover erhoben. 1648 wurde Sidney Mitglied des zum Verhöre des unglücklichen Königs gebildeten Gerichtes, wohnte aber der Eröffnung des Todesurtheils nicht bei, sowie er auch den Befehl zur Vollziehung desselben nicht unterzeichnete; obgleich als ein eifriger Republikaner, die Hinrichtung Karls d. Ersten billigend. Aber empört über das Verfahren des Protektors Cromwell, zog er sich von dem Schauplatz des öffentlichen Wirkens in die Stille des Privatlebens nach Penthurst zurück, wo er vermuthlich sein Werk über die Regierung: Discourses concerning government etc. with his letters, trial, apology, and some memoirs of his life (London 1698, 1763 4.; Deutsch von Erhard, Lpz. 1794. 8.; und im Auszuge von Jakob, Halle 1795.) verfaßte. Die kräftige Darstellung, der Ideenreichthum, Eifer für Sicherstellung und Veredlung der engl. Verfassung, so wie die vielen anziehenden historischen Erörterungen, welche es enthält, sichern ihm einen bleibenden Werth. Bei der Wiedereinsetzung Karls d. Zweiten ging Sidney — eingedenk der Beleidigungen, welche er der königl. Partei zugefügt hatte, und höchst unwillig über die neue Ordnung der Dinge — 1660 freiwillig aus dem Reiche, und kehrte erst 1677 nach England zurück, nachdem ihm sein Vater die Erlaubniß dazu und die Verzeihung des Königs erhalten hatte. Nach dem Tode seines Vaters trat er, alle seine Hoffnung und Denkungs-

art auf republikanische Grundsätze bauend, zur Oppositionspartei über, und da seine Plane, Parlamentsglied zu werden, vom Hofe vereitelt wurden, verband er sich zur Sicherung der religiösen wie der bürgerlichen Freiheit, die unter Karl d. Zweiten und seinem sich zum Katholizismus bekennenden Nachfolger (Jakob d. Zweiten) bedroht schien, mit dem Herzog von Monmouth, Shaftesbury (vrgl. d. A.) u. a. Mißvergnügten, um durch eine Revolution eine Aenderung des öffentlichen Zustandes herbeizuführen. Sidney wollte eine republikanische Verfassung. Er wurde aber 1683 mit Russel u. A. verhaftet. Nachdem Russel unter dem Beil sein Leben verhaucht hatte, traf auch die Reihe den freiheitsglühenden, dem Hofe verhaßten Sidney; er ward am 21. Nov. zum Verhöre wegen Hochverraths geführt. Der einzige Zeuge, der wider ihn auftrat, war Lord Howard — ein Mann von schlechtem Charakter, Mitverschworner und Verräther des Complotts. Aber man suchte den Mangel eines zweiten Zeugen, den das englischen Gesetz verlangte, um einem Angeklagten das Leben abzusprechen, durch die bei ihm gefundenen Handschriften zu ersetzen, die man für verrätherisch ausgab, und der gewaltige, grausame Oberrichter Jeffries wußte die parteiischen Gerichtsgeschwornen dahin zu bringen, daß sie den unglücklichen Sidney für schuldig erklärten. Mit kalter Grausamkeit kündigte Jeffries dem Verfolgten das Urtheil an, das ihm die Strafe des Stranges und des Viertheilens zuerkannt hatte, und ermahnte ihn hönisch, sein Schicksal mit Ergebung zu ertragen. Fühlt meinen Puls, antwortete Sidney, seine Hand hinhaltend, und seht, ob mein Blut in Unruhe ist. Aus Rücksicht seiner Familie ward aber diese entehrende Strafe in Enthauptung verwandelt. Sidney litt mit Standhaftigkeit und Gleichmuth den Tod am 7. Dez. 1683. Als Wilhelm v. Oranien nach der Absetzung Jakobs d. Zweiten den Thron bestieg, ward Sidneys Andenken wieder zu Ehren erhoben.

Sidney, s. Botanybai.

Siebenbürgen, ein Großfürstenthum, welches einen Bestandtheil der ungarischen Erblande des östreichischen Kaiserhauses ausmacht. Der Ursprung des deutschen Namens ist durchaus ungewiß, der magyarische, Erdely Orszag (Land jenseits des Waldes) hat die lateinische Benennung Transsylvania veranlaßt. Siebenbürgen grenzt gegen N. an Ungarn und Gallizien, gegen O. an die Türkei, gegen S. an dieselbe und die Militärgrenze, gegen W. an Ungarn, und umfaßt mit der Militärgrenze 1120 Q. M. mit 1.800.000 Einw. Das Land wird von den Flüssen Szamos, Marosch und Aluta und mehreren Seen bewässert; ist ringsum von hohen, trefflich bewaldeten Gebirgen umgeben, besonders der östliche Theil, wo die höchsten und rauhesten Gegenden sind. An der südlichen Grenze sind der hohe Budistaw und der Surul, beide von gleicher Höhe (6800 F.). Die westlichen Grenzberge sind die reichsten in Europa an Gold, liefern auch Silber, Kupfer, Blei, viel Eisen, Stein- und Quellsalz, Marmor, mehrere Arten Edelsteine. Nach der Mitte des Landes laufen diese Gebirge häufig in Hügel aus, welche mit fruchtbaren Thälern und kleinen Ebenen wechseln. Acht Hauptpässe führen aus der südlichen und östlichen Gebirgskette nach der Wallachei und Moldau, im Westen führt ein Paß zur banatischen Militärgrenze, und im Norden einer nach Gallizien. Das Land hat ein im Ganzen mildes und gesundes Klima und ist fruchtbar an Getreide, Wein, gutem Tabak, Bienen, Rindvieh, Schafen, vorzüglich schönen, meist leichten Pferden und Wild. — Siebenbürgen war ehemals ein Theil von Dacien, und hieß bei den Römern, deren Herrschaft es Trajan unterwarf, das innere Dacien. Vom 5. Jahrh. an wurde es abwechselnd von mehrern fremden Völkern besetzt. König Stephan der Erste von Ungarn eroberte Siebenbürgen 1004, und ließ es durch ungarische Statthalter

(Woiwoden) regieren. Einer dieser Woiwoden, Johann Zapolya, erhielt nach einem Kriege gegen seinen Mitbewerber um die ungarische Krone, den nachmaligen Kaiser Ferdinand den Ersten durch Vertrag 1535 Siebenbürgen als ein souveränes Fürstenthum. Da er dabei von den Türken unterstützt worden war, so mischten sich diese von der Zeit an oft in Siebenbürgens Angelegenheiten und unterstützten die Fürsten aus den Häusern Zapolya und Bathori (s. Stephan Bathori) gegen Ungarns Regenten aus dem östreichischen Hause. Michael der Zweite Apafi überließ 1696 sein Land gegen eine jährliche Pension von 17.000 Gulden an Kaiser Leopold d. Ersten, dem es auch im carlowitzer Frieden 1699 blieb. Nach dem Aussterben des fürstlichen Hauses 1713 ward Siebenbürgen mit Ungarn vereinigt, und 1765 als ein von andern Kronen unabhängiger Staat von der K. K. Maria Theresia zu einem Großfürstenthum erhoben. — Siebenbürgen enthält 11 königliche Freistädte, 63 Marktflecken und über 2900 Dörfer. Nach den drei Hauptnationen wird es eingetheilt: 1) in das Land der Magyaren oder Ungarn, 458¾ Quadrat-Meilen mit 936.815 Einwohnern, bewohnt von dem zahlreichen ungarischen Adel mit den unterthänigen Bauern, enthält im Provinziale 11 Gespanschaften und 2 Distrikte; 2) in das Land der Szekler (spr. Sekler), d. i. Grenzwächter (adliche und freie Leute, und an der Sprache, Kleidung, Rechten, Gewohnheiten, Sitten und Kultur von den Comitatsungarn wenig unterschieden), größtentheils rein, zum Theil gemischt militarisirt, 144¾ Q. M mit 160.982 Einw. und 5 Stühlen (Stuhl- oder Gerichtsbezirken); 3) in das königliche Land der Sachsen, größtentheils Abkömmlinge der unter König Geysa d. Zweiten 1142 ins Land berufenen Deutschen, durchaus freie Leute, die sich in Sprache Kleidung, Rechten und Sitten gänzlich von beiden andern Nationen unterscheiden, 195 Q. M. mit 358.400 Einw. mit 9 Stühlen und 2 Bezirken. Hierzu kommen noch die Fiskalgüter oder Taralörter, d. i. solche Ortschaften, die auf ihrem Territorium ihre eigene Gerichtsbarkeit ausüben; sie machen aber nicht einen eigenen Bezirk aus, sondern sind nur privilegirte Ortschaften, die aber den Comitaten, in denen sie liegen, einverleibt sind. Man zählt ihrer 13. Außer jenen Nationen gibt es in Siebenbürgen noch: Wallachen, Zigeuner, Armenier, Juden, Griechen, Bulgaren und Italiener. In dem Großfürstenthum sind vier privilegirte Religionen: 1) die katholische, zu der sich einige Ungarn, mehrere Szekler und sehr wenige Sachsen bekennen. Die Wallachen sind großentheils, und die Armenier alle mit ihr vereint. Der katholischen Pfarren sind 148. 2) Die reformirte Religion, welche theils Ungarn, theils Szekler zugethan sind. Sie hat ungefähr 500 Pfarren. 3) Die evangelische oder lutherische Religion, zu der sich die meisten Sachsen und einige wenige Ungarn bekennen. 4) Die socinianische oder die Religion der Unitarier (Antitrinitarier), die unter den Ungarn und Szeklern 50.000 Anhänger hat. Die Griechen, ein Theil der Wallachen, die Bulgaren und Raizen sind griechischer Religion, nicht mit der katholischen Kirche vereinigt und werden bloß geduldet. Die Manufakturen sind bei weitem nicht zureichend für das Bedürfniß des Landes; denn es gibt deren bloß in den sächsischen Städten und einigen szekler Stühlen. Sie liefern weiße und gefärbte Leinwand, Tuch, Wollen- und Baumwollenzeuge, Hüte, Leder und einige andere, minder bedeutende Gegengenstände. Die Handlung nach der Wallachei und andern türkischen Ländern ist beträchtlich, aber fast ausschließend in den Händen den Griechen, Raizen und Armenier. Der Adelstand haftet auf gewissen Aemtern, Ländereien und Familien, und wird auch durch Adoption und Veräußerung auf andere, vorher Unadliche gebracht. Die Baronen und Grafen, welche auch Magnaten heißen, sind nur im Range von den übrigen Edelleuten verschieden.

Eine niedrigere Klasse des Adels muß gewisse Steuern und Dienste leisten. Zu diesen gehören die Armalisten, d. i. diejenigen Edelleute, welche keine Unterthanen und oft auch keinen Edelsitz haben, die Bürger der freien königlichen Städte und die landesherrlichen Jagdbedienten. Der sächsische und auf Königs Boden wohnende magyarische und wallachische Landmann ist nach Verträgen mit den alten Souveränen frei. Schwer ist daher das Loos der Colonen, die grundpflichtig, und der Inquilinen, welche, ohne alle Grundeigenthumsnutzung für Weide, Heurung und Schutz, Zinsen, Dienste Robothen leisten müssen. Die Macht des Großfürsten wird durch den Landtag (welcher sich in Hermannstadt versammelt) der drei Nationen beschränkt; er ist gebildet 1) aus den Obergespanen der magyar. Gespanschaften und szekler Stühle; 2) den Abgeordneten der Gespanschaften der szekler und der Sachsenstühle, der 5 Freistädte und 3 Taxalorte; 3) aus dem Gubernium; 4) aus der Gerichtstafel; 5) aus den Deputirten des karlsburger Domkapitels; 6) aus den Magnaten, unter Vorsitz eines königl. Commissärs. Seine Rechte bestehen in der Abschaffung und Veränderung alter und neuer Gesetze, in der Bewilligung und Vertheilung der Steuern, im Vorschlag zur Besetzung hoher Aemter und in der Ertheilung des Indigenats. Der Großfürst hat dagegen allein, außer andern Vorrechten, die Aufsicht über die Kirchen und Schulen der Akatholischen, muß die Aufrechthaltung der Reichsverfassung beschwören und in die innere Justizpflege den Ständen Einfluß gestatten. Das Gubernium zu Klausenburg hat die hohe politische Regierung. Unter solchem stehen 11 Comitate und 2 magyarische Distrikte, die 5 Hauptstühle der Universität der Szekler, und die 9 Stühle und 2 Distrikte der sächsischen Universität, welche einen Grafen zum Präsidenten hat. Das höchste Gericht ist die siebenbürger Hofkanzlei in Wien. Die zweite Instanz haben für Magyaren und Szekler die Gerichtstafel zu Maros Vasarhely, für die Sachsen ihre Universität, für die Grenzer und das Militär, judicia delegata mixta. Die Sedes judiciariae partiales und generales sind die Unterinstanz der Magyaren und Szekler, für die Sachsen die Stadträthe und auf dem Lande die Ortsrichter, Hanen und Geschwornen. In den unterthänigen Orten bei den Magyaren die Unterrichter, bei den Szeklern die Dullonen, bei den Sachsen die Stuhlrichter. — Die Einkünfte des Landesherrn bestehen aus 5 Mill. Gl., namentlich der Contribution (jährlich 1.300.000 Gl.), Mauthen, Zehnten, Bergwerkszehnten, Salzregal und Domänengütern. Die Hauptstadt des Landes ist Hermannstadt (s. d. Art.).

Siebengebirge, ein majestätisches Gebirge auf dem rechten Rheinufer in dem kölner Reg. Bez. der preuß. Prov. Jülich-Cleve-Berg, hat seinen Namen von den sieben hohen Kuppen, die aus der ganzen Bergreihe hervorragen. Mit diesen Massen endigt die große Gebirgskette, welche durch Thüringen, Fulda und die Wetterau bis an den Rhein streicht. Der steilste von den Siebenbergen ist der Drachenfels, der vom Rheinufer sich wie eine kolossale Wand erhebt, und dessen Burgruinen wie Werke der Skulptur dastehen. Neben den Trümmern der daselbst vormals befindlichen Burg hat der Landsturm des Siebengebirges seinem vor dem Feinde gefallenen Anführer Genger eine Denksäule errichtet, und diese 1814, am Tage der leipziger Schlacht, feierlich eingeweiht. Oestlich verbindet ein Bergrücken den Drachenfels mit der Wolkenburg, ein abgestumpfter Bergkegel, 1482 Fuß hoch, hatte in ältern Zeiten ebenfalls ein Schloß; auf demselben ist ein bedeutender Steinbruch, aus dem jetzt die Steine im nahen Königswinter bearbeitet — deßwegen Königswintersteine genannt — und meistens nach Bonn, Köln, Düsseldorf und noch weiter abwärts versendet werden. Der Stromberg hebt sich rechts neben dem Drachenfels empor,

und kehrt seine Stirne dem Rheine zu. Er wird auch Petersberg genannt von einer auf seiner obern 100 Morgen großen Fläche stehenden Kapelle, welche dem heil. Petrus geweiht ist. Hinter diesen drei Bergen, und etwas weiter vom Rhein ab, liegen der Löwenberg (1896 rhein. Fuß hoch, und die höchste Spitze des Gebirges), der Nieder- oder Stromberg, der Oelberg (1827 Fuß hoch) und der Hemmerich. Auf allen bemerkt man Trümmer alter Schlösser. Wer das Siebengebirge besteigen will, der thut es am besten von Königswinter aus. Die reichste und interessanteste Umsicht gewährt der Drachenfels.

Siebenjähriger Krieg, einer der merkwürdigsten Kriege des 18. Jahrh., in welchem König Friedrich der Zweite von Preußen seinem Reiche eine Stelle unter den Staaten vom ersten Range erkämpfte. Nur durch die Umstände gezwungen, hatte Maria Theresia von Oestreich dem König Friedrich d. Zweiten (in den Friedensschlüssen von Breslau 1742 und von Dresden 1745) 6 schlesische Fürstenthümer und die Grafschaft Glatz abgetreten. Der Verlust so industriöser Länder war Theresien zu empfindlich, als daß sie nicht auf ihre Wiedereroberung hätte denken sollen. Deßhalb trat Oestreich, durch die schlaue Vermittelung des staatsklugen Grafen Kaunitz mit Frankreich, seinem mehr als 200jährigen Feinde, näher zusammen. Dagegen näherten sich Friedrich d. Zweite und Georg d. Zweite einander, besonders weil die weitere Ausbreitung der Britten in Nordamerika von den Franzosen als den Worten des aachner Friedens geradezu entgegen erklärt ward. Schon im Jahre 1754 kam es darüber am Ohio zu Thätlichkeiten. Da nun Georg d. Zweite bei ausbrechendem Kriege einen französischen Angriff auf Hannover befürchten mußte, so schloß er zu Westminster (16. Jan. 1756) ein Bündniß mit Preußen gegen den Durchzug fremder Truppen durch deutsche Länder, wogegen zwischen Frankreich und Oestreich (1. Mai 1656) ein Bündniß und ein Neutralitätsvertrag für Oestreich in Hinsicht des Seekrieges zu Versailles zu Stande kam. Darauf erklärte Georg d. Zweite (17. Mai 1756) den Krieg an Frankreich, der als Seekrieg höchst vortheilhaft für England geführt ward. Unterdessen ward auch die Kaiserin Elisabeth von Rußland, durch Friedrichs bittern Witz beleidigt, auf Oestreichs Seite getreten; auch bewog Theresia den König von Polen und Churfürst von Sachsen, August d. Dritten, mit ihr ein Bündniß zu schließen. Frankreich versprach dem Wiener Hofe 24.000 Hülfstruppen, die aber nachmals bis auf 180.000 Mann vermehrt wurden, da es mehr Frankreichs Absicht war, sich Hannovers zu bemächtigen, als den Entwürfen Oestreichs auf Schlesien aus führen zu helfen. Unterdessen war Friedrich durch Abschriften, die ihm sein Gesandter am sächsischen Hofe, Malzahn, von dem geheimen Kanzellisten Menzel seit 1753 verschaffte, zur Kenntniß der geheimen Verbindung zwischen Oestreich, Rußland, Frankreich und Sachsen gelangt, die seinen Staat bedrohte. Vergebens verlangte sein Gesandter zu Wien eine bestimmte Erklärung über Oestreichs Rüstungen. Da eilte der König, seinen Feinden zuvorzukommen, und rückte (29. Aug. 1756) mit drei Heeresmassen, die sich in der Nähe von Dresden vereinigen sollten, in Sachsen ein, besetzte Wittenberg, Leipzig und Torgau, nahm vor der Hand das Land in Depot, und schloß 17.000 Sachsen in ihrem Lager unter Rutowsky bei Pirna ein. Er verlangte von August d. Dritten, seine Truppen zu entlassen, oder sich mit ihm zu verbinden. August verweigerte beides, versprach Neutralität, und hoffte auf den Entsatz seines Heeres von den Oestreichern. Diesen Entsatz zu verhindern, drang Ferdinand von Braunschweig in Böhmen ein, und beschäftigte die Oestreicher; Friedrich folgte ihm und schlug den General Browne (1. Okt.) bei Lowositz (s. d. Art.). Das ausgehungerte sächsische Heer mußte sich darauf beim Lilienstein (14.

Okt.) an Friedrich ergeben; den Offizieren erlaubte er freien Abzug, die Unteroffiziere und Gemeinen verband er mit seinem Heere, und hob noch 9000 Rekruten in Sachsen aus. Der Königstein ward für die Zeit des Krieges für neutral erklärt. Wegen seines, ohne vorhergegangene Kriegserklärung unternommenen Einbruchs in Sachsen ward er beschuldigt, den Landfrieden gebrochen zu haben, und gegen ihn auf dem Reichstage (17. Jan. 1757) ein Reichsexekutionskrieg beschlossen. Noch schloß sich Schweden an seine Gegner an; doch in den Rheinländern bildete sich ein Heer von Friedrichs Verbündeten, welches aus hannöverischen, herzoglich-braunschweigischen und hessischen Truppen bestand. Um seinen Feinden zuvorzukommen, rückte Friedrich im April (1757) unerwartet mit vier Heeren in Böhmen ein, und am 6. Mai kam es bei Prag (s. d. Art.) zu einer mörderischen Schlacht, worin die Preußen siegten, aber auch ihren großen Feldherrn Schwerin verloren. Der größte Theil des besiegten östreichischen Heeres warf sich in die Stadt Prag, deren Belagerung der König sogleich unternahm. Der Feldmarschall Daun, der mit 60.000 Oestreichern auf den Bergen von Collin stand, erhielt Befehl, zur Rettung Prags etwas Entscheidendes zu wagen. Friedrich ging, um dies zu verhindern, nach Collin, griff mit 24 000 Mann den Feind an, verlor die Schlacht (vergl. Collin) und 10.000 tapfre Krieger, mußte die Belagerung von Prag aufgeben, und sich nach Sachsen und der Lausitz zurückziehen, um seine eigenen Staaten zu decken. Er bewirkte den Rückzug aus Böhmen ohne weitern Verlust. Die in Deutschland angestellte Observationsarmee unter dem engl. Herzog v. Cumberland war indessen nicht unthätig. Ein starkes französ. Heer unter d'Estrees war nach den Niederlanden, von da an den Rhein und die Weser gerückt; es hatte ungehindert das brandenburgische Westphalen und Ostfriesland besetzt, und drang nun in die hannöverischen Lande vor. Die Beobachtungsarmee zog sich bei Annäherung der Franzosen nach Hastenbeck, und sah durch ein doppeltes Mißverständniß sich besiegt (27. Juli). Alle niedersächsischen Lande geriethen nun in Feindes Gewalt. Aus Liebe zu seinen deutschen Staaten erlaubte Georg der Zweite dem Herzog von Cumberland einen Waffenstillstand zu schließen, und die Convention von Kloster Seven (8. und 10. Sept.) kam unter dänischer Vermittelung zu Stande. Auch die Russen waren unter Apraxin und Fermor mit einer furchtbaren Armee in Preußen eingebrochen und bis Groß-Jägerndorf (s. d. Art.) vorgerückt. Mit einem schwachen Corps stellte sich Lehwald den Russen entgegen, wagte den mißlichen Angriff (30. Aug.), ward geschlagen und mußte Preußen räumen. Zu gleicher Zeit rückten die Schweden bis in die Uckermark vor, bis nach Magdeburg und Halle streifte die 15.000 Mann starke Reichsarmee unter dem Prinzen von Hildburghausen, vereint mit einem französischen Corps unter Soubise. Die Gefahr zu erhöhen, drohte die franz. Hauptarmee unter Richelieu mit einem Einbruche in Magdeburg. Die Lage des Königs schien verzweiflungsvoll; seine Hauptstadt Berlin ward durch Haddik gebrandschatzt (16. Okt.).; ganz Europa sah seinem Untergange entgegen, aber die Russen verfolgten ihre Vortheile nicht. Mit einem schwachen Heere läßt der König den Herzog von Bevern in der Lausitz, er selbst brach mit den übrigen Truppen nach Sachsen auf, drang gegen Thüringen, erschien im Angesichte Soubisens und des Prinzen von Hildburghausen mit seinem Häuflein bei Roßbach (s. d. Art.), und fiel mit solchem Ungestüm auf den Feind (6. Nov.), daß der Sieg wie in einem Augenblicke entschieden und das französische Heer sammt den Reichstruppen gänzlich zerstreut ward, und jenes sein Heil in der Flucht nach Hessen und an den Rhein, diese ihre Rettung in Franken suchten. Richelieu verließ sein Lager bei Halberstadt, und zog sich nach Hannover. Nun eilte Friedrich seiner

bedrängten Macht in Schlesien zu Hülfe. Hier hatte Radasdy nach einer siebzehntägigen Belagerung Schweidnitz zur Capitulation gezwungen (12. Nov.), und Breslau ergab sich. Um die Hälfte schwächer, wagte Friedrich die Schlacht bei Leuthen (5. Dez.). Seine schiefe Schlachtordnung und die Flucht der Würtemberger schenkten ihm über Daun den Sieg. Breslau und Liegnitz mußten sich ergeben (19. und 22. Dez.), das fast ganz wieder eroberte Schlesien war verloren, auch der letzte den Kaiserlichen noch übrige Platz, Schweidnitz, ging über (18. April 1758). Früher ward Preußen von den Russen, und Pommern von den Schweden befreit. Durch den mißlichen Gesundheitszustand seiner Monarchin und die Rücksicht auf ihren für Friedrich eingenommenen Nachfolger Peter d. Dritten bewogen, zieht Apraxin sich unerwartet über die Grenze nach Polen zurück, und besetzte nur Memel. Der geschlagene Lehwald konnte die Schweden bis Stralsund zurück treiben. Das Kabinet von St. James erklärt die Uebereinkunft von Kloster Seven für ungültig, der Herzog Ferdinand von Braunschweig (s. d. Art.) übernahm an Cumberlands Statt den Oberbefehl, sammelte die zerstreuten Hannoveraner, vereinigte mit ihnen Hessen und Braunschweiger und jagte das durch Krankheiten und durch die Nachlässigkeit seines Anführers tief herabgesunkene franz. Heer bis an die Aller vorwärts. Minder entscheidend war der Feldzug des folgenden Jahres (1758). Nach dem Falle von Schweidnitz wendete sich Friedrich gegen Mähren, unter fast unüberwindlichen Schwierigkeiten der Zufuhr über die Gebirge, Ollmütz zu belagern; es ward aber durch Daun entsetzt, der halbe Feldzug für den König verloren, welcher durch Böhmen über Glatz nach Schlesien zurückkehrte. Von andern Unternehmungen riefen den König die Russen in der Neumark ab. Sie waren unter Fermor nach Preußen zurückgekommen, von da über die Wartha unter schrecklichen Verwüstungen nach Pommern und in die Neumark gedrungen, hatten Cüstrin eingeäschert (15. Aug.) und rückten dem aus Schlesien angelangten Könige entgegen. Bei Zorndorf (s. d. Art.) erfolgte das schreckliche Mordfest (25. Aug.), wo die Tapferkeit des Seidlitz mit seiner Reiterei dem Könige die mörderische Schlacht gewann, worauf sich die Russen nach Polen zurückzogen. Die Neumark war nun von den Russen gereinigt, aber nicht Pommern; die Lage seines Bruders rief den König nach Sachsen; nach seiner Entfernung rückten die Russen wieder in die Mark ein, belagerten Colberg und zogen endlich (23. Nov.) nach Polen in die Winterquartiere. Immer war Sachsen der Mittelpunkt der Operationen der Preußen. Hier war Prinz Heinrich durch die Ankunft Dauns in große Gefahr gerathen. Die plötzliche Ankunft des Königs und die Drohungen des Commandanten Schmettau retteten Dresden. In einem völlig unhaltbaren Lager schien Friedrich bei Hochkirch (s. d. Art.) seinen Gegner zum Kampfe herauszufordern. Da überfiel Daun den sonst so wachsamen Feldherrn (14. Okt.) vor Tages Anbruch so unvermuthet und mit solchem Ungestüm, daß Friedrich nach einem Mordgefechte von fünf Stunden Lager, Gepäcke und Artillerie dem Feinde preis gab. Aber meisterhaft war der Rückzug des Königs, der siegende Feinde wagte es nicht, ihn zu stören; er zog Verstärkung an sich, drang im Angesichte des Feindes nach Schlesien, entsetzte das belagerte Neisse und befreite Cosel (6. und 15. Nov.); darauf eilte er nach Sachsen und trieb den Feldmarschall Daun, welcher Dresden belagerte, zurück nach Böhmen. Trotz ihrer Ueberlegenheit hatten die Franzosen unter Clermont in diesem Jahre den Krieg in Deutschland unglücklich fortgeführt. Ohne Feldschlacht und Belagerung nöthigte sie Ferdinand von Braunschweig, Niedersachsen, Hessen und Westphalen zu räumen, und brachte bei Crefeld (s. d. Art.) ihnen eine Niederlage bei (23. Juni). An der Stelle des unerfahrnen Generals kam nun der erfahrene

Contades (11. Juli). Soubise drang von Hanau nach Hessen durch, und Broglio schlug den Prinzen von Isenburg mit seinen Hessen bei Sangerhausen in die Flucht (23. Juli). Die schwache Zahl der alliirten Armee nöthigte Ferdinand über den Rhein zurück zu gehen und vortheilhafte Stellungen zur Bedeckung Hannovers anzunehmen. Dagegen konnte Soubise, obwohl Sieger bei Lutternberg (10. Okt.), seine Vereinigung mit der Hauptarmee nicht bewirken. Ohne einander Vortheile abzugewinnen, kämpften die beiden Hauptarmeen bis zum Einbruch des Winters in Westphalen. Die schwachen Angriffe der Schweden endeten damit, daß sie bis nach Stralsund zurückgeworfen wurden. Am Ende des Feldzugs sah der König seine Staaten, mit Ausschluß des Königreichs Preußen, von den Feinden befreit. In Frankreich stimmte jetzt Alles für den Frieden, nur Ludwig d. Fünfz. und seine Mätresse, die Marquise von Pombadour, nicht. Deßhalb ward den 30. Dez. 1758 ein neues Bündniß mit Oestreich geschlossen, und so ward auch in eben diesem Monat zwischen England und Preußen ein neuer Vertrag eingegangen, in welchem Friedrich der Zweite jährlich 4 Mill. Rthlr. Hülfsgelder versprochen wurden. Im Anfange des Feldzuges 1759 hatte der Herzog von Braunschweig zwei franz. Armeen vor sich, die eine unter Broglio am Main und Rhein, die andere unter Contades zwischen dem Rhein und der Maas; mit beiden stand ein Theil der Reichsarmee in Verbindung. Es gelang dem Erbprinzen von Braunschweig die Reichstruppen mit Verlust aus Thüringen zurückzutreiben, aber der Angriff auf Broglio bei Bergen (13. Apr.) mißlang. Broglio und Contades besetzten nun Hessen und den größten Theil von Westphalen. Doch bei Minden (s. d. A.) erfocht der Herzog über Contades einen entscheidenden Sieg (1. Aug.); an eben dem Tage schlug der Erbprinz bei Gohfeld den Herzog von Brissac, und die Franzosen waren nach dem Verluste von Minden und Münster außer Stande, fernerhin etwas Entscheidendes zu unternehmen. Indeß gelang es Friedrich, die russischen Magazine zu zerstören, Meklenburg zu brandschatzen, die Schweden gegen Stralsund zu drängen. Dennoch rückte das russische Hauptheer unter Soltikow aus Polen nach der Oder zu, um mit den Oestreichern unter Laudon sich zu vereinen. Unthätig lauerte Daun, bis der preuß. General Wedel die Russen mitten in ihrem Marsche bei Palzig überfiel, aber mit Verlust zurückgeschlagen wurde (23. Juli). Nun eilte der König selbst mit der Hauptarmee aus Schlesien herbei, aber schon hatte Soltikow Frankfurt a. d. O. überwältigt, und sich mit dem genialischen, feurigen Laudon vereinigt. Um sich mit ganzer Macht dem Vordringen Dauns in Sachsen zu widersetzen, beschloß Friedrich einen Angriff auf die bei Cunersdorf (s. d. Art.) verschanzten Russen (12. Aug.). Eine mörderische Schlacht begann, in der er die schwerste Niederlage erlitt. Theuer hatten die Russen den Sieg erkauft, aber sie benutzten ihn nicht. Friedrichs Lage war äußerst gefährlich; er selbst begann an einem guten Ausgange des Kriegs zu zweifeln. Die Russen standen als Sieger in seinen Erbstaaten; Daun stand mit einem großen Heere in der Lausitz, und Sachsen war von dem Reichsheere überschwemmt. Die Oestreicher und Russen wollten sich vereinigen; der Prinz Heinrich nahm jedoch den ersten ihre Magazine weg, und nöthigte sie dadurch zum Rückzuge; Friedrich aber kam den Russen auf ihrem Marsche nach Schlesien zuvor, und zwang sie nach Polen zurückzugehen. Aber in Sachsen ereignete sich für ihn ein neues Unglück, indem der General Fink (s. d. Art.) sich bei Maxen (20. Nov.) mit 11.000 Mann den Oestreichern ergeben mußte. Ungeachtet aller dieser Unfälle waren die Feinde doch am Ende des Feldzuges überall zurückgedrängt; nur Daun hielt sich noch in Sachsen, wo er Dresden besetzt hatte. Auch die Schweden, welche in preuß. Pommern einfielen, wurden von Manteufel und Platen bis unter

die Kanonen von Stralsund vertrieben. Der Feldzug von 1760 schien anfangs gleichfalls unglücklich für Friedrich zu werden. Der General Fouquet wurde mit 8000 Preußen bei Landshut gefangen; der König mußte die Belagerung von Dresden, welche am 14. Juli begonnen hatte, schon am 30. wieder aufheben; Glatz war an die Oestreicher übergegangen. Friedrich ging nach Schlesien und verschanzte sich mit seinen 30.000 Preußen bei Liegnitz; die feindlichen Heere unter Daun und Laudon waren über 100.000 Mann stark und drohten, ihn anzugreifen. Laudon ward am 15. Aug. bei Liegnitz geschlagen, ohne daß Daun ihm helfen konnte. Unterdessen war ein Corps Russen und Oestreicher nach Berlin gegangen und hatte dort gebrandschatzt. Friedrich eilte dahin, um die Feinde abzuschneiden, fand sie aber nicht mehr, und wandte sich nach Sachsen, wo die Reichsarmee war, und auch Daun und Lascy sich vereinigt hatten. Bei Torgau griff er den 3. Nov. die Feinde an und schlug sie in einer mörderischen Schlacht. Auch Laudon ward in Schlesien bis in die Grafschaft Glatz zurückgedrängt, und die Russen genöthigt, die Belagerung von Colberg aufzugeben und nach Polen zurückzugehen. Die Verbündeten unter Ferdinand von Braunschweig schlugen die Franzosen freilich den 31. Juli bei Marburg; indessen setzten die letztern sich doch im Hessischen fest. Desto mehr konnte Ferdinand 1761 thun. Er griff den 11. Febr. alle franz. Quartiere an; die Franzosen flohen und viele von ihnen besetzte Plätze fielen in die Hände der Sieger. Ein, aus sächs. und franz. Truppen bestehen de Corps wurde zwar (14. Febr.) bei Langensalza geschlagen; allein die Verbündeten mußten mit Verlust die Belagerungen von Ziegenhain, Marburg und Cassel aufheben, und jetzt wurden die Franzosen wieder Herren von ganz Hessen. Die Völker wünschten sämmtlich Frieden, nur ihre Regenten, mit Ausnahme des Königs von Preußen, nicht. Die Friedensvorschläge von England und Preußen wurden also nicht angenommen und Friedrich suchte Schlesien gegen die Oestreicher und Russen zu schützen, die sich im August bei Strigau vereinigten. Wirklich hielt sich der König in seinem Lager bei Schweidnitz gegen die ungleich stärkere Macht, und der größte Theil der Russen mußte endlich, wegen Mangel an Lebensmittel, nach Polen abgehen. Laudon überraschte Schweidnitz den 1. Okt.. 3700 Mann Besatzung, mehrere Magazine und viele Kriegsbedürfnisse fielen den Oestreichern in die Hände. Auch in Sachsen wurde der Prinz Heinrich von Daun sehr in die Enge getrieben; allein er behauptete sich. In Pommern aber wurden die Preußen in einzelnen Corps von den Russen geschlagen und verloren nach einer tapfern Gegenwehr am 16. Dez. die Festung Colberg. Die Schweden wurden dagegen von Belling bis Stralsund zurückgetrieben und der Herzog Ferdinand von Braunschweig erfocht bei Villingshausen den 15. Juli einen glänzenden Sieg über die Franzosen, der aber im Ganzen wenig entschied. Friedrich befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage, und schien durch alle seine Unfälle und die überlegene Macht seiner Feinde dem Untergange nahe zu seyn. Da starb zu seinem Glück die Kaiserin Elisabeth von Rußland den 25. Dez. 1761, und ihr Nachfolger, Peter der Dritte, Friedrichs persönlicher Freund und Bewunderer, schloß mit ihm schon den 16. März 1762 einen Waffenstillstand, dem am 5. Mai der Friede von Petersburg folgte. Auch Schweden machte Frieden mit Preußen, und da Peters Friedensvermittelung bei Oestreich vergeblich war, so ließ der Kaiser von Rußland ein Corps seiner Truppen zu den Preußen stoßen. Allein der frühe Tod des Kaisers trennte bald das Bündniß mit Fridrich, und Peters Nachfolgerin, Catharina die Zweite, zog ihre Truppen, 20.000 Mann, von dem preuß Heere zurück. Indessen war Friedrich doch von einem gefährlichen Feinde befreit, und hatte über die andern ein großes Uebergewicht erlangt. Er schlug jetzt bei Burkersdorf ein östreichisches Corps aus seinen

Verschanzungen, nahm im Okt. Schweidnitz wieder ein, ließ den Herzog von Bevern mit einem Kriegsheer zur Deckung Schlesiens zurück und ging nach Sachsen. Prinz Heinrich verschaffte sich den Besitz des Erzgebirges wieder, trennte die Reichsarmee von der östreichischen und öffnete seinen streifenden Parteien den Weg nach Böhmen. Endlich schlug Haddik den Prinzen von Freiburg zurück (15. Okt.), worauf sich Heinrich zu Ende desselben Monats (28. Okt.) durch eine blutige Niederlage rächte. Der König konnte nun seinem erschöpften Heere Ruhe verschaffen, und schloß (24. Nov.) einen Waffenstillstand für Sachsen. Zwei franz. Armeen hatte Ferdinand gegen sich im Felde stehen, aber lauter Unfälle betrafen sie den ganzen Feldzug über. Bei Wilhelmsthal überfiel sie der Herzog (24. Juni) so ungestüm, daß die Franzosen den größten Theil von Hessen verlassen mußten. Zwar ward der Erbprinz bei Friedberg von Condé geschlagen (30. August), aber dennoch behauptete sich Ferdinand in seiner Ueberlegenheit, und endete den Feldzug mit der Eroberung von Cassel (1. Novbr.). Durch die lange Dauer des Krieges sahen nun die sämmtlichen feindlichen Mächte sich zu friedlichern Gesinnungen genöthigt. Viel hatte Frankreich in dem gleichzeitigen Seekriege mit Britannien verloren. Beinahe alle seine Besitzungen in Canada und dem nördlichen Amerika hatte er eingebüßt, und die Siege der brittischen Admirale bei Lagos, Belle-Isle und Carlingford wurden das Grab der franz. Marine. Hierzu kam die äußerste Erschöpfung der Finanzen, die Schwächung des Handels und die vereitelte Hoffnung auf den Beistand des Familienbundes. Desto leichter konnten die Präliminarien zu Fontainebleau (3. Nov. 1792) und der bald darauf erfolgte Definitivfriede zu Paris (10. Febr. 1763) unterzeichnet werden. Zwei unversöhnliche Feinde hatten sich vereinigt, sie drangen nun in ihre deutschen Alliirten, sich zu vergleichen. Ein Waffenstillstand erfolgte (15. Nov. 1762). Die Noth Sachsens zwang seinen Churfürsten, die ersten Friedensanträge an den König zu thun, die Kaiserin Königin bezeigte ihre aufrichtige Neigung zu einem Frieden, zu welchem der durch einen siebenjährigen Riesenkampf erschöpfte König bereit war. Beinahe zu gleicher Zeit mit dem pariser Frieden ward der zu Hubertsburg (15. Febr. 1763) zwischen Oestreich, Preußen und Sachsen unterzeichnet. Die vorigen Friedensschlüsse zu Breslau und Dresden wurden dem neuen Frieden zum Grunde gelegt. So endete ein fürchterlicher Krieg, reich an großen mannichfaltigen Auftritten, für Feldherren und Staatsmänner belehrend, und doch die Erwartungen täuschend, die er im Anfange erregt hatte. Er schien in seinem Ausbruche eine gänzliche Umkehrung Europa's anzukündigen, aber die großen Entwürfe waren durch den Heldenmuth und durch das Glück des Königs vereitelt worden, nur England hatte die Grenzen seiner Herrschaft erweitert. Aber beinahe eine Million Menschen hatte der verwüstende Krieg aufgerieben, in Deutschland waren ganze Kreise verheert, der Handel und die Gewerbe stockten in allem. Vorzüglich waren in den preußischen und sächsischen Ländern Mangel und Theuerung, Hunger und Seuchen gefolgt. Darum konnten diese Staaten von ihrer Erschöpfung sich nur langsam erholen, schneller das fruchtbare Oestreich, dessen natürlicher Reichthum und fast noch unberührte Fülle gemindert, aber nicht erschöpft werden konnte.

Siebenschläfer werden gemeiniglich folgende Märtyrer genannt: Maximilian, Malchus, Martinianus, Dionys, Johannes, Serapio und Konstantin, welche das Evangelium zu Ephesus im J. 280 vor dem damaligen Prokonsul unter der Regierung des Kaisers Decius bekannten. Als man sie in einer Höhle fand, wurde der Eingang vermauert, und „sie entschliefen daselbst dem Herrn." Einige Neuere, welche diesen Ausdrücken einen verkehrten Sinn unterschoben, hegten den Irrwahn, jene Märtyrer seyen des natürlichen Schlafes eingeschlummert, und man habe sie

im J. 479 unter Kaiser Theodosius d. Zweiten wieder aufgefunden. „Malchus — berichtet die Sage — sey ausgesandt worden, um Brot zu holen. Mit Erstaunen sahe er das Kreuz auf allen Plätzen von Ephesus aufgestellt, und eine neue Welt in halb veränderten Straßen. Endlich langte er Geld hervor, das wegen seines Alters Aufmerksamkeit erregte. Man glaubte, er habe einen Schatz gefunden und führte ihn zum Prokonsul. Malchus erzählte, Alles erstaunte. Der Bischof Marinus eilte zur Höhle mit allem Volke. Dort fand man die übrigen wachend, ihre Gesichter wie Frühlingsrosen strahlend. Auch der Kaiser Theodosius eilte auf die Kunde herbei und hörte mit Verwunderung die Greise sprechen. Dann neigten sie ihr Haupt und entschliefen in dem Herrn. Der Kaiser beugte sich über sie her und küßte weinend die heiligen Ueberreste, die er mit seinem Purpur bedeckte und in goldene Kästen aufzuheben befahl." Das einzig Wahre an dieser Sache ist, daß man in jenen Jahren ihre Reliquien entdeckte. Man brachte sie nach Marseille. Das Andenken dieser Märtyrer (am 27. Juli gefeiert) steht in großer Verehrung bei den Griechen, Syrern und überhaupt bei allen Völkern des Morgenlandes. Zu Rom in dem Museum Victorium sieht man einen Kunststein, worauf eine Gruppe von Figuren ist, welche die Siebenschläfer, jeder mit seinem Namen bezeichnet, vorstellen. Die Höhle, in welcher ihre Reste gefunden worden, zeigt man noch jetzt den Fremden, welche die Levante bereisen. — In Bezug auf jene Sage erinnern wir noch an des berühmten altgriechischen Philosophen und Dichters Epimenides (s. d. Art.) 40jährigen Schlaf in einer Höhle auf der Insel Creta. Ueber eine ähnliche Sage, die in Amerika verbreitet ist, s. man Washington Irvings Rip van Winkle im Sketch-Book. — Naturhistorisch, s. Bilch.

Sieden, Kochen, das durch Hitze hervorgebrachte Aufwallen jeder tropfbaren Flüssigkeit, welches die Entweichung einer elastischen Flüssigkeit in Gestalt von Blasen zur Folge hat. Wasser z. B. kocht, sobald die dem Boden nahen Wassertheile von dem Wärmestoffe des darunter angebrachten Feuers in Dunstblasen ausgedehnt werden und vermöge ihrer Leichtigkeit in die Höhe steigen. Die dem Wasser dadurch mitgetheilte Bewegung wird mit Kochen, Wallen oder Sieden bezeichnet. Da die schnellere oder langsamere Ausdehnung der tropfbaren Flüssigkeit in Dunst mit der Dichtigkeit derselben im Verhältnisse stehet, also eine mehr, die andere weniger Wärmestoff dazu bedarf, so hat auch jede Flüssigkeit ihren bestimmten Punkt, bei welchem sie ins Sieden geräth. Wasser siedet bei 212° Fahrenheit und nimmt auch keinen höhern Hitzgrad weiter an, man mag das Feuer noch so sehr verstärken. (Dasselbe behaupten die Chemiker auch von allen übrigen Flüssigkeiten.) Doch macht stärkeres Feuer das Kochen heftiger. — Aether findet bei 98° Fahrenheit; Ammoniumliquor, b. 140; Alkohol, b. 176; Wasser, b. 212; salzsaurer Kalk, b. 230; Salpetersäure, b. 248; Schwefelsäure, b. 540; geschmolzener Phosphor, b. 554; Terpentinöl, b. 560; Schwefel, b. 570, Leinöl, b. 600 und Quecksilber bei 660° Fahrenh. Der Siedepunkt jeder Flüssigkeit wird durch den jedesmaligen Druck der Atmosphäre etwas modificirt. Bei geringerem Drucke siedet eine Flüssigkeit leichter, bei größerem Drucke muß ihr mehr Wärmestoff zugeführt werden. Nach Robison bedürfen die Flüssigkeiten im luftleeren Raume 145° weniger zum Sieden, als beim gewöhnlichen Drucke der Atmosphäre. Deßhalb siedet Wasser im leeren Raume bei 67°, Alkohl bei 34°. Im Papinianischen Topfe kann das Wasser eine Temperatur von 300 — 400° annehmen, ohne zu kochen, sobald aber der Druck des Ventils nachläßt, entwickelt sich das Sieden mit desto größerer Heftigkeit. Man siehet leicht, daß nicht jede mit Entwickelung von Luftblasen verbundene Erscheinung dem

Sieden beigezählt werden könne. So gehört die Luftentwickelung aus gährenden Flüssigkeiten und das Aufbrausen (Effervesciren) solcher, aus welchen eine vorher chemisch gebundene Luft ausgetrieben wird, nicht hieher, da es nicht sowohl auf das blasenförmige Entweichen einer elastischen Flüssigkeit, als vielmehr darauf ankommt, daß diese Blasen aus dem Dunste der wallenden Flüssigkeit selbst bestehen. In der technischen Chemie braucht man den Ausdruck Sieden für die Darstellungsart der Salze aus ihren Auflösungen oder Laugen, z. B. Salz-, Vitriol-, Alaunsieden.

Siegel oder Pettschafte, welche zur Versicherung der Akten und sie unverwerflicher zu machen, erfunden und eingeführt sind, kannten schon die Aegyptier zu Josephs Zeiten. Die alten Siegel waren ordentlich auf den Kasten der Ringe, die man an den Fingern trug, eingegraben. Als Pharao dem Joseph eine unumschränkte Macht über sein Reich anvertraute, gab er ihm zum Zeichen derselben seinen Siegelring. In Europa ist seit den ältesten Zeiten Wachs zum Versiegeln gebraucht worden. Siegel von weißem Wachs findet man bis auf die Zeiten Kaiser Friedrichs des Dritten; von gelbem gebrauchten seit dem 13. Jahrh. Klöster und Private, seit dem 14. Jahrh. auch die Fürsten; von grünem im 14. Jahrh.; von rothem, schon seit Kaiser Friedrich dem Ersten ein Vorrecht der Kaiser, ward von ihnen andern Reichsfürsten ertheilt. Siegel von blauem und schwarzem Wachs sind sehr selten. Letzteres von dem Hochmeister des deutschen Ordens und dem Großmeister von Malta. Siegel von Metall, Gold und Blei ꝛc. sind sehr alt. Unter den deutschen Kaisern hat Kaiser Carl der Vierte sie am häufigsten gegeben; oft auf Kosten der Impetranten. Die Größe der Siegel ist sehr verschieden. Conrads und Heinrichs d. Ersten Siegel waren von der Größe eines jetzigen Guldens; die der Ottonen hatten schon drei Zoll im Durchschnitt; Kaiser Friedrich der Dritte hat ein Siegel von 7 Zoll im Durchschnitt gebraucht. Je älter die Siegel, je kürzer die Umschrift. Kaiser Heinrich der Zweite hat zuerst ein Siegel gebraucht, worin er in seiner Majestät sitzend, auf dem Thron, mit allen Insignien vorgestellt wird; die man nachher Majestäts-Siegel genannt hat. — Die Siegelkunde oder Sphragistik ist ein Theil der Diplomatik, Heraldik und Alterthumskunde, wichtig für die Geschichte; denn Siegel und Wappen machen eine Hauptklasse solcher stummen Denkmäler aus, aus welchen Sitten, Gebräuche, Kenntnisse und Begebenheiten sinnlich erläutert werden können. Wenn einer Urkunde die Siegel fehlen, so ist sie zum rechtlichen Gebrauche untauglich; daher muß bei der Beglaubigung eines Diploms die Beschaffenheit des Siegels genau bemerkt werden. Denn oft vertrat das Siegel die Stelle der Unterschrift. Die alten Siegel stellten entweder die Personen, von denen sie geführt wurden, zu Fuß dar (sigilla pedestria), oder zu Pferde (sigilla equestria), oder die Figuren bezogen sich sinnbildlich auf die Würde. Um die Mitte des 16. Jahrh. ward das Siegellack (spanisches Wachs) gebräuchlich. Die Siegel werden entweder unter die Urkunde gesetzt, oder sie hangen an einem Bande oder einer Schnur in einer Kapsel, Bulle, daran. In der Siegelkunde versuchte sich zuerst von Thulemeyer: de bulla aurea ꝛc. 1687; Heineccius: de sigillis veterum. 1709. Allein noch fehlte es an genauen Beschreibungen und Abbildungen von fürstlichen, adeligen und Communsiegeln. Diese Vorarbeit geschah durch Manni zu Florenz (Osservaz. istoriche sopra i sigilli antichi. Fir. 1739 fag. 17 vol. 4). Auf sie baute von Praun eine Theorie (in s. Braunschw. Lüneb. Siegelcab. 1779 und in s. Anmerk. von d. sigillis pedestribus), welche Gerken in s. trefflichen Anmerk. über die Siegel zum Nutzen der Diplomatik (1781) und Büsching in seiner Schrift von den Siegeln des deutschen Mittelalters (1818), sehr berichtigten und befestigten.

Siegelbewahrer nennt man einen hohen Staatsbeamten, dem das Staatssiegel anvertraut ist, um es allen Verordnungen des Fürsten beizudrucken. — Ehemals, als die Fürsten selbst nicht schreiben konnten, hatten sie ein Handzeichen, wie der türk. Großherr noch jetzt; da durch dessen Beidruckung die Verordnungen erst Gesetzeskraft erhielten, mußte der Fürst seinem Siegelbewahrer ein großes Zutrauen schenken.

Siegelerde, s. Bolus.

Siegelkunde, s. Siegel.

Siena, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Großherzogthums Toskana und der Sitz eines Erzbischofs, war im Alterthum eine röm. Kolonie, Sena Julii, und im Mittelalter eine mit Florenz wetteifernde Republik, bis sie 1557 in die Gewalt der Medicter gerieth. Seitdem ist sie gänzlich herabgekommen, und von den 170.000 Einw. des Mittelalters sind nicht viel über 24.000 mehr vorhanden. Sie liegt in einer schönen Gegend, ist auf verschiedenen Hügeln erbaut und hat daher eine reine, gesunde Luft. Die Straßen sind, wie es die Lage einer Bergstadt mit sich bringt, nur zum kleinsten Theile fahrbar; aber die Stadt ist in ihrem Innern sehr reinlich und heiter, enthält herrliche Spuren ehemaliger Größe an Kirchen, Palläste und Kunstsachen. Das merkwürdigste Gebäude ist der treffliche, im 13. Jahrh. von Giovanni Pisani erbaute Dom. Der Schönheit des Gebäudes entspricht das an herrlichen Säulen, Gemälden und Statuen reiche Innere. Vorzüglich bewundert man den weißen marmornen Fußboden, auf welchem durch kunstreiche Verbindung von schwarzem und grauem Marmor viele heilige Geschichten dargestellt sind. Auch viele andere Kirchen, deren man über 60 zählt, enthalten schöne Kunstwerke aus der sieneser Schule, worüber man den Art. Italienische Kunst und Guido da Siena vergleiche. Der prächtige Marktplatz, auf welchem das schöne Rathhaus mit vielen Gemälden sieneser Meister, das Theater und mehrere Palläste stehen, ist mit einem köstlichen Springbrunnen geziert. Auf diesem Platze, den man seiner Vertiefung wegen mit einer Seemuschel vergleicht, werden zur Karnevalszeit die Pferderennen und die Faustkämpfe der Edelleute gehalten. Auch das neue Opernhaus, das Thor Camollia und das große Hospital sind schön. Die 1321 von Kaiser Carl dem Vierten gestiftete Universität, welche im Mittelalter ihren höchsten Flor erlangt hatte, besitzt eine große Bibliothek, reich an seltenen Büchern und Manuskripten: an ihr lehren 60 Professoren. Zu ihren Hülfsanstalten gehören ein anatom. Theater, ein Museum ꝛc.; auch hat sie eine gut eingerichtete Reitschule. Außerdem befinden sich hier mehrere Akademien, ein 1819 neu eingerichtetes Institut der schönen Künste und mehrere Privatkunstsammlungen. Die Einw. unterhalten Manufakturen und Fabriken von Wollenzeugen, Hüten, Leder, Darmsaiten ꝛc. und sprechen das zierlichste, musikalischste, aber zugleich weichlichste Italienisch. Siena ist der Stammort des durch Päpste, Feldherren, Staatsmänner und Gelehrten berühmten Geschlechts Piccolomini (s. d. Art.).

Sierra, spanisch: Gebirge, Gebirgskette.

Sierra Leona, eine Landschaft in Westafrika, beginnt im N. bei dem niedrigen Vorgebirge Cap Verga, geht etwa bis zum Flusse Mesurado und ist 55 Meilen lang und 60 breit. Ausgenommen am Vorgebirge Sierra Leona selbst ist die Küste nördlich und südlich davon äußerst flach. Sie wird vorzüglich von zwei Hauptnegervölkern, den Susuern und den Bulamern bewohnt, welche Fetisch-Anbeter und äußerst abergläubisch sind; jedes Stück Papier, von einem Weißen beschrieben, gilt ihnen für ein wichtiges Amulet oder Bewahrungsmittel gegen jedes Unglück. So wie alle Neger, tragen sie stets mannigfaltige Amulete bei sich, die sie Grigris nennen. Das Vorgebirge Sierra Leona liegt am südlichen Ufer des gleich-

namigen Flusses, welcher den Schiffen einen schönen und sichern Ankerplatz bietet; hier steigt von der über 100 Fuß hohen Küste das schön bewaldete malerische Sierra Leona-Gebirge nach Nord-Osten und Nord-Westen empor. Die Lage dieses Landes ist reizend, die schönsten Berge und Wälder erheben sich hinter ihr, es hat Ueberfluß an gutem Quellwasser und ein gesundes Klima. Die Regenzeit dauert hier vom Mai bis zum Sept. Die Entstehung der englischen Negerkolonie auf dieser Küste war folgende: Ein wackerer Engländer, Granville Sharp, ergriffen von dem Elende vieler in den Straßen von London bettelnder Neger, faßte den Gedanken, diesen Unglücklichen eine Niederlassung in ihrem eigenen Vaterlande zu verschaffen und sie wo möglich zu fleißigen, freien Menschen zu bilden. Sein Plan fand Unterstützung, und 1787 wurden die ersten Neger dieser Art hierher gebracht, wo sie eine Stadt, Freetown, gründeten. Allein die Eifersucht der benachbarten Negerfürsten und der Sklavenhändler gegen diese Kolonie freier Neger veranlaßte die Zerstörung dieser Stadt 1790, welche jedoch 1791 unter dem Namen Granvilletown unter Englands Schutze wieder errichtet ward. Eine andere Stadt, Freetown, ward bald darauf von solchen Negern angelegt, welche in Amerika Kriegsdienste geleistet hatten und hier dafür Ansiedlung erhielten. Allein auch diese Stadt ward 1794 von den Franzosen im Revolutionskriege zerstört. Sie ist aber wieder aufgebaut worden 1 ¼ Meile von der Mündung des Flusses, widerstand 1801 einem Anfall der benachbarten Neger und ward 1803 befestigt. Jetzt ist diese Kolonie so emporgeblüht, und die Zahl der Einwohner hat sich vorzüglich auch durch solche Neger vermehrt, welche man auf Sklavenschiffen gefunden und befreit hat, daß jetzt Freetown 6000 Einw., zwei andere Städte 1600 und 1200 und das Ganze an 17000 Einw. zählt. Die Kolonialgesellschaft hat Prämien auf den Anbau des Reises, Mais, Yams, Plataanen ꝛc. gesetzt. Am 2. August 1817 nahm hier die Herausgabe der Zeitung, the royal gazette und Sierra Leona advertiser ihren Anfang. Die Militärmacht besteht aus einigen europäischen Soldaten, ein Korps Schwarzer der Kolonie, und einem westindischen Negerregiment; die Civilverwaltung aus einem englischen Oberrichter, einem niedern Gerichtshofe, einem Sherif und mehrern Magistratspersonen. Die Civilverwaltung kostet der Regierung jährlich 22.594 Pf. Sterling. Die Stadt Freetown, einer der schönsten Hafenplätze Afrikas, hat vier Schulen nach dem lankaster-bellschen Unterrichtssystem; heil. Karlskirche (die erste steinerne auf der Westküste Afrikas erbaute Kirche), Metropolitankirche von Westafrika. In der Festung Thornton ist eine Kriegsschule zur Erziehung junger Afrikaner, um sie in der Folge als Offiziere bei der afrikanischen Armee anzustellen, mit englischen Lehrern. Fünf Meilen von der Stadt am Schweinefluß ist im J. 1809 der Grundstein zu einer neuen Stadt, Kingston, angelegt worden.

Sierra Morena (Montes Mariani), ein Gebirg in Spanien, geht bei San Clemente von der Ebrokette südwestwärts zwischen der Guadiana und dem Guadalquivir durch Neukastilien, Andalusien und Estremadura, und verflacht sich in Algarvien gegen das atlantische Meer, welches es nicht ganz erreicht. Dieses Gebirge ist unter allen Hauptketten das niedrigste, hat einen breiten mit Bäumen und Gebüsch stark bewachsenen Rücken, an der Nordseite sehr steile, an der Südseite minder steile Abfälle. Die höchsten Kuppen erheben sich 22—2300 F. übers Meer. Der Hauptpaß dieses Gebirges ist jener bei Despenna-Peros, die Haupt- und Kunststraße von Madrid nach Cordova, durch ansehnliche Verschanzungen befestigt. Südlich schließen sich an die Gebirgsfüße zum Theil sehr unfruchtbare Landstrecken, die der Graf v. Olavides (s. d. A.) 1767 durch Anlegung von Colonien (Deutsche, Franzosen, Niederländer ꝛc.) besonders bei Carolina anzubauen

versucht hat. Durch die Ungnade, in welche Olavides fiel, sind die neuen Colonien nach und nach in Verfall gerathen. Sein Nachfolger besaß vielleicht nicht die glänzenden Eigenschaften, besonders die einsichtsvolle Betriebsamkeit des Olavides. Dies erschlaffte den Anbau des Landes und veranlaßte sogar, daß mehrere Familien wieder wegzogen. Indessen hörte die Auswanderung allmählig auf, und man zählt in Carolina und den davon abhängenden Dörfchen über 5000 Personen. Die deutschen Familien sind zum Theil verschwunden, und die davon noch übrigen mengen sich nach und nach unter die Eingebornen, und haben schon keinen Geistlichen mehr, der ihre Sprache spricht. Die einzelnen Theile des Gebirges sind: 1) die eigentliche Sierra Morena, der größte Theil der ganzen Kette bis Llerena nördlich von Sevilla. Ein langer Zweig ohne besondern Namen zieht sich nordwestwärts zwischen der Guadiana und Guadalena. 2) Die Sierra de Constantina in Estremadura und im Königreiche Sevilla; ein nordwestlicher Zweig ist rechts der Ardila die Sierra de los Santos bis an die Guadiana unterhalb Olivenza. 3) Die Sierra de Aroche besteht aus mehreren Zweigen zwischen der Guadiana und dem Tinto. Diese Zweige, so wie die südlichen Zweige der Sierra de Constantina zwischen dem Tinto und Guadalquivir, fallen 3—4 Meil. vom Meere in den ebenen fruchtbaren Küstenstrich ab, welcher sich von der Mündung des Guadalquivir bis zu jener der Guadiana hinzieht.

Siesta, ein spanisches Wort, die Mittagszeit, Mittagshitze. Weil in den warmen Ländern sich jedermann um diese Tageszeit, so viel möglich ruhig verhält, so bedeutet Siesta so viel als Mittagsschlaf.

Sigeum. Sigeische Inschrift. Jenes ist ein altberühmtes Vorgebirge der asiat. Küste unweit Troja, in dessen Nähe sich das griechische Lager im trojanischen Kriege befand. Dort hatte Achilles seine Flotte ans Ufer gezogen, und dort wurde er auch nebst seinen Freunden Patroklus und Antilochus begraben. Man erblickt noch dort alte große Grabhügel, die man für die ihrigen gehalten hat. Vorzüglich merkwürdig ist die alte Inschrift, welche sich dort auf einem Marmorsitze befand, und welche man zum Theil, soviel davon in äolischer Mundart ist, für älter als den Dichter Simonides hält. Die Umwohner betrachteten dies uralte Denkmal als eine Art von Palladium gegen Krankheiten, und die Kranken setzten oder legten sich darauf, wodurch die Schrift viel gelitten hat. Doch ist sie längst vollständig copirt, und auch durch Lord Elgin neuerlich selbst nach England gebracht worden.

Signalkunst drückt die Fertigkeit aus, mittelst gewisser Zeichen in der kürzesten Zeit Nachrichten und Befehle von einem Orte zum andern zu bringen. Hierher gehört das wesentlichste Instrument, der Telegraph (s. d. Art.). Signale werden den Truppen gegeben, um sie bei einem unerwarteten feindlichen Anfall zusammen zu rufen. Sie werden gewöhnlich der Artillerie übertragen und theilen sich in Tag- und Nacht-Signale. Die erstern sind Rauch, Dampfkugeln oder Fahnen; die letztern aber sind Bomben, Raketen, Lermstangen und Blickfeuer. Unter allen Signalen verdienen die Bomben den Vorzug, weil man sie bei Tage wie bei Nacht, und selbst bis auf eine Weite von 2 Meilen wahrnehmen kann. Die Signale mit bunten und verschieden gestellten Fahnen geben Gelegenheit, ganze Worte aus zu drücken, sie gehören daher in die Telegraphie. Als Nachtsignale sind die Lermstangen sehr gewöhnlich. Zu ähnlichen Signalen dienen auch auf hohen Thürmen vermittelst einer eisernen Stange herausgehangene Leuchtkugeln. Die Raketen haben den Vorzug, daß sie sehr hoch gehen, und daher unter übrigens gleichen Umständen viel weiter gesehen werden können, als jede andere Art Signale. Am einfachsten sind die Pulversignale oder Blickfeuer, die fast in einem und demselben Augenblick

gemacht und gesehen werden, und zu denen es nichts weiter bedarf, als einiger Loth Pulver, auf einem Bret, oder in einem Kasserol angezündet, und durch die größere Höhe, auf welcher dies geschieht, um so weiter sichtbar gemacht. Auch Luftballons, die an Linen befestigt sind, lassen sich zum Signalisiren gebrauchen. Vorzüglich wird die Signalkunst auf Kriegsschiffen angewendet, wo die Befehle vom Admiralsschiffe mittelst Aufziehen gewisser Flaggen von verschiedenen Farben und Gestalten, nach der Anleitung des Signalbuchs, ertheilt werden. Die Repetionsfregatte wiederholt für die von dem des Befehlshabers der Flotte entfernteren Schiffe die Signale, welche nicht allemal in der ganzen Linie sichtbar sind. Die Tagsignale lassen sich leicht in andre verändern, indem alles bloß von der Bezeichnung der Ziffern durch Farben abhängt. Man zeichnet sodann durch eine Flagge die Nummer des neuen Schlüssels für die Signale. Bei Nacht hilft man sich durch Laternen, Kanonenschüsse, Raketen, Blickfeuer u. s. w. Auf einzelnen Schiffen bedient man sich der Schiffspfeifen, die einen sehr durchdringenden Schall haben, wo jeder Ton ein dem Schiffsvolke erkenntliches Zeichen ist.

Signatur, das Bogenzeichen, der Buchstabe, oder die Ziffer, welche unter auf der ersten Seite jedes Bogens die Bogenzahl dem Buchbinder zeigt. S. auch den Art. Motus proprius.

Silber, zu den edeln Metallen gehörend, ist nächst dem Golde das duktilste Metall; härter und elastischer, auch zu den feinsten Fäden gezogen noch zäher und fester, als jenes. Das Silber findet sich, außer dem gediegenen Zustande, in mannigfaltigen andern Verbindungen. Als gediegen Silber wird es in güldisches und gemeines unterschieden, von welchen keines ein eigentlich reines Silber darstellt, und von letzterm das krystallinisch gediegene Silber von Johann Georgenstadt nach John 99. an metallischem Silber, 1. an Antimonium, wenig aber von Kupfer und Arsenik enthielt. Das durch metallurgische Behandlung gereinigte Silber besitzt eine gelblichweiße metallisch glänzende Farbe, ist im eigenthümlichen Gewichte nach Brisson zu 10,4743. und bei geschlagenem zu 10,5107. fast um die Hälfte geringer als das Gold. Seine absolute Festigkeit, welche man sonst geringer als die des Goldes annahm, fand der Graf von Sickingen stärker als solches. Dem Golde und Platin folgt es aber in der Dehnbarkeit, und in der Härte dem Eisen, Platin und Kupfer, und ist das klingendste nach letzterm. Vollkommen reines Silber ist geschmack- und geruchlos, wird weder in der Luft noch vom Wasser angegriffen, und ist daher keinem Roste ausgesetzt, lauft aber leicht durch geschwefeltes Wasserstoffgas schwarz an. Zum Fluß fordert es eine Hitze von 28° Wedgwood oder von 2096° Reaum. und zeigt sich nach Kunkels Erfahrungen mehrere Monate in anhaltendem Flusse feuerbeständig, da ein Verlust von wenigen Granen andern Beimischungen füglich zuzuschreiben war. Im Brennpunkte des Trudainischen Brennglases dampfte es wie Gold, und wurde eine Goldplatte von diesen Dämpfen versilbert. Nach Singer glüht das Silber, wenn es durch die galvanische Säule geschmolzen wird, mit smaragdgrünem Lichte, endigen sich aber die Drähte mit Kohlenstreifen, so ist das Licht sehr schön weiß. Bei plötzlicher Erkaltung im Flusse, wo es auf der Oberfläche gesteht, sich zusammenzieht, und den noch flüssigen Theil hervorpreßt, wächst es unter zischendem Geräusche in baumartige Figuren aus; auch bemerkte Gilbert ein sonderbares Tönen bei einer heißen Silbermasse, während sie erkaltete. Am leichtesten wird das Silber in der Salpetersäure aufgelöst, welche in gehöriger Stärke es schon in der Kälte unter entstehender Erhitzung angreift. Ohnerachtet die Affinität der Schwefelsäure zu dem Silber stärker als die der Salpetersäure ist, so fordert sie doch zur Auflösung des Silbers eine starke Konzentration

und das Kochen der Säure mit solcher. Die Verbindung der Salzsäure mit dem Silber kommt natürlich in dem Silber-Hornerze vor. Von der gemeinen Salzsäure wird das Silber gar nicht angegriffen, von der oxydirten aber aufgelöst, und besitzt sie zu den Silber-Oxyden eine stärkere Affinität als Schwefel- und Salpetersäure. Die Verhältnisse des Silbers mit den übrigen Säuren sind größtentheils noch nicht mit der Vollständigkeit untersucht, daß sich etwas Bestimmtes angeben ließe. Inzwischen wirken die meisten andern Säuren gar nicht auf das metallische Silber, und nur auf die Silberoxyde, deren Grad, der Oxydation nach, noch zu wenig beachtet worden ist. In Verbindung mit dem Schwefel kommt das Silber natürlich 1) in dem geschmeidigen Silberglanzerze, 2) in dem Spröd-Silberglanzerze, welches gegenwärtig nach Werner in Spröd-Glanzerz und Schwarzgültigerz unterschieden wird, vor. (Das reichste Silbererz, so daß 100 Pf. Erz über 70 Pf. Silber geben, findet sich bei Schemnitz in Ungarn und in Sachsen bei Freiberg.) Jenes enthält bloß Silber und Schwefel, letzteres aber noch einen Gehalt von Spießglanzmetall, Eisen, Kupfer und Arsenik. Die Silberschwärze scheint aus einer Verwitterung von 1. u. 2. nebst einer Beimengung von Silberhornerze zu bestehen. In dem Rothgültigerze, und zwar dem dunklen und leichten fand man ehedem Silber, Schwefel und Arsenik. Der Schwefel befördert den Fluß des Silbers, und erhält man, wenn es mit 2 — 3 Theilen desselben geschmelzen wird, eine schwärzliche, spröde, brüchige Masse, als geschwefeltes Silber, welches leicht in nadelförmige Krystalle anschließt und dem Silberglanzerze ähnelt. Der Schwefel läßt sich durch Abbrennen wieder von dem Silber scheiden. Die Verbindungen des Silbers mit den Metallen, welche hier in Betrachtung kommen können, betreffen das Platin, und gibt dieses mit dem Silber eine unvollkommen gemischte grobkörnige Masse, in welcher sich aber das Platin durch Salpetersäure auflösen läßt. Das Gold kommt aber viel häufiger und zwar in natürlicher Verbindung mit dem Silber vor, wie das güldisch Gediegensilber beweiset. — Zu den Verbindungen des Silbers kann hier noch die mit dem Spießglanzmetalle gerechnet werden, welche in dem Spießglanzsilber natürlich vorkommt. Die Silberarbeiter verarbeiten das Silber zu allen Bequemlichkeiten und Werken der Pracht und des Putzes. Die, welche nur große Geräthschaften, z. B. Kannen, Schüsseln, Teller ꝛc. verfertigen, heißen Silberschmiede; die welche sich bloß mit Galanteriewaaren, z. B. Dosen, Stockknöpfe ꝛc. beschäftigen, Galanteriearbeiter. Das Silber wird von diesen Arbeitern nur selten ganz rein verarbeitet, sondern mit Kupfer versetzt. Der Zusatz desselben ist bestimmt, wiewohl fast jedes Land und jede große Stadt ihr eigenes Verhältniß hat. Der Gehalt des Silbers wird von den Arbeitern nur ungefähr vermittelst der Probirnadeln erforscht. Zum Silber hat man 16 Nadeln, von 1 — 16 löthig. Das Verarbeiten dieses Metalls geschieht zum Theil durch Schmieden, wozu es vorher in Tiegeln geschmolzen und in einen Einguß gegossen wird. Der Silberdrathzieher bereitet aus Silber, gewöhnlich nur in Fabriken, Drath. Zuerst wird das Silber gereinigt, dann in runde Stangen gegossen und geschmiedet, welche entweder weiß bleiben, oder vergoldet, und auf verschiedenen Ziehbänken durch immer kleinere Löcher bis zur verlangten Feinheit gezogen werden. Dieser Drath wird hernach meistentheils zu Lahn geplättert, in Faden gesponnen, und zu reichen Zeugwebereien, Stickereien, Tressen, Kantillen u. s. w. verbraucht. Die Versilberungen geschehen auf ähnliche Art, wie die Vergoldungen (s. d. Art.).

Silberflotte nannte man sonst eine Anzahl Schiffe, welche jährlich im August von Cadix nach Vera Cruz in Mexiko absegelten, die in den Bergwerken gewonnene Ausbeute an Silber abzuholen. Sie bestand aus 3 Schif-

fen für Rechnung des Königs und ungefähr 16 Kauffahrern, ist aber seit 1751 abgeschafft worden; doch bedient man sich des Namens noch zuweilen, mehrere aus Amerika kommende, mit Silber beladene Schiffe zu bezeichnen.

Silbermann (Gottf.), sächs. Hof- und Landorgelmacher, geb. zu Kleinbobritzsch bei Frauenstein in Sachsen, war ein vorzüglicher Verfertiger von Claviren, Fortepiano's und Orgeln und erfand die Cymbale d'Amour. Seine Arbeiten verbanden mit der Güte und Dauerhaftigkeit zugleich eine einfache innere Einrichtung, eine kräftige Intonation und eine bequeme Claviatur. Er hat überall in Sachsen schöne Denkmäler seiner Kunst und seiner mechanischen Kenntnisse hinterlassen. Er starb 1756.

Silen (Silenus), nach der Mythe der Erzieher des Bakchus und dessen Begleiter auf allen seinen Zügen. Sein Ursprung wird verschieden angegeben. Nach Einigen war er ein Sohn des Merkur oder des Pan mit einer Nymphe, nach Andern entsprang er aus dem Blute des Uranos, und hatte eine Nymphe, Nais, oder eine melische Nymphe zur Gemahlin, mit welcher er den arkadischen Centauren Pholos zeugte. Er unterrichtete den Bakchus in allen Wissenschaften. Den begeisternden Trank seines Zöglinges liebte Silen so sehr, daß er fast immer in demselben berauscht war, und dadurch zu erhabenen Gesängen entflammt wurde. Die verschiedenen Abenteuer, welche die Dichter von ihm erzählen, übergehen wir, und begnügen uns nur anzuführen, daß das Geschrei des Esels, welchen er gewöhnlich ritt, im Kriege gegen die Giganten diese so sehr erschreckte, daß sie die Flucht ergriffen. Auf diesem Esel reitet er auch vor den Zügen des Bakchus her, bekränzt mit Weinlaub, und nicht selten vom zu reichlichen Genusse des Rebensaftes kaum vermögend, sich aufrecht zu erhalten. In der Folge schufen die Dichter noch mehrere Silenen, welche gleich den Satyrn (s. d. A.) abgebildet werden. Der eigentliche alte oder Vater Silen unterscheidet sich von den übrigen gewöhnlich durch seinen kurzen dicken Körper und befindet sich immer an ihrer Spitze.

Silesius (Angelus), ein bekannter Liederdichter und Mystiker, hieß eigentlich D. Johann Scheffler und war zu Breslau 1624 geboren. Er wurde Leibarzt Kaiser Ferdinands III., trat 1653 zur katholischen Kirche über und starb 1677 als Priester. Zart in seinen Gefühlen, und feurig in seiner Begeisterung, aber fromm tändelnd, gleicht er dem Dichter der Trutz Nachtigall, Friedrich Spee (vergl. d. Art.). Des Angelus Silesius cherubinischer Wandersmann war fast ein ganzes Jahrhundert lang ein in zahlreichen Ausgaben verbreitetes Erbauungsbuch. Es erschien zu Glogau 1635, zuletzt 1735 zu Altona. Außerdem hat Angelus noch geistliche Hirtenlieder und eine betrübte Psyche geschrieben. Die neuere Kunstschule hat sein Andenken zurückgerufen. 1815 gab Heid eine Sammlung von Sprüchen des Angelus Silesius heraus; 1818 besorgte Franz Horn eine ähnliche und 1820 erschien zu Berlin von V. v. E. eine Sammlung geistlicher Sprüche aus dem cherubinischen Wandersmann.

Silhouette oder Schattenriß nennt man das Schattenbild eines Menschen, dessen Umriß mit schwarzer Farbe ausgefüllt ist; manchmal sind hierein die innern Linien des Gesichts mit leichten weißen Linien gezeichnet. Der Name Silhouette stammt von einem französischen Minister, Etienne de Silhouette, her, und war ursprünglich ein Spottname. Im J. 1759 hatte ein kostspieliger Krieg den Staatsschatz erschöpft; der Minister de Silhouette suchte dem Mangel durch ein strenges ökonomisches System abzuhelfen, das er durchgreifend einführte. Hierdurch, und weil er auch bei seinen Reformen die Capitalisten nicht schonte, machte er sich verhaßt. Die witzigen Franzosen, um den Minister zu verspotten, beschnitten nun ihre Moden; Röcke ohne Falten, kleine Hüte, kleine Stiefeln kamen an die Tagesordnung, und

unter ihnen auch die Schattenrisse. Solche ärmliche, beschnittene Kleidungen, Möbeln ꝛc. nannten sie à la Silhouette. Silhouettiren geschieht, indem man entweder den Schattenriß aus freier Hand schneidet oder zeichnet, oder, was die sichere Methode ist, indem man den durch ein Licht geworfenen Schatten umschreibt und ihn dann mittelst des Storchschnabels (s. d. Art.) verkleinert. Das Silhouettiren geschieht auf folgende Weise und mittelst des Sesselrahmens am sichersten. Auf einer Bank zwischen dem Silhouetteur und der zu silhouettisirenden Person wird ein Rahm befestigt, der mit einem reinen und feinen Glase versehen ist, auf das ein geöltes und gut wieder getrocknetes Papier mittelst 2 festhaltender Schieberchen gelegt wird. Das Glas kann höher und niedriger gestellt werden; gut ist es, wenn die Bank eine Lehne hat, woran sich die abzuzeichnende Person festhalten kann. Bei einem Sonnenmikroskop läßt sich der Schattenumriß viel reiner und marquirter nehmen, als bei dem Lichte einer Kerze. Die Silhouettirkunst soll die Erfindung der Liebe und eines korinthis. Mädchens, der Tochter des Töpfers Dibutades, gewesen seyn. Bei einem Abschiede von ihrem Geliebten ward das Profil des Jünglings durch den Schatten an die Wand geworfen. Das liebende Mädchen gerieth auf den Gedanken, mit einer Kohle das Gesicht des Jünglings zu umzeichnen, und sich so ein, wenn auch unvollkommenes Bild von ihm zu nehmen. Aus diesem einfachen Versuche ging die ganze herrliche Malerkunst hervor. Im Anfange, wo man bloß mit Linien zeichnete, nannte man die Abbildungen skiagraphische; doch bald füllten Krato aus Sikyon und Kleanthes aus Korinth die Umrisse mit Farben aus. Diese einfarbigen Bilder hießen Monochrome. Auf diese Weise wurden auch andere Gegenstände gezeichnet, als Pferde u. a. Thiere. Daß die Silhouettirkunst bei den Alten eine bedeutende Höhe erreicht habe, beweisen die hetrurischen Vasengemälde. Die Silhouettirkunst, wenn gleich ihre Zeichnungen keinen großen künstlerischen Werth haben, wird doch immer, wegen der Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der sie die Abbildung einer Person liefert, beliebt bleiben. Die Silhouettirkunst, welche nur Profile bildet, vermag zwar diese mit großer Aehnlichkeit wieder zu geben, aber die Züge des Gesichts und alles, was nur mittelst der Farbe dargestellt wird, entgeht ihr. Es ist daher natürlich, daß sie solche Gesichter, welche etwas Charakteristisches im Profile besitzen, auch am besten trifft, und daß, je sprechender die Physiognomie eines Menschen im Profile ist, desto leichter und treffender die Silhouette von ihr genommen werden kann.

Silius (Cajus) Italicus, ein römischer Dichter, war nach seinem Namen entweder aus der Stadt Italica in Spanien, oder aus Corfinium, das sonst auch Italica hieß, um 25 n. Chr. gebürtig. Er war mehrere Jahre Rechtsanwalt in Rom, und bekleidete zu verschiedenen Malen das Konsulat. Als Prokonsul in Asien erwarb er sich, wie in seinen früheren Aemtern, vieles Lob, worauf er sich von den Geschäften auf seine Güter in Campanien zurückzog. Er starb im 2. Jahr der Regierung Trajan's in einem 75jährigen Alter eines freiwilligen Hungertodes, den er wählte, um sich von den Schmerzen eines unheilbaren Geschwüres zu befreien. In der Beredsamkeit war Cicero, in der Dichtkunst Virgil sein Vorbild. Wie wenig er aber den letztern erreichte, beweiset sein auf uns gekommenes Gedicht vom zweiten punischen Kriege, welches während des Constanzer Conciliums in einem Thurme des Klosters St. Gallen gefunden, und zuerst zu Rom 1471 gedruckt wurde. Der Werth dieses Epos besteht weniger in der Poesie, als in der historischen Genauigkeit, womit die Thatsachen erzählt werden. Es hat daher selbst zur Aufhellung mancher geschichtlichen Umstände gedient. Es ist mehr ein Werk des Fleißes als des Genies; doch fehlt es nicht an einzelnen Stellen, die sich durch ihren höhern Schwung und größern

Reichthum vortheilhaft auszeichnen, z. B. die Beschreibung von Hannibals Zug über die Alpen. Die besten Ausgaben sind von Aldus, 1528. 8., von Drackenborch, Utrecht 1717. 4., von Ernesti, Leipz. 1791. 2 Bd. 8., und von Ruperti, Gött. 1795. 2 Bd. 8.

Silo oder Kornkeller, ein spanischer Name, bezeichnet eine ungefähr 14 Fuß tiefe Grube zum Aufbewahren des Getreides. Sie wird am besten in Mergelboden, der nicht ganz trocken ist, angelegt. $8\frac{1}{2}$ Fuß tief über dem Grunde wird ein Mauergewölbe aufgeführt, das sich an die Einschüttungsröhre anschließt. Die Wände rings um die ganze Grube werden mit Stroh ausgeschlagen. Sorgfältige Erfahrungen haben gezeigt, daß gegen 300 Scheffel Weizen, die sich in einem Silo befanden, sich um einige Scheffel vermehrt hatten, während das Gewicht der ganzen Masse um $2\frac{1}{2}$ Prozent vermindert war. Außer der obern Schicht, die etwas dumpfig war, war das ganze Getreide gut erhalten. Die Kosten der Aufbewahrung auf Böden berechnet man im Allgemeinen auf 5 Proz., in größern Silos aber, wenn diese erst nach zwei Jahren geöffnet werden, auf 1 Proz. Auf dem Landgute des Herrn Terneaux zu St. Ouen bei Paris wurden 1824 die neuen Korngruben oder Silos, welche Herr Terneaux angelegt hat, aufgedeckt. Man fand das 1819 in dieselbe gelegte Getreide so frisch und gesund, als wäre es erst seit einigen Tagen in den Gruben. Diese einfache und wohlfeile, bereits in Ungarn übliche Aufbewahrungsart, die für jedes Vermögen und jede Gegend paßt, und die Möglichkeit einer Hungersnoth beseitigt, verdient allgemein eingeführt zu werden.

Silvanus, ein uralter italischer Gott, der nach Virgil bei den tyrrhenischen Pelasgern als Gott der Aecker und des Viehes in Hainen verehrt wurde. Nach Horaz empfing er als Grenzhüter Trauben und für Erhaltung der Herde zum Herbstopfer Milch. Nach Cato erflehte man die Gesundheit der Rinder vom Mars Silvanus im Walde mit einem Opfer von Speltmehl, Speck, Fleisch und Wein. Bei Juvenal wird ihm ein Schwein geschlachtet. Lucilius bei Nonnus nennt ihn der Wölfe-Verscheucher und Zerdonnerer der Bäume. Als Anpflanzer wilder Bäume trägt er einen Wurzelschoß der Cypresse und freut sich des wildernden Stammes. Der Verfasser de limitibus sagt: Silvan habe zuerst einen Grenzstein gesetzt, und unterscheidet einen häuslichen, zu den Hausgöttern gehörigen, einen ländlichen, den Hirten heiligen, und einen anfänglichen, der auf der Grenzscheide verschiedener Besitzungen einen Hain habe. Die Kunst stellte ihn als einen nackten, bärtigen Mann dar, auf dem Haupte einen wilden Kranz, in der Rechten eine Hippe, in der Linken einen Ast, auch findet man ihn mit Ziegenhörnern und Ziegenfüßen abgebildet. Spätere Erklärung deutet ihn, wie den Faunus und Pan, mit denen er vermischt ward, zu einem Symbol des Grundstoffs.

Silfverstolpe (G. A. v.), Pfarrer, königl. schwed. Kanzleirath und Historiograph, geb. 1772, studirte in Upsala, wirkte als Rektor des Gymnasiums zu Linkjöping sehr nohlthätig, und schrieb mehrere ausgezeichnete Schulbücher. Seine Geschichte Schwedens, Stockholm 1805, 3 Thle., ist das Beste, was die schwed. Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat; Verdienst haben auch seine Werke über Schwedens alte Geographie. Seine Uebersetzung der Corinna ist meisterhaft. 1795—97 gab er ein Journal heraus, das aber keinen gedeihlichen Fortgang hatte. Seine vermischten Schriften enthalten viele Uebersetzungen aus dem Deutschen. Als Mitglied im Ausschusse des öffentlichen Unterrichts fanden manche seiner Vorschläge Eingang; so wie er auch auf den Reichstagen, als Mitglied des Ritterstandes, ein warmer Beförderer des Unterrichts war. Eine Geschichte des Verhältnisses zwischen Schweden und Norwegen vom Ursprunge dieser Staaten bis jetzt, gab er auf

Befehl des verstorbenen Königs 1821 zu Stockholm in 3 Bdn. heraus. Silfverstolpe starb 1824.

Simonides war ein Sohn des Leopreps und aus Julis auf der Insel Ceos gebürtig (vor Chr. 557). Aus seiner Vaterstadt begab er sich nach Athen, wo er der vollkommenen Freundschaft des Hipparchus genoß, die er mit dem Angereon theilte. Auch mit dem Dichter Theognis lebte er in vertrautem Umgange. In Thessalien genoß er die Freundschaft der Skopaden, einer der edelsten und reichsten Familien in Thessalien. Die Siege, welche ihre Streitrosse in den Wettspielen der Helenen gewannen, verherrlichte Simonides durch seine Lieder, welche aber verloren gegangen sind. Ihm allein verdanken die Skopaden, daß ihr Name noch bei der Nachwelt genannt wird. Bekannt ist das wundervolle Ereigniß, welches unserm Dichter das Leben rettete, als ein unglücklicher Zufall den Skopaden den Untergang brachte. Als er einst zu Kranon bei Skopas speisete und eine auf ihm verfertigte Ode ablas, welche er zugleich auch mit dem Lobe der Dioskuren ausgeschmückt hatte, so sagte Skopas: daß er ihm nur die Hälfte des bedungenen Geldes geben werde, die andere solle er sich von den so verherrlichten Tyndariden bezahlen lassen. Bald darauf wurde dem Simonides gesagt, daß er herauskommen möchte, weil zwei Jünglinge ihn eifrig zu sprechen wünschten. Er ging hinaus, fand Niemand und war eben im Begriff, wieder ins Haus zurückzukehren, als das Speisezimmer einstürzte und Skopas mit allen den Seinigen erschlagen wurde. Da man nachher die ganz zerschmetterten Leichname nicht erkennen konnte, so machte sie Simonides den Hausgenossen dadurch kenntlich, daß er sich an den Ort erinnerte, wo jeder sich gelagert hatte, welches ihm diente, sie von einander zu unterscheiden. Dies gab ihm Veranlassung über die Kunst des Gedächtnisses nachzudenken und zu lehren, wie man vermittelst genauer Bemerkung des Lokals sich jede Sache bestimmt einprägen könne. Diese Erfindung gereichte ihm bei seinem Nachkommen zum größten Ruhme. (S. d. Art. Mnemonik.) Ein andermal wurde Simonides abermals einer wunderbaren Rettung durch den Schutz der Götter gewürdigt. Er fand einst am Ufer des Meers den Leichnam eines ihm unbekannten Todten und begrub ihn. Als er nun gleich darauf im Begriff war, selbst zu Schiffe zu gehn, so erschien ihm die Gestalt des Verstorbenen im Traume und warnte ihn gegen eine Reise, die zu seinem Verderben ausschlagen würde. Er folgte dem Traume und alle, die sich auf sein Schiff begeben hatten, kamen im Sturme um. In Athen blieb Simonides auch noch nach dem Tode des Hipparchus, genoß den Umgang des Themistokles und sah die Blüthe des Aeschylus, welcher seine ersten Trauerspiele Olymp. 70 auf die Bühne brachte. Er trug sogar Olymp. 73, 1. bei einem Wettstreite zu Ehren der bei Marathon gefallenen Athener über den berühmten Tragiker den Preis davon. Mehrere Jahre hielt sich Simonides in Sparta auf, und verherrlichte in Epigrammen und Hymnen den Tod des Leonidas. Olymp. 76. zwischen dem 3ten und 4ten Jahre folgte er den Einladungen des Hiero nach Syrakus, und blieb an dem Hofe dieses vortrefflichen Fürsten bis an seinen Tod, 476 vor Christi. Nichts war berühmter als der freundschaftliche Umgang mit einander, der zu manchem geistreichen Ausspruche Gelegenheit gegeben hat. Seine Asche wurde wahrscheinlich in die Nähe der Stadt beigesetzt und ein ansehnliches Grabmal von Hiero seinem Freunde zu Ehren errichtet. Von seinen Gedichten ist nichts mehr vorhanden, außer einige Fragemente, welche Brunck gesammelt hat. Noch ist zu bemerken, daß auch Simonides für den Erfinder der griech. Buchstaben η. ζ. ξ. ψ. ω. gehalten wird. Er war der erste Dichter, der für Geld dichtete.

Simonie, die Ertheilung geistlicher Aemter oder Rechte für Geld oder aus Gunst wegen weltlicher Rücksichten. Gregor VII. (1075) nannte Simonisten solche Geistliche, welche für die Belehnung mit ihrer Pfründe den weltlichen Großen Geld gaben, weil ein gewisser Simon in den Zeiten der Apostel um die Gabe Wunder zu wirken, Geld geboten hatte. Die Simonie wird mit dem Verlust des geistlichen Amtes, und bei dem Ertheilen mit dem Verluste des Pfarrrechts bestraft.

Simplon (ital. Sempione), ein 10.327 Fuß hoher Uralpenberg im helvet. Kanton Wallis auf der Grenze zwischen der Schweiz und Italien. Ueber das auf demselben liegende, die Gebirgskette durchschneidende Thal, welches die Schneelinie nicht erreicht, war vormals nur ein Weg für Fußgänger und Reiter, bis 1801—1806 derselbe von Napoleon in eine der merkwürdigsten Kunststraßen umgeschaffen wurde; sie ist als eins der dauerhaftesten und größten Denkmäler, welche dieser Monarch seiner Macht und Politik errichtet hatte, zu betrachten. Diese Straße, die einzige, auf welcher man aus der Schweiz über die Alpen fahren kann, und welche, abgesehen von der militär. Wichtigkeit, unzählige Handelsvortheile gewährt, ist 14 Stunden lang, 25 F. breit, nirgends stark aufsteigend, und daher selbst für die schwersten Lastwagen fahrbar. Sie beginnt ¼ St. westlich von Brieg, geht über die Saltniabrücke, dann oberhalb des Dörfchens Ried durch einen schönen Lerchenwald über den ersten Felsengang oder Gallerie, dann über die 80 Schritte lange Kanterbrücke nach Persal, wo die Straße wegen der jähen Abgründe und der Lawinen viele Krümmungen macht. In den Tiefen brausen herabstürzende Wasser, und die Straße geht hier durch Gallerien, d. i. durch Felsen, die mehrere 100 Schritte lang durchbrochen sind, und wo durch Oeffnungen der Weg beleuchtet wird. Aus denselben tritt man in liebliche Thalgründe mit Sennhütten, und sieht über schwarze Tannenwälder Gletscher und hohe Schneeberge im Blau des Himmels. Die bedeutendsten Anlagen des kolossalen und erstaunungswürdigen Baues sind jene Felsengänge oder Gallerien, von denen unter andern die Gallerie d'Algaby 215 und die große Gallerie an der italien. Seite, durch einen Granitfelsen gehauen, an dem ein Bach sich aus der Höhe herabstürzend, einen prächtigen Fall bildet, 683 Fuß lang ist. Schon von der Gallerie des Glaciers unweit der Tavernettogletscher verschwinden allmählig die Bäume und werden trotz der bedeutenden Kälte durch Rhododendron ersetzt. Jenseits des 8ten Felsenganges erreicht man die höchste Stelle der Straße, die 6174 F. über dem Meere erhaben ist. Von dieser kömmt man in einer halben Stunde zum Chausseehaus; rechts in der Tiefe auf der italien. Seite erblickt man das alte Hospitium und an der Straße das neue; es wurde von Napoleon unvollendet gelassen und ist 1827 von der walliser Reg. den Klostergeistlichen des St. Bernhardsberges übergeben worden: diese werden es ausbauen und in dieser unwirthlichen Höhe einen neuen Wirkungskreis ihrer edlen Menschenfreundlichkeit finden. 1½ St. weiter liegt das Pfarrdorf Simplon, 4548 F. über dem Meere. Auf der Brücke bei Cevola vereinigt sich die Straße mit jener über den Gries. An der Veriola, einem Flusse, läuft die Straße über Ganz, wo ein Wirthshaus ist, fort; bei einer Kapelle, ¼ St. weiter, ist die Grenze des Wallisergebiets, dann läuft die Straße fort bis St. Marko, dem ersten ital. Dorfe, und endigt in der Nähe von Domo d' Ossola in Piemont. Lawinen und vom Regen losgerissene Steinmassen beschädigen oft die Straße, so daß die Ausbesserung jährlich einen bedeutenden Aufwand erfordert, welche aber weder die schweizer, noch die sard. Reg. bis jetzt hat übernehmen wollen. 1790 fochten auf dem Simplon die Franzosen und Oestreicher mit einander, und 1814 drang ein ital. Corps über den von den Oestreichern nur schwach besetzten Berg, das aber vom walliser Landvolk zerstreut wurde.

Simultaneum, die gleichzeitige freie Ausübung der Religion an einem Orte, wo eine andere die herrschende ist, z. B. der protestantischen in einem katholischen Lande, und der Gemeingebrauch einer Kirche. In Deutschland wurde dieser Gebrauch für verschiedene Orte, welche daher, so wie der Gebrauch selbst, simultanisch heißen, durch einen Beschluß von 1624, auch späterhin durch den westphälischen Frieden festgesetzt. Nach der Verfassung des deutschen Bundes gilt in allen dazu gehörigen Ländern ein volles, nothwendiges Simultaneum.

Sine-Curen sind in England Stellen, womit durchaus keine Geschäfte verbunden sind, und welche doch ungeheure Gehalte eintragen. Jüngere Söhne vornehmer Familien, ja Weiber und Kinder, Freunde und Verwandte der Minister pflegen sie zu erhalten. Die Aemter des Aufsehers der sogenannten fünf Häfen, des Siegelbewahrers von Irland; oder auch an sich niedrige und lächerliche, wie das des Schleppenträgergehülfen beim Großkanzler, eines Pack- und Krahnmeisters in irgend einem bedeutenden Hafen, ja selbst das der Auskehrerin der Park-Allee, sind solche reich besoldete Sine-Curen, die zusammen jährlich mehrere Millionen verschlingen. Vorzüglich hat man sich in der neuesten Zeit, aber mit wenigem Erfolg, über den Mißbrauch der Sine-Curen beklagt.

Singchöre, s. Singschulen.

Singen, s. Gesang.

Singkunst. Der Sänger soll die Melodie, durch welche ein Tonsetzer die Empfindung eines Gedichts versinnlichen wollte, nach der vom letztern gegebenen Bezeichnung dem Gehör auf eine vollkommene Weise darstellen. Die Schönheit des Singens beruht auf der harmonischen Erscheinung der innern und äußern Bedingungen dieser Kunst. Zum Aeußern gehört ein gutes Gehör, Sprach- und Gesangorgan, also: Reinheit, Kraft, Wohllaut, Umfang der Stimme, leichter Wechsel in der Verstärkung und Schwächung des Tons, kurzes und gehaltenes, abgestoßenes und gebundenes Anschlagen der Noten, Freiheit und Richtigkeit mit Anmuth in den Verzierungen (z. B. Kadenzen), richtige Aussprache und Deklamation, nebst der Fertigkeit im Notenlesen; hierzu kommt noch das Technische, wodurch die natürliche Anlage zum Singen zur Kunstfertigkeit (Virtuosität) durch methodische Vorbereitungen (z. B. das Solfeggiren) erhoben wird. Das Innere, welches aber nicht erlernt werden kann, ist die Beseelung aller jener Fertigkeiten durch ein tiefes Gefühl und eine reiche Phantasie, beide geleitet durch eine freie gewandte Urtheilskraft. Nur wenn die Melodie von dem ihr eigenthümlichen Gefühlscharakter durchdrungen wird, berührt und bewegt der Gesang das Herz des Zuhörers. Der Sänger muß daher seine Kunstfertigkeiten dem Charakter des vorzutragenden Stücks unterordnen, was sich im Einzelnen durch phantasiereiche Erfindung der angemessensten Verzierungen und durch die Leichtigkeit jedesmal die rechte Art des Vortrags zu finden, offenbart. Auch die Wahl der Tonstücke ist nicht gleichgültig. Ueberdies soll eine edle oder anmuthsvolle Haltung des Körpers den Sänger auch dem Auge empfehlen, damit nichts den Eindruck seines schönen Gesanges störe. — Italien war und ist noch jetzt das Land der Singkunst. Die Natur gab dort der Stimme des Sängers und der Sängerin das reinste Metall, die weichste Geschmeidigkeit, die reichste Fülle, und dem Gefühl die sinnlichste Lebendigkeit. Die harmonische Grundlage, welche der ital. Tonsetzer seiner Solostimme gibt, versteigt sich nur wenig über den Grundton und die Dominante hinaus. Deutschland ist dagegen das Land der Instrumentalmusik und der Harmonie; daher der ausgebildete vielstimmige Gesang und die kräftigen, vollstimmigen Chöre der deutschen Kunst! Der Volksgesang ist ein wichtiger Gegenstand des Unterrichts und

der Bildung überhaupt. Vergl d. Art. Gesang, Singschulen und Singmethoden.

Singmethoden. Wenngleich jede Nation eine eigenthümliche Gesangsweise hat; so sind es doch nur unter den Europäern vorzüglich die Italiener, Deutschen und Franzosen, welche ihre Gesangsweise zur Kunst ausgebildet haben; unter ihnen sind es eigentlich die Italiener, welche eine Singmethode im strengeren Sinne besitzen; das heißt eine auf Regeln gegründete Kunst, die Stimme auszubilden. Zwei große Vortheile der italienischen Singmethode bestehen darin, daß man die möglichste Sorgfalt darauf verwendet, in der Bildung den Tonwerkzeugen und der Kehle die höchste Reinheit und Biegsamkeit zu geben. Ihr andrer Vorzug ist ihr Streben, die Töne durch ein sanft schwellendes Tragen und Halten der Stimme so zu verbinden, daß der Gesang ein ununterbrochenes Ganze ausmacht, worin jeder Ton mit dem folgenden sich sanft verschmilzt, und doch rein und deutlich bleibt. Zu diesem lieblichen Reiz tragen allerdings Umstände bei, die nicht unmittelbar aus der italienischen Singmethode hervorgehen; als die für Musik ganz gemachte Sprache der Italiener und ihre von Natur für den Gesang trefflich organisirten Sprachorgane. Das Portamento di voce wird daher schwerlich in andern Sprachen so völlig erreicht werden, als in der italienischen. Da die italienische Methode des Gesanges besonders die Kunst im Auge hat; so wird der italien. Sänger leicht in den Fehler der Künstlichkeit und Künstelei fallen. Daher ist den Italienern auch oft und mit Recht der Vorwurf gemacht worden, daß sie ihren Gesang zu sehr mit Verzierungen und Schnörkeleien der Stimme, möchte man sagen, überladen. Der italienische Gesang ist gewöhnlich mehr für den kunstreichgebildeten Sinn; der deutsche hingegen für das Herz gemacht. Er will Seele und Charakter im Gesange, und liebt vor Allem die Einfachheit. Nur Schade, daß seine Sprache es ihm manchmal wehrt, vernehmlich zu accentuiren. Unsre Sänger geben oft nur den Componisten und verschlucken den Dichter. Der französische Gesang scheint sich nicht aus dem Sprechen loswickeln zu können. Sein Charakter ist Recitation, mehr Deklamation und daher dem italienischen am grellsten entgegengesetzt. Zum Theil ist auch die Sprache hieran Schuld; ihre Menge Endsylben, die verschluckt werden müssen, und der Mangel alles Accentes verursachen ein tonloses Flüstern, was nicht zum vollen Gesange gedeihen kann. — Zu den vorzüglichsten Schriften über Gesanglehre und Methode gehören Hiller's Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesang, 1774, 3. Aufl. Leipzig 1809, und dessen Anweisung zum musikalisch-zierlichen Gesange, Leipzig 1780, 4. und Vogler's Stimmbildungskunst 1776. Unter den Neuern sind Righini's Uebungen, um sich in der Kunst des Gesanges zu vervollkommnen, Danzi's Singübungen für eine Sopranstimme (2 Hefte, Leipzig 1804); Nägeli's Gesangbildungslehre nach Joh. Heinr. Pestalozzi's Methode, Zürich; Briefe an Natalie über den Gesang ꝛc. (von Nina d'Aubigny von Engelbronner), Leipzig 1800; Benelli's Grammatica del Canto. 1806. Fröhlich's Singschule und dessen Solfeggin, Bonn, 1809; die Gesanglehre des Conservatoriums in Paris, Leipzig 1815, und die Solfeggin des Conservatoriums und Natorp's Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen (3. Ausgabe, Duisb. 1818); Wachsmann's praktische Singschule für Lehrer und Schüler (Magdeburg 1822. 8.) zu nennen, vor allen aber Crescentini's Uebungen für die Singstimme ohne Worte, welche allen Sängern, denen es Ernst ist mit der Bildung ihrer Stimme, empfohlen zu werden verdienen.

Singschulen, Singakademien und Vereine. So wie alle schönen Künste hat auch die Musik aus der Religion oder vielmehr aus dem religiösen

Cultus ihren Ursprung genommen. Schon im hohen Alterthum bestand der Gottesdienst mit aus Gesängen. Wenn gleich dieser anfangs nichts weiter als der lärmende Ausbruch eines gefühlvollen, von der Verehrung zu den Göttern durchdrungenen Herzens war: läßt sich doch mit Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Menschen bald in das wilde Geschrei etwas Kunst und Ordnung brachten, daß sie die Stimmen auswählten und verschiedentlich paarten. Bei den Tempeln finden wir daher auch die ersten Singschulen, wie in Aegypten, wo die Kinder in gewissen Arten von Gesang und Musik gesetzlich unterrichtet werden mußten. Bei den Hebräern war sicher schon früher ein Gesangunterricht, ehe Samuel die Prophetenschule, worin auch Gesang gelehrt wurde, errichtete. Unter David war der erste Levit der erste Gesangmeister, der mit 24 Gehülfen einen 4000stimmigen Chor unterrichtete und leitete. Die Beschreibung des Musikfestes bei der Einweihung des Salomonischen Tempels übersteigt sogar den Glauben. Die chinesische Einrichtung der Singakademie ist alt; 2 der vornehmsten Mandarine, 8 obere, 16 Untermusikmeister, 8 untergeordnete Mandarine, 8 Musikographen und 80 Schüler bilden das Institut. Bei den Griechen entwickelte sich ebenfalls der Gesang im Dienste der Religion, und bei ihnen war im Alterthume eine Dichterschule zugleich eine Sängerschule, wie bei den alten Galliern die Druiden und Barden. Orpheus, Linus, später Thamyris, Phemios, Homeros, Hesiodes, Thaletas und Andere sammelten einen bedeutenden Kreis von Schülern um sich. Später ward Musik und Gesang Nationalinteresse; mit ihren großen Nationalspielen waren musikalische Wettstreite verbunden. Einen großen Einfluß auf ihren Gesang mußte ihr Theater mit seinen Chören haben; ihr Zweck und ihre Leistungen setzen eine schulgerechte Bildung voraus. Bei den Galliern und den Völkern Britanniens waren Barden und Druiden die Gesanglehrer, und als der Barden- und Druidenorden vernichtet wurde, entstanden in England und Schottland die Minstrels daraus. Die Mutter des Gesangs und der Musik überhaupt in der christlichen Religion war die Kirche, und ihre Leiter die Priester; sie fühlten zuerst das Bedürfniß, Gesangschulen anzulegen. (Ueber ihren Fortgang durch die frühern Jahrhunderte bis zum Anfange des 18. Jahrh. s. d. Art. Kirchenmusik und Gesang.) Im 18. Jahrh. waren die Schulen des Brivio in Mailand, Franzesko Peli in Modena, Redi in Florenz, Porpora und Anderer in Neapel bekannt. Vorzüglich viel trugen zur Ausbildung des Gesangs die Conservatorien (s. d. Art.) in Frankreich u. Italien bei. In Deutschland wurden sie ebenfalls häufig nachgeahmt. Hiller that in Leipzig sehr viel durch Bildung der Thomasschüler zum geistlichen Singchore; ihm folgte Schicht. Einen weit verbreiteten Namen hat sich die Singakademie zu Berlin, von Fasch (s. d. Art.) gestiftet, gemacht. 1796 zog die Frau von Puffendorf einen ähnlichen Singverein zu Wien zusammen; und die Gesellschaft der Musikfreunde des östr. Kaiserstaates errichtete eine neue Schule nach Preindl's Methode unter Leitung des Kapellmeisters Salieri. In Leipzig wurden von Schicht seit 1802, von Riem seit 1811 Singakademien errichtet, welche später von Fr. Schneider und Schulz geleitet wurden. Beide sind jetzt in eine Singakademie unter Letzterm vereinigt. Eine ähnliche Singakademie ist seit 1806 durch den Organisten Dreißig in Dresden gestiftet worden, welche seit des Stifters Tode von dem Musikdirektor Theodor Weinlig geleitet wird. Die älteste Tochter des Kapellmeisters Reichardt, die eben so liebenswürdige, als talentvolle Luise Reichardt, wirkt mit rastloser Thätigkeit für die Bildung des Gesanges in Hamburg, und hat dort eine ähnliche Anstalt gestiftet. Berühmt ist auch Nägeli in Zürich, der durch die vielen Sänger und Sängerinnen, die er bildete, einer der ersten Beförderer des schweizerischen allge-

meinen musikalischen Bundes wurde, nach welchem jährlich, in der Mitte des Septembers, alle Freunde des Gesanges und der Musik sich wechselsweise in einer der vorzüglichsten vaterländischen Städte versammeln, um große Vokal- und Instrumentalcompositionen aufzuführen. Ein gleich großer Bund hat sich in den preuß. Rheinprovinzen vereint, und wechselt, nach dem Beispiele des schweizerischen, jährlich zwischen Köln, Düsseldorf, Aachen und Elberfeld ab. Durch ihn hat sich die Liebe zum Gesange und zur Musik allgemein durch die Rheinprovinzen Preußens verbreitet, und er war zugleich die Veranlassung, daß sich in jeder Stadt ein oder mehrere Vereine gestalteten.

Singspiel, s. Oper.

Sinigaglia, das alte Sena, welches die gallischen Senonen, als sie sich der Küste von Umbrien bemächtigten, daselbst erbauten, in einer reich-angebauten Gegend mit vielen geschichtlich merkwürdigen Punkten, zwischen Rimini und dem Freihafen Ankona in der päpstl. Delegation Urbino am Einfluß der Misa ins adriat. Meer. Sie ist mit Mauern und alten Bollwerken umgeben, hat regelmäßige Straßen, einen weiten Marktplatz, ein Schloß, eine Kathedrale, 9 andere Kirchen, einen kleinen, durch den Ausfluß der Misa gebildeten Hafen mit einem Leuchtthurm, und 6400 Einw. Sinigaglia ist berühmt wegen seiner Messen (19—20. Juli —10. Aug.), die für die ersten und wichtigsten Italiens gelten, und von Kaufleuten aller europäischen Nationen besucht werden. Die Stadt bildet dann ein Panorama der italienischen Geschäftsthätigkeit; zur fröhlichen Unterhaltung finden sich Gaukler, Operisten und Tänzer in Menge ein; aber nach Beendigung der Messe ist Alles wieder öde und leer. Sinigaglia ist der Geburtsort der Sängerin Ang. Catalani.

Sinkapur oder Singapur, eine Insel, Stadt und Freihafen auf der Südspitze der ostind. Halbinsel Malakka, in der Meerenge von Sinkapur, welche die Straße der Chinafahrer ist. Die Insel hat ein gesundes Klima, gutes Wasser, einen fetten Boden, der reiche Pflanzungen von Pfeffer, Ingwer und andern Gewürzen, seit kurzem auch Kaffebäume und ansehnliche Waldungen trägt. Der Rajah (Landesfürst) hat sie 1818 für eine jährliche Summe von 4000 Piastern an die engl. ostind. Gesellschaft abgetreten, die sich durch sie und Pulo-Penang, ebenfalls eine neue angelegte Colonie in jenem Meere, den Besitz der Enge von Malakka und den Verkehr mit China zusichern. 1819 ward deßhalb eine Niederlassung gegründet, die anfangs nur 200 Menschen, meist Malaien und Chinesen, die für europ. Bildung sich sehr empfänglich zeigen, bestand, aber mit jedem Jahre für den britt. Handel wichtiger, so daß sie, in Verbindung mit Pulo-Penang, bald der Stapelort des britt. bengalisch-chinesischen Handels seyn wird, der Bazar von Siam, Cochinchina und China. Die Stadt liegt an einem tief ins Innere sich hineinziehenden Meerbusen, der bei der Mündung 300 F. breit ist, und Schiffe von 260 Tonnen aufnehmen kann; sie zählte 1824 in 767 Häusern 13.000 Einw., Malaien, Chinesen, Armenier, Araber, Hindus, Buggiesen ꝛc. Der Handel beschäftigte 1822 130.629 Tonnenschiffe, und der Werth der Aus- und Einfuhr belief sich auf 8.568.172 span. Thlr. 1823 liefen 208 Schiffe aus, 47 nach Hindustan, 48 nach China, 42 nach Malakka und Penang, 9 nach England, 4 nach Manilla, 3 nach Siam, 16 nach Borneo, 29 nach Java, 4 nach Tingam, 6 nach Sumatra und 1 nach Neusüdwales. Aus Canton und der Provinz Fo-kien kamen 6 Junken mit voller Ladung von 3000 Tonnen an; eben so betrug der direkte Handel mit Siam an 11.000 und mit Cochinchina 4000 Tonnen, der ganze Umsatz überhaupt 100.000 Tonnen. — Die Irrungen zwischen England und den Niederlanden über Sinkapur sind 1824 beigelegt worden. Siehe d. Art. Niederlande (Königreich der).

Sinking Fonds, s. Amortisation und Fonds.

Sinn ist die Fähigkeit der Empfindung, also die Möglichkeit der Anschauung, in der Gegenwart des Gegenstandes. Es ist das eine Stück der Sinnlichkeit, das andere ist die Einbildungskraft. Der Sinn ist die Sinnlichkeit als bloße Empfänglichkeit (Rezeptivität) der Vorstellungen. Diese Fähigkeit des Gemüths kann eingetheilt werden nach der spezifischen Verschiedenheit der Arten von Anschauung, in 1. den äußern Sinn, d. i. den Sinn der Körperempfindung, wo der menschliche Körper durch körperliche Dinge affizirt wird, oder der sich auf äußere Empfindung bezieht. Vermittelst desselben stellen wir uns Gegenstände als außer uns vor. Durch diesen Sinn kann man wieder nach den Nerven, durch welche er seinen auf ihn gemachten Eindruck ins Gehirn fortpflanzt, eintheilen in a. den Sinn der Organempfindung, Organsinn, d. i. den, wo nur der zu einem gewissen Gliede des Körpers gehörende Nerve affizirt wird, können in zwei Klassen abgetheilt werden, nämlich in solche, die mehr objektiv als subjektiv sind, d. i. durch die empirische Anschauung, die sie geben, mehr zur Erkenntniß des äußern Gegenstandes beitragen, als daß sie das Bewußtseyn der Affizirung des Organs rege machen. Solche sind der Sinn der Betastung (s. Gefühl), der Sinn des Gesichts, der Sinn des Gehörs (s. bde. Art.); und in solche, die mehr subjektiv als objektiv sind, d. i. so, daß die Vorstellung durch dieselben mehr die des Genusses, als der Erkenntniß des äußern Gegenstandes ist. Solcher sind nur zwei: der Sinn des Geschmacks und der Sinn des Geruchs (s. bde. Art.). Außer diesem Organsinn gibt es noch einen äußern, b. den Sinn der Vitalempfindung, Vitalsinn, d. i. den, wo das ganze System der Nerven affizirt wird. Außer dem äußern Sinn, dessen Erscheinungen das Objekt der Physik sind, gibt es nun 2. den innern Sinn, das Selbstbewußtseyn der Apprehension, die empirische Apperzeption, das ist den Sinn der Seelenempfindung, wo der menschliche Körper durchs Gemüth affizirt wird, oder der sich auf innere Empfindung bezieht. Vermittelst desselben schauet das Gemüth sich selbst, oder seinen innern Zustand an. Der innere Sinn ist nicht, wie manche Seelenforscher meinen, die reine Apperzeption, ein Bewußtseyn dessen, was der Mensch thut. Denn dieses reine Selbstbewußtseyn gehört zum Denkungsvermögen, der innere Sinn hingegen ist, wie jeder Sinn, eine Modifikation unsers Zustandes, ein Bewußtseyn dessen, was der Mensch leidet, wie er nämlich durch sein eigenes Gedankenspiel affizirt wird. Ihm liegt die innere Anschauung, folglich das Verhältniß der Vorstellungen in der Zeit, so wie sie darin zugleich oder nacheinander sind, zum Grunde. Der innere Sinn gibt zwar keine Anschauung von der Seele selbst, als einem Objekt; oder doch eine Anschauung ihres innern Zustandes. Da gibt es alsdann nur einen innern Sinn; weil sich der Mensch nicht durch verschiedene Organe innerlich empfindet. Man könnte sagen: die Seele ist das Organ des innern Sinnes, der auch Täuschungen unterworfen ist. Diese Täuschungen bestehen darin, daß der Mensch Erscheinungen des innern Sinnes für solche hält, von denen ein anderes Wesen die Ursache sey, welches doch kein Gegenstand äußerer Sinne ist. Dieser Sinnenschein im innern Sinn ist Schwärmerei, oder auch Geisterseherei. In beiden Fällen ist es Gemüthskrankheit, nämlich der Hang des Verstandes oder vielmehr der Einbildungskraft, das Spiel der Vorstellungen des innern Sinnes für Erfahrungserkenntniß anzunehmen. Außer dem äußern und innern Sinn gibt es noch 3. den inwendigen Sinn oder das Gefühl der Lust und Unlust, d. i. den Sinn der Subjektsempfindungen, oder die Empfänglichkeit des Subjekts, durch

gewisse Vorstellungen zur Erhaltung oder Abwehrung des Zustandes dieser Vorstellungen bestimmt zu werden, oder die sich auf den Zustand des Subjekts bei den Vorstellungen bezieht, und nichts zur Erkenneniß des Objekts Brauchbares liefert. Man kann sie den innern subjektiven, so wie den Vitalsinn, den äußern subjektiven Sinn nennen. Man könnte endlich noch hierzu 4. den Geschmack rechnen, als eine Art von Gemeinsinn. Das moralische Gefühl aber einen moralischen Sinn zu nennen, ist nicht schicklich, weil dadurch das Moralische zu etwas Physischem gemacht wird.

Sinnbild heiß im Allgemeinen jedes Bild, was einen sinnlichen oder auch geistigen Gegenstand bezeichnet und darstellt. Sinnbilder in diesem Begriffe können doppelter Art seyn; sie stellen entweder den ganzen Gegenstand dar; so ist das Gemälde immer ein Sinnbild des gemalten Gegenstandes; oder es bezeichnet nur eine Eigenschaft des Gegenstandes; so bedeutete ein Kreis die Sonne in den ägyptischen Hieroglyphen. Ein solches Sinnbild nennt man auch Emblem. Im engeren Begriffe aber bedeutet Sinnbild eine sinnliche Darstellung, durch die etwas Uebersinnliches, Geistiges bezeichnet wird; z. B. der Anker die Hoffnung, ein Paar sich schnäbelnder Turteltauben die Liebe. Die Eigenschaften eines guten Sinnbildes sind, daß es nicht zu räthselhaft sey; es muß ungezwungen auf den abstrakten Gegenstand hinweisen; muß man erst lange darüber nachdenken, was es bedeuten soll, und bleibt dem Zuschauer dennoch gar der Sinn dunkel, wie bei Hieroglyphen; so geht der Genuß verloren. Die Beziehungen zwischen dem Sinnbilde und der durch dasselbe bezeichneten Idee müssen daher sprechend und deutlich seyn. Man muß nicht durch ein Sinnbild sagen wollen, was sich ohne dasselbe ausdrücken läßt; dies ist zu sehr Künstelei, als daß es gefallen könnte. Aus diesem Grunde darf das Sinnbild nicht mit mehrern Attributen überladen werden, als gerade hinlänglich sind, um die verlangte Idee darzustellen. Alles Zuweitgesuchte, Ueberflüssige und Unnatürliche macht sie undeutlich und vermindert ihren Eindruck. Die einfachsten, klarsten und somit schönsten Sinnbilder besaßen die Griechen in ihrer Mythologie; sie bildeten eine eben so ausdrucksvolle als feste Sprache. Ueber die sinnbildliche und symbolische Darstellung in einer noch weitern Bedeutung, als die Symbolik des Gedankens und der Sprache, s. d. Art. Allegorie, Fabel, Parabel, Räthsel, Gleichniß ꝛc.

Sinngedicht, s. Epigramm.

Sinnpflanze, s. Fühlpflanze.

Sinter, s. Tropfstein.

Sinus, s. Trigonometrie.

Sirach (Jesus), ein aus Palästina gebürtiger Jude, blühte 120 v. Chr. Nach seiner Ankunft in Aegypten übersetzte er für seinen alexandrinischen Glaubensgenossen die Sittensprüche ins Griechische, welche sein gleichnamiger Großvater in Palästina in hebräischer Sprache abgefaßt hatte, wovon das Original verloren gegangen ist. Diese Uebersetzung ist das ins alte Testament aufgenommene Buch Jesus Sirach. Es ist ungemein faßlich geschrieben, und wird seines gediegenen religiösen Inhalts und des großen Reichthums an vortrefflichen Regeln der Tugend und Lebensweisheit wegen, auch von christlichen Religionslehrern als die ergiebigste Quelle biblischer Beweise für einzelne Pflichtenlehren besonders beim Jugendunterrichte benutzt.

Sirenen, Jungfrauen, welche durch ihren süßen Gesang die Sterblichen anlockten und sie dann erwürgten und zur Speise zubereiteten. Homer und einige andere Dichter kennen nur zwei ungeflügelte Sirenen;

sie waren zwar Göttinnen, aber von niedriger Art. Die folgenden Dichter, welche ihre Gestalt, Zahl, Namen und Wohnsitz veränderten, machten sie gewöhnlich zu Töchtern des Stromgottes Achelous und der Sterope, Amythanes Tochter, oder der Muse Terpsichore, Melpomene, oder Kalliope; oder sie ließen sie auch aus dem Blute entstehen, welches vom zerbrochenen Horne des Achelous im Kampfe mit Herkules auf die Erde floß. Vielleicht hat schon Euripides in Rücksicht auf die letzte Mythe sie Töchter der Erde genannt. Sophokles in einem Fragment bei Plutarch nennt sie Töchter des Phorkus. Dem Verfasser der orphischen Argonautik nach sitzen die Sirenen, unbestimmt wie viele, unfern dem strudelnden Gestade des Aetna, auf einem hervorragenden Felsen. Sie suchten mit ihrem Gesange die Argonauten herbei zu locken; aber Orpheus singt in seine Laute ein erhabenes Lied, welches den Zauber bändigt, und Felsen erschienen sie nun an Gestalt und furchtbarer Bildung. Einige setzen ihren Tod erst, als Odysseus unbeschädigt an ihrer Insel vorbei fuhr. Die spätern Dichter geben Zahl und Namen der Sirenen verschieden an. Plato dichtet acht Sirenen, die, auf den acht Kreisen des Himmels umher getragen, zusammen die Sphärenharmonie anstimmen. Man dachte sich jetzt den Sirenengesang häufig nur reizend, bezaubernd, aber nicht ins Verderben ziehend. Hygin meldet, die Sirenen seyen bei ihrem Umherirren nach Persephone's Entführung zum Lande Apollons gekommen und dort von Ceres in Geflügel verwandelt worden. Von der Juno angetrieben, wagten sie mit den Musen einen Wettstreit im Singen, verloren aber und wurden ihres schönsten Gefieders beraubt, von dem sich die Musen Siegeskränze machten.

Sirius, Hundsstern, ein Stern der ersten Größe, der größte unseres Firmaments, im Munde des großen Hundes, in der südlichen Hälfte des Himmels. Man hält den Sirius nächst dem Arkturus für den uns am nächsten stehenden und schönsten. Schon Homer und Hesiod gedenken des Sirius. In der Dichtkunst werden er, der Orion, die Hyaden, die Plejaden und der Arktur genannt. Einige leiten den Sirius vom Osiris ab, weil die Aegypter bemerkt haben wollten, daß bei des Sterns Erscheinung allemal der Nil zu steigen anfinge. Die Fabel hat den Sirius bald zum Hunde des Orion, oder der Erigone, bald zum Begleiter der Isis oder des Cephalus gemacht.

Sirocco, s. Samum.

Sistrum, ein bei der Verehrung der Isis übliches Instrument von Erz, in Form eines halben Zirkels, mit etlichen daran befindlichen kleinen Stäben und Schellen, die man durch Schütteln in Klang setzte.

Sisyphus, ein Sohn des Aeolus und der Enarete, bekam das Königreich Korinth von der Medea und stiftete dem Melicertes zu Ehren, dessen von den Wellen ausgeworfenen Leichnam er begrub, die isthmischen Spiele, war auch der Erbauer der Stadt Korinth, welche damals Ephyra hieß, nachdem er mit einer Rotte Räuber sich des Isthmus bemächtigt hatte, wo er nun die Reisenden mit großen Felsstücken, die er auf sie wälzte, zerschmetterte; wenn nicht vielmehr der Räuber Sisyphus ein anderer als der König von Korinth ist. Dem Asopus verrieth er, gegen das Versprechen, ihn mit Wasser zu versehen, daß Jupiter der Räuber seiner Tochter gewesen sey. Wegen seiner gegen Jupiter selbst bewiesenen Verrätherei sandte dieser den Tod zu ihm, um ihn zu bestrafen; aber er nahm mit List den ungebetenen Gast gefangen und entließ ihn nicht eher der Fesseln, als bis Mars, auf Bitten des Pluto, dessen Reich ganz öde wurde, ihn wieder befreiete. Wegen seiner Räubereien, oder wegen der am Jupiter begangenen Verrätherei, oder

weil er die Geheimnisse der Götter den Menschen offenbarte, wurde er in der Unterwelt dadurch bestraft, daß er einen großen Felsstein einen hohen Berg hinan wälzen mußte, der, sobald er auf der Spitze angelangt war, sogleich wieder herabrollte, so daß die Arbeit wieder von vorn anfing. Ulysses traf ihn bei diesem mühsamen Geschäft an. Der Schweiß floß ihm beständig am Körper herab und der rollende Stein hüllte ihn in eine dichte Staubwolke.

Situation heißt überhaupt Lage, Stand, Stellung; auch belegt man oft mit diesem Namen die äußern Lebensverhältnisse, worin sich ein Mensch befindet. Da aus den Situationen, worin der Mensch erscheint, sich dessen Charakter selbst entwickelt, und da eine Handlung ohne sie nicht denkbar ist und oft eine Kette von mehrern Situationen durchläuft, so sieht man leicht ein, daß sie in den schönen und darstellenden Künsten von großer Wichtigkeit seyn müssen. Nach dem Geiste und Zwecke, die eine Dichtung erreichen will, muß sie auch verschiedene Situationen gebrauchen. So muß der Dichter eine andere äußere Welt im Drama als im Epos, und im Trauerspiele eine andere als in einem Lustspiele schaffen. Die erste Regel hierbei ist aber, daß der Dichter seine Personen nicht in Situationen bringt, in den sie ihren Charakter nicht entwickeln oder ihm gemäß nicht handeln können, ohne die innere Wahrheit aufzugeben. Im Lustspiele können die Situationen mehr zufällig seyn als im Trauerspiel, wo sie eher durch die freiwilligen Handlungen der Personen herbeigeführt werden sollen.

Situations- oder Planzeichnung. Plan nennt man jede Verzeichnung eines Gegenstandes auf ebener Fläche und zwar so wie sich derselbe dem Auge darstellen würde, wenn es senkrecht über ihn schwebte. So entstehen Zeichnungen von ganzen Ländern, Landkarten und Mappen, wobei man jedoch die perspektivische Ansicht hat mit zu Hülfe ziehen müssen. Zeichnungen von einzelnen Gegenden der Erdoberfläche heißen insbesondere: Situationspläne, und von Gebäuden: Grundrisse, Risse (s. Bauriſſe). Bei Landkarten und Situationsplänen hat man gewisse Zeichen-Charaktere für den Ausdruck einzelner Gegenstände, z. B. Bäume, Häuser u. s. w. angenommen, und drückt den Abhang der Berge, je nachdem derselbe steif und flach ist, durch ein Gemisch von schwarzen Strichen stärker oder feiner aus. Bei Bauriſſen gibt man zur leichtern Uebersicht manche Theile schwarz und manche mit Farben an. Der Durchschnittsriß oder das Profil stellt den Gegenstand senkrecht durchschnitten und von der Seite betrachtet dar. Hierher gehören auch die orthographischen Risse oder Aufrisse. Im perspektivischen Risse wird der Gegenstand so dargestellt, wie er dem Auge in einiger Entfernung wirklich erscheint. — Unter den verschiedenen Methoden für Situationszeichnung hat die des verst. sächs. Majors Lehmann entschiedene Vorzüge. Für jeden Grad der Böschung eines Berges oder einer Unebenheit der Erdoberfläche bestimmt Lehmann mathematisch ein Verhältniß der Striche zu ihren Zwischenräumen, z. B. bei 15° Böschung verhalten sich die Striche zu den Zwischenräumen wie 1 zu 2, bei 30° wie 2 und 1 u. s. w. Man kann daher aus einem nach dieser Methode gezeichneten Plane nicht allein das Profil der Gegend richtig entwerfen, den Gesichtskreis genau ausmitteln, sondern auch im Kriege jede Art von Operation, Stellung der Truppen, des Geschützes, so wie deren Bewegung voraus genau berechnen. Indeß ist diese Methode bei der Erlernung nicht ohne Schwierigkeiten, und setzt bei der Ausübung viel Zeit, oder einen hohen Grad von Fertigkeit und Vollendung voraus, wenn sie den wahren Nutzen leisten und nicht Irrthümer veranlassen soll. Aus diesem Grunde findet man nur wenige solcher Karten, die ihrem Zweck vollkommen entsprechen. Für andere Risse, als bloß militärische, die ein ausgebreiteteres Feld ihrer

Wirksamkeit haben, erfordert die Lehmannische Methode ohnedieß manche Abänderungen. Unter den Forstrissen würden die im Forstinstitute zu Tharant gezeichneten die erste Stelle einnehmen, wenn nicht die Bestandskarten durch die vielen wohl nothwendigen in einander greifenden Deckfarben ein etwas grelles Ansehn bekämen. Die in der Finanz-Plankammer zu Dresden gefertigten ökonomisch-kameralistischen Risse leisten, was man von einem Risse der Art nur fordern kann. Die Risse, zum französischen neu gefertigten Steuerkataster gehörig, sind für ihren Zweck ganz brauchbar. — Unter den eigentlichen Situationskarten zeichnen sich zwei Manieren besonders aus: bei der einen sind die Gebirge durch Licht- und Schattenpartien von einander getrennt, was, obschon der Wahrheit nicht gemäß, doch eine sehr schnelle und sehr deutliche Uebersicht der Gebirgszüge gewährt, und hiernach sind die so vorzüglichen Karten von Malte Brun bearbeitet. Die andre Weise ist der Natur getreuer, aber auch um desto schwieriger, und eben darum bei Generalkarten kaum anwendbar. Hier werden die Gebirge nach ihrem Zuge nach Lehmanns Manier gezeichnet. Der Zeichner muß außerordentliche Fertigkeit besitzen, wenn er nicht aus dem Maßstabe kommen will, und in ganz kurzen Strichen die Krümmungen und Windungen der Gebirge deutlich andeuten. Rühls Karte von Sachsen liefert ein Muster hierzu. S. Lehmanns Lehre der Situat.-Zeichnungen. Dresd. 1815. Marschall von Bibersteins Anweis. zum Situationszeichnen (m. Kpf. Berlin, 1818); von Schlieben's Situations-Zeichenschule (m. Kpf. Lpz., 1817).

Siwah, s. Schiwah.

Sixtus V., einer der größten und berühmtesten Päpste, war der Sohn eines armen Landmanns unfern dem Flecken Montaldo, in der Mark Ankona, Namens Peretti. Weil seine Aeltern ihn nicht lange ernähren konnten, so übergaben sie ihn im 9. Jahre seines Alters einem Pächter, dessen Schweine er hüten mußte. Einem vorbeireisenden Franziskaner entdeckte er seinen Wunsch, daß ihn ein Mönch in Dienst nehmen und ihm Gelegenheit zum Lernen geben möchte. Jener, aus seinen Antworten merkend, daß dieser Wunsch aus großer Empfänglichkeit für innere Thätigkeit hervorging, nahm ihn mit in das Kloster Ascoli, wo er in seinem 13. Jahre (1534) als Mönch eingekleidet wurde, seinen Taufnamen Felix beibehaltend. Hier legte er sich mit großem Eifer auf alte Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zeichnete sich überall, wohin er kam, durch den eifrigsten Fleiß und durch eine fast eigensinnige Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten aus. Er wechselte aber oft mit den Klöstern und Städten. In seinem 23. Jahre (1544) ward er Vorleser des geistlichen Rechts zu Rimini; 1546 zu Siena, und 1548 erhielt er im Kloster zu Fermo die Doktorwürde. Endlich kam er nach Rom, und erwarb sich dort durch seine Predigten vielen Beifall. In Venedig, in Perugia, in Neapel — überall hielt man ihn für einen klugen und gelehrten Mann, aber auch für einen unerträglichen Streiter, und fast immer war der Haß seiner Vorgesetzten die Ursach, warum er jeden Ort sobald wieder verließ. Seine bekannte Unnachgiebigkeit verschaffte ihm endlich 1557 den Posten eines Inquisitors oder Ketzerrichters im venetianischen Gebiet. Hier kam er mit dem Senat bald so hart zusammen, daß der Zänkereien gar kein Ende war, und er sich nach zwei Jahren schon wieder entfernen mußte. 1565 begleitete er als Gesandtschaftstheologe den Kardinal Buoncompagno, der als Legat nach Spanien ging. Hier verschaffte er sich bald ein großes Ansehn, und König Philipp der Zweite, vor dem er predigen mußte, wollte ihn durchaus zu seinem Hofprediger machen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab, und kehrte mit großen Geschenken nach Rom zurück. Noch in demselben Jahre war

Pius der Vierte gestorben, und Peretti's alter Freund, der Kardinal von Alexandrien, unter dem Namen Pius der Fünfte, zu seinem Nachfolger erwählt worden. Pater Felix empfand die Wirkungen der neuen Macht seines Freundes schon unterweges, er ward nämlich zum Generalvikarius oder Oberhaupt des Franziskanerordens ernannt, erhielt bald darauf ein Bisthum, und endlich 1570 die höchste Gunst, welche der Papst ihm erweisen konnte, die Kardinalswürde. Da er kein Vermögen besaß, so fügte sein erhabener Freund noch ein ansehnliches Geschenk hinzu, und wies ihm ein Jahrgeld von 1200 Skudi an. Er ließ jetzt seinen Tauf- und Vaternamen fahren, und nannte sich von seinem Geburtsorte der Kardinal Montaldo. 1572 starb endlich sein Gönner Pius der Fünfte, nachdem er ihm noch zuletzt das Erzbisthum Fermo im Kirchenstaate ertheilt hatte. Man wählte den Kardinal Buoncompagno, und rief ihn unter dem Namen Gregor der Dreizehnte zum Papste aus. Unter dessen Regierung nahm Montaldo die äußerste Bescheidenheit und Genügsamkeit äußerlich an. Er fragte Andere viel um Rath, drängte sich nicht zu Geschäften, und entzog sich sogar manchen, zu denen er berufen ward. Bei dem Volke suchte er das Ansehn eines wohlthätigen Menschenfreundes zu erlangen, und gegen seine Kollegen war er äußerst verbindlich und dienstfertig; er ehrte und lobte sie oft, und ließ von seiner angestammten Sucht zu herrschen, nichts mehr sehen. Seit seinem 60. Jahre fing er an zu husten und an einem Stock zu gehen, sprach auch viel von seinem nahen Tode. Er bewohnte ein stilles Landhaus vor der Stadt und beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten. Endlich starb Gregor der Dreizehnte 1585. Nicht leicht waren in einem Conclave die Parteien so getheilt gewesen, als in diesem, und dies war Montaldo's Glück. Als man sich über die vornehmeren Kardinäle nicht vereinigen konnte, traten einige vielbedeutende Männer zum Besten dieses ärmern und schwächern Bruders zusammen, und ohne die Stimmen schriftlich zu sammeln, rief man ihn in der Kapelle auf dem sogenannten Wege der Adoration laut zum Papste aus. Als die Wahl geschehen war, sah man den gebückten, kriechenden Greis seine Krücke rasch wegwerfen und in der Manierkeit eines kraftvollen Mannes dastehn. Das Volk erstaunte über seinen majestätischen Gang, als der feierliche Zug ihn in die Peterskirche führte. Bei dem Gastmahle, das er den vornehmsten Kardinälen bald nach seiner Thronbesteigung gab, und bei welchem sich viele an ihn drängten, in der Hoffnung, zu seinen Vertrauten erwählt zu werden, legte er ihnen den Spruch: „du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine," mit solchem Nachdruck aus, daß keiner mehr daran dachte, sein Mitregent seyn zu wollen. Er litt es nicht einmal, daß sie etwas zu seiner Bequemlichkeit in seinem Pallaste anordneten, und gab sogleich selbst eine Menge Befehle, die von großer Klugheit und Herrscherkunst zeugten. Ernstlich eiferte er gegen die Sitte, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen sitzenden Verbrecher loszulassen, und befahl, daß an seinem Krönungstage vier der Strafbarsten ihr Urtheil empfangen sollten. Nicht viel Gesetze geben, aber die gegebenen auf das strengste vollziehen, war seine Maxime. Allen Gutsbesitzern und Gerichtspersonen ward scharf anbefohlen, auf die Banditen ein wachsames Auge zu haben, und bald war die größte Sicherheit an die Stelle der ungeheuersten Verwilderung getreten. Um indessen durch die große Strenge nicht zu erbittern, ließ Sixtus in seinen übrigen Handlungen den weisen Versorger seines Volks und den thätigen Beschützer der Gewerbe und Künste sehen. Er theilte zur Zeit der Theuerung Getreide aus und wehrte allem Kornwucher; er ließ die sehr verfallenen Wollenmanufakturen und Seidenwebereien herstellen; auch machte er sich durch das dankbare Andenken an alle diejenigen, die ihm einst im niedrigen

Stande Dienste erwiesen hatten, sehr beliebt. Endlich erwarb er sich auch große Verdienste um die Stadt. Er legte in Rom 6 neue Straßen an, gab weise Verordnungen zur Erhaltung der Reinlichkeit, erweiterte den Pallast auf dem Monte Cavallo und den vatikanischen, und legte eine herrliche Wasserleitung an. Er ließ von den 40 ägyptischen Obelisken, die eine Zierde des alten Roms gewesen waren, jetzt aber in Trümmern lagen, durch den Architekten Fontana (s. d. Art.) einige wieder aufrichten; vollendete die berühmte Kuppel der Peterskirche; erbaute ein treffliches Hospital, eine Brücke und verschiedene andere Gebäude, die zum Theil noch eine Zierde jener prächtigen Stadt sind; erweiterte die vatikanische Bibliothek und machte den Anfang, die pontinischen Sümpfe austrocknen zu lassen. Er legte 3 Mill. Scudi (5 Mill. Thaler) in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für seine Nachfolger, den sie aber nur in außerordentlichen Fällen, die er genau bestimmte, sollten angreifen dürfen. Um ihn zu ersparen, vernachlässigte er sich selbst so sehr, daß er geflickte Hemden trug; und ein eigener Ausschuß von Finanzräthen mußte beständig mit ihm auf neue Mittel sinnen, seine Einkünfte zu vergrößern. Außer dieser ungemeinen Sorgfalt für sein Land, bemühte er sich ernstlich für das Ansehn und die Würde seines Stuhls, und nahm daher thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln. Eifrig bemüht für den so oft vergeblich gemachten Vorsatz, Neapel an den päpstlichen Stuhl zu bringen, hatte er kein größeres Interesse, als das spanische Haus zu schwächen. Er war schlau genug, in dem Kampf der protestantischen Unterthanen mit den weltlichen Mächten und Regenten ein Schwächungsmittel der letzteren zu sehen. Er unterstützte Philipp den Zweiten eifrig zu seinem Kriege gegen Elisabeth, um ihn in tiefere Händel zu verwickeln, und wer weiß, was Sixtus nach der Zerstörung der unüberwindlichen Armade würde gegen Neapel haben ausrichten können, wenn er nicht gestorben wäre. Er hatte eben deßhalb gegen Philipps Wunsch, gleichsam ein politisches Gleichgewicht ahnend, Heinrichs des Vierten Thronbesteigung nicht gemißbilligt, vorzüglich wenn er die kathol. Religion annehmen würde. Er hielt ihn um so mehr für einen bedeutenden Gegner, je mehr er alle Achtung vor seinem Geiste fühlte. Eben so, obgleich er die Königin Elisabeth in den Bann that, verbot er doch, bei Galeerenstrafe, Pasquille oder Satyren in Rom auf sie zu machen, und meinte, daß man für ihre königliche Würde und Würdigkeit alle Achtung haben müsse. Ganz Thätigkeit und Leben, wie er war, hatte er immer gern der Worte Vespasians gedacht, ein Kaiser müsse stehend sterben. So ließ er sich denn auch durch die immer näherrückende Krankheit nicht von seinen gewöhnlichen Geschäften abhalten, bis der Tod selbst ihn dabei am 24. Aug. 1590 überraschte. Der Pöbel, aufgebracht über die neuesten Steueredikte, jubelte laut, und riß die Bildsäule seines größten Regenten nieder. Als Kardinal gab Sixtus sämmtliche Werke des h. Ambrosius, Rom 1580., 5 Bde., heraus, und beförderte als Papst die Herausgabe der Septuaginta, 1587, und der Vulgata, 1590, 3 Bde., Fol.

Skalden, die nordischen, d. i. skandinavischen Nationaldichter. Sie nahmen ihren Stoff aus der Gegenwart, der Heldengeschichte ihrer und der nächstverflossenen Zeit; bisweilen auch aus der nordischen Mythologie. Ihre Gesänge wurden auswendig gelernt, später gesammelt (s. d. Art. Edda). Uebrigens waren die Skalden, wie viele Aöden der Hellenen, nicht bloß mit Gesang beschäftigt, sondern sie waren zugleich Krieger und Staatsmänner. Denn im ganzen Norden, besonders auf Island, war die Poesie eine volksmäßige Kunst; ihr Geist lebte allgemein im Volke, wie nirgend sonst; und es sprachen nicht bloß Skalden in Versen, sondern auch Fürsten und Helden, selbst viele Frauen. Die isländischen Skalden

waren in Schweden und Norwegen, auch in England, wohin sie öfters reisten, vorzüglich geachtet. Die Zeit der Skaldenlieder ist das 9te, vorzüglich das 10te und die beiden folgenden Jahrhunderte. Im 16ten Jahrh. werden noch vier Skalden erwähnt. Von dänischen und schwedischen Skalden hat sich wenig erhalten, mehr von den norwegischen. Der berühmteste aller nordischen Skalden ist der Normann Eywind Skaldaspilder.

Skamander (Skamandros), von den Osmanen der Fluß der 40 Quellen genannt, ein an sich unbedeutender Fluß in der kleinasiatischen Landschaft Troas unweit Troja, aber berühmt durch Homer, der ihn in der Ilias oft erwähnt, so wie den kleinern Fluß Simois, der sich mit dem Skamander vereinigte. Der letzte führte noch einen andern, ältern Namen, Xanthos, wie ihn nach Homer, die Götter nannten. Als einen Gott läßt ihn der Dichter mit Achilles kämpfen. Merkwürdig ist die homerische Angabe, daß die eine der Hauptquellen dieses Flusses warm, die andere kalt sey, was neuere Reisende bestätigt haben.

Skandinavische Literatur. Die altnordische Literatur besteht vorzüglich in den Saga'en der alten Isländer (vergl. d. Art. Edda). Nach ihnen kann man die Spur der Einwanderung der ältesten Bewohner Skandinaviens und den Ursprung ihrer Sprache und ihres Glaubens bis nach dem Kaukasus (diesem großen mythischen Mittelpunkte), ja bis nach Indien hin verfolgen. Auf dem Kaukasus lag der Edda Asgard, oder der Asen Götterburg, von welcher Sigge oder Odin nach Skandinavien verdrang. S. Görres: Mythengeschichte der asiat. Welt (Heidelb. 1810), und über den Zusammenhang zwischen der Religion der Skandinavier und der indisch-persischen Nationen, des Prof. Finn-Magnussen's von der königl. Gesellsch. der Wissenschaften zu Kopenhagen 1818 gekrönte Preisschr. Die nordische Mythologie, oder die Asalehre ist in den beiden Edda's (s. d. Art.) enthalten. Die Völnspa (ein durch Afzelius'ns treffliche Erklärung bekannter Theil der ältern Edda) ist eine fragmentarische Darstellung der ganzen nordischen Kosmogonie und Theogonie. Später hat die altnordische Volkspoesie den Volksglauben in Liedern ausgedrückt; besonders stellt die Fabellehre der jüngeren Edda ein ausgebildetes System dar, dessen Stoff schon vor den geschichtlichen Liedern und den Saga's Islands und Norwegens vorhanden war. Die Echtheit der Asalehre und den historischen Werth der Skaldenlieder in der snorrischen Edda hat Prof. Müller in Kopenhagen dargethan, und zugleich das Daseyn einer alten isländischen und überhaupt nordischen Volkspoesie gegen Rühs und andre Zweifler, erwiesen. Die skandinavische Mythik fing man zuerst an im 16. Jahrh. zu bearbeiten, indem man das, was bei Paulus Diakonus (aus dem 8. Jahrh.), Adamus Bremensis (aus dem 11.) und Saxo Grammatikus (aus dem 12. Jahrh.) davon vorkommt, erklärte. Im 17. Jahrh. begann eine zweite Periode dieses Studiums mit der Entdeckung des Codex der prosaischen Edda, der in den Besitz des Olaus Worm kam, und von Peter Resen (Resenius) nebst den Zugaben aus der ältern, poetischen oder sämundischen Edda, übersetzt herausgegeben wurde. Endlich bezeichnete die vollständige Ausgabe der sämundischen Edda im Jahr 1787 den Anfang der dritten Periode der Geschichte dieses Studiums. In Deutschland haben die beiden Grimme und von der Hagen viel für die Erläuterung der Eddalieder gethan. Vergl. Nyerup's Wörterbuch der skandinavischen Mythologie. Mit einer Einleit. aus den dän. Handschr. übers. von Sander. Kopenh. 1816. Ein Auszug aus der prosaischen (Snorrisch-Resenischen) Edda. — In den mythischen und romantischen Sagen der Völker Skandinaviens weht ein den nördlichen Nationen ganz eigenthümlicher dichterischer Geist, und die historischen Sagen stellen die altnordischen Sitten, so wie den Geist

und Kulturgrad der alten Einwohner Skandinaviens im hellsten Lichte dar. Auch das von Thorkelin 1818 herausgegebene, und lateinisch übersetzte, im angelsächsischen Dialekte geschriebene altnordische Gedicht de Danorum rebus gestis Sec. III. IV., ein bisher unbekanntes Epos, gibt einen anschaulichen Begriff von dem Leben des alten Nordens (der Dichter Grundtwig übers. es metrisch). Diese Literatur der altdänischen Zunge (so benannten die Einwohner Skandinaviens die damals gemeinschaftliche Sprache) hat für mehrere europäische Völker Interesse; besonders für die Britten, deren Urältern, und für die Deutschen, deren nahe Verwandte jene Bewohner des Nordens waren. Daher wird dieser Theil der alten Literatur jetzt mit vorzüglichem Eifer bearbeitet. Die Arne-Maanäische, von dem Isländer, Prof. Arnas Magnäus gestiftete Commission widmet sich ausschließend der Bearbeitung der isländischen Sagen. Ein andrer Isländer, Professs. Magnussen, hat Ausgaben veranstaltet und lehrreiche Vorlesungen über die poetische Edda herausgegeben. P. E. Müller in Kopenhagen hat eine Sagabibliothek mit Anmerk. und einleitenden Abhandlungen (der erste Theil erschien deutsch 1816, und dänisch 1817) herauszugeben angefangen, die eine vollständige, beurtheilende und darstellende Uebersicht der gesammten altdänischen Sagen gewähren wird. Auch die isländische Literaturgesellschaft gibt die wichtigsten der bisher ungedruckten historischen Sagen heraus, von denen die ausführlichste, die Sturlunga-Saga (Gesch. des Geschlechts der Sturlungen oder die große Geschichte der Isländer von 1116—1264) im Original, aus 10 verglichenen Handschriften, erschienen ist (Kopenh. 1 Thl. 1817). Aehnliches hat der Schwede Liljegrin unternommen. Von ihm ist der 1. Thl. altskandinavischer Sagen nach isländischen Handschriften mit historischen Erläuterungen und Kupf. (Stockholm 1818) erschienen, der Gange Rolf's Saga enthält. Auch in den Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft (14 Bände) und in dem skandinavisch. Museum befinden sich treffliche Beiträge zur Geschichte des alten Skandinaviens.

Skeptizismus, diejenige philosophische Ansicht, welche die Erweislichkeit objektiver Wahrheit, d. i. einer vollständigen Uebereinstimmung der Vorstellung mit ihrem Gegenstande nebst dem Daseyn allgemeingültiger Kennzeichen (Kriterien) der Wahrheit läugnet. Der Skeptiker setzt seine Ansicht dem Dogmatismus entgegen, der seine Grundsätze als apodiktisch gewiß hinstellt, und beruft sich auf das Subjektive und Wandelbare in den menschlichen Vorstellungen, namentlich auf die Trüglichkeit des innern und äußern Sinnes und auf die Unzuverlässigkeit einer auf ungewisse Sinnenerkenntniß gegründeten Vernunfterkenntniß. Sofern sein Verfahren dabei in einer vollständigen Beweisführung besteht, ist sein Skeptizismus dogmatischer Natur. Ein solcher, so verderblich er auch, wenn er allgemein würde, aller Philosophie seyn müßte, steht, mit systematischer Folgerichtigkeit durchgeführt, doch ungleich höher, als jener gemeine, unphilosophische Skeptizismus, der allen Systemen den Krieg ankündigt, allgemeingültige Grundsätze als schlechthin unmöglich ohne weitere Prüfung verwirft, und nur dem, was er gesunden Menschenverstand nennt, eine entscheidende Stimme in den höchsten Angelegenheiten der Menschheit zugesteht. — Die Zweifel an der Realität der Sinnenwelt, womit die philosophische Skepsis anhob, regten sich zuerst in den Schulen der Eleatiker. Was Xenophanes (um 635 v. Chr.) und sein Schüler Parmenides bloß angedeutet hatten, ward von Zeno (geb. 500 v. Chr.) (s. d. Art.) weiter ausgeführt und begründet. Einen entscheidenden Schritt zur vollendeten Skepsis thaten die Sophisten (s. d. Art.), indem sie, zum Theil mit großem Scharfsinne, alle philosophische Ueberzeugung überhaupt angriffen und die Objektivität

des menschlichen Wissens gänzlich läugneten. So behauptete Protagoras (s. d. Art.), Alles, was der Mensch sich vorstelle, sey wahr für ihn, er sey der Maßstab des Wirklichen, außer dem Vorgestellten aber gebe es nichts Wirkliches. Der Vater des eigentlichen Skeptizismus aber war Pyrrho von Elea (geb. 384 v. Chr.), der die einzelnen Behauptungen seiner Vorgänger zu einem in sich verschlossenen Ganzen verknüpfte (vgl. über seine Lehren d. Art. Pyrrho). Er behauptete wie Sokrates, dem er auch in Ansehung des Charakters gleich kam: Tugend allein habe Werth, alles Uebrige, selbst das Wissen sey unnütz und unmöglich; daher müsse man sein Urtheil zurückhalten. Sein Freund Timon, ein Arzt aus Phlius, führte diesen aus sittlichen Grundsätzen entsprungenen Skeptizismus weiter, indem er mit bitterm Hohne gegen die Dogmatiker die Sätze ausführte: die Dogmatiker haben keine Wissenschaft begründet; die Gegenstände ihrer Spekulation sind nicht erkennbar; alles Wissen ist vergeblich, weil es keine Kunst der Glückseligkeit gibt; man muß in den praktischen Urtheilen allein der Stimme der Natur, dem Gefühle folgen. Der Geist des Skeptizismus, der durch Arcesilaus (s. d. Art.) gegründeten neuen Akademie ist Bescheidenheit, Beschränkung der Anmaßungen der Vernunft, ohne Zernichtung der Möglichkeit einer gewissen, wenigstens wahrscheinlichen Erkenntniß. Daher sucht er mit großer Subtilität Zweifel gegen die bestehenden Ueberzeugungen hervor, um zu weiterer Nachforschung der Gründe zu reizen. Dazu diente Arcesilaus dialektische Methode in der Entgegenstellung der widerstreitenden Behauptungen der Philosophen. Carneades (s. d. A.) richtete seine durch logische Schärfe und Beredsamkeit unterstützte Skepsis hauptsächlich gegen Chrysipp. Philo aus Larissa schränkte den Skeptizismus auf die Spekulation der Stoiker ein. Aenesidemos, aus Gnossus in Creta, der sich später aber in Alexandrien aufhielt, erneuerte den Skeptizismus, der in der Akademie verstummt war. Er gab demselben, um ihn zu schärfen, die größte Ausdehnung, stellte die mit Unrecht dem Pyrrho beigelegten zehn allgemeinen Gründe zur Zurückhaltung alles entscheidenden Urtheils. Auf Aenesidemos folgte, bis auf Sextus eine Reihe von Skeptikern, welche lauter Aerzte aus der Schule der Empiriker und Methodiker waren, welche sich an die Beobachtung hielten, und die Theorie durch Erforschung der Ursachen der Krankheiten verwarfen. Dem Sextus Empirikus (vergl. d. Art.), Pyrrho's Erläuterer (um 180 n. Chr.), gilt die völlige Zurückhaltung des Beifalls als Grundzug und die daraus erwachsende Gemüthsruhe als letztes Ziel aller Skepsis. Unter den Skeptikern der neuern Zeit sind vorzüglich zu nennen: Michel de Montaigne (geb. 1533 zu Perigord, st. 1592), die Ungewißheit der Erkenntniß und die Schwäche der Vernunft als das letzte Resultat alles Beobachtens und Denkens aufstellend, und sich zuletzt mit dem Glauben an die Offenbarung beruhigend; Peter Charron, geb. 1541 zu Paris, der durch Montaigne's Umgang die skeptische Denkart auffaßte und sie in Beziehung auf Moral und Religion mit größter Freiheit äußerte. In einer vollendeten Gestalt erschien der Skeptizismus in Franz Sanchez 1632; er wollte, nachdem er mit den gewöhnlichen Gründen, die er aber durch Witz und Laune auf eine interessante Weise darstellte, die Ungewißheit alles menschlichen Wissens gezeigt hatte, in einer besondern Abhandlung den Weg zu einem gründlichen Wissen lehren, welcher aber nicht erschienen ist. Franz de la Mothe le Vayer, geb. 1586 zu Paris, stellte die skeptischen Gründe gegen die Erkenntniß ebenfalls auf eine originale Weise mit besonderer Beziehung auf religiöse Gegenstände dar. Seine Denkart pflanzte sich in zwei Schülern, Sorbiere und Foucher, fort. Hieronymus Hirnhaym zu Praa (st. 1769) deklamirte nicht ohne Geist gegen die literärische Eitelkeit und Dünkel der Gelehrten, weil alles Wissen trüglich und kein Axiom der Vernunft vorhanden sey, das nicht durch die Offenba-

rung vernichtet werde. Göttliche Offenbarung, übernatürliche Gnade und ein inneres göttliches Licht seyen die einzigen Grundpfeiler aller gewissen Erkenntniß. Diese Skepsis benutzte er zur Empfehlung der schwärmerischen Ascetik. Ueberhaupt wurde der Skeptizismus jetzt von vielen Gelehrten der katholischen Kirche, z. B. Nicole und Bossuet, zu einer frommen Absicht, die Protestanten in den Schoß der allgemeinen Kirche zurückzuführen, benutzt. Nun traten drei unbefangene Männer mit freiem und unbefangenem Prüfungsgeiste als Vertheidiger des Skeptizismus auf: P. D. Huet, geb. 1635, st. 1721, lehrend: In den Objekten ist zwar allerdings Wahrheit; allein nur Gott kann sie erkennen. Nur der Glaube kann Gewißheit geben, der dem Skeptizismus unzugänglich ist. Wenn Huet auf den Glauben verwies, so wollte J. Glanvill, st. 1680, nur den unbescheidenen Dogmatismus, vorzüglich den aristotelischen und cartesianischen bestreiten und den Dünkel zügeln, um der wahren Philosophie Eingang zu verschaffen. Bayle trug durch seine scharfsinnige Bestreitung der dogmatischen Philosophie und durch die Einsicht, daß der Skeptizismus nicht Zweck der Vernunft seyn könne, dazu bei, den Weg zur wahren Wissenschaft zu suchen. Es bildete sich in ihm eine skeptische Denkart und historische Kritik, als bisher noch nicht vorgekommen war. Bestritten wurde der Skeptizismus von Mersenne, st. 1648; Martin Schnock, st. 1665; Jean de Silhon, st. 1666; Villemandy und Jean Pierre de Crusaz, st. 1648; Formey, st. 1770, aber nicht widerlegt. Nun trat Hume, geb. 1711, auf, unstreitig der scharfsinnigste Verfechter der Skepsis unter den Neuern; er suchte aus dem Wesen der Vorstellung, als der Quelle alles Wissens, die Unerweislichkeit eben dieses Wissens darzuthun, indem er die Vorstellungen nichts als Eindrücke oder Vorstellungen von Eindrücken seyn ließ, über die unsere Erkenntniß nicht hinaus könne, so daß ein Wissen von dem, was außer der Vorstellung liegt, schlechterdings undenkbar sey. Jeder Begriff, dem kein Eindruck entspricht, ist, nach ihm, grundlos, und da sich dieses namentlich auch von allen sogenannten allgemeinen Merkmalen der Dinge zeigen läßt, so haben auch diese keinen vernünftigen Grund; und die gesammte Philosophie, als eine Wissenschaft des Allgemeinen und Nothwendigen, enthält nur leeren Schein, der vor der Prüfung des Skeptikers in Nichts sich auflöset. So wie Hume's Skeptizismus die Lehrgebäude Locke's und Leibnitzens umstürzte, so ward er selbst wiederum verdrängt durch Kants (s. d. Art.) Kritik der reinen Vernunft, die den von Hume übersehenen Unterschied zwischen Eindruck und Vorstellung hervorhob und, indem sie zeigte, wie jener nur den Stoff zu Vorstellungen des äußern Sinnes darbiete, dem Irrthum begegnete, als ob alle Wirkungen innerer Thätigkeit lediglich in Eindrücken bestünden. Von anderer Art war der Skeptizismus, mit welchem Des Cartes (s. d. Art.) seine philosophische Laufbahn begann. Er stellte nicht Gründe und Gegengründe zusammen, um die Ungewißheit philosophischer Behauptungen zu zeigen, sondern sein Zweck war, an die Stelle des Ungewissen etwas Gewisses zu setzen, und auf dem Wege der Skepsis zu einem festen Skeptizismus zu gelangen. Einer der neuesten Skeptiker ist G. E. Schulze. Er trat mit einer skeptischen Beleuchtung aller dogmatischen und der kritischen Philosophie hervor, in der eines Philosophen würdigen Absicht, das Blendwerk des eingebildeten Wissens, worauf der menschliche Geist vergeblich großthut, zu zernichten, und die Selbsterkenntniß der Vernunft durch Aufdeckung des Erbfehlers aller Philosophie, wie Kant, nur in einem noch weitern Umfange zu befördern. Sein Hauptsatz ist: daß der Ursprung unserer Erkenntnisse unerklärbar sey. Er stellte den Skeptizismus als die einzig wahre Philosophie, welche auf einer wesentlichen und nothwendigen Einrichtung des menschlichen Geistes beruhe, dar. Siehe C. Fr. Stäudlin's Geschichte und Geist des Skeptizismus ꝛc. Leipzig 1794—95, 2 Bde.

Skeptizismus in der Medizin. Im verflossenen und jetzigen Jahrhunderte, in welchen ein System das andere verdrängte, und jedes doch seine eifrigen Anhänger fand, die oft ihrem Dogmatismus die Erfahrung aufopferten; in welchen die Philosophie einen so großen Einfluß auf die Medizin ausübte, daß fast jedes philosophische System sie anders gestaltete und ihr theoretisches Lehrgebäude mehr oder weniger veränderte; während solchen Zeiten war und ist der medizinische Skeptizismus an seinem Platz. Doch nicht allein gegen die Dogmatik soll sich die Zweifelsucht wenden, und verhüten, daß sie sich nicht ins leere Blaue verliere; sondern auch gegen die Empirie, die in den letzten Zeiten nicht weniger auffallende Beobachtungen gemacht, und gleich neue, an's Wunderbare grenzende Kräfte und Einflüsse entdeckt, als der Dogmatismus abstrakte Wahrheiten erfunden haben will. Der Skeptizismus muß sich zwischen diesen beiden unparteiisch in der Mitte halten, er muß der Wächter seyn, daß weder der Dogmatismus noch der Empirismus ihre Grenzen überschreiten. Ein anderer Skeptizismus greift aber die Medizin überhaupt an, und bezweifelt ihre Realität, er stützt sich auf den überall in den medizinischen Wissenschaften herrschenden Zwiespalt der Meinungen, und auf die Ungewißheit der Erfolge bei ihrer praktischen Anwendung. Hierüber lese man den Art. **Arzneikunde**. Man vergesse nicht, wenn man der Medizin ihre geringe Realität und viel Ungewißheit zum Vorwurfe macht, daß sie eine Erfahrungswissenschaft ist, und daß man folglich an sie auch nur die Forderungen machen darf, die man an eine Erfahrungswissenschaft überhaupt zu machen berechtigt ist.

Skiagraphie nannte man im Alterthum die ersten Versuche mit Linien einen Schatten auf einer Fläche zu umschreiben (s. **Silhouette**). In der Baukunst lehrt die Skiagraphie, den Durchschnittsriß oder das Profil eines Gebäudes, wie es uns senkrecht durchschnitten erscheinen würde, entwerfen.

Skizze (nach dem italien. Schizzo gebildet, Entwurf, Umriß, Grundzüge) heißt jeder erste, flüchtige Entwurf zu einer Zeichnung oder einem Gemälde; das erste Auffassen und rasche Hinstellen (in leichten Umrissen) der Idee, welche sich in der Phantasie des Künstler zum Bilde gestaltete. Man legt auf die Skizzen großer Meister hohen Werth, denn aus ihnen spricht der Geist noch kühn und originell, weil ihn hier weder der mühsame Kampf mit dem Stoffe, noch die Zügel der strengen Kritik zähmten; aber nur der echte Kenner weiß diese Hieroglyphenschrift der Kunst zu verstehen, denn nur zu dem Sinn, nicht zu den Sinnen, spricht der Künstler in der Skizze.

Sklaverei oder **Knechtschaft**, dasjenige Verhältniß, durch welches der Mensch in seiner Persönlichkeit verletzt, nicht als eine selbstständige Person, sondern nur als eine Sache angesehen und behandelt wird, und wo er, mit einem Worte, seiner persönlichen Freiheit entbehrt, und keine Würde, sondern nur einen Marktpreis hat. Sie ist ein Ueberrest der rohen Gewalt, welche den Schwächern unterdrückte, aus den ersten Zeiten der menschlichen Gesellschaft, der sich bis in die neuesten Zeiten erhalten hat. Als ein rechtloser Zustand ist die Sklaverei ebenso sittlich undenkbar, als in der Sinnenwelt rechtswidrig. Mittelasien hat zugleich mit dem Despotismus, der den Menschen zum Thier herabwürdigt, auch die Sklaverei erzeugt. Hirtenwesen und Hausvaterstand, die ersten Anfänge des Volkslebens, machten Herde und Familie von dem Hausvater und Oberhirten gleich abhängig. Einige Nomaden wurden Eroberer; einige Stammväter wurden Priester. Der Eroberer erkannte nur Einen Herrn, sich selbst, dem Alle mit Leib und Gut unterworfen waren. Dies war und ist die politische Sklaverei; aus ihr folgte unmittelbar die bürgerliche, oder die häusliche. Die Priester hingegen sicherten ihre

Gewalt, indem sie jene politische Sklaverei der despotischen Reiche durch Abstufung milderten. Auch die gebildeten Völker des Abendlandes, die Griechen und Römer, konnten sich nicht erheben zu dem Begriff: der Mensch sey ein Vernunftwesen. Er stand ihnen nur an der Spitze der Thiere; sie sahen nie in ihm den Bürger einer höhern Welt. Daher galt ihnen der Mensch nichts als solcher, sondern bloß als Staatsbürger; Fremde nannten sie Barbaren, Feinde Sklaven. Aristoteles nennt den Sklaven ein lebendes Werkzeug, gleich wie das Werkzeug ein lebloser Sklave sey. Doch setzt er noch hinzu: In wie weit der Sklave Sklave ist, gibt es gegen ihn keine Freundschaft, wohl aber in wie fern er Mensch ist. — Indeß dachten sich die edleren Geister des Alterthums, wie Plutarch im Leben des Numa, ein frühes, goldenes Zeitalter, das des Saturn, wo es weder Herren noch Sklaven gegeben. — Außer jenen ersten Quellen aller Knechtschaft, der politischen Sklaverei und der Verachtung gegen barbarische Völker, gab es noch eine dritte, welche die Fortdauer der Sklaverei erklärt. Diese war der Krieg. Auf die Verachtung der Feinde gründete sich nämlich bei allen nicht christlichen Völkern das Herkommen, die Kriegsgefangenen als Sklaven zu behandeln, weil man sie zu tödten das Recht zu haben glaubte. — Bei den Israeliten wurden während des Sabbathjahres, das alle 7 Jahre gefeiert wurde, alle einheimische Sklaven frei gegeben. Das babylonische Sklavenrecht war sanft. Alle Jahre wurden während eines fünftägigen Festes die Rollen der Knechte und Herren gewechselt. — Eine ungeheuere Anzahl Sklaven (bei den Griechen οἰκεται) war überall in griechischen Ländern zur Bedienung der Freien und überhaupt zu den geringern Arbeiten vorhanden. Die Besorgung des Hauswesens, die meisten ländlichen und die Gewerbsarbeiten, ja selbst verschiedene edlere Verrichtungen war ihnen überlassen; und man kann nicht läugnen, daß die Nothwendigkeit solcher Sklaverei die dunkelste Schattenseite in dem Gemälde der alten Verfassungen sey. Doch war nicht allenthalben das Loos dieser Unglücklichen gleich hart. Die Athenienser behandelten sie mit Milde. Die Gesetze ertheilten ihnen Schutz gegen brutale Herren, man verstattete ihnen das Recht der Erwerbung, bahnte ihnen hiedurch den Weg zur Freiheit, die sie oft auch als Geschenk erhielten, und bewies ihnen, wenn sie es verdienten, Vertrauen und Zuneigung. Nicht also die rohen Spartaner, deren Grausamkeit gegen die Heloten edle Gemüther mit Entsetzen füllt. Krieg und Handel waren die Hauptquellen, woraus die Vollzahl der Sklaven ergänzt ward. — Empörend, wie bei keinem andern Volk (einzig das spartanische ausgenommen), war bei den Römern das Sklavenrecht. Die Sklaven und Sklavenkinder waren unbedingtes Privateigenthum der Herren, durchs Gesetz ausdrücklich als Sachen erklärt, die man nach Belieben behandeln und mißhandeln möge. Diese Rechtlosigkeit der Sklaven währte ohne Einschränkung bis auf die Zeiten der Kaiser, welche eifersüchtig auf die höchste Macht, wenigstens das Leben der Knechte unter den Schutz des Gesetzes stellten. Indessen gab es immer viele Herren, welche die Sklaven mild behandelten. Auch kommen viele Freilassungen (s. d. Art.) vor. Schon in den ersten Zeiten gab es sehr viele Knechte; aber der Luxus vermehrte ihre Zahl ungeheuer. Die häusliche Bedienungen, die eitele Pracht, der Feldbau und die Gewerbe erheischten solche Menge. Man hat aufgezeichnet, daß ein Senator (Caecilius Claudius) deren über 4000 seinen Erben hinterlassen. Auch gab es öffentliche Sklaven für gemeine Arbeiten, zur Bemannung der Ruderbänke, u. s. w. Zur Rechtlosigkeit der Sklaven gesellte sich noch mannigfaltige gesetzliche Schmach, und in vielen Fällen eine ganz unmensch-

liche Mißhandlung. Nicht nur die Sklavenkriege (s. Spartakus), mehr noch die Verschlechterung des römischen Volks durch die Ansteckung der lasterhaften und verworfenen Knechte (wie hätten also behandelte Menschen nicht alle Moralität verlieren sollen?) war die Bestrafung des verhöhnten Naturgesetzes. — Die Germanen behandelten ihre Sklaven, welche meist Kriegsgefangene waren, weit besser, als die Römer, und gebrauchten sie als Hausknechte. Wie man außerdem in die Knechtschaft kam, berichtet uns Tacitus. Wer sich selbst verspielte, wurde von dem Gewinner zum Sklaven gemacht, aber nicht in seinem Dienst behalten, sondern verkauft, weil er es sich für schimpflich hielt, einem Freunde seine Freiheit abgenonnen zu haben. Aus spätern Nachrichten wissen wir, daß man wegen Armuth und Kriegsgefangenschaft in die Sklaverei gerathen konnte. Ein insolventer Schuldner ward bei den Franken Knecht seines Gläubigers; Geiseln wurden Knechte, wenn die eine oder die andere Partei den Vertrag nicht hielt. Der älteste deutsche Name für Knecht war Shalk oder Skalk, und daraus, oder aus dem Namen der Sklaven, welche nach ihrer Besiegung fast alle Leibeigene wurden, ist der jetzige Name Sklave entstanden. — Als das Christenthum die freundliche Lehre von der sittlichen Bestimmung und der darauf beruhenden Gleichheit aller Menschen als Menschen in die bürgerliche Welt einführte, hörte die Sklaverei unter den Christen auf; auch das Loos des überwundenen oder unterjochten Feindes, die Leibeigenschaft (vergl. d. Art.), wurde allmählig gemildert, oder mit wenigen Ausnahmen ganz aufgehoben. Auf Asien und Afrika, wo der Islamismus und Paganismus seine Herrschaft ausübt, lastet noch immer die Sklaverei wie ein Fluch; man sieht Menschen, gleich dem Mast- und Lastvieh, auf den Markt treiben — auch Knaben und Sklavinnen als Werkzeuge der Wollust in die Harems der Großen.

Sklaverei der afrikanischen Schwarzen oder Neger in den amerikanischen Colonien der Europäer. Der scheußliche, Gott und die Natur beleidigende Handel mit unsern schwarzen Mitbrüdern wurde seit dem Anfange des 16. Jahrh. zuerst von den Portugiesen, dann von allen christlichen Colonialmächten bis in die neueste Zeit getrieben. 1503 wurden die ersten Negersklaven von den portugiesischen Besitzungen in Afrika in das spanische Amerika eingeführt. Aus Mitleid gegen die von Spaniern wie Lastthiere behandelten schwächlichen Ureinwohner und zur Erleichterung derselben schlug hierauf — wie man behauptet — der Dominikaner Las Casas dem Card. Ximenez die regelmäßige Einfuhr von Afrikanern vor, welches dieser aber verwarf. 1517 genehmigte jedoch Carl V. das Projekt, und gab dem Negerhandel eine feste Bestimmung. Seitdem trieb ihn Spanien, welches seinen Negerhandel an die Genueser verpachtete, mit Portugal bis zur Mitte des 16. Jahrh. fast ganz ausschließlich; damals lieferte Angola allein jährlich 23.000 Neger für Brasilien. Später ward die Einfuhr von schwarzen Sklaven in Frankreich von Ludwig dem Dreizehnten, in England aber schon von der Königin Elisabeth förmlich gestattet, weil man sie ihnen als ein Rettungsmittel der Schlachtopfer des afrikanischen Despotismus vorstellte, und daß man dadurch das Leben der Tausende im Kriege gefangener Neger erhalten würde. Doch erklärte sich Elisabeth gegen den Zwangshandel. Jetzt nahmen auch die Holländer bedeutenden Antheil daran, ihnen folgten die Dänen, die Schweden, ja sogar die Brandenburger (der große Churfürst Friedrich Wilhelm errichtete nämlich 1681 eine afrikanische Compagnie, wie auch ein Fort auf dem Dreispitzenvorgebirge; doch schon 1720, als König Friedrich Wilhelm der Erste seine afrikanischen Besitzungen an die Holländer verkaufte, wurde

dem Deutschen die Schande des schwarzen Menschenhandels abgenommen). Bald war die Sklaverei vorzugsweise in den Pflanzungskolonien eingeführt und allgemeiner, als in den Bergwerkskolonien. England machte sich diesen Handel zu seinem Hauptgeschäft. Es sicherte denselben durch den Assiento mit Spanien im Utrechter Frieden 1713, und versorgte mit 700 Schiffen die meisten Colonien in Amerika mit Negersklaven. — Das moralische Elend, welches dieser schändliche Handel in Afrika verursachte, ist sehr groß; er hat den schwersten Fluch über diesen Welttheil gebracht. Die ewigen Kriege unter den kleinen Negerdespoten haben sich seitdem vervielfältigt, weil alle nur darauf bedacht waren, sich Gefangene und für diese europäische Waaren zu verschaffen. Wiederum unternehmen einzelne Familien solche Menschenraubpartien; ja sogar ein einzelner kühner starker Neger wagt es, auf vorübergehende unbewaffnete Menschen hinter dem Gebüsch hervorzuspringen und einen freien Mann als Gefangenen fortzuführen. In Timbutko unternimmt man gewöhnlich alle vier Wochen einen Streifzug in die Nachbarländer, um Menschen zu rauben, da Sklaven dort die beste Handelswaare sind. Außerdem verliert in Afrika der Neger seine Freiheit im Spiel, dem er höchst leidenschaftlich ergeben ist, wegen Schulden oder schweren Vergehungen; es herrschen aber in dieser Hinsicht aus Habsucht die abscheulichsten Mißbräuche. — Die vornehmsten Märkte für europäische Sklavenschiffe waren (und sind leider noch) Bonny und Calabar auf der Küste von Guinea, dann die Faktoreien der Portugiesen auf der mozambiqueschen Küste. Hier wurden die Neger gegen Tabak, Rum, Branntwein, Flinten, Pulver, Blei, Flintensteine, Spielsachen und andern Tand eingetauscht. Tief aus dem Innern wurden die Unglücklichen einzeln oder in Haufen, dann zusammengeschlossen unter großen Mißhandlungen oft 200 Stunden weit an die Küste gebracht. Hier kauften sie schwarze und weiße Sklavenhändler, welche ihre Agenten weit umher im Lande hatten; nach den empörendsten Untersuchungen, um ihren Gesundheitszustand zu erkundigen, wurden sie nun in Kerkern aufgehäuft, bis die Schiffe kamen, sie zu kaufen. Auf den Schiffen selbst in den engsten, ungesundesten Raum zusammengepreßt, oft gefesselt, schlecht genährt und gemißhandelt, starben nicht selten ein Drittel, ja die Hälfte dieser Unglücklichen auf dem Transport; oft ergriff sie die Verzweiflung, sie mußten zum Essen geprügelt werden; ja sie erfanden eine Art des Selbstmords, gegen welche sich nichts vorkehren ließ — sie verschluckten ihre Zunge; — zuweilen auch wohl brachen sie die Fesseln, und wenn sie nicht überwältigt wurden, war die Mannschaft des Schiffs das gerechte Opfer ihrer Wuth. Am schonendsten wurden sie noch von den Spaniern und Portugiesen aus Brasilien behandelt am schlechtesten von den Amerikanern und Holländern, von den übrigen Europäern zeigten sich die Engländer am menschlichsten. Nimmt man noch dazu, daß unter diesen Unglücklichen die Meinung allgemein verbreitet war, die Weißen kauften sie nur, um sie zu fressen, so begreift man das Gräßliche ihrer Lage. — Auf den amerikanischen Sklavenmärkten — ehemals Barbados, wo der höchste Preis eines Negers zwischen 550 bis 600 Thlr. war, und vor kurzem noch Havannah, und in Brasilien Bahia — wurden sie an die Pflanzer verkauft und in Westindien vorzüglich zu Bearbeitung der Zucker-, Indigo-, Kaffee- und anderen Plantagen gebraucht, welche Arbeiten, besonders bei dem mühsamern Zuckerbau, weder Weiße, noch Mulatten in demselben Grade gewachsen seyn sollten. Bei der natürlichen Trägheit des Negers aber bedurfte es einer eisernen Ruthe, um ihn zur Arbeit anzutreiben. Die Gesetzgebung hat theils den Schutz der Negersklaven gegen die Mißhandlungen ihrer Herren, theils die Rechte derselben in Beziehung auf ihre Freilassung

berückſichtigt. Die Britten und Nordamerikaner haben zur Reform deſſelben das Meiſte gethan. In Nordamerika geſchah dies ſeit der amerikaniſchen Revolution. Dann wurde auch in den brittiſchen Colonien durch das Geſetz vom Jahr 1784, Consolidated slave law, jede grauſame oder harte Beſtrafung der Sklaven, z. B. mit eiſernen Halsringen, Gewichten oder Ketten, verboten, und der Weiße, welcher einen Schwarzen, er mochte ihm oder einem Dritten gehören, tödtete, ward am Leben geſtraft. Die Verſtümmlung eines Sklaven ward mit einer Buße von 100 Pf. St. und 12 Monaten Gefängniß geahndet; auch erhielt in Fällen von Grauſamkeit der Sklave die Freiheit und ein Jahrgeld. Der Sklave durfte nie mit mehr als 39 Hieben gezüchtigt werden. Vergehungen der Sklaven, die nicht allzugeringfügig waren, unterſuchte die Obrigkeit und das Geſchwornengericht. Die Zeit ihrer Arbeit ward von 5 Uhr früh bis 7 Uhr Abends beſtimmt, mit halbſtündiger Ruhe zum Frühſtück und 2ſtündiger zum Mittagseſſen. Vierzehntägig erhielten ſie einen Tag frei zu Anbau ihres eignen Beſitzthums; ſie hatten überdies die Sonntage für ſich. Sklavinnen, die 6 Kinder erzogen, waren von aller Arbeit frei. Indeß war ihr Zeugniß vor Gericht nicht zuläſſig. Dieſes Geſetz wurde je länger, je genauer befolgt, und die öffentliche Meinung erklärte ſich laut gegen jeden harten Sklaveneigenthümer. Seitdem konnte der Neger durch eignen Erwerb ſeine Lage verbeſſern; er lebt mit Weib und Kind unter dem Schutze der Geſetze und der Menſchlichkeit. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ſchätzte man die Zahl der Negerſklaven in den franzöſiſch-amerikaniſchen Colonien auf 507.000, in den engliſchen auf 446.000, in den ſpaniſchen auf 400.000, in den portugieſiſchen auf 350.000, in den holländiſchen auf 125.000, in den däniſchen auf 3200, in den ſchwediſchen auf 200, und 1791 zählte man in den Freiſtaaten von Nordamerika 698.725 Negerſklaven. Da nun dieſe Unglücklichen im Ganzen um mehr als 5 Prozent ſich vermindern, ſo mußte jährlich ein Erſatz von beinahe 120.000 Sklaven in die amerikaniſchen Colonien eingeführt werden. Rechnet man hierzu die im Raubkriege erſchlagenen, die auf der Fahrt umgekommenen, und die nach Nordafrika und in die Türkei und nach Perſien verkauften Neger; ſo betrug der Verluſt Afrika's durch den Sklavenhandel jährlich gegen 260.000 und ſeit dem Urſprung dieſes Handels über 55 Millionen Menſchen! — Höchſt wichtig iſt die Geſchichte der Verſuche, den Negerhandel aufzuheben und die Sklaven frei zu machen; zugleich ein Beitrag zur Geſchichte des Völkerrechts und des Fortſchritts der Menſchheit auf dem Wege zu einem ſittlich rechtlichen Zuſtande. Weil aber die Abſchaffung des Negerhandels oder der Sklaverei der Schwarzen unter den Chriſten eine gänzliche Umbildung der Colonialwirthſchaft herbeiführen muß: ſo findet ſie große Hinderniſſe. Das erſte Verdienſt um die Abſchaffung der Negerſklaverei erwarb ſich Penn (ſt. 1718). Seitdem gelang es durch 100jährige fortgeſetzte Bemühung hauptſächlich den Quäkern — die ſie ſchon 1751 unter ſich abſchafften — das edle Werk der Menſchenliebe ſeinem Ziele nahe zu bringen und die Freiheit der Neger zu einem europäiſchen Völkergeſetz zu erheben. 1772 bewirkte Granville Sharp, ein Mann von den edelſten Gefühlen für die Rechte der Menſchheit, der ſich deßhalb des mühſamen Studiums der engliſchen Geſetze drei Jahre lang unterzog — daß England den bereits in Frankreich geltenden Grundſatz anerkannte, der europäiſche Boden mache jeden daſelbſt eingeführten Sklaven frei. Dies war der erſte Impuls, wodurch nun das erhabenere Unternehmen Englands, den Sklavenhandel zu ſtürzen, Leben und Thätigkeit erhielten. 1780 gründete Clarkſon, in Verbindung mit Wilberforce, Thornton, Middleton ꝛc. die afrikan. Geſellſchaft, welche die Befreiung der Unglücklichen zu ihrem Zwecke machte; auf ihren Betrieb ward eine Subſkription in

London eröffnet, zur Errichtung eines Asyls der vielen darbenden Freineger in Englands Städten in ihrem eignen Vaterlande und so entstand die Niederlassung an der Westküste von Afrika zu Sierra Leona (s. d. bes. Art.). Bald darauf hoben die nördlichen Staaten des nordamerikanischen Freistaats den Negerhandel auf; doch wurde die Abschaffung aller Sklaverei erst durch den Beschluß des Kongresses vom 13. Juli 1787 allgemeines Grundgesetz. Indeß handeln einzelne Amerikaner, welche das Gesetz nicht erreichen kann, und mehrere Engländer, als verkappte Amerikaner, mit Sklaven; daher in einzelnen Staaten der Union die Sklaverei noch fortdauerte (New-York hat ihn erst 1827 förmlich aufgehoben) und man dort 1818 nach 400.000 Neger zählte. — Im britt. Parlamente erklärte sich 1788 Pitt für die Abschaffung des Sklavenhandels. Ein gleiches thaten London und mehrere Grafschaften. Allein sofort erhob sich der Handelsgeiz, und das Resultat der ganzen Berathung fiel, der mächtigen Opposition der Städte Liverpool und Bristol wegen, die den stärksten Negerhandel trieben, nur dahin aus, daß die Ladung der Unglücklichen menschlicher eingerichtet werden sollte. Wilberforce, Fox, Pitt und ihre Freunde bewirkten indeß 1792, daß das Unterhaus die Aufhebung des Negerhandels fürs J. 1795 beschloß; allein das Oberhaus verneinte sie. — In Frankreich gab der Convent am 4. Februar 1794 den Schwarzen in seinen amerikanischen und andern Kolonien die Freiheit und bewaffnete sie gegen England; deßhalb brachte Wilberforce in Verein mit Pitt und Fox 1796 abermals eine Bill in das Unterhaus, nach welcher der Negerhandel auf den 1. März 1797 auf immer abgeschafft seyn sollte; sie ward aber verschoben; aus Besorgniß in Ansehung der Folgen, welche diese Maßregel sowohl in dem Geiste der Schwarzen, als für den Vortheil der Pflanzer nach sich ziehen könnte. Endlich sah der edle Wilberforce und der afrikanische Verein ihre unablässigen Bemühungen für die Freiheit unsrer schwarzen Brüder belohnt; am 6. Februar 1807 nahm das Parlament — hauptsächlich auf Antrag des Ministers Fox — das Gesetz an, daß vom J. 1808 an der Sklavenhandel abgeschafft seyn sollte; und am 14. Mai 1811 erhob der König von England durch seine Zustimmung die in beiden Häusern durchgegangene Bill zum Gesetz, wodurch der Sklavenhandel für Felonie (öffentliches Criminalverbrechen) erklärt, und mit Deportation auf höchstens 14 oder mit Einsperrung bei harter Arbeit auf 3—5 Jahre bestraft wird. Das Schiffsvolk und die untern Beamten auf einem Schiffe, das den Sklavenhandel treibt, erhalten, wenn sie davon wissen, Gefängnißstrafe von höchstens 2 Jahren. Das Gesetz erlaubt nur die Transportirung der Sklaven von einer engl. Kolonie zur andern. Früher hatte bereits Dänemark das erste Beispiel in Europa gegeben. Denn nach dem Gesetze Christians VII. vom J. 1794 hörte der Sklavenhandel mit dem 1. Januar 1804 in allen dänischen Kolonien auf, und im Kieler Frieden 14. Januar 1814 machte sich Friedrich VI. gegen England verbindlich, daß er seinen Unterthanen jede Theilnahme an dem Negerhandel verbieten wolle. In Frankreich versprach der erste Konsul Buonaparte 1800 den Negern in St. Domingo die Aufrechterhaltung ihrer Freiheit. Als aber diese Insel von den Franzosen wieder erobert wurde, stellte er 1802 den Negerhandel aufs neue her. — 1810 wurden meistens aus den Gegenden zwischen dem Cap Palmas und Benguela in Oberguinea unter portugiesischer Flagge, größtentheils von Engländern, 70—80.000 Neger ausgeführt. Nach dem 10. Art. des zwischen England und Brasilien 1810 zu Rio Janeiro abgeschlossenen Bundesvertrags ward der portugiesische Negerhandel auf einige Häfen an der afrikanischen Küste beschränkt, und Brasilien zu dem Versprechen bewogen, daß es den Negerhandel nach und nach abschaffen wolle. Indeß gestattete der König von Portugal und Brasilien

als Prinz Regent durch die Akte vom 30. November 1813 fortdauernd die Einfuhr von Negersklaven, weil die Bevölkerung des portugiesischen Südamerika zum Anbau des Landes und Betrieb der Gewerbe nicht hinreiche. Dagegen willigte Schweden, in seinem Allianzvertrage mit England vom 3. März 1813 in die sofortige Aufhebung desselben. — Nach dem Pariser Frieden zwischen Frankreich und England vom 30. Mai 1814 sollte der franz. Negerhandel auf alle Fälle in einem Zeitraum von 5 Jahren (1. Juni 1819) aufhören und in dieser Zwischenzeit kein Sklavenhändler Neger anderswo einbringen und verkaufen, als in den Kolonien des Staats, zu denen er gehört. Auch nach dem Beschluß des Fürsten von Holland (jetzigen Königs der Niederlande) vom 15. Juni 1814 soll aus keinem Hafen der vereinigten Niederlande ein Schiff ausklarirt werden, das Neger von Afrika abholen und nach Amerika überführen soll. Seit der Abschaffung des Sklavenhandels bis 1814 haben die Engländer 124 mit Sklaven beladene Schiffe genommen und fast alle kondemnirt. Die Neger wurden zum Theil nach Sierra Leona gebracht. Die Zahl der freien Neger nahm seit der Verbesserung ihrer Lage in den englischen Kolonien immer zu, und die Sklaven verminderten sich auf Jamaika seit 1811 — 15 um 13 Tausend. Auf dem wiener Congresse erklärten die acht Mächte den 8. Februar 1815 bloß ihre allgemeine Anerkennung des Grundsatzes der Abschaffung des Sklavenhandels; die Bestimmung des Zeitpunkts, wann er aufhören sollte, blieb den besondern Unterhandlungen überlassen. Als Napoleon während der 100 Tage (22. April 1815), um die öffentliche Meinung in England für sich zu gewinnen, das Aufhören dieses Handels beschlossen hatte, so willigte auch Ludwig XVIII. in dieselbe durch ein Verbot vom 30. Juli 1815. Nach dem Vertrag vom 22. Januar 1815 zwischen Portugal und England sollte der Sklavenhandel 1823 aufhören; deßungeachtet beschäftigten sich noch viele Schiffe, portugiesische sowohl als spanische, mit demselben. Sie bewaffneten sich jetzt sehr stark und insultirten die engl. Flagge, so oft sie sich stark genug fühlten. — 1816 gingen aus Ashantee an Bord zweier spanischen oder amerik. Schooner unter amerik. Flagge über 10.000 Sklaven. Doch wurden 1815 13 ihrer Schiffe von den Engländern angehalten, und 500 Sklaven nach der engl. Kolonie von freien Negern zu Sierra Leona gebracht und dort in Freiheit gesetzt. Die von England 1816 bestimmte Entschädigung für einige an der afrikan. Küste weggenommene portug. Sklavenschiffe von 300.000 Pf. St. ist für Privatpersonen bestimmt, die dabei ohne Schuld Schaden litten; die darauf befindlichen Sklaven wurden in Freiheit gesetzt. Aus ihnen bildet England sein transatlantisches Heer, das bereits aus 8 Linien- und 4 leichten Regimentern besteht. — 1818 verordnete die portug. Regierung, daß die Schiffskapitäne und Matrosen, die sich mit dem unerlaubten Sklavenhandel beschäftigen, auf 5 Jahre nach Mozambik verbannt werden sollen. Dennoch sind vom 21. September 1817 — 18 bloß nach Rio Janeiro 26.808 Neger verschifft worden, wovon der äußerst schändlichen Behandlung wegen 3475 unterwegs starben. — Nach langem Unterhandeln versprach endlich auch Spanien in dem Vertrag mit England (Madrid 23. September 1817), daß vom 30. Mai 1820 an kein spanischer Unterthan diesen Handel mehr treiben dürfe; England zahlte dagegen 400.000 Pf. St. an Spanien und 300.000 Pf. als Schadloshaltung wegen der weggenommenen Sklavenschiffe. — Nach der Verordnung vom 8. Januar 1817 wird jedes französische Schiff, das Neger in die franz. Kolonien einführen will, konfiszirt, und wenn der Kapitän ein Franzose ist, wird ihm das Kommando genommen. Nach dem Vertrage Englands und der Niederlande über die Abschaffung des Sklavenhandels vom 4. Mai 1818 verband sich der König der Niederlande, von dem Abschluß des Vertrags an in 8 Monaten seinen

Unterthanen die Theilnahme an diesem Handel zu verbieten. Das Recht der Untersuchung soll im mittelländischen Meere und in den europ. Meeren nördlich vom 37° N. Br. gar nicht und in den übrigen Meeren gegenseitig geübt werden. Und nach dem von den Generalstaaten in den Niederlanden im November 1824 angenommenen Gesetze zahlt derjenige, der sich des Negerhandels schuldig macht, 10.000 Fl. Strafe und kommt 15 Jahre auf die Galeeren; das zu diesem Handel gebrauchte Schiff wird konfiszirt. Von Brasilien und Cuba aus wird der Sklavenhandel — trotz der bestehenden Verbote — noch immer getrieben; die Engländer dürfen zwar Sklaven nicht in Afrika kaufen, lassen sie aber aus Cuba in ihre westind. Besitzungen einschwärzen, kaufen sie auf eigenen Grund und Boden an sich, und ersetzen so den Negerabgang. Allein diese Art von Sklavenhandel vernichtet die von Wilberforce vorgeschlagene und in den der Krone unmittelbar unterworfenen Kolonien Trinidad, St. Lucie und Mauritius in Wirksamkeit gesetzte Registrirungsbill — die indeß von dem Parlament 1816, als das Recht des Eigenthums gefährdend, nicht angenommen wurde — nach welcher die Sklaven einzeln und namentlich auf- und nach ihrem Tode abgeschrieben werden. — Zur Verbesserung des Zustandes der Sklaven in Westindien (über 550.000) hat der König von England im März 1824 auf Antrag der Minister beschlossen, daß auf jeder Insel ein Beamter angesetzt werden soll, der den Namen Beschützer der Sklaven führen und mehrere Unterbeamten als Gehülfen haben soll. Sie sorgen dafür, daß kein Sklave genöthig werde, auch am Sonntage zu arbeiten, daß am Sonntage nirgends Markt gehalten werde, daß die Sklaven in der christlichen Religion unterrichtet werden, daß nirgends mehr die Hetzpeitsche als Kommandostab geführt werde. Beim Verkauf von Sklaven sollen Eheleute und deren Kinder, die noch unter 8 Jahren sind, nicht vereinzelt, sondern dergleichen Familien sollen unter Einer Nummer ungetrennt veräußert werden. Was der Sklave ererbt, oder was ihm zufällt, das soll ihm als wirkliches Eigenthum zugehören. Die Loskaufung der Sklaven soll auf alle Weise begünstigt und der Sklave gesetzlich berechtigt werden, seine Kinder, Schwestern, oder seinen Vater loszukaufen. Die am 13. März 1824 zwischen England und den nordamerikan. Freistaaten geschlossene Konvention befiehlt, den Sklavenhandel als Seeraub zu behandeln. Nach einem Uebereinkommen der engl. und schwed. Regierung vom 6. November 1824 ist den Eigenthümern schwed. Schiffe streng verboten, sich zum Negerhandel zu verdingen. — Die Freistaaten am La Plata und Columbia in Südamerika haben ebenfalls seit 1822 den Sklavenhandel abgeschafft. So wurde die Aufhebung des Negerhandels zwar von England, Europa und Amerika gesetzlich ausgesprochen; allein noch dauert der Menschenhandel fort auf den Küsten Angola, Kongo und Mozambik, unter französ., spanischer und portugiesischer Flagge, da die Gesetze, welche den Sklavenhandel verbieten, entweder fast gar nicht vollzogen oder umgangen werden, indem die aus Britten, Spaniern und Portugiesen gemischten Gerichtshöfe in den Kolonien, welche die von den engl. Kreuzern aufgebrachten Sklavenschiffe verurtheilen sollen, selten ihre Schuldigkeit thun. 1822 wurden noch 31.240 Sklaven in Rio Janeiro und 8000 in Bahia eingeführt; 3884 waren durch die empörendste Behandlung auf der Reise gestorben. 1823 wurden 21.472 Negersklaven nach Rio gebracht (wovon 1800 auf der Ueberfahrt starben), ebenso viel nach den übrigen brasil. Häfen; von den 16.563 in den ersten 6 Monaten von 1824 nach Rio gebrachten Negern starben 2247 auf der Ueberfahrt. — 1823 sind indeß ein schwedisches und 4 französ. Negerschiffe konfiszirt und den Kapitänen der letzten ist die Schifffahrt untersagt worden. — Auch in den Jahren 1824, 25, 26, 27, 28, sind viele Tausende von Negern in die Sklaverei nach

Brasilien, Westindien ꝛc. verkauft worden. — Im Allgemeinen widerspricht es jeder in die Zukunft schauenden Politik, wenn Frankreich, Spanien und Portugal noch immer fortfahren, ihre Kolonien mit Sklaven anzufüllen; denn früher oder später zerreißen die Schwarzen ihre Fesseln und machen sich unabhängig, wie die Neger auf St. Domingo; wie denn 1816 auf Barbados und kürzlich erst auf Portorico, Martinique u. a. Inseln Aufstände von ihnen erregt worden sind. Indeß ist der Sklavenhandel auf die innerste Verfassung aller Negerstaaten so tief gegründet — die schwarzen Despoten Afrikas suchen durch alle erdenkliche Mittel denselben zu begünstigen und aufrecht zu erhalten — daß die meisten Reisenden ins Innerste dieses Welttheils die gänzliche Abschaffung desselben durch den gemeinschaftlichen Beschluß von Europa und Amerika für unmöglich halten, indem sodann die Muhamedaner in Aegypten und Nordafrika ihren Handel sogleich in das Innere von Afrika weiter ausbreiten und die Sklaven durch die heißen Sandwüsten schleppen und noch grausamer als Waare behandeln würden. Nur auf dem Wege der Civilisation kann der menschenfreundliche Plan des edlen Wilberforce und des afrikanische Vereins nach und nach gelingen. Als das wirksamste Mittel hat man das Christenthum anerkannt, welches ihnen indeß meist von fanatischen Methodistenpredigern, dann auch von Missionarien der Brüdergemeinde verkündigt wird. In den südamerikanischen Freistaaten, in den spanischen und portug. Kolonien so wie in Brasilien werden sie mit dem katholischen Christenthum bekannt gemacht. Nichts hielt vor Abschaffung des Sklavenhandels die Bildung der Neger mehr zurück, als die Einfuhr neuer Ankömmlinge aus Afrika. Ist einmal diese ganz weggefallen, so hindert nichts, den Negersklaven nach und nach an bürgerlich häusliche Verhältnisse zu gewöhnen. Doch kann die Emanzipation der Sklaven nur allmählig erfolgen. Das Meiste kommt dabei auf die Plantagenbesitzer selbst an, welche endlich zur Ueberzeugung gelangen werden, daß Recht und Menschlichkeit ihre Wohlfahrt dauerhafter gründen, als der Wucher mit dem Sklavenkapital.

Sklaverei der Weißen in den Bagnos (Kerkern) der Barbareskenstaaten auf der Küste von Nordafrika. Diese für Europa so schimpfliche Sklaverei entstand zu den Zeiten der Kreuzzüge im 11. Jahrh., als der Muhamedanismus und die Christenheit sich gegen einander bewaffneten. Die maurischen und türkischen Seeräubereien nahmen im Mittelmeere so zu, daß schon 1270 England mit Frankreich eine heilige Allianz schloß, um den überhandnehmende Macht jener Menschenräuber Einhalt zu thun. Ludwigs des Heiligen Zug gegen Tunis mißlang; dagegen glückte dem franz. Könige Philipp d. Kühnen einen Angriff auf jenes Raubnest, den Hauptsitz der Corsaren, wodurch dieselben gezwungen wurden, alle gefangenen Christen in Freiheit zu setzen, und dabei noch eine starke Geldsumme zu entrichten. Doch diese Züchtigung bald vergessend, trieben sie ihre Raubzüge wieder mit neuem, durch Religionsfanatismus angefeuerten Muthe, und gefährdeten so die Sicherheit in den Gewässern des Mittelmeers aufs Höchste. Da unternahmen 1389 die vereinigten Britten, Franzosen, Genueser und Venetianer unter dem Oberbefehl des Grafen Derby (nachher König Heinrich IV. von England), einen zweiten Zug nach Tunis, welcher, wie der erste, mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt war, jedoch auch nur kurze Zeit seine guten Wirkungen für die christlichen Seefahrer zeigte, indem die Corsaren ihre Streifzüge fortsetzten. Als am Ende des 15. Jahrh. der große algierische Staat nach dem Sturze der almoravidischen Dynastie zerfiel, entstanden mehrere kleine Republiken aus ihm, wie Algier, Tunis, Oran und Tripolis; und da in jener Zeit (1494) Spanien alle Mauren und Juden aus seinen Marken vertrieb, die denn meist nach der nordafrikanischen Küste auswanderten, so machten jene Fa-

staaten, angetrieben von Rachsucht, die Seeräuberei zu ihrem Hauptgeschäft, ängstigten alle Küsten des Mittelmeers und störten alle friedliche Seefahrt. Unter diesen Piraten waren am glücklichsten die Renegaten Horuc und Schereddin Barbarossa, deren von glänzendem Erfolge gekrönten Gewaltthaten sie endlich zu Algiers und Tunis Beherrschern hoben. Vergebens waren gegen die türk. schen Seeräuber Ferdinands d. Katholischen, Königs von Spanien, Unternehmungen gewesen. Gegen den furchtbaren Schereddin unternahm Kaiser Carl V. 1535 einen großen Zug. Das Hilfsgeschrei seiner Unterthanen, von so vielen Küsten und Meeren ertönend, dann die Aufforderungen des Papstes und der Malteserritter bestimmten ihn dazu. Mit einem auserlesenen Heere und mächtiger Flotte landete er an Afrikas Küste, schlug Schereddin in offener Feldschlacht und hielt in Tunis seinen triumphirenden Einzug. 10.000 Christensklaven, welche nach Ueberwältigung ihrer Wachen sich der Citadelle bemächtigt hatten, bewirkten so schnelle Eroberung und erfreuten sich nun der Freiheit. Nachdem Carl den rechtmäßigen Fürsten Mulei Hassan als Spaniens Vasallen wieder in sein Land eingesetzt hatte, kehrte er zurück. Barbarossa, dessen Haß dieser Verlust geschärft hatte, trieb jetzt mit der größten Tollkühnheit den Seeraub fort, welcher mit jedem Jahre immer zunahm. Dies schien endlich das Racheschwert des Kaisers Carl V. aufzufordern, mit der Eroberung Nordafrikas die Piraten gänzlich zu bezwingen und zu vertilgen. 1541 im Oktober landete an Algiers Küste eine starke Kriegesmacht, hinreichend zu solchem Unternehmen; da kam ein fürchterliches Ungewitter, zertrümmerte die Flotte und gab das zagende Heer den Streichen des erbitterten Barbarossa preis. Unter tausendfältiger Mühe und Noth gelang endlich die Wiedereinschiffung der elenden Heeresreste beim Cap Metafuz in die dem Sturm entronnenen Schiffe. Spätere Unternehmungen waren ebenfalls fruchtlos. Denn die Beschränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Barbaresken anwandte, die Eifersucht der europäischen Staaten, der Glaubenseifer der Mauren und Türken, und die Scheu, welche ihre Barbarei einflößte; Alles trug dazu bei, daß sie nur augenblickliche Demüthigungen erfuhren. In diesen Republiken schalteten raublustige türkische Milizen ohne Gesetz und Ordnung. Die Corsarenzüge wurden im 17. Jahrh. mit noch größerer Lebhaftigkeit als in frühern Zeiten betrieben; ganze Flotten, oft von 40 bis 50 Schiffen, liefen gegen Freunde und Feinde der Pforte, zum Rauben aus; sie durchstreiften — vorzüglich die Algierer — nicht bloß das Mittel- sondern auch das atlantische Meer; manche drangen in die Nordsee, sogar in das baltische Meer; sie wagten Landungen an der spanischen, italienischen, auch an der holländischen Küste, und kehrten der Regel nach reich mit Beute und mit gemachten Sklaven beladen zurück. Holländer und Engländer schritten wiederholt zur Rache. Cromwells Admiral Blake zerstörte 1655 den größten Theil der tunesisch- algierischen Flotte und befreite viele Christensklaven; 1669 und 1670 aber ließ König Carl II. von England, im Verein mit den Niederländern, Algier ohne Erfolg beschießen. Zuletzt fanden sie es doch für sich zuträglicher, Friedensverträge mit den Corsaren zu schließen, Holland schon 1679 (ohne daß der Friede von Dauer war), England (mit dem er mehr Bestand hatte) 1682. Mit noch größerem Nachdruck züchtigte Ludwig XIV. von Frankreich das Raubnest Algier durch Bombardements (1682 und 83) im letzten warf der Admiral Duquesne 1200 Bomben in die Stadt, und legte sie zum Theil in die Asche; allein der Dey Mezzo Morto ließ den franz. Consul Vacher in eine Kanone laden und der franz. Flotte zuschießen. Doch verstand er sich 1684 zu einem Frieden. 1681 und 1684 ward auch Tripolis von der franz. Flotte bombardirt und mußte sich 1685 zu einem Friedensvertrage bequemen. Der unerschütterliche Beherrscher von Marokko, Mulei

Ismael, konnte indeß von Ludwig XIV. weder durch Gewalt noch durch Geschenke zu einem Frieden bewegen werden; im erstern Falle nahm er den ihm durch die Bombardements zugefügten Schaden standhaft hin, im zweiten wich er hinterlistig allen Verträgen aus, damit seine Corsaren ein freies Spiel gegen die französ. Kauffahrer hätten. Gegen das Ende des 17. Jahrh. kehrte sich das Verhältniß der Nationen im Seekriege um; die europ. Seemächte gelangten darin zu größerer Vollkommenheit; die Barbaresken schritten darin nicht fort und blieben hinter jenen zurück; sie lehrten endlich aus Erfahrung, daß Muth, Tapferkeit und Tollkühnheit den Abgang der Seetaktik nicht ersetze. Seitdem gingen sie den europ. Flotten aus dem Wege und wagten sich nur an einzelne Schiffe. Die Beute wurde seltener, und aus Interesse zogen sie nun dem Kaperkrieg Friedens- und Freundschaftsverträge vor, in denen sie sich gewissere Einkünfte durch Geschenke als einen jährlichen Tribut von einzelnen europ. Mächten sicherten. Mit England ward von Algier der Friede, meist mit Zusätzen 1700, 1703, 1716, 1762 erneuert; mit Holland geschlossen 1726, zu gleicher Zeit mit Schweden, mit Venedig 1750, darauf auch mit Dänemark, mit Nordamerika 1794, immer unter der Bedingung jährlicher Geschenke; nur Oestreich hat bei seinem Friedensvertrag und den nachherigen Erneuerungen desselben sich nie zu so einem Tribut verstanden. Seitdem gingen die Angriffe der Algierer nur noch gegen spanische, portugiesische, genuesische und neapolitanische Schiffe fort. Indessen reizten sie durch ihre Seeräubereien Spanien 1776, 1783 — 86 zu Rachekriegen, und Dänemark 1795, Venedig 1795 zu drohenden Bewegungen; und selbst diese Fehden endigten sie noch mit vortheilhaften Friedensschlüssen oder mit Erpressungen. Nur Napoleon ließ sich 1802 nichts abpressen. Die Verträge Frankreichs mit Tunis sind die allerältesten, nämlich vom Jahr 1685, der Vertrag mit England wurde 5 Monate darauf und jener mit Holland einige Jahre später geschlossen, hierauf kamen auch welche mit Schweden, Dänemark, Spanien, und Venedig zu Stande. Tripolis schloß Verträge 1685 mit Frankreich (erneuert 1793), Holland 1703, England 1716 (erneuert 1751, 62 und 68), Oestreich 1726, Dänemark 1772, Venedig 1763, Schweden 1764, Toskana 1765, Spanien 1784, Nordamerika 1786. Marokko hat ebenfalls mit den meisten Seemächten Europa's Frieden geschlossen, und beobachtet ihn weit besser, als die drei Republiken. Portugal fordert seit 1795 von den Hansestädten einen Beitrag zur Bewahrung des Strandes, um deren Schiffe an seinen Küsten zu beschützen. Lübeck und Bremen schlossen zuletzt noch 1806 Verträge mit Marokko; sie mußten aber endlich doch ihre Schifffahrt im Mittelmeer größtentheils aufgeben. Die Behandlung der weißen Sklaven, deren in den Jahren 1810 — 16 an 50.000 in den Ketten jener muselmännischen Barbaren schmachteten, ist völlig willkürlich, sie hängt von Umständen und von den Launen des Herrn ab. Einige 100 Stockschläge auf die Fußsohlen gehören zu ihren gelinden Strafen und täglich ist der Christensklave den Mißhandlungen des maurischen Pöbels ausgesetzt. In den Jahren 1814 — 16 machten die Corsaren — vorzüglich die Algierer wieder das ganze Mittelmeer unsicher, überfielen die harmlosen Bewohner der italienischen und spanischen Küste an vielen Orten und schleppten sie in die schmählichste Sklaverei; ja sie steuerten in ihrer Tollkühnheit durch die Meerenge Gibraltar. 1814 stiftete der hochsinnige, ritterliche Sir Sidney Smith den antipiratischen Verein zur Abschaffung der weißen Sklaverei und gegen die Seeräuberei, allein er löste sich 1818 wieder auf. Der nordamerikanische Freistaat schützte seine Nationalehre durch den tapfern Dekatur, der 1815 Algier beschoß; denn nach dem auf die vollständige Niederlage der algierischen Eskadre bei Carthagena am 20. Juni 1815 geschlossenen Vertrage verpflichtete sich der

Dey, für die Zukunft keinen Tribut von den Amerikanern zu fordern. Auch gab der Dey die aufgebrachten Schiffe der Amerikaner zurück, und bezahlte eine Entschädigung von 60.000 Piastern, so wie auch Tripolis 150.000 und Tunis 80.000 Piaster dem amerik. Befehlshaber baar bezahlen mußten. Am 17. April 1816 schloß Lord Exmouth für England und seine Verbündete mit dem Dey von Tunis, Mahmud Pascha, einen Vertrag, nach welchem dieser die Gefangnen nicht als Sklaven zu behandeln und bei Abschluß des Friedens ohne Lösegeld frei zu geben versprach. England hatte zugleich den Schutz seiner Verbündeten, Sardinien und Neapel, gegen die Barbaresken mit übernommen, und es kam der Friede durch Exmouths Drohungen zwischen Sardinien und Algier und hierauf zwischen Neapel und Algier, Tunis und Tripolis zu Stande. Nach demselben zahlte Neapel jährlich an Algier 24.000 Piaster und für jeden gefangenen Neapolitaner 1000 span. Piaster (1300 Thlr.) als Lösegeld; Sardinien aber für jeden Gefangenen 500 Piaster. Tunis gab die sardinischen Gefangenen umsonst frei, die neapolitanischen aber nur für 300 Piaster den Kopf. Der Dey von Tripolis, der sich ebenfalls wie Tunis erklärte, die Christensklaverei ganz abzuschaffen und die gewöhnlichen Gesetze der Kriegsgefangenschaft einzuführen, erhielt für die neapolitanischen ausgelieferten Sklaven 50.000 Piaster sowie 4000 Piaster bei jeder Anstellung eines neapolit. Consuls zu Tripolis bestimmt wurden. Doch waren die Barbaresken zu Algier mit diesen Verträgen nicht zufrieden, und bei einem am 23. Mai 1816 zu Bona ausgebrochenen Aufstande der Mauren und Türken verloren 40 Christen, die in Corallenfischböten nach Bona zum Gottesdienst in die Kirche gegangen waren, ihr Leben. Bald ereilte die Frevler die Strafe. Die Seeschlacht der Engländer und Niederländer unter Lord Exmouth am 26. August 1815 vernichtete die ganze algierische Flotte, und halb Algier, die beiden Hauptforts so wie das Fort von Mola wurden bei dem furchtbaren Bombardement vernichtet. Nach dem am 28. Aug. abgeschlossenen Frieden erkennt Algier die Abschaffung der Sklaverei der Europäer in seinem Gebiete an und setzt alle europ. Sklaven (1211 an der Zahl) in Freiheit, die Consulargeschenke sind abgeschafft, da sie aber im Morgenlande gebräuchlich sind, so wurden sie als persönliche Geschenke bei der Ankunft eines neuen Consuls und als in dessen persönlichen Namen gegeben, zugelassen, dürfen aber nicht 500 Pf. St. übersteigen; der Dey behält das Recht, die andern europ. Mächte zu befehden, aber die Gefangenen nicht als Sklaven, sondern nur als Kriegsgefangene zu behandeln. Aber schon 1817 wagten sich algierische Seeräuber wieder bis in die Nordsee, und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geschenke schickt, und womit sie Verträge abgeschlossen. Zwar haben die Regierungen von Marokko, Algier, Tunis und Tripolis die christlichen Gefangenen nicht mehr als Sklaven, sondern mehr als Kriegsgefangene zu behandeln versprochen, allein dadurch ist das Loos der Unglücklichen, die in ihre Hände fallen, nicht besser geworden. Man hat die Mannschaft beraubter Schiffe ermordet gefunden. Auch die Flagge der minder mächtigen Staaten wird ungeachtet der Verträge selten geachtet, und am Ende des Jahrs 1817 lief aus dem von der Pest heimgesuchten Algier eine ganze Raubflotte aus, die noch überdies die Pest am Bord hätte. Ihre Wuth kehrte sich vorzüglich gegen die deutsche Schifffahrt. Es ward deßhalb in Hamburg ein antipiratischer Verein gebildet und auf dem Bundestage ein eigner Ausschuß ernannt, der zweckdienliche Maßregeln vorschlagen sollte. Die meisten Mächte scheinen Englands Schutz zu suchen; nur Baden hat es als eine Nationalsache des deutschen Bundes angesehen, selbstthätig Schiffe zum Schutze des deutschen Handels auszurüsten, wie schon die Hanse es vermochte. — Im Oktober 1818 hat die Pforte dem Dey von Algier durch einen Firman angekündigt, daß der Groß-

herr nach dem Beispiel der mit Oestreich und Rußland bestehenden Verträge die Verpflichtung übernehmen, den preuß. Unterthanen jeden durch Barbareskenkaper zugefügten Schaden zu ersetzen, und daß die algierischen Schiffe sich gegen die preußischen aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten hätten; der Dey hat versprochen, sich in diese Anordnung zu fügen. In einem Credenzbrief des Deys von Tripolis durch seinen Minister an den im Mittelmeer befehligenden englischen Admiral Maitland vom 28. November 1818 erklärt er, nach dem Wunsche des Prinz Regenten von England mit sämtlichen verbündeten Mächten Frieden schließen zu wollen, und verspricht, bis zum Abschluß der Verträge alle Feindseligkeiten einzustellen und seinen Unterthanen keinen Kreuzzug gegen irgend eine christl. Nation zu gestatten. In der Convention mit dem Papst vom J. 1819 gesteht der Dey den röm. Staaten gleiche Rechte mit den begünstigtsten Nationen zu, ohne davon Tribut zu verlangen. Auf dem aachener Congreß ward 1818 beschlossen, daß England und Frankreich im Namen der verbündeten Mächte die Dey's auffordern sollten, von ihrem Raubsystem abzustehen und das europ. Völkerrecht zur Richtschnur ihrer Verhältnisse zu nehmen. Indessen hörte der Raubkrieg dieser Barbaren nicht auf, und zur Schande Europa's treiben sie noch immer ihr schändliches Handwerk. So wurde 1824 Algier abermals von einer brittischen Flotte blockirt, und in dem am 25. Juli jenes Jahres abgeschlossenen Frieden, mußte der Dey einwilligen, die 1816 von seinem Vorfahr eingegangenen Bedingungen zu erfüllen und die Sklaverei der Christen abzuschaffen. Dieß Gesetz, die geraubten Christen als Kriegsgefangene zu behandeln, möchte leicht diesen letztern noch verderblicher werden, als ihr früherer Zustand, da das Leben des Sklaven doch seiner Arbeit wegen einen Werth in den Augen seines Herrn hatte, das eines Kriegsgefangenen aber, den sie wieder herausgeben sollen, ihrer grausamen Willkür ganz rücksichtslos preisgegeben ist. Frankreich ist gegenwärtig mit dem algierischen Raubstaat wieder in Krieg verwickelt, und hält den Hafen der Hauptstadt blockirt, hat aber bis jetzt den Stolz jener rohen Corsaren noch nicht gebändigt. Neapel hat im September 1828 ein Geschwader gegen Tripolis auslaufen lassen, welches diese Stadt ohne Erfolg beschossen hat; Oestreich rüstet gegenwärtig (Oktober 1828) eine Eskadre gegen Marokko aus, wegen verübter Räubereien an östreichischen Schiffen. Schweden hat im Juni 1828 eine Flotille nach dem Mittelmeere gesandt, um den gewöhnlichen Tribut und die Geschenke an Marokko (20.000 Piaster), Algier (36.000 Piaster), Tunis (8000 Piaster) und Tripolis (8000 Piaster) zu entrichten (zusammen mit den Consulatskosten jährl. 239.674 schwed. Bko. Thlr.). — Europa steht also gegen die afrikanischen Seeräuber noch auf demselben Punkte, wie vor 538 Jahren, als Frankreich und England die erste heilige Allianz gegen die Barbaresken schlossen! — Die Nordküste von Afrika kann nur, nach völliger Ausrottung der türkischen Miliz, durch ein verständiges Colonialsystem gerettet werden.

Skolien, die eigentlichen Tisch- oder vielmehr Trinklieder der alten Griechen, von dem Worte σκολιος, welches so viel als schief, verschränkt oder gewunden bedeutet, also genannt. Ihr Ursprung ist in den frühesten Zeiten der griech. Bildung zu suchen, wo die Sprache noch bloß sinnlich war, und der Ausdruck von Leidenschaften oder Ideen oder anziehender Geschichten bei ihren mimischen Tänzen natürlicher Weise Gesang, aber ohne bestimmtes Sylbenmaß ward. Bei den Gastmählern herrschte die Gewohnheit, daß, nach Beendigung der gewöhnlichen Lobhymnen auf die Götter, welche die ganze Gesellschaft sang, von einzelnen Gästen Gesänge angestimmt wurden, die bald heitere Freude, bald erhabenen Ernst ausdrückten. Ein jeder sang, wenn ihn die Reihe traf, mit einem Myrthenzweige in der

Hand, welcher, nach dem Range, den man bei der Tafel einnahm, aus Hand in Hand immer zum nächsten Nachbar überging, mithin Rundgesang. Als die Tonkunst zu einer größern Vollkommenheit gediehen war, und man sich bei den Gastmählern zur Begleitung des Gesangs der Leier bediente, wurden zur Ausführung der Trinklieder musikalische Talente und Kenntnisse erfordert, die natürlicher Weise nicht Jeder haben konnte. Nur die hiezu Geschickten waren im Stande, bei Tische zu singen, und ihre Lieder nannte man Skolien, um entweder, wie Plutarch schreibt, dadurch anzuzeigen, wie schwer ein solches Lied zu singen sey, oder, nach Artemon's Meinung, die unregelmäßige Lage derjenigen, welche sangen, anzudeuten. Eine der besten griechischen Skolien ist das Lied auf den Harmodius und Aristogiton. Nach diesem verdient das vom Aristoteles auf seinen Freund Hermias verfertigte Skolion den Preis. Es hat zwar nicht so viel Feuer und Schwung, wie jenes, ist aber doch ganz lyrisch und geschickt, den Griechen, vor dessen Phantasie ein schönes Ideal der Männlichkeit, Tapferkeit und edeln Thätigkeit schwebte, in sympathetische Schwärmerei zu bringen. Eine Sammlung hat Ilgen herausgegeben: Scolia, h. e. carmina convivalia Graecorum etc. Jena 1798, 8. Auch die Neuern nennen kleinere Trinklieder Skolien.

Skopas, Bildhauer auf der Insel Paros, lebte um 353 v. Chr., arbeitete mit an dem Mausoleum, und ist besonders durch eine Statue der Venus berühmt.

Skorpion (astronom.), s. Sternbilder.

Skorbut, s. Scharbock.

Skoten, nebst den Pikten die ältesten uns bekannten Bewohner des heutigen Schottlands. Mehreres siehe im Artikel Schottland (Geschichte von).

Skrofeln (Skropheln) ist eine Drüsenkrankheit, die mehr oder weniger eine Anomalität des ganzen Ernährungs-Prozesses nach sich zieht. Vorzüglich leiden in dieser Krankheit die Drüsen des Halses und des Unterleibes, des Gekröses. Sie sind immer angeschwollen und meist hart. Auf einer normalen Thätigkeit des Drüsensystems beruht eine gesunde Sanguifikation; denn der Saft, welchen die Saugadern aus den Speisen nehmen, erleidet in den Drüsen eine Veränderung die ihn in seinen Eigenschaften dem Blute nähert. Ein Milchsaft aber, der durch die verstopften Drüsen jener gesunden Verwandlung nicht unterliegt, wird der ganzen Blutmasse eine krankhafte Bildung ertheilen, und auf diese Weise das ganze Ernährungsgeschäft des Organismus verderben. Die Skropheln-Krankheit erscheint gemeiniglich vom 3ten Lebensalter bis zur Mannbarkeit. Eine zurückgebliebene oder zu schnell voranschreitende Entwickelung des Körpers ist dem Entstehen der Krankheit günstig. Es gibt eine große Menge Ursachen der Skropheln, sehr häufig ererben sie sich von dem Vater oder der Mutter auf die Kinder; nicht selten liegt ihr Grund in der großen Körperschwäche der Eltern, besonders wenn Eins derselben früher an venerischen Krankheiten litt und viel Quecksilber gebrauchte. Ein Kind, das seine naturgemäße Speise, die Muttermilch, nicht erhält, sondern aufgepäppelt, durch mehlichte unverdauliche Speise genährt wird, oder zu früh erhitzende Getränke genießt, ist leicht der Gefahr ausgesetzt, skrophulös zu werden. Häufige Gelegenheitsursachen sind Unreinlichkeit, feuchte Luft, dumpfe Schlafkammer, Vernachlässigung der Ausleerung und Bewegung, der unzweckmäßige Gebrauch verstopfender Mittel. Der gelindeste Grad der Krankheit sind kleine, schmerzlose Knötchen am Halse, die nur beim Drucke etwas schmerzen. Erbsengroß im Anfange, wachsen sie sehr langsam, wenn

nicht ihr Wachsthum durch ein verkehrtes Heilverfahren oder durch andere Umstände befördert wird. Sie eitern höchst selten, und gehen auch dann nur langsam in Eitrung über; die Geschwüre derselben sind hartnäckig und hinterlassen häßliche Narben. Oefter verhärten sie sich. Gefährlicher und auf tieferes Körperleiden deutend ist die Krankheit, wenn sie die skrophulöse Anlage begleitet; ihre Zeichen sind: ein großer dicker Hals, Aufgedunsenheit im Gesicht, schlaffe schwammige Muskeln, eine träge und oft erweiterte Pupille, gewöhnlich eine dicke Nase und Oberlippe, Auftreibung des Leibes, Säurebildung im Magen, bald geringer, bald zu starker Appetit, Unregelmäßigkeit der Verdauung, leicht erscheinende Verstopfung, blasses Gesicht. Diese dauern bis zum Eintritt der Mannbarkeit, wo dann sich die Krankheit durch eine Revolution im Körper, die sich durch Nasenbluten, Katarrhe, Harnflüsse, oder auch durch krätzartige Ausschläge ꝛc. kund gibt, entscheidet. Verliert sich die skrophulöse Anlage auf diese oder irgend eine andere Weise nicht, und wirken noch äußere ungünstige Verhältnisse auf den Kranken ein, so entwickeln sich größere Leiden, die als selbstständige Krankheiten auftreten; als: langwierige Augenentzündungen, triefende Ohren, Harthörigkeit, Lungenknoten, Schwindsucht, Drüsenanschwellungen im Halse, Hautausschläge, Flechten, Afterorganisationen der Gelenke, Auftreibungen derselben, Wassersuchten ꝛc., die, je tiefer das Uebel den Organismus ergriffen hat, desto schwerer zu heilen sind. Die Kur beruhet hauptsächlich auf einer zweckmäßigen Diät; die Nahrung muß gesund, leicht verdaulich und nahrhaft seyn, man muß den Kindern häufig Bewegung in frischer Luft verstatten, sie stets reinlich halten, jede dumpfe Schlafstube vermeiden, sie öfters baden. Die Krankheit gehört zu den hartnäckigen; darum darf weder dem Arzte noch den Eltern bei der Behandlung die Geduld entfallen.

Skulptur, s. **Bildhauerkunst**.

Slaven, die europäischen Sarmaten, eine große Völkerfamilie, die von den Germanen in Sprache und Sitten verschieden, seit dem 4. Jahrh., wo Jornandes zuerst der Slaven gedenkt, sich in dem östlichen Europa von den Ufern des adriatischen Meeres bis an die Niederelbe und das baltische Meer, und nördlich von den Karpathen bis oberhalb der Quellen des Dnepr und an die Werchoturen hin ausgebreitet hat. Jornandes unterscheidet drei slavische Hauptvölker: die Slavini nördlich von den Karpathen zwischen der Weichsel und dem Dniester; die Antes, in den weiten Ebenen zwischen dem Dniester und dem Don, und die Venedes (Wenden) im Norden der Weichsel bis zum baltischen Meere. Die allgemeine Bewegung der germanischen Völker, welche theils nach Süden, theils nach Westen zogen, brachte auch in den Wohnsitzen der slavischen Völker große Veränderungen hervor. Nach einander von Gothen, Hunnen, Gepiden, Longobarden u. a. Völkern unterjocht oder verdrängt, verließen sie seit dem Anfange des 6. Jahrh. großentheils ihre alten Wohnsitze, und einzelne wendische Stämme zogen sich an die Elbe und (vorzüglich nach der Zerstörung des thüringischen Reichs durch die Franken und Sachsen im Jahr 531) bis zur Saale hin; Meklenburg besetzten die Obotriten; Pommern die Wilzen; Brandenburg die Uckern; Meißen die Sorben und Lusitzer die Lausitz. Derselbe Volksstamm verbreitete sich auch über Krain, Kärnthen, Steyermark und Friaul, noch sind von ihnen die Winden und andre Ueberreste vorhanden. In Böhmen, Mähren und Schlesien sind Wenden mit Slaven vermischt; Slaven wohnen in Croatien, Slavonien, Bosnien, Servien, Dalmatien; auch die Polen und die Erbauer von Kiew und Novgorod sind Slaven, zum Theil vielleicht von dem Stamme der Anten. Alle diese Wanderungen und Niederlassungen waren mit blutigen Kriegen verbunden. Eine Schil-

derung des rohen, aber mächtigen Slavenvolkes zu der Zeit, als es Kaaun zerstörte, Konstantinopel bedrohte und das nordöstliche Europa sich unterwarf, hat der byzantinische Geschichtschreiber Prokopius in seinem Werke von dem gothischen Kriege aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. hinterlassen. Auch vergl. Anton's Vers. über die Slaven. Der 200jährige Krieg der wendisch-böhmisch-polnischen Slaven mit den Deutschen um den Besitz des östlichen Deutschlands zwischen der Elbe und Oder bis zur Weichsel, endigte mit der Unterjochung der Sorben-Wenden und Böhmen, worauf auch die Wenden im nördlichen Deutschland, Pommern, Meklenburg, Lüneburg u. s. w. unter deutsche Herrschaft kamen. Der Sachsen Herzog, Heinrich der Löwe, zerstörte nämlich in jenen Ländern 1161 das Königreich der Wenden; doch gab er Pribislaw, dem Sohne Niclots, des letzten Wendenkönigs, sein Erbe, mit Ausnahme einiger Landstriche zurück. Pribislaw wurde Christ, und nannte sich Fürst von Meklenburg. Seine Nachkommen regieren noch als Großherzoge zu Schwerin und Strelitz. Ihr Geschlecht ist das Einzige in Europa regierende slavische (wendische) Fürstenhaus, und zugleich das älteste; denn es regiert in Meklenburg seit mehr als tausend Jahren. Die Slaven in Deutschland nahmen seit Heinrich I. und die Ottone an der östlichen Grenze im 10. Jahrh. Marken und Bisthümer errichteten, mit dem Christenthume größtentheils deutsche Gesetze, Sprache und Sitten an. Dagegen erhielt sich die slavische Nation ihre Eigenthümlichkeit in Böhmen, und noch mehr in dem östlichen Europa, in dem Weichsel- und Dneprlande. Allein sie blieb in der Cultur weit hinter den germanischen Völkern zurück. Denn zwischen weit ausgedehnten Strom-Niederungen im steten Kampfe mit wilden Horden, die vom südlichen Ural und dem Kaukasus her nach Europa vordrangen, war der politische Zustand der Slaven in Polen, Litthauen und Rußland, fast das ganze Mittelalter hindurch, schwankend und vielfachem Wechsel unterworfen, während sich das Staatenleben im westlichen Europa, innerhalb sicherer, von Meeren und Gebirgen bewachter Naturgrenzen, aus einem Kerne, dem germanischen Volkscharakter, stetiger und kräftiger entwickelte. Noch jetzt laufen im östlichen Europa die Grenzen der Volksabstammung und der Sprachen in einander. Denn Furcht aus Unsicherheit bei den Einen, und rohe Raubkriegslust aus wildem Ausdehnungstriebe bei den Andern, ließen daselbst die Völker, später als irgend sonst in Europa, in geordnete, ruhigere Verhältnisse eintreten. Hierzu kam, daß sie durch große, unwirthbare Landstrecken von dem lebhaften, südlich-europäischen Küstenverkehre und allem Seehandel entfernt, länger an ihren asiatischen Stammwurzeln: Nomadenfreiheit, Fetischismus, Khanherrschaft der Familien- oder Kriegs-Häuptlinge, Frauen-Sklaverei, Despotismus und Leibeigenschaft, — hingen, sonach später als die germanisch-lateinische Völkerfamilie, mit dem Christenthume, dem Handel, den Künsten und Wissenschaften, wie mit dem Gesetze der bürgerlichen Ordnung und Freiheit, bekannt wurden. Darum vermittelte auch nie bei ihnen das Band des Lehnwesens durch gegenseitigen Rechtsanspruch, rohe Vielherrschaft und thierische Eigenbehörigkeit; darum verlor so früh, noch ehe es begründet war, der Bewohner slavischer Städte das Recht eines dritten Standes; darum erwachte nie auf den einförmig öden, von Herden nur und Treibern bevölkerten Weideplätzen und Feldfluren zwischen der Weichsel und Wolga, der Rittergeist; und es entbehrten die slavischen Völker jener Grundlage der neuern abendländischen Kultur, der Romantik. Da nun nichts Geistiges sie in engere Kreise zusammendrängte, so entwickelte sich erst spät ihr höheres geselliges Leben. Durch die deutschen Ritter und die Hansa im Norden, so wie im Süden durch die Griechen, dann durch die Tataren und Türken von den

Mündungen ihrer Ströme abgeschnitten, traten sie nicht in das regere Verkehr der abendländischen Völker ein, sondern erstarrten unter unförmlichen Verfassungen, in denen die Gewalt der Fürsten und die Gesetzlosigkeit der großen Landeigenthümer so lange mit einander kämpften, bis eine unumschränkte Autokratie (in Rußland), oder eine vollendete Aristokratie (in Polen) daraus hervorging. Zwar übte das Christenthum auch unter den Slaven seine bildende Kraft aus; allein später und langsamer, als im übrigen Europa. Doch bewirkte die lateinische Kirche durch den altrömischen Charakter ihrer Geistlichkeit, mehr als die griechische; denn jene betrieb das Missionswesen mit größerem Eifer, auch war der Dominat des Papstes, indem er alle Länder zu einer geistlichen Monarchie zu vereinigen suchte, dem Völker-Verkehr, mithin auch der Kultur der Slaven in Böhmen, Ungarn und Polen vortheilhafter, als die losere griechische Hierarchie den Slaven in Rußland. Was entbehren endlich nicht die Völker griechischer Religion, daß kein römisches Recht, der Stützpunkt der persönlichen und bürgerlichen Freiheit, bei ihnen Gültigkeit erhielt, und eben so wenig das kanonische Recht, wie es sich im Mittelalter vom kultivirten Italien aus bildete, auf ihren gesellschaftlichen Zustand mit einwirken konnte. Dieß alles erklärt nicht nur, warum überhaupt das slavische Europa in der Kultur hinter dem germanischen zurück blieb, sondern auch, warum insbesondere die Slaven in Ragusa, Böhmen und Polen den östlichern slavischen Nationen in der geistigen Bildung voraus eilten. Vergl. die Art. Illyrien, Polen und Rußland.

Slavische Sprache und Literatur. Die Slaven sind eine über eine ungeheure Fläche Europa's und Asiens verbreitetes Volk; ihre Sprache muß daher auch in mehrere Dialekte zerfallen. Einige Zweige dieses großen Sprachstammes haben wir in den Art. polnisch-russische Sprache abgehandelt; hier soll nur von dem böhmischen oder besser czechische Dialekt, der in Böhmen, Mähren, in Oestreichisch-Schlesien, in einem großen Theile von Ungarn und in Slavonien gesprochen wird, die Rede seyn. Der czechische Dialekt ist, wie alle slavische Mundarten, reich an Biegungen der Anfangs- und Endsylben; durch diese können oft aus einem Wurzelworte über 100 Ableitungen gebildet werden; so drücken die Buchstaben s, v, w, z, vornan das Verbum, eben so viele Nebenbestimmungen des Begriffs des Zeitwortes aus. Nicht weniger reichhaltig ist die Sprache an Synonymen. Ausgezeichnet ist sie auch in ihrer Deklination, in der Bildung der Zeiten und Partizipien. In den Deklinationen, welche sich beinahe alle auf einen Vokal endigen, nur Endbiegungen besitzen, und ohne Artikel gebraucht werden, und im Besitz des Instrumentalablativs, gleicht die czechische Sprache der lateinischen, und den Dualis hat sie mit der griechischen Sprache gemein. Durch ihre Mannigfaltigkeit der Partizipien und den freien Gebrauch, den sie davon machen kann, erhält sie gedrungene Kürze und Gelenkigkeit, und vermeidet alles Schleppende, was die deutsche Sprache oft durch ihre Konjunktionen empfängt. Was die Zusammensetzung ganzer Wörter betrifft, so weicht hierin die böhmische Sprache weder der griechischen noch deutschen; übertrifft aber beide durch die Menge von Verkleinerungswörtchen, durch die nicht bloß kleine, sondern wie im Griechischen auch liebe Gegenstände bezeichnet werden. Einen großen Vortheil besitzt die czech. Sprache, daß sie bei den meisten Verben keiner Hülfszeitwörter bedarf, und bezeichnet sogar durch Endsylben das Geschlecht bei den Präteriten in der einfachen und vielfachen Zahl; bei den Verben bedarf sie ebenfalls der Personalfürwörter nicht. Alles dieß gibt der Sprache eine Kürze und einen Nachdruck, die sie sehr geeignet machen, die Werke des Alterthums mit gleicher Energie zu übersetzen. Der Gebrauch des Part. praet. activi gewährt dem Böhmen wie dem Griechen den Vortheil, zu bestimmen, wer die im Prädikate des

Nebensatzes enthaltene Handlung verrichtet habe, was der Römer bei seinem Ablativ consequentiae und bei seinem Partic. pass. sehr häufig zweifelhaft dunkel lassen muß. Merkwürdig ist es, daß schon im Verbum selbst die Art und das Instrument bezeichnet ist, auf die oder wodurch die Handlung des Zeitwortes zu Stande kommt. Z. B. schneiden mit der Sichel, der Scheere, der Sense, oder mit dem Messer, drückt der Böhme durch eben so viele Verba aus. In der Konjugation hat die czechische Sprache viel Aehnlichkeit mit der griechischen, sie besitzt einen Aorist, drei Plusquamperfecta, und vier Futura, wodurch sie nicht nur die Zeit, sondern auch die Dauer und das öftere und seltnere Wiederholen der Handlung bezeichnet. Mit dem Griechen wetteifert der Böhme in der Vielfachheit und Feinheit der Zeitbestimmung in den Partizipien und den Partizipialwendungen. Die kleinen Bindepartikel der Rede, die der Grieche des Alterthums so häufig gebrauchte, und von den wir die Bedeutungen oft nicht recht mehr verstehen, oder unsere Sprache nicht wiedergeben kann, entbehrt der Böhme eben so wenig. In Hinsicht der Wortstellung ist die böhmische Sprache eben so frei als die griechische und römische. Ueberdieß besitzt sie viel Wohlklang, mittelst einer glücklichen Zusammensetzung der Vokale und Konsonanten. Ihr Alphabet besteht aus 42 Buchstaben, und vereint auf diese Weise fast alle Laute der andern Sprachen in sich; der Böhme vermag daher den Ton eines Wortes aus jeder fremden Sprache unverändert zu schreiben und auszusprechen; aus diesem Grunde lernt er leicht die südlichen Sprachen. — Slavische Literatur. Auch hier wird nur die böhmische berührt. Der czechische Dialekt ist von allen slavischen Mundarten zuerst kultivirt und veredelt worden. Wenn gleich mehrere gelehrte Slaven, als der Pole Maiewsky und Brezowsky behaupten, daß die Sprache ihrer Nation aus Ostindien abstamme, indem das Alphabet des Deva nagari 50, das Altslavonische 46 und das Böhmische 42 Buchstaben habe, daß sich im Alterthum auch die slavischen Weiber beim Tode ihrer Männer verbrannt haben, und daß die böhmische Sprache noch mehrere Wurzelwörter besitze, die viel Aehnlichkeit mit indischen hätten; so kann man doch diesen Umständen nicht so viel Gewicht beilegen, daß sie jene hypothetische Abstammung zur Gewißheit zu erheben vermöchten. Um das Jahr 845 wurden die ersten Keime literärischer Bildung unter die Slaven durch ihren Apostel Method und den Philosophen Cyrill, auch Constantin genannt, gebracht. Der letzte ersann nach dem Muster des griechischen ein Alphabet für die slavische Sprache; später wurde dieß durch das lateinische zum großen Schaden der fortschreitenden Cultur verdrängt. Später wollte der König Wratislaw die alte Schreibart wieder einführen; aber Papst Gregor VII. verbot es aus dem politischen Grunde, daß durch eine zu große Annäherung zu den Griechen in literärischer Hinsicht auch eine religiöse folgen und die römische Herrschaft beeinträchtigt werden könnte. Im 10. Jahrh. blühte in Böhmen schon die Schule zu Kudec, wo Latein gelehrt wurde. Aus diesem Zeitraume schreibt sich auch das bekannte Lied: Hospodine Pomiluyny her, was noch jetzt allgemein gesungen wird; ein Böhme, der Bischof Adalbert, dichtete es. Aus dem 11. Jahrh. haben sich keine Literatur-Denkmäler erhalten; nicht mehr reich war das 12te Jahrh., wenn gleich man weiß, daß bei der Gelegenheit, als der König Wladislaw seine kampflustige Jugend zu einem Zuge nach Mailand aufrief, viele patriotische, zur Tapferkeit anfeuernde Lieder gedichtet worden sind; doch ist keines auf unsre Zeiten gekommen. Im 13. Jahrh. dichtete Zawis z Rozmberka einige gute Lieder. Auch soll sich aus diesem Zeitraume eine Sammlung lyrisch-epischer Nationalgesänge herschreiben; sie sind in reimlosen Versen verfaßt. Unglücklicher Weise sind auch diese Nationalgesänge nur in dürftigen Bruch-

stücken auf uns gekommen. Ihrer Handschrift nach zu urtheilen, sind sie entweder gegen das Ende des 13., oder im Anfange des 14. Jahrh. verfertigt worden. 1819 fand sie Hanka, Custos des böhmischen National-Museums, in einem Kirchen-Archive unter einem Wuste alter Papiere. Noch haben sich aus diesem Zeitalter ein böhmischer Psalter, Bruchstücke einer Legende von den zwölf Aposteln, eine gereimte Leidensgeschichte Jesu, ebenfalls Fragment, und mehrere Lieder, Fabeln, Satyren erhalten. Im 14. Jahrh. empfing die geistige Thätigkeit einen kräftigen Anstoß durch die Begründung der Universität zu Prag durch Kaiser Carl IV. (1348). Dieser scheint ein großer Beförderer der böhmischen Sprache gewesen zu seyn; denn er befahl durch die goldene Bulle den Kurfürsten-Söhnen, böhmisch zu lernen. Sein Sohn, der Kaiser Wenceslaw, ersetzte die lateinische durch die böhmische Sprache in den Dekreten. Böhmens Hauptstadt war damals der Sammelplatz der Wissenschaften, Künste, der bessern Lebensart, des Luxus und der Pracht. Wenn gleich die glänzende Erscheinung des Prager Hofes vorübergehend war, so mußte sie doch auf die besseren Köpfe des Landes wirken und zu ihrer Ausbildung beitragen. Dalemitz Mezericky schrieb eine Geschichte Böhmens in Versen; Ondreg Dube eine Sammlung böhmischer Gesetze in 3 Bden; Wawrinecz Brezowa eine Geschichte der römischen Kaiser, und übersetzte Mandevilles Reisen; Pribjk Pulkawa eine böhmische Geschichte, und Benes z Horowic eine Reichsgeschichte bis Wenzel. Außerdem sind Wörterbücher, Gedichte und Gesänge in Menge vorhanden; so auch eine Uebersetzung des Lebens Alexander des Großen; das Leben des Kaisers und Königs Carl des Vierten; dann die Beschreibung der Heldenthaten eines Pliehta von Zerotin, und der Schlacht bei Cressy (1346), und über König Johanns Tod; eine Beschreibung des Turniers (1315); der Zug des Königs Johann gegen den Grafen Mathias von Trenczin u. s. w. Im 15. und 16. Jahrh. regte der Reformationsgeist, durch Huß angefacht, auch den Eifer für Literatur und Sprache von vielen Seiten an. Die Reformatoren waren genöthigt, um ihr Unternehmen zu einem glücklichen Ziele zu führen, sich vorzugsweise an das Volk zu wenden und es zu gewinnen. Man mußte daher in seiner Sprache zu ihm sprechen, wodurch diese gewann. Die Religionsstreitigkeiten, die die Magister im Caroline führten, veranlaßten, daß das Volk allgemein die Bibel las. Huß v. Hussinetz übersetzte Wiklefs Buch Triologus ins Böhmische, und schickte es den Laien als Geschenk zu. Er schrieb die erste Postille auf der Burg Kozy (1413), ferner eine Appellation an den Papst, eine Auslegung der zehn Gebote, eine Auslegung der 12 Artikel, zwei Predigten vom Antichrist, das dreifache Stricklein und mehrere vortreffliche Kirchengesänge. Seine Briefe aus dem Kerker in Constanz an die Böhmen übersetzte Dr. Luther aus dem Böhmischen ins Lateinische, begleitete sie mit einer Vorrede und ließ sie zu Wittenberg 1536 drucken. Er, Jakobellus und Hieronymus verbesserten und verbreiteten die böhmischen Bibeln, wovon sich mehrere Abschriften bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Huß und Hieronymus Feuertod entflammten die Nation; sie glaubte ihre Ehre und Freiheit gekränkt und rächte sich, ehe sie zu den Waffen griff, durch Spottgedichte, heftige Vertheidigungsschriften ꝛc. Von dem wirklich großen Führer der Vertheidiger des Kelches, Zizka, sind einige Briefe und eine Kriegesordnung auf uns gekommen; auch haben sich mehrere Kriegeslieder erhalten. Martin Lupac unterzog sich mit einigen gelehrten Gehülfen der Arbeit, das ganze neue Testament an vielen Stellen richtiger und deutlicher zu übersetzen. Der Gottesdienst wurde ganz böhmisch eingeführt. Der Taboritenbischof Nikolas von Pelhrimow schrieb einen böhmischen und lateinischen theologischen Traktat. Kristan Prachatitzky schrieb damals eine

Arzneikunde; Martin Kabatnik eine Reise nach Jerusalem; P. Prespole die so berühmt gewordenen Bergrechte Kuttenbergs und Iglaus. Johann Rokycana, H. Litomericky, W. Koranda u. A. m. schrieben verschiedene Werke über Religion. P. Chelticky gab eine Auslegung der sonntägigen Evangelien heraus, schrieb das Netz des Glaubens, die Rede über das 13. Kapitel der Offenbarung von der Bestie und ihrem Bildnisse, und eine Schrift von der Liebe Gottes. Das berüchtigste Buch von ihm war eins in 40 Kapiteln, die er Schuhleisten nannte. Unter vielen Schriften zeichnen sich die des Priesters M. Lupac wider den Sprengwedel aus. Bohuslaw von Cechtic schrieb das Werk: Spiegel der ganzen Christenheit. Das Ganze besteht aus 118 Blättern, worunter 88 mit Gemälden versehen sind. Stibor von Cimburg und Towacow schrieb das sehr sinnreiche Werk über die Güter der Geistlichen, das er dem König Georg 1467 gewidmet, und die Sammlung der Freiheiten und Rechte des Markgrafthums Mähren. Walcowsky z Knezmesta schrieb über die Laster und Heuchelei der Geistlichen; P. Zidek schrieb in 3 Bänden die Anweisung zu regieren 1471. W. Cornelius von Wsehrd schrieb neun Bücher von den Rechten, Gerichtsstellen und der Landtafel von Böhmen. König Georg gab eine Maß-, Münz- und Gewichtsordnung heraus u. dgl. m. Hussens Leben schrieb V. v. Mladienowic. Procop setzte die gereimte Chronik Dalemils weiter fort. J. v. Lobkowic schrieb seine Reise zum heil. Grabe. Sasek von Mezyhor schrieb des böhmischen Freiherrn Lew von Rozmital und Blatna Denkwürdigkeiten und Reisen durch Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und talien (als dessen Begleiter), das Jos. Edm. Horky in deutscher Uebers. Brünn 1824 herausgab. M. Gallus, Albik, Christann, Zidek, J. Cerny, J. Blowic und Sindel schrieben über Arzneikunde, Astrologie und Landwirthschaft. Vom Jahre 1447 haben wir schon ein Werk über das Propfen der Bäume, ohne Namen des Verfassers. Ferner die gereimte Legende von den 10.000 Rittern, eine Uebersetzung von Aesops Fabeln, den Rath der Vögel und Thiere in Prosa und in Versen in drei Büchern. Ferner haben wir eine Satyre in 132 Versen über die Verfolgung der taboritischen Priester; den Maitraum des Hynek von Podiebrad, des jüngern Sohnes des Königs Georg; mehrere Wörterbücher und Romane, unter welchen Tkadlecek auch in Wien in deutscher Uebersetzung herauskam. In dem Zeitraume von 1500—1620 verödeten Religionskriege das Land, legten Städte in Trümmer, verwüsteten Dörfer und Fluren; erbittert schlugen sich die Parteien im Lande überall; jeder war fast Glaubenskrieger und achtete in seinem fanatischen Eifer die guten, wohlthätigen Institute der Gegenpartei nicht. Man sollte glauben, daß in einer solchen empörten Zeit Künste und Wissenschaften aus Böhmen geflohen wären; das Gegentheil fand aber statt. Die böhmische Literatur erreichte in diesem Zeitalter ihre höchste Blüthe. Eine aufgeregte Nation wendet ihre Thätigkeit nach vielen Seiten; und die böhmische mußte nicht bloß mit dem Schwerte, sondern auch mit der Feder ihre Feinde bestreiten. Aus der großen Menge der damaligen Schriftsteller können hier nur die vorzüglichern angeführt werden. Gregor Hruby von Gelenj übersetzte Petrarka's Bücher von den Mitteln gegen Glück und Unglück, u. a. m. W. Pisecky übersetzte aus dem Griechischen Isokrates Ermahnung an den Demonikos. W. Cornelius von Wsehrd schrieb von den Rechten Böhmens ꝛc.; Lobkowic von Hassenstein, das Buch des Erasmus von Rotterdam, wie sich der Mensch zum Tode vorbereiten soll, seine Reise nach Jerusalem ꝛc.; M. Konac von Hadiskow unter mehreren Schriften, Lucians Unterredungen aus dem Griechischen; N. Klaudyan übersetzte den Laktantius Firmianus von der wahren Verehrung Gottes, den Seneka vom Zorne ꝛc.; Udal. Welenski von Mnichow, Lu-

cians Schriften, den Erasmus von Rotterdam vom christlichen Ritter ꝛc.; Joh. Wartowsky v. Warta übersetzte die ganze Bibel aus dem Hebräischen; Brykey v. Licka gab die Stadtrechte heraus ꝛc.; Joh. von Puchow eine böhmische Kosmographie; Bohuslaw Bilegowsky die Geschichte Böhmens ꝛc.; M. Kuthen ebenfalls eine Geschichte Böhmens, das Leben des Zizka ꝛc.; Gg. Krabice von Weitmille das Arzneibuch des Joh. Kopp; W. Hagek von Libecan auch eine Geschichte Böhmens ꝛc. Benes Optat schrieb die erste böhmische Grammatik; Paul Worlicny übersetzte die sieben Bücher des J. Flavius vom jüdischen Kriege ꝛc.; Thad. Hagek; Hagku unter andern ein Herbarium; Thom. Resel, ein lateinisch-böhmisches und böhmisch-lateinisches Wörterbuch ꝛc.; Joh. Blahoslam übersetzte das neue Testament aus dem Griechischen ꝛc.; Dan. Adam v. Weleslawin, der vorzüglichste böhmische Schriftsteller, übertraf seine Vorgänger nicht nur an Menge, sondern auch an Vortrefflichkeit der Bücher: Simon Lomnicky, vorzüglicher böhmischer Dichter; verfaßte 18 Bücher; Bart. Paprocky, ein polnischer Edelmann, 14 Bücher, worunter der Spiegel des Markgrafthums Mähren, und die Nachfolge der Herzoge und Könige Böhmens die vorzüglichsten sind; W. Wratislaw v. Mitrowec schrieb seine Reise nach Konstantinopel; Abraham v. Ginterod das Leben des Cyrus aus dem Griechischen; Harant v. Polcic seine Reise nach Venedig und andere morgenländische Bezirke; Joh. Amos Comenius (s. d. Art.), einer der verdienstvollsten Schriftsteller, schrieb 54 zum Theil vortreffliche Bücher. Comenius gab seine Janua, einen orbis pictus heraus, die noch zu seiner Zeit in 11 Sprachen übersetzt wurden, seitdem unzählige Auflagen erlebt haben, und eigentlich noch nicht übertroffen sind. Die Kirchengesänge aus diesem und den frühern Zeitaltern, die selbst Luther zum Theil übersetzte, können allen Sprachen zum Muster dienen. Als aber die Schlacht am weißen Berge im J. 1620 das Schicksal der hussitischen Religionspartei entschied und an der Spitze des siegenden Heeres religiöse Intoleranz, Druck und Verfolgung das Land durchzog, entfloh der Kern der Nation und ihre literärische Blüthe dem Heimathlande, und brachte ihre industrielle Betriebsamkeit, ihre Künste und Wissenschaften fremden Gegenden zu; an ihre Stelle wanderten eine Menge italienische und spanische Mönche ein, die, was die Waffen begonnen hatten, auf ihre Weise vollenden und die Hussiten bekehren sollten. Sie begannen das religiöse Geschäft damit, daß sie suchten, die Böhmen so schnell als möglich in die alte Ignoranz zurückzuführen. Mit beispielloser Wuth wurden überall die Bibliotheken und Bücher verfolgt; mancher Mönch rühmte sich damals, über 60.000 Bücher verbrannt zu haben. Wie sie die eigentliche Volksliteratur vernichtet hatten, geriethen die frommen Mönche auf den Gedanken, selbst eine zu verfertigen; sie häuften Unsinn auf Unsinn, lehrten die krasseste Ascetik, schrieben von Himmel, Hölle und Fegfeuer. Mehrere Böhmen wurden wahnsinnig; endlich mußte die Regierung ins Mittel treten und die mönchischen Schriften auf das Strengste verbieten lassen. Auch die böhmische Sprache kam von dieser Zeit an immer mehr unter die Herrschaft der Deutschen. Einige Böhmen bemühten sich zwar, derselben wieder aufzuhelfen, als ein Pesina z Cechorodu, Joh. Beckowsky, der die böhmische Geschichte bis 1620 fortsetzte, W. Wesely, der eine böhmische Geometrie und Trigonometrie schrieb. Doch da das Band zwischen der Nation und der Literatur zerrissen, die Reichern und der Adel meist fremd waren, und die Regierung überall der deutschen Sprache und Literatur den Vorzug gab, blieb das Czechische größtentheils unbeachtet. Unter Kaiser Joseph schien aber ein neuer Stern der böhmischen Literatur zu glänzen. Seinem toleranten Geiste vertrauend, traten eine Menge böhmischer Protestanten und andere ihnen verwandte Religionsparteien aus dem Dun-

kel, worin sie sich gehalten hatten, hervor. Durch sie wurde die czechische Sprache wieder kultivirt. Einen Beförderer fand sie an dem jetzigen Kaiser Franz und seiner Regierung. Wer sich einen vollständigen Ueberblick der böhm. Literatur verschaffen will, der lese Professor Jungmanns Werk: Vollständige böhmische Literatur. Prag 1825, 2 Bde.

Slavonien, s. Sclavonien.

Sleidanus (Johann), einer der ausgezeichnetsten Staatsrechtslehrer seiner Zeit, hieß eigentlich Philipson und war 1509 zu Schleiden, einem Städtchen im jetzigen preuß. Regierungsbezirk Aachen, Kreis Gemünd, geboren. Er widmete sich der Rechts-Wissenschaft auf den Hochschulen zu Lüttich, Köln und Löwen, begleitete dann einen jungen Grafen von Manderscheid nach Frankreich, und setzte seine Studien zu Paris und Orleans fort. Nachdem er einige Zeit in Diensten König Franz d. Ersten von Frankreich gestanden, und wegen der Religion dieses Reich verlassen hatte, wurde er 1542 Professor der Rechte zu Straßburg, und lehrte hier mit großem Beifalle. Die Fürsten des schmalkaldischen Bundes machten ihn um diese Zeit mit einem ansehnlichen Gehalte zu ihrem Geschichtsschreiber. Sleidanus gab mehrere glänzende Proben seiner Geschicklichkeit und Klugheit, und wurde deßhalb von dem Straßburger Senate in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen. 1545 ging er als Abgeordneter der Protestanten nach England und in gleicher Eigenschaft auf das tridentinische Concilium. Mit den berühmtesten Männern und Gelehrten seiner Zeit stand er in freundschaftlicher Verbindung. Er starb zu Straßburg an der Pest 1556 im 50. Jahre seines Lebens. Unsterblichen Ruhm hat sich Sleidanus erworben durch sein klassisches Werk: Commentarii de statu religionis et reipublicae germanorum sub Carolo V. (Straßburg 1550, Fol. beste Ausg. von Am Ende, Frankf. a/M. 1785, 3 Bde. 8., deutsch, Halle 1771, 3 Bde. 8.). Es zeichnet sich durch Unparteilichkeit, genaue Sachkenntniß und einen schönen, fließenden Styl aus. Seine Fortsetzer Pantaleon, Arthusius, Lundorp und Schadäus haben ihn weder in der Schreibart, noch an weltklugem Urtheile erreicht. Sleidans übrige Werke sind: De quatuor summis imperiis lib. III. (Straßburg 1556), erlebte 55 Auflagen und wurde von Schurzfleisch bis 1676 fortgesetzt; Opuscula ed. Helias Putchius (Hannov. 1608). Auch hat er Comines Denkwürdigkeiten und andere französ. Schriften ins Lateinische übersetzt.

Smalte s. Schmalte.

Smaragd oder Schmaragd, ein Edelstein von der schönsten grünen Farbe, der nebst Kiesel- und Thonerde noch eine eigenthümliche Erde mit dem Beryll gemein hat (s. Erden). Er wird deßhalb mit diesem von einigen Mineralogen in einem eigenen Geschlechte aufgestellt, von andern zum Kieselgeschlechte gezählt (s. Turmalin). Ostindien und Peru sind seine hauptsächlichsten Geburtsorte, doch findet er sich ebenfalls in Salzburg, Schlesien und Schweden und zwar meist krystallisirt in sechsseitigen Säulen. Seiner chemischen Zusammensetzung nach kommt er mit dem Beryll ganz überein, beide unterscheiden sich nur durch ihre Farbenabänderungen. Als Edelstein schätzt man den ganz durchsichtigen, grünen, fleckenlosen am höchsten.

Smith (Adam), einer der größten Denker, praktischen Weltweisen und Wohlthäter der Menschheit, geb. zu Kirkaldi in Schottland 1723; bezog nach trefflicher Vorbereitung die Hochschulen zu Glasgow und Oxford, lehrte seit 1748 Rhetorik und schöne Wissenschaften zu Edinburg, und wurde 1751 Professor der Logik und Moral zu Glasgow. Sein Ruf breitete sich bald so sehr aus, daß aus den entferntesten Gegenden Großbritanniens Schüler

nach Glasgow kamen, um Smith zu hören. Als Schriftsteller trat er zuerst 1759 auf, mit seinem System der Moralphilosophie, das auch von Kosegarten ins Deutsche übersetzt worden ist. 1764 begleitete er den Herzog von Buccleugg auf einer Reise durch Frankreich und Italien, wo er, durch seines Freundes Hume's Empfehlungen unterstützt, die persönliche Bekanntschaft der berühmtesten franz. Gelehrten, eines d'Alembert, Helvetius, Necker, Turgot u. A. machte. Nach seiner Zurückkunft in Großbritannien blieb er 10 Jahre in seiner Vaterstadt ohne Amt, bloß den Studien sich widmend. 1776 erschien endlich die würdige Frucht dieser langen Eingezogenheit und des angestrengtesten Fleißes: sein berühmtes Werk über den Nationalreichthum (Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, Lond. 1776, und seitdem öfters von neuem aufgelegt; — ins Deutsche übersetzt von Garve und Dörrien, Breslau 1794, 2te Ausg. 1799. 3 Bde. 8). Den letzten Abschnitt seines Lebens brachte Smith zu Edinburg zu, denn 1778 nach dem Erscheinen seines Werks erhielt er die Stelle eines königl. Commissärs für die Zölle in Schottland; seine Mutter und Miß Longlas, seine Nichte, folgten ihm. Er lebte jetzt in Ueberfluß, und nur der Tod dieser beiden Personen, von denen er die letzte wie eine Schwester geliebt hatte, trübte das Ende seines Lebens. Er starb 1790. Bis auf den Augenblick, da Smith's unsterbliches Werk erschien, hatte man die Lehre von der Natur und den Ursachen des Nationalreichthums gleichsam nur als einen Anhang der Politik oder der Staatswissenschaft betrachtet. Er war es, der zuerst die Lehre von den Elementen und Ursachen des Nationalreichthums abgesondert von der Finanz- und Polizeiwissenschaft zu zergliedern unternahm und eben dadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wissenschaft. Smith nimmt drei Arten von Producenten im Staate an, nämlich 1) solche, welche die Erzeugnisse der Natur selbst abgewinnen, welchen Theil des Einkommens er Landrente nennt; 2) die, welche von den Zinsen ihres Kapitals leben, und 3) die von dem Lohne ihrer Arbeit leben, welche sie Andern leisten. Diese letzte Klasse zerfällt ihm in produktive Arbeiter und in unproduktive. Jene sind solche, welche für ihren Arbeitslohn eine Sache von höherm Werth zurückgeben, diese, welche dieß nicht thun. Smith erkennt den Handwerker, Manufakturisten und Kaufmann als wirkliche Produzenten an, und Gewerbfleiß (Industrie) oder Arbeit ist ihm die Hauptbeförderung des Nationaleinkommens, und daher der Name seines Systems. Wird gleich der Smith'schen Theorie in mehrfacher Hinsicht mit Recht der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, und ist sie gleich nicht ganz frei zu sprechen von Irrthümern und Mängeln, so besitzt dieselbe doch unleugbar große Vorzüge vor allen frühern nationalökonomistischen Theorien und ist der Wahrheit ungleich näher gekommen, als sie. Indeß keine Regierung in der Welt, selbst die brittische, unstreitig die hellsehendste, nicht, hat sich praktisch von der Richtigkeit dieses menschenfreundlichen, weltbürgerlichen Systems überzeugen können. Durch ganz Europa herrscht noch der Wahn, jedes Volk müsse den Wohlstand aller Völker, mit denen es Handel treibt, mit neidischen Augen ansehen, und was diese gewinnen, für seinen Verlust halten. Niedrige Krämerkünste sind zu politischen Grundsätzen für die Verwaltung großer Staaten erhoben worden. Ja, so eingewurzelt ist jetzt das Uebel, so unglücklich sind alle Verfügungen des kaufmännischen Systems, das seiner in die Augen springenden Schwächen ungeachtet, allenthalben herrscht, daß sie nicht nur im Staate große Unordnungen hervorbringen, sondern auch die Hülfsmittel dagegen beinahe eben so gefährlich machen, als die Unordnungen selbst waren. In Frankreich sind es vorzüglich Canard, Garnier, Say und Sismondi; in Deutschland Kraus, Lüder, Murhard, Sartorius, Christian v. Schlözer und

Voß, welche zur Verbreitung und Vervollkommnung der Smith'schen Theorie kräftig beigetragen haben. Vor Allen gebührt Lüder das Verdienst, diese Theorie gereinigt von einzelnen Irrthümern, erläutert durch neue treffende Beispiele und zusammengerückt zu einem leichter zu übersehenden Ganzen, in einer neuen Gestalt dargelegt zu haben. Einen Hauptgegner fand Smith an seinem Landsmann, Lord Lauderdale, der nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den gänzlichen Umsturz der Smith'schen Lehre. Insbesondere ist Lauderdale's Angriff auf Smith gegen dessen Ansicht vom Werthe der Dinge und seine Behauptung gerichtet, daß menschliche Arbeit allein einen sichern Maßstab des Werths abgebe; diese Behauptung ist allerdings ein Flecken in Smiths Theorie und es bleibt immer verdienstlich, darauf aufmerksam gemacht zu haben: denn auch die Sonne hat Flecken, und wer sie zeigt, benimmt ihr nichts von ihrem Glanze.

Smolensk (Schlacht bei) am 17. Aug. 1812. Diese Stadt von 12.000 Einw., eine der ältesten Städte des russ. Reichs, ehemals zu Polen gehörig, der Schlüssel vom innern Rußland und das Thor der Straße nach Moskau, ist auf zwei steilen Hügeln zu beiden Seiten des Dnepr gebaut und durch zwei Brücken miteinander verbunden. Die Altstadt auf der Bergebene und den Abhängen am linken Ufer, hat eine hohe Ringmauer mit 29 starken Thürmen, eine Citadelle, und ist mit breiten Graben umgeben. Bei Smolensk hatten sich am 8. Aug. 1812 die beiden russischen Heere unter Barclay de Tolly auf der einen, und unter Bagration auf der andern Seite vereinigt, und erwarteten nun, zwischen dem Dnepr und dem See Oasplia aufgestellt, die Franzosen, denen sie bisher ausgewichen waren. Laut war der Wunsch der Russen, sich zu schlagen, und Barclay mußte ihm Genüge leisten; er versammelte zu diesem Ende seine Streitkräfte und besetzte die Anhöhen bei Smolensk. Schon am 16. erschien Napoleon vor Smolensk, und besetzte die Höhen diesseits der Stadt. Junot sollte mit dem 5. Armeecorps (den Westphalen) rechts marschiren, um den Russen den Weg nach Moskau abzuschneiden. Den linken Flügel befehligte Ney, den rechten Poniatowski, die Mitte Davoust. Die russische Armee hatte zur Absicht, durch Smolensk zu ziehen und vor den Thoren den Franzosen die so sehr gewünschte Schlacht zu liefern. Alsbald bereitete Napoleon seine ganze Schlachtlinie und wies jedem seinen Platz an. Eine große Ebene zwischen der Stadt und Gehölz wurde zum Schlachtfeld erwählt; aber Bagration und Barclay eilten mit geflügelten Schritten nach Smolensk zurück, jener um die Stadt durch eine Schlacht zu retten, dieser um die Flucht der Einwohner und die Räumung der Magazine zu sichern, und den Franzosen einen Schutthaufen zu überlassen. Barclay vertheidigte die Stadt selbst. Am Morgen des 17. entsendete Napoleon den General Belliard, der einen Pulk Kosacken oberhalb der Stadt in den Dnepr sprengte. Auf dem jenseitigen Ufer angelangt, sah Belliard die Russen mit Geschütz auf der Straße nach Moskau sich zurückziehen; sogleich setzte man Napoleon davon in Kenntniß, daß keine Schlacht zu hoffen sey, daß man aber dem Feinde auf seinem Rückzug noch Abbruch thun könne. Indeß hatte Napoleon Befehl zu einem Sturme auf Smolensk gegeben. Ney mußte die Citadelle, Davoust und Lobau die Vorstädte angreifen. Poniatowsky mußte die Front verändern, und hart am Dnepr, in einer von den Vorstädten, eine Batterie von 60 Kanonen aufpflanzen, um damit die Brücke zu zerstören, und dadurch der Garnison allen Rückzug unmöglich zu machen; Napoleon selbst leitete diese Unternehmung. Die Polen drangen zu gleicher Zeit gegen die befestigten Vorstädte, und griffen die Russen an der Kanonenmündung mit dem Bayonnett an. Unerbittlich tödteten die mit altem Haß erfüllten Polen ihre Schlachtopfer. Todte und Verwundete bedeckten die Erde, schichteten gleichsam zwischen den Kämpfenden Brustwehre

Digitized by Google

auf, und die Polen eroberten die Vorstädte Mato-Ochostky und Katschowska. Zu gleicher Zeit sollte die Artillerie der Garde mit Zwölfpfündern in die Stadtmauern Bresche schießen, da sie aber zu dick waren, so gab man es auf; auch Davoust war zu diesem Zwecke beauftragt, von Friand unterstützt, 2 Vorstädte, von 8000 Russen vertheidigt, zu erstürmen. Alle diese gleichzeitigen Angriffe glückten den Franzosen, mit Ausnahme eines Angriffs von Ney; was sich von Russen noch zurückziehen konnte, that es, und zog sich in die innere Stadt, unter dem Schutz der Stadtmauern. Graf Lobau, der den Graben genommen hatte, es aber nicht länger darin aushalten konnte, ließ Haubitzen in die Stadt werfen, um die Russen daraus zu vertreiben, und die französischen Grenadiere wollten so eben die Mauern erstürmen, als in der Stadt schwarze Rauchsäulen und lodernde Flammen hoch aufstiegen. Im wilden Patriotismus steckten die Russen und die Einwohner selbst die Magazine und die ganze Stadt in Brand. Mit reißender Schnelligkeit verbreitete sich die Gluth durch alle Quartiere und legte Smolensk in Asche. Die Russen waren abgezogen. Nun drangen die französischen Grenadiere in die lodernde Stadt, und sahen die entsetzlichsten Scenen des Jammers und der Verwüstung. Der Verlust an Menschen bei dieser grausenvollen Erstürmung war auf beiden Seiten groß gewesen. Die Franzosen fanden in Smolensk viel Kanonen, aber keine Vorräthe. Die Russen konnten es Barclay nicht verzeihen, diese heilige Stadt, wie sie sie nennen, diese Vormauer von Moskau, so aufgeopfert, keine Hauptschlacht geliefert zu haben, und Barclay de Tolly legte daher bald darauf, unter dem Vorwande seiner geschwächten Gesundheitsumstände, den Oberbefehl nieder, um ihn Kutusow zu übergeben. Indeß hatte er das Heer gerettet, und konnte nach dem Abbrechen der Dneprbrücken seinen Marsch mehrere Stunden lang ungestört fortsetzen. Zwar ließ Napoleon sogleich eine Brücke schlagen, über welche Ney ging, als eben die letzten Russen unter Korff abgezogen waren; allein Junot, der die Straße nach Moskau abschneiden sollte, hatte sich verirrt, und traf nicht eher ein, als bei Valontina, wo Ney Korff's Heerabtheilung angriff.

Smollet (Tobias), ausgezeichneter brittischer Schriftsteller, geb. zu Cameron in Schottland 1720, studirte Medizin und Chirurgie, diente einige Jahre als Schiffswundarzt, bereiste dann 1763 — 65 Frankreich und Italien, und starb auf einer zweiten Reise nach letzterm Lande zu Livorno 1771. Seine vorzüglichsten Werke sind: die humoristischen Romane Roderick Random, Abentheuer des Peregrine Pickle, beide von Mylius verdeutscht, Abentheuer eines Atomen und Schicksale des Sir Launcelot. Die Geschichte Englands von Julius Cäsar bis zum Aachener Frieden (London 1757, 7 Bd. 8.), die Fortsetzung von 1748 — 64. (5 Bd. 8.), in einem trefflichen Style geschrieben, befriedigen indeß nicht die hohen Forderungen, die man an historische Werke macht. The critical Review 1755 — 63, welche noch fortbesteht; Reise durch Frankreich und Italien (London 1766, 2 Bd.), verdeutscht 1767; the expedition of Humphry Clinker 1771, deutsch von Bode (Leipzig 1772, 3 Bde 8.), empfiehlt sich durch Humor, Satyre und schöne Schreibart; the Briton, ein Wochenblatt, in welchem er die Maßregeln des Ministers Bute vertheidigte, und dadurch in heftige Streitigkeiten mit Wilkes (s. d. Art.) gerieth; lyrische Gedichte, in denen eine zarte Empfindung und erhabener Styl herrscht; the Regicide, eine Tragödie; und das Lustspiel the Reprisals u. m. a.

Smyrna, türk. Ismir, eine bedeutende Stadt auf der Westküste Natoliens, am Ausfluß des Meles in den smyrnischen Meerbusen, liegt in einer reizenden, südöstlich von Bergen eingeschlossenen Ebene, welche die edelsten Früchte hervorbringt. Smyrna war einst eine der schönsten

Städte des alten Asiens und die Hauptstadt von Anatolien. Sie ward von Ephesus aus gegründet; aber erst zu Alexanders Zeiten wurden die bis dahin zerstreuten Ansiedelungen zu einer Stadt vereinigt. Als sie von Joniens Städten in ihren Bund aufgenommen wurde, war sie bald der Mittelpunkt des kleinasiatischen Handels. Ihr Aufwand zog alle Künste dahin; sie wurde mit prächtigen Gebäuden verziert; Fremde aller Nationen schwelgten im Genusse der Reize dieser Stadt; sogar die sanftere Mundart lockte mehr an. Sie war eine der Städte, welche sich rühmten, dem Homer das Daseyn gegeben zu haben; dieser führte daher den Beinamen Melesigenos (am Meles Geborner). Unter den Säulenhallen seines Denkmals versammelten sich die Bürger: ihre Münzen trugen sein Gepräge. Smyrna behielt die kostbaren Ueberreste seines Wohlstandes bis zu den Zeiten, als die Türken mit den Griechen zu kämpfen begannen; sie wurde mehrmalen erobert, wieder gewonnen und endlich zerstört, so daß man im 13. Jahrhundert nur noch ihre Ruinen erblickte. Erst als die Türken das ganze byzantinische Reich erobert hatten, blühte die Stadt von neuem auf, und stand bald wieder da in neuen, aus den Resten der alten Denkmäler erbauten Häusern. Sie ist jetzt die größte und reichste Handelsstadt der Türken in der Levante, zählt über 20.000 Häuser, wovon am 1. Januar 1820 3000 Häuser und Scials (wo in- und ausländische Waaren verkauft werden und Professionisten aller Art wohnen) abbrannten, 125.000 Einwohner, worunter 60.000 Türken 30.000 Griechen, 8000 Armenier, 12000 Juden, 8000 Franken. Smyrna hat 19 Moscheen, 2 griech., eine arm. Kirche, kath. Kirchen und Klöster, evang. Kirchenanstalt, 7 Synagogen, und ist der Sitz eines Mussefims, eines kath., arm., und griech. Erzbischofes. An Unterrichtsanstalten sind hier viele Medresses, ein griech. Gymnasium, eine griech. Gesellschaft zur Aufmunterung der Wissenschaften und Künste, die vorzügliche Bücher, z. B. Buttmanns griech. Grammatik ins Neugriech. hat übersetzen und auf eigne Kosten drucken lassen; eine ionische Gesellschaft für Wohlthätigkeit, kaufmännische u. a. die gesammte Bürgerschaft interessirende Gegenstände, eine Bibelgesellschaft, mehrere Hospitäler für morgen- und abendländ. Christen. Pest, Erdbeben und Feuersbrünste sind nichts Ungewöhnliches. Die Rhede ist geräumig und die Schiffe können ganz nahe am Lande sicher liegen. Die Einwohner liefern die schönsten Teppiche u. a. Fabrikwaaren und treiben einen sehr ausgebreiteten Handel, vorzüglich mit Baumwolle, Wolle, Seide, Kamelhaaren, Krapp, Wachs; daher ist diese Stadt auch ein Sammelplatz von Kaufleuten aus allen Weltgegenden und der Sitz von vielen Consuln und Handelsagenten. Smyrna ist nebst seinem Gebiet Eigenthum der jedesmaligen Mutter des Sultans; aber ein Kadi herrscht an ihrer Statt und im Namen des Sultans. In der Nähe der Stadt bei dem Dianenbade hat man Ueberreste eines alten, wahrscheinlich der Diana geweihten Tempels gefunden.

Snyders oder Sneyders, auch Snyers (Franz), einer der ausgezeichnetsten Thiermaler, zu Antwerpen 1579 geboren, war ein Schüler Heinrichs von Bahlen, der ihn die Fruchtmalerei lehrte. Er widmete sich später dem Thiermalen, vervollkommnete sich in Italien, und ward nach seiner Heimkehr erster Maler des Erzherzogs Albert, Statthalters der Niederlande. Mit Rubens, der ihn seiner herrlichen Talente wegen hochachtete, arbeitete er gemeinschaftlich viele Stücke, ebenso mit Jordans, Hondhorst, Niculant, Mierevelt, und nur das geübteste Kennerauge vermag eine Verschiedenheit des Pinsels wahrzunehmen. Für den König Philipp d. Dritten v. Spanien malte Snyders mehrere Jagd- und Schlachtstücke. Er starb 1657. Snyders — sagt ein berühmter Kunstkenner — stellte

Digitized by Google

die Thiere in seinen großen und reichen Bildern in ihrer lebendigsten Eigenthümlichkeit im Kampfe dar, und wußte die Zustände der thierischen Seele, als Muth und Furcht, den bis zur Wuth gereizten Zorn, List und Grausamkeit mit der höchsten Mannichfaltigkeit und kühner Kraft in einem glänzenden Bilde zu vereinigen Doch stellte Snyders auch die Thiere in ruhigem Zustande mit Leben und Wahrheit dar. — Mehrere seiner Löwen-, Wolfs- und Eberkämpfe besitzen die Gallerien von Dresden, Wien und München. L. Vorsterman, J. Zaal, Joullain, Winstanlay u. A. haben nach ihm gestochen.

Sobieski (Johann), oder Johann III., König von Polen, einer der größten Krieger des 17. Jahrh., war 1629 geboren. Sein Vater, Jakob Sobieski, durch Tugend und kriegerischen Muth gleich achtungswürdig, war sorgfältig darauf bedacht, diese Eigenschaften auch auf seine beiden Söhne, Markus und Johann, zu übertragen. So eben kehrten diese von ihren Reisen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die Flucht geschlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt. Markus fiel in einem zweiten Treffen an den Ufern des Bog; aber Johann, glücklicher als sein Bruder, ward zum Obermarschall und Oberfeldherrn des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit setzte er sich, gleich den gemeinsten Soldaten, den größten Gefahren aus. So wurde er der Schrecken der Tataren und Kosacken, über welche er unaufhörlich siegte. Am 11. Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht bei Choczim gegen die Türken. Im folgenden Jahre wurde er zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit einem polnischen Heere herbei und rettete die Kaiserstadt. Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der vortheilhaftesten Posten. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr reiches Lager, mit unermeßlichem Vorrathe in den 25.000 Zelten, und in demselben auch die geheiligte Fahne Muhameds. Bei seinem Einzuge in Wien an der Spitze seiner siegreichen Polen ward Sobieski von den Einwohnern mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus empfangen. Sie drängten sich hinzu, um seine Füße zu umschlingen, seine Kleider, sein Pferd zu berühren und nannten ihn laut ihren Retter und Befreier. Er war davon bis zu Thränen gerührt und rief im Drange des Gefühls aus, daß dies der glücklichste Tag seines Lebens sey. Als er 1693 von einer Krankheit, die gefährlich schien, befallen wurde, hatte er den Kummer, den Samen der Zwietracht ausgestreut zu sehen, welchen eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte. Sobieski war nicht mehr im Stande, den Unruhen vorzubeugen, und der Augenblick nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren sollte. So starb er 1696 im 23. Jahre seiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich Haß und Neid vereinigten, sein Andenken zu schänden. Sobieski liebte die Wissenschaften, redete mehrere Sprachen und verdiente nicht weniger seines sanften Charakters, als seiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Carl XII. rief an seinem Grabe aus: „Ein so großer König hätte nicht sterben müssen!“

Soccus, eine Art niedriger Schuhe ohne Absätze bei den Griechen, den davon benannten noch heute gebräuchlichen Socken ähnlich, welche auch von römischen Frauenzimmern in den letzten Zeiten sehr verziert getragen wurden. Ihrer bedienten sich die Schauspieler in der Komödie, um den hier dargestellten Verhältnissen angemessen, in wirklicher Lebensgröße, ja (wenn man auf den ungeheuern Umfang der alten Theater Rücksicht nimmt), in noch kleinerer Statur zu erscheinen; so wie man sich dagegen in der Tragödie des Kothurns bediente, um in heroischer, die gemeine Wirklichkeit überragender Größe aufzutreten. Daher kommt es, daß man das Wort

Soccus auch für die Komödie selbst braucht, und ferner darunter die niedrigere Schreibart versteht.

Societätsinseln, s. Gesellschaftsinseln und Otaheite.

Socinianer, s. Unitarier.

Soda. Diesen Namen führt auch dasjenige Alkali, von welchem, unter seinem zweiten Namen Natrum im Art. Alkalien gehandelt worden ist.

Soffiten (soffito), die mit Schnitzwerk ꝛc. verzierten Felderdecken in Zimmern und an Säulenordnungen. 2) Der Theil der Theaterdekoration, welcher in Zimmern die Decke, bei offnen Plätzen den Himmel u. s. w. bildet.

Sokrates. Dieses erhabene Musterbild echter Humanität, Alles in sich fassend, was die vorzüglichsten Geister Griechenlands in der Weisheitslehre Großes und Preiswürdiges geleistet haben, trat am 23. April 470 v. Chr. zu Athen ins Daseyn. Sein Vater, ein mittelmäßiger Bildhauer, hieß Sophronikus, und seine Mutter, Phanareta, war eine Hebamme. Anfänglich trieb er die Kunst seines Vaters, und die Alten erwähnen Statuen der Grazien, die er verfertiget haben soll. Ungeachtet der Armuth seiner Eltern, erhielt er doch eine des edelsten Atheners würdige Erziehung, und wurde durch Lesung der Dichter und in den gymnastischen Uebungen gebildet. Damals verwirrten die Sophisten (s. d. Art.) die Köpfe und Herzen der griechischen Jugend; Sokrates, der von der heftigsten Begierde erglühte, die Geheimnisse der Welt zu erforschen, versäumte nicht, den Unterricht der berühmtesten dieser Irrlehrer zu benutzen; aber jemehr er darüber nachdachte, desto dunkler wurden ihm die erhabnen Gegenstände dieser Forschungen; und je mehrere Sophisten er hörte, desto ungewisser ward er selbst über das, was ihm früher gewiß gewesen war. Unwillig über diese Vereitelung seiner feurigsten Wünsche, verließ er bald auf immer die Hörsäle der sogenannten Weisen, und beschloß nun durch Selbstdenken zu suchen, was ihm Andre nicht geben konnten, und vorzüglich durch Nachdenken über sich selbst zum Lichte der Erkenntniß hindurchzudringen. Denn vorzüglich machte die merkwürdige Inschrift des delphischen Apollotempels: „lerne dich selbst kennen" (γνῶθι σεαυτον), die ihm wie eine Stimme Gottes tönte, einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Wie alle großen Männer, glaubte er im feurigen Erstaunen über diesen herrlichen und göttlichen Gedanken von der Gottheit selbst dazu berufen zu seyn, und in fester Ueberzeugung hing er noch in den letzten Augenblicken seines wohlthätigen Lebens und mit liebenswürdiger Schwärmerei an dem Gedanken, daß er ein Gottgesandter sey. Um zuerst das Feld, welches er zu bearbeiten gedachte, von dem üppig wuchernden Unkraute zu säubern, setzte er sich gegen die Sophisten in den entschiedensten Gegensatz. Während jene in ihrem Aeußern alle Pracht und allen Reichthum prunken ließen, erschien Sokrates in einen Mantel von geringem Stoffe gehüllt, den er das ganze Jahr hindurch trug, und kleidete sich nur an Festen oder bei feierlichen Gastmahlen sorgfältiger. Sogar Schuhe verschmähte er. In der entschiedensten Beschränktheit aller irdischen Annehmlichkeiten lebte er nur seinem hohen Berufe zum Lehrer der praktischen Weisheit. Er ging auf die öffentlichen Versammlungsplätze, auf die volkreichsten Straßen, oder auch in die Wohnungen der Künstler und Handwerker und redete mit ihnen über die Pflichten der Religion, der geselligen und staatsbürgerlichen Verhältnisse, über alle Gegenstände der Moral, aber auch über Oekonomie, Kriegswissenschaft, Kunst und Gewerbe, suchte die herrschenden Vorurtheile und irrigen Begriffe zu widerlegen, richtige Grundsätze an die Stelle derselben zu setzen, durch eindringende Ermunterungen den bessern Genius in den Gemüthern seiner Zuhörer zu erwecken, sie zu ermuthigen und zu trösten, zu erleuchten und zu bessern und die Menschen innerlich glücklicher zu machen. Er selbst behandelte sei-

nen Körper als Diener, härtete ihn durch Ertragung aller Arten von Beschwerden so ab, daß ihm die Tugend der Mäßigkeit leichter wurde, und er bis in das Alter jugendliche Kraft des Geistes und Körpers behielt. Daher war er auch ein liebevoller Gatte und Vater, so wenig seine Frau, Xantippe, seiner würdig war. Was er als Freund, oder im Verhältniß zu seinen Stammgenossen war, geht aus seinem Leben selbst hervor. Aber auch als Staatsbürger erfüllte er mit musterhafter Treue alle ihm obliegende Pflichten. In drei Feldzügen, denen er beiwohnte, zeichnete er sich durch Muth und Unerschrockenheit aus, nämlich bei der Belagerung von Potidäa in Thracien, bei Delium und 420 gegen Amphipolis in Thracien. Im 65. Jahre seines Alters wurde er Mitglied des Raths der 500, und erlangte sogar die Würde eines Epistaten, wo es ihm zukam, die Volksversammlungen zu leiten und die Schlüssel der Festung und des Schatzes zu bewahren. Muthig widerstand er an dem Tage, wo er diese Würde bekleidete, dem aufrührerischen Volke, welches 10 Befehlshaber über die Schiffe, die des Majestätsverbrechens angeklagt worden waren, weil sie nach der Schlacht bei den arginusischen Inseln die Todten nicht begraben hatten, hingerichtet wissen wollte, und rettete ihr Leben für den Augenblick. — Sokrates widmete sich insbesondere auch dem Geschäfte, lernbegierige Jünglinge für das Reich der Wahrheit zu bilden. Er hatte daher beständig einen Kreis edler Jünglinge und Männer um sich, die ihn überall begleiteten, und die seinen Unterricht erhielten. Zu seinen ausgezeichnetsten Schülern gehören: Alcibiades, Kriton, Xenophon, Antisthenes, Aristippos, Phädon, Aeschines, Kebes, Euklides und Platon. Denn aus den zerstreuten Nachrichten des Xenophon und Platon geht unwidersprechlich hervor, daß er ihnen Staatsweisheit, Redekunst, Logik, Moral, Arithmetik, Geometrie vortrug, mit ihnen die vorzüglichsten Dichter las, und sie auf die Schönheiten derselben aufmerksam machte, außerdem ihre Begriffe über alle Gegenstände des Lebens aufzuklären und zu berichtigen, und sie zur gewissenhaften Erlernung alles dessen, was dem Menschen wichtig ist, zu ermuntern suchte. Und gerade daß Sokrates keinen Schulzwang kannte, sondern einzig darauf ausging, das Selbstdenken zu erwecken, mußte ungemein vortheilhaft seyn. Er rief, nach Cicero, die Philosophie vom Himmel herab und führte sie in die Wohnungen der Menschen ein. Es war ihm weniger um die Wissenschaft selbst und ihre Begründung, als um die Anwendung derselben auf das Leben zu thun. Er führte den Menschen von zwecklosen metaphysischen Grübeleien zurück und das, was ihm am nächsten lag, auf seine eigne sittliche Natur. Darum galt ihm die Delphische Inschrift: „Erkenne dich selbst" als die Grundlage aller menschlichen Weisheit, darum kündigte er dem gelehrten Dünkel seiner Zeitgenossen so muthig den Krieg an, darum stellte er sich so unerschrocken, zuweilen bewaffnet mit dem Stachel geistreicher Ironie, den Gaukeleien und Klopffechterkünsten der damaligen Sophisten entgegen, mit deren grenzenlosem Eigendünkel allerdings jener bescheidene Ausspruch, „er wisse von sich nur so viel, daß er nichts wisse", im auffallendsten Widerspruche stand. Er nöthigte Keinem seine Ueberzeugung auf, sondern suchte vielmehr das, was er als Wahrheit erkannt hatte, durch passende Fragen aus dem Verstande eines jeden seiner Zuhörer zu entwickeln. Beispiele von dieser sokratischen Methode finden wir (denn er selbst hat keine Werke hinterlassen) in den Schriften seiner Schüler. Seine Lehren umfassen folgende Hauptpunkte: Rechtthun, das Gute, das man thun soll, erkennen und nach dieser Vernunfteinsicht handeln, ist Vollkommenheit und Glückseligkeit des Menschen, die beide unzertrennlich sind. Die Mittel dazu sind Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung, Weisheit, Tugend, Mäßigkeit und Tapfer-

keit führen zur Gerechtigkeit, d. i. Erfüllung der bürgerlichen und göttlichen Gesetze. Tugend und wahres Wohlesyn sind unzertrennlich verbunden. Religion ist Verehrung Gottes durch Rechtthun und Streben alles Gute, das in unsern Kräften steht, zu thun. Gott ist Urheber und Vollstrecker der sittlichen Gesetze. Gottes Daseyn wird durch die Zweckmäßigkeit der Natur im Menschen und außer dem Menschen erkannt. Es ist ein unsichtbares Vernunftwesen, dessen Vorsehung sowohl die Wirkung der Natur, als die Vorfälle des menschlichen Lebens anordnete; er leugnete das Daseyn jener niedrigern, verständigen Wesen, welche der einzige Gegenstand der gemeinen Anbetung waren, nicht; es sey für den Menschen heil. Pflicht, das höchste Wesen nach seinem Vermögen zu verehren, zwar auch nach den Sitten und Gesetzen des Staats, durch Opfer, aber auch dadurch, daß man ihren Willen vollbringe, und thue, was sie gebiete. Daher entzog sich auch Sokrates den äußern religiösen Gebräuchen seines Volkes nicht, opferte und betete an den Altären der Götter seines Vaterlandes zu Hause und öffentlich, und glaubte auch an die Offenbarung des göttlichen Wesens durch allerlei Erscheinungen der sinnlichen Erfahrung. Ihm selbst that sie sich auch seiner Erklärung nach durch ein ihn stets begleitendes Dämonium der sogenan. Genius des Sokrates) kund, welches ihm warne, und von diesem oder jenem abrathe. Er leitete aus den Vollkommenheiten des höchsten Wesens seine gerechte Regierung des Universums her. Aber der große Gegenstand seiner Untersuchungen war die Entdeckung der allgemeinen Gesetze, nach den die alles ordnende Vorsehung sogar in diesem Leben den Menschen Gut und Uebel, Glückseligkeit und Elend verschiedentlich zugetheilt hat. Diese Gesetze sah er als den geoffenbarten Willen der Gottheit an, welchem, wenn er deutlich vergewissert ist, uns zu unterwerfen, zu aller Zeit uns obliegt; weil nur die kurzsichtigste Thorheit sich, um Schmerz oder Armuth, Krankheit oder Tod zu vermeiden, und minder noch, um vorübergehende Glückseligkeiten, welche einen Stachel hinter sich zurück lassen, zu erwerben, in die Gefahr begeben kann, das göttliche Mißfallen z sich zuzuziehen. Die Seele, lehrte er ferner, ist ein göttliches oder Gott ähnliches Wesen durch die Vernunft und ihr unsichtbares Wirken, und daher auch unsterblich. Alles übrige Wissen, was nicht auf das praktische Leben Einfluß hat, hielt er für eitel, zwecklos und Gott mißfällig. Auf die Untersuchungen über die Entstehung des Weltalls und über die Zusammensetzung der einzelnen Theile desselben verzichtete er, weil er an der glücklichen Auflösung dieser großen Aufgabe verzweifelte, und keinen praktischen Nutzen daraus ziehen zu können meinte. Er behauptete, die Gottheit habe diese Gegenstände absichtlich in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt, und es sey Vorwitz, diesen lüften zu wollen, um so mehr, da der Mensch so viele andre Dinge zu erforschen habe, deren Kenntniß weit ersprießlicher für das Leben und Handeln sey. Die Astronomie und Naturlehre verachtete er zwar keineswegs; allein bei dem damaligen Mangel an sichern Kenntnissen in diesen Fächern beschränkte er das Gebiet derselben vielleicht zu sehr. Der letzte Theil seines Lebens fiel in die traurige Zeit, da Athen durch den unglücklichen Ausgang des peloponnesischen Krieges in Anarchie und Despotie gerieth. Immer pflegen Moralität und Gerechtigkeit zu sinken, wenn ein Staat sich auflöst. Dies war auch der Fall in Athen. Die Herrschaft der dreißig Tyrannen war zwar durch den Thrasybul gestürzt, aber immer noch fluthete und wogte Athen, wie das Meer nach einem ungeheuern Sturme, und bei der allgemein verbreiteten Unsittlichkeit fanden Haß, Neid und Bosheit, Mittel und Spielraum genug, ihre verruchten Plane auszuführen. Schon früher, 420 vor Christi Geburt, war Sokrates durch die Wolken des Aristo-

phanes auf der Bühne verspottet worden. Das Zerrbild sprach der Wahrheit zu offenbar Hohn, als daß es allgemeinen Beifall hätte finden können. Desto mehr mußte die Wuth der Feinde des Sokrates entflammt werden. Es fanden sich wirklich drei Männer, welche durch einen Justizmord den zahlreichen Widersachern alles Guten und Großen gefällig werden wollten. Melitos, ein junger tragischer Dichter von keinem Werth, Lykon, ein öffentlicher Redner, und Anytos, Gerber und Staatsmann zugleich, traten als gerichtliche Ankläger des Sokrates auf, und konnten um so eher durchdringen, da Sokrates durch seine freien Aeußerungen über die Unzweckmäßigkeit einer Ochlokratie das Volk beleidigt hatte. Ihre Anklage, „daß Sokrates neue Götter einführe und die alten des Vaterlandes leugne, und ein Verderben der Jugend sey," brachten sie nicht bei dem Areopag, sondern bei einem Volksgerichte, der Heliäa, an. Die Gründe, auf die sie ihre Anklage stützten, bestanden in nichts, als in verdrehten, einseitig aufgefaßten und aus dem Zusammenhange gerißnen Aeußerungen des Sokrates, so wie auch der Umstand, den sie anführten, daß der Tyrann Kritias und der Staatsfeind Alcibiades seine Schüler gewesen, offenbar keinen rechtmäßigen Grund zur Anklage geben konnte. Nur kurz und mit edlem Stolze suchte Sokrates die Nichtigkeit der Beschuldigungen darzulegen, und auf seine Verdienste hinzuweisen. Ein großer Theil der boshaften und verblendeten Richter ward hierdurch beleidigt, und man verurtheilte ihn mit einer Mehrheit von drei Stimmen zum Tode. Als sie ihm aber die Bestimmung der Strafe überließen, und Sokrates erklärte, daß er nicht des Todes, sondern als ein Wohlthäter des Volks der Erhaltung im Prytaneum würdig sey, ward er von dem tobenden Pöbel, der sich durch diese Aeußerungen beleidigt glaubte, zum Giftbecher verurtheilt. Er tröstete seine betrübten Freunde und machte sie darauf aufmerksam, daß ja die Natur von dem Tage seiner Geburt an über ihn das Todesurtheil ausgesprochen habe. Da gerade an dem Tage, an welchem er in das Gefängniß eingeschlossen wurde, das heilige Schiff von Athen zu dem delischen Feste nach Delos abging, so mußte, einem alten Gesetze gemäß, die Vollziehung des Todesurtheils bis zur Rückkehr desselben (30 Tage) ausgesetzt bleiben. Eine kostbare Frist für den Weisen und seine Schüler! Alle Morgens versammelten sich seine Freunde bei ihm, und er unterredete sich mit ihnen, wie er vorher gepflegt hatte. Er stärkte sie noch im Guten, belehrte sie über die erhabnen Gegenstände seiner Forschungen und bewies ihnen durch sein Beispiel, daß die strenge Befolgung seiner Vorschriften innerlich wahrhaft beselige. In den Stunden der Einsamkeit dichtete er einen Hymnus auf Apollon und brachte mehrere Fabeln des Aesop in Verse. Kurz vor der Rückkehr des heiligen Schiffs machten seine Freunde einen Anschlag, ihn aus dem Gefängniß zu befreien und scheuten dazu weder Geld noch Mühe, aber Sokrates war nicht dazu zu bewegen und widerlegte den Krito mit der größten Ruhe und Unbefangenheit, der ihn mit allem Feuer der Beredsamkeit dazu bereden wollte. Auch als der Todestag herbei kam, ja als er schon den tödtlichen Becher in der Hand hielt, verließ ihn weder sein Muth, noch die himmlische Ruhe und Heiterkeit seiner Seele. Man befreite ihn jetzt von seinen Fesseln und alle seine Freunde eilten, ihn zum letztenmale zu sehen. Bei ihrem Anblick erhob seine Gattin Xantippe ein lautes Jammergeschrei und Sokrates bat daher, sie nach Hause zu bringen. Nachdem er sich gegen Untergang der Sonne gebadet hatte, nahm er Abschied von seinem Weibe und seinen Kindern und überließ sich dann dem Genusse der frohen Aussichten in eine bessere Welt. So wie er, nahm noch Niemand den Todestrank, und als jetzt seine Freunde in Strömen von Thränen ausbrachen, so bemühte er sich mit unaussprechlicher Ruhe und Sanftmuth sie zu trösten.

Als er fühlte, daß seine Füße schwer wurden, so legte er sich nieder, die Todeskälte stieg immer höher herauf und sein Geist erhob sich zu bessern Welten, nachdem er noch zuletzt gesagt hatte: Wir sind dem Aeskulap noch einen Hahn schuldig, opfert ihn ja und vergeßt es nicht! So starb der Beste der Menschen den schönsten Tod, so wie er das schönste Leben geführt hatte. Seine Freunde betrauerten in ihm den zärtlichsten Vater, den treusten Lehrer, den wärmsten Freund, den sichersten Führer zur Glückseligkeit. Bald nach seinem Tode fühlte ganz Athen die heftigste Reue über die begangene Uebereilung. Man errichtete ihm eine Statue aus Bronze an dem vornehmsten Platze der Stadt, schloß alle Gymnasien und andere Uebungsplätze zu, wie zur Zeit einer allgemeinen Trauer, und bestrafte seine Ankläger theils mit dem Tode, theils mit der Landesverweisung. Sein Aeußeres war eben so häßlich, als seine Seele schön war. Aber über seine ganze Person war dennoch etwas so Reizendes und Anziehendes ausgegossen, daß er bei etwas näherer Bekanntschaft unwiderstehlich fesselte.

Soldaten sind Krieger, die einen Sold für ihren Dienst empfangen. Die Benennung Söldner führt noch einen Nebenbegriff mit sich; ihnen ist die Sache gleichgültig, für die sie kämpfen. Soldaten kann man die Landeskinder nicht nennen, welche ihr Vaterland vertheidigen, wenn gleich sie einen Sold empfangen; denn die Größe der stehenden Heere macht es unmöglich, daß sie aus lauter Freiwilligen, die sich auf eigene Kosten erhalten, bestehen können. Der Kriegerstand ist so alt als der Krieg, und dieser so alt, als der Ursprung der Nationen. Auf den ersten Bildungsstufen der Völker in dem Stande, der Wildheit und Barbarei, ist Alles Krieger, was Waffen tragen kann, und bei den meisten ist die Aufnahme eines Jünglings in den Kreis der Volksversammlungen und sein Eintritt in die anderen Rechte eines Nationalgliedes von einer öffentlichen Erklärung seiner Waffenfähigkeit abhängig. Im hohen Alterthume waren die Kriege immer Volkskriege; es mochten nun alle Wehrmänner einer Nation oder nur ein Theil derselbe ins Feld ziehen. Von den Völkern des Alterthums wollen wir hier nur die berühmtesten kriegführenden Nationen desselben berühren. Unter den assyrischen Königen soll Ninus die ersten Eroberungskriege geführt und Ninyas schon stehende Armeen unterhalten haben. Man hält auch die Aegypter für die ersten, welche stehende Armeen unterhielten, und den Soldaten ordentlichen Sold gaben, welcher in dem dritten Theile der Landeseinkünfte bestand. Es ist überhaupt bekannt, daß die Soldaten bei ihnen eine eigene Kaste ausmachten, welche nächst den Priestern die ansehnlichste war, sich ausschließlich dem Kriege widmete, und beträchtliche Ländereien als Eigenthum besaß, von deren Einkünften sie lebten. Daher ist denn die Nachricht von den stehenden Armeen der Aegypter und ihrer regelmäßigen Besoldung zu modificiren; im eigentlichen Sinne war beides bei den Aegyptern wohl nicht der Fall. Die Heere der asiatischen Despoten bestanden aus unregelmäßigen Haufen, die aus den verschiedensten Nationen gemischt waren, von denen jede Partei die ihrer Landesart eigenthümlichen Waffen und Kleidung führte. Wir bemerken hier besonders das Kriegswesen bei den Persern. Die Kriegszüge nomadischer Völker, dergleichen anfangs auch die Perser waren, sind gewöhnlich Wanderungen zur Einnahme besserer und fruchtbarerer Länder. Daher entsteht die im Orient allgemeine Sitte, daß Weiber, Kinder und alle bewegliche Habe von ihnen mitgeschleppt wird. Die Lebensart nomadischer Völker bringt es auch mit sich, daß ihre Heere größtentheils aus Reiterei bestehen, wodurch ihre Züge sehr erleichtert werden. So war es in der That bei den Persern in den frühesten Zeiten. So wie sich aber ihre Civilverfassung allmählig ausbildete, litten auch ihre Kriegseinrichtungen große Veränderungen. Das weite Reich

Digitized by Google

des Cyrus war durch Eroberung errungen. Dieß machte die beständige Unterhaltung von Armeen nothwendig, um die Provinzen in Abhängigkeit zu erhalten. Gleich bei der Eroberung von Asien durch den Cyrus blieben Korps von Truppen in den Provinzen stehen, die nicht vom Könige, sondern von den Provinzen erhalten werden mußten. Ursprünglich waren vielleicht sämmtliche Truppen Perser gewesen; in der Folge aber nahm man durchgehends Miethsvölker dazu, theils Asiaten, theils Griechen. Unter den ersten hob man am liebsten die nomadischen Reitvölker aus an der Süd- und Ostseite des kaspischen Meers, die Hyrkanier, Parther und Saker, doch zog man die Griechen allen übrigen vor, aus welchen auch gegen das Ende des persischen Reichs die Besatzungen in den sämmtlichen vorderasiatischen Städten bestanden. Der Sold der Griechen betrug vor den Zeiten des jüngern Cyrus monatlich einen Darikus (ungefähr 3 ½ Rthlr.), wurde aber von dem Cyrus um die Hälfte erhöhet. Die griechischen Soldaten bestanden größtentheils aus freien Bürgern, die, so bald sie ein gewisses Alter erreicht hatten, nach den Gesetzen verpflichtet waren, sich zur Armee zu stellen, wenn die Obrigkeit, oder der mit diesem Auftrage versehene Befehlshaber sie dazu aufforderte. An einigen Orten wurden sie früher, an andern später in den Krieg geschickt. Bei den Athenienſern geschah es im 20sten Jahre. Sie wurden zwar schon vom 18ten Jahre an in die Liste der Vertheidiger des Vaterlandes eingeschrieben, aber bis zum 20. verrichteten sie ihre Dienste bloß innerhalb der Gränzen des attischen Gebiets, indem sie die Stadt und die Citadelle besetzten. Die Spartaner wurden auch schon von dem 20sten Jahre an zu Kriegsdiensten gebraucht; nach dem 60sten Jahre aber war Niemand mehr dazu gezwungen. Von Kriegsdiensten waren bei den Griechen alle diejenigen frei, welche gewisser großen Verdienste wegen öffentlich davon losgesprochen wurden, welche körperliche Schwachheiten und Mängel dazu untüchtig machten, oder welche wegen ihrer Verbrechen mit Ehrlosigkeit bestraft waren, und endlich diejenigen, welche ein gewisses Alter erreicht und also ihre Dienstjahre schon vollendet hatten. In den meisten griechischen Staaten ertheilte man in letzterm Falle erst mit dem 60sten Jahre die Erlaubniß, in Ruhe zu Hause zu bleiben. In Athen aber wurde man schon im 40sten Jahre vom Kriegsdienste losgesprochen; nur dann, wann der Staat selbst sich in großer Gefahr befand, war man wieder dazu verpflichtet. Einige waren auch in Athen ihrer Geschäfte und ihres Amts wegen vom Kriege frei, z. B. die Pächter der Staatseinkünfte, verschiedene gottesdienstliche Personen und die Tänzer bei den Bakchanalien; ferner auch die Sklaven und Ausländer, welche das Bürgerrecht nicht erlangt hatten. Diese mußten nur in den dringendsten Nothfällen Dienste thun. Als mit der zunehmenden Macht der Griechen die Kriege mehr aus Ehrgeiz geführt und die Armeen außerhalb Landes, oft in entfernte Gegenden geschickt worden: so war es nöthig, daß der Staat für ihren Unterhalt sorgte, und so entstand denn die Besoldung der Soldaten. Ob nun aber gleich gewissermaßen jeder freiwillig zur Armee ging, so durfte er doch sich nicht von derselben entfernen, wenn ihn keine gesetzmäßigen Ursachen dazu berechtigten. Wer dagegen fehlte, der wurde zu Athen seines Stimmrechts in allen öffentlichen Angelegenheiten, ja gewissermaßen aller Vorrechte eines Bürgers beraubt, und durfte in keinen öffentlichen Tempel kommen. Die Karier sollen die Ersten gewesen seyn, welche in Griechenland um Sold dienten. Aber nicht lange nachher ward dieser Gebrauch so allgemein, daß die Griechen nicht nur in ihren eignen Staaten, sondern auch im Dienste fremder Könige um Sold dienten. Der König von Sparta, Agesilaus, hielt es sogar seiner nicht für unwürdig, in die Dienste des ägyptischen Königs zu treten. In Athen machte eigentlich Perikles den Anfang, den Soldaten eine Besoldung zu geben. Wenn mehrere Bundesgenossen an einem Kriege Theil nahmen,

so mußten sie gemeinschaftlich an Soldaten oder Geld dazu beitragen. Geldbeiträge wurden aber erst in spätern Zeiten gewöhnlich, als man die Truppen zu besolden anfing, oder doch nicht viel eher. Das erste Beispiel von einem gemeinschaftlichen Beitrage an Geld in Griechenland findet man zur Zeit der Einfälle des Xerxes. Bei den Römern war anfangs auch jeder Bürger Soldat, bis endlich Servius Tullius die bekannte Klasseneintheilung machte, und die Soldaten nur aus den fünf ersten Klassen, also nur aus den wohlhabenden Bürgern, ausheben ließ, welches darum geschah, weil jeder Soldat sich selbst im Felde versorgen mußte. 349 fing man an, den Truppen Sold zu geben, so daß nun auch die ärmsten Bürger zu Soldaten genommen werden konnten. Wann ein Krieg bevorstand, so hielt man eine Werbung, und verpflichtete die enrollirten Römer durch einen Eid zur Treue gegen ihr Vaterland und ihren General. Vom 17ten bis zum 46sten Jahre waren die Römer zu Kriegsdiensten verbunden, oder überhaupt, 20 Feldzüge zu Fuße oder 10 zu Pferde mitzumachen. Wer ein bürgerliches Amt erlangen wollte, mußte in ältern Zeiten wenigstens zehn Jahre im Felde gedient haben; aber schon vor dem 3ten punischen Kriege litt dies Gesetz Ausnahmen, und nach den Zeiten der Gracchen war es fast gar nicht mehr gültig. Zuletzt noch etwas von dem Soldatenstande bei den Germanen. Jeder freie Mann war bei den Deutschen auch Soldat. Sobald der Jüngling wehrhaft gemacht worden war, welches bei einigen Stämmen im 19ten, bei andern im 18ten Jahre, bei noch andern vielleicht in keinem bestimmten Alter geschah, so mußte er auch für das Vaterland fechten, und nur Alter, Krankheit, oder fehlerhafter Körperbau konnten ihn von dieser Pflicht befreien. Auch die Priester mußten mit zu Felde gehen, obgleich nicht als Soldaten, sondern als Vollzieher der Strafen für Verbrecher. Bei den Catten und noch bei einigen andern germanischen Völkern gab es Leute, die sich ganz besonders dem Soldatenstande widmeten, und gleichsam Soldaten von Profession waren. Als Zeichen ihrer Verpflichtung zum Kriege trugen die Deutschen eiserne Ringe, die wegen des anklebenden Begriffes von Fesseln für entehrend gehalten wurden, deren man sich jedoch durch Erlegung eines Feindes entledigen konnte. Was die Anführer der Germanen im Kriege betrifft, so wurden zu diesen in Freistaaten die Tapfersten der Nation bei den Volksversammlungen gewählt. Der Gewählte wurde auf ein Schild gesetzt und unter dem Beifallrufen der Versammlung umher getragen. Epoche in der Bildung des Römerheeres und eine Veränderung in der Stellung des einzelnen Soldaten machte Constantin der Große; seine Gesetze in dieser Hinsicht enthalten die Grundzüge des später ausgebildeten Lehnswesens. Der Kriegergeist hatte sich zu Constantins Zeiten immer mehr in der Römerwelt verloren, und die Werbungen zur Ergänzung des Heeres fielen stets unergiebiger aus. Die Kaiser sahen sich daher genöthigt, eine Menge Barbaren in Sold zu nehmen und zugleich wirksamere mit Zwang verbundene Maßregeln in Anwendung zu bringen. Die Veteranen, welche zur Zeit der Republik und der frühern Kaiser zur Belohnung ihrer bewiesenen Tapferkeit oder Dienstjahre freie durch keine Leistungen bestrickte Ländereien empfingen, erhielten sie von Constantin und den spätern Kaisern nur unter der Bedingung, daß ihre Söhne, welche jene Güter erbten, sich, sobald sie die Jahre der Mannheit erreichten, dem Kriegesstande widmen sollten, und wirklich wurden dieselben, wenn sie sich dieser Pflicht aus Furchtsamkeit verweigerten, mit dem Verluste von Ehre, Vermögen, ja selbst des Lebens bestraft. Es ist leicht möglich, daß die Barbaren, welche später die römischen Provinzen überschwemmten, hievon die erste Idee des Lehnswesens entlehnten. Durch dieses empfing der Kriegerstand einen ganz andern Charakter. Die Art, wie die Germanen ihre Eroberungen machten, und die Weise, wie das Heer der Eroberer zusammengesetzt war, scheinen die Hauptveranlassung zur Bildung des Lehns-

Kriegerinstituts gewesen zu seyn. Ein rüstiger Theil des Volkes zog unter Anführung eines berühmten Kriegers, zu dem die Andern nicht in dem Verhältnisse eines unterthänigen, ganz abhängigen Soldaten, sondern in dem eines freiwilligen Gefährten standen, aus den Wäldern Germaniens. Ihre Absicht beim Zuge war nicht eine vorübergehende Eroberung zu machen, und dann größtentheils in ihre Heimath zurückzukehren; sie wollten sich bleibende Niederlassungen erwerben. Was mit dem Schwerte erobert wurde, mußte auch mit dem Schwerte behauptet werden. Bei der Vertheilung der erworbenen Länder empfing nun jeder einen Theil nach Maßgabe seiner Verdienste, seines Standes und seiner Befehlshaberstelle; der oberste Heerführer und die unteren Befehlshaber empfingen für sich und ihr Gefolge große Strecken Landes; sie vertheilten diese unter ihre Gefährten. Da aber die Behauptung des Eroberten eben so wichtig war, als seine Erwerbung; so empfing der einzelne Krieger seinen Landestheil nur unter der Bedingung, ohne Säumen auf den Ruf ihres Landesherrn im Felde zu erscheinen. Als später gesetzlose Anarchie einriß, und die Faust das Recht entschied; als der Adel zum Raubführer wurde, und mit Hülfe seiner Vasallen die noch unabhängigen, freien Gutsbesitzer der Nation drückte und quälte; fanden diese einzig Schutz und Fortgenuß ihres Besitzthums darin, daß sie selbst Vasallen wurden. Sie übergaben sich dem Mächtigen, unter der Bedingung, sie gegen die Angriffe eines andern Gewaltigen in ihrem Eigenthum zu schützen, als Vasallen, und verpflichteten sich seinem Heerbanner zu folgen. Auf diese Weise verschwanden allmählig die freien, sogenannten Allodialbesitzer und die ganze Nation theilte sich in Lehnsherrn und Lehnspflichtige. Die hohen Adeligen besaßen auf diese Weise ein immer schlagfertiges, fast stehendes Heer, das ganz von ihrer Willkür abhing. Der König brauchte jetzt nicht mehr die Nation zusammen zurufen, wenn er einen Kriegeszug im Sinne hatte; er bot seine Vasallen und die Fürsten auf, welche im Lehnsverhältniße zu ihm standen. Der alte National-Heerbann kam daher außer Gebrauch. Wenn diese Bildung des Kriegswesens auf der einen Seite die rasche Zusammenziehung eines Heeres ungemein beförderte; so enthielt sie auf der andern die Keime der Auflösung der gesetzlichen Bande zwischen dem König und den mächtigen Vasallen, und verlängerte die wilden Zeiten des Faustkampfes. Die mächtigen und großen Lehnsträger der Krone, auf ihre Streitkräfte sich verlassend, verschmähten die Autorität des Königs, befeindeten sich gegenseitig und verbanden sich oft gegen ihren obern Lehnsherrn. In dieser Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung in den wilden Zeiten des Faustrechtes suchten und fanden zum Theil die Herrscher ein Mittel, den Uebermuth des Adels zu zügeln, und sich selbsten ein größeres, wohlthätiges Gewicht zu verschaffen in der Gründung freier Städte; und in der Bildung eines von Lehnsbanden unabhängigen dritten Standes der Bürger. Die Städte wurden die Sitze der Künste, des Handels und der industriellen Thätigkeit; der hieraus hervorgehende Wohlstand lockte die Raubsucht des Adels an. Der einzige Weg, sich vor den Räubern zu schützen, war die Selbstbewaffnung; so entstand die Bürgermiliz, wahre Nationalkrieger, wie jene Krieger der Republiken des Alterthums. Es lag im Interesse der Herrscher und Städte sich gegenseitig beizustehen. Durch den Handel wurden die Hülfsquellen des Staats vermehrt, und der Landesfürst in den Stand gesetzt, ein Söldnerheer zu halten. Philipp August war der Erste, welcher im Jahr 1180 ein Söldnerheer errichtete; zugleich unterlag auch jeder Bürger der Verpflichtung, sich im Fall der Noth zum Felddienste zu stellen. Da aber die Einkünfte der Fürsten nicht hinreichten, ein bedeutendes Heer von Miethtruppen stets kampffertig zu halten; so warben sie erst beim Herannahen des Krieges. Hierdurch ward

der Kriegerstand ein gemeines Gewerbe. Einzelne Menschen warben einen Söldnerhaufen und vermietheten ihn auf eine gewisse Zeit und für eine bestimmte Summe einem kriegführenden Fürsten; man hieß die Anführer solcher Banden Condottieri. Ihnen war es gleichgültig, für welche Sache sie kriegten; sie traten daher, sobald sie ihren Vortheil dabei sahen, in einen andern Dienst, empörten sich, wenn ihr Sold nicht richtig ausgezahlt wurde; beraubten und plünderten Städte und Dörfer und zeigten überall mehr den Geist und die Barbarei einer Räuberbande, als die Ordnung eines disciplinirten Heeres. Feig in der Schlacht, waren sie zügellos auf dem Marsch und waren oft die größten Feinde der Bürger, die zu beschützen, sie gemiethet waren. Mit ihrer Hülfe unterdrücken endlich die Könige ihre zu mächtig gewordenen Reichsvasallen und hielten kümmerlich die Ruhe in ihrem Reiche aufrecht. Die Herrscher fühlten immer mehr die Vortheile für ihre Macht, welche ein stehendes Heer gewährt; doch woher die Gelder nehmen, ein solches zu errichten und fortwährend zu unterhalten? Sie beriefen die Abgeordneten des Volkes, und beredeten sie, daß ein dauernder Schutz durch einige Auflagen erkauft werden könne; der Bürger, Kaufmann, Manufakturist und Bauer fanden es bequemer, eher zu zahlen als selbst die Waffen zu tragen; für das allerdings wichtige Recht, sich selbsten zu besteuern, ließen sie es sich gefallen, wehrlos zu seyn. Bei einem stehenden, nur von dem Fürsten abhangenden Heere fanden diese es bald überflüssig, dem Volke das Selbstbesteuerungsrecht zu überlassen; sie schrieben die Auflagen willkürlich aus, und verschafften sich auf diese Weise die Mittel, ihre Heere nach Gutdünken zu vermehren. Frankreichs Könige, die zuerst ein bleibendes Heer errichteten, gaben auch in dessen Vermehrung das erste Beispiel; Philipp August umgab seinen Thron mit Miethtruppen und sein Nachfolger Philipp der Vierte oder der Schöne erweiterte dies Kriegssystem; bis endlich Richelieu's kraftvolle aber auch gewissenlose Staatskunst alle Rechte der Nation unterdrückte und ihre ganze Kraft dem Königthum übertrug. Richelieu schuf dem König Ludwig d. Vierzehnten die Mittel, seine ehrgeizige Plane zu verfolgen und zu wiederholten Malen mit furchtbaren, stets kampffertigen Heeren Europa zu verwüsten. Frankreichs drückendes Uebergewicht zwang nothwendig die Grenzstaaten, alles aufzubieten, ihm gleich zahlreiche Heere und Bündnisse entgegen zu setzen. Von jetzt an wurde es ein Lieblingsstreben der Fürsten, große Heere auf den Beinen zu erhalten, und sie verwandten den größten Theil der Staatseinkünfte auf den Kriegerstand. Das Heer, das man meist durch Werbungen, und zum Theil durch Fremdlinge rekrutirte, wurde immer mehr der Nation entfremdet, und bildete einen in sich abgeschlossenen Stand. Um so leichter ward es in den Händen der Fürsten ein Werkzeug zur Unterdrückung des Volkes und zur Bekriegung der Nachbaren; es vermehrten sich die Kriege und wurden allgemein und anhaltend, wie man sie weder in den Zeiten des Allodial- noch des Lehnssystems gesehen hatte. In ihrem Gefolge hatten sie natürlich Häufung der Auflagen und anderer Staatslasten, oft bis zum Erdrücken des Volkes. Auch Frankreich ging hierin am weitesten, und seine Nation suchte auch hiergegen zuerst ein Mittel in einer furchtbaren Revolution. Die ewigen Kriege hatten den Schatz erschöpft, die Nation mit unerschwinglichen Schulden belastet, das Mark des Volkes aufgezehrt, und es dem Rande des Abgrunds nahe gebracht; da erwachte der Freiheits-Taumel und das Gebäude von Jahrhunderten stürzte zusammen, aber mit ihm auch das alte Kriegessystem. Der Adel, welcher die meisten Offizierstellen beim Heere bekleidete, wanderte aus, der Soldat zerriß die Bande der alten Zucht, und Frankreich, auf allen Seiten von feindlichen Heeren bedrängt, stand wehrlos da. In dieser Noth griff die National-Versammlung zu dem gewaltigen Mittel der Volksbe-

Digitized by Google

waffnung. Auf ihren Ruf erhoben sich eine Million Krieger, in dem 18ten bis 25sten Lebensalter, zu den Waffen. In einem Kampfe zwischen Begeisterung und ungekünstelter Disciplin wird sich meist das Glück für die erste entscheiden. Frankreichs Heere gingen fast überall als Sieger aus dem Streite. Als später der bessere Theil der Nation durch den Auswurf derselben blutig tyrannisirt wurde und die Freiheit ihre eigenen Söhne fraß, verschwand auch allmählig der begeisternde Freiheitssinn; Frankreichs politische Unabhängigkeit war dem Sturze nicht fern, als sein furchtbarster Demagog den Schrecken an die Ferse der Nation und der Heere legte und durch Furcht vollbrachte, was der Enthusiasmus nicht mehr allein vermochte. Später trat die Eroberungssucht, die Lust sich emporzuschwingen, sich Reichthum zu erwerben, an die Stelle des Schreckens und trieb die republikanischen Heere über Italien und Deutschland, bis endlich Napoleon den naturgemäßen Hebel der franz. Nation und ihrer Krieger — die Ehre — wiederfand, und durch ihn die großen Thaten vollbrachte. Napoleon, der Erbe der Revolution, behielt von dem Vermächtnisse, was ihm nützte; das andere warf er weg; von der republikanischen Regierung empfing er das Conscriptionsgesetz, das ihm jährlich die Kraft der franz. Jugend übergab. Man kannte zwar schon früher vor der Revolution die Aushebung; aber nur als Ergänzungsmittel der nicht hinreichenden Werbung; überdieß waren gewisse Stände und ganze Gemeinden vom Militärdienste befreit und man hatte die Freiheit, sich durch einen Andern vertreten zu lassen. Durch das franz. Conscriptions-Gesetz hingegen war jeder, der das gehörige Alter erreicht hatte, militärpflichtig; doch konnte er, wenn das Loos ihn traf, einen Stellvertreter stellen. Durch das Conscriptions-Gesetz behandelte Napoleon die Menschen, wie seine Finanzen; er hatte jährlich eine gewisse Summe Einkünfte an Menschen, auf die er rechnen konnte, und von der er selbst keine Rechenschaft abzulegen hatte. In den letzten Jahren, als seine Kriege eine ungeheuere Menschenzahl verschlang, reichte er mit dem jährlichen Einkommen nicht mehr aus; er borgte daher bei den kommenden Jahren; eine schreckliche Maßregel, denn die noch nicht ausgewachsenen Jünglinge von 17, 18 Jahren wurden dem sichern Untergange entgegen getrieben; was das Schwert nicht fraß, unterlag den Strapatzen und Krankheiten. Als er nach Rußland zog, entwarf er den Plan, im Nothfalle das republikanische Schauspiel der Bewaffnung in Masse, zu wiederholen. Alles, was der Conscription entgangen, oder aus dem Dienste zurückgekehrt war; kurz, alles, was Waffen zu tragen fähig war, sollte den National-Heerbann bilden; er ward in Legionen und Cohorten abgetheilt. Dem Gesetze gemäß sollten sie zwar nur innerhalb den Grenzen des Vaterlandes kämpfen; doch wie Napoleon sein Heer in Rußland im Grabe verließ, führte er die Cohorten nach Deutschland. Was der Freiheitssinn zur Zeit der Revolution in Frankreich hervorgebracht hatte, veranlaßten Napoleons Herrschsucht und eiserne Hand in Spanien, Rußland und Deutschland. Die Nationen bewaffneten sich wieder, und eine fast gleiche moralische Kraft besiegte Napoleon, als die war, welche der Republik und Napoleon in den ersten Jahren seiner Kriegerlaufbahn den Sieg gab. In gesetzlicher Hinsicht genießt der Soldat mehrere Vorzüge; fast alle rühren noch von den Römern her; z. B. 1) der Krieger kann sein Testament machen, ohne die gewöhnlichen Formalitäten zu beobachten (s. d. Art. Testamente und Codicille.) 2) Wenn er auch noch unter der väterlichen Gewalt steht, kann er doch über das im Dienste sich erworbene Vermögen nach Belieben bestimmen, und selbst mit seinem Vater hierüber gültige Verträge schließen. 3) Seine Unwissenheit in den Rechten ist ihm zur Vermeidung eines Nachtheils, aber nicht zur Erwerbung eines Vortheils günstig. 4) Hat er einen besondern Gerichtstand; seine Richter, die das Schuldig oder Unschuldig über ihn aus-

sprechen, bilden eine Art von Jury. Auf der andern Seite konnte er bei den Römern kein Vormünder werden; doch ist es ihm in der jetzigen Zeit in vielen Ländern gestattet, die Aufsicht über ein fremdes Vermögen zu übernehmen. Alles, was der Soldat im Kriege erobert, gehört nicht ihm, sondern seinem Fürsten; doch wird dieß gemeiniglich auf Cassen, Magazine und Kriegsgeräthschaften beschränkt, und die sonstige Beute ihm überlassen. Der Strafkodex der Krieger ist nach den verschiedenen Nationen verschieden modificirt; bei einigen ist die körperliche Züchtigung gänzlich abgeschafft; bei andern nur auf gewisse Fälle beschränkt, und wieder bei andern wird das kleinste Vergehen mit dem Stocke bestraft.

Soldaten (in taktischer Hinsicht). Im Alterthume bildeten die Griechen zuerst die Wissenschaft aus, eine Kriegerschaar gehörig zu bewaffnen, zu üben und zu ordnen; doch erreichte die Kunst erst unter den Römern ihre Höhe. Rom eroberte den Erdball, weil es in taktischer Hinsicht alle Nationen übertraf und auch so lange Siegerin blieb, als seine Taktik nicht in Vergessenheit gerieth. Wir wollen hier die Gestaltung eines Römerheeres kurz andeuten. Der Römer Kriegsmacht bestand aus einer gewissen Anzahl von Legionen, deren Stärke sich in Folge der Zeitläufte verändert hat. Bis zum Romulus steigt diese Einrichtung hinauf, die der Kriegsgott selbst seinem größten Liebling eingegeben zu haben scheint. Er nämlich zog aus jedem der drei Volksstämme 1000 Fußstreiter, denen er bald darauf 300 Reiter anfügte. Bald aber ward dieselbe vermehrt; doch jener richtigen Einsicht zufolge, die zu jeder Zeit dieß außerordentliche Volk bezeichnet hat, verstärkte man die Legion keineswegs, sondern schuf eine zweite, dann eine dritte, — und selten hat Rom, mit Ausnahme besonderer Fälle, wie beim Einbruch der Gallier, beim Marserkrieg, oder im Kampfe mit den Bundesgenossen, wo das Gesammtvolk in Waffen war, mehr als vier Legionen in jenen Heldenzeiten gehabt, die des Freistaats goldnes Alter genannt zu werden verdienen. Jede Legion bildete vollständig ein kleines Heer, das ohne den Beistand eines andern streiten und siegen konnte: sie hatte Fußvolk, leichte Truppen, Reiterei, schweres Geschütz, auch Heergeräth aller Art, und war, obgleich dem gemeinschaftlichen Oberanführer durchaus untergeordnet, unabhängig von den andern Heertheilen. Die Legion ist 4—5, ja bis 6000 Mann stark gewesen. Sie ward in zehn Cohorten (Bataillone), die Cohorte wiederum in drei Manipeln (Compagnien), die Manipel endlich in zwei Centurien oder Züge getheilt; demnach in 60 Centurien, jede zu 100 Mann bei der Legionsstärke von 6000, zu 70, bei deren Stärke von 4200 Mann. Die Legion wurde von 6 Kriegsobersten (tribuni militum) befehligt, deren jedem einen Monat lang in seiner Reihe der Oberbefehl zustand. Am Schlachttage hörte diese Auszeichnung auf, und jeder Tribun führte 10 Centurien. Die Centurionen (Hauptleute) oder Zugführer wurden durch die Tribunen gewählt. Jeder derselben hatte 2 Unteranführer (Optiones) unter sich, die gewissermaßen seine Gehülfen (Lieutenants) waren. Die Legionsstreiter waren verschiedener Art; die Speerkämpfer (hastati), welche von ihrer Fechtart mit dem Speere (hasta) also genannt wurde, bildeten das erste Treffen. Dieß waren junge mehr muthige als erfahrene Krieger, bei denen die Bravheit das noch fehlende Geschick ersetzen mußte. Wenn sie geworfen wurden, ging ihr Rückzug auf das zweite Treffen, die Schwertkämpfer (principes), welche als ausgesuchte Streiter in ihrer Jahre Kraft und kampfgewohnt, das Gefecht meist wieder herstellten. Wurden aber auch sie geworfen, so nahmen die Rückhaltskämpfer (triarii) im dritten Treffen den Kampf an. Die Triarier, auch Wurfspießfechter (pilani) genannt, wenn sie mit einer Art von Wurfspieß (pilum) bewaffnet waren,

wurden als die Kerntruppen des Römerheeres angesehen, und ihre Befehlshaber genossen bedeutender Vorrechte. Die Reiterei jeder Legion war 300 Pferde stark. Diese Schaar hieß ein Flügel (ala), in Hinsicht auf ihren Platz in der Schlachtordnung, und wurde in 10 Schwadronen (turma) getheilt, deren wiederum drei Beritte (decuriae) oder Abtheilungen von 10 Mann in sich faßte. Solch einem Beritte gebot ein Rittmeister (decurio), der unter sich einen Gehülfe (Optio) hatte. So bestand die Legion mehrere Jahrhunderte hindurch. Seit dem Anfange des zweiten punischen Krieges erkannten die Römer, wie sehr sie den Carthagern an Reiterei nachstanden. Um dem abzuhelfen, ward von den jüngsten Streitern eine leichtbewaffnete Schaar errichtet, die man ihrer Beweglichkeit halber Schwärmer (Velites) nannte. Die Veliten hatten keine besondere Führer, sondern waren den drei Treffen gleichmäßig zugetheilt. Die verschiedenartigen Truppen sammelten sich unter einem Banner, einem silbernen Adler mit ausgebreiteten Flügeln und dem Blitz in seinen Fängen. Außer dem Adler, der für die ganze Legion galt, hatte jede Manipel ihr eignes Feldzeichen, und zwar eine Hand als Anspielung für den Namen Manipel. Mit solchen dem Anschein nach so geringen Mitteln hat der Freistaat seine wichtigsten Eroberungen gemacht. Doch muß man die Streitkräfte seiner Verbündeten den seinigen zurechnen. Jene nämlich hatten allzeit etwas mehr an Fußvolk als die Römer, an Reiterei aber das Doppelte gestellt, so daß ein Heer von 2 Legionen ein Ganzes von etwa 20.000 Mann ausmachte. In einer Legion von 6000 Mann, wie sie unter den Kaisern bestand, konnte sich leicht ein allgemeiner Geist bilden, der, sobald er auf Empörung gerichtet war, gefährlich werden konnte, da ihn 6000 Schwerter unterstützten. Aus diesem Grunde entschied oft der Abfall zweier Legionen das Schicksal des Thrones der Cäsaren. Um diese Gefahr zu vergringern, verkleinerte Constantin der Große die Legion um $^4/_5$ Theile. So vortheilhaft dieß auch für die Ruhe des Kaisers war, so nachtheilig war es aber für die Einigkeit der militärischen Operationen und für die moralische Kraft und Einigkeit der Legion selbst. Den größten Nachtheil fügten aber die Kaiser ihrem Militäre zu, daß sie die alte schwere Rüstung außer Gebrauch kommen ließen. Eine lange Zeit hindurch besiegten die Römer die Barbaren nur vermittelst ihrer bessern Bewaffnung; wie diese aufgegeben wurde, unterlagen sie der Körperkraft und der zügellosen Tapferkeit der Germanen, Vandalen und Hunnen. Wahrscheinlich, wenn gleich die Geschichte es nicht ausdrücklich meldet, gab Carl der Große seinem Heere eine regelmäßigere Einrichtung, die es unter den vorigen fränkischen Königen nicht gekannt hatte. In den folgenden Jahrhunderten bestanden die Heere aus Lehnsschaaren, und Reiterei machte den eigentlichen Kern derselben aus. Mit diesen Heeren ließ sich allerdings die Heimath vertheidigen; doch gestattete ihre Zusammensetzung nicht, lange Krieg zu führen und weite Eroberungen zu machen. Jeder Vasall war nur verpflichtig, jährlich 90 Tage zu dienen. Für diesen Zeitraum nahm er Proviant und sonstige Bedürfnisse mit; war jener verflossen und diese aufgezehrt, so ging der Vasall nach Hause, der Krieg mochte beendigt seyn oder nicht; wie bis auf unsre Zeiten die Türken bis zum Beginn ihres Fastenmonats im Felde blieben. Die Einrichtung des Heeres, daß die schwerbewaffneten Ritter den Kern desselbe ausmachten, und das Uebrige aus schlechtbewaffneten und ungeübtem Fußvolke, meist Leibeigenen, bestand, dauerte bis auf die Zeit, als die Schweizer für ihre Freiheit den Kampf begannen. Den schwerbewaffneten östreichischen und burgundischen Rittern hatten sie nur Fußvolk entgegen zu stellen, sie mußten daher ihre Rüstung so viel, als der Fußstreiter erlaubte, der ritterlichen ähnlich machen; ihre Krieger nahmen Helme

und Brustharnisch, Hellebarde und Schwert an; zugleich bewaffneten sie sich mit einer langen Pike. Durch die Siege der Schweizer über bepanzerte Ritterschaaren ward die Aufmerksamkeit auf das Fußvolk gelenkt, und man erkannte allmählig wieder, daß die entscheidende Kraft eines Heeres im Fußvolke ruhe; ein Grundsatz, von dem sich die Römer nie entfernt hatten. Bereits früher hatte man ähnliche Schaaren solcher Lanzenmänner (Lanzenknechte) in Deutschland, Spanien und Frankreich errichtet; insbesondre hatte Carl VII. von Frankreich 15 Ordonanz-Compagnien (1444) — das erste stehende Heer — und Freischützen (Francs archers 1449) errichtet; 16.000 Mann zu Fuß und 9000 Reiter. Die Schlachtreihen wurden nach den verschiedenen Waffen geordnet. Ludwig XI. brachte das Heer auf 29.000 Mann zu Fuß, und 19.000 Mann Reiterei. Dies machte in der Folge eine neue Einrichtung nöthig. Franz I. theilte die Infanterie in sieben Legionen, jede zu 6000 Mann, doch bald traten Regimenter von 2 bis 3000 Mann an ihre Stelle, diese theilte man später, um die schwere Masse leichter zu bewegen, in Bataillons von 6—700 Mann. Die Schützen waren leichte Truppen, und fochten, wie die Velites der Römer; hinter ihnen zogen die geschlossnen Glieder der Lanzen in die Schlacht. Durch die Erfindung des Schießpulvers wurde das Kriegswesen neu umgestaltet. Die schwere Bewaffnung fand man bald überflüssig, und der Unterschied zwischen schwerer und leichter Infanterie hörte auf. Wenn auch nicht von jetzt an die Infanterie ihren hohen Werth in der Schlacht verlor, so nahm doch die neue Artilleriewaffe eine überwiegende Stellung ein. Im Anfange vermochte man die Pike, die noch immer ein Infanterie-Waffenstück ausmachte, mit der Feuerwaffe nicht recht in übereinstimmende Wirkung zu bringen. Puysegur versuchte dieß zuerst glücklich im Anfange des Zeitalters Ludwigs XIV. Früher hatte schon die Kavallerie die Lanze mit dem Karabiner vertauscht und die Schutzwaffen abgelegt; als die Gewehre zweckmäßiger und vortheilhafter zum Gebrauch durch die Erfindung der jetzigen Schlösser eingerichtet, und hierauf 1670 in Bayonne die Bayonnets eingeführt wurden, verschwand auch die Pike aus den Reihen der Infanterie. Die Furchtbarkeit dieser Waffe, die Pike und Feuerschlund zugleich, und folglich gleich gut zum Sturme wie zum Kampfe aus der Ferne gebraucht werden kann, hat man in den letztern Zeiten erst recht erkannt. Vor der Einführung der Feuerwaffen wurden die Schlachten mehr durch die physische Kraft der Streiter entschieden, und die tiefe Schlachtordnung konnte damals ihre großen Vortheile haben; man mußte aber bald einsehen, daß dieselbe, Batterien gegenüber, einen weit größern Menschenverlust, als die dünnere Schlachtordnung nach sich ziehe. Unter Ludwig XIV. in Frankreich hob sich die Artillerie, so wie alle übrige militärische Wissenschaften, besonders empor, und bekam soviel neue Zusätze und Verbesserungen, daß sie allen andern zum Muster dienen konnte. Unter der Regierung dieses Königs lebten aber auch die größten Männer in allen Wissenschaften. Daß man die Artillerie auch in den Feldschlachten gebrauchen könne, davon hatte man damals keinen Begriff, sondern war der Meinung, man könne sich ihrer nur bei Belagerung bedienen. Sobald man aber auch über den ersteren Punkt entschieden hatte, wuchs die Anzahl der Geschütze bei den Heeren mächtig an. Die Artillerie wurde in Batteriestücke und in Feldgeschütz eingetheilt. Die Oestreicher und Schweden führten im dreißigjährigen Kriege eine sehr zahlreiche Artillerie mit ins Feld, es sollen bei Lützen (1632) von beiden Theilen gegen 200 Kanonen im Feuer gewesen seyn, von denen die Batteriestücke aus 24 Pfünder, die Feldstücke aber aus 16, 12 und 6 Pfünder bestanden. Die wesentlichsten und wichtigsten Verbesserungen erlitt die Artillerie im vorigen Jahrhundert, und der siebenjährige Krieg

macht in der Geschichte der Artillerie eine merkwürdige Epoche aus. Allein man fiel von einem Extrem in das andre, und vermehrte die Artillerie bis zu einer ungeheuern, oft sehr lästigen Anzahl. Die Einführung der Regimentsartillerie brachte die Geschützvermehrungssucht auf die höchste Höhe. Mit der Abschaffung der Regimentsartillerie stieg man allmählig wieder herunter, bis zu den gegenwärtigen Verhältnissen, wo auf tausend Mann Fußvolk 2 Piecen zu Fuß und auf tausend Mann Reiterei 4 Piecen zu Pferde im Durchschnitt gerechnet werden. Sobald man in der Geschützkunst so weit gekommen war, daß die Artillerie die gewöhnlichen Bewegungen der andern Truppen begleiten konnte, sann man darauf, sie noch beweglicher und für die Bewegungen der Reiterei geschickter zu machen. Dieß gab Veranlassung zur Erfindung der reitenden Artillerie, welche durch Friedrich d. Gr. bei den Preußen zuerst systematisch eingerichtet wurde; allein sie blieb unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. noch in der Kindheit, selbst als ihr großer Nutzen sich in dem französischen Revolutionskriege laut aussprach. Sie war während des Friedens nicht beritten und erhielt erst wenig Tage vor dem Ausmarsche die Pferde. Unter Friedrich Wilhelm III. kam sie erst zu der Höhe, auf welcher sie sich befindet, und fast bei allen Mächten Europas ist jetzt die ganz berittene, als dem Zwecke allein entsprechende Artillerie, eingeführt. (Vergl. Artillerie.) Wie Friedrichs d. Gr. Schöpfergeist sie zu ihrer völliger Wirksamkeit zu erheben suchte, brachte er auch in die schwerfälligen Waffen der Infanterie durch Einfachheit, Ordnung, und Leichtigkeit mehr Beweglichkeit. Durch die Einführung des eisernen Ladstocks wurde der Soldat in den Stand gesetzt, schneller zu feuern, und die beweglicheren Kolonnen vermochten sich auf dem Schlachtfelde schneller und leichter zu entwickeln und zu schwenken. Die Ausbildung eines Kriegers erforderte von jetzt an eine längere Uebung; dabei wurde aber der Dienst mit einer Menge Kleinigkeiten überladen und der Soldat als Maschine behandelt. Dabei floß ein bedeutender Nachtheil für die Heere aus dem üblichen Rekrutirungs-Systeme; man warb alles an, was nur dienen wollte, und so konnte es nicht fehlen, daß eine große Anzahl schlechten Gesindels in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger trat und bei Gefahren und Mühseligkeiten wieder ausriß. Die französische Revolution brachte im Kriegswesen eine gewaltsame Veränderung hervor. Es erhoben sich bei dem Rufe des Vaterlands eine Million zu den Waffen; fast ohne Offiziere, ohne Disziplin und selbst kaum dürftig für den Krieg ausgerüstet. Mit solchen Massen waren keine künstlichen, taktischen Bewegungen auf dem Schlachtfelde zu machen; aber was ihnen an Kunst abging, ersetzte Begeisterung und Verachtung des Todes. In der Hand des republikanischen Kriegers war das Bayonnet die furchtbarste Waffe; Batterien wurden mit ihr erstürmt und geschlossene Bataillone geworfen. Beinahe zu gleicher Zeit führten die Franzosen eine neue Truppenabtheilung ein, die zuerst Washington im amerikanischen Freiheitskriege im Großen und glücklich gebrauchte. Die Amerikaner, friedliche Colonisten, die vorher nur bei Gelegenheit eines feindlichen Ueberfalls der Wilden zu den Waffen gegriffen hatten, und deren Feldzüge nur Streifzüge gewesen waren, mußten bald die Erfahrung machen, daß sie in offener Feldschlacht nicht den kriegsgeübten Schaaren Englands gewachsen waren. Dagegen waren die meisten Colonisten tüchtige Jäger; eine Eigenschaft, die ihnen in kleinen Plänkereien und zerstreuten Gefechten einen überwiegenden Vortheil über ihre Feinde geben mußte. Sie legten den Grund zum Tirailleursystem, das in den französischen Revolutionskriegen erst seine eigentliche Bildung erhielt. Eine Wolke von Schwärmern umgab die Armee und benutzte jede Schlucht und Hecke, jeden Wall und Baum, um, selbst geschützt, den einzelnen Feind

ederzuschießen. Zugleich wurden die Packwagen mit Packpferden ver-
uscht; hierdurch wurde alle überflüssige Bagage abgeschafft und der Armee
ne leichtere Beweglichkeit gegeben. Man ließ ferner das schwere Geschütz
rück, und bediente sich in der Schlacht vorzugsweise der leichten Artillerie,
e überdieß furchtbar vermehrt wurde, so daß oft in den Schlachten
00 Kanonen thätig waren. Ihren schnellen Manövern verdankte
apoleon manchen Sieg. Mit leichter Mühe, wie bei Dresden, brachte
60 Batterien auf einen Fleck und entschied durch das gewaltige Feuer.
apoleon führte zuletzt eine Regiments-Artillerie bei jedem Corps
nientruppen ein. Auffallend ist es, daß man nicht früher als seit 1793
f den Gedanken kam, dem Heerfuhrwesen eine militärische Einrichtung
geben. Diese wichtige Verbesserung wurde bald allgemein nachgeahmt;
n vollkommensten wohl in Rußland. Bei der beträchtlichen Größe der
eere war der Gebrauch von Zelten und Barracken nicht möglich; so kam
s verderbliche Bivouaquiren auf, ein Gebrauch, der den Franzosen ein
tschiedenes Uebergewicht über den Feind gab, aber in Kurzem das Heer
rch Krankheiten schwächte. Die großentheils zweckmäßigen Veränderun-
n in der Bekleidung, Bewaffnung und Verpflegung der Truppen über-
hen wir; es ist bekannt, welche Heere sich dutch Vermeidung alles
ssen, was bloßer Putz und kostbare Spielerei, oder wohl gar der Gesund-
it nachtheilig ist, auszeichnen.

Soleniten, Scheiden, Scheidenmuscheln, ein Conchyliengeschlecht in
uropa und Asien, von welchem elf, wenig von einander abweichende Arten
kannt sind. Die Schale besteht aus zwei Klappen, ist länglich, an beiden
eiten offen, und hat Aehnlichkeit mit einer Rinne. Man findet diese Mu-
eln auch häufig versteinert. Die meisten Arten der Soleniten können ge-
ssen werden.

Solfeggiren oder **Solmisiren**. Guido v. Arezzo (s. d. A.)
fand, um die Töne zu bezeichnen, die Sylben ut, re, mi, fa, sol,
, zu den später zur Bezeichnung der Oktave die Franzosen noch si setzten.
ie Stimme nun nach diesen Sylben üben und die mit ihnen verbundenen
öne angeben, heißt Solmisiren oder Solfeggiren; so wie auch jedes Noten-
ngen und Lesen ohne Text, man mag nun bloß nach den deutschen Namen
, d, e, f, g, a, h, c, die Töne nennen, was abcdiren — oder auch
nen Vokale — was vokalisiren heißt — unterlegen. Solfeggi nennt man
esangs-Uebungsstücke, welche jene aretinoschen Sylben enthalten. Gleiche
olfeggi gibt es auch für Instrumente, als für's Klavier, wo sie bloß dazu
enen sollen, im Notenlesen und Intervallentreffen zu üben. Das Sol-
ggiren ist die Grundlage jedes guten Gesangs; darum legt die italienische
chule ein so großes Gewicht auf diese Uebungen. Da bei dem Solfeggiren
eder auf die Ausführung einer bestimmten Melodie gesehen, noch ein Text
usgesprochen wird, so hat der Schüler bloß seine Aufmerksamkeit darauf
richten, daß die Stimme rein werde, sich eine Fertigkeit im Vortrage
r Töne und Tonfiguren erwerbe und die Verhältnisse richtig treffe. Zur
eförderung des Notenlesens ist es besser, wenn mit Singen zugleich die
oten benannt werden. Das aretinosche System hat 22 diatonische Sylben,
e in 7 Hexachorde abgetheilt sind; ging nun der Gesang über die 6te hinaus,
mußten die Sylben verändert werden, damit das mi fa seine richtige
telle wieder erhalte. Dieß wurde aber schwierig, als sich das Tonsystem
weiterte; deßwegen gab man es auch in Deutschland auf, nach diesen Syl-
n zu Solfeggiren. Solfeggirübungen haben die besten Gesangsmeister
schrieben; unter ihnen sind die vorzüglichsten Crescentini's Uebungen für
e Singstimme und die Solfeggien von Righini.

Solidarisch (in solidum), Alle für Einen und Einer für Alle, heißt, wenn sich mehrere Personen zu einer Zahlung oder sonstigen Leistung dergestalt verbindlich machen, daß Einer für Alle und Alle für Einen bezahlen müssen. Dieß ist in Verschreibungen, welche von Mehreren gemeinschaftlich ausgestellt sind, nur dann der Fall, wenn dieser Ausdruck wirklich gebraucht worden. Außerdem kann der Gläubiger nur Jeden für seinen Theil belangen, es müßte denn auf die Rechtswohlthat der Division Verzicht geleistet seyn. Wen unter den Verpflichteten der Gläubiger einer solidarischen Schuld zuerst angreifen will, hängt von seiner Wahl ab, und es ist gleichgültig, ob sein Name zuerst oder zuletzt unter dem Dokumente steht. Der Angegriffene aber behält seinen Regreß an seine Mitverpflichteten, die er nöthigen kann, die Verpflichtung zu gleichen Theilen mit ihm zu tragen. Wird ein Mitverpflichteter zahlungsunfähig, so wird seine Quote unter die übrigen gleich vertheilt.

Soliman der Zweite, von seinen Unterthanen der Gesetzgeber, von den Christen der Prächtige genannt, einziger Sohn und Nachfolger Selims des Ersten, bestieg den türkischen Thron 1520 und hob den Glanz desselben durch seine großen Eigenschaften. Nicht auf die gewöhnliche Weise der morgenländischen Fürstensöhne erzogen, war er nicht unbekannt mit der Politik und den Geheimnissen des Staats. Gleich zu Anfange seiner Regierung gab er allen denen, die durch seinen Vater ihres Eigenthums beraubt worden waren, dasselbe zurück, stellte das Ansehn der Gerichtshöfe wieder her und ertheilte die höchsten Würden des Reichs nur reichen und anerkannt rechtschaffenen Personen. Glücklich unterdrückte er einen gefährlichen Aufstand in Syrien und Aegypten, brachte die Mamelucken zur Unterwerfuug und schloß einen Waffenstillstand mit Ismael Sophi von Persien. So von dieser Seite gedeckt, beschloß er das Abendland zu bekriegen und erklärte Ungarn den Krieg. Er belagerte und eroberte 1521 Belgrad, bemächtigte sich im folgenden Jahre der Insel Rhodus, die seit 212 Jahren in den Händen der Johanniterritter gewesen war, und wandte sich hierauf nach Ungarn, wo er den 29. Aug. 1526 einen vollständigen Sieg bei Mohatsch über die Ungarn erfocht, deren König Ludwig der Zweite dabei sein Leben verlor. 1529 nahm er Buda oder Ofen ein, und rückte darauf vor Wien, welches jedoch seinen siegreichen Waffen widerstand. Nach 10 Stürmen in 20 Tagen und einem Verluste von 80.000 Mann sah er sich zur Aufhebung der Belagerung genöthigt. Von jetzt an schien das Glück von ihm gewichen zu seyn: denn ein Krieg mit Persien (s. 1534) fiel nicht zu seinem Vortheile aus, und noch größer war sein Verlust vor Malta 1565. Den Genuesern entriß er jedoch 1566 die seit 1345 besessene Insel Chios. Um jedoch den vor Malta erlittenen Verlust zu rächen, fiel er in eben diesem Jahre in Ungarn ein, fand aber durch den tapfern Widerstand des Grafen Zrini (s. d. Art.) vor Zigeth solche Hindernisse, daß er vor Kummer und Verdruß über die Langwierigkeit der Belagerung den 30. Aug. 1566, im 46. Lebensjahre starb. Ihm folgte sein Sohn Selim der Zweite. Sein Reich erstreckte sich von Algier bis zum Euphrat, und vom Ende des schwarzen Meers bis zum äußersten Ende von Griechenland und Epirus. Soliman ist der größte unter allen ottomanischen Kaisern gewesen. Er dehnte seine Macht durch die Gewalt der Waffen am weitesten in Asien und in Europa aus. Um Ordnung im Staate einzuführen, gab er neue Verordnungen heraus, welche die Stelle der Gesetze vertreten sollten; sie betrafen sowohl den bürgerlichen als Kriegsstaat. Soliman hatte die herrliche Gabe, welche allen Fürsten zu wünschen ist, gute Minister und Feldherren nicht nur zu wählen, sondern sie auch dort zu brauchen, wo-

hin sie gehören. Dieser Gabe muß man sicher einen großen Theil seiner glänzenden, lobenswürdigen Handlungen und Unternehmungen zuschreiben. Den Namen des Helden kann man ihm nicht versagen; er war klug und tapfer; nur sein Glauben an theurgische Alfanzereien und das Nichterfüllen der Verträge machten ihn oft wankend in seinen Unternehmungen und grausam. Die Nachwelt wird ihm seine Schwäche für die eben so schöne als geistreiche Roxolane, die sich durch ihr grausames Verfahren gegen ihre ältern Stiefsöhne und andere Hof Intriguen so sehr schändete, nicht verzeihen. Mehr hat ihn Ehrgeiz und Ruhmsucht, als weise und kluge Vorherberechnung der Vortheile und Folgen, geleitet. Nicht selten mußte reife Ueberlegung den abergläubischen Possen und der angebornen Wildheit weichen, so sehr er sich auch als Dichter und Philo og eine höhere Bildung erwarb, und durch diese alle Regenten seines Hauses weit zurück ließ. Mit ihm schließt sich der glänzendste Zeitraum des osmanischen Reiches; er hob dieses zum höchsten Gipfel der Größe. Er war wohlgebaut, und hatte fast immer einen gesunden Körper, der stark genug war, alle Beschwerlichkeiten des Krieges zu ertragen. So sehr auch seine Pracht in die Augen fiel, wenn er sich öffentlich zeigte; so lebte er doch sehr einfach, häuslich, mäßig und sparsam.

Solingen, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, auf einer Anhöhe, an deren Fuß die Wupper fließt, hat 3500 Einw. Sie ist wegen ihrer großen Gewerbsamkeit berühmt; vorzüglich durch ihre wichtigen Klingen- und Messerfabriken, welche schon im 14. Jahrh. existirten. Sie liefern alle Arten von Waffen, Kriegsgeräthschaften und Stahlwaaren. Den Degen- und Säbelklingen, welche sich durch ihre Federkraft und scharfe Schneide vor allen andern auszeichnen, versteht man sogar eine solche Härte zu geben, daß sie, ohne eine Scharte zu bekommen, Eisen durchhauen können. Auch werden hier Scheeren, Barbiermesser, Federmesser u. s. w. von solcher Güte und Schönheit geliefert, daß Sachkenner die Politur und Niedlichkeit derselben den englischen Fabrikaten dieser Art gleichstellen. Der Preis der Klingen steigt von einem bis fünfzig Karolin. Der Handel mit jenen Waaren ist durch ganz Europa verbreitet und geht auch stark nach Amerika, selbst bis an die Ufer des Senegal und ins Innere Afrika's. Solingen hat auch einige Seiden-, Band- und Siamoisenmanufakturen.

Solmisiren, s. **Solfeggiren**.

Solms, eine Grafschaft in Deutschland, in der Wetterau, reich an Getreide, Eisen, Hausthieren, Flachs, woraus Leinwand verfertigt wird ꝛc. Von ihr hat ein berühmtes fürstliches und gräfliches Haus den Namen, dessen Stammhaus die verfallene Burg Solms unfern Braunfels und am Wasser Solms, und seit dem 14. Jahrh. Braunfels ist. Des Grafen Heinrich V. genannt Westerburg nach seiner Gemahlin (st. 1312) jüngerer Sohn Bernhard ist der Stammvater der noch blühenden Linien. Seine Enkel gründeten 1409 die Linien Solms-Braunfels und Solms-Lich; jene stammt von Bernhard dem Jüngern, diese von seinem Bruder Johann ab. Solms-Braunfels theilte sich in 3 Zweige, von denen nur der Zweig Greifenstein übrig ist, der 1693 den Namen Braunfels annahm und 1742 in den Fürstenstand erhoben wurde. Diese Linie ist reformirter Religion, und besitzt den wichtigsten Theil von der Grafschaft Solms, unter preuß. und hessischer Oberhoheit, sowie von der Herrschaft Limburg unter würtemb. Hoheit das Amt Gschwend und einen Antheil von Gaildorf, 7 ½ Q. M., 19.000 Einw., 120.000 Fl. Einkünfte und die Hauptstadt Braunfels. Der jetzige Fürst ist Wilhelm, preuß. Generalmajor, geb. 1759. Die Linie

Solms-Lich theilt sich in 2 Hauptzweige: 1) Solms-Hohensolms reformirter Religion und seit 1792 fürstlich; der Fürst (Carl, geb. 1803) besitzt unter preuß. und hessischer Oberhoheit 3 ¼ Q. M., 12.000 Einw., 80.000 Fl. Einkünfte und die Hauptstadt Lich an der Wetter. 2) Solms-Laubach mit 2 gräflichen und lutherischen Hauptlinien: a) Sonnewalde mit den Häusern Großleupa und Sonnewalde; jenes hat das Gut Großleupa in Schlesien, dieses die Herrschaft Sonnewalde im preuß. Reg. Bez. Frankfurt, und die Güter Schlöna, Rösa und Pouch; b) Baruth mit 3 Zweigen: Solms-Rödelheim mit den Aemtern Rödelheim und Assenheim, 2 ¼ Q. M. und 5300 Einw., unter hessischer Oberhoheit; Solms-Wildenfels mit den Häusern Solms-Laubach Wildenfels (mit den Aemtern Laubach, Utphe, einem kleinen Theile von Münzenberg, 2 Q. M. und 5490 Einw., unter hessischer Oberhoheit); Solms-Wildenfels-Wildenfels (mit dem Hauptast zu Wildenfels, der die Herrschaft Wildenfels und Engelthal besitzt, und dem Nebenast zu Sachsenfeld); Solms-Baruth mit der Herrschaft Baruth, dem Hauptast zu Baruth und dem Nebenast zu Klitschdorf. Da der Zweig Solms-Rödelheim jenseit des Rheins die Herrschaften Rohrbach, Scharfenstein und Hirschfeld besaß, so erhielt er 1802 zur Entschädigung für diesen Verlust die im Solmsischen gelegenen Abteien Altenberg und Arensburg mit 50.000 Fl. Einkünften, von denen 1804 durch einen Familienvertrag Arensburg an den Fürsten von Solms-Braunfels, und Altenberg an die gräflichen Linien kam.

Solms (Friedrich Ludwig Christian), Graf zu Solms-Laubach, geb. 1769 zu Laubach, studirte von 1786 bis 1789 zu Gießen die Rechtswissenschaften und praktizirte hierauf im Sommer 1789 bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar. Den Winter von 1789 bis 1790 brachte er in Regensburg, das Frühjahr aber und einen Theil des Sommers von 1790 in Wien zu. Auf dem in eben dieses Jahr fallenden Wahltage zu Frankfurt besorgte derselbe die Geschäfte des protestantischen Reichsgrafenstandes und wurde unter dem 11ten Aug. des folgenden Jahres vom Kaiser Leopold II. zum kaiserl. Reichshofrathe ernannt, in welcher Stelle ihn Kaiser Franz II. 1792 bestätigte. 1797 ging der Graf von Solms als Bevollmächtigter der wetterauer und fränkisch-westfälischen protestantischen Grafen nach Rastadt, woselbst er bis zu der 1799 erfolgten Auflösung des Kongresses blieb, nachdem er vorher seine Stelle als Reichshofrath niedergelegt hatte. Von diesem Zeitpunkte an lebte er auf seinen Besitzungen in der Wetterau, welche durch die rheinische Bundesakte mediatisirt und der Souveränetät des Großherzogs von Hessen unterworfen wurden. Im November 1813 begab sich der Graf von Solms in das Hauptquartier der verbündeten Mächte nach Frankfurt a. M., die seine großen Talente und umfassenden Einsichten zur Beförderung der gemeinsamen europäischen Sache in Anspruch nahmen. Das erste Geschäft, dem er sich für diesen großen Zweck unterzog, war die ihm, Namens der verbündeten Mächte, übertragene Negociation mit den verschiedenen deutschen Regierungen, wegen Theilnahme an den Kriegskosten mit einem Jahresbetrag ihrer gesammten Revenüen. Auch wurde ihm die Direktion des Lazarethwesens und die Kommission der Rheinschifffahrtsverwaltung übertragen. Im August 1814 begab er sich zum europäischen Monarchenkongresse nach Wien, woselbst er bis zu Ende April 1815 verweilte. In diese Epoche fällt seine Ernennung zum königlich preußischen Oberpräsidenten der Regierung der Provinz Jülich-Kleve-Berg. Er starb zu Köln den 24. Februar 1822 allgemein betrauert.

Solo ist entweder ein Tonstück, was nur für ein Instrumente oder nur für eine Stimme gesetzt worden, oder ist ein Satz aus einem mehrstimmigen Stücke, der von einem Instrumente oder von einer Stimme, während

die andern schweigen, vorgetragen wird. Unter Solo versteht man auch, wenn bei einem für mehrere Parthien gesetzten Ton- oder Singstücke, eine Parthie desselben einen Satz allein vorträgt. Der Gegensatz vom Solo ist das Tutti, wo jeder Theil des Ganzen wirkt. Wenn zwei oder mehrere Instrumente oder Stimmen hervortreten, so nennt man diese Soli. Der Solospieler oder Sänger braucht sich nicht so strenge an den Takt zu binden, als das Tutti; doch darf er ihn auch nicht gänzlich vernachlässigen. Solospieler oder Sänger setzen sich oft, um mehr Freiheit zu haben, und ihre Kunst besser zeigen zu können, ihre Solostimmen selbst, und lassen die Begleitung von Andern dazu schreiben. Der Künstler gewinnt hierdurch; aber der Satz verliert.

Solon, einer der (sogenannten sieben) griech. Weisen und der berühmte Gesetzgeber von Athen, stammte von den alten Königen dieser Stadt und war um 639 v. Chr. geboren. Um sich zu bereichern, widmete er sich der Handlung, durchreiste Griechenland und die benachbarten Länder und sammelte sich Kenntnisse und Vermögen. Schon als Jüngling erregte sein glänzender Verstand und die Würde und Weisheit seines Benehmens allgemeine Erwartungen. In einem Feldzuge gegen die Cirrhäer zur Beschützung des delphischen Orakels, bewies er Entschlossenheit und Tapferkeit; zu Hause glänzte er als Dichter und belehrender Redner. Sein tiefer Ernst ward durch eine heitere Sanftmuth zur höchsten Liebenswürdigkeit gemildert. Er war vorzüglich Ursache, daß man den Epimenides aus Kreta holte, um die Stadt zu entsühnen, und die verwilderten Gemüther der Athener durch religiöse Eindrücke sanfter zu machen. Plutarch sagt, daß Solon sich dieses Mannes zur Verbreitung seiner Gesetzgebung bedient habe. Einen Beweis seiner Vaterlandsliebe gab er, als er sogar mit Gefahr seines Lebens die Athenienser zur Wiedereroberung von Salamis zu bereden wagte. Dieses war von den Megarensern erobert worden, und alle Versuche der Athenienser, es wieder einzunehmen, waren unglücklich ausgefallen. Deßhalb hatten sie bei Todesstrafe verboten, einen solchen Versuch wieder in Vorschlag zu bringen. Solon, dessen Vaterlandssinn hierdurch gekränkt war, verfaßte eine Elegie, die in den stärksten Ausdrücken den Athenienſern ihre Feigheit vorwarf, stellte sich wahnsinnig, und las nun jenes Gedicht mit der größten Heftigkeit vor dem versammelten Volke ab. Der Eindruck, den es machte, ward durch Zureden des Pisistratos, der sich unter den Haufen mischte, befördert, ein neuer Krieg ward beschlossen, und dem Solon und Pisistratos die Leitung desselben anvertraut. Durch Beider Klugheit und Tapferkeit ward Salamis wieder erobert. Athen war um diese Zeit in mehrere Partheien getheilt, und Drakons (s. d. A.) blutige Gesetze waren nicht im Stande, dieselben zu unterdrücken und den Staat in Flor zu bringen. Die obrigkeitlichen Personen plünderten den Schatz und die Tempel, und wurden, für Geld, Verräther des Nutzens ihres Vaterlandes; die Reichen tyrannisirten über die Armen; und die Armen beunruhigten und bedroheten unaufhörlich die Reichen. Die Raubsucht der Gläubiger kannte keine Gränzen. Sie zwangen diejenigen, welche nicht bezahlen konnten, sich und ihre Kinder ihnen zu verkaufen, und verkauften diese wieder in fremde Länder, oder ließen durch sie ihre Ländereien bearbeiten. Alles wünschte eine bessere Verfassung, und selbst unter den Reichen sahen mehrere die Nothwendigkeit davon ein. Man übertrug deßhalb dem Solon, welchen alle Partheien verehrten und liebten (594 v. Chr.), das Amt eines Archonten und bevollmächtigte ihn zum Gesetzgeber. Er ließ die alte Vertheilung des Eigenthumes bestehen; jeder behielt die Ländereien, welche er besaß; aber er hob alle Schulden auf, und verbot, unvermögende Schuldner zu Sklaven zu machen. Nach diesen vorläufigen Einrichtungen, welche, zu der

Erhaltung des öffentlichen Friedens, unmittelbar nothwendig schienen, schritt Solon, mit unpartheiischer und fester Hand, zu einer neuen Bildung der Regierungsform. Nach ihr sollte das Volk die höchste Gewalt, der edlere Theil desselben aber die Verwaltung des Staates erhalten. Er hob die harten Gesetze des Drakon auf, bis auf die, welche den Mord und den Ehebruch betrafen. Nach dem Grundsatze des Vermögens und der jährlichen Einkünfte aus den Ländereien, theilte er das Volk in Klassen, ob er gleich die alte Eintheilung desselben in Gemeinden (Demos) beibehielt. Das ganze Volk konnte an den allgemeinen Versammlungen Theil nehmen; die öffentlichen Aemter aber wurden nur von Mitgliedern der drei ersten Klassen besetzt. Die neun jährlich gewählten Archonten blieben als oberste Magistratspersonen; doch durften sie keine militärischen Würden bekleiden. Ihnen zur Seite stand der hohe Rath (βουλη), der aus einem jährlich erneuerten Ausschusse von 400 (in der Folge 500 und 600) Personen aus den drei ersten Klassen der Bürgerschaft gewählt, dessen Wahl aber einer strengen Prüfung unterworfen ward. In diesem Rathe ward vorläufig über Alles unterhandelt, was man ans Volk bringen wollte, und sein Urtheil mußten die Archonten in allen Staatsangelegenheiten hören und berücksichtigen. Dem Volke, in wie fern es aus allen vier Klassen bestand, blieb in seinen Versammlungen das Recht, die Gesetze und die gewählten Magistratspersonen zu bestätigen, und über alle öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen, welche der Rath an dasselbe gelangen ließ. — Die Macht des Areopagus, der seit dieser Zeit aus den abgehenden Archonten besetzt ward, erneuerte und erhöhete Solon, indem er ihm nicht bloß die höchste Entscheidung in allen Kriminalfällen überließ, sondern denselben auch in ein Sittengericht verwandelte, so wie er gleichfalls die Schlüsse des Volks entweder bestätigen oder aufheben konnte. Diese Gesetze — wohl das vollkommenste, was in dieser Sphäre die alte Welt hervorgebracht, zum Theil die Quelle der römischen, und sonach aller neuen europäischen Gesetze — gehören ihrem Charakter nach eher dem reifern Alter unseres Geschlechtes als seiner Kindheit an, deren Grenzen sie gleichwohl, chronologisch genommen, berühren. Solon ließ sich in alle Details der einzelnen Beschäftigungen und Künste ein, und sorgte für alle Bürgerklassen mit gleicher Liebe und Einsicht. Selbst an den Sklaven ehrte er die Menschenwürde, so sehr es der Ton der Zeiten erlaubte, und schärfte die Naturpflichten zwischen Gatten, Eltern und Kindern, so wie die allgemeine Menschenliebe, Dankbarkeit und andere Tugenden durch positive Verordnungen ein. Die Stunden des öffentlichen Jugendunterrichts wurden auf das Genaueste bestimmt, und fremden Personen durchaus aller Zutritt zu dem Gymnasium versagt. Die Bildung der Knaben, Jünglinge und Männer war durch eigne Gesetze vorgeschrieben, und besondre Magistratspersonen mußten über das Betragen der Lehrer und Schüler wachen. Die Religion ließ Solon unverändert, außer daß er dem Areopag in dieser Hinsicht die höchste richterliche Gewalt übertrug, und mehrere Tempel, z. B. der Venus Pandemos (zu deren Priesterinnen er öffentliche Weibspersonen bestellte) erbaute. Die Strafen waren gelinde, so wie sie ein Vater und nicht ein Zuchtmeister verhängt. Dennoch wurden seine Gesetze befolgt, denn man liebte sie. Er hatte Nachsicht mit den Schwächen der menschlichen Natur, und duldete, was ohne schädliche Strenge nicht zu unterdrücken war; aber er griff die Hauptquelle der Vergehungen, den Müßiggang, bei der Wurzel an, und erklärte — weil von dem Beispiel der Obern das Meiste abhängt — die Trunkenheit eines Archonten zum Halsverbrechen. Seine Gesetzgebung ließ er vom delphischen Orakel bestätigen. Solon wollte seine Gesetze nur 100 Jahre beobachtet wissen. Hiernächst trat er eine große Reise durch Aegypten, Creta und

Kleinasien an, besuchte den lyd. König Crösus (s. d. A.), dem er die Belehrung gab, welche diesem später das Leben rettete. Nach 10 Jahren, als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, fand er hier wieder die alten Spaltungen, und seinen Verwandten Pisistratos (s. d. A.) als Oberherrn von Athen. Er begab sich darauf nach Cypern, wo er um 559 v. Chr. starb. Von seinen Poesien und übrigen Schriften ist nichts auf uns gekommen. (Fragmente enthält Glandorfs und Fortlage's Werk: Gnom. poet. opera, Lips. 1776.) Die ihm beigelegten Briefe an Pisistratos und einige der sieben Weisen sind unecht.

Solothurn, franz. Soleure, ein helvetischer Canton, grenzt im Norden an Frankreich und den Canton Basel, im Osten an Basel und Zürich, im Suden und Westen an Bern, und enthält 13 Q. M. Das Land wird von einigen hohen und rauhen Ketten des Jura durchschnitten, über den drei Straßen führen, hat aber an der Aar, großen Emme und Birs einen fruchtbaren und gut angebauten Boden, und ein mildes, angenehmes und gesundes Klima. Auch die Berge werden zur Viehzucht und zum Ackerbau benutzt. Die vorzüglichsten Produkte sind: viel Getreide, Gartenfrüchte, Flachs, Hanf, viel Obst, etwas Wein, Holz, Futterkräuter, Eisen, Kalk, Gyps, Marmor, Steinkohlen, Mineralquellen. Der Einw. sind 48.000. Sie reden deutsche und schweizer Dialekte, und bekennen sich, mit Ausnahme der 4000 reformirten Bewohner der Amtei Bucheggberg, zum Katholizismus. Die Einwohner unterhalten einige Eisenwerke, etwas Kirschwasserbereitung, eine Glashütte und einige Baumwollenweberei, und führen aus: Vieh, Käse, Butter, Kirschwasser, Brennholz, Marmor, Eisen- und Baumwollenwaaren. Der Canton trat 1481 mit Freiburg zugleich in den Bund, und seine Verfassung ist aristodemokratisch. Die gesetzgebende Gewalt befindet sich in den Händen des großen Raths von 101, die vollziehende in denen des kleinen Raths von 21 Mitgliedern des größern Raths. Die erste Instanz in Rechtssachen bilden 9 Oberamteien; von diesen appellirt man an das Cantongericht in der Hauptstadt. Die letzte Instanz ist das Appellationsgericht, aus 14 Gliedern des großen Raths bestehend, zu welchem noch bei Criminalfällen 4 Mitglieder des kleinen Raths kommen. Die Einkünfte des Staats, dessen steuerbares Vermögen 40 Mill. schweiz. Fr. beträgt, betragen ungefähr 180.000 Fr., und in gewöhnlichen Jahren übersteigt die Einnahme die Ausgabe um 10 — 18.000 Fr. Zum Bundesheer werden 904 Mann gestellt; der Geldbetrag ist auf 18.097 Fr. festgesetzt. Die befestigte Hauptstadt Solothurn liegt in einer der schönsten Gegenden der Schweiz am Fuß der Jura und an der Aar, die sie in zwei Theile trennt, welche durch zwei Brücken verbunden sind, mit Mauern und Bastionen umgeben; sie hat unregelmäßige, aber doch ziemlich breite und reinliche, durch mehrere ansehnliche Gebäude und viele schöne Brunnen gezierte Straßen, 4200 Einw., 3 Pfarrkirchen, worunter die neue schöne Stiftskirche St. Ursus mit einem hohen Thurme, einer schönen Vorderseite, einem schönen Choraltare, so wie die Jesuitenkirche sich auszeichnen; Hospital, Waisen-, Kranken- und Irrenhäuser, Rath- und Zeughaus mit 2 Thürmen, viele Harnische und eroberte Fahnen enthaltend; die ehemalige Wohnung des franz. Gesandten, jetzt eine Kaserne; ein Theater, kathol. Collegium, Stadtbibliothek mit 8000 Bänden, literarische Gesellschaft, Kattun- und Tabaksfabriken, Buch- und Kattundruckereien; Hauptniederlage der Waaren, die aus einem Theile Frankreichs durch die Schweiz geführt werden; römische Alterthümer. Bei der Stadt die Einsiedelei der heil. Verena, die Waldegg (ein schönes Landhaus am Fuß der Jura), das attisholzer und ammanlacker Bad und große Steinbrüche. Auf dem der Stadt gegenüberliegenden Weißenstein hat man eine der herrlichsten Aussichten über die ganze Alpenkette von Tyrol bis über den Montblanc hinaus.

Solözismus (so genannt von Soli, dessen Einwohner sich gewisse fehlerhafte Abweichungen von der attischen Mundart erlaubten), ein Verstoß der mündlichen oder schriftlichen Darstellung gegen die Regeln der Sprache, Sprachfehler, Sprachunrichtigkeit. Zur Vermeidung derselben wird vor Allem eine genaue Kenntniß des Sprachgebrauchs erfordert, den die Sprachlehre auf allgemeine Regeln zurück führt. In lebenden und in ihrer Fortbildung annoch begriffenen Sprachen mag Manches als fehlerhaft gelten, was eine spätere Zeit als tauglich aufnimmt; aber fehlerhaft und verwerflich bleibt alles, was der Analogie, d. h. dem Geiste der Sprache, sofern er sich in mehrern verwandten Fällen darthut, widerstreitet. Uebrigens unterscheiden sich die Solözismen von den Barbarismen dadurch, daß jene nur in der Verbindung der Rede, diese auch in einzelnen Worten Statt finden können.

Solstitial- oder Sonnenstillstandspunkte bezeichnen auf der Ekliptik (s. d. Art.) die weiteste nördliche und südliche Entfernung der Sonnenbahn vom Aequator. Jene, der Sommerstillstandspunkt, fällt in den Wendekreis des Krebses, 23° 28′ nördlich vom Aequator; diese, der Winterstillstandspunkt, fällt in den Wendekreis des Steinbocks, 23° 28′ südlich vom Aequator. Beide Punkte stehen 90° von den Nachtgleichen (s. d. Art.) ab, und der durch beide (und die Pole des Aequators) gezogene Meridian heißt der Colurus der Stillstandspunkte. Im Sommerpunkte beschreibt die Sonne über dem Horizonte den größten, im Winterpunkte den kleinsten Bogen der täglichen Parallelkreise. Orte der nördlichen Breite haben daher, wenn die Sonne im ersten Punkte auf und nieder geht, den längsten Tag und die kürzeste Nacht; im zweiten: den kürzesten Tag und die längste Nacht; bei Orten der südlichen Breite ist dieses Verhältniß umgekehrt.

Sommerville (William), englischer Dichter, geb. 1692 zu Edston in der Grafschaft Warwick. Seine Schulbildung erhielt er zu Winchester, und seine akademische zu Oxford; hier zuerst erwärmte sich sein Dichtergenius an der alten, klassischen Literatur. Seine Ode an den Herzog Marlborough aus der damaligen Zeit beweiset seine Fertigkeit im Versemachen und einen gebildeten Geschmack. Nach Beendigung seines akademischen Kursus lebte er auf einem von seinem Vater geerbten Gute, wo er als Friedensrichter viel Gutes that. Er beschäftigte sich meist mit der Jagd und den Wissenschaften, kümmerte sich aber wenig um seine Wirthschaft; dieß und große Gastfreundschaft brachten ihn später in Geldverlegenheit. Er starb 1742. Sein bestes Gedicht ist die Jagd; es zeichnet sich durch Lebhaftigkeit und Richtigkeit der Gemälde, durch reine, kräftig-freie Sprache und durch einen schönen Versbau aus. Ein anderes Gedicht: die Feldjagd, nur eine Beschreibung der Falkenjagd, kommt dem erstern nicht bei. Ein drittes Gedicht: Hobbinal or rural Games empfiehlt sich durch einen glücklichen burlesk-komischen Geist. Seine sämmtlichen Poesien kamen 1728 zu London heraus.

Sommer, eine der vier Jahreszeiten, welche in den nördlichen Breiten mit dem Tage anfängt, an welchem die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, und so lange dauert, bis sie das Zeichen der Jungfrau verläßt. Der Sommer beginnt also, wenn die Mittagshöhe der Sonne am größten ist, und er endigt, wenn sie die mittlere ist zwischen der größten und kleinsten (s. Ekliptik). Ungeachtet der weitern Entfernung der Sonne im Sommer, wirken ihre Strahlen doch ungleich kräftiger als im Winter, weil sie in minder schräger Richtung auf die Erde fallen, und weil die Sonne im Sommer viel früher auf- und viel später untergeht, also einen weit größern Bogen am Himmel beschreibt, als im Winter. Der Sommer ist überall, wo

Vegetabilien gedeihen, die Jahreszeit der Entwickelung und Ausbildung derselben und ihrer Früchte. Seine wohlthätige Wärme bringt in der ganzen organischen Schöpfung Leben, Wonne und Wohlseyn hervor.

Sommer (fliegender) nennt man das Gespinnst einer Spinne von der Größe eines Stecknadelkopfs mit länglichem Kopf und rundem Hinterleibe. Im Herbste kommt sie in ungeheurer Menge zum Vorscheine, und breitet ein Gespinnst von feinen, weißen Fäden aus, das man in heitern Herbsttagen überall auf den Fluren antrifft; es heißt auch Sommerfäden, Mariengarn, Altweibersommer. Die Spinne nährt sich von Insekten, und scheint im Winter in einen Erstarrungsschlaf zu zerfallen.

Sommerflecke, Sommersprossen, nennt man gelbe und bräunliche Flecken, die sich nicht über der Haut erheben und immer an solchen Stellen erscheinen, die der Einwirkung der Sonnenhitze bloßgestellt sind. Die Sommerflecken erscheinen am ersten auf einer zarten und weißen Haut, und aus diesem Grunde vorzugsweise im Gesichte. Daß die Hitze die Ursache der Sommersprossen ist, beweiset der Umstand, daß die Handwerker, welche sich viel bei starkem Feuer beschäftigen, ähnliche Flecken bekommen. Sie sind durchaus nicht nachtheilig für die Gesundheit; da sie aber doch mehr oder weniger den Teint verderben, so sind sie den Damen lästig. Am leichtesten werden sie beseitigt durch Waschen mit milder Seife, Molken oder Rahm, und hierauf durch Einreiben von aromatischem Wasser und Essig, oder Salmiak, oder Kampfereſſig.

Sommerpunkt ist derjenige Punkt in der Ekliptik, in welchem die Sonne, bei ihrem scheinbaren Jahresumlauf, die größte Abweichung gegen Norden erreicht hat. Dieß ist der Anfang des astronomischen Sommers. Sonst fiel dieser Punkt in das Sternbild des Krebses, daher der nördliche Wendepunkt auch den Namen erhielt; jetzt ist an die Stelle das Zeichen der Zwillinge gerückt. Darauf wird indeß in der gewöhnlichen Rechnung keine Rücksicht genommen. Durch den Sommerpunkt geht der Wendekreis des Krebses. Vom Frühlingspunkt ist der Sommerpunkt um 90 Grad entfernt; daher auch seine gerade Aufsteigung 90 Grad oder 3 Zeichen beträgt. Seine Abweichung ist nördlich und der Schiefe der Ekliptik gleich.

Sommerzeichen, diejenigen Zeichen des Thierkreises, welche die Sonne bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlaufe den Sommer über durchläuft. Sie sind für die nördliche Halbkugel der Krebs, Löwe und die Jungfrau, für die südliche der Steinbock, Wassermann und die Fische.

Somnambulismus, s. Magnetismus.

Somnus, griechisch Hypnos, ein Sohn des Erebus und der Nacht, oder allein der Nacht, Zwillingsbruder des ruhegebenden — nicht des schnelleilenden oder furchtbaren Todes (Thanatos), war der Gott des Schlafes oder Schlummers. Er wohnt am Eingange zum Gebiete des Hades am westlichen Weltende, mit dem Tode in einem Pallaste, wo er nie die Sonne erblickt. Ruhig und sanft wallt er über Meer und Erde hin. Bei Homer suchte ihn Juno in Lemnos auf, als sie den Jupiter einschläfern wollte. Er lebte hier, weil er die liebreizende Nymphe Pasithea liebte, die dort bei Aphrodite war, und weil er hier besonders verehrt wurde. Doch war dieß nicht sein beständiger Wohnort. Juno bat ihn, den mächtigen Hypnos, den Beherrscher der Menschen und unsterblichen Götter, die Augen des Gemahls einzuschläfern, sobald sie ihn liebend umarmt haben würde, und versprach ihm dafür einen schönen mit Gold belegten Schemel, von Hephästos verfertigt. Hypnos weigerte sich. Denn er hatte schon einmal den Versuch gemacht, als Juno den Herkules nach Kos verschlug, da wollte Jupiter dadurch erbittert, ihn aus dem Olymp in das Meer schleudern. Kaum

konnte er sich zu seiner Mutter, der Nacht, retten, und bloß aus Achtung gegen diese schonte ihn Jupiter. Endlich versprach ihm Juno die Pasithea zur Gemahlin. Dieser Lockung gab er nach. Er setzte sich auf eine hohe Tanne, verbarg sich unter die Zweige und schläferte den Gott ein. Die Dichter geben uns manche liebliche Dichtung des Hypnos. Er breitet die Flügel der Vergessenheit über die Iris und besprengt die Augen mit dem Wasser aus Lethe. Auch setzt er sich auf die Augenlieder, und umschattet die Menschen mit seinen Flügeln. Ovid läßt ihn bei den Skythen und Cimmeriern in einer Berghöhle wohnen, wo kein Sonnenstrahl eindringt, und alles mit Nebel bedeckt ist. Kein wachsames Thier, kein rauschender Baum störte hier die ewige Ruhe, aber der Fluß Lethe ging unter dem Felsen hervor, und wiegte sanft murmelnd alles in Schlaf. Am Eingange der Höhle wuchsen Mohn und andere narkotische Pflanzen. Somnus, von Träumen umgaukelt, lag in der Höhle, auf einem, mit schwarzer Decke umhangenen Bette von Ebenholz. Nach Statius war eine Höhle in Aethiopien sein Aufenthalt, vor welcher die Ruhe, Vergessenheit und Trägheit ihren Sitz haben, und das Geräusch, damit es die ewige Stille nicht störe, abhalten. Sorgenlos liegt er hier auf einschläfernden Blumen in der Höhle, und Schaaren dunkler Träume umschweben ihn. Noch Andere versetzen ihn auf eine Trauminsel, wo er König ist und die Bewohner der herrlichen Stadt, alle verschieden gestaltet, Träume sind: Fledermäuse beleben einen Wald von Mandragorabäumen, welcher die Stadt umschließt, und in derselben sind zwei Tempel, einer der Nacht, einer dem Hahne geweiht. Die Statthalter des Somnus sind dort Tarapione, der Sohn des Matöogenes, und Plutokles, des Phantasions Sohn. Die Kinder des Schlafs waren die Träume und die vornehmsten von ihnen Morpheus, Ikalus und Phobetor. Seine Geschwister waren, außer dem Tode, die Hoffnungen. Die Griechen errichteten ihm keine Tempel, sondern bloß Bildsäulen. Man bildete ihn als einen schlafenden Knaben, halb liegend, halb sitzend, mit Mohnköpfen in der Hand, und zu seiner Seite eine Eidechse oder Erdratze, weil diese Thiere viel schlafen. Auch stellt man ihn als einen Genius mit umgestürzter Fackel dar, und gab ihm zuweilen ein Horn, aus dem er die Träume schüttelt, oder das mit Mohn angefüllt ist.

Sonate, ein Instrumentalstück, welches aus Theilen von verschiedenem Charakter besteht, und die Gefühle einer oder mehrerer Personen ausdrückt, je nachdem es Solosonate oder Duo, Trio und Quartett (s. d. Art.) ist. Jede Stimme wird dabei nur einfach besetzt. Bilden mehrere, leicht an einander gereihete Theile nur ein flüchtiges Tongemälde, so heißt dieß ein Divertimento. In der Sonate muß jedes Gefühl vorbereitet und entwickelt seyn; und zwischen den verschiedenen Sätzen muß ein innerer Zusammenhang herrschen, damit das Ganze Einheit des Charakters habe. Jede Art des Gefühls kann in dieser Form dargestellt werden. Gewöhnlich besteht eine Sonate aus drei Sätzen, einem Allegro, Adagio (s. d. Art.), und Rondo oder Finale; bisweilen wird auch ein vierter kurzer, humoristischer Satz eingefügt, gewöhnlich ein Scherzo mit einem Trio; bisweilen fängt auch eine Sonate mit einer langsamen Einleitung an, und dann fällt das Andante oder Adagio in der Mitte weg.

Sonde, ein chirurgisches Werkzeug von Silber, Stahl u. dgl. an jeder Seite mit einem Knöpfchen, eine Wunde damit zu untersuchen; 2) einerlei mit Bleiloth (s. d. Art.).

Sonett (ital. Sonetto, von Sonare, klingen, daher früher auch wohl im Deutschen Klinggedicht genannt), eine ursprünglich provenzalische Dichtform, die früh schon nach Italien überging, wo sie im 14. Jahrh. von Petrarka weiter ausgebildet und vollendet wurde. Die Franzosen, von

denen das Sonett früher nach Italien gekommen war, mußten es später wieder von da entlehnen, thaten es jedoch, ohne seine tiefere Bedeutung zu erkennen. Als in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. ein neues poetisches Leben unter den Deutschen erwachte, fand auch das Sonett, unter dem Namen Klinggedicht, Bearbeiter, wie Opitz, Weckherlin, Flemming u. A. Später gerieth es fast ganz in Vergessenheit, aus der es erst in neuerer Zeit wieder, vorzüglich durch Bürger, A. W. u. Fr. Schlegel, Tieck und Novalis gezogen ward. — Es unterscheidet sich von andern Formen auf das Bestimmteste durch den Mechanismus seiner Gestaltung, indem es aus 14 Zeilen von gleicher Länge besteht, die sich wiederum in 2 Hälften scheiden, von denen die erstere und größere 8 durch 2 Reime verschlungene Verse, die zweite und kleinere Hälfte aber 6 Verse mit 2 oder 3 Reimen enthält. In der ersten Hälfte, die abermals in 2 Abtheilungen, jede von 4 Zeilen (daher Quadernarien, Quatrains) zerfällt, reimen in der Regel die erste, vierte, fünfte und achte, und eben so die zweite, dritte, sechste und siebente Zeile auf einander. In den beiden dreizeiligen Abtheilungen (Terzetten, Terzinen) der zweiten Hälfte dagegen herrscht in Hinsicht der Reimverschlingung die freieste Willkür. Wenn ein Gegenstand in mehrern aufeinander folgenden Sonetten durchgeführt wird, im Ital. meist mit gleichen Reimen, so heißt dieß ein Sonettenkranz. Die unleugbare Beschränkung dieser Form hat ihr, namentlich unter den Deutschen, manchen Gegner zugezogen, unter denen Voß und Göthe vorzüglich zu beachten sind. Indessen hat der Letztere, nachdem er früher in einem bekannten Sonett die Form selbst angegriffen hatte, später in einer Reihe höchst gelungener Gedichte dieser Art gezeigt, wie er auch in der engsten Beschränkung Treffliches zu liefern wisse. Das Motto: „Jede Form, sie kommt von oben", womit er sich, vermuthlich nur bei sich selbst, darüber rechtfertigen zu müssen geglaubt, ist unstreitig der beste Empfehlungsbrief für das Sonett, das eben durch seine Beschränkung als ein formell vollendetes und in sich abgeschlossenes Ganzes für eine gewisse Gattung von Gedanken, Empfindungen und Bildern mehr als irgend eine andere Dichtart sich eignen möchte, womit jedoch keineswegs dem Unfuge, der hie und da damit getrieben wird, das Wort geredet werden soll. Ohne hier tiefer in das innere Wesen des Sonetts einzugehen, was der Raum verbietet, genüge es, noch darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß sich in dem vollendeten Sonett die beiden Hälften desselben wie Satz und Gegensatz zu einander verhalten müssen. Wer sich über das, was in dieser Dichtart unter den Deutschen geschehen ist, weiter unterrichten will, den verweisen wir auf Friedr. Raßmann's Sonette der Deutschen. 3 Bde. 1817.

Sonnen nennt der Astronom alle mit eigenem Lichte glänzende Himmelskörper, die ihre Stelle nicht verändern (s. Fixsterne). Insbesondere wird der unbekannte größte Himmelskörper Sonne genannt (s. Sonnensystem). Das Verhältniß unserer Sonne mit dem ganzen Weltgebäude ist unbekannt. Wahrscheinlich steht sie mit allen Fixsternen des Weltalls in einem Zusammenhange und bildet mit ihnen Fixsternsysteme, die sich um eine Centralsonne bewegen. Nach Lambert gehört unsere Sonne zu dem Fixsternsysteme, welches alle außerhalb der Milchstraße zerstreut erscheinenden Fixsterne bilden, liegt aber nicht in der Mitte, sondern da, wo sich der Adler befindet, nach dem Orion zu. Hier nimmt er den Centralkörper an, um welchen sich unser ganzes Fixsternsystem bewegt. Bode rechnet alle Fixsterne außerhalb der Milchstraße nebst dieser zu einem Systeme, dessen Centralsonne der Sirius sey. Er hält die am Himmel kaum bemerkbaren Nebelflecke für Milchstraßen und Systeme von Millionen anderer Sonnen, deren Glanz so zusammenfließe, daß man die einzelnen Sterne nicht unterscheiden könne. Auch Herschel ist der Meinung, unsere Sonne gehöre mit

Sonne ein dunkler Körper sey, und vielleicht große Aehnlichkeit, in Hinsicht ihrer Beschaffenheit, Oberfläche u. s. w., mit uns bekanntern Weltkörpern habe, ja bewohnt seyn könne, hat durchaus nichts Widersprechendes. Vielleicht entwickelt sie bloß, ohne selbst zu brennen, da man nur die Oberfläche der Sonne leuchten sieht, den Wärmestoff in andern Körpern und macht ihn frei. Die Astronomen berechnen den Durchmesser der Sonne zu 193.886 Meilen. Er würde also 112 Mal, so wie die Oberfläche der Sonne ungefähr 12.723 Mal größer seyn, als die der Erde. Ihre Entfernung von uns wird auf 24.000 Erdhalbmesser oder 20.740.000 Meilen geschätzt. Vermöge ihrer größern Masse muß sie auch eine stärkere Schwerkraft haben, und zwar 29 Mal größer als bei uns, folglich würde ein Körper auf der Sonne 435 Fuß in der ersten Sekunde fallen. Vom nächsten Fixsterne dürfte die Sonne weit über 400.000 mittlere Halbmesser der Erdbahn entfernt seyn.

Sonnenbahn, s. Ekliptik.

Sonnenberg (Franz Anton Joseph Ignaz Maria, Freiherr von), berühmt durch sein dichterisches Genie so wie durch sein tragisches Ende, wurde 1779 zu Münster in Westphalen geboren. Sehr früh entwickelten sich in ihm seltene Anlagen, die jedoch eine Alles überfliegende Phantasie zu reifen verhinderte. Poesie war schon die Lieblingin seiner frühern Jugend; mehrere seiner Oden, in seinem 15. bis 17. Lebensjahre gedichtet, wurden nach seinem Tode bekannt gemacht. Höchst entschieden war aber für sein ganzes inneres Leben der Stoff, den er sich bereits in seinem 11. Jahre erwählte. Schon auf der Paulinerschule zu Münster mußte er einen Aufsatz über den jüngsten Tag verfertigen. Dieses Thema ergriff ihn auf eine seltsame Weise: der Bearbeitung dieses Stoffes widmete er bald rastlos alle Kraft seines Geistes, und so begann und vollendete er in 12 Gesängen seine Donatoa (Weltende); ein Epos, in dem er mit Milton und Klopstock wetteiferte. Da aber Sonnenberg in einer steten Exaltation lebte, und sich nicht durch die Ausbildung seiner Seelenkräfte zu ruhiger Anschauung, die dem Künstler so nöthig ist, erheben konnte; so vermochte er es auch nicht, seinem Werke die wahre Kunstweihe zu erringen, und es steht nun in der deutschen Literatur als ein Mahn- und Warnungszeichen vor den Verirrungen der Genialität. Vielleicht mehr, um fremde, als eigne Wünsche zu befriedigen, studirte er die Rechte, machte in seinem 19. Jahre eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, kam in sein Vaterland zurück, entfernte sich aber zum zweiten Male aus demselben und durchirrte andere Gegenden Deutschlands. Er lebte sodann zurückgezogen in Drakenborf bei Jena und in Jena, und endete freiwillig sein Leben, indem er den 22sten November 1805, an einem stürmischen Abende, um neun Uhr sich zu Jena aus dem Fenster stürzte. Die Herausgabe der Donatoa besorgte Gruber in zwei Bänden, mit einem Anhange, betitelt: Etwas über Franz von Sonnenbergs Leben und Charakter.

Sonnenfels (Jos. Reichsfreiherr v.), ein verdienstvoller deutscher Schriftsteller, geboren 1733 zu Nikolsburg in Mähren, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung im Piaristenkollegium seiner Vaterstadt, trat dann in östreichische Militärdienste, brachte es in 5 Jahren bis zum Unteroffizier, und lernte von französischen und italienischen Deserteurs ihre Sprache. Durch Vermittlung der Fürstin von Trautsohn erhielt er seine Entlassung, und widmete sich nun in Wien mit Eifer der Rechtswissenschaft; nebstdem besuchte er seines Vaters — der jüdischer Abkunft war — Vorträge über hebräische und rabbinische Sprache, und ward endlich bei der niederöstreich. Regierung als Interpres der hebräischen Sprache demselben adjungirt. Um die Rechtspraxis nicht zu versäumen, arbeitete er zwei Jahre lang als

Gehülfe des geheimen Raths und Hofraths der obersten Justizstelle, Grafen von Hartig, und suchte sich besonders eine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache zu verschaffen. Endlich trat er mit einigen deutschen Aufsätzen öffentlich als Schriftsteller auf; und das günstige Urtheil, welches mehrere kritische Blätter über dieselben fällten, bestärkten ihn in dem Entschlusse, seine Talente einzig der deutschen Literatur zu widmen. Nachdem er sich vergebens um einen Lehrstuhl an der Wiener Hochschule beworben hatte, mußte er, seiner ökonomischen Verhältnisse wegen, die Stelle eines Rechnungsführers unter der ehemaligen Arcierengarde annehmen. Dadurch ward er mit Petrarsch, dem ersten Lieutenant dieser Garde, bekannt, welcher seine Kenntnisse schätzte und ihn zum Lehrer der politischen Wissenschaften bei der Wiener Universität beförderte. Durch seine Freimüthigkeit zog er sich bald eine Menge Feinde und Widersacher zu; fuhr aber fort, sich um Wien und die östreichischen Staaten auf mannigfaltige Weise die entschiedendsten Verdienste zu erwerben. Er suchte durch Beförderung der Lektüre guter deutscher Bücher den Geschmack zu reinigen und die Sprache zu verbessern; bemühte sich als Schriftsteller seinen Landsleuten durch eine musterhafte Schreibart voranzugehen; kämpfte gegen die damalige Unsittlichkeit der Schaubühne und den Unsinn der extemporirten Stücke; veranlaßte die Abschaffung der Tortur in den östreichischen Landen und schrieb darüber noch früher, als das berühmte Werk des Beccaria von Verbrechen und Strafen erschienen war, und verbreitete die wichtigsten Aufklärungen über Polizei, Handlung und Finanzwesen ꝛc. Seine Feinde ruheten nicht, ihn um Amt und Glück und Ehre zu bringen. Er wurde der Kaiserin Maria Theresia als ein Religionsspötter, als ein Beleidiger der Majestät, als ein Verführer der Jugend geschildert. Aber die Sache ward untersucht, man entdeckte die Bosheit seiner Ankläger, und Sonnenfels, statt unterdrückt zu werden, erhielt den Titel eines k. k. Raths. 1779 wurde er zum k. k. wirklichen Hofrathe bei der geheimen böhmischen und östreichischen Hofkanzlei, wie auch zum Beisitzer der k. k. Studienhofkommission ernannt, und 1797 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er starb 1817. Sonnenfels Schriften sind keine Werke von großer Erfindungskraft und seltenen Originalschönheiten, aber voll Freimüthigkeit und edler, menschenfreundlicher Gesinnungen. Im eigentlichsten Verstande war er ein Schriftsteller der Menschheit und des gemeinen Lebens, der von allen seinen Arbeiten, die er mit so vieler Weltkenntniß und Wohlwollen vollendete, die ersprießlichsten Folgen erlebte. In seinem Vortrage, den er bald in rednerischen Schmuck, bald in gesellschaftliche Prosa kleidet, findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und lachende Satyre mit rührender, oder strafender Moral vereinigt. Sonnenfels gesammelte Schriften, zehn Bände, erschienen zu Wien 1783 — 87. 8.

Sonnenferne, s. Sonnennähe.

Sonnenfinsterniß, s. Eklipse.

Sonnenflecke, s. Sonnen und Sonnensystem.

Sonnenjahr, s. Annus, Jahr und Chronologie.

Sonnenmikroskop besteht aus einem Spiegel an der Außenseite eines Glases; in einem Linsenglase, einem Verschließer und einem andern Linsenglase. Diese verschiedenen Theile befinden sich in einer Röhre von Messing. Der Spiegel kann mittelst einer besonders eingerichteten Schraube so gestellt werden, daß er die Sonnenstrahlen auffängt und durch die Röhre auf das Erleuchtungsglas sendet. Das Glas sammelt diese Strahlen in einem Brennpunkte, wo sich ein doppelt erhabenes Glas befindet. Hier kreuzen die Strahlen und gehen auseinander nach einem Schirme, auf wel-

chem sie das Bild eines Gegenstandes abbilden. Der Gegenstand befindet sich ein wenig hinter dem Brennpunkte. Dieses Instrument ist übrigens mit der Laterna magica (s. d. Art.) verwandt; man bringt nämlich das sehr vergrößerte Bild in einem dunkeln Zimmer auf eine weiße Wand, während das Licht durch das im Fensterladen eingesetzte Instrument einströmt. Die Lieberkühnschen Sonnenmikroskope waren die berühmtesten. Jetzt hat man sie verbessert, so daß man sie nun auch für undurchsichtige Gegenstände brauchen kann.

Sonnennähe (Perihelium), in der Astronomie derjenige Ort, wo ein Planet oder Comet den geringsten Abstand von der Sonne hat, als Gegensatz von Aphelium oder Sonnenweite.

Sonnenparallaxe, s. Sonne.

Sonnenrauch, s. Höhenrauch.

Sonnenschirm. Die Wirkungen, welche die Sonnenstrahlen, wenn sie unmittelbar auf den Körper treffen, veranlassen, und sind so unangenehm und zum Theil selbst so gefährlich, daß man wohl thut, sie vermittelst eines Sonnenschirms, Hutes oder anderer Bedeckungen abzuhalten. In heißen Gegenden sind daher auch die Sonnenschirme unter beiden Geschlechtern gebräuchlich; in unsern Gegenden bedienen sich ihrer vorzugsweise die Frauen.

Sonnenstein, Schloß auf einem bei der Stadt Pirna liegenden Felsen mit einer berühmten Irrenanstalt, hauptsächlich für heilbare Irren und für Personen aus den gebildeten Ständen bestimmt, die sich zur Aufnahme in eine Versorgungsanstalt eignen. Die Kranken werden in 3 Klassen getheilt, und ihre Zahl beträgt gewöhnlich über 200. Die Einrichtung des Hauses und die physische und psychische Behandlungen der Kranken sind musterhaft. Männliche und weibliche Kranke sind völlig geschieden, und für die letztern ist ein von den übrigen Gebäuden abgesondertes Haus bestimmt. Gewöhnlich wohnen 2 — 4 Kranke beisammen; selten wohnt einer allein, Wüthende ausgenommen. Die Wohnungen sind hell und reinlich, und werden jeden Abend von den Aufsehern untersucht. Die Pfleglinge der ersten Klasse haben Zutritt in das Musik- und Lehrzimmer, wo eine vorsichtig gewählte Büchersammlung und musikalische Instrumente sich befinden. Billiard, Kegelspiel, Lustwandeln in den Gärten auf der Felsenfläche, die eine herrliche Aussicht haben, gewähren Unterhaltung und Zerstreuung. Auch Uebungen im Exerciren mit hölzernen Gewehren hat man heilsam gefunden. Wöchentlich einmal werden von mehrern Pfleglingen Concerte aufgeführt. Alle zur Heilung dienlichen Mittel, z. B. eine vorzügliche Badeanstalt, mit einem Tropf- und Sturzbade, ein galvanischer und elektrischer Apparat, Schwungbett, Drehstuhl und Schwungrad zur unschädlichen Beruhigung Tobender und zur Erregung hartnäckig schweigsamer Kranken, sind vorhanden und werden fortdauernd vervollkommnet.

Sonnenstich, eine Krankheit in heißen Gegenden, am gewöhnlichsten in Ostindien, seltener aber auch in Sardinien und einigen andern Ländern. Man fühlt ihn gewöhnlich oben auf dem Scheitel, mit einer Empfindung als ob das Gehirn koche, worauf Verzuckungen und ein schneller Tod folgen. Die Wirkung dieses Uebels ist, besonders wenn es einen Schlafenden trifft, so heftig und plötzlich, daß der Körper öfters in Fäulniß übergeht, ehe man noch ein Grab machen kann, ihn zu beerdigen. Die niedern Grade verlieren sich von selbst wieder, die heftigern erfordern die schnellste Anwendung von kräftigen Heilmitteln, unter denen Aderlässe und kalte Umschläge auf den Kopf gelegt, oben anstehen.

Sonnensystem ist die Ordnung, welche die Erde und die übrigen

Planeten mit der Sonne zu einem Ganzen verbindet. So weit unser Sonnensystem gegenwärtig bekannt ist, besteht es aus der Sonne mit 11 Haupt- und 18 Nebenplaneten, die in folgender Ordnung elliptisch um die Sonne kreisen: Merkur, Venus, Erde mit dem Monde, Mars, Vesta, Juno, Pallas, Ceres, Jupiter mit 4 Monden, Saturn mit einem Doppelringe und 7 Monden, Uranus mit 6 Monden (s. Monde). Die Ordnung ihrer Verhältnisse und Bewegung beruht theils auf mechanischen, theils auf chemischen Gesetzen, welche Kepler, Newton, Huyghens, La Place und Gauß entdeckt, erforscht und berechnet haben. Die gegenseitigen Wirkungen der Weltkörper auf einander bezeichnet Newtons Wort: Anziehungskraft (s. Attraktion, Schwerpunkt), allgemeine Schwere oder Senkungskraft gegen die Sonne. Kepler und Newton haben folgendes Gesetz der Bewegung (s. d. Art.) entdeckt: alle Theilchen der Materie ziehen sich gegenseitig an, im Verhältnisse der Massen, und im umgekehrten Verhältnisse der Quadrate der Entfernung vom Mittelpunkte der Kraft. Daher entwickelte Kepler aus der harmonischen Progression in den Abständen der Planetenbahnen folgendes Gesetz: Die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten verhalten sich gegen einander, wie die Würfel ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne. Auch die Dichtigkeit der Planeten, welche an sich das Resultat des Kampfes der Schwere (Centripetalkraft) mit der expansiven oder Centrifugalkraft (s. Centralkräfte) des Wärmestoffs, modificirt durch die Wahlverwandtschaft (s. Attraktion) der Bestandtheile des Weltkörpers ist, nimmt nach einem von Newton entdeckten Gesetze mit der zunehmenden Entfernung ab. Die durch den ganzen Weltbau verbreitete Kraft der Schwere wirkt nämlich anziehend durch das Licht, abstoßend durch die Wärme. Bei der Axendrehung der Sonne treibt sie die abstoßende Kraft excentrisch und verwandelt sie dadurch in eine Tangentialkraft. Hieraus erklärt man die elliptische Figur der Planeten, die lange Ellipse der Kometen- und die fast kreisförmige Periode der Mondenbahnen. Alle Abweichungen von diesen drei Bahnen sind nur Schwankungen um einen mittlern Zustand, so daß nach La Place das ganze Planetensystem periodisch wiederkehrenden Oscillationen unterworfen ist. Die Umwirbelungszeit der Wandelsterne um ihre Axen aber nimmt zu im Verhältnisse ihrer Durchmesser, je weiter sie von der Sonne entfernt schweben. Auch die Atmosphären rotiren in derselben Zeit, in der ihr Kern rotirt; zugleich findet bei ihnen, wie beim Meere, eine Ebbe und Fluthähnliche Schwankung statt. Sie selbst und jede ihrer Lagen (Schichten) sind abgeplattete Ellipsoiden, und von der Farbe der in ihnen gebrochenen Lichtstrahlen soll die Farbe der Planeten selbst herrühren. Der Schwerpunkt jener Kraft, oder der Centralpunkt des Sonnensystems, fällt in die Nähe des Mittelpunktes der Sonne. Aber auch die Sonne mit ihrem ganzen Gefolge scheint, wie alle andere Sonnensysteme, eine eigene Bewegung, um eine große Centralsonne als den allgemeinen Schwerpunkt zu haben (vergl. Sonnen). — Die Sonne, einer der kleinsten Fixsterne, hat 194.000 geograph. Meilen im Durchmesser und 609.000 im Umfang, der noch einmal so groß ist, als der Umfang der ganzen Mondbahn. Ihre Oberfläche bedeckt 116.342 Mill. Q. M., und ihr Körper enthält bei einer Dichtigkeit, die nur $\frac{1}{4}$ von der Erde ist, 329.630 Erdmassen. Weniger dicht, als die Planeten überhaupt, ist sie dennoch 770 Mal größer an Masse als alle Planeten und Monde zusammen. Ihre nächste Entfernung von der Erde beträgt 20, die weiteste 21 Mill. Meilen. Sie ist vielleicht eine feuerlose, elektrische Kugel, umgeben von einer Mill. Meilen hohen, veränderlichen Photosphäre (Lichtkreis). Ihr Licht pflanzt sich bis zur Erde in 8′7″ fort, folglich durch 43.000 Meilen in einer Sekunde. Die Sonne rotirt $4\frac{1}{2}$ Mal schneller als die Erde; ihre Bewegung

gegen den Herkules hin entdeckte Herschel. Ein Ringgebirge auf ihrer Oberfläche ist nach Schröter 217 geograph. Meilen hoch. Uebrigens bestätigen neuere Beobachtungen Herschels Vermuthung, daß, gleich den veränderlichen Sternen, die eine Hälfte der Sonne einer reichlichern Strahlenaussendung weniger günstig sey als die andere. — Ueber die einzelnen Planeten (vergl. d. Art.) unseres Sonnensystems bemerken wir Folgendes: 1) Der Merkur hat im Durchmesser 608 und im Umfang 2167 geogr. Meilen, und seine Oberfläche fast 1½ Mill. Q. M. Seinen Umlauf um die Sonne vollendet er in 88 Tagen, die Bahn beträgt 50 Mill. Meilen. Er rotirt, nach Schrötees hermographischen Fragmenten (1816) in 24 St. 50 Sek. einmal. Er ging vor der Sonne vorüber in den Jahren 1786, 98, 99, 1802, 15; und wird vor ihr vorüber gehen 1822, 32, 35, 45, 48. — 2) Die Venus; der Durchmesser derselben beträgt 1669, und ihr Umfang 5243 geograph. Meilen, ihre Oberfläche 8.750 000 Q. M. Sie rotirt in etwa mehr als 23⅓ Stunde einmal, und geht um die Sonne in 224⅔ Tage; die Bahn beträgt 95 Mill. Meilen Ihr Durchgang durch die Sonne (in den J. 1639, 1761, 69, 1874) lehrt den Abstand der Erde von der Sonne finden. — 3) Die Erde mit dem Monde (s. beide Art. und Messungen). — 4) Der Mars hat im Durchmesser 894 (nach Andern 1006) und im Umfang 2924 geograph. Meilen. Er rotirt fast in 24 St. 39 Min., und geht um die Sonne in 1 Jahre und fast 322 Tagen. Seine Bahn beträgt 200 Mill. Meilen. — 5) Die Vesta hat im Durchmesser 74, im Umfang 214 geograph. Meilen; ihre mittlere Entfernung von der Sonne ist etwa 49 Mill. Meilen; ihre Umlaufszeit um die Sonne: 3 Jahre 226½ Tag. — 6) Die Juno hat im Durchmesser 305, im Umfang 859 geogr. Meilen; ihre mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 52 Mill. Meilen, ihre Umlaufszeit 4 Jahre 127 Tage. 7) Die Pallas hat (nach Schröter) im Durchmesser 465, im Umfang 1414 geograph. Meilen; ihre mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 56 Mill. Meilen, ihre Umlaufszeit 4 Jahre, 218 Tage. — 8) Die Ceres hat nach Schröter im Durchmesser 352, im Umfang 1093 geographische Meilen; ihre mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 58 Mill. Meilen; ihre Umlaufszeit 4 Jahre 220 Tage; ihre Bahn 363 Mill. Meilen. Diese vier neuen Planeten überschreiten in ihrem Laufe zum Theil den alten Thierkreis (10° nördlich und 10° südlich vom Aequator), in welchem Sonne, Mond und die älteren Planeten ihren periodischen Lauf vollenden. — 9) Jupiter, einer der größten Planeten, enthält 328 Erdenmassen, und sein mittlerer Durchmesser nach Schröter 19.566 geograph. Meilen, sein Umfang 58.654 Q. M. Er bewegt sich in einer mittlern Entfernung von 108 Mill. Meilen auf einer Bahn von 682 Mill. Meilen in 11 Jahren 314½ Tag um die Sonne. Er rotirt in 9 St. 56′ ein Mal. — 10) Der Saturn (Kronos) hat im Durchmesser 17.160 (nach Andern 17.162) und im Umfang 53.910 geograph. Meilen. Seine mittlere Entfernung von der Sonne ist 196½ Mill. Meilen; seine Umlaufszeit 29 Jahr 166 Tage auf einer Bahn von 1280 Mill. Meilen. Seine Rotation über 11⅔ St. — 11) Der Uranus hat im Durchmesser 7447 (nach Andern 7734), im Umfang 23.396 geograph. Meilen, seine Oberfläche 175 Mill. Q. M. Er geht um die Sonne binnen 84 Jahren 29 Tagen, auf einer Bahn von 2514 Mill. Meilen; seine Umdrehungszeit ist uns unbekannt. Was das Historische dieses Art. betrifft, s. Kopernikus und Kepler.

Sonnentafeln nennt man solche Tafeln, in welchen die scheinbare Bewegung der Sonne und ihr Stand genau berechnet und dargestellt wird, und deren man sich zu Bestimmung des Mittagskreises bedient.

Sonnenuhr, eine kleine Fläche, auf welcher nach gewissen Grund-

sätzen die Stunden des Tages verzeichnet sind, dergestalt, daß ein senkrecht stehender Stift, Zeiger oder Weiser, auf dieser Fläche, nach dem Stande der Sonne abwechselnd, seinen Schatten nach den Stunden hinwirft und die Zeit anzeigt. Die Kunst, Sonnenuhren richtig zu verzeichnen, heißt Gnomonik, von Gnomon, der Sonnenzeiger. Sie ist ein Zweig der Mathematik. An jeder Sonnenuhr bemerkt man den Zeiger oder Gnomon. Der Durchschnitt einer Ebene, die durch den Weiser lothrecht auf die Uhr gestellt ist, mit der Ebene der Uhr selbst, heißt die Linie unter dem Weiser. Des Weisers Winkel mit dieser Durchschnittlinie heißt seine Neigung gegen die Ebene der Uhr. Die Mittagslinie der Sonnenuhr ist ihr Durchschnitt mit der Mittagsfläche des Orts. Stundenkreise nennt man die größten Kreise durch die Weltaxe, wo jeder mit dem nächsten einen Winkel von 15° macht. Der Durchschnitt eines Stundenkreises mit der Ebene der Uhr heißt die Stundenlinie, und sein Winkel mit der Mittagslinie der Uhr, der Stundenwinkel der letztern. Man unterscheidet ferner Horizontaluhren, deren Ebene parallel mit der Horizontalfläche des Orts geht, und Vertikaluhren, deren Ebene vertikal auf der Horizontalfläche stehet. Die letztern Uhren sind entweder nach Nord oder Süd gerichtet, und heißen nördlich oder südlich gerichtete Uhren. Alle andern Vertikaluhren heißen abweichend, weil ihre Fläche von Süd oder Nord abgewendet ist. Uhren, welche weder horizontale noch vertikale sind, heißen geneigt, denn ihre Fläche macht einen spitzen oder stumpfen Winkel mit der Horizontalebene des Orts. Aequinoktialuhren machen mit der Horizontalebene einen Winkel, welcher der Höhe des Aequators gleich ist. Morgen- und Abenduhren sind mit ihren Flächen nach Morgen oder Abend gerichtet. Polaruhren werden auf Flächen verzeichnet, die mit der Horizontalebene gegen Nord oder Süd einen Winkel machen, der der Polhöhe des Orts gleich ist. Die Sonnenuhren sind endlich sowohl fest als beweglich oder tragbar. Die letztern werden gemeiniglich so eingerichtet, daß man sie nach der jedesmaligen Polhöhe des Orts aufstellen kann. Eine Magnetnadel dient dabei, um die Uhr nach der Mittagslinie aufzustellen; doch muß dann nothwendig auch die Abweichung der Magnetnadel vom wahren Süd- oder Nordpunkte bekannt seyn. Begreiflich ist, daß Sonnenuhren, wenn sie zuverlässig seyn sollen, für jeden Ort besonders verzeichnet werden müssen, und daß die tragbaren astronomische Kenntnisse erfordern, um sie gehörig zu gebrauchen. Da endlich die gewöhnlichen Sonnenuhren nur die wahre Sonnenzeit anzeigen, diese aber bekanntlich das Jahr hindurch ungleich ist, so muß hierauf bei Stellung der Taschenuhren Rücksicht genommen werden, welche, vermöge ihres gleichförmigen Ganges, nicht immer mit den Sonnenuhren übereinstimmen können. Der Unterschied der richtigen Taschenuhren, welche die mittlere Sonnenzeit anzeigen, steigt im Monat Februar bis auf 15 Minuten an, und findet nur zur Zeit der Sonnenwende nicht statt. Bisher waren die Sonnenuhren nur Zierrathen in französischen Gärten. Ihr eigentlicher Zweck, Zeitbestimmung, wird genauer durch den bloßen Gnomon erreicht. Ein Werkzeug aber, was die Dienste des Gnomons thut, überdem zugleich nebst der wahren Zeit auch die mittlere, vor und nach der Culmination, mit aller, bei tragbarer Form möglichen, Genauigkeit angezeigt, verdient eigentlich den Namen einer Sonnenuhr.

Sonnenwenden, s. Solstitialpunkte.

Sonnenzeit wird durch die scheinbare Bewegung der Sonne oder die wirkliche der Erde um dieselbe bestimmt. Indem die Erde ihre elliptische Bahn in der Zeit eines Sonnenjahrs durchläuft, scheint die Sonne am Himmel in eben der Zeit ihren größten Kreis, der in der Ebene dieser Bahn liegt, nach eben der Richtung zurück zu legen. Dieser Kreis ist die Ekli-

tik (s. d. Art.), deren Fläche also mit der Ebene der Erdbahn übereinkommt. Ginge die Erde stets mit gleicher Winkelgeschwindigkeit um die Sonne, so würde uns auch der Lauf der Sonne gleichförmig erscheinen, und ihr Fortrücken würde dieser mittlern Bewegung nach täglich 59′ 8″ 3‴ betragen. Da aber die Erde im Sommer entfernter von der Sonne ist, und langsamer fortgeht als im Winter: so scheint also auch das Fortrücken der Sonne langsamer, und es entsteht hieraus eine beträchtliche Ungleichheit des scheinbaren Sonnenlaufs, so daß das Fortrücken in der Ekliptik im Sommer täglich nur 57′ im Winter 61′ beträgt. Eine Folge hiervon ist, daß die Sonne in den sechs obern Zeichen des Thierkreises 8 Tage länger, als in den 6 untern verweilt, und daher Frühling und Sommer zusammen 8 Tage länger dauern als Herbst und Winter. Diese verschiedene Länge der Tage der wahren Sonnenzeit würde, wenn man sich im bürgerlichen Leben darnach richten wolle, mancherlei Unbequemlichkeiten und Verwirrungen zur Folge haben. Diese zu vermeiden hat man auf ein Mittel gedacht, und eine mittlere Sonnenzeit eingeführt. Das eigentliche von Natur unveränderliche Zeitmaß ist der Sterntag, und von gleicher Länge mit ihm würde der Sonnentag seyn, wenn die Sonne täglich wieder bei demselben Fixsterne erschiene; allein die Sonne rückt mit einer eigenen Bewegung mitten in der Ekliptik fort, und kommt dadurch fast täglich einen Grad weiter morgenwärts von dem Fixsterne, bei welchem sie sich Tages zuvor befand. Wenn also dieser Fixstern wieder in den Mittagskreis tritt, und der Sterntag vorüber ist, steht die Sonne fast noch einen Grad morgenwärts vom Mittagskreise ab, und hat noch ungefähr 4 Minuten Zeit nöthig, um ihn völlig zu erreichen. Ein Sonnentag muß also fast 4 Minuten länger seyn als ein Sterntag. Die wahren Sonnentage verursachen aber auch hier wieder eine Verschiedenheit. Nach mittlerer Sonnenzeit ist ein Sterntag 23 St. 56 Min. 4 Sek. lang, der mittlere Sonnentag, nach Sternzeit berechnet, hingegen 24 St. 8 Min. 56,3 Sek. lang. Sonst pflegte man astronomische Beobachtungen nach Sonnenzeit anzustellen und in wahrer Sonnenzeit anzugeben, weßhalb der Gang der Uhren auf mittlere Sonnenzeit gerichtet, und jede Angabe durch Beobachtungen des wahren Mittags oder durch andere Methoden erst auf wahre Sonnenzeit reducirt werden mußte. Hierdurch wurde die Arbeit nicht nur vermehrt, sondern auch Veranlassung zu leichten Fehlern in der Berechnung gegeben, weßhalb man seit einiger Zeit angefangen hat, die Beobachtungen nach der gleichförmigen Sternenzeit zu machen und anzugeben, und zu dieser Absicht auch den Gang der astronomischen Uhren auf Sternzeit einzurichten, statt daß sie sonst nach mittlerer Sonnenzeit gestellt waren.

Sonnenzirkel, s. Chronologie.

Sonnin (Ernst Georg), eine der berühmtesten und vielseitig gebildetsten Architekten seiner Zeit, war zu Perleberg in der Priegnitz 1709 geboren. Von seinem Vater, einem Landpfarrer, dem geistlichen Stande bestimmt, machte er in der Erlernung der Wissenschaften und der alten Sprachen schnelle Fortschritte, bis nach dem Tode des Vaters der Unterricht in der Arithmetik, Geometrie und im Zeichnen, besonders in der Perspektive, auf der Schule zu Altona, seinem angebornen mathematischen und technisch praktischen Talente eine günstige Richtung gab. Doch erst auf der Universität Halle verließ er die Theologie und studirte Mathematik. Nach seiner Rückkehr trieb er in Hamburg mehrere Jahre hindurch mechanische Handarbeiten, bis seine Freunde ihn bewogen, sich dem Bauwesen zu widmen. Er thats, und brachte es in Kurzem in den dazu erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnissen und technischen Hülfsmitteln so weit, daß er bald bedeutende Bauten übernehmen konnte. Sein zweiter Bau war die 1750 durch den

Blitz eingeäscherte große Michaeliskirche, wozu er als zweiter und bald darauf als erster Architekt berufen ward; den Thurm dieser Kirche aber errichtete er erst 25 Jahre später. Hier nun war es, so wie späterhin bei der Wiederherstellung mehrerer versenkter und sinkender Kirchthürme in und um Hamburg, wo sein großes mechanisches Talent und seine technische Kenntniß des Bauwesens sich in ihrem vollen Glanz entwickelten. Weniger glücklich war Sonnin in der Erfindung und artistischen Aufführung des ganzen Aeußern und mehrerer Nebenwerke des Innern der Kirche. Hätte ihn aber sein Genius früher zum Studium der Baukunst und an die Quellen alles Erhabenen und Schönen nach Italien und Griechenland geführt, so wäre er einer der vollendetsten Baukünstler aller Zeiten geworden. Bei überhäuften Geschäften in Hamburg wie in Nachbar-Ländern, worin er oft zur Berathung oder in aufgetragenen Bauten berufen ward, blieb er dennoch seinen Jugendstudien, besonders der Philosophie und den alten Sprachen getreu. So las er anhaltend das alte Testament im Hebräischen, das neue im Griechischen, und letzteres noch eine Stunde vor seinem plötzlichen Tod. Als einer der Stifter der hamburger Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe, bewies er sich in diesem dem Bürgerwohl gewidmeten Verein, so wie in andern Verhältnissen, als ein eifrig thätiger Patriot und Beförderer jedes Guten und Nützlichen. Er starb 1794, und liegt in der St. Michaeliskirche begraben. Sein Leben hat der Strom- und Kanalbaudirektor Reinke, sein Zögling, Hamburg 1824, herausgegeben.

Sonntagsbuchstabe, s. Chronologie.

Sonntagsschulen. Bei dem Austritt aus den niederen Bürgerschulen, welcher gemeiniglich im 14. — 15. Jahr, also in der entscheidendsten Lebensperiode erfolgt, hört für die Allermeisten, die nun in Dienste oder zu Handwerken übergehen, alle Gelegenheit sich fortzubilden, oder auch nur das Erlernte im Andenken und in der Uebung zu erhalten, fast gänzlich auf. In so fern könnte schwerlich etwas Wohlthätigres für diese Klasse gedacht werden, als eine fortdauernde Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen, und in manchem Angefangenen weiter zu kommen, da sie zugleich das beste Mittel darbietet, dem Müßiggange und der Rohheit der Handwerkslehrlinge an den Sonntagen und Feierabenden zu steuern, und eine große Lücke in ihrer Fortbildung zweckmäßig auszufüllen. Denn ohne jene Nachhülfe wird endlich alles Lesen, Schreiben, Rechnen, Alles, was von nützlichen Kenntnissen erworben war, wieder ganz vergessen, folglich der Zweck der Schule kaum halb erreicht. Gerade hierzu sind die Sonntagsschulen ein gutes Mittel. Welch ein Gewinn, wenn an jedem kleineren und größeren Orte, in jeder Stadt oder jedem Dorf, junge Personen, die im Dienst oder auf der Lehre wären, wöchentlich nur eine oder ein Paar Stunden fortgesetzten Unterricht, bestünde er auch in bloßen Wiederholungen, erhalten, und die unentbehrlichsten Uebungen unter den Augen eines Lehrers fortsetzen könnten. Die Obrigkeit müßte selbst ein Beförderungsmittel der Sittlichkeit darin anerkennen. Solche Schulen sind in Oestreich, Baiern, Preußen und einigen kleinern Staaten Deutschlands auf Befehl der Regierungen, anderwärts freiwillig für die aus der Schule entlassene Jugend, in England aber für die Kinder der Armen und Fabrikarbeiter durch die Armenpfleger und wohlthätige Gesellschaften veranstaltet worden. Die vereinigten Staaten Nordamerika's zählen jetzt an 2140 Sonntagsschulen mit 9300 Lehrern und 136.000 Schülern.

Soolbäder. In ihrer Wirkung sind sie den Seebädern ähnlich; nur fehlt ihnen die so wohlthätige physische Anregung, welche die Seebäder (s. d. Art.) gewähren. Auf der andern Seite haben die Soolbäder den

Vorzug, daß sie einen weit größern Gehalt an Salzen besitzen. Ein andrer Vorzug ist der, daß man den Gehalt der Soole abmessen und somit denselben durch Verdünstung oder Zusetzung von Wasser verdicken und verdünnen kann. Die Soolbäder werden warm gegeben; 18 bis 20 Gr. R. ist ihre gewöhnliche Temperatur, die aber beim Baden allmählig vermindert wird. Der Kranke bleibt so lange darin, bis die Haut warm und roth wird. Ein Ausschlag auf Brust und Rücken ist das Zeichen, daß man überhaupt mit dem Baden aufhören solle. Die vorzüglichste Wirkung der Salzbäder geht auf die Haut und die Saugadern; daher sind sie in allen Arten Hautkrankheiten, bei scrophulösen Knochengeschwüren und andern scrophulösen Leiden, bei Drüsenanschwellungen, Knochenfraß, kranken Augen, Atrophien ꝛc. zu empfehlen. Ihrer reizenden Kraft auf die Haut wegen dienen sie auch als Ableitungsmittel von innern Theilen; man rühmt sie daher bei Brustkrankheiten, Blutspeien ꝛc. Dem berühmten Reil verdankt Deutschland hauptsächlich die Einführung der Soolbäder, und seine Anstalt bei Halle kann als ein Muster betrachtet werden.

Sophisten (Weise) nannte sich aus gelehrtem Stolze eine durch eigenthümliche Merkmale unterschiedene Klasse griech. Lehrer der Beredsamkeit und Philosophie, welche im 5. Jahrh. v. Chr. lebten. Ihre irrigen Lehren waren dem damaligen Zustande der Zeiten zu angemessen, als daß sie nicht hätten Wurzel fassen und in einem Boden gedeihen sollen, der zu ihrer Aufnahme ganz vorzüglich gut bereitet war. Die glorreichen Siege über die Karthaginenser und Perser hatten Reichthum und Sicherheit vergrößert und Erfindung und Betriebsamkeit geweckt, aber auch zu gleicher Zeit die Bedürfnisse der Griechen vermehrt und ihre Leidenschaften entflammt. Aufgebläht von der Größe der Macht und dem Stolze des Reichthums, seufzten sie unaufhörlich nach neuem und unbekanntem Genusse, und sowohl die einzelnen Mitglieder als der ganze Staat waren immer bereit, diejenigen Lehrer anzuhören, welche ihre Laster rechtfertigten, und sie ihre Glücksgüter mißbrauchen lehrten. In dieser Lage der Dinge erschienen die Sophisten: Hippias von Elis, Protagoras von Abdera, Prodikus von Keos, Gorgias von Leontium, Polus, Trasimachus, Kallikles mit andern Geringern, in den Schriften des Plato, Xenophon und Sokrates aufbewahrten Namen; sie standen ungefähr zu gleicher Zeit auf und zeigten Griechenland ein neues Schauspiel. Sie waren Redner und Gelehrte, nicht ohne Verdienst um Sprachlehre, Rhetorik, Politik; aber ohne philosophischen Geist und ohne kräftiges Streben des echten Wissens und den Zweck der Vernunft zu befördern, folgten sie dem Strome des Zeitgeistes, machten aus ihrem Scheinwissen ein Gewerbe, suchten als Alles- und Alleinwisser zu glänzen und sich zu bereichern. Sie waren Erfinder von verwirrenden dialektischen Kunststücken. Manche Philosopheme benutzten sie, oder brachten sie hervor, ohne den Geist der Philosophie zu heben. Georgias suchte zu beweisen, daß nichts wirklich, nichts erkennbar, keine Erkenntniß durch Worte mittheilbar sey; Prodikus beschäftigte sich mit der Synonymik, leitete die Religion aus dem Gefühle der Dankbarkeit ab, und deklamirte über die Tugend, ohne sie zu üben. (Ueber Protagoras Behauptungen s. d. Art.) Diagoras von Melos war unverhohlner Atheist; Kritias aus Athen leitete den Ursprung der Religion aus der Politik ab, und erklärte das Empfindungsvermögen, welches seinen Sitz im Blute habe — wie schon Protagoras gethan hatte — für die Seele; Polus, Kallikles, Trasimachus lehrten, es gebe keine verbindliche Vorsicht für den Menschen, außer seinem Treiben, seiner Willkür und physischer Kraft; Recht und Unrecht seyen Erfindungen der Politik. Alle diese Gedanken haben doch eine Richtung auf große und wichtige Gegenstände; aber unter der Schaar von Schülern, welche die Sophisten hatten,

gab es auch eine große Menge, die sich durch die lächerlichsten, trivialsten und absurdesten Behauptungen in ein gewisses Ansehn zu setzen suchten. Oder wollten sie vielleicht als elende Possenreißer bloß das Zwergfell ihrer Zuhörer erschüttern, und dadurch etwas verdienen? Nach der Natur gezeichnet sind dergleichen elende Wichte von Platon in dem Euthydemos, in welchem Gespräche er, in den Personen des Euthydemos und Dionysodorus, das ganze Gezücht abschildert und der Verachtung preis gibt. Nur ein Beispiel finde hier Platz. Dionysodorus spricht: Sage mir Ktesippus, hast Du einen Hund? Kt. Ja, und zwar einen sehr bösen. D. Hat er Junge? Kt. Ja, von eben der Art. D. Ist nicht ein Hund der Vater derselben? Kt. Ich habe selbst gesehen, wie sie sich begatteten. D. Ist nicht der Hund auch Dein? Kt. Allerdings. D. Nun so ist er als Vater Dein! Also ist Dein Vater ein Hund, und die jungen Hunde sind Deine Brüder. — Durch solche elende Spitzfindigkeiten, die auf Vermischung grammatischer und physischer Verbindung beruhten, suchten die gelehrten Klopffechter als feine Denker und tiefe Forscher zu erscheinen. Die olympischen u. a. öffentlichen Zusammenkünfte verschafften ihnen Gelegenheit, ihre scheinbaren Vollkommenheiten vor bewundernden Zuhörern an den Tag zu legen. Sie hielten sich gewöhnlich in großen Städten, besonders in Athen auf, erwarben sich die Freundschaft der Reichen und den Beifall der Menge. Da sie die Kunst der Ueberredung wirklich besaßen, so vermehrten sich unter den Reichen und Ueppigen, den Müßiggängern und Eiteln, ihre Schüler täglich. Ihr Ausdruck war warm und harmonisch, ihre Sitten zierlich, ihre Lebensart glänzend. Wenn es für sie ersprießlich war, so konnten sie die Tugend mit den wärmsten und anlockendsten Farben malen — wie die herrliche Erzählung des Prodikus von Herkules am Scheidewege beweist, die eine der sinnvollsten und lehrreichsten Dichtungen des Alterthums ist — aber der Eigensinn oder die Phantasie ihrer Schüler, deren Leidenschaften zu schmeicheln sie immer sich angelegen seyn ließen, war der einzige Maßstab ihrer Grundsätze, und verleitete sie, die mehresten Male die trocknen Lehren des Leukipp und Demokrit mit all den buhlerischen Künsten der Rhetorik auszuschmücken. Ihre Sittenlehre öffnete die Quellen, mit welchen Epikur seine Gärten bewässerte; und ihre verfängliche Logik lieferte die Argumente, mit welchen Pyrrho seinen Skeptizismus zu rechtfertigen suchte. Es würde leicht seyn, in dem Systeme der Sophisten den Ursprung jener wortklaubenden und wortspielenden Metaphysik zu finden, welche der griech. Sprache einverleibt, von der Zeit an den philosophischen Schriften dieses Volkes so fest anklebte, und verschiedene, sonst schätzbare Werke des Alterthums gänzlich verunstaltet hat. In verschiedenen Freistaaten Griechenlands stand es den Sophisten ganz ungehindert frei, ihre Talente an den Tag zu legen, ihre Künste zu treiben, und ihren Ruf und ihren Nutzen zu befördern. Aber in Athen wurden ihre Ränke von Sokrates (s. d. Art.) aufgedeckt und ihr Charakter entlarvt. Durch das überwiegende Ansehn, zu welchem die sokratische Schule gelangte, zogen sie sich allenthalben Haß und Verachtung zu, und endlich ward der Name Sophisten zum Schimpfnamen, und bezeichnet Menschen, die durch Trugschlüsse den Verstand verwirren und durch nichtige Spitzfindigkeiten und scheußliche Grundsätze die klare Ueberzeugung von den erhabenen Lehren einer vernünftigen Theologie und Moral zu trüben suchen. Die Schriften der Sophisten sind sämmtlich verloren gegangen.

Sophokles, einer der berühmtesten griechischen Trauerspieldichter, aus Kolonea in Attika gebürtig und von vornehmer Familie. Sein Geburtsjahr setzt man am wahrscheinlichsten in die 71. Olym. 495 v. Chr. 31 Jahre nach Aeschylus und 15 Jahre vor Euripides, mit welchen beiden

Tragikern er sich auch in Wettstreit einließ. Sein Lehrer in der Musik und Tanzkunst war Lampros, in der Dichtkunst Aeschylus. Nach der Schlacht bei Salamis befand er sich an der Spitze eines Chors von Jünglingen, welche um die aufgerichteten Trophäen Siegeslieder absangen, und erlangte allgemeinen Beifall durch die Schönheit seiner Gestalt und die Töne seiner Leier. Bei verschiedenen Gelegenheiten vertraute man ihm wichtige Aemter, sowohl im bürgerlichen als im Kriegsfache. So befehligte er als Feldherr mit dem Perikles die Athenienser in einem Kriege gegen Samos. Als er in einem Alter von 80 Jahren von seinem undankbaren Sohne beschuldigt ward, daß er nicht mehr im Stande sey, den Geschäften seines Hauses vorzustehen, begnügte er sich den Richtern seinen so eben geendigten Oedip auf Kolonos vorzulesen, welcher ihnen die lauteste Bewunderung abnöthigte, so daß sie ihm sein volles Recht zuerkannten und alle Gegenwärtige ihn im Triumphe nach Hause begleiteten. Er starb im 91. Jahre, 405 v. Chr. im vollen Genusse seines Ruhms. Seine sanfte Gemüthsart und die Anmuth seines Geistes erwarben ihm eine große Anzahl Freunde, die er auch sein ganzes Leben durch behielt. Mehrere Könige bemühten sich, ihn an ihre Höfe zu ziehen, aber er widerstand ihren Einladungen mit Bescheidenheit. In seinen Jünglingsjahren ließ er sich bisweilen von der Leidenschaft der Liebe hinreißen, aber er murrte nicht, daß er im Alter ihre Freuden entbehren mußte. Als Euripides, der ihm seinen Ruhm zu entreißen bemüht gewesen war, kurz vor ihm starb, so erschien er in Trauerkleider, theilte gerührt den Schmerz der Athener und litt nicht, daß in einem damals von ihm aufgeführten Stücke seine Schauspieler mit Kränzen sich schmückten. Anfangs legte er sich auf die lyrische Dichtkunst, aber bald führte sein Genius ihn auf die für seine Kräfte passendste Laufbahn, auf welcher sein erstes Glück ihn für immer fesselte. In einem Alter von 25 Jahren trat er zuerst als Tragiker gegen Aeschylus auf, der damals gleichsam allein im Besitz der Bühne war. Nach der Aufführung der Stücke erschallte das Theater unaufhörlich von dem immer wiederholten Geschrei der getheilten Zuschauer, und der erste Archont, als Vorsitzer, war nicht im Stande, die Richter, welche über den Preis erkennen sollten, durchs Loos wählen zu lassen. Gerade traten die zehn Feldherrn der Republik, mit Glakon an ihrer Spitze, auf die Bühne, um bei Bacchus Altare das gewöhnliche Trankopfer auszugießen. Ihre Gegenwart und die feierliche Handlung hemmten das Geräusch, der Archont wählte sie zu Richtern des Sieges, und die meisten Stimmen erkannten Sophokles den Preis zu. Dieser trug nachher noch mehr als zwanzig Male den Sieg davon. Sophokles übertraf als tragischer Dichter nicht nur den Aeschylus, sondern auch alle seine Nachfolger. In wenigen Jahren hatte sich der Geschmack schon so viel gebildet, daß er alle Fehler seines großen Vorgängers vermeiden und der kaum erfundenen Kunst alle Fähigkeiten geben konnte, deren sie in Griechenland fähig war. Bei Aeschylus glich das Trauerspiel einem Jüngling, der in vollem Gefühl der eben erwachten Kraft alles für erlaubt hält, wozu ihn eine ungezügelte Begierde treibt; bei Sophokles ist es ein Mann, der den Ausbrüchen seiner Leidenschaften den Stempel der Würde aufzudrücken weiß. Es vereinigte bei ihm Größe mit Schönheit, und vertauschte den Schwulst des Aeschylus mit wahrer Kraft. Von seinen vielen Dramen, die von Einigen auf 130 berechnet worden, sind sieben auf unsre Zeiten gekommen, aber diese sieben sind sämmtlich vollendet und herrlich. Wir führen ihre Ueberschriften an: 1. der wüthende Ajax, 2. Elektra, 3. Antigone, 4. Oedipus Tyrannos, 5. Oedipus auf Kolonos, 6. die Trachinerinnen, 7. Philoktetes. Die Plane seiner Dramen sind ohne künstliche Intrigue höchst genau gegliedert angelegt, und die Bestimmtheit und scharfe

Geschiedenheit der Scenen tritt wie mit plastischer Rundung überall hervor. Sein Oedipus Tyrannos bleibt in dieser Hinsicht wohl das größte Meisterstück, so wie seine Elektra, vielleicht aus Schuld jenes Mißgriffs, den der Dichter der Rivalität zu Liebe in der Wahl der Hauptperson that, zwar die künstlichste aber doch verunglückteste Anlage zu haben scheint. Seine Charaktere sind wohl ohne allen Zweifel das vollendetste, genau bestimmteste und individuellste, dabei mit allem Zauber des Ideals ausgestattet, das es nur geben kann. Seine Chorgesänge sind zu aller Zeit als die schönsten Früchte der dramatisch-lyrischen Poesie gerühmt worden, und gewiß, so unentbehrlich der Chor der griechischen Tragödie ist, so zuverlässig konnte der Idee des griechischen Dramals auch in dieser Hinsicht nicht vollkommen Genüge geleistet werden, als es durch Sophokles geschehen ist. So edel und correkt hat kein Tragiker der alten und neuen Zeit gedichtet, und freilich ist wohl die Sprache des Sophokles, eben darum, weil sie so ganz die rechte Tochter des dem griechischen Volke eigenthümlichen Trauerspiels war, für jede andere schlechterdings unerreichbar. Mit der Sprache verbindet sich bei unserm Dichter ein Versbau, der nirgends sonst auf dieser Höhe der reinen ästhetischen Ausbildung steht, und es ist in der Kritik des Sophokles schon längst anerkannt, daß seine Jamben die reinsten und geregelsten sind, die gefunden werden, so wie seine lyrischen Versmaße sich durch Bedeutsamkeit und harmonische Rundung vor denen seiner Vorgänger und Nachfolger auszeichnen. Ausgaben besitzen wir von Paul Stephan, Basel 1603, von Brunk, Straßburg 1786, Bothe, Leipzig 1786. Uebersetzungen: von Christian Graf zu Stolberg, Leipzig 1787, von G. Fäse, von Solger, Berlin 1808.

Sophonisbe, s. Massinissa.

Sopran (Soprano), Discant oder auch Oberstimme, nennt man die höchste von den vier Stimmen; Frauenzimmer, Knaben und Castraten vermögen nur die Höhe dieser Stimme zu erreichen. Man unterscheidet einen höhern und tiefern Discant; für den tiefern bedient man sich auch wohl des Ausdruckes des zweiten Discants, welcher dann gleichbedeutend mit Alt ist; doch ist der zweite Discant, wenn gleich er denselben Umfang der Töne, als der Alt hat, von ihm durch einen hellern, feinern und schärfern Klang unterschieden. Der gewöhnliche Discant reicht von dem einmal obengestrichenen C bis zum zweimal obengestrichenen h. Der hohe Discant, welcher zu Bravourarien erforderlich ist, erreicht die Höhe des dreimal obengestrichenen f und g; der tiefe geht von g bis zum zweimal obengestrichenen h. Ein Umfang der Töne aber von g bis zum zweimal untengestrichenen c, verbunden mit der Gleichheit der Töne, ist selten. Der Sopran ist für die Melodie geeignet, da die höhern Töne durch mehrere Schwingungen in derselben Zeit hervorgebracht werden, als die tiefern; so ist auch die Sopranstimme mehr im Stande, mannichfachere Verzierungen und Läufer zu bilden. Der Componist muß daher in der Sopranstimme die Hauptpartie erkennen und muß sie so ausbilden, daß sie die Empfindung deutlich und rein darstellt. Wichtig ist es aus diesem Grunde für ihn, daß er die Wirkungen und Fähigkeiten der Sopranstimme kenne, so wie die Sängerin sich dieselbe Kenntniß verschaffen muß, dabei wisse, was leicht, ungezwungen und klar durch die Sopranstimme vorgetragen, was deutlich gesprochen oder was nur vocalisirt werden kann.

Sorben, gleich den übrigen wendischen Völkern slavischen Ursprungs, drangen im 5. Jahrh. n. Chr. aus dem untersten Theile Sarmatiens bis in die Mitte des nördlichen Deutschlands, und setzten sich auf der linken Seite der Oberelbe fest, nachdem sie vorher die bisherigen Einwohner zum Theil vertreiben, zum Theil erschlagen hatten. Das ganze Markgraf-

thum Meißen nebst dem Osterlande oder dem heutigen Fürstenthum Altenburg, ingleichen einen nicht unbedeutenden Strich des Niedersächsischen Kreises hatten sie inne. Sie haben sich bis zu den sächs. Kaisern als unabhängige Nation zu erhalten gewußt.

Sorbet (Tscherbet), ein bei den Türken sehr gewöhnliches Getränk, aus Früchten und Zucker, Limonensaft, Rosenwasser und Ambra zubereitet. Der gemeine Türke bereitet sich diesen Trank aus einem abgesüßten, über gestoßene Rosinen gegossenen Wasser.

Sorbonne war in Frankreich vor der Revolution ein theologisches Collegium, welches im J. 1253 von Robert de Sorbonne gestiftet wurde, und diesen Namen bekam. Es besaß zu Paris ein großes Gebäude und beträchtliche Güter, welche aber während der Revolution eingezogen wurden, und bestand aus zwei Klassen von Mitgliedern, Socii und Hospites. Die Hospites, welche freie Wohnung und Unterhalt hatten, mußten Baccalaureen seyn, eine Disputation, welche nach dem Stifter Ropertina hieß, vertheidigt haben, und durch Stimmenmehrheit in 3 verschiedenen Wahlen aufgenommen worden seyn. Um Socius zu werden war noch erforderlich, den ganzen Cursus der Philosophie unentgeldlich vorgetragen, und in zwei neuen Wahlen die Stimmenmehrheit für sich zu haben. Unter diese höhere Klasse wurden aber auch manche aus den vornehmsten Familien ohne weiteres aufgenommen. Im allgemeinen standen die Doktoren der Sorbonne in dem Rufe großer Orthodoxie.

Soubise (Charles de Rohan, Prinz von), Marschall von Frankreich, geb. 1715, erhielt beim Ausbruch des 7jähr. Kriegs, ohne Feldherrntalente zu besitzen, als Günstling der Marquise von Pompadour, den Befehl über ein besonderes Korps, das jedoch von der französischen Hauptarmee abhängig seyn sollte. Da diese Bedingung seinen Ehrgeiz kränkte, trennte er sich 1757 gleich nach Uebernahme seines Commando's, in Westphalen von der Hauptarmee, wollte ganz Sachsen von den Preußen befreien, und saß eben mit seinem Generalstabe zu Gotha bei Tafel, als der preuß. General von Seydlitz (vergl. d. Art.) erschien, und ihn aus der Stadt vertrieb. Im Vertrauen auf die Mehrzahl seiner Truppen, unternahm er am 5. Nov. 1757 die Schlacht bei Roßbach (s. d. Art.), wurde aber geschlagen und sein Heer gesprengt. Dessenungeachtet erhielt er im folgenden Jahre wieder ein Commando, und nach dem Siege bei Lutternberg (am 10. Okt. 1758) den Marschallsstab. Nach dem Frieden arbeitete er einige Zeit im Cabinet, und starb 1787. Als Privatmann besaß er übrigens sehr schätzbare Eigenschaften und einen wohlwollenden Charakter. Vergl. Siebenjähriger Krieg.

Southcote (Johanne), berüchtigte Schwärmerin, erregte durch ihr Vorgeben, als sey sie im 65. Jahre von dem wahren Messias schwanger, bei dem Londoner Pöbel 1814 viel Aufsehn. Da aber der erwartete Messias nicht zur Welt kam, suchte man ein fremdes Kind unterzuschieben; allein der Betrug wurde entdeckt, und die beiden Unterhändler nebst dem Bildnisse der Southcote zur Schau herumgeführt. Sie starb den 27. Dez. 1814.

Souverän, Souveränität, Souveränitätsrechte. Souveränität heißt die Ausübung der Ober- oder Staatsgewalt; und Souverän, der sie ausübt, dieser mag nun ein Einzelner seyn, wie in Monarchien, oder Mehrere, wie in Republiken, wo bald eine gewisse Klasse oder ein gewisser Stand sie allein ausübt oder das Volk sich einen Theil davon vorbehalten hat. Die Souveränität bezeichnet demnach 1) die Obergewalt, den Inbegriff aller Hoheits- und Regierungsrechte. Sie muß als die höchste und einzige Gewalt im Staate betrachtet werden. 2) Die Ober-

herrschaft, d. h. die wirkliche Ausübung der Obergewalt, sowohl nach innen als nach außen. Das Wesen der innern Souveränität besteht darin, daß sie eine unabhängige, es sey rechtliche oder faktische Gewalt bei den Personen voraussetzt, welche die Souveränität ausüben. Außer ihnen darf sich daher keine Instanz oder kein Kollegium des Landes die Hoheitsrechte anmaßen; die Anmaßung derselben ist ein Majestätsverbrechen. Die äußere Souveränität, oder auch völkerrechtliche genannt, ist eine Folge der Staatsgewalt oder der Souveränität im allgemeinen Sinne; sie besteht darin, daß kein Staat in der Ausübung seiner innern und äußern Hoheitsrechte von einem andern Staate abhängig sey; kurz, sie besteht in der politischen Freiheit. Die äußere Souveränität oder die politische Freiheit eines Staates kann ohne die innere nicht bestehen; aber diese wohl ohne jene; zum wenigsten kann diese beschränkt seyn, entweder durch einen andern Staat, der den schwächern von seiner Politik abhängig macht, wie Rom die von Pergamus und Rhodus, wie Napoleon die Staaten des Rheinbundes; während den abhängigen Staaten doch die innere Souveränität erhalten bleibt; oder auch kann die äußere Souveränität eines Staates auf rechtlichem Wege beschränkt werden, indem einzelne Staaten sich verbinden und jeder einzelne das Recht aufgibt, für sich Krieg zu führen und Frieden zu schließen, wie dieß der Fall bei den vereinigten nordamerikanischen Staaten ist. Hier übt der Repräsentant des Gesammtstaatenbundes die äußern Hoheitsrechte aus. Das Wesen der Souveränität im engern völkerrechtlichen Sinne besteht daher darin, daß kein Staat in der Ausübung seiner innern Hoheitsrechte durch einen andern beschränkt werde; im entgegengesetzten Falle kann keine höchste Gewalt und kein unabhängiger souveräner Staat bestehen. Eine durch Constitutionen beschränkte Monarchie hört deßhalb nicht auf, ein souveräner Staat, und ihr Fürst ein souveräner Fürst zu seyn. In diesem Falle ist das Recht, Souveränitätsrechte auszuüben, nur unter mehrere physische oder moralische Personen vertheilt; doch muß Eine das wesentliche Kennzeichen der Obergewalt, nämlich die Handhabung der vollziehenden Macht, besitzen. S. Gewalt und Hoheit.

Spaa, Stadt im vormaligen Bisthum Lüttich, jetzt in der königl. niederländ. Provinz Limburg, liegt 10 Stunden von Aachen, in einem romantischen Thale, von waldigen Bergen umkränzt. Die 6000 Einw. haben ihren Unterhalt meist von den Fremden, die den Sommer über aus den meisten Gegenden Europens diesem Kurorte zueilen. Der größte Theil bestand ehemals aus Engländern, Franzosen und Holländern. Die Mineralquellen und Bäder liegen etwas von Spaa ab. Der Hauptquellen sind vier: der Pouhon, Geronstere, Sauveniere und Tonnelet. Alle sind durch schöne Promenaden mit einander verbunden, und machen, mit den dazwischen liegenden und den dazu gehörigen Gebäuden ein großes Ganzes aus. Der Pouhonquell, welcher in der Stadt entspringt, ist an Mineralgehalt der stärkste, und sein Wasser allein wird verführt, und zwar in alle Weltgegenden, selbst in die Tropenländer. Geronstere liegt eine halbe Stunde von der Stadt, in einer sehr angenehmen Waldgegend. Er sprudelt aus einem Felsen hervor in ein marmornes Becken, und wird von einer kleinen Halle überwölbt. Diesen Brunnen trank Peter der Große 1717 mit dem besten Erfolg, und sein Arzt fertigte darüber ein Zeugniß aus, welches in Spaa sorgfältig aufbewahrt wird. Tonnelet ist eine viertel Stunde von Spaa entfernt, und Sauveniere eine halbe Stunde. Hier sind die kalten Bäder, welche man unter dem Namen Plongeons kennt, wo der Badende sich kopfunter hineinstürzt, und auf der andern Seite wieder heraus kömmt. Die hiesigen Quellen waren schon den Römern bekannt. Sie haben viel kohlensaures Gas, auflösliche Salze und einen bedeutenden,

doch nicht zu starken Stahlgehalt. Das Wasser wird leicht verdaut und vertragen, und hat daher für empfindliche, erregbare, zu Erhitzungen und Blutkongestionen geneigte Körper Vorzüge vor andern Stahlwassern. Es ist deßwegen bei Lungen- und Nervenschwäche, Brustaffektionen, bei Hypochondrie, bei weiblichen Krankheiten und sehr zarten Naturen, und bei sehr erhöhter Reizbarkeit des Urinsystems, bei Nieren- und Blaseneiterung und Verschleimung ein ausgezeichnetes, oft durch nichts zu ersetzendes Heilmittel. Die Spaziergänge sind schöne, landschaftliche Parthien. Das Hazardspiel wird in Spaa mit einer Leidenschaftlichkeit getrieben, wie wohl an keinem andern Kurorte. Außer den Mineralquellen hat Spaa noch einen nicht unbedeutenden Erwerbszweig in Verfertigung der unter dem Namen Spaa-Arbeit (ouvrage de Spaa) niedlichen, schön lackirten kleinen Geräthschaften von Holz, als: Toiletten, Arbeitskästchen, Chatoullen, Dosen ꝛc. Unter den an Naturschönheiten und Kunstanlagen reichen Umgebungen sind das zerfallene Schloß Franchimont und der Wasserfall von Coo merkwürdig.

Spahi, der allgemeine Name der regulairen und besoldeten Reiterei bei den Türken, welche in Kapikuli-Spahi und Timari-Spahi eingetheilt werden. Die ersten, welches die besten sind, bilden ein aus 6 Horden bestehendes Corps von 12.000 Mann und werden aus der Reichskasse besoldet. Die meisten erhalten täglich 12 Asper oder ungefähr 3 Gr., solchen, welche sich durch Thaten auszeichnen, wird aber der Sold erhöhet, so daß er zuweilen bis 100 Asper steigt, und gemeiniglich bekommen sie ihre Löhnung halbjährlich. Sie zerfallen wieder in zwei Klassen, Silhadari-Spahi und Spahi-Oglani, von welchen die letzten den ersten zu Knechten dienen, übrigens aber im Felde gleiche Dienste thun und auf die nämliche Art bewaffnet sind. Diese auch in Friedenszeiten bestehenden Reiter führen eine gelbe Fahne; 4 andere ähnliche Corps, welche bisweilen in Kriegszeiten zusammengebracht werden, sind weniger geübt und unterscheiden sich durch die verschiedenen Farben. Die Timari-Spahi, welche die Paschen stellen müssen, sind auf 132.000 Mann angeschlagen, erscheinen aber gewöhnlich in weit geringerer Zahl. Diese sind unter allen die schlechtesten, doch sind auch die besten tief von dem Ruhme herabgesunken, welchen sich diese Reiterei in den Zeiten, wo die Kriegskunst in Europa noch nicht auf die gegenwärtige Höhe gestiegen war, erwarb. Ihre Waffen sind ein Säbel, Carabiner und Pistolen; viele, besonders die Asiaten, haben aber auch nur Lanzen, Bogen und Pfeile. Ihr Befehlshaber ist der Spahilar-Aga, welcher in einem hohen Ansehen steht, und in Kriegssachen Sitz und Stimme im Divan hat. In Kriegszeiten werden ihm noch 14 Unteragas zugeordnet.

Spalding (Joh. Joach.), einer der verdienstvollsten Theologen der evangelisch-lutherischen Kirche, geb. 1714 zu Triebsens in Schwedisch-Pommern, wo sein Vater Schuldirektor und nachmals Prediger war. Seit 1731 studirte er die Theologie auf den Hochschulen zu Rostock und Greifswalde mit Eifer, und in seinen Nebenstunden auch die klassische Literatur der alten und neuen Nationen. 1735 kehrte er ins Vaterhaus zurück und übte sich in Kanzelvorträgen. 1737 ward er Lehrer eines jungen Edelmannes, und schrieb in dieser Zeit Mehreres über Kirchengeschichte, Philosophie und Moral. 1745 wurde er schwedischer Gesandtschaftssekretär zu Berlin, wo er mit Gleim, v. Kleist und Sack in freundschaftliche Verbindung trat. 1749 erhielt er die Stelle eines Predigers zu Lassahn in Schwedisch-Pommern, und ging 1757 als erster Prediger nach Barth in demselben Lande. 1764 wurde Spalding als Oberpfarrer und Probst an der Nikolaikirche nach Berlin berufen, erhielt später die Würde eines Oberkonsistorialrathe, welche er aber 1788 wegen des bekannten Religionsedikts entsagte.

Sanft entschlummerte er 1804 im 90. J. seines Lebens. Spaldings Wuchs war ansehnlich und bis in sein hohes Alter von kräftigen Nerven immer aufrecht erhalten. Als Prediger gehört er unter die besten Kanzelredner seiner Zeit. Seine Stimme war nicht stark, aber biegsam, in hohem Grade wohllautend und durch richtige Accentuation verständlich; ihr war so viel Herzliches beigemischt, daß sie schon deßwegen nicht überhört werden konnte. Er gehört nicht nur zu den denkenden und aufgeklärten Theologen seiner Kirche, sondern auch zu den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern. Um die praktische Philosophie und die fruchtbare Darstellung der Religionslehre hat er entschiedene Verdienste. Reine Wärme für die gute Sache, Deutlichkeit der Begriffe, völlige Korrektheit des Ausdrucks, der nur selten durch eine etwas veraltete Form daran erinnert, daß Spalding eigentlich in dem Zeitalter seinen Styl sich bildete, wo die deutsche Sprache ihre höhere Reife erst zu erhalten anfing, und so viel Leben in der Darstellung, als nöthig ist, um dieselbe dem Gefühle näher zu bringen, bezeichnen seine zahlreichen Schriften. Von diesen sind die vorzüglichsten, außer seinen Uebersetzungen und Predigten: Ueber die Bestimmung des Menschen, 1748; Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthume, 1761; Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes, 1772; Religion, eine Angelegenheit des Menschen, 1797. — Sein Sohn, Georg Ludwig, geb. zu Berlin 1762, starb als Professor am kölnischen Gymnasium daselbst 1811, und hinterließ eine Ausgabe des Panegyrikus, des Isokrates, des Quintilian, der Selbstbiographie seines Vaters, und Gedichte.

Spallazani (Lazaro Abbate), einer der ausgezeichnetsten Naturforscher und Physiker Italiens neuerer Zeit, geb. 1727 zu Scandiano im Modenesischen, widmete sich den Studien auf der Hochschule zu Bologna, lehrte dann mit großen Ruhme die Naturwissenschaften zu Reggio, Modena und Pavia. 1779—88 bereisete er die Schweiz, die europäische Türkei bis Konstantinopel, besuchte Troja's Ruinen, Cypern und Korfu, hierauf Süddeutschland, den größten Theil von Unteritalien so wie die Insel Sizilien. Er starb 1799, auch seines trefflichen Charakters wegen allgemein geschätzt. Eine Beschreibung seiner Reisen, die besonders in geologischer und naturhistorischer Hinsicht merkwürdig ist, erschien 1793, und wurde auch ins Deutsche übersetzt. Seine Entdeckungen, Versuche und Schriften über das Verdauungsgeschäft, über die Fortpflanzung der Frösche, über die Infusionsthierchen, über den Kreislauf des Bluts, und seine Beobachtungen über einen den Fledermäusen eignen Sinn, sind gleichfals für den Naturforscher von der größten Wichtigkeit.

Spanheim (Friedrich), ein gelehrter Theolog der reformirten Kirche, zu Amberg 1600 geboren, ward 1626 zu Genf Professor der Philosophie und Theologie und kam 1642 in letzterer Eigenschaft nach Leyden, wo er 1649 starb, viele Schriften hinterlassend. — Sein berühmterer Sohn, Ezechiel, geboren 1629 zu Genf, begleitete seinen Vater nach Leyden und studirte daselbst unter Salmasius und Heinsius Humaniora und orientalische Sprachen. 1649 wurde er Professor der schönen Wissenschaften zu Genf, welche er mit großem Beifalle vortrug. 1654 kam Spanheim als Instruktor des Prinzen von der Pfalz nach Heidelberg, und studirte dabei das deutsche Staatsrecht mit Erfolg; 1661 sandte ihn der Kurfürst in diplomatischen Geschäften an verschiedene italienische Höfe; auf dieser Reise besuchte er vorzüglich die Schätze der alten Literatur, schloß in Rom mit den größten Gelehrten Bekanntschaft, und reiste dann über Sizilien nach Malta. Nach seiner Rückkehr brauchte ihn der Kurfürst in Staatsgeschäften mit Spanien, Lothringen, Mainz und Frankreich, und 1668 wohnte er dem Kongreß zu Breda bei. Hierauf war er kurfürstlicher Gesandter in Holland und Eng-

land; trat 1679 in brandenburgische Dienste und war bis 1689 außerordentlicher Gesandter am französischen Hofe zu Paris. 1692 ging er zum zweiten Male dahin, und wohnte, zum Staatsminister ernannt, den Friedensverhandlungen zu Ryswik bei. Der neue König von Preußen erhob ihn in den Freiherrnstand, und schickte ihn 1702 als Gesandten nach London, wo er 1710 starb. Spanheim besaß, außer seinen Fähigkeiten als Staatsmann, große literarische Kenntnisse, und war in den Klassikern der Griechen und Römer und der alten Münzkunde wohl bewandert. Sein Werk de usu et praestantia numismatum antiquorum (4. 1664 und 2 Bde. Fol. 1717), so wie seine Ausgabe und seine französische Uebersetzung der Cäsaren des Kaisers Julian mit Anmerkungen, sind sehr geschätzt. Seine Anmerkungen zum Kallimachus und andern Schriftstellern, so wie seine Abhandlungen über antiquarische Gegenstände in Gräfius Thesaurus sind treffliche Bereicherungen der kritischen Literatur. — Sein Bruder Friedrich, geboren zu Genf 1632, folgte seinem Vater nach Leyden, studirte daselbst Theologie, zeichnete sich als Prediger aus und wurde 1655 Professor der Theologie in Heidelberg. Im Jahr 1670 wurde er als Professor der Theologie und Kirchengeschichte nach Leyden berufen, wo er auch 1701 starb, und hinterließ eine treffliche Kirchengeschichte des A. und N. Test. und andere Schriften, Leyden 1701, 3 Bd. Fol.

Spanien (Geschichte von). Die ältesten Bewohner dieses Landes waren die Kyneten, Tartesier, Sikoner, Sikuler, Iberier, Keltiberier u. A. (Vergl. d. Art. Hispanien und Iberien.) Um 1100 v. Chr. landeten hier die durch ihre Kenntnisse, Kunstfertigkeiten, besonders aber ihre Schifffahrt berühmten Phönizier oder Tyrier und gründeten Handelsniederlassungen und die Städte Gades (Cadix), Malaga u. a. Auch Griechen legten in Spanien mehrere Kolonien an, wie Emporiä und Sagunt. Die ersten Eroberungen in Spanien machten die Karthager nach dem ersten punischen Kriege (516 n. Erb. R.), zuerst unter Hamilkar, dann unter Hasdrubal, der Neu-Karthago anlegte. Die Römer setzten den Karthagern den Iberfluß zur Grenze; doch Hannibal überschritt ihn, eroberte Sagunt und gab dadurch die Losung zum zweiten punischen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Karthager, allein die Völker jenseit der Gebirge, die Keltiberier, Karpetaner, Vaccäer u. s. w., blieben frei, und die nördlichern und westlichern kannte man noch nicht. Diese, die bisher von dem Solde der Karthager und von der Beraubung der südlichen Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erst nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato (557 J. Roms) war zuerst glücklich gegen sie, und T. Sempronius Gracchus zwang die Keltiberier, um Frieden zu bitten. Die Habsucht, Treulosigkeit und Grausamkeit der römischen Feldherren reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Lusitanier ergriffen unter Viriathes (s. d. Art.) die Waffen, unterwarfen sich aber, als die Römer ihren tapfern Feldherrn durch List aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der numantische Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampfe Scipio Afrikanus durch Numantia's (s. d. Art.) Eroberung endigte (620 J. Roms). Seitdem waren die Römer im ruhigen Besitze der Ost- und Südküste und wußten die Völker im südlichen Mittelland in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius (s. d. Art.) unterwarf endlich die Keltiberier und Lusitanier ganz, nöthigte sie, römische Sitten und Kriegszucht anzunehmen, und nach seinem Tode kamen sie unter Roms Botmäßigkeit. Die Nordländer unterwarfen sich erst August in dem berühmten kantabrischen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vaskonen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. August sorgte mit kluger Vorsicht für die Ruhe der Halbinsel; theilte sie in drei Provinzen, Tarragona,

Baetika und Lusitanien, denen Legaten, Proprätoren und Prokuratoren vorstanden, die die römische Justiz- und Verwaltungsformen mit Milde handhabten. Die kraftvolle Bevölkerung von 40 Mill. lieferte den Römern nicht nur die besten Krieger, sondern dieser mit den herrlichsten geistigen Talenten ausgestattete Völkerverein der Pyrenäenhalbinsel gab ihnen viele der berühmtesten Gelehrten, als: Seneka, Quintilian, Lucian, Martial; mehrere der besten Kaiser, als: Trajan, Hadrian, Theodosius; und die Bewohner Spaniens wetteiferten in Kunstfleiß und Gewerbthätigkeit mit den civilisirtesten Völkern des großen Römerreichs; viele Gold-, Silber-, Kupfer- und Eisenbergwerke wurden bearbeitet; das Eisen stand in solchem Rufe, daß die Römer seit den entferntesten Zeiten keltiberische Degen führten. Die Woll- und Leinwandmanufakturen zu Sötobis, Zolá, Tarragona und Karthagena lieferten die schönsten Tücher; die besten Schiffsseile waren Spanien ganz allein eigen; die Waffenfabriken waren nicht minder ausgezeichnet. Die span. Rheder waren die reichsten des röm. Reichs. Als das Christenthum sich im röm. Reiche verbreitete, fand es auch bald in Spanien Eingang, wo es viele und besonders geistreiche Anhänger erhielt. Spaniens Bischöfe gehörten zu den festesten Säulen der neuen Kirche, und waren die thätigsten Beförderer des Glaubens; und als von unduldsamen Kaisern Verfolgungen über die Christen verhängt wurden, da fanden sich in Spanien eine Menge Blutzeugen, die ihr Leben willig ihrer Ueberzeugung zum Opfer brachten. Ums J. 412 drangen in jener großen Zeit der Völkerwanderung germanische Völkerschaften in Spanien ein und eroberten beinahe ohne Widerstand das ganze Land. Sueven, Alanen und Vandalen waren die ersten; die Sueven nahmen Galizien und einen Theil von Lusitanien ein, die Alanen und Vandalen die südöstlichen Gegenden, und von nun an hieß der südliche Theil von Spanien, sonst Beatika, von den Vandalen Vandalicia, woraus der Name Andalusien entstand. Ihnen folgten die mächtigen Westgothen, und nach einem langen und blutigen Kampfe wurden die Alanen und Vandalen nach Afrika hinüber gedrängt, und die Sueven unterjocht. Die Westgothen waren nun 585 die einzigen Beherrscher der ganzen Halbinsel, und besaßen außerdem noch einen Theil des südlichen Frankreichs und der Küste von Afrika. Leovigild, der diese Eroberungen vollendet hatte, starb 586, und sein Sohn Recared trat mit seinem Volke zur katholischen Kirche über. (Die Westgothen waren zwar längst Christen, aber Arianer gewesen.) Er und seine Nachfolger begünstigten die Geistlichkeit so sehr, daß diese bald zum Besitz unermeßlicher Reichthümer und einer völligen Abgabenfreiheit gelangte. Sie entzog nach und nach dem Volke und dem Adel jeden Antheil an der Regierung und Gesetzgebung, und selbst die königl. Macht, obgleich im Ganzen erblich, ward durch sie immer mehr beschränkt. Es wurden eine Menge Konzilien gehalten, die nicht nur über religiöse, auch über polit. Angelegenheiten Beschlüsse faßten. Unwissenheit und Barbarei waren die traurigen Folgen jenes Zustandes und selbst der kriegerische Muth der Gothen erlag der Unthätigkeit und dem erschlaffenden Klima. Das Reich der Westgothen bot nach Verlauf eines Jahrhunderts jedem Feinde eine leichte Eroberung dar. Dieser Feind erschien, es waren die Araber, dort vorzugsweise Mauren genannt. Eben stand Musa, der Feldherr des Chalifen Walid von Bagdad, in Begriff, die Stadt Ceuta, die letzte gothische Besitzung in Afrika, zu erobern, als eine unerwartete Begebenheit in Spanien ihm den Eingang in dieß Land eröffnete. Roderich hatte die Söhne des letzten Königs Witiza vom Throne verdrängt und sich selbst auf denselben geschwungen. Die Söhne Witiza's, nebst ihren beiden Oheimen Oppa, Erzbischof von Sevilla, und Graf Julian, der in Ceuta befehligte, riefen nun die Araber gegen den Usurpator zu Hülfe. Musa

sandte mit Erlaubniß des Chalifen seinen Feldherrn Tarik mit einem kleinen Heere nach Spanien; schickte Verstärkungen, und als Rodrich ihm mit einem großen Heere entgegen ging, entschied die einzige Schlacht bei Xeres de la Frontera 712 das Schicksal Spaniens. Rodrich kam um auf der Flucht und in kurzer Zeit war ganz Spanien den Mauren unterworfen. Nur ein kleiner Theil der tapfersten Gothen zog sich unter Pelayo's Anführung in die asturischen Gebirge zurück und behauptete dort seine Unabhängigkeit. Nicht lange nachher, 755, machten die Araber in Spanien sich unabhängig von den Chalifen, und ein anderer Abderahman gründete eine neue Dynastia von Chalifen oder Königen, deren Sitz Cordova ward. Die überwundenen Gothen wurden von den Siegern milde behandelt, behielten die freie Uebung ihrer Religion, ihre eigenen Gesetze und Sitten, und zahlten bloß einen mäßigen Tribut. Abderahman war es, der das arabische Spanien durch Ackerbau und Kunstfleiß emporbrachte und auch die Westgothen zur Thätigkeit für das Beste des Landes mit seinen Arabern vereinigte. Besonders hob sich der arabische Handel seit dieser Zeit, weil die span. Araber mit Byzanz in einem lebhaften Verkehre standen, und ihre Erzeugnisse an die über die Inseln und Küstenländer des Mittelmeeres ausgebreiteten arabischen Völkerschaften absetzten. Sein Nachfolger Al Hakem (961) erhöhte diese Thätigkeit durch die Blüthe der Wissenschaften. Niedere und höhere Schulen gab es zu Cordova, Granada, Malaga, Sevilla, Toledo und überhaupt in allen bedeutenden Oertern; Toledo war insonderheit berühmt: und von hier aus verbreitete sich noch früher ein Schimmer von der Gelehrsamkeit der Griechen über die Abendländer, als sie selbst eine Heimath in denselben fand. Es wurden Büchersammlungen und andere Anstalten gegründet, wissenschaftliche Vereine geschlossen, gelehrte Reisen begünstigt. Das übrige Europa erhielt von hieraus die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers, das Lumpenpapier u. a. m. Spanien war das Mutterland der Magie: Toledo, Sevilla, Salamanka waren die eigentlichen Schulen derselben, und viele Sagen und Fabeln über die Geisterwelt und die Zauberei, die im ganzen Mittelalter verbreitet waren, stammen aus dem arab. Spanien. Selbst christliche Europäer studirten damals in Spanien, und die arabische Kultur warf ihren Wiederschein auf Frankreich, England und Deutschland. Nach dem Erlöschen der Familie Ommijah in Spanien sank aber die Macht des Chalifats von Cordova, seit die Statthalter der einzelnen arabischen Provinzen sich unabhängig zu machen, und in ihren kleinen Reichen unbeschränkt zu herrschen suchten. Die unter Pelayo nach Asturien geflohenen Gothen gründeten hier die Grafschaft Oviedo, von wo aus sie unaufhörliche Kriege mit den Mauren unterhielten. Schnell nahm dieser kleine Staat zu; schon im Jahre 740 hatten sie Galizien, 745 das nördliche Portugal erobert. Bald nachher entriß Karl der Große den Mauren Spanien bis an den Ebro, und die Fortschritte der Christen würden ohnfehlbar noch viel schneller gewesen seyn, wenn sie nicht ebenfalls wie die Araber uneins unter sich, einzelne Fürstenthümer und Reiche, Saragossa, Toledo, Granada, Sevilla, Valenzia u. s. w. zu gründen gesucht hätten. So währte der Kampf mit abwechselndem Glücke bis zum Anfange des 11. Jahrh., wo nun schon drei bedeutende christliche Reiche entstanden waren, die Königreiche Leon, Kastilien und Navarra, welche etwa die Hälfte des Landes in Besitz hatten. Noch über 4 Jahrhunderte dauerte der Krieg zwischen Mauren und Christen, jedoch immer mehr mit entschiedenem Uebergewichte der letzteren. Mehrere Male zwar erhielten die Mauren bedeutende Hülfe von ihren Brüdern aus Afrika, die indeß nicht verhindern konnten, daß schon den Mauren, welche unter Almohaden bei Tolosa 1220 eine gänzliche Niederlage erlitten, in Spanien nur noch der Staat von

Granada übrig blieb, welcher 1246 die kastilianische Lehnshoheit anerkennen mußte, und endlich von Ferdinand und Isabella erobert ward. Unter den gothischen Spaniern erhob sich der ritterliche Muth religiöser Begeisterung, welche zur Stiftung mehrerer Ritterorden Veranlassung gab. Der große Cid (s. d. Art.) oder Don Rodrigo Diaz de Vivar el Campeador, der Kampfheld ohne Gleichen, ward seit dem Ende des 11. Jahrh., der Held des Zeitalters wie der Ritterpoesie. (S. J. v. Müller's Werke VIII.) Der romantische Aufschwung eines Nationalgefühls, das im Glauben und in der Kirche seine Stütze fand, rettete die einzelnen christlich-gothischen Staaten, Navarra, Aragonien und Asturien, aus vielen innern und äußern Gefahren. Die Grafschaft Kastilien, anfangs Burgos genannt, wurde 1028 ein eignes Königreich, und Ferdinand der Erste vereinigte mit demselben Leon nebst Asturien, durch Vermählung 1035. Für ihn eroberte der große Cid ein Stück von Portugal. Das Königreich Navarra bestand schon seit dem 9. Jahrh. An dasselbe grenzte Karls d. Großen spanische Mark, oder das den Arabern bis an den Ebro entrissene Land, südlich von den Pyrenäen. Hier regierten in der Grafschaft Barzelona, oder dem jetzigen Fürstenthum Katalonien, angesehene Vasallen, bis einer derselben, Raymund der Fünfte, durch Vermählung König von Aragonien wurde (1135), dessen Mannsstamm daselbst 268 Jahre regierte. Damals eroberte Alphons der Fünfte († 1109), König von Leon, Kastilien und Galizien nebst Portugal bis an den Montego, das arabische Reich Toledo, oder Neukastilien; doch überließ er Portugal (s. d. Art.) seinem Schwiegersohne Heinrich von Burgund. Noch mehr that Ferdinand der Zweite, der Heilige. Er eroberte Kordova, Murzia, Jaen, Sevilla, Kadix, und machte sich Granada lehns- und zinsbar. Insbesondere ward er 1252 der eigentliche Gründer des kastilianischen Staats, durch das Gesetz der Untheilbarkeit und der Erstgeburt. Doch blieb das Ganze ein unvollkommener Verein einzelner Länder, indem die 22 Provinzen, welche das Königreich Kastilien ausmachten, nur nach und nach an Leon und Burgos angereiht worden waren. Die innere Entwickelung Aragoniens war eine der frühesten in Europa. Schon 1116 bekamen die Bürger von Saragossa auf Kosten der Feudalaristokratie schriftliche Privilegien, und bald fanden sich auch Spuren von Städtedeputirten auf den Reichstagen, und als des Adels Macht endlich erwachte, konnte sie sich nur auf Kosten des königl. Ansehens ausdehnen, z. B. 1287 Recht der Insurrektion und Selbsthülfe gegen den König. In Kastilien bildete sich theils wegen Mangel an Städten, weit später ein dritter Stand, theils weil die großen Ritterorden von Alkantara, Kalatrava, St. Jago und die größere Macht der Geistlichkeit es verhinderten. Aragonien begriff, außer dem schon 1135 damit verbundenen Katalonien nebst Cerdagne, auch noch die Grafschaft Roussilion, Montpellier, die Balearen oder Majorca seit 1220 fg. (wo jedoch von 1276 bis 1344 eine Seitenlinie regierte); ferner Valenzia seit 1238, Sizilien seit der Sizilianischen Vesper (s. d. A.) 1282, und Sardinien seit 1326. Indeß bildeten, nach Jakobs d. Zweiten, des Gerechten Anordnung vom J. 1318, nur die Staaten Aragonien, Katalonien und Valenzia, jedes mit seiner eigenen Verfassung, eine ewige Vereinigung. Nach manchem Regenten- und Länderwechsel legte die Vermählung des Prinzen Ferdinand von Aragonien (s. Ferdinand d. Fünfte, der Katholische), mit Isabellen, Erbin von Kastilien, im J. 1469 den Grund zur Vereinigung der Kronen von Kastilien und Aragonien, wo bald ein neuer Geist der Kraft und Ordnung rege wurde, wie ihn vornehmlich Kastilien am meisten brauchte. Nun machte auch die Entdeckung von Amerika durch Columbus (s. d. Art.) Spanien universalhistorisch wichtig (1492). Mit Erwerbung der Kolonien beginnt die neue

Periode Spaniens. Der angeregte Entdeckungsgeist spannte die Thätigkeit der Spanier eben so sehr, als bald nachher ihre Habsucht. Die Terra firma ward 1512—14, Mexiko 1519—21, Peru und Chile 1524—41 erobert. Die Goldgier der Spanier, die mehr als eine Generation in Amerika todt marterte, sollte sich bald furchtbar an den Spaniern selbst rächen. Betriebsamkeit und Handel in Spanien hörte fast auf, die span. Bergwerke wurden verschüttet, und unter dem größten Reichthume einzelner Großen darbte das Volk, weil es die bessern Minen in seiner eigenen Kraft und Thätigkeit vernachlässigte. Doch dieß war ein Werk der Zeit, denn Ferdinand und Isabelle und der große Ximenez (s. d. Art.), Erzbischof von Toledo, führten eine Organisation des ganzen Landes ein, die kurz zuvor kaum möglich geschienen hatte. Der Adel wurde gedemüthigt, die verlornen Krondomänen reduzirt, das höchste Gericht der Hermandad (s. d. Art.) eingeführt, das Großmeisterthum der drei kastilischen Ritterorden allmählig in die Hände des Königs gebracht, und das maurische Königreich Granada unterworfen. Aber für die neuen arabischen Unterthanen und für die Juden wurde auch die Inquisition (s. d. Art.) und mit ihr eine Schlachtbank für Hunderttausende von Menschen errichtet und alle religiöse Aufklärung gehemmt. Mit der Eroberung des Königreichs Neapel war für geraume Zeit der spanischen Politik ihre Richtung nach Italien angewiesen. Isabellens († 1504) Tochter, Johanne, vermählt mit dem östr. Erzherzog Philipp, folgte in Kastilien, und Ferdinand bekam nach Philipps Tode (1506) nur die Regentschaft davon für den unmündigen Karl. Erst nach Ferdinands Tode (1516) vereinigte sein Enkel Karl Aragonien, Kastilien und die burgundischen Staaten oder die Niederlande (das Erbtheil seiner Großmutter Maria) unter seinem Scepter. Oestreich erbte er von seinem Großvater Maximilian und trat es an seinen Bruder Ferdinand ab. Alle unter seiner Regierung der Aufstand des Volks in Valenzia und Majorka, besonders in Kastilien 1520, wo der dritte Stand eine freiere Verfassung forderte, mit Hülfe des Adels unterdrückt, und der wichtigste Theil der bisherigen Nationalrechte durch die Trennung der ständischen Berathungen vernichtet war, so erhob sich Spanien in den vier Kriegen, die Karl mit König Franz d. Ersten von Frankreich führte, und durch die er Mailand erwarb, zur ersten militärischen und politischen Macht in Europa. Der Sieg bei Pavia am 24. Febr. 1525, nach welchem Franz I. Karls Gefangener in Madrid bis zum Frieden von Madrid (14. Jan. 1526) war, und Karls glorreicher Zug nach Nordafrika im J. 1535, verbreiteten den Ruhm der spanischen Waffen in ganz Europa. Lebensmüde gab Karl I. (als deutscher Kaiser V.) seine Staaten seinem Sohne Philipp II. (s. beide Art.) 1556. Dieser, der Erbauer des Eskurials, erlebte den Abfall seiner Niederlande, die Zertrümmerung seiner unüberwindlichen Flotte, den Tod seines mehr als zweideutigen Sohnes Don Carlos (s. d. Art.). Von allen seinen Unternehmungen glückte nur die Eroberung Portugals 1581 durch Alba und damit die Eroberung Brasiliens und der reichen Kolonien in Ostindien. Unglücklich als König, als Vater und Gatte, starb er 1598 als Bettler auf dem reichsten Throne der Christenheit. 140 Mill. Dukaten Schulden und ein zerrüttetes Land waren die Früchte seiner egoistischen Regierung. Sein Nachfolger, Philipp der Dritte (1598—1621), seine eigene Unfähigkeit zu Staatsgeschäften fühlend, oder aus Trägheit denselben abgeneigt, übergab gleich beim Antritt der Regierung alle seine Gewalt in die Hände eines obersten Ministers, des Herzogs von Lerma, welcher selbst wieder einen Günstling (der vom Bedienten des Herzogs zum Grafen von Oliva emporgestiegen) damit bekleidete, und durch Thatlosigkeit, Verschwendung, Ungerechtigkeit und fanatische Wuth die Fülle des Elends wie der

Schmach über Spanien brachte. Er bändigte durch Waffengewalt den Trotz der Moriskos (wie man die getauften Nachkommen der Mauren nannte), und verpflanzte die Besiegten nach den innern Provinzen des Reichs. Hunderttausend Menschen hatte dieser Krieg gekostet; die schönsten Länder lagen verwüstet. Endlich erschien ein königl. Befehl, daß alle Moriskos aus ganz Spanien sollten vertrieben werden. Plünderungen und persönliche Mißhandlungen begleiteten diese Gewaltthat, welche Spanien weit über eine Million seiner arbeitsamsten Einwohner raubte, und die Macht der feindlichen Staaten auf der nordafrikanischen Küste furchtbar stärkte. Bald sah man zur Strafe dafür Landstriche verödet, Städte und Dörfer von Bewohnern leer, in Trümmer sinken, das ganze Reich in kläglicher Ermattung. Seines Sohnes und Nachfolgers, Philipps des Vierten (von 1621 bis 65), Regierung war nicht glücklicher. Der große Plan seines thatkräftigen Ministers, des Herzogs, Grafen von Olivarez (s. d. Art.), die vereinigten Niederlande zu bezwingen, scheiterte an dem Muthe und an dem Glücke der Republik, und in allen äußerlichen, wie in den innern Unternehmungen Spaniens herrschte bloß Unstern und angeerbte Schwäche. Die harten Auflagen, welche die Kriegslast nöthig machte, nochmehr der Stolz des Herzogs, Grafen von Olivarez, erregten gegen ihn viele einheimische Feinde, und es empörten sich nacheinander Katalonien, Portugal, Andalusien und Neapel. Katalonien beschäftigte die Waffen des Königs 15 Jahre lang (1640—55) und Portugal riß sich glücklich los von der längst gehaßten Herrschaft. Die Erbärmlichkeit der innern Verwaltung, die Beschränktheit aller Regierungsmaßregeln, verbunden mit Härte, Stolz, Nachlässigkeit und Verschwendung, auf Seite des Volks aber Verarmung an Talent und Muth durch fortdauernden Geistesdruck, dabei überhandnehmender Knechtssinn auf Seite der Großen wie der Gemeinen — das war es, was den unheilbaren Verfall erzeugte. Dazu kamen die von Richelieu's geschickter Hand mit Nachdruck geführten Schläge des durch ihn zum feindseligen System wider Spanien und zur Furchtbarkeit zurückgebrachten Frankreichs. Drei Kriege wider diese Macht wurden während des dreißigjährigen Krieges von Spanien geführt; alle drei unglücklich. Endlich bequemte das gebeugte Spanien sich zum Frieden (1653). Es mußte Roussillon, Perpignan und Conflans abtreten, bekam dagegen Katalonien, welches sich an Frankreich ergeben hatte, zurück. Auch in den Niederlanden trat Spanien ansehnliche Distrikte ab. Es verlor hierauf im aachner Frieden 1668 und im nimwegischen 1678 und durch die Reunionen Ludwigs des Vierzehnten mehrere Plätze in den Niederlanden und die Franche Comté. Karl der Zweite, der letzte spanische Habsburger, hatte in seinem zweiten Testamente den zweiten Enkel seiner ältern Schwester, der Gemahlin Ludwigs des Vierzehnten, Philipp von Anjou, den zweiten Sohn des Dauphin, zum alleinigen Erben aller seiner Reiche eingesetzt, um die von England, Frankreich in dem sogenannten Partage-Traktate beschlossene Theilung der spanischen Monarchie zu verhindern. Ludwig der Vierzehnte erkannte seinen Enkel Philipp als König nach dem Testamente an. Dagegen nahm der östreichische Habsburger, Kaiser Leopold der Erste, aus mehrern Verwandtschaftsgründen, ebenfalls die ganze spanische Monarchie in Anspruch, während Wilhelm der Dritte, König von England und Erbstatthalter von Holland, aus Gründen des europäischen Gleichgewichts für die Theilung der Monarchie entschieden blieb. Ludwig des Vierzehnten Anmaßungen riefen endlich England zum Kampf heraus. So entstand der 12jährige spanische Erbfolgekrieg (s. Eugen, Marlborough, Utrechter Friede), in welchem der Bourbon Philipp der Fünfte, nach manchem Wechsel des Glücks, durch Berwicks und Vendome's Siege gegen Karl von Oestreich

(nachmals Kaiser Karl d. Sechste), auf dem spanischen Throne sich behauptete. Allein im utrechter Frieden 1713 mußte er die spanischen Nebenländer in Europa, Neapel, Sardinien, Parma, Mailand und die Niederlande an Oestreich, und Sizilien an Savoyen abtreten; auch behielten die Engländer Gibraltar und Minorka. Unter den Bourbons verlor die Nation ihre letzten Verfassungsrechte; denn Aragonien, Katalonien und Valenzia wurden von Philipp d. Fünften als eroberte Länder behandelt. Der letzte Reichstag ward 1713 in Kastilien gehalten, und in Saragossa 1720. Nur Biskaya und Navarra behielten einige herkömmliche Freiheiten. In den auswärtigen Angelegenheiten verwirrte des Kardinals Alberoni (s. d. A.) Ehrgeiz (1717 fg.) nur kurze Zeit Europa. Doch erlangte Spanien 1735 wieder den Besitz von beiden Sizilien für den Infanten Carlos, so wie 1748 den von Parma für den Infanten Philipp. Neapel und Sizilien wurden einem nachgebornen spanischen Bourbon abgetreten. Unter Karls des Dritten rühmlicher Regierung (1759 — 88) verwickelte der bourbonsche Familientraktat von 1761 Spanien zu seinem Nachtheil in den französisch-englischen Krieg. Auch mißlangen die Unternehmungen gegen Algier, und im Kriege von 1779—83 die Belagerung von Gibraltar. Doch störte dieß den Gang der innern Verwaltung nicht, an deren Verbesserung Männer wie Aranda, Campomanes, Olavides und Florida Blanca (s. d. Art.) arbeiteten. Sie sorgten vorzüglich für die Beförderung des Ackerbaues, des Kunstfleißes und des Handels. Die Inquisition ward beschränkt und der Jesuitenorden 1767 aufgehoben. Nach dem Tode Karls des Dritten folgte sein Sohn Karl der Vierte 1788. Seine Regierung fiel in einen Zeitraum, der zur Wiederherstellung der Wohlfahrt des Staats nicht günstig war, auch mangelten diesem Könige die erforderlichen Herrschertalente. Er war gutmüthig, doch ohne alle Selbstständigkeit und Charakterstärke. Manuel von Goboi, seiner Gemahlin Günstling, bald auch der seinige, wurde von der unbedeutenden Stelle eines Gardelieutenants zu den höchsten Staatswürden erhoben, und beherrschte als Prinzipalminister Spanien unumschränkt. Die zerrütteten Finanzen zu ordnen war das dringendste Bedürfniß, das aber, nachdem der weise Aranda abgetreten war, um so weniger befriedigt wurde, als der Günstling selbst Schätze sammeln wollte. Einem nahen Kriege mit England, wegen dessen Niederlassung auf Nootka-Sund war klug vorgebeugt worden; die Theilnahme an dem Revolutionskriege konnte aber nicht vermieden werden. Zwei Jahre hindurch kämpfte Spanien gemeinschaftlich mit Portugal zu Lande ruhmvoll gegen Frankreich, zur See dagegen richtete es, mit England verbunden, nichts von Bedeutung aus. Um nicht von der wachsenden Uebermacht der Republikaner erdrückt zu werden, mußte Spanien mit Frankreich 1796 Frieden und ein Bündniß schließen, wovon die unvermeidliche Folge ein Krieg mit England war. Sein Handel wurde dadurch zu Grunde gerichtet und beim Friedensschluß 1802 erhielt es zwar Minorka zurück, büßte aber dafür Trinidad ein; Louisiana hatte es schon vorher an Frankreich abgetreten. Hierauf gelang es Spanien, anfangs die Neutralität zu behaupten, und als Frankreich die traktatenmäßige Truppenstellung verlangte, solche, unter Rußlands Vermittelung, mit einer baaren jährlich gezahlten Summe abzukaufen; doch bald wurde es von Buonaparte gezwungen, England den Krieg anzukündigen, und seitdem mußte es an allen Landkriegen Frankreichs durch gestellte Hülfstruppen Antheil nehmen. In der Schlacht bei Trafalgar 1805 wurde die spanische Flotte zu Grunde gerichtet. England nahm in Südamerika Buenos Ayres, Maldonado, Monte Video ꝛc., und wenn es sich auch in diesen Eroberungen nicht behaupten konnte, so mußte doch Spanien zur Wiederherstellung derselben Anstrengungen machen, die

seine Kräfte völlig erschöpften. Die große Macht, mit welcher Godoi (nach dem Friedensschlusse mit Frankreich, mit dem Titel Friedensfürst bekleidet) in Spanien herrschte, hatte ihm Neider und Feinde erweckt, die sich dazu vereinigten, ihn zu stürzen und zu dieser Absicht den Prinzen Ferdinand v. Asturien gewannen. Der Friedensfürst, der von dieser Verschwörung gegen ihn Kenntniß erhielt, veranlaßte den König, den Prinzen unter dem Vorwande, daß er ihm die Krone zu entreißen strebe, verhaften zu lassen, bewirkte aber, als er die Unzufriedenheit des Volks bemerkte, schnell wieder die Befreiung desselben, und verbannte die Rathgeber des Prinzen, den Herzog von Infantado und den Kanonikus Escoiquiz aus der Hauptstadt. Bald darauf brach aber eine neue Verschwörung aus, in deren Folge der König sich genöthigt sahe, die Regierung seinem Sohne abzutreten, der nun unter dem Namen Ferdinand der Siebente zum Könige von Spanien und Indien ausgerufen wurde (1808). Diese unter tumultarischen Auftritten stattgehabte Begebenheit erweckte in Napoleon den Gedanken, den Thron von Spanien für seine Familie zu gewinnen und unverweilt schritt er zur Ausführung. Unter listigen Vorwänden lockte er sowohl den neuen wie den alten König nach Bayonne, und daselbst zwang er beide, 10. Mai 1808, der Krone von Spanien zu entsagen, die er nun seinem Bruder Joseph zutheilte. Napoleon hielt die spanische Nation keiner Rücksicht werth; aber eine Jahrhunderte lange Herabwürdigung und Beraubung ihrer heiligsten Rechte hatte in ihr das Gefühl der Nationalehre nicht ersticken können, und er fand bei Ausführung seines Planes unerwarteten Widerstand. Zwar ließ er einer nach Bayonne berufenen Junta eine Konstitution vorlegen und von ihr beschwören; zwar begab sich Joseph nach Madrid und ließ sich zum Könige proklamiren, doch die Mehrzahl des Adels und der Geistlichkeit huldigte ihm nicht und bald stand der größte Theil von Spanien gegen den ihm aufgedrungenen König in den Waffen. Die spanischen Insurgenten, mit denen die Linientruppen sich vereinigt hatten, konnten zwar den kriegsgeübten franz. Truppen im offenen Felde nur selten mit Erfolg die Spitze bieten, und erlitten dagegen beinah täglich Niederlagen; dadurch war aber nichts gewonnen in einem Lande, wo der Haß gegen die ungerechten Eroberer eine solche Allgemeinheit erlangt hatte, daß jeder Einwohner zum Kampfe gegen sie aufstand und jede Waffe ihm recht war. Wo sie nicht das Ganze überwinden konnten, da griffen sie die Einzelnen an. Gift und Dolch, heimlicher Mord und offener Angriff, alles wurde angewandt, was die Zahl der Feinde verringern konnte, und auf diese Weise kamen Tausende um. Doch auch nicht selten wurden ganze Korps Franzosen von den Spaniern überwältigt. So mußte Dupont am 20. Juli 1808 mit 8000, Wedel mit 6000 Mann an Castannos sich ergeben, und in Cadix fiel Rossily mit fünf Linienschiffen den Spaniern in die Hände. Bei solchen Umständen war für Joseph in Madrid keine Sicherheit mehr, und er sah sich genöthigt, nach Vittoria zurück zu gehen. Von ihrem ersten Aufstande an waren die Spanier von Großbritannien mit Geld und Kriegsbedürfnissen unterstützt worden, und da die Franzosen auch Portugal zu erobern strebten, so war eine englische Armee zur Vertheidigung dieses Landes aufgetreten. Besonders nützlich wurde England den Spaniern dadurch, daß es ihnen 15.000 ihrer gefangenen Landsleute zurückgab und die in Dänemark unter Romanas Befehl stehenden spanischen Truppen einschiffte und nach Spanien übersetzte. Durch diesen Beistand ermuthigt, leisteten die Spanier ihren Feinden die tapferste Gegenwehr, und als die Franzosen nach der Schlacht bei Vimiera in Portugal unterlagen, konnten sie sich auch in Spanien, außer in Navarra, nirgends mehr halten, und die Spanier standen unter ihren Generalen Cuesta, Castannos, Palafox, Romana, Blake, Balasteres, Penas u. A. m. mit einer Armee von 180.000 Mann siegreich da. Napoleon ließ

nun viele ansehnliche Verstärkungen, worunter besonders viele Rheinbunds- und polnische Truppen in Spanien einrücken, die er unter den Befehl seiner größten Generale, als: Soult, Lannes, Mortier, Augereau, Moncey, Lefevre, Victor, Junot, Suchet, Sebastiani stellte, und die den Kampf in einzelnen Abtheilungen aufs Neue beginnen mußten. Die Siege bei Burgos und Tudela wurden von ihnen erfochten, die Gebirgspässe von Soma Sierra erstürmt, Madrid, wo nach der Flucht der Regierungsjunta der Pöbel viel Unfug verübt hatte, kam wieder in die Hände der Franzosen, und Joseph wurde von seinem Bruder in die Hauptstadt zurückgeführt, wo er eine allgemeine Amnestie verkündigte und die Huldigung der Bürger annahm. Nach der Einnahme von Madrid mußten die Engländer, die nach der Befreiung von Portugal in Spanien eingerückt und bis Burgos vorgedrungen waren, um nicht abgeschnitten zu werden, eilig ihren Rückzug nach Corunna antreten und sich daselbst einschiffen. Sie wurden von Soult verfolgt, erlitten einen beträchtlichen Verlust und ihr Befehlshaber Moore starb an seinen Wunden 16. Jan. 1809. Darauf wurde Saragossa (s. d. Art.) belagert und, nachdem alles, was Menschenkraft vermag, zur Vertheidigung der Stadt erschöpft worden war, von Lannes erobert. Die Stadt und Festung war in einen Schutthaufen verwandelt worden und 17.000 Spanier wurden kriegsgefangen. Rosas, Barzelona und Tarragona waren schon früher gefallen, Corunna und Ferrol wurden genommen, die Provinzen Katalonien, Aragonien, Navarra, Biscaya, Kastilien, Leon, Asturien und Galizien waren größten Theils erobert und Cuesta verlor die Schlacht bei Medellin. Jetzt rückten die Engländer unter Wellesley den Spaniern zur Hülfe und vereinigten sich mit Cuesta. Sie gewannen zwar die Schlacht bei Talavera den 28. und 29. Juli 1809, doch konnten sie die Franzosen nicht aus ihren Vortheilen treiben, und mußten sich darauf beschränken, ihr weiteres Vordringen zu hemmen. Der Krieg mit Oestreich hatte Frankreichs Streitkräfte getheilt, die nach dem Frieden zu Wien allein gegen Spanien gewendet wurden. Cordova, Jaen, Sevilla, Granada Malaga wurden genommen und die Regierungsjunta mußte nach Cadix fliehen. Joseph zog in Sevilla ein, Massena brach gegen die Engländer auf, die Britten und Portugiesen wurden von Ney nach Portugal zurückgetrieben und Cadix von den Franzosen belagert (6. Febr. 1810). Ein neuer Feldzug begann nicht weniger glücklich für die Franzosen. Tortosa und Olivenca, dann Badajoz, darauf Tarragona (28. Juni 1811) und endlich auch Valenzia wurden erobert. Unterdessen hatten Massena und Ney die Britten und Portugiesen nach Portugal verfolgt, mußten aber, da ihnen durch Wellingtons kluge Maßregeln alle Lebensmittel fehlten, sich nach Spanien zurückziehen, wohin nun auch wieder die Portugiesen und Britten gingen. Spanier, Engländer und Portugiesen fochten nun mit abwechselndem Glücke in den mörderischen Treffen bei Badajoz, Almeida, Chiclana und Albufera gegen die Franzosen, und diese waren um so weniger ihren Gegnern gewachsen, da Napoleon eine bedeutende Truppenmenge zum Kriege mit Rußland aus Spanien gezogen hatte. Wellington gewann gegen Marmont die Schlacht bei Salamanca (22. Juli 1812), Madrid wurde von den Spaniern erobert, doch bald wieder verlassen, und noch einmal mußte Wellington sich bis zur portugiesischen Grenze zurückziehen. Die Junta ernannte darauf den Befehlshaber der Britten zum Feldherrn aller spanischen Truppen und unterstützte ihn so kräftig, daß er wieder vorrücken und die franz. Heere unter Jourdan zurückdrängen konnte. Joseph mußte aus Madrid fliehen, unaufhaltsam gingen die Spanier und Engländer vor, und als Jourdan bei Vittoria (21. Juni 1812) (s. d. A.) von Wellington geschlagen worden war, da strebte Soult vergebens Navarra zu

vertheidigen; Spanien war befreit und bald standen die Sieger auf franz. Boden. Sobald Napoleon seine Sache in Spanien verloren sah, bot er er dem von ihm in Valencay gefangen gehaltenen Ferdinand d. Siebenten die Freiheit und die spanische Krone unter dem Beding wieder an, daß er gemeinschaftlich mit Frankreich gegen die Engländer kämpfe. Der gefangene König nahm gezwungen diesen Antrag an (11. Dez. 1813), nicht so die Cortes, die ihn verwarfen, und erklärten, sie würden Ferdinand nur dann für ihren König anerkennen, wenn er der franz. Bande erledigt, die von ihnen im Jahr 1812 entworfene Konstitution beschworen haben würde. Durch die Siege der Allirten über Frankreich wurde Ferdinand frei und kehrte nach Spanien zurück. Er ging zuerst nach Valenzia und hier erklärte er auf den Rath des Herzogs von Infantado die Konstitution der Cortes für nichtig und den alten Zustand der Dinge wieder für geltend, worauf er die Versammlung der Cortes gewaltsam aus einander treiben und die angesehensten Mitglieder derselben verhaften ließ. Der König hielt nun seinen Einzug in Madrid und ließ alle Cortes, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, ihrer Würden entsetzen, einkerkern und hinrichten. Alle ihre Verfügungen wurden für ungültig erklärt, die von ihnen angestellten Beamten abgesetzt und der reinste Patriotismus galt für Hochverrath und wurde als solcher bestraft. Alle, die unter Joseph gedient hatten, wurden mit ihren Familien aus Spanien verbannt. Die Geistlichkeit erhielt ihren alten Einfluß und ihre Güter wieder, die Inquisition wurde hergestellt, der Jesuitenorden wieder eingeführt, die Preßfreiheit unterdrückt, und während die Armee darbte, die Civilbeamten unbezahlt blieben, alle Zweige des Staatshaushalts in der gräulichsten Verwirrung waren, wurden die letzten kümmerlich zusammen gebrachten Summen aufgewendet, um Klöster wieder herzustellen und eine Expedition zur Unterwerfung der amerikanischen Länder, die das unerträgliche Joch des Mutterlandes abgeschüttelt hatten, auszurüsten. Die großen europäischen Mächte machten dem Könige Vorstellungen gegen die harten Verfügungen, womit er gegen die Anhänger der Cortes und diejenigen, die unter Joseph gedient hatten, verfuhr, auch versuchten jene Höfe ihn zur Mäßigung bei der Herstellung der alten Ordnung zu bewegen. Doch wurde weiter nichts erlangt, als einige ziemlich unwesentliche Milderungen in den Formen der Verfolgungen und das unbestimmte Versprechen einer dem Zeitgeist angemessenen Verfassung. Bei den mannichfachen Mißgriffen der Regierung, zu denen wohl auch der öftere Ministerwechsel gehörte, wurden die Finanzverlegenheiten immer größer, stieg die Noth des Volkes immer höher, nahmen Verwirrung und Elend immer mehr zu, und die dringendsten Klagen und Beschwerden wurden immer allgemeiner und lauter. Es entstand eine Verschwörung, um eine zeitgemäße Verfassung einzuführen; doch die Leiter dieses Unternehmens, die Generale Porlier und Lacy wurden mit dem Tode bestraft, und Mina, auch darin verwickelt, rettete sein Leben nur durch die Flucht. Die Unzufriedenheit stieg immer höher, und es bedurfte nur eines Anstoßes, um die unter allen Volksklassen herrschende Gährung auf eine, für die bestehende Regierung gefährliche Weise zum Ausbruch zu bringen. Dieser Anstoß endlich, als in einem Zeitpunkte, wo das allgemeine Elend vor kurzem noch durch das Wüthen des gelben Fiebers auf die furchtbarste Weise gesteigert worden war, eine große Menge Truppen zur Unterwerfung der empörten amerikanischen Länder abgesendet werden sollten. Die Schiffe waren zum Theil morsch, zum Theil hatte das gelbe Fieber darauf geherrscht und die Soldaten, die darauf übergesetzt werden sollten, sahen ihren unfehlbaren Untergang voraus, daher wohl mehr noch die eigne Gefahr, wie die Noth des Vaterlandes, sie zum Aufstande bewog. Am Neujahrstage 1820 erklärten sich 12.000 Mann, die unter dem General Quiroga und dem Obersten Riego auf der Insel Leon

standen, gegen die bestehende Regierung und verlangten die Einführung der Konstitution der Cortes v. Jahr 1812. Dieser entscheidende Schritt brachte plötzlich das ganze Volk in Bewegung. Den Truppen des Quiroga schlossen sich mehrere Heeresabtheilungen an, in den Provinzien Andalusien, Murcia, Galizien und Leon wurde unter allgemeinem Beifall die Konstitution der Cortes proklamirt; es wurden Regierungsjunten eingesetzt und unaufhaltsam verbreitete sich die neue Ordnung der Dinge durch alle Theile des Reichs. Der König hatte sogleich zur Unterdrückung des Aufstandes eine Heeresabtheilung unter Freyer Befehl beordert, doch die Mehrzahl dieser Truppen ging zu Quiroga und Riego über, der Rest aber rückte in Cadix ein und richtete daselbst unter den Bürgern, so zwecklos als grausam, ein Blutbad an, in dem tausend Menschen das Leben verloren. Täglich gewann nun die Revolution mehr Boden und Bestand, und vergebens sann die Regierung auf Mittel, sie zu hemmen. Auch die Erklärung des Königs, daß er die alten Cortes zusammen berufen, und ihre Meinung anhören wolle, besänftigte den Sturm nicht; er mußte sich zur Annahme der Konstitution unbedingt verstehen, und sie vor einer provisorischen obersten Regierungsjunta feierlich beschwören. Nun wurden die Cortes zusammenberufen, um die neue Verfassung zu vollenden. Nach der Konstitution der Cortes war das Volk souverän und der König der erste Beamte des Staats, dessen Person unverletzlich, dessen Macht aber höchst eingeschränkt ist. Die Cortes theilten die gesetzgebende Macht. Die katholische ist die Staatsreligion. Die Dynastie der Bourbonen ist erblich. Die Cortes werden durch die Wahl des Volks zusammen berufen. Die Preßfreiheit ist eingeführt. Der Jesuitenorden wird nicht geduldet. Die Klöster werden theils eingeschränkt, theils aufgehoben. Die Inquisition ist für immer abgeschafft. Daß es bei dieser schnellen Umwälzung nicht ganz ohne Ausschweifungen abgehen konnte, war wohl natürlich, und eben so, daß sie auch nicht den Wünschen Aller gemäß war. Die in ihrem Besitzstande verletzte Geistlichkeit, mehrere Mitglieder des, seiner großen Vorrechte beraubten hohen Adels, und manche andere, die bei der neuen Verfassung einbüßten, bildeten eine, anfangs wenig beachtete Gegenpartei, die sich unter dem Volke Anhänger zu verschaffen suchte, um vermittelst deren die alte Ordnung der Dinge herzustellen. Vorzüglich thätig waren dabei die Klostergeistlichen. Es standen nun zwei Parteien, die Liberalen und Servilen (s. d. Art.) einandergegenüber. Letztere, bei weitem die schwächere, wirkte zwar im Geheimen, aber mit großer Thätigkeit für ihren Zweck, wurde aber dafür schonungslos von der erstern verfolgt, wobei es oft nicht ohne Grausamkeiten abging. Die Klubs, die sich in der Hauptstadt und den größern Provinzialstädten versammelten, glichen vollkommen den ehemaligen franz. Jakobinerklubs, und wie in diesen, fanden in jenen heftige Debatten und ausschweifende Vorschläge statt. Das versuchte Schließen derselben verfehlte die beabsichtigte Wirkung. Bei den häufigen Angriffen der Servilen auf die Konstitution, kamen die ersten Staatsbeamten, die Mitglieder der königl. Familie, und endlich der König selbst in den Verdacht, und letzterer wurde ein Gegenstand der Angriffe des fanatischen Pöbels, und mußte höchst verletzende Schmähungen erdulden. Unter der Zeit waren durch die Freunde der alten Ordnung die Landleute in mehreren Gegenden angereizt worden, die Waffen gegen die Konstitution zu ergreifen, und es bildeten sich kleine Corps, deren Bewegungen durch eine sogenannte Regentschaft geleitet wurden. Diese Lage der Dinge in Spanien erregte die Besorgnisse der großen europäischen Mächte, die zur Aufrechthaltung der bestehenden Ordnung die heilige Allianz geschlossen hatten; sie erklärten auf dem Kongresse zu Verona (Dez. 1822) das den europäischen Staaten zum Grunde liegende monarchische Prinzip durch die spanische Ver-

fassung verletzt, und den König in der Ausübung seiner Regentenhandlungen nicht frei, und forderten von den Cortes, daß es dem Könige frei gestellt werde, aus eigener Machtvollkommenheit eine dem monarchischen System angemessene Verfassung für Spanien zu entwerfen. Die spanische Regierung wies diesen Antrag auf das Bestimmteste zurück, und die großen Continentalmächte brachen nun ihre diplomatischen Verhältnisse mit Spanien ab. Unterdessen hatte Frankreich unter dem Namen eines Gesundheitscordons eine Armee an die spanische Grenze marschiren lassen, und erklärte nach vergeblich versuchten Vermittelungen von Seiten Englands, Spanien am 2. April 1823 den Krieg, und an diesem Tage rückte auch das franz. Heer unter dem Oberbefehl des Herzogs von Angouleme in Spanien ein. Das franz. Heer überschritt am 7. April 1824 die Bidassoa, und obgleich die meisten span. Festungen von den Franzosen Monate lang eingeschlossen werden mußten; so besetzten doch die Heere derselben Madrid bereits am 24. Mai, von wo der König mit den Cortes am 29. März nach Sevilla abgegangen war. Als aber auch dahin die Massen der Franzosen vordrangen, so nöthigten die Cortes den König, — dessen Gewalt sie während dieser Reise suspendirten, und einer einstweiligen Regentschaft übertrugen, — mit ihnen von Sevilla nach Cadix (14. Juni) zu gehen, wo dem Könige (15. Juni) der Besitz der vollziehenden Gewalt von neuem übertragen ward. Allein bereits nach der Besetzung Madrids von den Franzosen bildete sich daselbst (26. Mai 1823) eine Regentschaft für die Zeit der Gefangenschaft des Königs, bei welcher sich die Gesandten auswärtiger Mächte einfanden. So weit der Wirkungskreis dieser Regentschaft, nach ihrer Stellung zu den Heerführer der Franzosen, reichte, ward überall die Ordnung der Dinge, wie vor dem 7. März 1820, hergestellt, und das System der Neuerer mit der größten Strenge geahndet. Noch ist das Betragen mehrerer spanischer Generale während dieses Krieges nicht völlig aufgeklärt, die zwischen dem alten und neuen Systeme schwankten, und zum Theile sich mit den Franzosen vereinigte (so Abisbal, Morillo), während Mina und Riego das constitutionelle System vertheidigten, bis der letzte (Sept. 1823) nach dem Gefechte bei Jaen auf der Flucht gefangen, und am 7. Nov. gehenkt ward. Als endlich das französ. Heer vor Cadix stand, der Trocadero genommen ward, und Cadix nicht länger vertheidigt werden konnte, versammelten sich daselbst (28. Sept.) die Cortes, und beschlossen mit 60 Stimmen gegen 30, daß man dem König die unumschränkte Gewalt zurückgeben wolle. Eine Kommission der Cortes machte dem Könige diesen Beschluß bekannt, und stellte ihm frei, Cadix zu verlassen. Der König und die Cortes theilten diese Nachricht dem Herzoge von Angouleme mit, worauf die Cortes sich für aufgelöset erklärten. Viele derselben (Valdes, Alava, Galiano u. A.) schifften sich nach Gibraltar ein. Der König erschien mit seiner Familie am 1. Okt. im franz. Hauptquartiere, reisete von da am 2 Okt. nach Sevilla ab. Am 3. Okt. zogen die Franzosen in Cadix ein. Sogleich nach seiner Befreiung erklärte der König (1. Okt.) aus Puerta Santa Maria: alle Akte der sogenannten constitutionellen Regierung, die vom 7. März 1820 bis 1. Okt. 1823 sein Volk beherrscht habe, für nichtig und ohne alle Gültigkeit; dagegen billigte er alles, was von der Regentschaft beschlossen und verfügt worden sey, doch nur so lange, bis er, von den Bedürfnissen seiner Völker unterrichtet, zur Sicherheit ihrer wahren Wohlfahrt die tauglichsten Gesetze geben und die schicklichsten Mittel ergreifen könne. Zugleich entließ er die ganze Hellebardiergarde und alle Offiziere seines Hauses, welche Milizen waren. Die militärische Sendung des Herzogs von Angouleme war glorreich vollzogen; die politische Sendung, die Anerkennung eines Systems der Mäßigung zu bewirken, war seiner weisen und großen Staatskunst nicht

gelungen. Der König verbannte (durch das Dekret zu Xerxes vom 6. Okt.) alle Mitglieder und Beamte der Cortes und der constitutionellen Regierung, so wie alle Offiziere des Heeres und der Nationalmilizen aus der Hauptstadt und den königl. Residenzen in einem Umkreise von 15 Meilen. Unter Saezens Vorsitz sollte eine Censurkommission sämmtliche Lehrbücher prüfen, und der hohe Clerus Missionen veranstalten, um ketzerische Lehren auszurotten und Geistliche, die einer gottlosen Faktion gedient hätten, in Klöster von der strengsten Observanz einzusperren. Später wurden die Universitäten neu organisirt, und alle Lehrkanzeln, so wie das Seminarium der Adeligen den Jesuiten eingeräumt. Nachdem der König vom 5. bis 22. Okt. in Sevilla verweilt hatte, hielt er am 3. Novbr. unter dem Freudengeschrei des Volks seinen Einzug in Madrid. Das vom Minister Saez nach dem Rathe der apostolischen Junta vorgeschlagene Amnestiedekret erhielt so viel Ausnahmen und so strenge Verfügungen gegen die Anhänger der Constitution, daß der König selbst demselben seine Zustimmung versagte. Endlich ward am 2 Dez. auf den Rath der auswärtigen Höfe das Ministerium verändert. Der Marq. von Casa-Irujo erhielt das auswärtige Departement; und als er am 16. Jan. 1824 starb, trat an seine Stelle D. Marc. de Heredia Graf d'Ofalia, bisher Gnaden- und Justizminister, den hierauf Colomarde (einer der entschiedensten Anhänger der apostol. Junta) ersetzte; D. Jos. de la Crux wurde Kriegs- und D. Luis Lupez-Ballesteros Finanzminister. Luis-Maria Salazar behielt allein sein bisheriges Departement, das der Kolonien und des Seewesens. Die größte Verlegenheit verursachte fortwährend der Mangel an Kredit, der durch die königl. Erklärung der Ungültigkeit der Cortesanleihen gänzlich erschüttert war. Kein Haus in London, Paris und Amsterdam wollte eine neue Anleihe für Spanien übernehmen. Bei der grenzenlosen Parteienverwirrung im Innern gingen die Abgaben nur unordentlich, oder gar nicht ein. Um dem vollen Ausbruche des Parteienkampfes in Spanien vorzubeugen, schloß die span. Regierung mit Frankreich einen Vertrag, nach welchem 45.000 Mann franz. Truppen in Spanien blieben, bis die span. Armee wieder hergestellt wäre. Sie wurden von Frankreich besoldet, und Spanien sollte bloß den Kriegsfuß (2 Mill. Fr. monatlich) bestreiten. Die Mäßigung, welche der König persönlich gegen die Constitutionellen bewies, reizte die Absolutisten, die apostolische Junta und die königl. Freiwilligen, denen der von Mönchen fanatisirte Pöbel anhing, zu strafbaren Entwürfen und Umtrieben. Sie sprachen von Abdankung und von der Erhebung des Infanten Don Carlos auf den Thron (daher ihr Beiname Carlistos). Die Einführung der Inquisition ward jedoch durch die von Frankreich unterstützte gemäßigte Partei verhindert, und selbst vom Papste zwecklos und unpolitisch genannt. Endlich erschien am 1. Mai 1824 das Amnestiedekret, welches aber so viele Ausnahmen enthielt, daß diese fast die Regel, die Amnestirten aber die Ausnahme machten. Die geheime Partei arbeitete indeß an dem Sturze der gemäßigt denkenden Minister, Ofalia und Crux. An Ofalias Stelle trat (11. Juli 1824) Hr. Zea Bermudez (1820 Gesandter in Rußland, damals noch in London). Das System der Regierung neigte sich wieder zur Strenge hin, und es wurden zur Prüfung der politischen Meinungen und Handlungen aller Angestellten oder Anzustellenden Purifikationsjunten ernannt. Der Kriegsminister D. Jose de Crux mußte seinen Abschied nehmen und wurde (am 5. September) verhaftet. Sein der herrschenden Partei ganz ergebener Nachfolger D. J. Aymerich that alles, um die Zahl der Freiwilligen auf Kosten der Stadträthe zu vermehren, doch mußte er 1825 sein Ministerium an den General Zambrano abtreten, und wurde Generalkapitän zu Cadix. Neue Dekrete schärften die Purifikationsvorschriften, die Aufsicht über die Verdächtigen

und die Strenge der Militärkommission. Alle seit 1820 nach Spanien eingeführten Bücher und Schriften wurden geprüft. So schienen die Anhänger der apostolischen Junta (Amarillos, Gelbe — im Gegensatze der Negros genannt) abermals obzusiegen. Eine königl. Ordonnanz (Okt. 1824) ernannte die Ortsobrigkeiten im ganzen Königreiche, und hob dadurch das letzte alte Recht der Gemeinden auf, sich ihre Vorsteher selbst zu wählen. Die Lage des Innern machte den längern Aufenthalt der franzöſ. Truppen nöthig, und am 10. Dezbr. 1824 ward ein neuer Vertrag auf ein Jahr geschlossen, nach welchem 22.000 Mann Franzosen noch in Spanien (als Besatzungen von Cadix, Barzelona, St. Sebastian, Pampeluna u. a. O.) blieben. Die Ankunft des Prinzen Maximilian von Sachsen, des Schwiegervaters des Königs (am 3. Sept. im Eskurial), schien den Geist der Mäßigung und Milde zu beleben. Die geheime Polizei hörte auf. Viele Verhaftete wurden freigelassen. Der in enger Haft hart behandelte Exminister Cruz wurde als schuldlos losgesprochen, und Hr. Zea am 31. Dez. zum Präsidenten des Ministeriums ernannt. Während dem erhob ein entschiedener Royalist, General Bessieres, gegen Ferdinands Ministerium die Waffen; sein Aufruhr ward jedoch durch die Entschlossenheit des Generals Grafen d'Espanna am 23. August unterdrückt. Zu derselben Zeit brachen Verschwörungen aus zu Tortosa und Valenzia. Die Einwirkung der Geistlichkeit, die Vorstellungen einiger Glieder der Camerilla und der königl. Familie, in welcher die portugiesischen Infantinnen am entschiedendsten die Partei der apostolischen Junta genommen haben, ward, besonders seit Bessieres Hinrichtung, so groß, daß der König am 24. Oktbr. 1825 dem Minister Zea seine Entlassung zu ertheilen, sich veranlaßt sah, ihm jedoch seine Gnade nicht entzog. Zea wurde vielmehr zum Gesandten in Dresden ernannt. Sein Nachfolger als Premierminister, der Herzog von Infantado, ein Jugendfreund des Königs, befolgte bisher dasselbe System der Mäßigung. Der franz. Botschafter drang auf die Erlassung einer vollständigen, den von Frankreich abgeschlossenen Militärkapitulationen angemessene Amnestie, so wie auf die Bezahlung des ersten Rückstandes von etwa 12 Mill. Fr. In Ansehung der insurgirten Kolonien hatte der König das schon von den Cortes am 9. Okt. 1820 erlassene Amnestiedekret, durch das Dekret vom 6. Okt. 1825 bestätigt und erneuert; allein diese Formalität konnte nur die schickliche Einleitung zu einem vorläufigen Waffenstillstande und zu der von England und Frankreich dringend verlangten Anerkennung der neuen Freistaaten seyn. Als kommerzielle Angelegenheit ist diese Emanzipation für ganz Europa wichtig, von Spanien, das sich noch jetzt in Gährung befindet, noch nicht gegeben.

Spanien in geographischer und statistischer Hinsicht. Dieses herrliche Land, welches schon die Römer zu schätzen wußten nach der bekannten Schilderung Claudians: Dives equis frugum facilis, pretiosa metallis (Rossebegabt, gedeihlich der Saat, kostbar an Metallen), reich an allem Segen der Natur, den ein südliches Land haben mag — 8° 26′ — 20° 55′ L. 36° — 43° 46′ N. Br. — liegt abgeschlossen und getrennt von dem übrigen Europa, wie ein eigner Welttheil da, durch drei Meere, das mittelländische, atlantische und biskajische, mit den Hauptstraßen des Seehandels verbunden, im Rücken gegen Frankreich geschützt von dem unnahbaren Riesen des Pyrenäengebirges, und durch Fluß- und Gebirgsgränzen von Portugal getrennt, 8440 Q. M. Flächenraum enthaltend, und ist das sechste unter den großen europäischen Ländern. Ueber die Pyrenäen, deren Thalgewinde Spaniens Grenzländer bedeckt, und die über dieselben führenden Pässe, vergl. d. Art. Pyrenäen. Die höchsten und stärksten Aeste dieses Gebirges ziehen sich in verschiedener Richtung durch Spanien; im Norden

das kantabrische Gebirge durch Asturien nach Galizien, wo es das Cap Finisterre bildet. Südöstlich streicht die Sierra d'Occa, von welcher fünf Gebirgsäste fast gleichweitig von Osten nach Westen laufen, und die Flußgebiete des Minho (die Nordgränze von Portugal), Duero, Tajo, Guadiana und Guadalquivir abgrenzen; zwei davon aber südwestlich die äußersten Spitzen von Europa (die Insel Tarifa) bilden. In südöstlicher Richtung fallen die Stromthäler des Xukar und Ebro ab. Jene Sierra's, unter denen die Somo-Sierra, die Guadarrama, die S. Morena (s. d. Art.), die Alpuxarras, die S. Nevada, und die S. de Ronda die bekanntesten sind, umgürten die Ebenen von Castilien und la Mancha (die höchsten in Europa von solchem Umfange nach Humboldt) mit starken Bollwerken, und trennen selbst die Bewohner verschiedener Landtheile in sittlicher Hinsicht. Das Klima ist sehr verschieden. Im Sommer ist es in Spanien sehr heiß, doch sind die Nächte kalt und feucht. In der Mitte von Spanien ist die Luft sehr warm und trocken, aber rein; des Sommers trocknen hier oft die kleinern Flüsse eine Zeitlang aus. Frisches und gesundes Quellwasser ist in manchen Gegenden so selten, daß man zu dem in Cisternen aufbewahrten Regenwasser seine Zuflucht nehmen muß. In den Gebirgen herrscht an menchen Orten (besonders in den Pyrenäen und in dem kantabrischen Gebirge) strenge Kälte. Statt der Oefen und Kamine bedient man sich meist der Kohlenbecken, um sich zu wärmen. Der Süden Spaniens ist sehr warm und feucht. In den Ebenen und weniger hohen Gebirgen ist der Winter kaum zu bemerken, und besteht hauptsächlich in Regengüssen. Schon zu Ende des Jenners tritt der Frühling ein. Der Medina- oder Solanowind weht im südlichen Spanien öfters mehrere Tage anhaltend; er kömmt aus Afrika, und löst alle Kräfte des Körpers und Geistes auf. Im Norden, am biskajischen Busen, weht der rauhe Gallegowind. Erdbeben verspürt man oft auf der pyrenäischen Halbinsel, und das gelbe Fieber hat sich schon einigemal (zuletzt 1821), durch Schiffe aus Amerika im Süden derselben in Barzelona, Malaga, Xerez, Cordova, Tortosa ꝛc., eingenistet; doch hat es in Europa noch nicht 45° Br. überschritten. Das atlantische Meer bildet im Nordwesten die Bai von Kerunna und im Südwesten die Bai von Kadix; das Mittelmeer bildet die Baien vom Gibraltar, Alikante und Rosas. Spanien wird von 155 größern und kleinern Flüssen, wovon aber die wenigsten schiffbar sind, und einer Menge von Bächen bewässert. Künstliche Wasserstraßen sind: 1) der Kaiserkanal in Aragon mit dem Nebenkanale von Tauste. Dieser prächtige Kanal fängt ½ Meile von Tudela an, ist 12 Meilen lang, 10½ Fuß tief und 75 Fuß breit, trägt Fahrzeuge von 2000 Centnern, und endigt in dem Ebro bei Saragossa. Vermittelst einer hohen Brücke von 4260 Fuß Länge ist er über den Fluß Xalon geleitet. 2) Der Kanal von Castilla mit dem Nebenkanale von Campos. Der fertige Theil fängt bei Alar del Rey an, und endigt in dem Pisuerga vor Palenzia; aber dem Plane nach soll er bis Santander fortgeführt werden. 3) Der zu Sevilla wiederhergestellte Ferdinandskanal, der erst seit Kurzem eröffnet ist. An Produkten hat Spanien: sehr gute Pferde, worunter das edle andalusische Roß; viele Esel, am schönsten in der Mancha, wo auch gute Maulesel gezogen werden; Rindvieh, der starke Stier von Andalusien lebt verwildert in der Sierra Morena; auch gibt es ungehörnte Ochsen; Schafe (über 6.000.000), die wegen der Wolle weit und breit berühmt sind. Man theilt sie in wandernde (s. Merinos), mit kurzer seidenartiger Wolle, und nicht wandernde, welche eine schlechtere Wolle geben. Ziegen; Schweine von zwei Arten, beide ohne Borstenkamm. Wild, und darunter: Damhirsche, wilde Schweine, Gemsen, Hasen (selten), Bären, Luchse, Wölfe, tigerartige Genettkatzen, eine Art Affen auf dem Felsen von Gi-

braltar und Chamäleons; unter den Vögeln den prächtigen Flamingo, den Goldadler und Bienenfresser; Federvieh, doch nicht so schmackhaft, wie in Frankreich und Deutschland; Fische, außer Aalen und Forellen, weniger Süßwasserfische, dagegen sind die beiden Meere reich an Thunfischen, Sardinhos, Breitlingen, Schollen, Pholaden, Stören, Dintenfischen und Austern; Bienen, Kermes, Kantharіden und Seidenzucht (vorzüglich in dem südlichen Spanien, wodurch in guten Jahren an 3.000.000 Pf. Seide gewonnen werden). Ein besonderes giftiges Thier oder Insekt nährt Spanien nicht, nur sind Stechfliegen, Muskitos und Taranteln in den südlichen Provinzen häufig, und zuweilen überziehen Heuschreckenschwärme das Land. Vorzüglich reich ist Spanien an Weinen, worunter die herrlichen Malagaweine aus Granada, der Xerez und Tinte aus Sevilla, der Alikante aus Valenzia, und der Valdepenas aus Mancha (jährlich werden an 284.000 Ohm Wein ausgeführt); Südfrüchte, auch die zärtlichern, wie Datteln, Granatäpfel, Opuntien ꝛc. in den herrlichen Huertas von Sevilla, Granada und Valenzia; Obst, Oliven, Gewürze, als Pfeffer, Kapern, Anies, Kümmel und Süßholz; Getreide, vorzüglich Weizen, Mais und Gerste, hie und da Panizo oder Moorhirse, und die Aronpflanze; Reis, Gemüse, am häufigsten Zwiebeln, Salat und einige Wurzelgewächse, Kartoffeln und Pataten, Artischocken und Spargel, so auch Chufa oder Erdmandeln wild; Flachs und Hanf, Esparto, Baumwolle, Färberröthe, Safran, Orseille, Soda von 8 Gattungen, worunter die geschätztesten die Barille, Aguagazul, Sosa und Salikor sind; Zuckerrohr, Arzneipflanzen, auch isländisches Moos und Cistenmanna; Holz, worunter 8 Arten von Eichen, Tamarisken, Pinien, Pappeln, Sumach und die so nützliche Karube (Algarrobe); Gold und Silber, jedoch wenig benutzt, aber Platina bei Sierra Morena; Kupfer und vortreffliches Eisen in Menge; Blei, Zinn, Quecksilber, Alaun, Vitriol, Kobalt, Steinkohlen, Salpeter, Schwefel, Edelsteine, Marmor, Alabaster, Granit, Schiefer; mehr als 1000 Salzquellen, Salzsteingruben, und gegen 1399 mineralische Wasser. Die Einwohnerzahl beläuft sich nach der Zählung im J. 1821 auf 11.405.124 Seelen. Diese lebten in 18.871 Kirchspielen und 18.335 Ortschaften (Pueblos), als 144 Städten (Ciudades), 4351 Flecken (Villas), unter denen sich aber mehrere ansehnliche Städte und selbst Madrid befinden, und 12.549 Dörfern. Edelleute waren 484.200 (wovon beinahe $\frac{1}{4}$ auf Asturien kam); 148.242 Geistliche, zum Theil in den 2126 Klöstern; 910.000 Bauern, 980.000 Tagelöhner, 272.000 Handwerksleute, 39.800 Kaufleute ꝛc., auch viele heimliche Juden; Muhamedaner (Modejares, an 60.000) und an 45.000 unstäte Zigeuner (Gitanos). Die hispanische Nation ist ein Volk, das, aus celtisch-iberischen Urstoffen entsprossen, theilweise mit punisch-karthagischen, dann mit römischen Ansiedlern vermischt, hierauf von germanischem, besonders gothischem Blute durchdrungen, endlich maurische Bestandtheile in sich aufnahm. Indem es aber die letzteren größtentheils wieder ausstieß, ging es, nach vielfach heißem Kampfe der nordischen und der südlichen Natur, durch den ritterlichen Geist des Mittelalters und durch den Sieg der katholischen Kirche über das Judenthum und den Islam, bei fortwährendem Ringen nach einer auf den Naturgrenzen des Landes ruhenden Selbstständigkeit, neugestaltet, aus blutiger Trennung als ein Ganzes hervor, doch so, daß es noch jetzt die Spuren einer zweitausendjährigen Zeit in sich bewahrt. Celtisch-gothischer Trotz und südliche Gluth, germanischer Freiheitssinn und Römerstolz, in den verschiedenen Völkern der Halbinsel vielfach schattirt, bewegen noch immer den Nationalgeist. Vorherrschend ist bei diesem Volke ein reges Nationalgefühl und Vaterlandsliebe, bei den meisten in hohen Dünkel ausartend, welcher den Fremdling mit Geringschätzung, den

Feind mit Verachtung ansieht; daher die Abneigung gegen alles Ausländische. Auch ist er mäßig, wahrheitsliebend und großmüthig. Eben so allgemeine Züge sind Ernst und Kälte, Ruhe und Bequemlichkeit, wenn von Außen keine Anregung da ist; aber bei Aufreizungen von Außen erwachen schnell die heftigen Leidenschaften des heißen Himmelsstrichs, Eifersucht, Glaubenswuth, Rachsucht, Wollust. Gegen Einfälle der Fremden hat sich das Volk immer wüthend und ausdauernd vertheidigt, und überhaupt, weil deutsches Blut in ihren Adern fließt, sich jederzeit weit kräftiger gezeigt, als die Italiener. Der Spanier ist, wie der Südländer überhaupt, sinnlich froh, doch weniger Genußmensch als der Franzose, und weniger lärmend, beweglich oder geschwätzig, als der Portugiese und Neapolitaner. Musik, Gesang und Tanz (s. Fandango und Valero) sind Nationalvergnügungen. Jene beiden sind einfach, oft eintönig, aber voll tiefer Empfindung; dieser ist üppig schwärmerisch. Körperliche Spiele, wie die Barra (das Werfen einer eisernen Stange nach einem Ziele) und Ballon, sind allgemein üblich. Das berühmteste Volksfest ist das Stiergefecht (s. d. Art.). Die Spanier sind meistens von mittlerer Größe, haben einen wohlgebauten, festen Körper, größtentheils sprechende Gesichtszüge, feurige, ernstblickende Augen, weiße Zähne und schwarzes Haar. Das vornehmere männliche Geschlecht ist bei weitem nicht so physischkräftig, wie das Volk und die Frauen überhaupt. Die Spanierinnen zeichnen sich durch schönen Wuchs und edle, stolze Haltung aus. Ihre Gesichtsfarbe ist weder weiß, noch zart, aber gesund. Sie wissen sich vortheilhaft zu kleiden, und bewegen sich furchtlos leicht, nicht ohne Würde. Dabei sind sie unbefangen, höchst natürlich, und in der heitersten Laune oft von ausgelassenem Witz, besonders unter dem Volke. Ueberhaupt ist die Spanierin geistreich und tief empfindend, stark, fest und treu; aber ohne Unterricht, vom Zufall erzogen, fast unwissend. Die Kleidung ist öffentlich und beim Volke noch immer national; im häuslichen Zirkel der Vornehmen französisch, im Ganzen reich und prunkvoll. Geht der Spanier aus, so hüllt er sich in einen langen Mantel (Capa), gewöhnlich von brauner, bei Reichern auch von weißer Farbe. Unter der Capa trägt der Bürger ein offenes Kamisol (Chupa) von Seide, Sammt oder Tuch, und eine Unterweste (Almilla); ferner einen breiten, buntnen Leibgürtel von Seide, Faxa genannt; kurze Beinkleider, weißseidne Strümpfe und Schuhe mit Bandschleifen oder Schnallen; auch Ueberstrümpfe von gewichstem Leder oder Tuch. Das Haar steckt gewöhnlich unter einem Netze, Retesilla, das mit bunten Schleifen geschmückt ist; über dasselbe setzen die Männer den Hut. Die allgemeine Farbe der Kleider der niedern Stände ist braun und schwarz. In den Städten erscheinen die Frauenzimmer nie ohne Schleier, Mantilla, die sie schön um sich schlagen, und ohne schwarz taftnen Ueberrock, Basquina; dabei lieben sie viel kleinen Putz und Schmuck in Haaren, an Ohren, Armen, Fingern und um den Hals. Der Adel ist höherer und niederer; der erstere: Grandes (s. d. A.) und Titulados (z. B. Duque, Marques, Conde, Visconte, Baron); der niedere, Hidalgo (Hijo d'algo, Sohn von Etwas) (s. d. Art.), Cavalleros, Escuderos. Nur in einigen der ersten Städte ist jetzt Wohlstand der Bürger zu suchen, weil zweckwidrige Anstalten, Auflagen auf den Fleiß der Arbeiter, schlechte Wege alles lebhafte Gewerbe aus den innern Landesstädten vertrieben haben. Die Städte theilen sich in Ciudades und Villas; die meisten stehen in grundherrlichen Verhältnissen. Der Bauer ist zwar frei, aber in den meisten Provinzen ist das Gut, welches er nachlässig bebaut, nicht sein Eigenthum; schwere Abgaben und Dienste für den Gutsherrn, das Hutrecht der wandernden Schafe, die Kronabgaben und die Accise auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse lähmen seinen Fleiß. Nur in Biscaya

beschränkt nichts die freie Regsamkeit, und das Bergland blüht. — Man spricht 2 Hauptsprachen, die eigentliche spanische mit dem kastil., katal. und galiz. Dialekt, und die baskische, die von den Bewohnern der baskischen Provinzen (Biscaya, Guipuscoa, Alava) und in dem Königreich Navarra geredet wird. — Die herrschende Religion ist die katholische. Ihr Vorsteher und Primas regni ist der Erzbischof von Toledo (mit 3 Mill. Liv. Tourn. jährlichen Einkünften); neben ihm sind 7 andere Bischöfe (in Sevilla, S. Jago, Granada, Burgos, Tarragona, Saragossa und Valenzia), die alle unmittelbar unter dem Papst stehen, und die hohe Geistlichkeit ausmachen, mit 51 Bischöfen, von denen die von Leon und Oviedo ebenfalls immediat sind. Die Einkünfte der sämmtlichen Erz- und Bischöfe betragen 15 Mill. Rthlr. — Nach dem Vertrag von 1753 hat der König die Ernennung der Erz- und Bischöfe, der Papst die Bestätigung; der König gibt dem Papst für die ehemaligen Annaten, Spolien ꝛc. jährlich 57.236 Fl., ernennt zu allen geistlichen Stellen, die nicht von der Wahl des Kapitels abhangen (nur 25 Canonikate sind dem Papste vorbehalten, der sie aber nur an Spanier vergeben darf), bestätigt die päpstlichen Bullen, läßt über Gewissensfälle, die sich anderswo der Papst vorbehält, durch seine Bischöfe dispensiren, weiset Pensionen auf geistliche Güter an, und beschränkt die päpstliche Macht durch die Wahl der Mitglieder, die im Lande selbst zu diesem Zweck eine geistliche Rota bilden. Der Nonnenklöster sind 1080; der Mönchsklöster 1925. Die Geistlichkeit muß nach der päpstlichen Bulle von 1823 jährlich an 10 Mill. Realen von ihren Gütern dem Staat abgeben; dagegen hat auch das kön. Dekret vom Dez. 1823 den Jesuiten und andern religiösen Orden ihre von den Cortes zum Besten des Staats eingezogenen Güter zurückgegeben. Man zählt 11 Universitäten, Salamanka, Valladolid, Alkala de Henares, Sevilla, Granada, Valenzia, Cervera, Saragossa, Hueska, Oviedo und Compostella. Jede hat ihre eigene Studienordnung, und das neue Reglement der Universität von Salamanka soll auch für die Uebrigen gelten. Auch gibt es 24 Lehrstühle der schönen Künste, 47 der mathematischen und physischen Wissenschaften und 39 Provinzialakademien. In den Hauptstädten sind auch von den Universitäten unabhängige Akademien für Natur- und Völkerrecht, Theologie, vaterländische Geschichte, Naturgeschichte, Botanik, Chemie, Mineralogie, Medizin, Anatomie, Chirurgie, Geburtshülfe, Zeichnen, Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Kupferstecherei ꝛc.; in Madrid, Segovia, Bergara, Barzelona ꝛc. Civil- und Militärseminarien für den Adel; in Ferrol, Cadiz und Carthagena Lehranstalten für das Schiffswesen. In Madrid ꝛc. sind auch Collegien für Civil-, Militär- und gemischte Bildung; in den Hauptstädten der Erzbisthümer und Bisthümer 60 Kollegien oder Seminarien (nach der Zahl der Kirchsprengel von Spanien) für die geistlichen Wissenschaften, und in allen Städten und fast allen Flecken Schulen für die lateinische Grammatik, Rhetorik und lateinische Poesie. In Madrid sind 23 wenig thätige Akademien. Auch zu Sevilla, Valenzia und Barzelona sind Akademien der schönen Wissenschaften, und zu Valladolid eine geographische. In Kadiz ist eine Sternwarte mit vortrefflichen englischen Instrumenten. Es gibt ferner 24 botanische Schulen mit Gärten und Gewächshäusern. Wichtige Bibliotheken sind im Eskorial (mit 6000 arabischen und morgenländischen Handschriften), zu Madrid (wo die königl. 130.000 Bände und 2000 Handschriften hat), Toledo, Salamanka, Alkala ꝛc. Auszeichnung verdienen auch das königl. Museum und Antikenkabinet zu Madrid, die Gemäldegallerie zu S. Ildefonse und Buen Retiro ꝛc. Unter allen Künsten ist die Kupferstecherkunst die vollkommenste; auch die Buchdruckereien sind gut, aber die Buchhandlungen wegen der Censur sehr eingeschränkt. Die Fabri-

ken sind ungeachtet der neuern Fortschritte nicht hinreichend für das Bedürfniß. Sie liefern treffliches Leder, besonders Corduan, Tabak (s. Sevilla), Zucker, Tapeten, Seife, Glas, Spiegel (zu S. Ildefonse, wo Tafeln von 120 Par. Zoll Höhe und 72 Zoll Breite gegossen werden), Porzellan, Faience, Wollen- (in Guadalajara, Segovia ꝛc.), Baumwollen-, Seidenwaaren (in Valenzia allein 4000 Stühle für Seidenwaaren, ferner in Barzelona, Sevilla, Talavera, Toledo ꝛc. überhaupt 18.000 Stühle), Hüte (in Badajoz), etwas Leinwand (in Galizien 5.550.000 Ellen, auch leinene Strümpfe, Tafelzeug ꝛc.), Esparto- und Junkogewebe, Alpargatesschuhe, weiße Afonkrüge (zu Andujar), Spitzen, Papier (in 480 Mühlen, wovon 200 in Katalonien, 95 in Valenzia ꝛc.), Degenklingen, Schießgewehre, Artilleriestücke, Eisen- und Stahlwaaren, Branntwein ꝛc. Münzstätten sind in Sevilla, Madrid und Segovia (letztere zur Kupfermünze). Viele Waaren, selbst inländische, sind oft weit theurer, als überall in Deutschland, z. B. die schlechteste Leinwand. Hölzerne Wanduhren der deutschen Werkstätten im Schwarzwalde findet man fast überall. Pflüge, Sicheln und Aexte der Inländer ist sehr unvollkommen. Zur Unterstützung der Gewerbe und des Ackerbaues tragen 67 patriotische und ökonomische Gesellschaften nicht wenig bei. Der innere Handel ist nur unbedeutend, da die Manufakturen nicht blühen, die Flüsse zur Schifffahrt unbequem und die Straßen meistens sehr schlecht sind. Zum auswärtigen Handel laden die weitläuftigen Küsten an verschiedenen Meeren und die vielen guten Häfen ein; aber man verhält sich meistens passiv; spanische Schiffe besuchen selten die europäischen Häfen. Das meiste Verkehr hat Spanien mit England, Frankreich, Portugal, Italien und Hamburg; der wichtigste auswärtige Handel war der mit den amerikanischen Kolonien, die es mit allen nöthigen europäischen Waaren versorgte. Nach Mexiko ging sonst deßwegen alle Jahre eine Flotte von 16 Schiffen zu 500 bis 1000 Tonnen, und außerdem noch viele Registerschiffe. Nach dem Dekret vom 4. Febr. 1824 ist der freie und direkte Handel aller Nationen mit den span. Kolonien nach gleichen Rechten bewilligt, doch mit Vorbehalt besonderer Begünstigung für den span. Handel. Die vornehmsten Handelsplätze sind: Kadiz (s. Jan. 1829 Freihafen), Hauptsitz des amerik. Handels, daher alle dahin bestimmten Waaren zur weitern Versendung hierhergebracht werden; Malaga, Sevilla, Barzelona, Bilbao, S. Sebastian, Koruna ꝛc. Den Handel erleichtern mehrere Gesellschaften, z. B. die philippinische Gesellschaft. Zu Madrid ist die St. Carlosbank, die unter dem Einfluß der Regierung steht, einen Fonds von 300 Mill. Realen in 150.000 Aktien besitzt, und besonders das ausschließende Recht hat, span. Piaster ins Ausland abzusetzen. Assekuranzgesellschaften sind zu Koruna, Kadiz und Barzelona. Zur Beförderung des Handels dienen auch die am 5. Jan. 1824 errichtete Junta für den Nationalreichthum, die Handelsgerichte in den größern Handelsplätzen, die Konsulate und die Postkutschen. Mit der Küstenfahrt sind bloß aus Kataloniens Seeplätzen 1500 Fahrzeuge beschäftigt. — Die Staatsverfassung ist unumschränkt monarchisch, und alle Handlungen der konstitutionellen Regierung vom 7. März 1820 bis 1. Okt. 1823 sind für null und nichtig erklärt worden. Nur Biskaya, Navarra und Asturien setzen ihre Privilegien und Landstände dem willkürlichen Verfahren der Regierung entgegen. Die Volljährigkeit des Königs fängt mit zurückgelegtem 14. Jahre an; über die Regentschaft während der Minderjährigkeit ist keine bestimmte Verordnung vorhanden. Die königlichen Befehle werden mit den Worten: Yo el Rey (Ich der König) durch einen Stempel bezeichnet. Der erstgeborne Prinz führt seit 1388 den Titel: Prinz von Asturien; seine Söhne, Brüder, Enkel und Neffen heißen Infanten von Spanien. An der Spitze des Hofstaats steht der Großalmo-

senier, der zugleich Patriarch beider Indien ist, und gewöhnlich aus dem hohen Adel genommen wird. Die übrigen Stäbe sind unter dem Oberhofmeister, Oberkammerherrn, Oberstallmeister, Oberjägermeister und Oberfalkenier vertheilt. Kein Hof in Europa ist pracht- und etiketvoller, besonders an Galatagen, deren es jetzt 6 ganze und 22 halbe gibt. Zur Pracht des Hofes dienen die Orden. Der geistlichen sind 4, nämlich: 1) der Orden von Alkantara; 2) der Orden von Kalatrava; 3) der Orden von Montesa; 4) auch der Johanniterorden besitzt in Spanien viele Kommenden. Zu den weltlichen gehören folgende: 1) der Orden des goldenen Vließes (s. d. Art.); 2) der Orden Karls des Dritten; 3) der Maria-Luisa-Orden für adelige Frauen, von der Maria Luisa, Mutter des jetzigen Königs, im April 1792 gestiftet. Dazu kommen die vom König Ferdinand dem Siebenten gestifteten Orden und Ehrenzeichen. Das höchste Staatskollegium ist der Staatsrath, in dem der König selbst den Vorsitz führt. Der Minister sind 5: 1) der auswärtigen Angelegenheiten; 2) des Kriegs; 3) des Seewesens; 4) der Finanzen; 5) der Minister für Gnaden und Justizsachen. Nach dem Dekret vom 19. Nov. 1823 wird, um unter den Staatssekretarien (Ministern) in Absicht ihrer Geschäfte eine vollkommene Harmonie zu unterhalten, ein Ministerrath gebildet. Nach den Berichten der Minister nimmt der König in diesem Rath selbst die Entscheidung, die dann mit den Bewegaründen zugleich durch den Justizminister förmlich einregistrirt wird. — Der Staatsrath steht im Zusammenhang mit dem königl. obersten Rath von Kastilien, der in 5 Säle getheilt ist, in dem 1sten und zum Theil in dem 2ten sich mit Regierungsangelegenheiten, Besetzung der Justiz- und Polizeistellen beschäftigt, und in den folgenden über Civil-, Kriminal- und Polizeigegenstände in höchster Instanz Urtheile fällt. Ein Ausschuß desselben, die Kamara, bildet den geheimen Rath des Monarchen, und schlägt mit dem Minister der Gnadensachen dem König 3 Personen bei Besetzung aller Magistratsstellen vor. Dieses Gericht entscheidet in einziger Instanz über Streitigkeiten zwischen den Grandes. — Für die Sicherheit des offenen Landes sorgt unter der Aufsicht des kastilischen Raths die heil. Hermandad. Außer dem hohen Rathe von Kastilien sind Appellationshöfe; für Kastilien die Chancelleria de Valladolid. In den Bezirken und größeren Städten ist die erste obrigkeitliche Person und die erste Instanz in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen der Korregidor, dem unter dem Namen Regidores mehrere Beisitzer zugeordnet sind; in den Villas und Pueblos heißen die Unterrichter Alkades und Bayles. Ein allgemeines Gesetzbuch hat Spanien nicht. In Kastilien richtet man sich nach der Rekopilazion de las layes de estos reynos, die von König Philipp dem Zweiten 1566 und vermehrt unter Philipp dem Fünften herausgekommen ist, nach den 1505 bekannt gemachten Leyes de Toro und dem 1496 von König Ferdinand dem Katholischen herausgegebenen Ordenamiento real. Außer diesen gelten Fora, wozu das Fuero Juzgo des Königs Egiza gehört, Partida, das römische und kanonische Recht. Die Provinzen Aragon, Katalonien, Valenzia, Majorka, Navarra, Galizien und die baskischen Provinzen haben ihre eigenen Provinzialrechte. 1824 ist eine allgemeine Polizeiverwaltung des Königreichs errichtet worden, die einem in Madrid wohnenden Generalintendanten übertragen ist, der unmittelbar dem Kriegs- und Justizminister untergeordnet ist. Spanien ist in 31 Provinzen getheilt, deren jede in Bezirke fällt. Jede Provinz wird von einem Statthalter unter dem Namen eines Vizekönigs oder Generalkapitains regiert. In dem mit dem 1. Juli 1822 anfangenden Rechnungsjahre waren die Einkünfte auf 663 Mill. Real. (66.300.000 Fl.), die Ausgaben auf 861.591.645 Real. (86.159.164 Fl.) veranschlagt, und das Deficit betrug mit Zurechnung eines Vorraths aus dem letzten Jahre 17.900.000 Fl. — Die Einkünfte der außer-europäischen

Besitzungen betrugen sonst 38 Mill. Piaster, nämlich aus den amerikanischen 36 Mill., aus den asiatischen 1.700.000 P., und aus den afrikanischen 300.000 Piaster. Aus Amerika flossen jährlich 60 Mill. Fl. in das Land. Die Staatsschuld zerfällt in die zinstragende und die unverzinste; jene betrug im Dez. 1822 4.495.820.486, diese 2.602.829.052 Realen. In einer 1824 vom König unterzeichneten Akte erklärt er, 34 Mill. Franken an Frankreich schuldig zu seyn. Nach dem Dekret über die Errichtung einer Tilgungskasse vom Febr. 1824 sollen jährlich 24 Mill. Realen (1.680.000 Rthlr.) in diese Kasse fließen, die zugleich die Zinsen der neuen Schuldverschreibungen decken soll, welche die Regierung vielleicht auszustellen genöthigt seyn wird. Die neu errichtete Liquidationskommission soll alle Staatsschulden und sonstige Ansprüche, die wegen rückständigen Soldes und Pensionen an den Schatz gemacht werden, verificiren und auszahlen, wenn sie sich aus früherer Zeit als vom 7. März 1820 herschreiben. — Da die Landmacht, die im Okt. 1822 51.585 Mann Infanterie und 6550 Reiter, so wie die Provinzialmiliz 87.000 Mann zählte, den Kortes gefolgt war, so wurde sie nach der Befreiung des Königs aus der Gewalt der Kortes im Okt. 1823 aufgelöst, und soll neu gebildet werden; bestimmt scheint die Garde aus 8000 Spaniern und 4000 Schweizern zu bestehen. Bedeutende Festungen sind: S. Sebastian, Fuenterabia, Pampelona, Roses, Figueras, Lerida, Saragossa, Barzelona, Taragona, Gerona, Tuy, Zamora, Ciudad-Rodrigo, Badajoz ꝛc.; Militärschulen sind zu S. Maria für die Infanterie und zu Segovia für die Artillerie; Ingenieurschulen zu Zamora und Alkala; Kadettenschule zu Madrid. 1824 bestand die Seemacht aus 1 Linienschiff, 1 Fregatte und 3 Briggs. Das Seewesen ist in 3 Departements getheilt: Kadiz, Ferrol und Karthagena. Zu den Bildungsanstalten gehören: 1) Akademien der Guardias marinas in Kadiz, Ferrol, Karthagena ꝛc. Jede der 3 Kompagnien, in welche das sämmtliche Korps der Guardias marinas vertheilt ist, besteht aus 13 Offizieren und 40 (sonst 92 Kadetten); 3 mathematischen Schulen in den genannten Städten für die Bildung der Marine-Artilleriekorps; Pilotenschulen, 17 nautische Schulen zu Kadiz, Malaga, Ferrol ꝛc. Spanien wird in die Provinzen der kastilischen und aragonischen Krone getheilt; zu jenen gehören: die Königreiche Alt- und Neukastilien, Leon, Galizien, Granada, Andalusien, Murzia, das Fürstenthum Asturien und die Landschaft Estremadura, oder die 23 Provinzen: Madrid, Toledo, Guadalarara, Cuenca, la Mancha, Avila, Segovia, Soria, Burgos, Palenzia, Toro, Leon, Asturien, Galizien, Valladolid, Zamora, Salamanka, Estremadura, Sevilla, Kordova, Jaen, Granada (die letzten 4 unter dem allgemeinen Namen Andalusien begriffen), Murzia; zu diesen die Königreiche Aragonien, Valenzia, Mallora und das Fürstenthum Katalonien, oder 3 Provinzen; Valenzia, Katalonien, Aragonien. Hierzu kommt das Königreich Navarra, die Provinz Biskaya und die Stadt Antrequa. Die von den Kortes entworfene neue Eintheilung Spaniens in 51 Provinzen ist mit ihnen wieder verschwunden.

Spanische Kolonien, s. Südamerika, Philippinen u. Westindien.

Spanische Reiter (Friesische Reiter), ein 4 oder 6eckiger Balken, welcher mit 4 bis 5 Fuß langen, zugespitzten, oft mit Eisen versehenen Stäben in das Kreuz rings herum durchzogen ist und in der Befestigungskunst bei Gräben und andern Stellen als Abnehmungsmittel gebraucht wird. Man nennt sie auch Sturm-Haspeln, weil sie vor die Bresche gelegt werden, die Feinde vom Sturme abzuhalten.

Spanische Sprache, Poesie, Literatur und Kunst. Der Geist und der Charakter der braven und ritterlichen, echt poetischen span. Nation haben der kastilianischen Sprache u. Literatur das Gepräge der Kraft, der

Einbildungskraft und der Hoheit aufgedrückt. Man erkennt in den ältesten Poesien derselben den Heldensinn ihrer Ritter, und in den Dichtern ihres schönsten Jahrhunderts die Pracht des Hofes Karls des Fünften. Keine Literatur ist so reich, vorzüglich im dramatischen Fache, als die spanische; keine hat diese orientalische Farbe der Empfindung, des Gedankens und der Darstellung; und keine Sprache solchen Wohllaut des Ausdrucks mit Würde. Sie berührt auf eine wunderbare Art eben so das Gemüth der nordischen als den Geist der südlichen Völker; in ihr erkannte der erste französische Tragiker, Corneille, die Richtung seines Genius, als er seinen Cid dem Guillen de Castro nachbildete; aus ihr schöpfte Le Sage die muntere Lebensfülle seines Gilblas; und ihr Don Quixote ist allen Gebildeten die schönste Frucht des heitersten und sinnvollsten romanisch-epischen Witzes. Wer das Einzelne durchwandern, in die herrlichen Orangenthäler und idyllischen Sierren Kastiliens sich vertiefen, die lieblichen Gesänge des dichterischen Volks in ihrer Mannichfaltigkeit vernehmen und den großen, idealischen Geist spanischer Frömmigkeit im Detail erblicken will, dem wird das jetzt so lebhaft unter den Deutschen erwachte Studium spanischer Sprache und Poesie, das früher durch Bouterwek angeregt, dann aber mit glänzenderm Erfolge von Tieck durch die meisterhafte Uebersetzung des Don Quixote, so wie von Schlegel dem Aeltern dadurch, daß er mit dem vorzüglichsten dramatischen Dichter der Spanier auf eine höchst erfreuliche Weise bekannt machte, auferweckt wurde, endlich jetzt von Gries und neuerdings von Malsburg nicht unwürdig und mit Eifer fortgeleitet wird, Gelegenheit genug geben, seinen Durst zu befriedigen, und dann uns selbst noch manche Schätze Hesperiens mitzutheilen, die wir wohl ahnen, die aber jetzt noch unter dem Bann des hütenden Drachen verschlossen ruhen. Das Schicksal des Volks erklärt den Ursprung seiner Sprache und die Eigenthümlichkeit seiner Literatur; ihr reizend üppiges Aufblühn, ihre edle Pracht und ihren — stolzen Verfall. Mit römischer Sprache und Bildung, welche Hispanien während sechshundertjähriger Unterwerfung angenommen hatte, mischte sich drei Jahrhunderte lang das frischkräftige Leben der Westgothen. Unter allen germanischen Eroberern waren sie das gebildetste Volk, das mit einem kriegerischen Geiste Rechtssinn, Freiheitsliebe und gesetzgebende Klugheit verband. Dadurch verschmelzten die Sieger die Besiegten mit sich zu einem neuen Volke, und der germanische Stamm erzeugte mit der Römerin die spanische Sprache. Später ward diese mit arabischen Wörtern bereichert, auch wohl in der Aussprache verändert; aber ihr Grundcharakter blieb romantisch; denn die Mauren verstanden es nicht, die Ueberwundenen mit sich volksmäßig zu vereinigen. Nahe verwandt mit der italienischen, ist dennoch die kastilianische Sprache vollklingender, betonter und aspirirter. Die Spanier schließen ihre Wörter (besonders die Infinitiven der Zeitwörter und die Plurale der Hauptwörter) viel häufiger als die Italiener mit Konsonanten; ihre Sprache ertönt von Sylben auf ar, er, or und as, und ist reich an Aspirationen auf x, j, g, h und f. Dabei hat die spanische Sprache etwas Würdigeres und Festeres, aber da sie noch weniger, als das Italienische von Philosophen und Rednern behandelt worden ist, eine mindere Geschmeidigkeit und Bestimmtheit; in ihrer Größe ist sie nicht immer klar genug, und ihre Pracht ist nicht frei von Schwulst. — Anfangs war in Spanien das barbarische Romanzo, seit 711 aber wurde das gebildetere Arabische die herrschende Sprache. Endlich waren wiederum zugleich mit den Waffen der Christen ihr Romanzo allgemeiner. In der Mitte des 13. Jahrhunderts unterschied man drei Mundarten der hispanisch-romantischen Sprache. Das Catalanische (ein provenzalisch-limousinischer Dialekt) war am frühesten ausgebildet, weil es der Sprache der Troubadours ähnlich zur

Dichtkunst gebraucht wurde; es breitete sich in den Staaten der Krone Aragonien, längst des mittelländischen Meeres, von den Pyrenäen bis nach Murcia hin, aus; das Kastilianische (die Sprache der Könige und der Cortes, endlich die edlere Schriftsprache) entstand in Asturien, Altkastilien und Leon. Nach dem gänzlichen Untergange der Troubadours verdrängte es um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als Aragonien und Kastilien einen Staat zu bilden anfingen, das Catalanische aus den Kanzleien und den guten Gesellschaften. Es herrschte im Innern, von den Pyrenäen an bis Granada und Portugals Grenze; das Portugiesische (s. d. Art.) entstand in Galizien aus dem Gallego, und verbreitete sich von dort bis nach Algarbien. Der feste Muth, mit welchem die Spanier ihre Selbstständigkeit wieder eroberten, und ihre bürgerliche Freiheit, zum Theil auch die politische und kirchliche, bis zu Karls des Fünften Zeit zu behaupten wußten; der allen Bürgern, im Pallaste der Großen, wie in der Hütte der Armen, eingeborner Stolz auf ihr reines gothisches Blut und auf ihren altkatholischen Glauben, erzeugte bei strengeren und einförmigen Nationalsitten, und bei gänzlicher Abwesenheit der Sklaverei und Leibeigenschaft, ein gewisses Gleichgewicht unter den Ständen; daher jene Achtung für den Menschen, jene Formen der Höflichkeit im Umgange und jene kastilianische Würde, die man selbst in dem Bettler bemerkt. Aus dem Rittergeiste aber, der die höhern Stände, die Könige und den Adel, nach demselben Gesetze der Ehre, des Edelmuthes und der Tapferkeit erzog, der den Muth durch den Glauben, den Stolz durch den Rechtssinn, und das Nationalgefühl durch die Dichtkunst veredelte, ging jener edle, wohlabgemessene Gesellschaftston hervor und jene adelige Feinheit der Sitten, welcher der Sprache wie der Literatur einen Glanz und eine Würde gaben, die späterhin der Untergang der Freiheit, der Verfall der Macht und der Druck der Inquisition nicht auslöschen konnten. — Die spanische Literatur entstand im 12. Jahrh. Mit der scholastischen Theologie und Philosophie befaßte sich der Geist der Nation fast gar nicht, obgleich damals, bis auf die Zeiten Ferdinands des Katholischen, Gewissensfreiheit herrschte. Nur in den Klöstern stritt man über religiöse Fragen; doch verlor sich die glühende Einbildungskraft des Spaniers mehr in mystischer Verzückung, als in metaphysischen Grübeleien. Die Dichtkunst war daher die erste und einzige Wiege der spanischen Literatur. Die spanische Poesie liebt wie alle neu europäische den Reim, hat aber außerdem bei dem Reichthum an wohltönenden Endigungen noch eine unvollkommnere Art des Reims, die Assonanz zugelassen, welche ohne Berücksichtigung der Konsonanten bloß durch die Wiederkehr des nämlichen Vokals das geübte Ohr befriedigt. Mehrere gelungene Nachbildungen von A. W. Schlegel, Tieck, Gries u. A. haben die Zulässigkeit dieses Reims auch für die weniger günstig organisirte deutsche Sprache bewiesen. Die ältesten Formen der spanischen Poesie waren sehr einfach, kurze Verse mit aufeinander folgenden oder sich kreuzenden Reimen bildeten längere oder kürzere Strophen, coplas; die villancicos oder bäurische Lieder waren von derselben Art, dazu kamen noch die Glossen. Ihre größte Eigenthümlichkeit in dieser Rücksicht, die Redondilien (redondillas), die, wie bei keiner Nation, bei ihr nicht nur das stehende Sylbenmaß für die Romanze, sondern auch für das Drama wurden, mit den nur bei ihr zur höchsten Vollendung ausgebildeten Assonanzen, sind ein wahres eigenes Gewächs spanischen Bodens; Redondilien, in ihrer spätern Ausbildung vierzeilige Strophen in größtentheils vierfüßigen trochäischen Versen, eignen sich, bei der Festigkeit der Trochäen, in ihrer Kürze und steten Abwechselung so ganz für die spanische Poesie, daß die Verse de arte mayor (daktylische vierzeilige Strophen in Stanzen) nicht gut neben ihnen aufkommen konnten. In den Sonetten,

die auf spanischem Grunde erwachsen waren, ehe noch an Bekanntschaft mit Italien zu denken war, wurden sie am volkgemäßesten ausgebildet, so wie die kunstreiche Verschlingung dieses Metrums wohl keinem Volke mehr zusagen mußte, als dem spanischen. Durch die Berührung der Spanier mit den Arabern entstand wahrscheinlich die Romanze in einer der spanischen Poesie ganz eigenthümlichen Art. Mehreres s. im Art. Romanze. Zu diesen ursprünglichen Formen gesellte sich im 16. Jahrh. noch der ganze Reichthum der Formen der italienischen Poesie, und Terzinen, Sestinen, Oktaven fanden bald die glücklichste Aufnahme. Eine Sammlung der Ueberreste der ältesten kastilianischen Dichter hat der königl. Bibliothekar D. Thom. Ant. Sanchez 1779 in 4 Bänden herausgegeben. Das älteste noch vorhandene spanische Gedicht und zugleich das älteste Epos von allen in den neuern Sprachen (150 Jahr vor Dante's divina Commedia), ist der Cid, (vergl. d. Art.) wahrscheinlich aus der Mitte des 12. Jahrh., eine Chronik in noch sehr unvollkommenen Versen, der reinste Spiegel des altspanischen Rittergeistes. Das Versmaß des ernsten Gedichts bildete zuerst der Mönch Gonzalez de Berceo (1198—1268) aus. Darauf entstand unter Alfons d. Zehnten Regierung (st. 1324) und durch ihn die kastilianische Prosa. Er ließ die Schriften der Araber übersetzen und die Gesetze (las Partidas) in kastilianischer Mundart abfassen. Zugleich begann der Volksgesang der alten Heldenlieder, von denen man über tausend gesammelt hat, unter welchen die Romanzen des Cid (s. Herder's Cid nach (70) spanischen Romanzen gesungen, in dessen Werken für schöne Literatur und Kunst. Th. III.) die ältesten sind. Mithin entstanden die spanische Dichtkunst und Prosa früher als die italienische; aber sie entwickelten sich weit langsamer. Vier Jahrhunderte lang, vom 12. bis zu Ende des 15. Jahrh., während welcher der Krieg mit den Mauren die Nation beschäftigte, blieb die Ritterpoesie ziemlich auf derselben Stufe stehen, und die kastilianische Prosa ward erst um die Mitte des 14. Jahrh. wieder erweckt (fast gleichzeitig mit der toskanischen im Dekamerone) durch die politischen Novellen, oder den Grafen Lukanor des Prinzen D. Juan Manuel (st. 1362) und durch den berühmten Ritterroman, Amadis von Gallien, für dessen Verf. Vasco Lobeira, ein Portugiese, gehalten wird. Dieser, einem französischen Romancier nachgebildete Roman gab dem Nationalgeschmack in Spanien die große Vorliebe für den Ritterroman, welche mit Erfolg endlich Cervantes bekämpfte. Ein noch regeres Leben in der Literatur erwachte im 15. Jahrh. Mitten unter den Großen, deren Parteiung Kastilien unter dem schwachen Johann d. Zweiten (1407—1454) zerrüttete, gab es ausgezeichnete Dichter. Ein solcher war der Marquis Enrico de Villena, welcher in Kastilien eine der kastilianischen Poesie bestimmte Akademie gründete. Sein Zögling, D. Inigo Lopez de Mendoza, Marquis de Santillana, war als Ritter, Staatsmann, Gelehrter und Dichter einer der merkwürdigsten Männer am Hofe Johannes d. Zweiten. Allein die Dichtkunst ward mit einer frostigen Gelehrsamkeit überladen, wozu Dante's Meisterwerk verleitete; daher die vielen pedantischen Witzspiele mitten unter den kleinen lyrischen Gedichten aus jener Zeit, die man in der Sammlung Cancionero general antrifft. Ob nun gleich ein falscher Geschmack am Allegorisiren und die Nachahmungssucht kein Originalwerk des Genius aufkommen ließen, so wurden doch die Technik der Sprache, besonders die des Reimes und der Assonanzen, so wie mehrere den Spaniern eigenthümliche oben genannte Formen der Poesie ausgebildet. Zugleich entstand im 15. Jahrh. die dem Nationalgeist ganz eigenthümliche dramatische Poesie der Spanier. Der dramatische Roman, Calixtus und Melibóa, oder Célestine, dessen erster Akt in der Mitte des 15. Jahrh. geschrieben und um das Jahr 1510 von Fernando de Rojas mit zwanzig

andern vermehrt wurde, hat, wie spanische Literatoren behaupten, den Neueren die dramatische Laufbahn eröffnet. Mehreres s. im Art. Ritterpoesie. Einige historische und biographische Werke von Bedeutung erschienen zu gleicher Zeit; die Chroniken des Dichters Perez de Guzman und des Großkanzlers von Kastilien, Pedro Lopez de Ayala, sind noch in neuerer Zeit durch die Bemühungen der Akademie der Geschichte zu Madrid wieder aufgelegt erschienen; die Geschichte des Grafen Pedro Nino de Buelna von Gutierre Diaz de Games, die Geschichte des Alvaro de Luna von einem ungenannten Freunde und die claros varones von Fernando de Pulgar, verdienen noch heute ihren Ruhm. Vor 1500 fanden sich in Spanien keine Spuren größerer Sprachstudien, als in den früheren Jahrh. in diesem Reiche vorhanden waren: von lateinischen Schriftstellern wurden zwar einige, wie Valerius Maximus, Livius (von Ayala, starb 1407), Lukan und Seneka, in die Landessprache übersetzt; aber von griechischer Sprachkunde fehlt alle Spur vor der Bestätigung der Universität Valenzia (1500), bei welcher endlich sechs Lehrstühle für die lateinische und zwei für die griechische Sprache errichtet wurden. Zu Alkala und Salamanka lehrte Nonnius Pinzianus die griechische Sprache zuerst. Einen neuen Schwung gab Ximenes den alten Sprachstudien durch die Stiftung der Universität Alkala de Henares (von 1499—1510), deren erste Frucht, die Complutensische Polyglotte (von 1514—1517), ein großer Beweis des dasigen Sprachfleißes war. Das eigentlich klassische Zeitalter der spanischen Literatur begann erst mit Karl d. Fünften, unter dessen Regierung die Hochschulen Granada, Compostell, Banza, Ossuna und Osma gegründet wurden. In dieser Zwischenzeit erkämpfte die spanische Nation die glorreichsten Siege zu Wasser und zu Land. In dem Gefühl einer solchen Größe vermag eine Nation alles, auch im Geistigen, was sie will. Vor allem pflegt sie ihre eigene Kraft und Kühnheit auch ihrer Sprache einzuhauchen, und sie, wenn ihr nur nicht alle frühere Bildung fehlt, schnell zur klassischen Vollkommenheit zu erheben. Der Spanier Landessprache breitete sich über ganz Europa als lebende Sprache so allgemein aus, daß sie seit Karl's d. Fünften Zeiten an allen Höfen und unter den obern Ständen der benachbarten Reiche geredet wurde. Dann ward den Spaniern selbst ihre Herrschaft über eine halbe Welt, ihr vieles Reisen nach Italien und Deutschland, nach Frankreich und den Niederlanden, nach Amerika und Afrika, die Veranlassung zur Erwerbung einer ausgebreiteten Sprachkunde. Wie schnell und außerordentlich erweiterten sie durch ihre vielen und weiten Reisen ihre Länder- Völker- und Seekunde; wie vervollkommneten sie dabei ihre Schifffahrtskunst. Amerika allein ward schon für die Spanier die Quelle ungewöhnlicher Kenntnisse. Seine völlig neue Natur reizte zur Aufmerksamkeit auf die Naturkunde: erst zog sie einen Gonzala de Oviedo, Franzisko Hernandez und Pedro Akosta, zum Studium der amerik. Naturgeschichte hin; darauf führte sie die einheimischen Naturkenner zur Untersuchung der Natur ihres eigenen Vaterlandes, unter denen Marzuello einer der ersten Forscher (besonders über die Naturgeschichte der Vögel) war. Nach einem aus den Alten gebildeten Geschmack lehrte Luis Vives, ein wahrer Baco seines Zeitalters, seine Landsleute (vor 1540) eine richtige Art zu studiren. Der Eifer, mit welchem man seitdem die alten Sprachen studirte, bildete an Arias de Montano (vor 1586), dem berühmten Herausgeber der Antwerper Polyglotte, einen berühmten Bibelausleger und großen Kenner der orientalischen Sprachen; an Juan Moles Margerith einen glücklichen Alterthumsforscher; an Pegro de Chazon und Diego de Covarrubias die ersten Kenner der griechischen, römischen und spanischen Münzen; an Martin Azpilueta einen Humanisten, von welchem Vossius, Manutius, Schottus, und alle Gelehrten seiner Zeit mit großer Hochachtung redeten.

Vrgl. d. Art. Philologie. Mit Antonio Augustin, Anton und Diego Gomez, Suarez, Vasquez, den beiden Covarruvias (Diego und Anton) u. A. stand die elegante Jurisprudenz mit allen ihren Hülfswissenschaften, mit Sprach- und Alterthumskunde, Kritik und Geschichte auf; das römische und kanonische Recht kannte keine geschicktere und glücklichere Erläuterer, und die Namen der spanischen Rechtsgelehrten standen in der höchsten Achtung. Die Aerzte kehrten von den Arabern wieder zu Galen zurück, wie Franzisko Vales, Hernandes und Herrera, die zu ihrer Zeit die Aerzte andrer Länder, selbst die französischen, in echter Wissenschaft übertrafen. So ward der Name der Spanier im 16. Jahrh. in allen Wissenschaften, die es kannte, groß: in der Mathematik durch Pedro Ciruelo, Jeronimo Munoz aus Valenzia und Rodrigo Dosma Delgado, der mit dem Studium der Mathematik eine ausgebreitete Sprachkunde, Kenntniß der hebräischen, syrischen, chaldäischen, griechischen und lateinischen und der vornehmsten europäischen Sprachen verband; in der Astronomie durch Alfonso de Cordova und Rojas, denen nur Copernikus und Tycho in ihrem Zeitalter vorgingen. Unter den Classikern (s. d. Art.) nennen wir Boskan (st. 1544) und Garcilaso de la Vega (st. 1536) (s. bd. Art.), welche den italienischen Geschmack in Spanien einführten, den Jambus zuerst gebrauchten, und im Sonett den Petrarka nachahmten. Des letztern Eklogen wurden Muster des spanischen Schäfergedichts. Zugleich trat D. Diego Hurtado de Mendoza (st. 1575) (s. d. Art.), ein ausgezeichneter Staatsmann, als Dichter (Episteln und Sonette) und als Geschichtschreiber (des Aufstands der Mauren in den Alpujarras) auf. Durch seinen komischen Roman, Lazarillo de Tormes, der in alle Sprachen übersetzt wurde, veranlaßte er eine Menge Nachahmunmungen in der Gattung der Gauner- und Bettler-Romane (es gusto picaresco). Eine Fluth von Novellen, unter welchen die von Timoneda und Perez de Montalvan genannt werden müssen, ergoß sich daneben. Aber hier trat der unsterbliche Miguel de Cervantes Saavedra (geb. 1547) (s. d. Art.) mit seinem höchst originalen, in klassischer Prosa geschriebenen Don Quixote auf, und überglänzte alle seine Vorgänger und Nachfolger. Zwei Portugiesen, Franzisko de Saa Miranda (st. 1558) und Jorge de Montemayor (st. 1562) (s. bde. Art.), dichteten auch in kastilianischer Sprache; jener Eklogen, dieser den ersten Schäfer-Roman. Mehr Schwung und Kraft zeigen die Canzoni und Oden des Hernando de Herrera (st. 1578) (s. d. Art.); Correktheit des Ausdrucks und tiefes, oft schwärmerisches Gefühl zeichnen die mystische, religiöse Poesie des Luis Ponce de Leon (st. 1591) aus. Im epischen Fache ist die Araukana des D. Alonzo de Ercilla (st. 1583) (s. d. Art.) zu bemerken, weil Voltaire sie den großen Epopöen der andern Nationen an die Seite setzt; ob sie gleich so wenig als eins von den übrigen 35 Heldengedichten, die in kastilianischer Sprache vorhanden sind, diese Auszeichnung verdient. Dessen ohnerachtet haben die Spanier die Hoffnung noch nicht aufgegeben, endlich einen epischen Meister aufzustellen: wenigstens dauern epische Versuche noch immer fort, wovon einer der neuesten das eroberte Mexiko von Juan de Escoiquiz ist. — In der dramatischen Poesie hat Spanien seinen höchsten Triumph errungen. Sie wurde zuerst unabhängig in der Zeit Johanns d. Zweiten, ist aber ursprünglich aus den geistlichen Spektakelstücken hervorgegangen, mit welchen darum auch immer ein großer Theil ihrer Produktion verbunden blieb. Sie, in deren Hinsicht die alte Poetik des Juan de la Cueva besonders merkwürdig ist, kennt nicht die griechische Unterscheidung der Komödie und Tragödie. Die Stücke aller spanischen Dichter werden von den Spaniern zwar alle Comedias genannt, in Rücksicht auf den Inhalt aber in 3 Klassen getheilt: solche, welche geistliche und religiöse Gegenstände behandeln; solche, welche

heroisch-allegorische Gegenstände darstellen; diese beiden entsprechen am meisten den Begriff unsrer Tragödie; und solche endlich, welche sie comedias de capa y esdada, Mantel- und Degenstücke nennen, Intriguenstücke, welche unsern Komödien entsprechen und aus welchen auch französische, englische und deutsche Dichter oft genug, ohne ihre Quelle zu nennen, geschöpft haben. Jedes dieser Stücke wird in Jornadas, Tage oder Akte, gewöhnlich nur 3, getheilt. Außer diesen größeren Stücken haben die Spanier noch eine große Menge kleinerer in einem Akte, welche theils als Zwischenspiele der größeren Stücke, theils nach Beendigung derselben gegeben werden. Solche sind die autos sacramentalis, religiös allegorische Darstellungen, Saynetes und Entremeses, komische Zwischenspiele mit Musik und Tanz begleitet. Schon dieß deutet darauf hin, daß das spanische Drama ein eigenthümliches Gewächs war, und wir können es mit unserm A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen am füglichsten das romantische oder mit Tieck im Gegensatz des Shakspeare'schen historisch-romantischen, das poetische Schauspiel nennen. Ist das Eigenthümliche des neuern Schauspiels die Intrigue, dieser natürliche Reflex des buntschillernden, romantischen Farbenspiels, so sehen wir sie bei dem Engländer schon mehr in dem großen, durch die Kraft des Inhalts imponirenden Styl des Norden auftreten, dahingegen der Spanier sie mit der ganzen Würde der kastilianischen Tiefe, aber auch zugleich in dem buntesten, glanzreichsten Formenspiel des Südens durchzuführen, und sie zu einer Stufe der Bildung zu erheben wußte, auf welcher ihm keine Nation nachkommen, wohl aber oft genug von ihm borgen konnte. Dabei war ihm die geistliche Komödie eigenthümlich, und die einzige Andacht zum Kreuze von Calderon beweis't, welche Herrlichkeit die Poesie des Christenthums erlangen kann — gewiß ein bei weitem noch nicht genug gewürdigter Vorzug der spanischen. Nachdem in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. eine gelehrte Partei, in dem unbestimmten Sehnen nach Theater, das griechische und römische Drama dem Volk aufzudringen, unglücklich versucht hatte, trat Torres Naharro auf, und legte den Grund zur echtspanischen Komödie, welchem der von Cervantes der Große genannte Lope de Rueda, selbst Schauspieler, mit Stücken in Prosa folgte. Aber das Theater der Spanier war damals, wie das der Griechen unter Thespis und Phrynichus, noch sehr arm, und bestand nach Cervantes aus einigen Brettern und Bänken, und einer Garderobe, die sich nebst den Dekorationen in Einen Sack packen ließen. Aus diesen rohen Anfängen, unter welchen auch des Dominikaners Bermudez Geschichte der Ines de Castro in zwei Trauerspielen nicht zu vergessen ist, entwickelte sich das Drama bis auf Cervantes, den Nebenbuhler des Lope de Vega, (s. d. Art.) ohne ihm gleich zu kommen. Den ersten Ruhepunkt seiner Ausbildung fand es in dem zuletzt genannten, dem vor Calderon allgemein Gefeierten (geb. 1562), der in allen oben angeführten Gattungen spanischer Komödie sich mit ungeheurem Beifall versuchte, und dessen berühmteste Stücke mit Ausschluß der Autos und Vor- und Zwischenspiele allein 25 Bände anfüllen. Ihn bezeichnet unerschöpfliche Erfindungsgabe, eine höchst verwickelte Intrigue; aber ihm fehlt die innere, feinere Politur. Ihn umgab ein Heer von Nachahmern (worunter der Einzige, z. B. Mira de Meskua, Auszeichnung verdienen), welches die Komödie bis zur zweiten und höchsten Stufe begleitete, die durch den unsterblichen Pedro Calderon de la Barka (geb. 1600) bestimmt genug angezeigt ist. Er, der Freund und Dichter des vierten Philipp, der mit der größten Vorliebe für das Theater sorgte und selbst schrieb, war der Erwählte, um das spanische Theater zum höchsten Gipfel zu erheben, und A. W. Schlegel hat es siegreich erwiesen, daß in dem Kranze romantischer Dramatiker überhaupt Er die kostbarste Perle sey. An Frucht-

barkeit fehlte es ihm auch nicht, und man schreibt ihm 127 Komödien, und 95 Autos, außer seinen Vor- und Zwischenspielen und andern Dichtungen, zu. Christoval Virues (bl. 1600), ein wahres tragisches Genie, schied das Trauerspiel sorgfältig vom Lustspiel, die seine Zeitgenossen vermengten und strengte alle Kräfte an, die Regeln des spanischen Nationaltrauerspiels zu finden; er traf auch in der Sprache wahres tragisches Pathos; aber es fehlte seinen großen Talenten an der nöthigen Ausbildung, um die Regeln des Nationaltrauerspiels zu finden, Feinheit in die Anlage und in die Ausführung dramatisches Leben zu bringen. Calderons Zeitgenosse, Aug. Mureto, der am Hofe Philipps des Vierten lebte, hat sich ebenfalls als dramatischer Dichter ausgezeichnet. — Zu gleicher Zeit, als die Poesie ihren Höhepunkt in Spanien erreicht hatte, ward auch der prosaische Styl gebildet. Der gelehrte Theolog Fernan Perez de Oliva († 1533) lieferte in mehreren Schriften, unter denen sein Dialog über die Würde des Menschen die berühmteste ist, Muster der didaktischen Prosa. In vollendeter Sprache schrieb J. Huarte (vor 1590) (s. d. Art.) seine kühne und paradoxienreiche Prüfung der Köpfe für die Wissenschaften; sie veredelte bis zu einem rein didaktischen Ton Oliva's Neffe, A. de Morales (vor 1590), in seinen Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der praktischen Philosophie und Literatur, die zwar keinen tiefen, aber doch einen hellen Denker verriethen. Darauf suchte P. de Valles mehr Schwung in sie zu bringen, durch Antithesen, die er dem Seneka nachahmte; L. Mexia gab ihr schon hie und da deklamatorischen Prunk in seinem allegorischen Roman, Labricio. Unter den Geschichtschreibern aus der Periode der spanischen klassischen Literatur sind zu bemerken: Ambr. de Morales, Historiograph Philipps des Zweiten (vor 1590), Allgemeine Chronik von Spanien u. a. historische Werke; Diego de Mendoza, Geschichte des Kriegs mit den Mauren in Granada; der Jesuit Mariana († 1623), der fleißigste aller span. Historiker, Geschichte von Spanien; Zurita, beurkundete sich als pragmatischer Geschichtschreiber in seinen Anales de la Corono de Aragon; Anton de Solis († 1686), Geschichte der Eroberung Mexiko's — lauter Werke von einem gebildeten, wenn gleich nicht immer klassischen historischen Style, denen nichts, als eine ganz vollendete historische Kunst abgeht. Die glänzende Periode der spanischen Nation im 16. Jahrh. war auch die Periode der blühenden Literatur. Diese war aber nicht von langer Dauer; auf die höchste Anstrengung folgte Erschlaffung. Das durch seine Lage isolirte Spanien ward durch politische Verhältnisse vom übrigen Europa und besonders von Frankreich getrennt, und die Mittheilung fremder Aufklärung hörte auf. Gelehrte Sprachenkunde nahm ab; auch Mathematik, Philosophie, Theologie, gelehrte Medizin und Chirurgie geriethen in tiefen Verfall. — Der keusche Geschmack in Poesie und Prosa konnte sich bei der überhandnehmenden physischen Schwäche des Staats, die auch immer eine geistige nach sich zieht, nicht mehr aufrecht erhalten, und ward zuletzt eine unbekannte Empfindung; dagegen ward der Aftergeschmack in dem Gongorismus herrschend, der sich in der Poesie an affektirter Gelehrsamkeit, verschrobenen Wörtern und ungeheuern Metaphern und in der Prosa an phantastisch-witzelnden Ausdrücken weidete. Gongora (s. d. Art.), der als Beichtvater Philipps des Vierten (1627) starb, hatte so unverständlich-schwülstige Poesien hinterlassen, daß eigene Ausleger aufstehen mußten, um nur einen Sinn in seine Verse zu tragen. Dennoch bildete sich nach ihm eine poetische Schule, die ins Wilde phantasirte, nach außerordentlichen und überschwenglichen Gedanken jagte, die in Wörtern und Wendungen die ganz verkehrte, affektirte, gezwungene und geschraubte Sprache des Gongora nachahmte,

die man zu den Zeiten eines noch besseren Geschmacks von ihren Conceiti nur die Conceptistos zu nennen pflegte. Nun nannte man sie spottweise die Culturistos, von ihrem vermeintlich gebildeten Style. Indeß war die alte, von Boskan und Garcilaso gegründete Schule nicht ganz ausgestorben. Die Brüder Argensola (Lupercio † 1613, Bartolomeo † 1631), welche auch als Fortsetzer von Zurita's Jahrb. Aragoniens bekannt sind, haben sich durch die Feinheit und Korrektheit ihrer lyrischen Gedichte, Episteln und Satyren einen Platz unmittelbar nach Ponce de Leon erworben. Als Epiker, Lyriker, Bukoliker erwähnen wir: Espinel, Morales, di Figueroas, Sousa, Virues, Montalvan, Ag. de Texada. Durch Universalität der Kenntnisse und geistvolle Laune erwarb sich der fruchtbare D. Franc. de Quevedo, der als ein Opfer der schlechten Justiz 1645 starb, als satyrischer Dichter und Prosaist den Ruhm, daß man ihn mit Voltaire verglichen hat. Als Nachahmer des Anakreon und Horaz wurde Estevan Manuel de Villegan († 1669) geschätzt. So laut sich auch alle bessern Talente gegen den abenteuerlichen Gongorismus erklärten, konnten sie ihn lange Zeit nicht verdrängen, weil man darin etwas Genialisches fand. Am meisten that ihm endlich der Vicekönig von Peru, Borja y Esquillache (s. d. Art.) durch Poesien im echt klassischen Styl Abbruch. Besonders durch den Jesuiten Balt. Garcian († 1658), welcher über Lebensphilosophie u. a. Gegenstände schrieb, drang jetzt der falsche Geschmack Gongora's auch in die Prosa ein. Denn Inquisition und politischer Druck, durch welche die Kraft und der Ruhm der Nation und der Monarchie verwelkten, ließen eine gesunde Philosophie und Kritik nicht aufkommen. Dieß führte endlich den gänzlichen Verfall der spanischen Literatur unter Karl dem Zweiten († 1700) herbei. Nur langsam erhob sie sich wieder unter Philipp dem Fünften, der auch den ersten Grund zur Erneuerung des Nationalwohlstandes legte. Dieser gründete die Akademie der Geschichte, welche die Gelehrten zu Forschungen über die spanische Alterthümer veranlaßte, und die Akademie der Sprache, welche ein treffliches Wörterbuch abfaßte. Unter Karl dem Dritten ward mit leidenschaftlicher Theilnehme des Königs Alles befördert, was den Geist der Spanier, was Kunst und Wissenschaften emporheben konnte. Aber zugleich bildete sich eine Partei, welche den regelmäßigen Dichtungen der Franzosen den Vorzug gab vor dem Reichthum der span. Phantasie; an ihrer Spitze standen der gelehrte und geistvolle Ign. de Luzan (Verf. einer Poetik. Sarag. 1737), und Luis Jos. Velasquez (Verf. der Origines de la Poesia espanola (deutsch m. Erkl. v. Dieze 1769). Noch jetzt dauert der Kampf zwischen dieser Partei und dem Volke, das dem alten Nationalgeschmack seinen Beifall gibt, besonders in Hinsicht der Bühne, fort. Die Geistlichkeit begünstigte damals die Aufführung religiöser Schauspiele und Autos sacramentales, die aber zuletzt so anstößig wurden, daß sie Karl der Dritte 1765 verbot. Um den verkehrten Geschmack in der Kanzelberedsamkeit (eine andere Beredsamkeit hat Spanien nie gekannt) lächerlich zu machen, schrieb der Jesuit de l'Isla, unter dem Namen Lobon, die Lebensgeschichte des Bruders Gerundio de Campazes 1758. Darauf erhob sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. eine poetische Partei, die sich dem eindringenden französischen Geschmack in der Literatur mit Erfolg widersetzte, indem sie den ältern Genius mit klassischer Eleganz zu vereinigen suchte. In dieser Absicht gab D. Juan Jos. Lopez de Sedano 1768 seinen Parnaso espanol, eine Sammlung der älteren Lyriker, heraus, und der geistvolle La Huerta, abgesehen von seinen Trauerspielen, hat der spanischen Nationalkomödie durch kräftige Vertheidigung derselben gegen die Kritiker, welche sie bis auf ihn herabgewürdiget hatten, und durch eine Auswahl der besten Theaterstücke, besonders aus Calderon, wieder empor geholfen. Unter den neuern

Dichter Spaniens aus dieser Schule haben sich Folgende ausgezeichnet: Nik. Fern. de Moratin, als Verfasser regelmäßiger Tragödien; Leander Fern. de Moratin, als komischer Dichter; D. Ramon de la Cruzcano, als Lustspieldichter und Verfasser vieler in Spanien beliebten Zwischenspiele und Saynetes; die ausgezeichnete lyrische Dichterin Inez de la Cruz (s. d. Art.), eine mexikanische Nonne, die man die zehnte Muse nannte; D. Lucian Franc. Comella, der sich dem alten Nationalstyl sehr genähert hat; Thom. de Yriarte, der erste gute Fabeldichter Spaniens und Verfasser eines mit großem Beifall aufgenommenen Lehrgedichts über die Musik; D. Juan Melendez Valdes, dessen anakreontische Lieder, romantische Oden, Volkslieder im alten Nationalstyl mit moderner Eleganz, und Idyllen eben so viel Anmuth als Zartgefühl haben; Em. Jos. Quintana, Verfasser des Trauerspiels Pelano, Spaniens Tyrtäus, dessen Kriegslieder die Nation in dem letzten Kampfe befeuerten; Cista, Romanzen- und Hymnendichter; Gerostika, Verfasser des Lustspiels Indulgencia para con logos; Ariana u. A. m. Indeß ragt in der neuerer Zeit kein origineller Genius hervor, und die spanische Literatur strahlt mit ihrem vollen Glanze nur in den alten kastilianischen Romanzen und auf der Bühne Calderons. Ihr schönster Stoff ward aus der Welt des Ritterthums entnommen; den eigenthümlichen Zauber gab ihr die blühende Sprache und die reiche Einbildungskraft des Orients; ihr vorherrschender Charakter war romantischer Ernst und Tiefe. Noch fehlt der spanischen Kritik ein auf festen Grundsätzen ruhender Codex; doch liegen schon einzelne brauchbare Materialien zu einem künftigen Bau der ästhetischen Kritik zerstreut in mancherlei Schriften. — In wissenschaftlicher Hinsicht hat die spanische Literatur seit ihrer Regeneration ausgezeichnete Werke in denjenigen Fächern, welche außerhalb des Gebiets der politischen und religiösen Untersuchung liegen; vorzüglich in der Mathematik, Nautik und Hydrographie, in der Alterthumskunde, in der Naturgeschichte und Landbeschreibung, im Ackerbau u. s. w. geliefert. Bekannt sind die Namen: Cavanilles, Azara, Campomanes, Topino, Antillon, Zunniga u. A. m. Wie ein in die griech. Literatur eingeweihter Kenner beschrieb J. Yriarte die griech. Handschriften des Escorial. Die semitische Literatur erhielt zwei Meister, wie sie selten in Einem Zeitalter zusammentreffen, M. Casiri (s. d. Art.) in der arab. Sprache und Paläographie, und F. P. Bayer in der hebr. und phöniz. Paläographie und Münzkunde. Des Infanten Don Gabriels Uebersetzung des Sallust zeugt von ausgebreiteter Gelehrsamkeit. Wie es um die Theologie, Philosophie, Rechtslehre und Literatur der Volksschriften stehen müsse, kann man aus den jährlichen Verzeichnisse der verbotenen Bücher und dem neuen königl. Katechismus ersehen. In einem Lande endlich, wo die freie Mittheilung der Gedanken gänzlich gefesselt ist, kann auch die Literatur der periodischen Schriften kein Interesse darbieten. Werke, die historische oder politische Wahrheiten enthalten, können nur im Auslande gedruckt werden, wie Llorente's, aus der span. Handschrift ins Französ. übersetzte kritische Geschichte der span. Inquisition, zu Paris 1817, und des berühmten Verbannten Estrada Miscellanea de politica, ciencias y artes etc. in London. Doch muß die ziemlich parteilose und lichtvolle Historia de la guerra de Espana contra Napoleon Buonaparte etc., die auf Befehl des Königs aus Aktenstücken vom Obersten Cabanes verfaßt wird, in der neuesten span. historischen Literatur ausgezeichnet werden. (Erster Theil Madrid, 1818, franz., Paris 1819). — Auch in der Ausbildung der schönen Kunstformen haben die Spanier ihren poetischen Charakter bewährt. Für die Baukunst war Spanien vielleicht wichtig durch die folgenreiche Berührung, in welche hier arabische und gothische Kunst mit einander kamen. So gewiß die herrliche gothische

Baukunst aus dem ganzen Geiste der neuen, christlichen Völker überhaupt hervorgegangen ist, und Germanien weit mehr angehört als Spanien, Italien und England, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß das, was man neugothische Bauart nennt, in der Nachbarschaft der leichten, glänzenden und üppigen Baukunst der Mauren sich lieblicher und kunstreicher entwickelte. Die Araber waren in der Zeit, wo sie Spanien beherrschten, in allen Künsten und Wissenschaften, und so vornehmlich in der Baukunst die weit gebildetsten, und in ihrem herrlichen Königreiche Granada, das sie unter allen am längsten besassen, in der Hauptstadt gleiches Namens, steht noch jetzt der maurische Pallast Alhambra, ein bleibendes Denkmal arabischer Pracht und Herrlichkeit, da, mit seinen zahlreichen Thürmen und dem noch jetzt so reizenden Königshause des Generallife. Wäre es zu viel vorausgesetzt, wenn man behauptete, die Spanier hätten, wie in andern Künsten, so auch in der Baukunst, wenn auch nicht die runden statt der spitzigen Bogen, doch manches leichten Schnörkel und des künstlichen Beiwerks von ihren gebildetern Nachbarn angenommen? — Ihre zahllosen Kirchen sind im gothischen Geschmack gebaut, wie die ältern Kirchen Deutschlands und Englands, und unter ihnen gibt es wohl manche köstliche, aber schwerlich einen straßburger Münster, eines kölner Dom, eine wiener Stephanskirche oder londner Westminsterabtei. (Vergl. d. Artikel Baukunst.) Denkmäler der neuern spanischen Bauart sind ihre prächtigen Straßen und Brücken, vorzüglich aber der berühmte klösterliche Pallast des Eskorial (vergl. d. Art.). Indeß steht ihre Bauform der schönen italienischen weit nach, sowie die span. Gartenanlagen ein Gemisch von englischem, französischem und holländischem Gartenstyle sind. — Die Musik mußte die Lieder und Romanzen des Volkes begleiten; und jeder Hirt weiß noch sein Instrument zu spielen, um seinen selbstgedichteten Gesang zu beleben. Der Tanz ist ebenfalls ganz national, wie die Musik der Ausdruck des innigsten wie des leidenschaftlichen Gefühls. Malerei und Bildhauerkunst haben Kirchen und Palläste reich geschmückt. Hinsichtlich der spanischen Malerschule ist zu bemerken, daß sie einen ernsten, mystischen, südlich glühendes Charakter hat. Ihre Meister, deren sie viele zählt, sind im Auslande wenig bekannt, ausgenommen: Murillos, Velasquez und Ribera, deren Kunst meist der Religion geweiht war. Unter den neuern Malern nennt man Madrazzo, Vinc. Lopez und Lomas. Madrid besitzt eine Academie de las tres nobles artes Pintura Escultura y Arquitectura, und Spanien überhaupt einen großen Reichthum an Bildhauer- und Kunst-Werken aller Art, vorzüglich an Gemälden in Madrid (wo auch Mengs Abgüsse alter Statuen sich befinden), im Eskorial, in S. Ildefons, in Aranjuez, Toledo, Sevilla und andern Orten. Noch sind in Spanien viele Monumente von den Phöniziern, Griechen, Karthagern, Römern und Mauren zu finden. Die der letztern Eroberer Spaniens sind von einer Pracht und Größe, welche selbst den in den Künsten berühmtesten europäischen Nationen unbekannt sind.

Spannung, eine starke Ausdehnung in gerader Linie, z. B. die der Flechsen und Muskeln, der musikalischen Saiten u. s. w. Auch wird der Zustand zweier Körper, worin sie durch gegenseitige Einwirkung eine starke Elektrizitätsentwickelung zeigen, eben so genannt.

Sparbanken. Der fortdauernde Wohlstand eines Volks beruht großentheils auf der im Familienleben zur Sitte gewordenen Sparsamkeit. Leider wird diese Sitte immer seltener, vorzüglich bei den Frauen der mittlern Stände. Die untern Volksklassen leben gewöhnlich von dem täglichen Erwerb. Nur in Holland ist es bis in die niedrigsten Stände hergebracht, etwas zurück zu legen. Es ist daher eine Aufgabe für die Staatskunst, wie

man es anzufangen habe, um den sogenannten gemeinen Mann zu vermögen, daß er sich gewöhne, etwas für schlimme Zeiten aufzusparen. Der vor mehreren Jahren verstorbene englische Minister, George Rose, veranstaltete daher öffentliche Kassen und Banken, wo das Volk seine kleinen Ersparnisse, vom Schilling bis zum Pfd. Sterl., wöchentlich sicher und zu guten Zinsen niederlegen konnte. Sie sind jetzt in England allgemein eingeführt. Alle solche Saving-Banks stehn unter der Aufsicht der Gesetze. Den in Deutschland errichteten Anstalten dieser Art kann man den Namen der Banken, ohne uneigentlich zu reden, nicht wohl beilegen. Es sind nur eigentliche Sparkassen, und wenn man den Einlegern Zinsen gibt, so muß für deren Bestreitung auf eine ganz andere Art gesorgt werden, als es in England oder in einzelnen, großen Handelsstädten geschehen kann. Man hat in den neuern Zeiten in Deutschland an vielen Orten dergleichen Sparkassen errichtet, und soviel öffentlich bekannt geworden ist, haben sie allenthalben einen guten Fortgang gehabt. Es sind dergleichen in Berlin, Halle, Naumburg und in mehrern Städten in Preußen und Schlesien entstanden; auch in Stuttgard, Dresden und wahrscheinlich in noch vielen andern Städten Deutschlands sind Sparkassen errichtet. Sie gedeihen am besten, wenn sie von freien, aus wohlwollenden und einsichtsvollen Bürgern bestehenden Vereinen gebildet und administrirt werden, denn Besoldungen und Kosten können sie nicht tragen.

Sparta oder Lacedämon, auch Lakonien, eine der mächtigsten Staaten Altgriechenlands (vergl. d. Art. Lakonien), umfaßte den südöstlichen Theil des Peloponnesus und ward von Argolis, Arkadien und Messenien eingeschlossen. Leleges, herumirrende Menschen, hießen seine ältesten Bewohner, vom Stamm der Pelasger. Später kommen Hellenen, darauf Stammfürsten aus Perseus und endlich aus Pelops (s. bde. Art.) Hause vor. Unter den Königen ist vorzüglich Tyndarus (Tyndareus) merkwürdig, in dessen Söhnen Castor und Pollux (s. Castor), das männliche Geschlecht Lacedämons, des Erbauers der Stadt Sparta, ausstarb. Helena (s. d. A.), ihre Schwester, machte durch ihre Verheirathung an den Menelaus (zwischen welchem und Lacedämon fünf Könige über Sparta geherrscht hatten) diesen zum Könige von Lacedämon. Menelaus (s. d. Art.) hinterließ nur zwei uneheliche Söhne, Nikostratus und Megapenthes; die Lacedämonier erwählten daher Agamemnon's Sohn, Orestes, welcher Menelaus Tochter, Hermione, geheirathet hatte, zum Könige, und dieser vereinigte Argos und Mykene mit seinem neuen Reiche. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Tisamenus, ward Lacedämon im Jahre der Welt 2881 von den Herakliden erobert. Allmählig unterwarf sich die Stadt Sparta seitdem alle lakonischen Gemeinden, und bestrafte die Widersetzlichkeit Einiger, wie von Helos, durch harte Sklaverei. Aber durch Ausdehnung des Gebietes konnte Sparta's Macht sich nicht befestigen, so lang seine Verfassung schwankend blieb. Als die heraklidischen Zwillingsbrüder Eurysthenes und Prokles Sparta eroberten, wurden Beide zusammen, nach der Weisung des Orakels, als Könige erkannt, und so regierten auch von ihren Nachkommen, den Agiden und Eurytioniden, immer je Zwei und Zwei zugleich. Bei einer solchen Dyarchie war die Einheit und sonach die Kraft der Verwaltung nur alsdann möglich, wenn ihre Grundsätze durch das Gesetz unwiderruflich bestimmt, und die Befolgung des Gesetzes durch ein System konstitutioneller Einsetzungen verbürgt wurde. Das kostbare Geschenk einer solchen festen gesetzlichen Verfassung (wo nicht der Form, doch dem Geist nach) erhielt Sparta durch den großen Lykurgus (bl. um 880 v. Chr.). Ueber seine Gesetzgebung s. d. ihm gewidmeten Art. und Erziehung. Die Verfassung ordnete Lykurg so, daß ein Senat von 28 Mitgliedern, in welchem die Könige den Vorsitz führten, die königs-

liche Macht beschränkte; die Volksversammlung entschied über Krieg und Frieden, die Könige waren die Befehlshaber des Heeres. In der Folge ward diese Verfassung und zwar wesentlich dahin verändert, daß den Königen 9 bis 10 Ephoren zur Seite gesetzt wurden. Die Wirkung, vielleicht auch die Absicht von Lykurgus auf eine abhärtende Erziehung und unaufhörliche Kriegsübung gegründeten Verfassung war, daß die Spartaner, ihres beschränkten Gebietes ungeachtet, allen Nachbarn ringsumher furchtbar wurden, während sie selbst jedem, an Volkszahl auch überlegenen Feinde trotzten. Die beiden messenischen Kriege waren die erste auffallende Probe von Sparta's schwellender Stärke, aber auch von seiner Härte und seinem soldatischen Uebermuth. (Vergl. Messenien, Aristodemus und Aristomenes.) Vorzüglich war es König Kleomenes d. Erste, welcher durch Ränke und Waffen die Macht Lacedämons also erhob, daß sie als die erste in Griechenland durchaus erkannt ward. In dem persi. Kriege stellte Sparta eine sehr ansehnliche Landmacht auf; und sein König Leonidas gab 480 v. Chr. ein mächtig wirkendes Beispiel des Heldentodes bei Thermopylä; hierauf gewann in Vereinigung mit Athen und den übrigen griechischen Bundesgenossen, Pausanias (s. d. Art.), der für den jungen Plistarch (des Leonidas Sohn) die obervormundschaftliche Regierung führte, die berühmte Schlacht bei Platäa 479 v. Chr. Mit gleichem Glücke focht auch die griechische Flotte, unter Anführung des spartanischen Königs Leotychides und des athenienſischen Feldherrn Xantippus, gegen die Perser, und schlug sie bei Mykale in einem Treffen zu Lande, dem die Vernichtung ihrer ganzen Flotte folgte. Nicht nur die politische Macht Sparta's hatte jetzt einen hohen Grad erreicht, sondern es begann auch, sich im gesellschaftlichen Leben auszubilden. Ueber die folgende Geschichte Sparta's während des peloponnesischen Krieges und seiner Oberherrschaft in Griechenland, s. d. Art.; dann Lysander, Agesilaus, Themistokles, Theben und Epaminondas. — Die erste Abweichung von der lykurgischen Verfassung wurde durch den Perserkrieg und den Einfluß des Pausanias bewirkt. Aber noch behielten die Anhänger Lykurgs die Oberhand, wiewohl man mit scheelen Augen den steigenden Flor und Reichthum des industrievollen Athens betrachtete. Der peloponnesische Krieg, der meistens auswärts geführt wurde, gab den Armeen Gelegenheit zu Räubereien und Erpressungen, welche trefflich benützt ward. Auch mußte man sich Geldquellen öffnen, sobald man eine Seemacht brauchte. Daher die Bedrückung der Bundesgenossen, die Aussaugung der Besiegten, und die Bettelei bei den persischen Satrapen. So flossen fortwährend die größten Summen nach Sparta, und brachten daselbst eine unglaubliche Revolution in den Gemüthern und ein gänzliches Verlassen aller alten Maximen hervor. Die Ephoren waren übermächtig und wahre Oligarchen geworden. Die Könige, so wie das Volk und die Bundesgenossen zitterten vor ihnen. Die beschränkte Dauer ihres (einjährigen) Amtes trieb sie zu desto emsigerem Raube an. Mehrere auf einander folgende Könige machten Versuche, die lykurgische Verfassung in ihrer Reinheit wieder herzustellen, und die übermäßige Macht der Ephoren zu vernichten. Kleomenes setzte diesen Plan durch; aber weder die Umstände, noch der Charakter und die Sitten der Spartaner konnten diese Reform dauerhaft machen. Kleomenes mußte nach einem hartnäckigen und zuletzt sehr unglücklichen Kriege mit den Achäern und mit Antigonus von Macedonien sein Reich verlassen und nach Aegypten entfliehen, wo er seinen Tod fand. Nun blieb Sparta drei ganzer Jahre lang ohne Oberhaupt, und ward hierauf von den Tyrannen Machanidas und Nabis beherrscht, von denen letztrer die abscheulichsten Greuel beging. Die Römer und der achäische Bund vernichteten die Macht des Staats, welchen Nabis auf kurze Zeit wieder gehoben hatte, gänzlich. Sparta

mußte zum achäischen Bunde übertreten, und kam endlich nach Besiegung desselben (145 v. Chr.) unter die Herrschaft der Römer. Die Spartaner zeichneten sich durch ihre Sitten, Gebräuche und Staatsverfassung vor allen übrigen Völkern Griechenlands aus. Was die Staatsverfassung betrifft, so regierten die Könige daselbst nur durch den Willen des Volks, indem sie keiner andern Vorrechte genossen, als die ersten Rathgeber in den Volksversammlungen, die Schiedsrichter bei entstandnen Streitigkeiten und die Führer des Heers zu seyn, auch keine andre Belohnungen empfingen, als ein ansehnliches Landeigenthum und einen vorzüglichen Antheil an der Beute, so wie den obersten Sitz in Zusammenkünften und bei Mahlzeiten. Die Spartaner (d. h. die Nachkommen der Dorier, welche unter Anführung der Heraklíden sich der Landschaft Lakonien bemächtigten) beschäftigten sich mit Krieg und Jagd, und überließen den Ackerbau den Heloten (den Einwohnern von Helos, welche Stadt sich den einwandernden Doriern, oder Spartanern, widersetzt hatte, und welcher dafür von diesen das Joch der Sklaverei auferlegt worden war), den Lacedämoniern, oder Periöken (d. h. den alten Bewohnern des Landes) den Handel, die Verfertigung des Purpurs, die Schifffahrt, die Waffen- und Eisenfabriken. Wenn nun die Spartaner, als die mächtigen Besieger des Landes, an Sitten und Bildung vor den Lacedämoniern den Vorzug hatten: so blühte unter letztern der Gewerbfleiß, und nur an die Lacedämonier muß man denken, wenn von lakonischen Fabriken die Rede ist. Sie machten mit ihren Oberherren, den Spartanern, späterhin ein einziges Volk aus, waren aber bei weitem zahlreicher, als die Spartaner, mit denen sie sich nach und nach vermischten. Beide standen gewissermaßen in einem Bunde, und machten zusammen einen Freistaat aus, der eigne Nationalversammlungen hatte, welche die Städte durch Abgeordnete beschickten. Die Beiträge zum Kriege, sowohl an Geld als an Truppen, machten die Hauptausgaben aus, welche die freien Lacedämonier ihren Unterjochern, den Spartanern (Doriern), zu entrichten hatten. Die Lacedämonier waren oft eifersüchtig auf die Spartaner, und im thebanischen Kriege zogen sogar mehrere Städte ihre Truppen von den Spartanern zurück, und ließen sie zu dem Epaminondas stoßen. Da man bei den jetzigen Mainotten, den Nachkommen der Lacedämonier, noch viele Spuren der alten spartanischen Verfassung antrifft: so schließt man daraus, daß jene von diesen, als ihren Oberherren, allmählig Vieles angenommen haben. In Betreff des Charakters ist die Strenge und Härte der Spartaner, so wie die seltne Standhaftigkeit und Beharrlichkeit bekannt, welche viel zur Erhebung ihres Staates beitrugen. Mit Unwillen bemerkt man dagegen auch ihre Treulosigkeit und verrätherische Hinterlist. — Es gab im ganzen lakonischen Lande nur eine bedeutende Stadt: Sparta, am rechten Ufer des Eurotas, am Fuß des Taygetus, und auch diese konnte sich nicht mit der Pracht anderer griechischen Städte messen; sie bestand zuvor aus einer großen Menge zerstreut liegender Wohnungen, hatte wohl $1\frac{1}{2}$ M. im Umfange, aber wenige bedeutende Gebäude und bis auf die spätesten Zeiten keine andere Mauern, als die Tapferkeit ihrer Bewohner. Schon Thukydides bemerkt, daß man einst aus den Trümmern Sparta's nicht auf ihre wirkliche Macht würde schließen können. An Gebäuden kann man kaum andere nennen, als den schönen Säulengang, Persike, auf dem Markte, mit Statuen geziert und von der persischen Beute errichtet; der Chor, ein Ort auf dem Markte, der mit den Bildsäulen Apollo's, Dianens und Latonens prangte, auf welchem an den Gymnopädien die Epheben ihre Tänze aufführten; die Baroneta, das Wohnhaus der Könige aus der Familie des Eurysthenes, in der Straße Apheta (Aphetais), welches deßwegen so hieß, weil es das Volk von der Wittwe Polydor's für eine Rinderherde eingehandelt hatte; die Leschen,

oder offentliche Versammlungshäuser, in welchen sich die Bürger über die Angelegenheiten des Staats zu unterreden pflegten, und deren es zwei gab, die Lesche der Kretanen in der Nähe der Gräber der Agiden, und die Lesche Pökile; der Tempel der Minerva Poliuchos (Kalciökas), welcher auf der Akropolis oder dem hervorragendsten Theile Sparta's lag, u. a. m. Als die Spartaner später genöthigt wurden, sich mit einer Seemacht zu beschäftigen, wurde Gythion als der Hafen von Sparta betrachtet. Von den Inseln, welche zu Lakonien gehören, war Cythera (jetzt Cerigo), mit dem ältesten Tempel der Venus (Aphrodite), die bedeutendste. Noch zeichnen die Gefilde Lakoniens durch Fruchtbarkeit und Anmuth sich aus; noch sieht man die Ueberreste des längst des Taygetes sich hinziehenden Waldes, des belebten Schauplatzes der spartanischen Jagden; noch gähnen die Schlünde des Vorgebirges von Tenarum (Cap Matapan), wo hinter dem in Felsen gehauenen Neptunstempel der grauenvolle Eingang zur Hölle zu schauen war; noch erkennt man in Misitra (oder nach neueren Reisebeschreibern, wie Bartholdy und Chateaubriand, in dem eine Stunde von Misitra entfernten Palaichoros) wenigstens die Ruinen des mächtigen Sparta: — aber sein Volk ist von der Erde verschwunden.

Spartakus, berühmter Gladiator und Sklav, von Geburt ein Thrazier, kam in die Fechterschule zu Capua, befreiete sich aber mit 78 Andern aus dem Kerker und rettete sich auf den Vesuv, von wo er seit 73 v. Chr. die stolzen Römer bekriegte. Nach der Vernichtung des Consuls Vatinius vermehrte sich sein Heer auf 10.000 Mann, mit denen er an die Alpen zog, und den Consul Lentulus, der ihm folgte, gänzlich schlug. Den zweiten Consul Gellius nöthigte er, unter den Mauern der festen Städte Schutz zu suchen, und opferte die röm. Gefangenen den Manen seines erschlagenen Bundesgenossen Onixus. Durch ihre Brüder aus den Kerkern gerettet, in denen sie schmachteten, fanden sich jetzt über 120.000 kriegsgefangene Sklaven aus allen Theilen des röm. Gebietes unter dem Oberbefehl des Spartakus zusammen. Mit dieser Masse von Menschen, die nichts zu verlieren hatte, die vor Erbitterung gegen ihre Unterdrücker glühte, und die in den Waffen größtentheils geübt war, durchzog Spartakus nun verheerend und raubend ganz Italien: — das weltbeherrschende Rom zitterte. Nach solchem Glücke gedachte Spartakus, dem die Freiheit genügte, Italien zu verlassen, um sich jenseits der Alpen anzusiedeln; aber sein Heer, nach der Plünderung Roms lüstern, zwang ihn zu bleiben. Er nahm nun in den Gebirgen Unteritaliens eine feste Stellung, um von hier aus den Krieg fortzusetzen. In dieser Noth stellte der Senat den nachherigen Triumvir Lic. Crassus an die Spitze des sechs Legionen starken Heeres. Zwar ward der Vortrab desselben, unter Mummius, von Spartakus geschlagen; die Härte aber, mit welcher Crassus diese Geschlagenen behandelte, von denen er den zehnten Mann enthaupten ließ, veranlaßte den Spartakus zu dem Entschlusse, nach Sizilien überzugehen. Doch Crassus vereitelte diesen Plan, und zwang ihn (71 v. Chr.) bei den petilianischen Bergen zur Schlacht. Die Sklaven kämpften unter der einsichtsvollen Leitung ihres Anführers mit dem Muthe der Verzweiflung; Crassus siegte aber, als Spartakus selbst nach der tapfersten Gegenwehr gefallen war, und die Seinigen die Flucht ergriffen. 60.000 Aufrührer blieben auf dem Platze, 6000 wurden an der appischen Straße gekreuzigt, und die übrigen, die sich gegen die Alpen geflüchtet, wurden vom Pompejus vertilgt — und der Fechter- oder Slavenkrieg war beendigt.

Spath, in der alten Bergmannssprache solche Steine und metallische Kalke, die nicht nur ein blättriges Gefüge, sondern auch eine, dem zwei- oder mehrfachen Durchgang ihrer Blätter entsprechende, meist rautenförmige Bruchgestalt haben. Einige Mineralien, die nach dieser Bestimmung hieher

gehörten, werden jedoch nicht zu den Spathen gezählt, z. B. der Diamant. Dagegen begreift man jetzt mancherlei dichte Abarten darunter, auf die jener Begriff, nicht anwendbar ist.

Species, die Unterabtheilung der Gattung, s. Classe.

Specialkarten, s. Landkarten.

Specifica heißen in der Arzneikunde die Mittel, welche in den meisten Fällen eine bestimmte Krankheit heilen, als der Schwefel die Krätze, die Präparate des Queckſilbers die Syphilis, die China das Wechselfieber. Die Theorie vermag keine Rechenschaft zu geben, wie diese Mittel wirken; dennoch würde es sehr heilbringend seyn, wenn der Arzt eine Menge solcher Specifica besäße; wenn gleich es auf der andern Seite auch wahr ist, daß der Arzneikunde wie dem Publikum die Krämerei mit geheimen Mitteln, die man ebenfalls Specifica nennt, großen Schaden zufügt. Die Specifica der letztern Classe halten fast nie, was ihre Verkäufer so pomphaft versprechen, und das Beste, was man von ihnen sagen kann, ist: sie schaden nicht. Das Gegentheil davon hat man aber nur zu oft erfahren.

Specifisch ist in der Physik ein Verhältnißbegriff und steht dem absoluten Gewichte entgegen. Das absolute Gewicht bezeichnet die Schwere irgend eines Körpers mit einem andern gewogen; z. B. das Wiegen eines Kubikzolles Silber gibt dessen absolutes Gewicht. Bestimmt man aber durch Versuche, wie viel Kubikzoll Wasser, als Einheit angenommen, dazu gehöre, um einem Kubikzoll Silber das Gleichgewicht zu halten, so nennt man das Resultat das specifische Gewicht des Silbers.

Speckbacher (Joseph), geb. 1768 in dem Dorfe Rinn in Tyrol, war einer der vorzüglichsten Häupter der tyroler Insurrektion 1809 und vertrauter Freund von Andreas Hofer. Obgleich von nicht unbemittelten Eltern geboren, brachte er doch seine Jugend als Wildschütze zu, und zeichnete sich durch Stärke und Gewandtheit vor seinen Genossen aus. Nach dem Losreißen Tyrols von Oestreich, sammelte er die Mißvergnügten um sich, überfiel am 12. Apr. 1809 die baierische Garnison der Stadt Halle und zeichnete sich in den Treffen vom 25. und 29. Mai, welche Innspruck und Tyrol befreiten, vorzüglich aus. Nach dem zu Znaim abgeschlossenen Waffenstillstande, war er einer der Ersten in den Gefechten vom 4., 6. und 7. August, und in der Schlacht bei Innspruck den 13. August, welche den Herzog von Danzig zwang, Tyrol zu verlassen. Am 16. Okt. bei Mellek geschlagen, entkam er nur mit Noth. Beim Wiener Frieden verbarg er sich geraume Zeit unter Schnee und Eis in einer unbekannten Höhle, flüchtete im Mai 1810 nach Wien und leitete die Anlegung der tyroler Kolonie im temeswarer Bannat. Auch beim Ausbruch des Kriegs von 1813 zeichnete er sich aus, und starb zu Hall in Tyrol 1820.

Speckstein (Seifenstein, Schmerstein, span. Kreide, brianzoner Kreide, Steatik), zu den kalkigen Steinen gehörend, ist meist blaßgelb oder schmutziggrün, weich, fett anzufühlen, schneidbar und spänelnd. Im Feuer verhärtet er sich so, daß er Funken gibt. Er hat die Eigenschaft, daß er dem Siegellack durch Reiben negative Elektrizität ertheilt. Man trifft ihn im Fichtelgebirge bei Wunnsiedel sehr schön; und in Cornwallis in England wird er zur Porzellanbearbeitung bergmännisch gewonnen. Die Glaser gebrauchen ihn zum Zeichnen aufs Glas, weil das damit aufs Glas Geschriebene, wischt man es auch weg, doch immer wieder zum Vorschein kommt, wenn man darauf haucht. Außerdem wird er zum Putzen der Tressen, zum Poliren, zum Glattmachen radirter Stellen im Papier gebraucht; auch lassen sich damit Flecken aus dem Tuche hinausmachen. Nebstdem verfertigen die Drechsler aus ihm allerlei Bildwerke.

Speditionsgeschäft oder Handlung ist bei den Kaufleuten dasjenige, wenn sie Güter, die von einem andern Orte nach einem dritten gehen, aber den ihrigen passiren müssen, in Empfang nehmen, und sowohl für die richtige Ueberlieferung als Weiterbeförderung und Bezahlung der Fracht, Zolle und anderer Abgaben sorgen und für ihre Mühe dem Empfänger etwas in Rechnung bringen.

Spee (Friedrich, Freiherr von), Jesuit, Dichter und Musiker, geb. 1591 zu Kaiserswerth unweit Düsseldorf, studirte an der Hochschule zu Köln, erhielt hier eine Lehrstelle der Philosophie und Theologie, wurde dann Missionär und lebte später mehrere Jahre im Hildesheimischen und zuletzt in Trier, wo er in der Ausübung der heiligsten Pflichten seines Berufes an einem Lazarathfieber 1635 starb. Gegen die damals üblichen Verfolgungen von Hexen und Zauberern, deren er über 100 zum Scheiterhaufen begleitet hatte, schrieb er unter andern das berühmte Werk: Cautio Criminalis etc. (Rinteln 1631 u. mehrmals). Leibnitz nennt ihn einen vortrefflichen Mann, dessen Andenken Weisen und Gelehrten schätzbar seyn müsse. Unter dem allegorischen Titel: Trutznachtigal oder geistliches poetisches Lustwandeln (Köln 1649), hat Spee die vorzüglichsten seiner Gedichte herausgegeben. Die Reize der grünenden und blühenden Natur wurden ihm die liebsten Symbole seiner romantischen Andacht. Seine Romanzen erinnern an spanische Muster. J. H. von Wessenberg, Fr. Schlegel, Brentano und Willmes haben in unsrer Zeit Spee's Poesien neu herausgegeben. Auch sein Güldenes Tugendbuch, von Leibnitz gepriesen, hat seinen Bearbeiter gefunden.

Speichel ist eine weiss-bläuliche, etwas zähe, geruch- und geschmacklose Flüssigkeit. Sie wird durch eine große Menge Drüsen abgesondert, und durch besondere Canäle in die Mundhöhle ergossen. Die Hauptspeicheldrüsen sind die Unterkiefer- und Unterzungendrüsen. Die Gänge öffnen sich an verschiedenen Stellen der Mundhöhle. Während des Kauens werden die Drüsen gereizt und sie ergießen eine Menge Speichel in den Mund. Dieselbe reizende Wirkung haben den Anblick appetitlicher Speisen, Hunger, reizende Substanzen, gewisse Gemüthsbewegungen und vor allem ein starker Gebrauch des Quecksilbers auf sich. Die Durchdringung der Speisen mit Speichel bereitet die Speisen zur Verdauung vor; je besser also gekaut wird, desto leichter kann der Magen sein Geschäft vollbringen. Langsames Kauen ist daher eine vorzügliche diätetische Regel.

Speier (Spira, Augusta Nemetum), eine der ältesten Städte Deutschlands und freie Reichsstadt, war schon zu den Zeiten des Cäsar ein ansehnlicher Ort, im 4. Jahrh. von den Hunnen verheert, erhob sich aber unter der fränkischen Herrschaft wieder. Die Karolinger, sächs. und fränk. Kaiser hatten hier beständig ihre Paläste. Konrad der Salier gründete die herrliche Domkirche, römisch-byzant. Styls, und bestimmte sie für sich und seine Nachfolger zum Begräbnisse. In der Gruft ruhen 9 Kaiser und 3 Kaiserinnen. 1689 ward Speier und sein Dom von den Franzosen zerstört, später aber wieder hergestellt, und im französ. Revolutionskriege der Dom von neuem verwüstet, der jetzt wieder restaurirt und zur bischöfl. Kathedrale erhoben ist. Speier war über 200 Jahre der Sitz des Reichskammergerichts, das 1689 nach Wetzlar verlegt wurde. Auch ward hier 1529 der Reichstag gehalten, auf welchem der Name Protestanten entstand. Speier liegt in einer ebenen und fruchtbaren Gegend am Speierbach unweit des Rheins, mit 6400 Einw., die sich außer 1000 Katholiken zur evangel. christl. Kirche bekennen. Sie ist der Sitz des Regierungspräsidenten und aller obern Administrationsbehörden des baier. Rheinkreises, eines kathol. Bischofs, Domkapitels, eines evangel. Consistoriums, Lyceums, Gymna-

siums ꝛc., seit Januar 1829 eines Nonnenklosters; hat ein sehenswürdiges Rathhaus, ein Spital, Waisenhaus, einige Fabriken, Gemüse-, Wein-, Tabaks- und Krappbau, etwas Handel und Schifffahrt. — Das ehemalige Fürstbisthum Speier, unter der Metropole Mainz stehend, lag im oberrhein. Kreise, vom Elsaß, Baden, Kurpfalz und der Grafschaft Leiningen umgeben, und enthielt auf 28 Q. M. an 55.000 größtentheils kathol. Einw., welche sich von Wein-, Getreide-, Obstbau und von den Salzwerken zu Bruchsal nährten. Die Fabrikindustrie war unbedeutend. Die Einkünfte des Bischofs betrugen über 300.000 Gl. Speier war eins der ältesten Bisthümer Deutschlands; von Jesse im 4. Jahrh. an, bis auf den letzten, Wilderich, Graf v. Walderndorf († 1808), verwalteten dasselbe 79 Bischöfe. 1801 kam die kleinere Hälfte des Landes (12 ½ Q. M.) an Frankreich und 1814 an Baiern; 1802 die größere Hälfte mit der ehemal. bischöfl. Residenz Bruchsal an Baden.

Spener (Philipp Jakob). Dieser um die Belebung des religiösen Sinnes in der evangelisch-lutherischen Kirche im 17. Jahrhundert hochverdiente Mann, den man seines sanften liebenswürdigen Charakters wegen den deutschen Fenelon genannt hat, wurde 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß geboren. Seine erste religiöse und wissenschaftliche Bildung verdankte Spener dem Hofprediger des Grafen v. Rappoltstein. Nach kurzem Verweilen auf dem kolmarer Gymnasium bezog er die Hochschule zu Straßburg, wo er sich hauptsächlich dem theologischen Studium widmete und mit frommem Sinne die Schriften der Mystiker Tauler, Kempis, Arndt und V. Andreä eifrig las. Dabei machte er sich auch mit den profanen Wissenschaften bekannt. 1652 wurde Spener Magister und im folgenden Jahre Informator zweier Pfalzgrafen am Rhein, welche Stelle er bis 1656 bekleidete. Jetzt beschäftigte er sich besonders mit Geographie, Geschichte und Heraldik, worüber er mit vielem Beifalle Vorlesungen hielt. 1659 ging Spener nach Basel, um den berühmten Buxtorf zu hören; von hier nach Genf, Lyon, wo er mit dem Jesuiten Menestrier, einem großen Heraldiker, Freundschaft schloß — und besuchte auf seiner Rückkehr nach Straßburg die Hochschulen Tübingen und Freiburg. In dieser Zeit schrieb er mehrere genealogische und heraldische Werke, worunter sein Insignum theoria am vorzüglichsten ist, weil Spener hiedurch die wissenschaftliche Behandlung der Wappenkunde in Deutschland zuerst begründete. Unterdessen setzte er an der straßburger Hochschule seine akademische Vorlesungen fort und wurde 1663 vom Magistrat zum zweiten Freiprediger ernannt. 1665 folgte Spener dem Rufe als Senior nach Frankfurt a/M. und fing hier 1670, weil er sah, daß die öffentlichen Andachten wenig fruchteten, zur Beförderung christlicher Gesinnungen und Tugenden häusliche Andachtszusammenkünfte (Collegia pietatis) an, welche auch an andern Orten nachgeahmt wurden und die Veranlassung zu den pietistische Streitigkeiten gaben, welche zu Anfang des 18. Jahrh. in der evangelis. Kirche geführt wurden. (Vergl. Pietisten.) Spener gab nämlich 1675, als Vorrede zu einer neuen Ausgabe von Arndts Postille, fromme Wünsche nach gottgefälliger Besserung der evangel. Kirche heraus, und zeigte, wie der damals unter den Lutherischen herrschende Streitgeist die Wirkung habe, daß man an die Beförderung der Gottseligkeit wenig denke; rügte den Irrthum, daß ein sittlich gutes Leben nichts zur Seligkeit helfen, sondern diese einzig durch den Glauben errungen werden könne; er verlangte echtes praktisches Christenthum und rügte freimüthig die Herrschsucht der Geistlichkeit. Als Spener hierauf von Seiten der orthodoxen Eiferer für den Buchstaben der Concordienformel heftig angegriffen wurde, gab er zu seiner Rechtfertigung die Schriften über das geistliche Priesterthum (1677) und über die Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen

(1680) heraus. Er rügte hierin das geistlose Formelwesen in der Behandlung der Theologie, erklärte, nur ein wiedergeborner, selbst wirklich gebesserter Theolog könne zum Predigtamt fähig seyn; die h. Schrift müsse den symbol. Büchern nicht nachgesetzt und sorgfältiger zur Erbauung gebraucht werden; den Laien, die er vom geistlichen Priesterthume keineswegs ausschloß, müsse verstattet seyn, einander aus der h. Schrift zu belehren und zu erwecken; man solle die Religion mehr praktisch üben, als systematisch anbauen. Dabei drang er auf die zur Bibelerklärung erforderlichen Kenntnisse, auf die Bildung einer reinen und durchaus praktisch-anwendbaren Theologie, und war selbst ein gelehrter Schriftforscher. Trotz der vielen und heftigen Angriffe, die er von den Theologen alten Styls erdulden mußte, fanden doch seine Verdienste Anerkennung, und er wurde 1686 als Oberhofprediger nach Dresden berufen, wo er in gleichem Geiste zu wirken fortfuhr, und besonders dem religiösen Volks- und Jugendunterricht aufs neue Leben und Schwung gab. Wegen eines Schreibens an den Churfürst Johann Georg III., worin er denselben auf die Fehler seines Lebenswandels aufmerksam machte, fiel er in Ungnade, und mußte den Hof meiden. Spener begab sich nun 1691 als Probst und Consistorialrath nach Berlin, wo er allgemeine Verehrung genoß und 1705 starb, in der evangelischen Kirche ein unsterbliches Andenken hinterlassend.

Spenser (Edmund), einer der berühmtesten englischen Dichter des 16. Jahrh., geb. zu London 1553, studirte mit Auszeichnung zu Cambridge, und erhielt hier den Grad eines Baccalaureus und Magisters der schönen Künste. Durch seine Poesien ward er mit Ph. Sidney bekannt, welcher ihn seinem Oheim, dem Grafen Leicester, empfahl, der ihn zu seinem Geschäftsführer im Ausland annahm. Wegen seiner dichterischen Talente erhielt er von der Königin Elisabeth den poetischen Lorberkranz, und ward, da er Gewandtheit in Staatsgeschäften besaß, zu verschiedenen Sendungen gebraucht. 1580 wurde Spenser zum Sekretär der Landesdeputirten von Irland ernannt, kehrte nach zwei Jahren zurück, bewarb sich aber vergebens um eine Anstellung, bis er 1583 ein kleines Landgut in der irländ. Landschaft Cork erhielt, und dann seine Wohnung in dem Schlosse Kilcolman bei Donarnile nahm. Er besuchte unterdessen mehrere Male England, und fand überall die würdigste Aufnahme, verlor aber 1598 beim Ausbruch der Empörung in Irland sein ganzes Vermögen, und starb bald darauf 1599. Spenser ward in der Westminsterabtei beerdigt. Er hat große Verdienste um die Weichheit und Melodie der englischen Sprache; war ariostisch reich an Erfindung, verschwenderisch bis zur Verwirrung, Erfinder der neunzeiligen, nach ihm genannten Stanze. Spensers Feenkönigin, in achtzeiligen Stanzen ist bis jetzt das größte und gewiß eins der vortrefflichsten allegorischen Rittergedichte. Blühende und lebhafte Einbildungskraft, Reichthum der Erfindung, und Mannichfaltigkeit an interessanten Charakteren, schönen Empfindungen und Darstellungen geben diesem Gedichte einen hohen Werth. Oft sind aber diese allegorischen Darstellungen dunkel und fehlerhaft, und die Abenteuer zu übertrieben. Die drei ersten Bücher, welche er 1591 vollendete, dedizirte er der Königin Elisabeth; 1596 erschien das Gedicht um 3 Bücher vermehrt, womit nach dem ursprünglichen Entwurf erst die Hälfte des Gedichts vollendet war. Die sechs übrigen Bücher sollen von einem Bedienten, der sie nach England bringen sollte, verloren worden seyn. Allein dieß ist ungewiß, und vielleicht wurden sie nie vollendet. Nur zwei Gesänge haben wir von diesen sechs Büchern erhalten, die sich unter dem Titel: Cantos of Mutability, bei allen vollständigen Ausgaben des Gedichts befinden. Außerdem dichtete er Idyllen, Sonette, Hymnen, welche weniger ausgezeichnet sind. Sein 1633 erschienener Plan

zur Unterwerfung Irlands, wurde wegen der darin entwickelten Kenntnisse und Einsichten eben so sehr gerühmt, als wegen des Mangels an Mäßigung getadelt. Die beste und bekannteste Ausgabe ist die von Hughes, London 1715, 6 8vo. Bd.; 1778, 8 Bd. 12. Die neueste Ausgabe seiner Werke besorgte Todd, London 1822, in 8 Bd.

Spessart, ein Waldgebirge im baierischen Untermainkreise von 32 Q. M., hat eine Bevölkerung von 75.000 Seelen. Es ist eine südwestliche Fortsetzung des Röngebirges (s. d. Art.) bis an den Main, der ihn in einem großen südlichen Bogen halb umfließt, und von der Kinzig bis zur niedern fränkischen Saale. Der höchste Rücken windet sich schlangenförmig vom Röngebirge südwestlich bis gegen Aschaffenburg, dann südöstlich bis gegen Wertheim. Das ganze Gebirge ist dick bewaldet mit Laubholz, Eichen, Buchen ꝛc., daher reich an Roth-, Schwarz- und Federwildpret ꝛc. und von steilen Thälern nach allen Richtungen durchschnitten, und deßhalb findet sich hier auch kein wilder felsiger Gebirgsboden, doch in Kriegen große Terrainhindernisse. Der höchste Theil des Rückens, das orber Reisig genannt, südlich von der Stadt Orb, ist etwa 2000 F. hoch. Nirgends erhebt sich der Rücken zu Bergspitzen und Kuppen, und nach allen Seiten fällt das Gebirge allmählig ab, nur der letzte Abfall gegen Main, Saale, Kinzig ist steil. Der Hauptbestandtheil des Bodens im Hochspessart ist Sand, der in den Waldungen eine Produktionsfähigkeit äußert wenn der Oberfläche die Laubdecke nicht entzogen und dadurch die Bildung von Dammerde nicht beschränkt würde. Im innern Spessart trifft man Granit, Gneiß und Glimmerschiefer in Felsen zu Tag ausstehend an; in den Vorbergen ist bloß Glimmerschiefer oder Granit; Spuren einer Salzformation aber bei Orb, wo auch eine bedeutende Saline besteht; dann bei Soden unweit Aschaffenburg, der großen Annäherung an das Urgebirge wegen besonders merkwürdig. Bergbau wird mit Kupfer, Kobalt und Eisen betrieben. Im hohen Spessart gedeiht nur etwas Sommergetreide, mehr Kartoffeln, Hanf und Flachs; aber die mildern Gegenden der sich bis an den Main erstreckenden Vorberge liefern alle Arten von Getreide, Gemüse, Flachs, Klee, Hanf, Obst, Tabak und Hopfen, selbst Wein von vorzüglicher Güte. Die herrschaftlichen Waldungen werden auf 134.000 Morgen geschätzt; die übrigen gehören Privatpersonen, Grundherren und Gemeinen. Sie liefern viel Brennholz, das auf der Achse und mehrern Floßbächen bis an den Main und von da nach Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt und Mainz gebracht wird. Fast täglich gehen schwer beladene Holzschiffe und große Flöße mit Holz den Main hinab. Auch wird jährlich viel sogenanntes Holländerholz, Bau- und Nutzholz aller Art gemacht. Eine schöne Chaussée führt von Würzburg durch den Spessart nach Aschaffenburg. Vergl. Behlens Monographie des Spessart, Leipzig 1823, 3 Thle. und Dr. J. L. Klauprechts Forstliche Statistik des Spessart (Aschaffenb. 1825 gr. 8.).

Spezzia, Hydra und Ipsara, drei in der neuesten Geschichte Griechenlands berühmt gewordene kleine Inseln des Archipel, worunter Hydra die wichtigste. Diese letztere, im N. O. von Morea, wahrscheinlich das alte Aristera, ein 2 Q. M. großes, durchaus felsiges, ganz wasserloses Eiland, ohne Herden und Pflugschaar. Die Grausamkeit der zur Dämpfung des Aufruhrs in Morea 1770 herbeigerufenen Arnauten veranlaßte viele Griechen, das feste Land zu fliehen, und auf dem nackten Felsen Hydras eine Zuflucht zu suchen; 50.000 Griechen, aus denen sonst die Türken, wie aus den Bewohnern von Spezzia und Ipsara, ihre besten Matrosen und Seeoffiziere erhielten, die aber in dem jetzigen Insurrektionskampfe durch ihren muthigen Widerstand gegen die Pforte zur See sich auf das Vortheilhafteste auszeichnen und eine Hauptrolle spielen. Die Hydrioten, wie die

Spezzioten und Ipsarioten sind höchst betriebsam, reich durch Handel und Schifffahrt (Hydra hat allein über 120 Handelsschiffe, von denen manche 150 — 170 Tonnen halten). Sie führen die Erzeugnisse der Gegend, auch Aegyptens und Natoliens, vorzüglich Getreide, nach den den Küsten des mittelländischen und schwarzen Meeres, selbst bis nach Amerika, von wo sie Colonialwaaren und Fabrikate zurückbringen, an denen sie 40 — 50 pro Cent gewinnen. Die Hauptstadt Hydra ist eine der schönsten Städte des Morgenlandes, und ganz auf europäische Weise gut und reinlich angelegt. Sie zählt in 3500 Häusern über 40.000 Einwohner, hat 20 Kirchen, eine höhere Unterrichtsanstalt, eine Schifffahrts- und Handelsschule, eine Börse, einen guten Hafen, Baumwoll- und Seidenwebereien, Seifensiedereien, Gerbereien, beträchtlichen Handel und Schifffahrt. Vergl. d. Art. Griechen (Insurrektion ꝛc.) und Türkisches Reich.

Sphäre (griech.) bezeichnet überhaupt eine Kugel (s. d. Art). Der Astronom denkt sich unter Sphäre ein Weltgebäude und unter Hemisphäre oder Halbkugel bald die nördliche oder südliche Hälfte unsrer Erde, bald das Gewölbe des Himmels über uns, an welchem Sonne, Planeten und Sterne in einer gewissen Entfernung von unserm Auge angeheftet zu seyn scheinen. Man nennt auch die einzeln Welten Sphären und redet von einer Harmonie derselben. S. Armillarsphäre. — Figürlich bedeutet Sphäre den Wirkungskreis, innerhalb dessen einer ist oder bleiben soll. Als philosophisches Kunstwort bezeichnet es den ganzen Umfang eines Begriffs, d. i. alle denkbaren Gegenstände, die unter einem Begriff enthalten seyn können.

Sphäroid, ein rundlicher Körper, dessen Figur aus der Umdrehung einer halben Ellipse um ihre Axe entsteht Die Gestalt der Erde ist sphäroidisch (s. Abplattung); eben so auch, nach theoretischen Gründen geschlossen, alle Himmelskörper, die sich um ihre Axe drehen.

Sphinx, die, ein Ungeheuer der alten Sagen- und Kunstwelt, das aus Aegypten, wahrscheinlich durch phönizische Einwanderer, nach Griechenland verpflanzt wurde. In Aegypten Symbol des Menschenverstandes mit Stärke gepaart, wie Zoega sich ausdrückt, später — nach demselben Gelehrten — auf den gewaltig über sein Ufer tretenden und wie mit verständiger Absichtlichkeit das Land bewässernden Nilstrom übergetragen. In Beziehung auf jene ursprüngliche Bedeutung ward die ägyptische Sphinx mit einem Löwenkörper und mit menschlichem Antlitz dargestellt. In Griechenland, namentlich in Böotien, wo der Sphinxfabel recht eigentlich einheimisch ward, knüpften sich an die frühere Vorstellung bald andere Dichtungen. Sie ward hier zu jenem Scheusal, dem man der Leib einer Hündin, den Schweif eines Drachen, Löwenklauen und ein Mädchenhaupt, in späterer Zeit auch Flügel gab. Juno, erzählt die Mythe, war auf die Thebaner erzürnt, und sandte deßhalb die verderbliche Sphinx, eine Tochter des Typhon und der Echidna, von denen überhaupt alle Ungeheuer abstammen. Sie nahm ihren Wohnort auf dem phiceischen Berge bei Theben, und legte den Thebanern allerhand von den Musen erlernte Räthsel vor, insbesondere auch dieß: welches Thier geht am Morgen auf vier, des Mittags auf zwei, und des Abends auf drei Füßen? Wer das Räthsel nicht lös'te, wurde zerrissen und aufgefressen. Oft kam sie auch in die Versamlung der Thebaner, gab Räthsel auf, und ergriff, wenn sie nicht aufgelös't wurden, wen sie erhaschen konnte. Endlich ward auch des Königs Kreon Sohn, Akmon, gefressen. Der Vater versprach daher dem, der jenes Räthsel lösen würde, seine Schwester Jokaste und mit ihr das Königreich zu geben. Oedipus lös'te es. Es ist der Mensch, der als Kind auf Händen und Füssen kriecht, als Mann auf zwei Füßen einhergeht, und im Alter noch den

Stab zu Hülfe nimmt. Die Sphinx stürzte sich verzweifelnd vom Felsen herab, und Theben war befreit. Palaephatus, in seinem Werke über Unglaublichkeiten, hält die erste Gemahlin des Cadmus, welche, als der letztere die Harmonia heirathete, aus Eifersucht ihren Gemahl verließ, und von dem phikeischen Berge aus den Thebanern viel Schaden zufügte, bis sie endlich vom Oedipus getödtet ward. — Neue Entdeckungen über den innern Bau der Pyramiden (s. d. Art.) haben die Italiener Belzoni und Caviglia (im J. 1817) gemacht. Letzterer hat den colossalen Sphinx aufgedeckt, der in der Nähe von Theben der Pyramide des Cephrenes gegenüber liegt. Die ungeheuern Tatzen desselben sind 50 Fuß vor dem, in liegender Stellung befindlichen Körper ausgestreckt, auf einer ebenen Fläche vor demselben wurden ein Tempel, eine Granittafel, kleinere Sphinxe, Löwen und ein Altar mit Inschriften ausgegraben. Auf der zweiten Kralle der Tatze ist eine Inschrift in griechischen Versen von D. Young entziffert werden. Von diesem geheimnißvollen Riesenbilde sagt Denon: Der Ausdruck des Kopfes ist sanft, voll Anmuth und Ruhe, der Charakter ist afrikanisch; aber der Mund, dessen Lippen dick sind, hat eine wahrhaft bewundernswürdige Weichheit in der Bewegung und Feinheit der Ausführung; es ist Fleisch und Leben.

Spiegel heißt jede sehr glatte Fläche, welch Lichtstrahlen zurückwirft, sie sey eben, hohl oder erhaben. Wegen der Porosität der Materien aber gibt es keinen vollkommenen Spiegel. Die Katoptrik bestimmt die Gesetze der Strahlenberechnung, nicht nur im Planspiegel, sondern auch in cylindrischen, konischen Hohlspiegeln ꝛc. Der ebene Spiegel zeigt das Bild des Gegenstandes scheinbar so weit hinter seiner Fläche, als er davor steht. Der vertiefte kugelförmige Spiegel (Hohlspiegel) hat in jedem Punkte ein anderes Ne gungsloth, welche insgesammt als Radien einer Kugel anzusehen sind, wovon der Spiegel einen Abschnitt ausmacht. Jeder sogenannte Lichtstrahl, der auf diesen Spiegel fällt, wird zwar unter demselben Winkel, aber auf der andern Seite des Neigungslothes des jedesmaligen Punktes, gespiegelt. Daraus folgt, daß alle gespiegelte Strahlen sich irgendwo in der Axe des Spiegels vor ihm vereinigen müssen und daselbst ein Luftbild geben. Ein sehr weiter Gegenstand mit fast parallelen Strahlen gibt sein verkehrtes Luftbild kleiner und fast in der Hälfte des Radius der Hohlspiegelkugel. Tritt der Gegenstand an die Stelle des Bildes, so tritt dieses an die Stelle von jenem und entfernt sich vom Spiegel. Dagegen zeigt der gewölbte Kugelspiegel (Conversspiegel) das Bild hinter seiner Fläche und unter allen Umständen aufrecht, wo jenes verkehrt erschien. Hier divergiren die Neigungslothe und eine Vereinigung derselben im gemeinsamen Punkte ist nur hinter der Spiegelfläche denkbar, wenn man sie bis dorthin verlängert. Sie bilden auch hier Radien einer Kugel, von welcher der Spiegel einen Abschnitt macht und die Entfernung des Bildes von der Spiegelfläche steht eben so, wie bei jenem, mit der Stellung des Gegenstandes im Verhältnisse. Der ebene Spiegel gibt also das Licht so strahlend wieder, als er es empfängt, der concave vereinigt es in einem kleinen Raume, der convexe macht es divergirend, aber immer nach einer Regelmäßigkeit, die mit seiner regelmäßigen Kugelform im Einklange steht. Anders die Körper mit einer Menge Flächen, deren Richtung unregelmäßig ist, sie diffundiren das Licht nach allen Seiten. Sie geben noch deutlich wahrnehmbare Spiegelungen, wenn ihre Flächen nicht zu klein sind; sobald sie aber eine gewisse Größe nicht, d. i. sobald der Körper eine matte Oberfläche zeigt, diffundiren sie das Licht so nach allen Seiten, daß seine strahlende Eigenschaft verloren geht und dasselbe, wenn anders der Körper selbst keine Farbe hat, als eine farbenlose Trübe, d. i. weiß

erscheint. Eine in erbsengroße Stücke zerschlagene Spiegelscheibe spiegelt das Licht in jedem Theil noch strahlend; ist sie zu Staub zermalmt, so erscheint sie weiß. Gesetzt aber, diese Staubtheile hätten eine durchgehends gleiche Figur, z. B. eine pyramidale, und sie vereinigten sich zu einer ebenen Masse dadurch, daß jedes Theilchen dieselbe Richtung des andern, aber eine schiefe zum Horizonte hätte und die gesammten Spitzen derselben, ihrer Kleinheit wegen unsern Augen als eine ebene Fläche erschienen, so müßte eine doppelte, aber regelmäßige Spiegelung Statt finden, die von einem Gegenstande zwei Bilder gibt, eines nämlich von der Ebene, das andere von den gegen den Horizont in einer und derselben Neigung befindlichen Flächen der einzelnen kleinen Theilchen. So etwas findet bei der Perlmutter und andern ähnlichen und krystallinischen Körper Statt. — — Stillstehendes Queckſilber und Wasser sind natürliche Spiegel. Künstliche Spiegel sind mit Zinnamalgam belegte Glastafeln, geschliffene und polirte Metalle (Metallspiegel waren die allerältesten). Da die Metalle leicht anlaufen und ihre Politur dadurch verlieren, so bereitet man solche Spiegel aus Mischungen, welche sich gut an der Luft halten. Spiegel aus Platina haben vor allen andern den größten Vorzug. Gläserne Spiegel sollen nach Plinius zu Sidon erfunden worden seyn. Das Mittel, wodurch sie auf der Rückseite verdunkelt wurden, bestand wahrscheinlich in dunkler Farbe. Vor dem 13 Jahrh. belegte man schon zu Morano bei Venedig die Tafeln mit Amalgam von Zinn. 1638 erfand der Franzose Abr. Thewart, die Kunst, das Glas in Tafeln zu gießen. Dieß geschieht auf eine sehr dicke metallene Platte von Kupfer oder Glockenspeise; wonächst die Masse mittelst einer starken metallenen Walze geebnet, und wenn sie im Kühlofen abgekühl ist, geschliffen, polirt und dann mit der Folie belegt wird. Man gießt jetzt in den Spiegelmanufakturen zu Paris Spiegel von 9 Fuß Länge, 5 Fuß Breite und ½ Zoll Dicke. Noch weit größere werden auf den Spiegelgießereien zu St. Helens in England, zu St. Ildefonso in Spanien und zu St. Petersburg verfertigt; auch Deutschland besitzt im Braunschweigischen, zu Berlin u. a. Orten bedeutende Spiegelmanufakturen.

Spiegelkabinet, oder Kasten, ein Kabinett oder auch ein tragbarer Kasten, worin mehrere Planspiegel einander gegenüber so angebracht sind, daß sie die Bilder der Gegenstände vervielfältigen und die Ansicht erweitern. Befinden sich die Spiegel entweder parallel gegenüber, so werden die Strahlen, welche ein dazwischen liegender Gegenstand aussendet, unaufhörlich von einem Spiegel zum andern zurückgeworfen, so daß man eine Reihe von unzählbaren Bildern desselben erblickt, von welchen jedoch, weil bei jeder Zurückwerfung etwas Licht verloren geht, die hintern immer schwächer werden, so daß man sie zuletzt nicht mehr wahrnehmen kann. Machen hingegen die Ebenen zweier Spiegel einen Winkel miteinander, so bleiben die vervielfältigten Bilder nicht mehr in einer geradlinigen Reihe, sondern stellen sich in einen Kreisbogen, so daß man statt eines Bildes mehrere in einem Kreise stehende, statt eines gleichschenkeligen Dreiecks ein Vieleck erblickt u. s. w. Auf gleiche Art wird auch ein Spiegelgemach, Saal oder Zimmer angelegt, worin jedoch, wenn es eine vollkommene Wirkung thun soll, keine von Spiegeln unbekleidete Fläche seyn darf, auch die Ränder der Spiegel genau aneinander gefaßt werden müssen, damit keine Stelle entstehe, welche durchsichtig ist.

Spiegellineal. Diese Erfindung des Lieutenant Fallon ist sehr sinnreich und zu topographischen Messungen für den Militär besonders brauchbar. Es besteht aus einem hölzernen Diopternlineal, von etwa 10 Zoll Länge, das Ocular diopter hat die gewöhnliche Form, statt des Objectivdiopters ist aber in messingener Einfassung ein Spiegel und in derselben Ebene darüber ein Glas aufgerichtet. Durch Spiegel und Glas ist dann in der Vertical-

Italiens, wo die Franzosen sie einführten, besteht in keinem Staate ein Pacht der Spielhäuser. In London sind die Spielhäuser verboten; gleichwohl enthält diese Stadt ihrer über 50 vom ersten und zweiten Range, und wenigstens 100 von untergeordneter Art.

Spielkarten, s. Karten.

Spieß (Christian Heinrich), ein fruchtbarer Romanenschriftsteller aus den letzten Dezennien des vorigen Jahrh., geb. 1755 zu Freiburg in Sachsen, war eine Zeitlang Schauspieler und starb als Wirthschaftsbeamter auf dem Schlosse Betdiekan in Böhmen 1799. Das erste Glück, aber auch ein entscheidendes, machte Spieß durch sein Schauspiel Klara v. Hoheneichen, in welchem die tugendhafte Heldin auf die angenehmste Weise flucht und weint, raset und liebt, ein edler Ritter melodisch mit den Ketten klirrt, und einen Landgrafen, der ihn gefangen hält, mit den herrlichsten Scheltwörtern bekämpft, wobei sie besonders die feine Ironie, mit der er dem zürnendsten Fürsten die Bartlosigkeit vorwirft, gut ausnimmt. Er besäß wahrhaftes Talent und zwar das wichtigste: das Talent der Erfindung; wogegen freilich Darstellung, Beschreibung und Sprache überhaupt weit zurückstehen. Wer sich unter seinen vielen Romanen seines Mäusefallen- und Hechelnkrämers, seines Alten überall und nirgends, seiner zwölf schlafenden Jungfrauen ꝛc. erinnert, wird entweder die Erfindung loben, oder doch wenigstens schöpferische Phantasie (wenn auch mitunter nur Ammenphantasie) anerkennen müssen, zugleich aber wieder fast erschrecken über die Unbehülflichkeit, mit der hier das Geschaffene verarbeitet worden ist.

Spießglas (Spießglanz, Antimonium), ein Halbmetall von gräulichweißer Farbe, die zwischen silber- und zinnweiß steht, von starkem Glanze und geradeblättrigem Gefüge. Es läßt sich bei 810° F. verflüchtigen, und sobald es nach dem Schmelzen langsam erkaltet, krystallisirt es. Es ist sehr spröde, läßt sich pülvern und schmilzt nach dem Rothglühen. Sein spec. Gewicht ist 6,702 bis 6,85. Man gewinnt es aus den Spießglanzerzen, die häufig vorkommen, und aus Spießglanz und Schwefel (Grauspießglanzerz) bestehen, oder Schwefe wasserstoff enthalten (Rothspießglanzerz), oder reines Oxyd (Weißspießglanzerz). Durch die oxygenirte Salzsäure wird das Spießglas zu einer breiartigen, ätzenden Substanz, welche Spießglasbutter genannt wird. Eine Verbindung des weinsteinsauren Spießglases mit spießglashaltigem, weinsteinsaurem Kali gibt den Brechweinstein. Solches Spießglas, mit Quecksilber zusammengerieben, gibt den Spießglasmohr. Das gediegne Spießglas wird zum medizinischen Gebrauch, zu Teleskopspiegeln, auch Druckerlettern, zur Reinigung des Goldes, zu Metallkompositionen ꝛc. angewendet.

Spillgelder (von dem Worte Spill, welches Spindel, die Hauptbeschäftigung der Weiber unserer Vorfahren, bedeutet) heißen im deutschen Rechte diejenigen Gelder, über welche die Eheweiber ganz allein, und ohne Autorität ihres Mannes oder ihres Geschlechtsvormundes unumschränkt verfügen können. Bei uns werden die Spillgelder nicht ausgesetzt, sondern müssen bedungen werden; ausgenommen das Pathengeld der Frau, welches für Spillgeld gerechnet wird. — Spillmagen nannte man bei den alten Deutschen die Verwandten von mütterlicher oder weiblicher Seite, im Gegensatze von Schwertmagen (s. d. Art.).

Spinet, ein Saiteninstrument, welches jetzt veraltet ist; es wird mit einer doppelten Tastatur gespielt; die vordere Reihe bildet die diatonische Tonleiter, und die zweite die halben Töne. Die Tasten sind lange, flache Streifen Holz, welche, wenn sie vorn niedergedrückt werden, hinten einen kleinen Hammer erheben, der, vermittelst einer Rabenfeder, an die Metallsaiten schlägt. Von diesen Federn, welche den Dornen „Spinä" gleichen,

wurde das Instrument Spinet, Epinette, genannt; vergrößert und vervollkommnet nannte man es Flügel (s. d. Art.). Heutzutage ist das Spinet durch das Fortepiano verdrängt worden.

Spinnen, ein bekanntes Geschlecht ungeflügelter Insekten, welches über 100 an Gestalt und Größe sehr verschiedene Arten begreift, indem es Spinnen von der Größe einer ausgebreiteten Mannshand gibt, wie die Buschspinne in Westindien, und wieder andere, die so klein sind, daß man sie nur mit einem Vergrößerungsglase entdecken kann. Sie haben 8 Beine, meistens 8 Augen, 2 Freßspitzen und 5 bis 6 Spinnwarzen, woraus der klebrichte Saft zu den Faden hervordringt. Ihr Gespinnst hat man in Frankreich zur Verfertigung von Strümpfen und Handschuhen gebraucht. Unsere inländischen Spinnen, worunter die Kreuzspinne die größte, sind unschädliche Thiere und keineswegs als giftig zu fürchten. Vormals hielten abergläubige Menschen sie für verlarvte böse Geister, und ihr Erscheinen gilt noch jetzt bei Einigen für eine üble Vorbedeutung. Zu den Spinnen, deren Biß giftig ist, gehört die Tarantel (s. d. Art.) in Italien und die Buschspinne in Südamerika, die selbst Coli bris tödtet, auch Menschen durch ihren giftigen Stich verletzt uud daher gefürchtet wird. Die Kreuz-, Haus- und Winkelspinnen sind gute Wetterpropheten. Vergl. hierüber den Art. Arachnologie.

Spinnen und Spinnmaschinen. Spinnen heißt in der eigentlichen Bedeutung einen flockigen Stoff zu einem Faden zusammen drehen; nur uneigentlich wird es auch von nicht flockigen Stoffen gebraucht, die sich aber zu einem Faden drehen lassen, wie einige Metalle, Glas ꝛc. Das Spinnen geschieht entweder mittelst eines Rades oder einer Spindel, unmittelbar durch Menschenhand oder durch Maschinen. Das gewöhnliche Spinnrad zum Flachsspinnen war schon im Anfang des 15. Jahrh. bekannt. Die Spindel, deren in Salomons Sprüchwörter (21) schon gedacht wird, zieht man dem Rade vor, weil sie einen feinern geschmeidigern und lockern Faden liefert, der sich besser bleichen und färben läßt. Das Maschinenwesen hat bei aller seiner Vervollkommnung die Feinheit und Gleichheit der Fäden nicht zu erreichen vermocht, welche die Hindus für ihre, wahrscheinlich schon seit mehrern tausend Jahren in ihrem jetzigen großen Umfange bestehenden zahlreichen Baumwollenwebereien auf der einfachen Spindel, dem einzigen Spinnwerkzeuge, welches sie je kannten, zu bereiten wissen. Das dringende Bedürfniß der Vielfältigung der Spinnereien mit Hülfe des Maschinenwesens (m. s. den Art. Maschinen in Fabriken) ward um das Jahr 1760 in England, wo die schon im Anfange des 17. Jahrh. stark betriebnen Baumwollenwebereien aus Mangel an Händen am erforderlichen Gespinnste Mangel litten, so empfindlich gefühlt, daß man mehrere Versuche machte, die Spinnmethode zu verbessern, bis endlich 1767 James Hargreave eine noch ziemlich rohe Spinnmaschine, unter der Benennuug spinning jenny, erfand, die anfangs nur acht Spindel mittelst eines, durch Menschenhand gedrehten horizontalen Rades in Bewegung setzte, in der Folge aber bis auf achtzig Spindel erweitert war. 1775 erfand Richard Arkwright neue Spinnmaschinen (worüber m. d. A. Jenny-Maschinen vergleiche). Solche Spinnmaschinen bestehen in einer schiefen Ebene, an deren obern Rande 24 mit Vorgespinnst gefüllte Sputen stecken. Von diesen werden die Fäden durch den Wagen herabgezogen, ausgedehnt und gedreht und auf 24 andere Spulen oder Bobinen gerollt. Durch ein Rad setzt sich der Wagen in Bewegung, durch einen Tritt wickeln sich die Fäden auf die Bobinen, wenn sie durch Menschenhände bearbeitet werden; anders aber ist die Vorrichtung, wenn Wasser oder Dampfmaschinen die Spinnmühle in Umtrieb setzen. Auf solchen Maschinen spinnt man in England ein Pfund

Baumwolle gewöhnlich zu einem Faden von 100 englischen Meilen Länge. Die einzige Verbesserung oder Veränderung, die bis jetzt in Arkwright's Spinnrahmen angebracht ist, findet sich an der vor einigen Jahren in England erfunden, unter der Benennung: the Throstle (die Droßel), bekannten Spinnmaschine mittelst deren die Stärke und Beschaffenheit der Fäden mit mindern Kosten verändert werden kann. 1775 vollendete Samuel Crompton aus Bolton die Erfindung einer Maschine, die den Namen mule jenny erhielt, den Vortheil hat, daß die allerfeinsten Fäden, welche den Ruck der Walzen des Spinnrahmens, wenn er das Garn auf die Spulen wickelt, nicht aufhalten können, unversehrt bleiben. Daher gelang es auch 1792 einem gewissen Jonathan Pollard aus Manchester, auf der mule jenny, aus Baumwolle aus der Insel Tabago, einen Faden von 278 Gebinden auf's Pfund zu spinnen, wovon das Pfund zu 20 Guineen an die Muslinfabrikanten zu Glasgow verkauft ward. Die m. jenny war eine Zusammensetzung von Arkwright's Spinnrahmen und Hargreave's spinning jenny, und ward ursprünglich durch des Spinners Hand in Bewegung gesetzt; allein William Kelly aus Glasgow erfand 1792 einen Mechanismus, wodurch ein Frauenzimmer oder ein Kind zwei Maschinen dieser Art, zusammen von 600 bis 800 Spindeln, in Bewegung setzen konnte. In der Folge fand man, daß vor der Vollendung des Gespinnstes eine besondere Mitteloperation, nämlich die des Ausdehnens oder Rechens (Stretching) der Fäden, die Arbeit sehr vervollkommne. Dieß geschieht auf einer besonders dazu eingerichteten mule jenny, dergestalt, daß der Faden nur wenig gedreht wird, damit die Ausdehnung möglich bleibe und das Abreißen verhindert werde. Außer diesen Hauptverbesserungen der Spinnmaschinen haben allmählig so große Vervollkommnungen ihrer einzelnen Theile Statt gefunden, daß das Erzeugniß derselben verdoppelt, und dagegen der Preis des Garns in erstaunenswerthen Verhältnissen gefallen ist. Zugleich aber hat die Güte des Garns so sehr zugenommen, daß die Weiber in den nämlichen Arbeitsstunden beinahe eben so viel verdienen können, als vor 25 Jahren, obgleich ihr Lohn seit jener Zeit um ein Viertheil gemindert ist. In Frankreich ward die erste Spinnmaschine 1787 von Hrn. v. Calonne eingeführt und in den Fabriken zu Rouen, Paris, Lille, St. Quentin, Amiens, Louviers und Montpellier sehr bald mit dem größten Nutzen in Anwendung gebracht; die meisten werden durch Menschenhände oder durch Pferde in Bewegung gesetzt. Doch sind 1817 vier neue, beträchtliche, durch Dampfmaschinen getriebene Spinnereien daselbst angelegt. In der Schweiz ward die erste Spinnmaschine 1798 zu St. Gallen errichtet und durch ein Wassermühlenwerk getrieben. Außer mehrern, durch Wasser getriebenen, großen Spinnmaschinen, rechnet man in der Schweiz etwa 1200 kleinere von der Gattung der englischen mule jennies, vertheilt in Winterthur und dessen Umgebungen, in der Stadt und dem Kanton Zürich, in St. Gallen, Appenzell, Aargau, Thurgau, Genf und St. Blasius, unweit Basel. In Deutschland zeichnen sich die östreichischen Staaten durch ausgebreitete Spinnereien aus. In den Umgebungen von Wien gibt es viele große, durch Wasser getriebene Spinnmaschinen, die dort gänzlich von den Webereien getrennt gehalten werden. Eine große Anzahl kleinerer Spinnmaschinen und eine noch bedeutendere Volksmasse einzelner Hauptspinner wird durch die großen Baumwollmanufakturen in Prag, Kuttenberg, Lettowitz, Grätz, Kettenhof und Ebersdorf, welche zusammengenommen mit den übrigen Fabriken dieser Klasse in den östreichischen Staaten 360.000 Menschen beschäftigen, in Bewegung gesetzt. In Sachsen ward nach manchen bedeutende ohne Erfolg gebliebnen Versuchen die erste Spinnmaschine von den Gebrüdern Bernard zu Chemnitz mit Hülfe eines englisches Mechanikers angelegt. Ihnen folg-

ten bald mehrere; allein das Sinken der Preise, in Folge des vermehrten Erzeugnisses, hinderte ihren Erfolg. Napoleons Continentalsystem gab den deutschen Spinnereien neues Leben, bis die Siege der Verbündeten 1813 das Land auf's Neue den Ausländern öffneten. Im Preußischen werden die Baumwollspinnereien von der Regierung sehr befördert. Die russische Regierung hat auf ihre Kosten eine große Spinnmaschine in Petersburg anlegen lassen; auf der Spindel wird dort gleichfalls hin und wieder Baumwolle versponnen. Doch führt Rußland jährlich noch etwa 3 Mill. Pfund Baumwollengarn aus England ein. Die Spinnereien in den nordamerikanischen Freistaaten Rhode-Island, Massachusets, Neu-Jersey und Neu-York erfordern bis jetzt noch einen zu großen Aufwand an Handarbeit und Kapital, um mit dem Auslande Preis halten zu können. 1819 gelang es dem Hrn. Bauwens in Gent, welchem Frankreich die erste große Baumwollgarn-Spinnerei verdankt, den Flachs eben so, wie die Baumwolle zu spinnen. In Wien haben Joh. Ph. Hebenstreit und Joh. Aichinger auf die von ihnen erfundene Flachsspinnmaschine 1819 ein Patent erhalten. Ein sehr feines und weißes Gespinnst hat man von Raupen des Elsbeerbaumes (Prunus padus) durch Hunger verfertigen zu lassen, gelungene Versuche gemacht. — In der Geschichte der Flachsspinnerei ist die kürzlich gemachte Erfindung einer Flachsbrechmaschine sehr wichtig. Bisher trennte man den Bast oder die Fasern, der Hanf- und Flachsstengel von den sie umgebenden (holzigen) Theilen (den Acheln) durch die Röste (Thau- oder Wasserröste); allein die damit verbundene faule Gährung macht selten alle Stengel in derselben Zeit gleich gar; die Wasserröste verpestet außerdem noch die Luft, und tödtet sogar die Fische in dem Wasser; auch ist das Rösten und Brechen des Flachses der Gesundheit der Arbeiter nachtheilig. Chemische Mittel den Zweck des Röstens zu erreichen, wurden nicht im Großen anwendbar befunden. Endlich erfand 1812 ein Engländer, James Lee, ein mechanisches Verfahren, ohne Röste zu brechen und die Fasern rein von den Acheln zu trennen. Allein er hielt sein Verfahren geheim. Darauf erfanden die Hrn. Hill und Bundy in London zwei Maschinen zum Brechen und Reiben des Flachses und Hanfes. Endlich gelang es 1818 Hrn. Christian, Direktor des Conservatoriums der Künste der Handwerker zu Paris, die große Aufgabe durch eine Maschine von erwiesener Brauchbarkeit zu lösen. Das bisherige Rösten, Klopfen, Brechen und Schwingen wird durch dreimaliges Umdrehen eines Cylinders in der Mitte von 13 Walzen ersetzt. Man gewinnt durch die Maschine an Flachs- und Hanffasern wenigstens 20 Procent mehr, als durch das bisherige Verfahren. Auch kann man die Acheln zum Viehfutter brauchen. Endlich werden durch das Verfahren mit der Maschine wenigstens drei Theile des Leinwandbleichens erspart. Diese Christian'sche Flachsbrechmaschine wurde 1819 in Augsburg mit einigen wesentlichen Verbesserungen gebaut; sie kostet 120 Fl., also die Hälfte weniger, als die Pariser.

Spinola (Ambrosius, Marquis von), ein berühmter span. General, geb. 1569, stammte aus dem alten Hause Spinola aus Genua, dessen Zweige sich in Italien und Spanien ausgebreitet haben. In seinem 20. Jahre nahm er span. Kriegsdienste, und zeichnete sich an der Spitze einer italienisch-spanischen Heerabtheilung in den Niederlanden aus. Er hatte sich ausbedungen, die Besoldung seines Corps selbst zu besorgen, die er dann auf die spanischen Kassen anwies; wodurch er bewirkte, daß wenn im übrigen Heere, wegen Geldmangel laute Unzufriedenheit und Unordnung herrschte, seine 9000 Wallonen Muster des Gehorsams und der Ordnung waren. Sein Ruhm stieg deßhalb durch manche glänzende Waffenthat, und der König von Spanien, Philipp III., ernannte ihn zum General. Der Statthalter, Erzherzog Albert von Oestreich, welcher schon über zwei

hre Ostende belagert hatte, übertrug jetzt dem Spinola, die Einnahme esselben zu bewirken. Am 5. Juni bestürmte er 8 Stunden lang die Veste, oard aber mit einem Verluste von 1000 Mann zurückgewiesen. Im ämlichen Monate machte er einen Versuch zur Entsetzung von Sluys, elches ihm aber ungeachtet seines Muthes und seiner Klugheit nicht gelang. Nun betrieb er mit den größten Anstrengungen die Belagerung Ostende's, roberte nach einem muthigen Widerstande am 27. Aug. das Fort Sandhill urch die Tapferkeit seiner deutschen Regimenter, und brachte die Belagerten urch seine rastlosen Angriffe endlich dahin, daß sie die Uebergabe der Veste nboten, worauf ihnen Spinola eine ehrenvolle Capitulation bewilligte. So kam nach einer Belagerung von 3 Jahren und 11 Wochen den 22. Sept. 1704 Ostende, nachdem es einem Steinhaufen glich, wieder zum Besitze der Spanier, die vor dessen Wällen an 75.000 Mann verloren atten. Spinola's Ruhm ertönte durch ganz Europa, das auf diese Be agerung unverwandten Blickes geschaut hatte. Er wurde an den König ach Madrid gesandt, um seine glänzende That zu verkündigen. Der dank- are Monarch erhob ihn zum Herzog von St. Severino, Grand v. Spanien nd Generallieutenant über die Niederlande, gab ihm die Grafschaft Volgira m Mailändischen und eine Pension von 12.000 Kronen. Hierauf kehrte Spinola nach Flandern an die Spitze des Heeres zurück. Als der Prinz Moritz von Oranien, welcher die Holländer befehligte, seinen Gegner durchschaut hatte, hielt er ihn allerdings von fernern Fortschritten ab, war aber eben so wenig im Stande, einen entscheidenden Vortheil über ihn davon zu tragen. Von beiden Feldherren wurden die vielen Festungen, das von Kanälen durch- schnittene Terrain meisterhaft benutzt, einander wechselweise in Schach zu halten. Beide lernten sich gegenseitig schätzen. Endlich bewirkte eine entscheidende Seeschlacht in Gibraltars Nähe, wo die ganze span. Flotte durch den holländ. Admiral Heemskerk zu Grunde ging (1607), daß der madrider Hof zu einem Waffenstillstande die Hand bot, den Spinola mit den Generalstaaten auf 12 Jahre im Haag abschloß (1609). Während dieser Zeit zeichnete sich Spinola in den jülich-clevischen Erbfolge- Streitigkeiten aus, nahm als kaiserl. Exekutor die in die Reichsacht erklärte Stadt Aachen; eroberte Wesel, Cleve u. a. O., ferner den größten Theil der Unterpfalz, mußte aber wegen Ablaufs der Waffenruhe wieder nach den Niederlanden aufbrechen. Hier belagerte er 1622 Bergen op Zoom, mußte sich aber, nachdem er viermal die Veste bestürmt hatte, und der Herzog Christian von Braunschweig nebst dem Grafen v. Mansfeld zum Entsatz herbeieilten, mit vielem Verluste zurückziehen. 1624 schloß er mit 40.000 Mann das stark befestigte Breda ein, um welches er in kurzer Zeit unge- heuere Verschanzung aufwerfen ließ. Prinz Moritz starb unter den Anstren- zungen, ihn zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen. Spinola war durch die sumpfigen Umgebungen ebenfalls krank geworden; doch setzte er die Belagerung mit großem Eifer fort und zeigte sich seinem Heere stets munter und freundlich. Mehrere Ausfälle wies er tapfer zurück und befestigte sich immer stärker in seinem Lager. Endlich nach einer 10mo- natlichen Einschließung öffnete Breda seine Thore (5 Juni 1625). Spinola's Ruhm hatte jetzt den höchsten Gipfel erreicht; er ward mit Scipio und Cäsar verglichen. Aus Mißgunst der span. Minister und Generale ward der siegbekrönte Feldherr 1628 nach Spanien berufen. Im folgenden Jahre ward er nach Italien gegen die Franzosen gesandt, wo er die Veste Casale aufs Aeußerste brachte; aber, weil er von dem span. Hofe schlecht unterstützt wurde, von dem Feinde zurückgetrieben. Dieser Schimpf und der Undank der Spanier, die seine Verdienste nicht zu schätzen wußten, schmerzten ihn so sehr, daß er gleich darauf in eine Krankheit fiel, und 1630 zu Mailand

starb. Seine letzten Worte waren: Sie haben mir meine Ehre geraubt; aber er hinterließ den unbestrittenen Ruhm, einer der größten Heerführer seines Jahrhunderts gewesen zu seyn.

Spinoza (Baruch, oder wie er sich übersetzte, Benedikt), einer der größten Denker aller Zeiten, geb. 1632 zu Amsterdam aus einer portugiesischen Judenfamilie, erhielt von der Natur die herrlichsten Anlagen, die der mangelhafte jüdische Unterricht zwar weckte, aber keineswegs befriedigte. Einige Jahre widmete er sich der Theologie, die er jedoch später mit der Philosophie vertauschte. Jemehr seine Kenntnisse wuchsen, um somehr stiegen seine Zweifel an den Lehren des Talmud, und machten ihn kaltsinnig gegen den Zeremoniendienst seiner Glaubensgenossen. Da die Rabbinen ihm seine Einwürfe gegen das Judenthum nicht zu widerlegen vermochten, erklärte er seine Meinung frei heraus und zog sich daher ihren Bannfluch zu. Dennoch hätte er sich nicht vom Judenthum getrennt, wenn nicht Meuchelmord gegen ihn versucht worden wäre. Von den Juden ausgeschlossen, bekannte er sich indeß zu keiner positiven Religion, und wies alle Bekehrungsversuche von Seiten der Katholiken wie der Protestanten mit Sanftmuth zurück. Er lernte nun bei dem berühmten Arzte van Ende zu Amsterdam die lateinische und griech. Sprache, verliebte sich in dessen Tochter, die ihm zuweilen Unterricht ertheilte, blieb aber, überboten von einem gewissen Kerkering, ledig. Dabei widmete er sich mit Eifer der Mathematik und Philosophie, besonders der Cartesischen, deren Klarheit ihn anzog, aber seinen Tiefsinn nicht befriedigte. Durch die Judenränke wurde er vom Magistrate auf einige Monate aus Amsterdam verwiesen, und fand in der Nähe ein Asyl auf dem Landhause eines seiner Freunde. In dieser Einsamkeit erlernte er, um seinen Unterhalt sich zu erwerben, das Glasschleifen, dabei aber eifrig seinen philosophischen Spekulationen obliegend. 1664 ging er nach Rynsburg bei Leyden, und mit Ausgang des Winters nach Verburg bei Haag, wo er drei bis vier Jahr lebte, bis er endlich auf Bitten mehrerer Freunde sich in Haag niederließ, anfangs auf dem Veerkaay, bei der Wittwe van Velden, dann aber, weil es ihm zu hoch kam, auf dem Pavilioengragt bei Heinrich van der Spyck. Hier gab er seine beiden Hauptwerke heraus, die weiter unten erwähnt werden. Nach seiner Feinde Zeugniß selbst war er höchst mäßig, ordentlich und haushälterisch, so daß er von sich selbst zu sagen pflegte, er sey wie eine Schlange, die, den eignen Schwanz im Munde, einen Kreis bilde; im Umgang sanft und ruhig, stets gleichmüthig, zugänglich und gesprächig, duldsam, angestrengt fleißig mit Schreiben oder Verfertigung von Mikroskopen und Teleskopen beschäftigt, so daß er zu drei Monaten daheim blieb, und sich höchstens bei einer Pfeife Tabak, oder einem Spinnenkampfe, der ihn recht von Herzen ergötzte, erholte. Seine Uneigennützigkeit bewies die Ausschlagung eines Geschenks von 2000 Fl. und eines bedeutenden Vermächtnisses seines Freundes Simon van Vries, den er aber an seinen Bruder erinnerte, worauf van Vries ihm einen Jahrgehalt von 500 Gulden aussetzte, den wiederum Spinoza auf 300 herabsetzte. Eben so überließ er seinen habsüchtigen Schwestern die ihm gerichtlich zugesprochene väterliche Erbschaft, bis auf ein Bette, nur daß er sein Recht behaupten wollte. Er hatte viele bedeutende Freunde, mit denen er in Briefwechsel stand. Der Prinz Condé wollte ihn 1672 in Utrecht kennen lernen, und sendete ihm durch den Oberst Stoug einen Paß. Spinoza reis'te ab, fand ihn aber nicht mehr, weil ihn Geschäfte abgerufen hatten. Der Churfürst von der Pfalz, Carl Ludwig, wollte ihn als Lehrer der Philosophie mit voller Lehrfreiheit in Heidelberg anstellen, aber Spinoza schlug es aus. Ueber 20 Jahre war er schwindsüchtig, und auch darum höchst mäßig, aber vielleicht eben so durch die Macht seines klaren Geistes, als durch die Wohlthätigkeit

er Natur gegen diese Art Kranken, ruhig und getrost. An den Folgen seiner Krankheit entschlummerte er unvermuthet am 22. Febr. 1677. Was man auch nach seinem Tode ihm Schuld gegeben hat, beruhte größtentheils auf Uebertreibung und Verleumdung. Sein Leben ist von mehrern, besonders von Diez (Dessau 1793, 8.) und Philipson (Braunschweig 1790) beschrieben worden. Seine, in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften sind: 1. die Prinzipe der cartesischen Philosophie nebst Anhang metaphysischer Gedanken, Amst. 1663, 4.; 2. theologisch-politische Abhandlung, worin gezeigt wird, daß Denkfreiheit nicht nur ohne Nachtheil der Frömmigkeit und des Staatsfriedens geduldet, sondern nur mit Staatsfrieden und Frömmigkeit aufgehoben werden könne, 1670. 4.; 3. nachgelassene Werke, Amsterd. 1677, 4., nämlich: a) die Ethik, geometrisch erwiesen, b) eine politische Abhandlung, c) ein unvollendetes Werk über die Berichtigung des Verstandes, d) eine unvollendete hebräische Grammatik, und e) Briefe. — H. E. G. Paulus hat diese Werke des Spinoza (Jena 1802—3) in 2 Oktavbänden herausgegeben. Hier die Hauptsätze seiner Lehre von Gott und der Welt: Alles Werden muß ein Seyn zum Grunde haben, nach dem alten Worte: „Aus Nichts wird Nichts," einem Satze, der von Spinoza mit der äußersten Stetigkeit festgehalten ward. (Mit jenem ersten Lehrsatze trennte sich Spinoza von seinem Lehrer Des Cartes, der zwar auch von dem Begriffe des Seyns ausging, aber denselben nur als Verstandesbegriff behandelte und erst auf analytischem Wege zu der Idee eines absolut nothwendigen Seyns gelangte, mit welchem Spinoza anhob.) Das Seyn, als das Unwandelbare, kann kein Veränderliches hervorbringen. Das Werden oder das Endliche ist also gleich ewig mit dem Seyn oder dem Unendlichen. Das Erstere kann, seiner Natur nach, nicht für sich bestehen, folglich nicht außer dem Unendlichen seyn; Beide, Endliches und Unendliches, bilden eine absolute Einheit, und der Inbegriff aller Dinge ist mit dem Unendlichen Eins. Aber dieser Inbegriff ist nicht aus endlichen Dingen zusammengesetzt, sondern ist ein Ganzes im strengsten Sinne, wie etwa Raum und Zeit, und nur in und nach ihm kann das Endliche gedacht werden. Es ist hier von einem Nach und Ehe der Natur, nicht der Zeit nach die Rede, wie etwa das Denken seiner Natur nach auch eher ist, als der Gedanke. Eben so ist das absolute Seyn (Urseyn, Substanz) das Erste in allen Dingen, Spinoza's Gott. Diese Gottheit aber ist kein einzelnes, abgesondertes Ding, und ihr kann weder ein besonderes Denken, noch eine eigne besondere Ausdehnung zugeschrieben werden. Sie ist Urstoff, reine Materie, allgemeine Substanz. Das einzelne Ding, sofern es nur auf eine gewisse bestimmte Weise da ist, ist das Non-Ens; nur das unbestimmte, unendliche Wesen ist das wahrhafte Seyn. Eigenschaften Gottes sind unendliche Ausdehnung und unendliches Denken. Beide machen aber zusammen nur Ein unzertrennliches Wesen aus. Die körperlichen Dinge sind nur modi der Bewegung und Ruhe in der unendlichen Ausdehnung. Aus dem Gesagten wird klar, wie der Gott des Spinoza, als das Prinzip alles Wirklichen, sich als durchaus ohne Individualität darstelle. In dieser Einheit entbehrt die Gottheit der Wirklichkeit, die nur im Einzelnen ausgedrückt seyn kann, und die auf dem beruht, was Spinoza natura naturata (erschaffene Natur) nennt, im Gegensatze der natura naturans (der unerschaffenen Natur, d. h. der Gottheit, als einer freien Ursache). Dieß das oft mißverstandene Eins und Alles der Spinozisten. — In enger Verbindung mit diesen Grundideen steht Spinoza's Lehre von dem menschlichen Geiste. Derselbe ist ihm nichts anders, als der unmittelbare Begriff, das Bewußtseyn eines wirklich vorhandenen einzelnen Dinges, welches letztere, als unmittelbarer Gegenstand eines solchen Begriffs, Leib heißt. Wie der Geist oder die Seele mit dem Leibe, eben so ist mit der Seele das Bewußtseyn

ihrer selbst verknüpft, folglich als unmittelbarer Begriff von dem unmittelbaren Begriffe des Leibes. Beide sind übrigens eben so wesentlich Eins, und dasselbe, wie Leib und Seele. Die Begriffe der einzelnen Dinge, eben so wie diese Dinge selbst, entspringen unmittelbar aus Gott auf eine unendliche Weise und sind in ihm, — die Dinge in der unendlichen Ausdehnung, die Begriffe in dem unendlichen Denken Gottes. Jeder vollkommene Begriff, der in Gott ist, ist wahr. Der Irrthum ist nur Verneinung, Privation, und gründet sich auf Meinung und Einbildung. Ihm steht entgegen die anschauliche oder Vernunft-Erkenntniß, die die Dinge als ewig und nothwendig betrachtet. Denn es gibt für die höhere Anschauung keine Freiheit des menschlichen Willens, überhaupt kein absolutes Vermögen zu wollen oder nicht zu wollen; aller Wille ist vorher bestimmt von Ursache zu Ursache bis ins Unendliche. Der Geist strebt, sein Daseyn zu erhalten; dieses Streben, allein auf den Geist bezogen, heißt Wille, auf Körper und Geist zugleich bezogen, Neigung. Was diesem Streben widerspricht, erweckt Traurigkeit; was ihm förderlich ist, Freude. Freude und Traurigkeit, begleitet von der Vorstellung ihrer Ursache, sind Liebe und Haß. Die Kraft, wodurch sich der Mensch in seinem Daseyn erhält, ist beschränkt, und der Mensch, als Theil der Natur, muß derselben gehorchen; dieß die menschliche Knechtschaft. Die Vernunft hat, als im Zustande der Knechtschaft, keine unbedingte Herrschaft über die Affekten, wohl aber vermag sie durch Deutlichkeit der Erkenntniß die Affekten zu mäßigen. Dieß der Charakter der Weisheit und Liebe zu Gott, welcher das höchste Gut ist. — Der menschliche Geist kann nicht ganz mit dem Körper vernichtet werden; denn es ist etwas in ihm, was seiner Natur nach ewig ist. Diese Ewigkeit ist aber verschieden von der Fortdauer, die mit der Dauer des Körpers ihr Ende erreicht. — Möge dieser kurze Abriß der Lehrsätze Spinoza's dem Leser genügen! Wer sich näher unterrichten will, den verweisen wir zunächst auf die Schriften des scharfsinnigen Denkers selbst. Uebrigens sind zu vergleichen: Ueber die Lehre des Spinoza, von Fr. H. Jacobi (neue Ausg. Bersl. 1789), dem das Verdienst zukommt, zuerst eine gerechtere Würdigung Spinoza's versucht zu haben; — Natur und Gott, nach Spinoza, von Heidenreich, Lpz. 1789; — Ueber den Zusammenhang des Spinozismus mit der cartes. Philosophie, von Sigwart. Tüb. 1816. Vergl. auch die strenge aber scharfsinnige Kritik der Sittenlehre. Spinoza's in Herbart's Gesprächen über das Böse. Königsb. 1807.

Spiritualen, der Name mehrerer, zu verschiedenen Zeiten hervorgegangener Sekten, welche die Gabe des Geistes allein, oder im höhern Grade wie Andere zu besitzen glaubten. — 2) Die besondern Aufseher der Frömmigkeit der Zöglinge in den Priesterseminarien der katholischen Bischöfe, welche die Andachtsübungen in diesen Anstalten leiten. Auch eine Partei der Franziskaner nannte sich Spiritualen. — Spiritualismus ist das System jener Philosophen, welche der menschlichen Seele Spiritualität beilegen, d. i. sie für eine von dem Körper ganz verschiedene, ungleichartige, einfache, unzerstörbare, intellektuelle Substanz erklären. Sie stehen den Monisten, die überhaupt nur einerlei Arten von Substanzen annehmen, und den Materialisten entgegen, die nur das Daseyn körperlicher Substanzen behaupten. S. Materialismus.

Spittler (Ludwig Timotheus), einer der vorzüglichsten Geschichtschreiber der Deutschen, war 1752 zu Stuttgart geboren. An dem Gymnasium seiner Vaterstadt erhielt er seine erste literarische Bildung, und studirte, von seltenen Talenten begünstigt, vorzüglich die Musterwerke der Griechen und Römer, die geschichtlichen und philosophischen Wissenschaften. Schon im 16. Jahre exerpirte er historische Schriften und bemühete sich um kritische Entdeckungen; dabei richtete sich sein Scharfsinn vorzüglich auf das Politi-

sche und Praktische. Um seine Kenntnisse zu vervollkommnen, bezog Spittler 1771 die Hochschule zu Tübingen, ging von hier 1775 nach Göttingen, und wurde 1777 Repetent im theol. Stifte zu Tübingen, wo er einige kirchenhistorische Schriften herausgab. 1779 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte nach Göttingen, wo er zahlreich besuchte Vorlesungen über die politische und neuere Geschichte hielt. 1788 ward er zum k. großbrit. Hofrath ernannt. Endlich verleideten ihm gespannte Verhältnisse mit Heyne und sein Trieb nach höherer Wirksamkeit im Staatsdienste das akademische Leben. Er kehrte daher 1797, vom Herzog Friedrich Eugen mit dem Charakter eines wirklichen Geh. Raths beehrt, in sein Vaterland zurück, wo er 1806 vom König Friedrich I. in den Freiherrnstand erhoben, zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudien-Direktion und Curator der Universität Tübingen ernannt wurde und das Großkreuz des Civilverdienstordens erhielt. Man entfernte ihn jedoch von dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche, von der höheren politischen Thätigkeit, weil man den edel und großdenkenden Mann seines fein berechneten Benehmens und absichtlichem Vorstrebens wegen verkannte und ihm nicht traute. Auch in seinem Wirken als Curator und Präsident sah er sich gelähmt. Gram über die Täuschung seiner Hoffnungen untergrub seine Gesundheit und beschleunigte seinen Tod, der am 10. März 1810 erfolgte. Spittler verstand die seltene Kunst, den pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten und das Eigenthümliche der Umstände und Charaktern mit wenigen Worten so hervorzuheben, daß die Einbildungskraft nicht der Hülfe malerischer Beschreibungen bedurfte. Dieses Talent zeigte sich besonders in den historischen Werken, durch die sein Name zuerst ein Ansehen erhielt, dem Grundriß der Geschichte d. christl. Kirche (Göttingen 1782, 1806) und der Geschicht Würtembergs unter den Grafen und Herzogen (Gött. 1783). Ferner schrieb er eine Geschichte des Fürstenthums Hannover (Gött. 1786, 2 Bd.); Entwurf der Geschichte der europ. Staaten (Berl. 1793), ein Meisterwerk, welches bis jetzt noch unübertroffen geblieben. Es berücksichtigt nämlich zunächst bei allen dargestellten Staaten und Reichen das Entstehen und die allmählige Ausbildung der Verfassung derselben; es zeichnet die Geschichte der Staaten in kurzen Umrissen, und in einem edlen und kräftigen Style; es deckt unverholen die Fehler und Gebrechen der einzelnen Verfassungen und Regierungen auf, und entwickelt den Einfluß derselben auf die politische Geltung der Staaten in den einzelnen Zeiträumen; es enthält endlich bei jedem einzelnen Staate eine ausgewählte Literatur der dahin gehörenden Schriften, gewöhnlich mit kurzer Angabe ihres Werthes. Nach Spittlers Tode ergänzte, in der 2. Aufl. 1807, Sartorius dieses Werk, dem es meistens gelang, die Kürze und Kraft des Spittler'schen Styls zu treffen. Auch schrieb Spittler eine Geschichte der dänischen Revolution im J. 1660 (Berl. 1796). Von seinen frühern Schriften zeichnen sich durch tiefforschenden und selbstständigen Geist aus: Kritische Untersuchung des 60 laodicäischen Kanons (1777); Geschichte d. kan. Rechts bis auf die Zeiten des Pseudo-Isidors (1778), und Geschichte des Kelchs im Abendmahl. Außerdem besitzen wir von ihm viele Abhandlungen im götting. hist. Magazin, das er mit Meiners redigirte. Spittlers sämmtliche Werke gibt K. Wächter in Stutigart heraus.

Spitzbergen, eine 1390 Q. M. große Inselgruppe nordöstlich von Grönland, das nördlichste Land auf der nördlichen Erdhälfte, im Eismeere, an der äußersten Grenze aller Vegetation und Schifffahrt; wird gewöhnlich zu Amerika gerechnet, und wurde 1553 von dem Britten Willoughby entdeckt, 77° — 82° N. B. Den längsten Tag und die längste Nacht, welche fünf Monate dauern, durchleben hier die Russen; alle Jahre bringt nämlich

ein Schiff von Archangel nach dem Hafen Scheerenburg (80° N. Br.) eine Jäger- und Fischerkolonie, die im nächsten Jahre von einer andern abgelöst wird. Das Meer wirft Holz im Ueberfluß aus. Nach Kap. Souters und Backströms Reise nach Spitzbergen im J. 1780, sieht man die Felsengipfel dieser Insel in einer Ferne von 20 Meilen. Sie stellt sich in einem wunderbaren Glanze von der Farbe des Vollmondes dar, indeß der Himmel, der das Land bedeckt, weißlich erscheint. Das prachtvollste Schauspiel ist der Untergang der Sonne. Die Magdalenenbay ist geräumig genug, um die ganze Marine von Großbritannien zu fassen. Die feierliche Stille, die hier herrscht, wird nur bisweilen durch ein Geräusch unterbrochen, wie das von einem fernen Gewitter, von den Eis- und Felsenstücken, die auf den Seiten dieser gewaltigen Gebirge, von einer Stufe zur andern prallend, ins Meer stürzen. Die Felsen sind zum Theil mit Vogeleiern bedeckt. Man findet Cochleariapflanzen, wilden Sellerie, Cichorie, Wasserkresse, Moos und Farrenkräuter. Man sieht hier weiße Bären von ungeheurer Größe, weiße Füchse, Gemsen, zwanzig verschiedene Arten Land- und Seevögel, wilde Gänse, Enten, Meerpapagayen, Möven, wilde Tauben, weiße Enten mit einem prächtigen Kopfe von Scharlachfarbe und gelben Füßen, und den Schneevogel, der eben so schön singt, als der Blutfink. Auf der Nordbank fangen die Russen Wallfische, Einhörner, Rennthiere, Eidergänse, Bären und Füchse.

Spix (J. B. v.). Dieser berühmte Zoolog neuester Zeit, geb. 1781 zu Höchstadt an der Aisch in Baiern, studirte zu Bamberg, wo er die philosophische Würde erhielt, und ging hierauf ins geistliche Seminar nach Würzburg, um sich zum Priesterstande zu bilden. Nach zwei Jahren verließ Spix jedoch diese Anstalt, und widmete sich nun den medizinischen Wissenschaften, worin er 1806 von der würzburger Hochschule zum Doktor creirt wurde. Nach überstandener Prüfung in der vergleichenden Anatomie zu München, ließ ihn die Regierung für dieses Fach 1808 nach Paris reisen. Hier erfreute er sich des lehrreichen Umgangs Cuviers, benutzte die Anstalten des Jardin des Plantes, arbeitete in der vergleichenden Anatomie unter Cuviers Leitung, besuchte oft das reiche Museum der Künste, machte um die Seethiere kennen zu lernen, einen Ausflug nach Havre de Grace, bereiste dann das südliche Frankreich, die für den Natur- und Kunstfreund gleich interessanten Meeresküsten und die Städte Italiens, bestieg den Vesuv und kehrte von Neapel über Rom, Florenz, Bologna, Pavia und Mailand durch die Schweiz nach München zurück. Seine Verdienste schätzend, nahm ihn die dasige Akademie der Wissenschaften als Adjunkt auf, und ernannte ihn, nach Erscheinung seiner trefflichen Geschichte der Beurtheilung aller Systeme der Zoologie von Aristoteles bis auf gegenwärtige Zeit (Nürnb. 1811) zum Conservator der zoologisch-zootomischen Sammlungen. 1813 wurde Spix zum ordentlichen Mitgliede der Akademie erhoben. 1817 unternahm er in Verein mit Dr. Martius, aus Auftrag des Königs Maximilian eine Reise zur Erforschung Brasiliens, in dessen Hauptstadt Rio de Janeiro sie den 24. Juli ankamen. Beide gingen von Rio zu Lande nach S. Paul und Porto Feliz, durchzogen dann die Capitania von Minas Geraës, wo sie die Gold- und Diamantengruben, und in Minas Novas das Vorkommen der übrigen Edelsteine untersuchten; hierauf drangen sie über den Rio St. Franzisko bis in das Thal des Rio Tokantin vor, und von da zogen sie am Rio Formoso und Carinhanha über Villa de Rio das Contas nach der Hauptstadt Bahia. Hier trafen sie Anstalten zu einer zweiten Entdeckungsreise ins Innere, auf welcher sie im Kampfe mit dem großen Mangel an Wasser, einen Block gediegenen Meteoreisens auf dem Monte Santo aufsuchten, bei Joazeiro nochmals über den Rio

St. Franzisko setzten, und durch die Capitania Piauhy auf dem Rio Itapikura in der Stadt Maranhas und von da zu Meere in Grän Para anlangten. Sie schifften sich im Juli 1819 auf dem großen Amazonenstusse ein, besuchten die Mündung des Rio Tokantin, die Festung Gurupa, die Mündung des Rio Xingu, Tapajos und die Flußenge Pauris, den Ort Villa nuova da Rainha, die Mündung des Rio Madeira, des Rio Negro und den Ort Ega. Hier, wo der Amazonenstrom den Namen Solimaëns annimmt, trennten sich die Reisenden zur bessern Erforschung des Landes. Dr. von Martius beschiffte den Yapura bis zu der obern Katarakte von Ararakoora an der Grenze des Gebiets von Popayan; Dr. v. Spix aber den Solimaëns, die Mündung des Rio Yarura, Jucy, Içа javarry bis an den Ort Tabatinga, der Grenze von Brasilien und Para; von da fuhr er seitwärts den Rio Içа herab, besuchte den Rio Branco und den Ort Barcellohn, und beide Reisende hatten nach mehrern Monaten die Freude, sich in der Villa des Rio Negro zu umarmen, von wo sie, nach vielseitigen Streifzügen gegen Guayana hin, am Ende Juni in der Stadt Para wieder eintrafen und hier ihre Abfahrt nach Europa bewerkstelligten. Ueber diese für die Erweiterung der Naturwissenschaft wichtige Reise haben beide mehrere Werke mit Karten und Kupfern herausgegeben. Spix starb zu München am 13. Mai 1826, der k. baierischen Akademie der Wissenschaften ein Capital von 45.000 Fl. vermachend. Von seinen übrigen Schriften nennen wir noch Cephalogenesis etc. (München 1815, Fol.), in welcher er den Kopf des Menschen in seiner fortschreitenden Entwickelung vom Insekt durch alle Thierklassen und Familien, und gleichsam als Blüthe des ganzen menschlichen Körpers betrachtet.

Spitzen oder Kanten, ein schmales, aus Zwirn oder Seide verfertigtes, bandartiges Fabrikat; sie sind gewebt, geklöppelt oder genäht. Die gewebten kommen selten vor; die genähten (Merletti, Points, Dentelles à l'aiguille) waren schon den Römern bekannt; die geklöppelten wurden in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. zu Annaberg in Sachsen erfunden. Brabant und Sachsen liefern noch jetzt die bedeutendste Menge. Um Spitzen zu klöppeln wird das, auf Papier gezeichnete und ausgestochene Muster auf ein Polsterkissen (Klöppelpult) mit Nadeln befestigt. Der Zwirn wird auf kegelförmige Klöppelhölzer sehr gleichförmig gewickelt, und der Reinlichkeit wegen, mit einer hölzernen Hülse bedeckt. Die Anfänge aller Zwirnfäden werden oben am Muster mit Nadeln befestigt, und nun die an den Klöppeln befindlichen Fäden bald rechts und links in einander, geknüpft und geschlungen, und ihnen die gehörige Form mit eingestochenen Stecknadeln gegeben.

Spitzen (elektrische). Daß zugespitzte Enden leitender unisolirter Körper die merkwürdige Eigenschaft haben, das elektrische Licht schneller auszusenden, andere elektrische Erscheinungen aber schwächer zeigen, als stumpf geendete Körper, hat Nollet 1746 zuerst bemerkt. Ellikot, von ihm mit dieser Entdeckung bekannt gemacht, hat 1747 die Ursache dieser Erscheinung zu erklären versucht. Ueberhaupt aber sind die Meinungen der Physiker darüber noch verschieden. Hauptsächlich ist diese Sache unter Franklins Händen, durch die Anwendung auf die Blitzableiter (s. d. Art.) äußerst wichtig geworden.

Splanchnologie oder Eingeweide-Lehre heißt im weitern Sinne die Lehre von dem Baue, der Lage, Größe, Dicke, kurz den physischen Eigenschaften der Eingeweide, welche sich in den 3 Höhlen, Kopf, Brust und Unterleib, des thierischen und menschlichen Körpers befinden. Im engern Sinne beschränkt sie sich auf die Theile im Unterleibe. Die Splanchnologie ist ein Theil der Anatomie (s. d. Art.).

Spleen heiß im Engl. die Milz; doch bedeutet der Ausdruck Spleen gemeiniglich eine gewisse Art Hypochondrie, an der die Engländer vorzugsweise leiden. Sie zeichnet sich besonders durch einen unüberwindlichen Lebensekel aus, der oft die Leidenden zum Selbstmorde treibt. Da die Krankheit, zum wenigsten in dem heftigen Grade, die vornehmere und reiche Klasse befällt, so scheint eine schwelgerisches Leben und eine frühe Vergeudung der Lebenskraft, die so leicht Ueberdruß am Leben selbst mit sich führt, gleich vielen Antheil an der Begründung der Krankheit zu haben, als das feuchte, und nebliche Klima von England.

Splint nennt man die über dem Holze, zwischen der Rinde und dem Kerne liegende, weiche und feuchte, mit Flüssigkeiten erfüllte Haut.

Spohn (Fr. Aug. Wilh.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten unsrer Zeit, geb. 1792 zu Dortmund, studirte von 1804—10 an der Schulpforta, dann zu Wittenberg Philologie und Alterthumswissenschaft. Als er promovirte, um sich dem akademischen Leben zu widmen, bewies der Vorzug, den er einer Untersuchung über Homers Geographie über eine christlich-archäologische gab, die von nun an entschiedene Richtung seines Strebens. Die von ihm 1814 erschienene Schrift De agro Trojano in carm. Hom. descr. comm. geogr. critica, welche eine Menge Hypothesen über die Ebene von Troja auflöste, machte ihn in der literarischen Welt vortheilhaft bekannt. Spohn ging 1815 nach Leipzig, wo er seine gründlichen und scharfsinnigen Comment. de extrema Odysseae parte, welche für die Begründung der Wolf'schen Hypothese sprechen, herausgab, und sich hiedurch das Recht der öffentlichen Vorträge erwarb. 1817 erhielt er eine Professur an der Leipziger Hochschule, die er durch Bekanntmachung zweier geogr. Arbeiten des Nicephorus Blemmidas antrat. 1819 wurde Spohn ordentlicher Professor der griech. und lat. Sprache, und gab eine Dissertation über Tibull heraus. Auch besorgte er 1819 eine kritisch bearbeitete Edition des Hesiod. Oeffentliche Vorträge führten ihn später dem Theokrit zu, von dem er in drei Programmen (Lectiones Theocriteae, 1822 und 1823) handelte. Trotz seiner Kränklichkeit war er als Lehrer musterhaft thätig, und die Forschungen, die seinen Vorlesungen vorausgingen, führten ihn nunmehr dem ägyptischen Alterthum zu. Zwei Abdrücke der Rosette-Inschrift wurden ihm die nähere Anregung zum Studium der Hieroglyphen. Mit ziemlicher Leichtigkeit las er, seiner Versicherung zufolge, sowohl demotische als hieratische Schrift. Alles dieß betrieb er mit stets wachsendem Eifer: aber leider allzu geheimnißvoll, man könnte sagen, geheimnißvoll gegen sich selbst. Denn für das Werk über die Literatur der Aegypter, das er von nun an beabsichtigte, sammelte er zwar eifrig den Stoff (die preußischen Behörden unterstützten ihn großmüthig mit allem, für seinen Zweig brauchbaren aus der reichen Minutolischen Sammlung, als er sie 1822 in Berlin selbst kennen lernte), aber er schrieb so wenig auf, daß sein Apparat leider nicht hinreichte, so weit man jetzt darüber urtheilen kann, um Einsicht in sein ganzes Verfahren zu gewähren. Von den mannichfaltigsten Plänen zu einer edlen Wirksamkeit rief ihn am 17. Januar 1824 der Tod ab. Von seinen ägyptischen Studien fanden sich meist bloß lithographirte Blätter und Versuche einer Uebersetzung vor, die seinem Schüler und Freunde, dem Prof. Seyffarth übergeben, unter dem Titel: „Spohn de lingua et literis veterum Aegyptiorum" etc., Leipzig, 1825, 4., bekannt geworden sind.

Spolien, s. Beute.

Spondeus, s. Rhythmus.

Sponsalien, s. Verlöbnisse und Ehe.

Sporaden und Cycladen, s. Griechenland.

Sporteln, Gerichtsgebühren, von dem lateinischen Worte sportula, ein kleiner Korb, worin man bei den Römern zur Zeit der Republik denen, die bei den öffentlichen Mahlzeiten nicht zugegen seyn konnten, ihren Antheil an Speisen nach Hause schickte; welche Gabe nachher, unter der nämlichen Benennung, in Geld verwandelt wurde. — Sporteltaxe, gesetzliche Vorschrift, wie viel dem Richter für eine jede gerichtliche Handlung, oder dem Advokaten für jede Arbeit und Bemühung zukommt. — Sportuliren wird gewöhnlich im schlimmen Sinne gebraucht: zu viel Gebühren ansetzen.

Sprache (physisch). Die Tonsprache ist nur in Rücksicht auf ihre Entstehung in dem Sprachorgane ein Gegenstand dieses Artikels. Sie besteht aus verschiedenen Tönen, welche man in der Tonsprache Laute nennet; in der Schriftsprache heißt man sie die Buchstaben, und sie werden unter verschiedenen Figuren vorgestellet. Die Laute werden bekanntermassen in die Selbstlaute, a, e, i, o, u, in die Doppellaute ä, ö, ü, und Mitlaute eingetheilt. Die Mitlaute werden füglichst in die Windmitlaute c, z, f, v, ſ, sch, x, h, ch; tönende Mitlaute l, m, n, r, w; und stumme Mitlaute b, d, g, k, p, q, t, unterschieden. Uebrigens pflegt man sie auch nach der Art ihrer Entstehung in die Lungen- Gaumen- Zungen- Zahn- Nasen- und Lippen-Laute einzutheilen. Die Selbstlaute lauten durch den Mund, die Nase ist dabei durch den Gaumenvorhang immer geschlossen, nur der Zungenkanal, das ist der Gang, der aus dem Rachen über der Zunge zum Munde oder zu der Oeffnung des Mundes führet, leidet sammt dem Munde einige Veränderung, und zwar, bei a liegt die Zunge ganz darnieder, der Unterkiefer ist etwas gesunken, und der Mund mehr offen. Bei e hebt sich die Zunge ein wenig, und bei i noch mehr, so daß sie unter dem Gaumen nur eine kleine länglichte Oeffnung läßt, wodurch die Stimme gelassen wird. Bei o sinket wieder die Zunge sammt dem Unterkiefer; der Mund ist in eine runde Oeffnung verengert. Bei u zieht sich der Mund noch mehr zusammen, als bei o. Die Doppellaute haben einen aus zwei zusammengesetzen Laut, der auch durch eine für beide Laute erforderliche Veränderung des Zungenkanals und des Mundes hervorgebracht wird. Das h unter den Windmitlauten ist ein purer Hauch ohne Ton. Das ch ebenfalls, nur hebt sich dabei die Zungenwurzel gegen den weichen Gaumen. Das f und v entsteht, wenn die untere Mundlippe sich unter die obern Schneidzähne legt, und der Wind zwischen beiden herausbläst Das s ist ein Wind, der bei offenem Munde zwischen beiden Schneidzähnen herausſauſet, während als die Zunge mit ihrer Spitze hinter den untern Schneidzähnen liegt. Zu diesem Laute sind die Schneidzähne, besonders die obern, nothwendig. Das sch wird aus dem ſ, wenn sich die Zungenspitze hinter die obern Schneidezähne erhebt, und zugleich wenig zurückgezogen wird. Das c lautet wie s, welches mit dem stummen t anfängt, folglich wie ts. Die Zunge, welche vorher mit ihrer Spitze an dem harten Gaumen gleich hinter den obern Schneidezähnen angelegt war, wird schnell hinter die unteren Schneidezähne herabgezogen, und läßt den Wind zwischen beiden Schneidezähnen durchgehen. Das z hat mit dem c einerlei Laut. Das x lautet ebenfalls wie das s, welches aber mit dem stummen k anfängt, folglich wie ks. Unter den tönenden Mitlauten ist zuerst das l zu bemerken, welches durch die aufwärts gebogene, und mit ihrer Spitze an den harten Gaumen angelegte Zunge hervorgebracht wird. Das r machet die Zunge mit einer schnell zitternden Bewegung ihrer Spitze, während als der tönende Laut durch den offenen Mund zieht. Das m ist ein tönender Laut durch die Nase bei geschlossenem Munde. Das in lautet auch durch die Nase, aber bei offenem Munde, wobei doch durch die an den harten Gaumen angelegte Zunge der Zungenkanal ganz verschlossen

wird. Das w wird wie das v hervorgebracht, doch mit dem Unterschiede, daß hier statt des Windes ein tönender Laut durch die Oeffnung zwischen den obern Schneidzähnen und der Unterlippe geht. Bei den stummen Mitlauten ist aller Ausgang des Windes, der Stimme, und das Ausathmen selbst gehemmt, und mit einiger Anstrengung zum Ausathmen verbunden. So wie nun dieses Hinderniß gehoben wird, bricht der sich auszeichnende stumme Mitlaut aus. Das b wird erzeuget, wenn der vorher geschlossene Mund durch seine Eröffnung nun dem zum Ausbruche bestimmten Wind- oder Tonlaute den freien Ausgang gestattet. Das p entsteht wie das b, nur daß ein etwas stärkeres Anstrengen zugleich etwas Wind mithören läßt. Bei t ist die Zungenspitze hinter den obern Schneidezähnen, und hemmt allen Ausgang des Athems, dann wird sie von da plötzlich weggezogen, und in die dem darauf folgenden Laute angemessene Lage gebracht. Bei d beugt sich die Zungenspitze nach auf- und rückwärts, wird fest an den harten Gaum angedrückt, und hindert ebenfalls allen Ausgang des Lautes; so wie sie wieder herabgezogen wird, lautet der Laut wie d. Kinder sprechen diesen Laut wie t aus. Das g entsteht durch das Anlegen des gebogenen Rückens der Zunge an den harten Gaum, wodurch gleichfalls der Ausgang des Lautes zuerst verhalten, dann aber durch das Herabziehen der Zunge gestattet wird. Bei k hebt sich vielmehr die Zungenwurzel. Das q lautet wie k, und ist bei der Tonsprache überflüssig.

Sprache (subjektiv) ist der Inbegriff derjenigen körperlichen Aeußerungen, durch welche ein denkendes Wesen seine Gedanken äußerlich erkennbar macht. Nach den verschiedenen Organen, womit dieß geschieht, wird die Sprache in Unterabtheilungen eingetheilt. Es gibt eine Augensprache, eine Zeichensprache, eine Schriftsprache ꝛc. Die vorzüglichste unter allen, durch ihren Reichthum, Biegsamkeit, Unterscheidungsfähigkeit, wodurch es möglich gemacht wird, alle einzelnen Begriffe und deren Zusammensetzung durch bestimmte verschiedene Ausdrücke zu bezeichnen, ist die menschliche Rede und deren plastische Begleiterin, die Buchstabenschrift. Daher wird auch vorzugsweise der Inbegriff derjenigen mündlichen Ausdrücke, wodurch ein und derselbe Redner seine sämmtlichen Begriffe bezeichnet, eine Sprache benannt. Die Menschen aber können sprechen, 1) weil sie die Organe dazu besitzen, 2) weil sie den Trieb der Mittheilung haben, und 3) weil sie ihre Vorstellungen zu Begriffen zu verallgemeinern vermögen. Das Erstere ist an sich klar. In Ansehung des Anderen ist zu bemerken, daß wenn der Geselligkeitstrieb nicht die Menschen veranlaßte, sich einander zu nähern und durch gegenseitige Verständigung einander zur Hülfsleistung in Beförderung ihrer Absichten, um ihren Zustand zu verbessern, zu bewegen, nichts den Menschen auf den Gedanken bringen würde, die Vorstellungen seiner Seele äußerlich darzustellen. Um uns durch die Sprache mittheilen zu können, müssen wir aus unseren Vorstellungen Begriffe zu bilden im Stande seyn, welches sowohl von dem Mittheilenden gilt, als von demjenigen, dem mitgetheilt werden soll. Denn um durch äußerliche Zeichen eine Vorstellung meiner Seele bezeichnen, d. h. andeuten zu können, welche Vorstellung ich habe, ist es nothwendig, daß ich das Objekt der Vorstellung von allen andern Objekten unterscheide. Außerdem würde es nicht möglich seyn, anzugeben, welche Vorstellung bezeichnet werden soll. Das Unterscheiden des Objektes einer Vorstellung von allen andern Objekten ist aber eben das Begreifen. Eben so nothwendig ist es, daß derjenige, welchem ich meine Vorstellung mittheilen will, das Objekt derselben bestimmt unterscheide, weil sonst alle Zeichen für ihn von gleichem Werthe seyn und er durch kein einziges erfahren würde, was ihm mitgetheilt werden sollte, indem alle und jede Zeichen ihm alle und jede mögliche Vorstellun-

gen, aber niemals eine von allen andern unterschiedene andeuten würden. Wofür es keine Begriffe gibt, dafür gibt es auch keine Worte. Ideen daher, wovon wir keine Begriffe zu konstruiren vermögen, können auch nicht mit Worten bestimmt und ihrem ganzen Sinne entsprechend ausgedrückt werden. Aus eben dem Grunde ist die Sprache neuer großer Forscher in dem Gebiete der Wissenschaften meistentheils dunkel und unverständlich. Da durch das Begreifen die Objekte der Vorstellungen von einander unterschieden werden, so folgt von selber, daß durch die Sprache, d. h. durch die äußere Bezeichnung des Begriffes, nicht die Wirkung des vorgestellten Objektes auf meine Seele, d. h. nicht die Thätigkeit meiner Seele bei der Vorstellung des Objektes, sondern vielmehr das vorgestellte Objekt selber, bezeichnet werden muß. Dieser Unterschied ist sehr wesentlich; indem nur dadurch es möglich wird, Andern Mittheilungen zu machen. Objekte daher, für welche es keine äußeren Zeichen gibt, welche ihnen entsprechen und vermöge ihrer Merkmale dieselben Begriffe erwecken, welche jene Objekte charakterisiren, lassen keine Mittheilung ihrer in uns hervorgebrachten Vorstellungen zu. Man hilft sich unterdessen, so viel als möglich, durch die Bezeichnung der Aehnlichkeiten. Aus dieser Ursache gibt es für die abstrakten Begriffe, so wie für die Begriffe der inneren Thätigkeit unsers eigenen Ich, meistentheils nur bildliche Ausdrücke, welche von den aus äußeren Wahrnehmungen geformten Begriffen entlehnt sind. Das Studium dieser Aehnlichkeit, und mithin der Etymologie, muß nothwendigerweise eine ungemein reichhaltige Quelle wichtiger Entdeckungen über die wahre Bedeutung der Ausdrücke und über die eigentlichen Vorstellungen, von denen die Begriffe und ihre Bezeichnung abstrahirt worden sind, enthalten. Wenn aber auch die Objekte selbst durch die Ausdrücke der Sprachen bezeichnet werden, so versteht sich doch von selber, daß sie nur bezeichnet werden, wie sie der Seele des Sprechenden vorgestellt worden sind, und wie der Begriff davon gebildet worden ist, welcher mitgetheilt werden soll. Das Wahre oder Falsche in den Begriffen wird nothwendigerweise in die Sprache übertragen. Diese Bemerkung ist von der größten Wichtigkeit in Rücksicht auf den Unterricht, welchen die Menschen von außen her bekommen. Bei der Erfahrung sind wir gewiß, denjenigen Begriff von dem Erfahrungsgegenstande zu erhalten, welcher aus der Vorstellung sich bildete, die der Gegenstand erregt hat. Nur das Irrige meiner eigenen Wahrnehmung kann hier eine Falschheit meines Begriffes nach sich ziehen. Bei denjenigen Begriffen, welche ich durch Mittheilung von Anderen empfange, sind es nicht nur meine Fehler und Irrthümer, welche ich bei der Vorstellung der mir gegebenen Sprachzeichen begehe, indem ich z. B. falsch verstehe oder unrecht sehe, die einen falschen Begriff in mir erzeugen können; sondern es sind auch die Fehler in den Vorstellungen des Sprechenden, welche mir gefährlich sind, indem derselbe durch die richtige Bezeichnung seiner falschen Begriffe, mir ganz unrichtige Vorstellungen von den bezeichneten Gegenständen beibringen und erwecken kann. Je weniger eigene Erfahrungen der Mensch zu machen Gelegenheit hat, und je weniger er die Behauptungen und Begriffe Anderer nach Vernunftwahrheiten oder nach anderen Erfahrungssätzen zu prüfen vermag oder gewöhnt ist; desto mehr ist er der Gefahr ausgesetzt, durch Unterricht und Mittheilung falsche Begriffe einzusammeln. Dieß gilt sowohl von einzelnen Menschen, als von Gesellschaften derselben und Völkern. Je gewöhnlicher, je geläufiger das Aussprechen eines Begriffes ist, je mehr man sich dieserhalb auf Andere verläßt und nicht nöthig zu haben glaubt, ihn der eigenen Prüfung zu unterwerfen, desto mehr ist man diesem Fehler ausgesetzt: woher es gekommen ist, daß sich irrige Begriffe von

manchen Gegenständen bei ganzen Völkern eingeschlichen und Jahrhunderte hindurch erhalten haben. Hierzu kommt, daß alle Menschen eine Menge von Begriffen in ihrer Sprache bezeichnen und gebrauchen, oder auch, bei der Mittheilung Anderer, als ihnen hinlänglich bekannt, annehmen, von welchen sie niemals eine deutliche Erkenntniß gehabt haben, sondern welche ihnen nur durch den öfteren Gebrauch so geläufig geworden sind, daß sie, vermöge der Gewohnheit, der Seele mit eben der Stärke vorgestellt werden, womit sie außerdem nur klare oder deutliche Begriffe auffaßt, und daß sie aus dieser Ursache den gewohnten Begriff für klar oder deutlich erachtet, da er doch noch ganz dunkel ist. Dieß gilt vorzüglich von denjenigen Begriffen, welche man in der Kindheit eingesammelt hat, und an die man schon gewöhnt war, ehe man anfing, deutlich zu denken. Wenn nun der Mensch zum erstenmale den Willen hegt, seine Vorstellungen einem andern Menschen mitzutheilen, so kann er dieß nicht anders beginnen, als indem er sich bemüht, diejenigen Begriffe sowohl, in welche sich seine Vorstellungen auflöset, als die Art ihrer Zusammenstellung, durch die Darstellung der Objekte jener Begriffe äußerlich erkennbar zu machen, sey es nun, daß er versucht, mit seinem eigenen Körper diese Objekte nachzuahmen und sie also vorzustellen, oder daß er außer sich Gegenstände aufsucht, durch deren Darstellung er die Vorstellung von denjenigen Objekten zu erregen glaubt, welche der mitzutheilende Begriff in sich faßt. Im ersteren Falle nennen wir es Pantomime, im andern Symbol. Nach den Gesetzen des sinnlichen Vorstellungsvermögens kommt es nicht darauf an, daß der Begriff, mit dem ihn vorstellenden Objekte, ganz gleich ist, sondern es genügt sattsam, wenn beide nur in Absicht derjenigen Merkmale, aus welchen der Begriff zusammengesetzt, einander ähnlich sind. Je größer diese Aehnlichkeit ist, desto leichter ist natürlich die Absicht zu erkennen, warum das Objekt demjenigen vorgeführt wird, dem dadurch eine Mittheilung gemacht werden soll. Wir dürfen uns hiernach nicht verwundern, daß die Mystik und Symbolik bei den alten Völkern ungleich gebräuchlicher und ausgebildeter war, als bei uns. Beide müssen wegen der Unbequemlichkeit und Mangelhaftigkeit ihrer Darstellung in Abnahme kommen, sobald bequemere Bezeichnungsarten entdeckt werden. Da es aber nicht möglich ist, durch Pantomime oder Symbole alle Begriffe auszudrücken, welche die Seele schafft, da die erstere überdieß sehr beschwerlich ist, und die Gegenstände, welche zu Symbolen dienen können, nicht immer bei der Hand sind, da endlich in den meisten Fällen, wegen der statt findenden minderen Aehnlichkeit und der sehr verschiedenen Größe des Witzes, eine Menge von Mißverständnissen und Unverständlichkeiten vorkommen mußten; so konnte es nicht fehlen, daß in allen diesen Fällen die Menschen dahin mit einander übereinkamen, daß für gewisse Begriffe gewisse Bezeichnungen bleibend seyn sollten, welches besonders von der Bezeichnung aller Verhältnisse der Zusammenstellung der Begriffe (alsovon den Präpositionen, Konjunktionen, Interjektionen, Deklinationen und Konjugationen) gilt. Daß es mit dieser Feststellung durch den Sprachgebrauch nur sehr langsam von Statten ging, und eine Menge Abweichungen von den beliebten Regeln sich einschleichen würden, daß die Bereicherung der Sprache, die genauere Bestimmung der einzelnen Zeichen und die Synonymik nur sehr allmählig vorschritten, liegt allzu sehr in der Natur der Sache, um dabei uns länger aufzuhalten. Aber was ganz besonders bemerkt zu werden verdient, ist, daß die willkürliche Feststellung der Sprachzeichen nur Surrogat der ersten Bezeichnungsart seyn konnte, daß jene daher nur Platz griff, wo diese nicht ausreichte, und daß selbst, in so weit sie zu Hülfe genommen wurde, dieß doch nur geschah, um das etwa

Schwankende, Ungewisse und Wechselnde in der bis dahin gebrauchten Bezeichnungsart zu verhüten. Die ursprünglichen und ältesten Ausdrücke in einer jeden Sprache, besonders diejenigen, welche die nächsten Umgebungen der Menschen und ihre ersten Bedürfnisse und Empfindungen bezeichnen, müssen daher durchaus charakteristisch mit der Vorstellungsart und der Begriffsbildung derjenigen übereinstimmen, von welchen diese Sprache angenommen worden ist, so wie aus den abgeleiteten und den später hinzugefügten Sprachzeichen mit vieler Zuverlässigkeit sich entnehmen läßt, mit welchen älteren Begriffen die neu gebildeten Begriffe dergestalt in der Denkungsart der Sprechenden in Verbindung gestanden haben, daß sie diese für abstammend von jenen, oder doch für ähnlich mit jenen erachtet haben, so daß für ähnliche Dinge entweder ähnliche Bezeichnungen erwählt, oder aber die Bezeichnung des einen bildlich auf das andere übertragen worden ist. Ganz willkürlichen Ursprunges ist vielleicht in keiner einzigen Sprache ein Ausdruck, oder wenn es deren gibt, so können es nur diejenigen seyn, welche Begriffe bedeuten, die der denkende Mensch selber erschaffen hat und welche Gegenstände betreffen, mit denen aus der Wirklichkeit nichts zu vergleichen war. Aus der Form der Sprachzeichen, besonders dem Klange der Wörter, aus deren Beugung und Zusammenfügung, besonders aber aus der Verwandschaft derselben, spricht sich daher überall die Vorstellungs- und Sinnesart der eine Sprache sprechenden Menschen aus. Bei der weiteren Ausbildung der Sprache ist zwar das Materiale gegeben und ist die Wurzel, durch welche die Sprache in der Seele der Sprechenden bleibt. Je weniger aber hieran zu ändern ist, desto mächtiger zeigt sich alsdann das Charakteristische der sprechenden Gesellschaft in der Formirung des Klanges der Wörter, besonders der Aussprache oder Veränderung der Vokale und der Gestaltung der Grammatik, des Syntaxes und der Prosodie. Dieses Charakteristische einer jeden Sprache nennt man den Geist, den Genius derselben, welcher das Depot, das Organ und das sprechendste Bild des herrschenden Geistes in dem Volke ist, dem diese Sprache zugehört. Unter den willkürlichen Zeichen nun, deren der Mensch sich zur Darstellung seiner Gedanken bedienen konnte, waren keine, ihrer eigenthümliche Beschaffenheit nach, mehr dazu geeignet, allgemein zu Sprachzeichen erwählt zu werden, als die Rede, unter Gegenwärtigen, und die Schrift, unter Abwesenden. Jene, eine Zusammensetzung mancherlei artikulirter Töne der menschlichen Stimme, gestattete durch die Schnelligkeit der Zunge, die Mannigfaltigkeit der Töne und deren Vermehrung durch ihre mancherlei Zusammensetzungen, jeden besonderen Begriff auf besondere Weise zu bezeichnen und mitzutheilen. Um Abwesenden, sey es den Lebendigen oder den noch Zukünftigen, Mittheilungen zu machen, mußte man sich solcher Sprachzeichen bedienen, welche im Raume und in der Zeit weniger vergänglich waren, wozu nichts geschickter war, als die Affektion des Auges. Durch plastische Darstellungen wurden zu diesem Zwecke also die Gedanken ausgedrückt, und es war nichts natürlicher, als daß man damit anfing, jeden Gedanken durch seine eigenthümliche Bezeichnung darzustellen, für jeden ganzen Gedanken sein besonderes Zeichen zu bestimmen. (S. d. Art. Schrift.) Auch die Worte sie mögen gesprochen oder geschrieben werden, sind daher mehr oder minder willkürliche Symbole der menschlichen Begriffe und Gedanken; und mit Recht wird daher diejenige Erkenntniß, welche durch mündlichen oder schriftlichen Vortrag und Unterricht erweckt wird, mit zu der symbolischen Erkenntnißweise gerechnet, wie z. B. Steinbart thut. Aber daraus folgt nicht, daß der Mensch gar nicht anders zu denken, Begriffe in seiner Seele aufzufassen vermöge, als unter Worten. Im Gegentheile, damit irgend ein Wort zum Symbole oder zur Bezeichnung eines

Begriffs bestimmt werden konnte, war es unerläßlich, daß dieser Begriff schon in der Seele aufgefaßt war und hiernächst für diesen Begriff das Wort zur Bezeichnung erwählt wurde. Selbst in der Seele des Hörenden muß der Begriff schon vorhanden seyn und vermittels des Gedächtnisses, bei Anhörung des für ihn bestimmten Wortes, nur wieder erweckt werden. Denn Worte, mit welchen die Seele keinen Begriff zu verbinden weiß, sind leere Töne und erwecken nur Vorstellungen als Töne. Außerdem können neue Begriffe vermittelst der Worte nur durch Definitionen mitgetheilt werden, und nur, wenn durch die Zusammenfassung der in diesen aufgezählten Merkmale die Seele sich einen Begriff gebildet und das dafür bestimmte Wort mit ihm verbunden hat, hat das letztere für sie eine Bedeutung. Aber wahr ist es allerdings, daß wir auf eben diesem Wege die allergrößte Zahl unserer Begriffe einsammeln, und zwar heut zu Tage mehr als bei den Alten, und immer mehr, je mehr der Unterricht die Stelle der eigenen Erfahrung einnimmt. Da nun auch meistentheils die Menschen nur denken, wenn sie entweder durch die Rede oder Schrift Anderer dazu veranlaßt werden, oder wenn sie sich selber Anderen mündlich oder schriftlich mittheilen wollen; so gewöhnt der Mensch sich so sehr daran, seine Begriffe mit Worten zu verbinden, daß er fast nur mittelst des Gebrauches der letzteren denkt und, so zu sagen, während des Denkens die passenden Wörter innerlich stille ausspricht. Eben darum wird es denen, welche eine fremde Sprache erlernen, so schwer, ohne Uebersetzung die ausgedrückten Begriffe mit den Worten der fremden Sprache zu denken und wiederum sich im Genius der fremden Sprache auszudrücken. Erst dann gelingt dieses, wenn die fremde Sprache, ihre Konstruktion und Worte dem Gedächtnisse eben so geläufig werden, als demselben die Muttersprache ist. Aber nicht absolut nothwendig ist es, daß wir unter Worten denken. Wer vielmehr öfter nachgedacht und besonders Begriffe näher zu bestimmen, zu zersplittern oder zusammenzusetzen sich bemüht hat, wird an sich selber die Erfahrung gemacht haben, daß man sehr oft ohne Worte denkt; und den Schriftstellern begegnet es nicht selten, daß sie einen Begriff fassen und lange festhalten, bevor sie einen Ausdruck finden, der ihnen fehlte, um ihren Begriff entsprechend zu bezeichnen. Das Denken ist von der Sprache unabhängig, aber die Sprache setzt das Denken voraus. Ohne Gedanken sprechen, heißt Töne von sich geben, mit denen andere denkende Wesen gewisse Begriffe verbinden können. Unvernünftig sprechen kann aber auch der Mensch, weil er zwar nicht vernunftlos ist, aber unvernünftig seyn kann.

Sprachenkunde, s. Linguistik.

Sprachgewölbe ist ein elliptisches Gebäude, in welchem derjenige, der in einem Brennpunkte redet, von dem, der in dem andern stehet, vernehmlich verstanden wird, da ein Dritter, in einem dazwischen liegenden Punkte, wenig oder nichts davon vernimmt, indem alle Theile der in dem einen Brennpunkte bewegten Luft von dem Gewölbe dergestalt abprallen, daß sie in dem andern wieder sich vereinigen. Dahingegen auf den dazwischen befindlichen Punkt sein Schall zurückfällt. Die mathematischen Grundsätze, auf welchen diese Erscheinung beruht, hat besonders der Baumeister großer Kirchen zu beobachten, in welchen der Redner, auch in den entferntesten Theilen, noch verständlich bleiben soll. Unter andern ist das sogenannte Ohr des Dionysius zu Syrakus besonders merkwürdig, welches eine in einem Felsen gebauene Grotte ist, worin der Sage nach der Tyrann Dionysius die leisesten Reden, die darin geführt wurden, gehört haben soll.

Sprachlehre (allgemeine oder philosophische) ist die Lehre, welche das, was allen Sprachen gemein ist, das Wesentliche derselben entwickelt, und die Grundsätze der allgemeinen Sprachwissenschaft aufstellt. Sie

beschränkt sich daher nur auf das Nothwendige, und verweiset alles, was sich auf das Eigenthümliche einer jeden einzelnen Sprache bezieht, aus ihrem Kreise. Die allgemeine Sprachlehre ist daher Philosophie der Sprache überhaupt. Da eine Wurzel der menschlichen Sprache überhaupt in unserm Denkvermögen liegt — denn ohne die menschliche Vernunft würde nie eine menschliche Sprache entstanden seyn — so muß sich auch nothwendig die Eigenschaft der Quelle, in dem Strome, der sich aus ihr ergoß, wieder erkennen lassen; die Sprache muß zugleich das Abbild unserer Vernunft seyn. Da nun die Gesetze unseres Denkvermögens, und die Art, wie es wirkt, überall Eins und dieselben sind, so müssen auch alle Sprachen, in so fern sie Töchter unsers Denkvermögens sind, einen gewissen gemeinschaftlichen Charakter, etwas Gemeinschaftliches besitzen. Sprache im engern Sinne, und hier auf bezieht sich der Artikel nur, ist Darstellung eines Gedachten durch artikulirte Töne. In jedem Satze aber, der gedacht wird, trifft man bei seiner Auflösung nothwendiger Weise folgende Elemente an: etwas Festes, Selbstständiges, auf das sich der ganze Satz bezieht; irgend eine nähere Bestimmung des selbstständigen Begriffes, der ihm entweder wesentlich oder nichtwesentlich zukommt, und endlich das Zeichen, daß beide Begriffe auf einander bezogen werden, oder auch das Zeichen, wodurch die beiden Begriffe zusammen verknüpft werden. Die Logik nennt das erste das Subjekt, das zweite das Prädikat oder Attributiv, und das dritte die Copula. Jede Sprache muß demnach artikulirte Töne zur Bezeichnung dieser Elemente eines jeden Denksatzes besitzen. Dem Subjekt entspricht das Substantiv, Hauptwort, dem Attributiv das Adjektivum, Beschaffenheitswort, und der Copula das Verbum, Zeit- oder Wandelwort. — Der logische Satz ist daher die Grundlage aller Sprache; mit ihm ward sie erst möglich. Da nun die Beziehung des Prädikats auf das Subjekt als vergangen, gegenwärtig oder zukünftig gedacht werden kann, und doch diese nähere Bestimmungen des Verknüpftseyns des Subjekts mit dem Prädikate durch die Copula ausgedrückt werden; so muß diese gewisse Veränderungen erleiden, es mag dieß nur durch Suffixa und Affixa oder durch Umwandlungen des Wortes selbst in der Sprache angedeutet werden. Jede Sprache besitzt daher Bezeichnungen für jene Zeitverhältnisse; jede hat eine Conjugation, sie sey so dürftig und unbestimmt als sie wolle. Das Substantiv ist aber noch mehrerer nähern Bestimmungen fähig; z. B. des Geschlechts. Alle Sprachen vermögen dieß anzudeuten, es sey durch ein besonderes Wort oder durch Anhängungen oder auch durch Endveränderungen des Nennwortes. Da die tönende Sprache ein Medium der Mittheilung ist, und hiezu zwei gleichgeartete Wesen gehören; denn der einsame Mensch würde nie eine artikulirte Sprache erfunden haben; aus diesem Grunde hat jede noch so arme Sprache Zeichen für den, der sich mittheilt, und für den, der die Mittheilung empfängt; sie hat Pronomina, Personwörter. Jedes Substantivum kann überdieß in verschiedenen Verhältnissen der Zeit und des Raumes, eben so in verschiedenen Verhältnissen zu andern Subjekten und zu seinem eigenen Prädikate gedacht werden; jede Sprache wird demnach zur Bezeichnung dieser verschiedenartigen Verhältnisse sich besonderer Wörter bedienen; als Präpositionen, Verhältnißwörter, Numeralia, Zahlwörter, Adverbia, Umstandswörter. Ferner, ein logischer Satz kann in Verbindung mit einem andern gedacht werden; diese Verknüpfung und die Art derselben wird jede Sprache bezeichnen können; durch Conjunktionen, Bindewörter. Keine Sprache kann ohne diese Redetheile seyn; sie sind daher ein Gegenstand für die allgemeine Sprachlehre, die ihr Wesen und Bedeutung lehrt, und die Verhältnisse entwickelt, worein sie wechselseitig zu einander treten können. Auf der andern Seite ist aber auch der artikulirte Ton, weil er jeder Sprache wesentlich ist, ein Gegenstand

derselben, so wie die Bildung desselben und dessen Auflösung in seine Grundlaute. Endlich lehrt die Philosophie der Sprache die Grundsätze der Wortfügung; aber auch hier abstrahirt sie von allem Zufälligen, Willkürlichen und dieser oder jener Sprache Eigenthümlichen und hält sich an das, was allen gemein ist und das Wesen der Syntax (s. d. Art.) ausmacht. Die allgemeine Sprachlehre strebt daher nach einem Sprachideale; sie vernachlässigt zwar die einzelnen Erfahrungen nicht, doch berücksichtigt sie dieselben nur so fern, als sie durch sie zu allgemeinen Grundsätzen kommen kann, und stellt ein Bild auf, wie eine Sprache seyn soll, die von allen Einwirkungen des Zufalles und der Willkühr fern, das Erzeugniß eines strengen und consequenten Denkens ist. Sie wird zwar nie ihr Ideal wirklich sehen; weil bei der ersten Bildung der Sprache die äußere Natur, die Sinnlichkeit des Volkes der Bau seiner Sprachwerkzeuge und hundert andere Einflüsse die ruhige, prüfende Thätigkeit des Verstandes beschränken und modificirend auf die Sprache einwirken; dennoch ist die philosophische Sprachlehre ein wichtiges Studium. In der neuern Zeit ist es von vielen gelehrten Männern bearbeitet worden. Dahin gehören unter den Engländern: Jac. Harris (Hermes oder philosophische Untersuchungen über die allgemeine Grammatik, übersetzt von Ewerbeck, 1788) und Monboddo (von dem Ursprunge und Fortgange der Sprachen, übersetzt von E. A. Schmidt, mit einer Vorrede von Herder, 1784); unter den Franzosen: Sylvestre de Sacy (Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre, bearbeitet von Vater, 1804); unter den Deutschen: J. Sev. Vater (Versuch einer allgemeinen Sprachlehre), A. F. Bernhardi (allgemeine Sprachlehre 1800—1803 und dessen Anfangsgründe der Sprachwissenschaft, Berlin 1805), Reinbeck (Handbuch der Sprachwissenschaft, Duisburg 1813), Jacob (Grundriß der allgemeinen Grammatik zum Gebrauch für Schulen, — und die ausführliche Erläuterung des Grundrisses, Leipzig 1814), endliche Roth (Grundriß der reinen, allgemeinen Sprachlehre, Frankfurt 1815, 8.). Zu der obengenannten vergleichenden Sprachlehre und Sprachkunde haben Adelung (in seinem, von Vater beendigten Mithridates), Vater (z. B. Literatur der Grammatiken, Lexica und Wörterbücher aller Sprachen der Erde), und Kanne durch seine etymologischen Untersuchungen viel beitragen.

Sprachreinigung, Ausscheidung des Fremdartigen aus der Sprache. Die Sprachen sind entweder ursprüngliche oder abgeleitete. Jene, in ihrem Wesen durch und durch eigenthümlich und selbstständig, bilden sich aus sich selbst heraus, sie tragen die Wurzel jeder möglichen Form in sich, und müßten, stünden sie unter dem Einflusse sorgsamer und geschickter Pfleger, gleichen Schritt halten mit der steigenden Bildung der Völker, in deren Munde sie leben, d. h. die Gesammtheit ihrer Formen müßte an Umfang der jedesmaligen Anzahl herrschender Vorstellungen vollkommen entsprechen; diese dagegen, ohne selbstständiges Leben, ruhen mit ihren Wurzeln in dem fremden Boden, aus dem ihr Daseyn hervorgegangen. In solchen kann von Sprachreinigung im vollsten Sinne des Wortes nicht die Rede seyn. Unter den gebildeten Sprachen Europa's hat die deutsche allein Anspruch auf den Namen einer ursprünglichen, und folglich auch alle damit verbundenen Rechte. Es ist nicht zu leugnen, daß sie in frühester Zeit schon eine Menge fremder Beimischungen erfahren hat. Wer siehet Wörtern, wie: Fenster, Pforte, Meister, Wein u. a. ihren ausheimischen Ursprung an? Seit Jahrhunderten eingebürgert, haben sie sich in aller Weise mit den Urbildungen der Sprache verbrüdert, und gleiche Rechte mit diesen erworben. Als aber später eine deutsche Schrift- und Gelehrtensprache sich zu bilden anfing, machten sich Sprachunkunde und Bequemlichkeit kein Gewissen daraus, ein Fremdwort nach dem andern einzuschwärzen, und als nun vollends zu

Anfang des 17. Jahrh. ein lebhafterer Verkehr mit dem höflichern, witzigern und feiner gebildeten Nachbarvolke anhob, und die Vornehmen, wie in andern Stücken, so in Ausländerei und Fremdsucht, die Neigungen der mittlern und niedern Stände bestimmten, da traten jene unzähligen todten, wurzellosen, undeutschen Wörter ein, die noch jetzt unsere reiche, fügsame Sprache verunstalten. So erhielten wir Wortbildungen, die, wie Einwanderer pflegen, weder fremd noch einheimisch seyn wollten, wie: Barbier, rasiren, Frisur, Antiquität, Majestät, Genialität, präsumiren und viele andere. Daß solche eingeschwärzte Formen die Einartigkeit der Sprache stören, ist einleuchtend; daß sie als todte, wurzellose Bildungen auf alle lebendigere Bedeutsamkeit und Anschaulichkeit Verzicht leisten müssen, ist gleichfalls unleugbar. Die Rathsamkeit einer durchgreifenden Sprachsichtung kann nun wohl kein Unbefangener in Zweifel ziehn. Schon Martin Opitz spricht manch treffendes Straf- und Mahnwort gegen Sprachmenger und Sprachverderber in seinem Buche: Von der deutschen Poeterei. Weiter ging Philipp von Zesen (s. d. Art.); Reinigung und Fortbildung der Sprache war sein Hauptzweck, den er nicht nur in dahin einschlagenden Schriften (vorzüglich in seinem Rosenmond, Hamburg 1656), sondern auch als Stifter eines bloß zu diesem Ende errichteten Vereins mit schwärmerischer Liebe verfolgte. Der letztere bestand zu Hamburg unter dem Namen der Deutschgesinnten Genossenschaft von 1643 bis zum Anfange des 18. Jahrh. Aehnliche, gleichzeitige Verbrüderungen zu gleichem Zwecke waren: die Fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar seit 1617, der Blumenorden an der Pegnitz zu Nürnberg seit 1644, der Schwanenorden an der Elbe seit 1660. Erfolgreicher aber als die Bemühungen dieser Vereine war die Wirksamkeit einzelner tüchtiger, für die Sache begeisterter Männer, wie Leibnitz, der für die Darstellung einer wahren Philosophie die deutsche Sprache unter allen lebendigen am geeignetsten erklärte; Thomasius, Ch. v. Wolf u. A. Wie Klopstock, der kühne, glückliche Sprachbildner, über unsern Gegenstand dachte, ist bekannt. Voß, der unübertreffliche Uebersetzer, hat große Verdienste um allseitige Sprachbereicherung. Ganz eigentlich aber als Sprachreiniger machen auf den Dank der Zeitgenossen Anspruch: Campe, Kinderling, Heinatz, Wolke, Jahn, L. W. Kolbe, Schwarze, Radlof, K. Ch. F. Krause und Heinsius. Mehr als von den obengenannten Vereinen, läßt sich von der 1816 zu Berlin gegründeten Gesellschaft für deutsche Sprache erwarten, die unter ihren Vorstehern und Pflegern Sprachforscher, wie Zeune, Jahn, Heinsius und Wolke zählt.

Sprachrohr. Schon dadurch, daß man einen Schall durch die rohrförmig gebogene Hand, noch besser durch ein cylindrisches Rohr gehen läßt, wird er verdichtet und verstärket. Weit mehr aber ist dieses der Fall, wenn das Rohr kegelförmig ist. In einem solchen werden die Schallstrahlen, ehe sie herauskommen, erst vielmal zurückgeworfen und dabei so sehr verdichtet, daß sie eine große Verstärkung erhalten. Von dieser Form ist das eigentliche Sprachrohr, eine Erfindung des Britten Morland (1671), dessen man sich auf Schiffen und auf Thürmen bedient. Mit seiner Beihülfe kann man auf $\frac{1}{4}$ Meile weit sich Gehör verschaffen.

Sprachsäle, s. Sprachgewölbe.

Sprecher (engl. Speaker) oder Redner im großbritannischen Parlamente, ist eine Person, welche bei vorkommenden Gelegenheiten im Namen der übrigen Glieder das Wort führt. Beide Parlamentshäuser haben ihren besondern Sprecher, welchem, wenn er ein- und ausgeht, das Scepter vorgetragen wird. Bei dem Oberhause vertritt diese Stelle der Lordgroßkanzler. Der Sprecher im Unterhause oder Hause der Gemeinen (Speaker of the House) ist eine sehr wichtige Person; ohne ihn kann das Unterhaus

Nichts thun. Dieser Posten bedarf einer großen Kenntniß der älteren Akten, um dem parlamentarischen Herkommen Nichts zu vergeben, ist aber angreifend für die Gesundheit, da der Sprecher der Erste und der Letzte in den nächtlichen Sitzungen des Unterhauses seyn muß, dagegen aber höchst einträglich wegen der hohen Expeditionsgebühren der Privatbills, die das Unterhaus passiren. Die Anträge auf solche Bills unterstützt eine Kommission, deren, auf ältere Vorgänge motivirtes Gutachten fast immer ohne Diskussion durchgeht, es sey denn, daß eine Abänderung des bisher Gebräuchlichen vorgeschlagen wird. Der Sprecher achtet sehr darauf, daß in den Formen der Bills Nichts wider das Gebräuchliche einfließe und daß die Debatten, bei höchster Freiheit des Vortrags, nicht durch Persönlichkeiten, welche die Redner sich in der Uebereilung erlauben möchten, die dem Hause gebührende Achtung gegen einander verletzen. Er hat seinen Sitz mitten im Saale und einen Aktuarius neben sich. Er sammelt die Stimmen und führt das Wort, wenn das Unterhaus durch eine Deputation im Oberhause oder vor dem Könige erscheint.

Spree, die, ein Fluß, hat seinen Ursprung in der Oberlausitz zwischen Ebersbach und Gersdorf unweit der böhm. Grenze, nimmt mehrere kleine Flüsse auf, strömt nördlich nach Bautzen, Spremberg und Kottbus, theilt sich im sogenannten 6 Meilen langen und $1\frac{1}{2}$ breiten Spreewalde in mehr als 300 Arme und Kanäle, die sich nördlich von Lübben wieder miteinander vereinigen und einen ansehnlichen Fluß bilden, der bei Kossenblatt schiffbar wird. Hierauf geht sie durch den Schwiloch- und den Müggelsee, dann auf Besekow, wird unweit Mühlrose mit dem Friedrich-Wilhelms-Kanal verbunden, der sie mit der Oder vereint; bildet bei Berlin eine Insel, auf welcher ein Haupttheil dieser Residenz, Köln an der Spree, gebaut ist, und ergießt sich bei Spandau in die Havel.

Sprengen, die Art, wie Bergleute, Steinbrecher, Mineurs u. A. Felsen mit Pulver auseinander treiben, ist folgende: Man macht eine lange Röhre, wie der Lauf eines Feuerrohrs, in den Felsen, der gespaltet werden soll. Diese wird mit Schießpulver geladen und wieder mit Erde, Rasen oder Thon verstopft und nur so viel Oeffnung gelassen, als zu einem Zundloch nothwendig ist, an welches die Lunte gehalten wird, um das Pulver zu entzünden. — Auch das Holz wird auf diese Weise gespalten. Um Stöcke mit den Wurzeln heraus zu sprengen, hat Knight in England eine Schraube mit einem Hohlbohrer angegeben; am Schraubenkopfe sind zwei kleine Hörner, damit man besser anfassen kann. Soll nun ein Stamm aus der Erde gehoben oder gespalten werden, so wird mit einem Bohrer ein Loch bis auf eine gewisse Tiefe gemacht und Pulver hinein geladen. Nun wird die Schraube so weit in das Loch eingedreht, bis sie das Pulver erreicht und eine Stupine bis an das Zündloch, welches in der Schraube angebracht ist, geleitet. Diese Stupine ist 18 Zoll lang, um Dem, der das Geschäft besorgt, Gelegenheit und Zeit zu lassen, noch in Sicherheit zu kommen, ehe sie bis an's Pulver hin brennt. Sie wird aus Garn oder Zwirn gedreht und in aufgelöstem Salpeter eingeweicht. Seit Kurzem weiß man auch, daß ein Theil Sägespäne mit dem Pulver vermischt, die Kraft des letztern beim Sprengen verstärkt. Nach Biot's und Dupasquier's Entdeckung wird die Kraft des Sprengpulvers mittelst Sägespäne von weichem Horn verdreifacht.

Sprichwort, s. Sprüchwörter.

Springbrunnen. Die Erklärung der einfachen Springbrunnen beruht auf dem physischen Gesetze der Hydrostatik, daß eine Flüssigkeit in zwei Röhren, die mit einander verbunden sind, in beiden die gleiche Höhe erreicht. Z. B. ein Wasserbehälter steht mit einer tiefer liegenden Röhre in

Verbindung; dem hydrostatischen Gesetze gemäß muß sich das Wasser in der letztern zu der Höhe des Wasserbeckens erheben. Ist nun die Röhre kürzer als diese Höhe, so wird das Wasser mit Gewalt aus der Röhre hervorgepreßt, und sein Strahl würde in freier Luft die Höhe des Wassers im Behälter erreichen, wenn die festen Seitenwände des Röhres es noch zusammen hielten. Mit dieser physischen Kraft läßt sich noch die künstliche von Druckwerkzeugen vereinigen, welche im Stande sind, den Wasserstrahl zu einer sehr bedeutenden Höhe zu treiben; wie bei den Brandspritzen. Die Verfertigung von Heronsbrunnen (s. d. A.) gründet sich auf dasselbe hydrostatische Gesetz.

Sprüchwörter nennt man Denk- und Sinnsprüche, welche als anerkannte Wahrheiten beim großen Haufen in Umlauf kommen; es sind Denkmünzen, in welche jedes Volk seine Nationalweisheit einprägt. Sie stammen aus der Jugendzeit der Völker, zugleich mit den Sagen, und sind das Uebermächtniß der Vorzeit. Sie mischen sich in alle menschlichen Händel, bringen Alles zur Sprache, sehen überall nach dem Rechten, und sind der Spiegel alles menschlichen Wesens. Das Sprüchwort nährt den Witz, übt den Verstand, frischt das Gemüth an und erfreut den Scharfsinn. Es will überall nur als Würze, nie als Nahrung gereicht seyn. Verwandte des Sprüchworts sind: der Spruch, Apolog, Einfall, die Sentenz, Fabel, Scherz-, Witz- und Schimpfrede — überhaupt Alles, was bildlichen Ausdruck und gleichsam eine Persönlichkeit hat. Das beste Werk über die lat. Sprüchwörter hat Erasmus († 1536), über die griech. vorzüglich A. Schott († 1636) geliefert. Ueber die französ. ist 1710 ein Dictionaire von Richelet, ein besseres aber von Ph. J. Leroux 1713 erschienen. Die deutschen Sprüchwörter sind von Vielen, im Freidank von Agricola 1534, Lyring, Bebel u. A. gesammelt worden, aber die Wenigsten haben den rechten Verstand dabei gebraucht, und die Anzahl Derer, die sie erklärt haben, ist noch kleiner. Eisenhart u. A. benutzten die Sprüchwörter zur Erläuterung des deutschen Rechts. Die beste unter den neuern Sammlungen ist J. M. Sailers: Die Weisheit auf der Gasse, 1810. Vergl. Nopitsch's Literatur der Sprüchwörter (Nürnb. 1820).

Sufismus, eine Art Mystizismus des Orients, der darin besteht, daß der Mystiker sich ganz vom menschlichen Ich losmacht, um durch ascetische Betrachtungen zur Erkenntniß Gottes zu gelangen. Zu diesem in ein mystisch religiöses Gewand gekleideten Pantheismus bekennt sich seit dem 9. und 10. Jahrhundert eine Sekte, die gegenwärtig unter den gebildeten Anhängern des Islam, besonders in Persien und Indien, von Tag zu Tag mehr Anhänger gewinnt, und vor acht Jahren in Persien über 80.000 zählte, die dem Islam entsagt hatten. Im Orient heißen alle Religiösen, welche klösterlich zusammenleben und sich dem beschaulichen Leben widmen, Sufi, weil sie sich bloß in Wolle kleiden. Die Sufis tragen ihre Lehren unter Bildern von Liebe, Wein, Trunkenheit, Feuer u. s. w. vor, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Lieder des Hafi, eines der größten Sufis, weit entfernt, Liebe und Wein Anakreontisch zu besingen, vielmehr die Geheimlehre der Sufis enthalten. Unter dem Teufel verstehen die Sufis insgemein die sinnlichen Begierden der Seele; die All-Eins-Lehre der heutigen Sufis stimmt mit der Lehre der indischen Vedams so auffallend überein, daß der indische Ursprung des Sufismus nicht zu verkennen ist. Das Wichtigste darüber enthält das bei den Persern und Türken im höchsten Ansehen stehende, im Jahr 1820 (Hedschra 1236) zu Konstantinopel erschienene (zu Skutari gedruckte), ins Türkische übersetzte persische Werk: „Die Tropfen des Lebensquelles."

Staal (Frau von), früher unter dem Namen Mademoiselle de Launai bekannt, war die Tochter eines Malers zu Paris, der Frankreich verlassen

mußte, und sie in großer Dürftigkeit zurückließ. Sie kam in die Priorei St. Louis zu Rouen, wurde gut erzogen, und trat nach dem Tode der Priorin als Kammermädchen in die Dienste der Herzogin von Maine, die sie wegen Kurzsichtigkeit und Ungeschicklichkeit in Dem, was ihr Dienst forderte, wieder entlassen wollte, als ein Zufall sie der Dunkelheit entzog, und sie mit den angesehensten Männern bekannt machte. Unter der Regentschaft fiel sie mit der Herzogin in Ungnade, saß zwei Jahre mit ihr in der Bastille, und verheirathete sich nach ihrer Befreiung mit dem Herrn von Staal, Capitän bei der Schweizergarde und Marechal de Camp, nachdem sie früher die Hand des gelehrten Dacier ausgeschlagen hatte. In der Unterhaltung zeigte Frau von Staal, in Folge ihrer Schüchternheit und übeln Gesundheit, weniger Geist und Lebhaftigkeit, als in ihren Schriften. Ihr Charakter war aus guten und schlimmen Eigenschaften gemischt; allein die guten herrschten vor. Sie starb 1750, sehr interessante Memoiren (3 Bde. 12.) und durch Eleganz, einen edeln Styl und ein tiefes, zartes und feines Gefühl ausgezeichnete Briefe an den Marquis von Silly und an d'Hericourt (Paris 1806. 2 Bde. 12.) hinterlassend.

Staar. Man versteht darunter zwei Krankheiten, die aber in ihrem Wesen und Sitze nichts gemein haben: den grauen und schwarzen Staar. Der graue, auch weiße genannt (cataracta), wird durch eine organische Veränderung in der Linse und ihrer Kapsel, durch welche die Durchsichtigkeit dieses Augentheiles dergestalt verloren geht, daß die Lichtstrahlen entweder gar nicht, oder nicht in hinlänglicher Menge zur Nervenhaut kommen können veranlaßt. Der Grund dieser organischen Veränderung in der Krystallinse ist zwar oft eine Entzündung; doch ist sie es nicht immer. Die Linse besteht aus einer Menge häutiger Lamellen. Bei einer Trennung derselben häufen sich im Zwischenraume Flüssigkeiten an und verdicken sich. Manchmal entsteht der Staar durch Versetzung eines Krankheitsstoffes auf dieß Organ; als Gicht, Rheumatismus, Skrophuln. Auch kann die Ursache der Cataracte in dem Zustande der Irritabilität der Iris liegen; so haben blaue, graue, überhaupt hellere Augen größere Neigung zur Bildung der Cataracte, als andere; auch das höhere Alter begünstigt ihr Entstehen. Im Anfange der Krankheit sieht der Beobachter dicht hinter der Pupille einen trüben, nebelichten Fleck; im Beginne wird die Sehkraft nur auf gewisse Zeiten geschwächt, und dem Kranken erscheinen Funken, Sterne, fliegende Punkte, die man mouches volantes nennt, vor den Augen. Die Trübung wird allmählig immer stärker und tritt mehr hervor, und das Gesicht nimmt in einem höhern Grade ab. Um die verdunkelte Stelle schließt sich oft ein schwarzer Ring. Je nachdem der Staar in den Theilen der Linse seinen Sitz hat, unterscheidet man mehrere Arten desselben. Bei dem Linsenstaar, der gewöhnlichste, ist die Verdunkelung in der Mitte der Linse am stärksten und nimmt nach den Seiten zu ab; hierdurch wird es dem Kranken möglich gemacht, noch etwas bei schiefer Richtung und bei einem schwachen Lichte, wodurch die Pupille erweitert wird, zu sehen. Die Farbe des Staares spielet meist ins Gräulichweiße. Manchmal sieht er auch weißlich aus und geht überdieß noch dann und wann ins Gelbliche über. Bald ist die Linse sehr hart, bald weich, und erscheint wie aufgelöst, bisweilen ist nur ihr Innerstes verdunkelt. Man nennt diesen den Linsenstaar. Beim Kapselstaare ist die Verdunkelung nicht immer in der Mitte, öfters seitwärts, und oft sind auch mehrere verdunkelte Stellen zugleich da. Die Flecken sind streifig, oft ungleich, an einem Punkte dichter, als an einem andern; doch verbreitet sich, wenn das Uebel sich vollkommen ausbildet, die Verdunkelung nicht selten gleichmäßig über die Kapsel aus. Diese kann bald bloß getrübt, bald auch angeschwollen und mit Auswüchsen versehen, erschei-

ien. Der Heilkünstler kann zur Hebung des grauen Staares einen doppelten Weg einschlagen; er muß suchen, entweder die Verdunkelung der Linse zu heben, oder die Linse selbst zu entfernen. Die erste Absicht zu erreichen, muß er dahin wirken, daß das in der Linse schon Abgelagerte, was die Verdunkelung verursacht, resorbirt, und daß der krankhafte Vegetationsprozeß, aus dem die Ablagerung hervorgeht, aufgehoben werde. In ersterer Hinsicht vermag der Arzt nur wenig, und selten gelingt ihm die Heilung; manchmal, wenn günstige Umstände obwalten, entsteht die Einsaugung von selbst. Um die Aufhebung oder doch Beschränkung des krankhaften Prozesses zu erreichen, müssen vor Allem die innern Bedingungen, auf denen er beruht, aufgesucht und entfernt werden. Ein grauer Staar, aus einer Metastase der Gicht, des Rheumatismus, oder aus einer Scrophulnkrankheit entstanden, erfordert zuerst die Behandlung jener Leiden. Liegt dem Staare eine Entzündung der Linse zu Grunde, so muß diese berücksichtigt werden. Uebrigens hat man Mercurialsalbe, Pulsatille, Digitalis, Belladonna u. a. als wirksame specifische Mittel empfohlen. In den meisten Fällen aber bleibt nur die Operation übrig. Sie ist doppelt; entweder entfernt sie die verdunkelte Linse aus dem Auge (extractio cataractae) oder sie läßt dieselbe darin; versetzt sie aber in einen solchen Zustand, daß sie dem Sehvermögen nicht hinderlich ist. Mehrere Operationsmethoden führen zum letztern Zwecke, als die der Niederdrückung des Staares (depressio cataractae). Celsus kannte sie schon. Durch dieselbe wird die Linse nach innen in die Augenkammer gedrückt. Zweckmäßiger ist die Umlegung der Linse (reclinatio cataractae), bei der durch eine geschickte Führung der Nadel die Linse eher umgedreht, als niedergedrückt wird. Der hervortretende Glaskörper bedeckt sie schnell und hindert sie, nicht so leicht wieder aufzusteigen, als bei der ersten Operation. Um die Resorption der Linse zu befördern, macht der Operateur auch Einschnitte in die Linse mit der Nadel. Die dritte und zwar neueste Methode, den Staar zu operiren, ist die Ceratonyxis, der Hornhautstich; hier wird vermittelst eines Hornhautstiches die Linse entweder deprimirt oder incidirt. Eine weitläuftigere Beschreibung der Operationen würde überflüssig seyn, da sie hier doch nicht mit hinlänglicher Genauigkeit beschrieben werden können; dasselbe gilt von der Behandlung, welche nach der Operation erforderlich ist. Wichtig ist es für den Operateur, sich vorher zu überzeugen, daß mit dem grauen Staare nicht zugleich der schwarze verbunden sey. Kann der Kranke gar nicht mehr sehen, empfindet er selbst nicht mehr ein schwaches Lichtflimmern, so ist die Gefahr da, daß zugleich eine Amaurose vorhanden sey. Der schwarze Staar, amaurosis, gutta serena, liegt in einem Fehler des Sehvermögens und der Netzhaut. Dieser kann bald organisch seyn, als Verknöcherung der Netzhaut, Zerstörung der Nervensubstanz, Verletzungen der Nervenhaut, bald von außer den Nerven liegenden mechanischen Ursachen abhängen; als von Knochenauswüchsen; oder er beruht auf einer Verminderung oder gänzlichen Erlöschung der Vitalität in diesen Gebilden. Hievon ist die Ursache oft ein zu grelles Licht, anhaltend starke Anstrengung der Augen bei schwachem Lichte, rascher Wechsel des Lichtes mit der Finsterniß, die Kloakluft, Opiate, hohes Alter. Endlich entsteht die Amaurose durch Consensus (Mitleidenschaft), bei Verletzungen des nerv. supraorbitalis, Hirnerschütterungen, Kopfverletzungen, Schlagflüssen, Trunkenheit, Niesen, Husten, Erbrechen, Krankheitsversetzungen, Unreinigkeiten im Darmkanale. Der schwarze Staar ist in den letztern Fällen gewöhnlich vorübergehend und verschwindet bei Hebung der ihn verursachenden Leiden. Am gefährlichsten ist die Amaurose, welche sich langsam bildet. Die Kranken verweilen dann gerne in der Dunkelheit, weil sie das Licht nicht vertragen können; sehen

oft Flammen mit Funken vor den Augen; die Gegenstände erscheinen oft gefärbt, schwanken, schwimmen; es entstehen manchmal Schielen, häufig die mouches volantes, ein drückender Schmerz in der Tiefe der Augenhöhle, eine Spannung über den Augenbraunen. Die größte Verdunkelung zeigt sich häufig in der Mitte. Endlich tritt vollständige Blindheit ein, die Pupille ist unbeweglich und erweitert. Die Kur des sich langsam gebildeten Staares gelingt selten. Die erste Indikation ist Entfernung der Ursachen; sind diese aber nicht zu entdecken oder nicht zu beseitigen, so werden solche Mittel gebraucht, die eine allgemein wirkende Kraft auf das Nervensystem besitzen.

Staat, res publica, civitas, bürgerliche Gesellschaft. Staat ist ein Verein von Menschen unter äußern positiven Rechtsgesetzen, zur Erhaltung und Vertheidigung allgemeiner Menschenrechte, der Freiheit und der Sicherheit. Des Menschen Beruf ist es, alle Kräfte, welche die Natur ihm verliehen hat, selbst auszubilden, und die Zwecke, welche ihm durch seine Bestimmung vorgeschrieben sind, durch seinen Willen zu verwirklichen. Um jene Kräfte auszubilden und jene Zwecke zu realisiren, muß der Mensch nothwendig in Gesellschaft seines Gleichen leben; denn von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, wird er entweder gänzlich verkrüppeln oder nur den thierischen Trieben leben, und sein Herz wird der schönsten Gefühle, und sein Geist der herrlichsten Fähigkeiten ermangeln, weil die letztern d. h. seine moralische Natur, nur in der Gesellschaft die Reize und Antriebe finden, die zur Entwickelung erforderlich sind. Der Mensch muß daher in einem Staate leben wollen, und immer besser ist noch für ihn der eiserne Despotismus, als gar kein Glied einer bürgerl. Gesellschaft zu seyn. Ein Staat kann aus mehrern Rücksichten betrachtet werden; als: 1. in Bezug auf den Rechtsgrund; von dieser Seite behandelt ihn das Staatsrecht; 2. in Bezug auf seine Geschichte, wie er entstanden und sich fortgebildet hat; 3. in Bezug auf sein Verhältniß zum Staatszwecke überhaupt; da der Staat nur Mittel ist, so kann er sich nicht selbst Haupt- und Endzweck seyn; er ist nur eine Bedingung, von der die Erreichung der Bestimmung des Menschen abhängt. Die Frage aber, welche ist die beste Staatseinrichtung, um jenes Ziel zu erreichen? kann nur für ein ideelles Volk beantwortet werden, wie Plato es in seiner Republik that; denn kein Volk besitzt und kann eine vollkommene Staatsverfassung besitzen, und selbst die vollkommenste würde für die meisten Nationen sehr unvollkommen seyn. Ein Volk kann so verdorben seyn, daß nur die despotische Regierung für dasselbe paßt; eine konstitutionnelle Monarchie setzt eine gewisse Bildung bei dem Volke voraus, die nicht überall getroffen wird; eine republikanische Staatsverfassung, nach Art der alten Republiken auf ein großes Volk ausgedehnt, würde ein Unding seyn. In der Praxis kann man daher nur über die beste Staatsverfassung für ein bestimmtes Volk entscheiden; wenn man das letztere, seinen Charakter, seine Bildung, Geschichte, sein Land, seine äußern Verhältnisse ꝛc. genau kennt.

Staatenbeschreibung, s. Statistik.

Staatengeschichte und Staatensystem. Die Biographie eines Staats ist verschieden von der Geschichte eines Volks, oder einer Nation. In dieser wird das Leben oder das Schicksal eines Volks, nach seiner Abstammung, Verzweigung, Wohnung, Sprache, religiösen, bürgerlichen und gesellschaftlichen Einrichtung, nach seiner häuslichen, geistigen und politischen Thätigkeit, und nach dem daraus hervorgegangenen Zustande seiner Kultur, und der eigenthümlichen Entwickelung seines Charakters im Verhältnisse zu seiner Zeit und seinen Umgebungen dargestellt, wobei die leitende Idee, die Idee der Menschheit, der auf ein Volksleben angewandte

Begriff der Humanität ist. In jener, in der Staatengeschichte, wird das Schicksal eines Staats dargestellt, wie er entstanden ist, und wie er nach Innen und nach Außen als ein Ganzes, im Verhältniß zu seiner Zeit und zu den innern und äußern Bedingungen seines politischen Lebens, sich mehr oder weniger, der Idee vom Staate gemäß ausgebildet hat. Gewöhnlich versteht man aber unter Staatengeschichte, eine Sammlung von Biographien mehrerer Staaten, die zusammen eine politische Familie bilden, weil sie durch ihren Ursprung, ihre Zwecke und Bestrebungen, ihre innern und äußern Verhältnisse, und ihr dadurch bedingtes, politisches Schicksal in gegenseitiger Berührung gestanden haben und noch stehen. Darum hat man die Geschichte der Staaten des Alterthums, von der europäischen Staatengeschichte mit Recht getrennt, mit Unrecht aber in die letztere weder die Geschichte der deutschen Staaten (als eines persönlichen Ganzen), noch die des nordamerikanischen Freistaates — ungeachtet letzterer durchaus zu der europäischen Staatenfamilie gehört, — mit aufgenommen. Die Form eines für akademische Vorlesungen bestimmten Lehrbuchs entschuldigt die erstere Auslassung, indem die Geschichte des deutschen Reichs und die der einzelnen deutschen Staaten, ausführlicher und daher besonders vorgetragen werden müssen. Hauptwerke über die Staatengeschichte des Alterthums sind Heeren's Ideen ꝛc., und sein Handbuch (3. A.). Ueber die politische Geschichte Griechenlands, und über die von Rom gibt es mehrere Meisterwerke von ältern Schriftstellern (wir nennen nur Thukydides und Tacitus), und von neuern Historikern: Ferguson, Gibbon, Montesquieu u. And. Unter den Geschichtschreibern von neuern Staaten, sind Macchiavelli, Guicciardini, Hume, Robertson, Schlözer, Joh. v. Müller, v. Spittler, Heeren, Sartorius, v. Woltmann u. And. vorzüglich zu nennen. Vergl. d. bes. Art. u. Geschichte (Gesch. d.). — Die Geschichte einzelner deutscher Staaten hat Pölitz in seinen Handbüchern von der Geschichte der östreich. und preuß. Monarchie, vom Königreiche Sachsen (Leipz. 1817 fg.) mit politischem Blicke zweckmäßig bearbeitet. Von der Staatengeschichte ist verschieden die Staatsgeschichte oder die Geschichte des Staats, wie sich die Idee des Staats in der Erscheinung verwirklicht hat. Sie behandelt vorzugsweise die Geschichte des moralischen Organismus der bürgerlichen Gesellschaft, insbesondere die Geschichte der Staatsverfassungen und die der Staatsverwaltung (Geschichte der Regierungskunst) und deren Theile: Gesetzgebung (überhaupt: das berühmte Werk Montesquieu's vom Geist der Gesetze: insbes. Bernardi's: de l'origine et progrès de la législation française etc. Paris 1819), Polizei, Handelspolitik, Kirchen- und Schul-, Finanz- und Kriegswesen. — Das Schicksal des politischen Zusammenhanges der Völker, wie dieser Zusammenhang in einer geographisch- und ethnographisch-verbundenen Staatenfamilie entstanden ist, wie er sich intensiv und extensiv entwickelt und ausgebreitet, wie auf denselben das innere Volks- und Staatsleben eingewirkt, und wie derselbe auf dieses zurückgewirkt, und wie sich dadurch ein ganzes Zeitalter politisch gestaltet hat, wird in der Geschichte des Staatensystems dargestellt. Die Geschichte des europäischen Staatensystems haben Eichhorn, Ancillon, Saalfeld und vorzüglich Heeren (in s. Handb. der Geschichte des europ. Staatensystems und s. Colonien, 3. A. Götting. 1819) bearbeitet. Ein Haupttheil desselben ist die Geschichte des Politischen Gleichgewichts (s. d. Art.) dessen Grundidee die Erhaltung der wechselseitigen Freiheit und Unabhängigkeit ist, die demnach zunächst auf der praktisch angenommenen Regel der Heiligkeit des rechtmäßigen Besitzstandes beruhen sollte, weil sich ohne diese kein fester Zustand des europäischen Staatensystems denken läßt. — Davon ist verschieden die Geschichte der Machtpolitik eines Staates, welche erzählt,

wie sich aus dem Streben nach Selbstständigkeit und möglich größter Unabhängigkeit in der Ausbildung seiner innern und äußern Verhältnisse, das politische System eines Staates allmälig entwickelt hat. Sie begreift daher zwei Haupttheile: 1) die Geschichte der Entstehung der Autokratie einer Kabinetsregierung in der Monarchie, und der einer Senatsregierung in der Polyarchie, und ihres Kampfes mit der Synkratie des Feudal- und des Repräsentativsystems; 2) die Geschichte des auswärtigen Systems eines Staats; wie sie z. B. von Frankreich, Flassan in seiner Hist. raisonnée de la dipl. franç. 2. Aufl. Paris 1811, 7 Thle. zu bearbeiten versucht hat.

Staatsämter, s. Staatsdienst.

Staatsanleihen, s. Staatspapiere.

Staatsanwald, Kronanwald, Ministère public, in der französ. Gerichtsverfassung. Ihr Ursprung fällt in die Zeiten, in welchen überhaupt die neuere Gerichtsverfassung durch einen beständigen Sitz und bleibende rechtsgelehrte Mitglieder des Parlaments sich zu entwickeln anfing, d. i. in den Anfang des 14ten Jahrhunderts. Bei jedem obersten Gerichtshofe des Reichs (den Parlamenten und den ihnen im Wesentlichen gleichstehenden Cours Souveraines, sowie bei den Chambres des Comptes, den Cours des Aides u. s. w.) war ein Generalprokurator angestellt, welcher die eigentliche Seele der Anstalt, der Vertreter des Königs und des Staates bei dem Gerichte war. In seinem Namen wurde alle Anträge bei dem Gerichte gemacht, obgleich der erste Generaladvokat den Rang vor ihm hatte, er in einigen Fällen an die Mehrheit der Stimmen gebunden war und die neben ihm stehenden Generaladvokaten das ausschließliche Vorrecht hatten, mündliche Vorträge in den Gerichtssitzungen zu halten, wobei sie vom Generalprokurator vollkommen unabhängig waren. Neben dem Generalprokurator standen ein oder mehrere Generaladvokaten und unter ihnen einige Substituten. Es gab überhaupt kein Gericht in Frankreich, wobei nicht ein solcher Beamter angestellt war, nur das Conseil du Roi und die Handelsgerichte ausgenommen. Der Wirkungskreis der Staatsanwälde war, wie schon aus ihrer Bestimmung erhellt, von sehr großem Umfange und Gewicht. Zuerst gehörte dahin Alles, was die Domainen und Staatsgüter betrifft, und dieser Theil ihrer Geschäfte, welcher der älteste und die Veranlassung der ganzen Institution war, ist in andern Ländern beinahe der einzige geblieben. Das zweite Hauptgeschäft bestand 1) in der gerichtlichen Verfolgung aller Verbrechen und verpönten Handlungen. Der Kronanwald vertrat in allen auf Bestrafung abzweckenden Gerichtsverhandlungen die Stelle des öffentlichen Anklägers und stand einem jeden Angeschuldigten als Partei gegenüber. Ihm lag es daher ob, die Anträge auf die Einleitung eines jeden Strafverfahrens anzubringen, die Beweise herbeizuschaffen, die Vertheidigung zu beantworten, und zuletzt seine Strafanträge zu machen. Die Richter haben in Frankreich nur über die Anträge der Parteien rechtlich zu entscheiden. 2) In der ältern Verfassung Frankreichs war wie bei uns die Polizei mit der Gerichtsbarkeit vereinigt. Hieran hatten die Kronanwälde einen wesentlichen Antheil, keine Polizeiverordnung konnte erlassen werden, ehe der Generalprokurator darüber gehört worden war, die meisten wurden aber von ihnen selbst in Antrag gebracht. 3) Königliche Verordnungen, sowohl allgemeine als individuelle, z. B. Begnadigungen, Standeserhöhungen, gelangten durch die Eintragung in die Protokolle der Gerichtshöfe zur öffentlichen Kenntniß und zur Ausführung. Diese Eintragung, welche bekanntlich oft Widerspruch fand, konnte nur auf Antrag des Kronanwaldes geschehen. 4) Diese Behörde war aber sodann auch Wächterin der Gesetze, besonders bei den Gerichten selbst, und führt demzufolge 5) die Aufsicht über den Betrieb der Geschäfte, und über das Betragen der Mitglieder, zwar ohne alle Befugniß, selbst darüber etwas

zu verfügen, aber durch Anträge an das Gericht, welches darüber zu berathschlagen verbunden war, und durch Anzeigen bei den höhern Behörden. Zu dem Ende war vorgeschrieben, daß alle halbe Jahr am ersten Mittwoch nach den Gerichtsferien eine Sitzung bei verschlossenen Thüren gehalten werde (ursprünglich am ersten Mittwoch jedes Monats), worin der Generalprokurator die bemerkten Mängel, die zu seiner Kenntniß gekommenen Unregelmäßigkeiten, auch im Privatleben der Richter sowie der Advokaten und Prokuratoren, zur Sprache brachte. 6) Zu den Amtspflichten der Staatsanwälde gehörte ferner die Aufrechthaltung der Jurisdiktion des Gerichts, bei welchem sie standen, und endlich 7) die Vertretung aller Corporationen und Personen, welche unter dem besondern Schutze des Staats stehen, namentlich der Kirche, der milden Stiftungen, kirchlichen Gesellschaften, Gemeinden, der Minderjährigen, Gemüthskranken, erklärten Verschwender und Abwesenden. Die Revolution hat zwar an dieser Einrichtung Verschiedenes geändert, wodurch der Umfang ihres Geschäftskreises etwas kleiner geworden ist, dagegen hat aber die ganze Anstalt auch mehr Einheit und Zusammenhang und eine festere Haltung bekommen, und im Wesentlichen ist ihre Organisation wenig verändert worden. Die Staatsanwälde sind noch jetzt die Wächter und Hüter der gesetzlichen Ordnung, die Vertreter des allgemeinen Wohls, die Beschützer aller Derer, welche unter der besondern Obsorge des Staates stehen. Sie sind die Organe der befehlenden Gewalt im Staate, der Regierung bei den Gerichten, und müssen die Vollziehung aller Urtheilssprüche betreiben, wobei der Staat selbst interessirt ist. Außer der allgemeinen Controlle über die pünktliche Befolgung der Gesetze in dem Gericht, haben sie auch die Pflicht, selbst solche Richtersprüche, bei welchem sich die Parteien beruhigen, welche aber eine Vernachlässigung oder irrige Auslegung des Gesetzes in sich enthalten, bloß in dem allgemeinen Interesse durch die gewöhnlichen Rechtsmittel anzufechten. Für die Parteien behalten dieselben dann in jeder Hinsicht ihre volle Kraft, allein für die Zukunft wird den Gerichten eine pünktlichere Beobachtung des Gesetzes eingeschärft. Eine ihrer wichtigsten Amtspflichten ist die Einleitung der Criminal- und Polizeiuntersuchungen welche ihnen als öffentlichen Anklägern obliegt. Alle Anzeigen begangener Verbrechen gelangen an den Criminalprokurator und erst durch diesen an dasjenige Mitglied des Kreisgerichts, welches zu Führung der vorläufigen Untersuchungen bestellt ist, den Juge d'Instruction. Der Criminalprokurator sucht die Beweise auf, erläßt die Ladungen an die Zeugen, und macht, wenn die vorläufige Untersuchung geschlossen ist, bei dem Gericht die nöthigen Anträge, entweder auf Freisprechung des Angeschuldigten, oder auf weitere Einleitungen des Strafverfahrens, nachdem die Sache als einfacher Polizeifrevel, oder als strafpolizeilich, oder endlich als criminell vor die untere Polizeibehörde (die Friedensrichter und Maires), das Strafpolizeigericht oder die Assisen gehört. Bei allen findet eine öffentliche mündliche Verhandlung, aber nur in eigentlichen Criminalfällen vor den Assisen ein Urtheil durch Schöffen statt, und die Grenzlinie zwischen ihnen wird durch die Größe der Strafen gezogen; die Strafpolizei ist nur competent, wenn die gesetzliche Strafe nicht über fünf Jahre Gefängniß steigt. In criminellen Sachen muß der Generalprokurator zuerst ein förmliches Urtheil zur Eröffnung der Untersuchung (mise en accusation) in Antrag bringen, welches ehedem, wie in England, durch Geschworne, die Anklagejury, jetzt aber von einem Senate des Appellationsgerichts gefällt wird, und mit dem deutschen Erkenntniß auf Specialinquisition ziemlich gleichbedeutend ist. Erst nach diesem Erkenntnisse entwirft der Generalprokurator die Anklageakte, welche der öffentlichen Hauptverhandlung zur Grundlage dient; er trifft die Vorkehrungen zu den öffentlichen Sitzungen, besorgt die Vorla-

dungen der Zeugen, wirkt bei der Bildung des Geschwornengerichts mit, indem er ein gleiches Verwerfungsrecht als die Angeklagten auszuüben hat; nimmt während der Verhandlung das Interesse der gesetzlichen Ordnung wahr; er hat das Recht, den Zeugen selbst Fragen vorzulegen; nach Beendigung des Zeugenverhörs macht er die Strafanträge (Conclusions) und begründet dieselben durch Entwickelung der Beweise, welche sich aus der Verhandlung der Sache ergeben haben, worauf der Angeklagte mit seiner Vertheidigung vernommen wird. Der Gerichtshof ist an die Anträge der Staatsbehörde nicht gebunden, sondern kann auch stärkere Strafen erkennen; dagegen hat auch der Staatsanwald das Recht, gegen eine zu gelinde Bestrafung (nicht gegen die Freisprechung von Seiten der Geschwornen, denn diese verträgt ihrer Natur nach keine zweite Instanz) Appellation (Appel a minima) einzuwenden. Zuletzt sorgt die Kronanwaldschaft auch für die Vollstreckung der Urtheile, und so ist ihr Alles übertragen, was als Ausfluß der befehlenden oder Regierungsgewalt betrachtet werden muß. Diese ganze Einrichtung erlaubt den Richtern jede andere Rücksicht, als die der reinen Gesetzlichkeit bei Seite zu setzen, indem sie dieselben von der Pflicht entbindet, das Interesse der Domainen, der Staatsregierung, des gemeinen Wohls von Amtswegen und gleichsam als Partei wahrzunehmen. Durch Unterordnung, in welchen die Staatsprokuratoren bei den Kreisgerichten und die Criminalprokuratoren zu der Staatsanwaldschaft der Appellationsgerichte, die Generalprokuratoren der letztern aber zu dem Justizminister stehen, wird die Einheit in der Einwirkung aufrecht gehalten, welche die Regierung über die Gerichte und die Rechtspflege nothwendig ausüben muß; es wird aber zugleich, wenn Alles geht, wie es soll, verhütet, daß diese Einwirkung ihre natürlichen und wohlthätigen Grenzen nicht überschreite und nicht in die richterliche Pflicht des Rechtsprechens nach dem Gesetz störend eingreife. — England hat auch seine Oberstaatsanwälde (den Attorney General und Solicitor General, wovon der Erste ebenfalls Prokurator in den Gerichtshöfen ist, der Zweite ursprünglich für die Cours of Equity bestimmt war). Allein vermöge der ganzen englischen Gerichtsverfassung ist ihr Wirkungskreis ungleich beschränkter und mit dem französischen Ministere public gar nicht zu vergleichen. In den Criminalsachen läßt die Krone ebenfalls die Anklage in ihrem Namen und durch königliche Sachwalter führen; allein es liegt doch mehr in den Händen theils der Privatpersonen, welche durch ein Verbrechen beschädigt worden sind, theils der Polizeibeamten, d. i. der Friedensrichter. Jene haben es in ihrer Gewalt, wenn sie bei den öffentlichen Verhandlungen ausbleiben, ob sie sich gleich dazu bei Strafe verpflichten müssen, das ganze Verfahren niederzuschlagen, und es werden daher bei allen Gerichtssitzungen mehrere Angeklagte, bloß dadurch frei (by Proclamation), daß sich auf öffentlichen Aufruf Keiner meldet, welcher die Fortsetzung der Sache verlangt (Prosecutor). Auch in andern Ländern ist wohl überall ein Beamter unter dem Namen des Fiscals, Advocatus fisci, Advocatus patriae, Kammerprokurators vorhanden; aber meistens sind dieß theils bloße Sachwalter der Domainenverwaltungen, theils untergeordnete Beamte der Gerichtshöfe, welche erst von diesen die Befehle empfangen, wenn sie als öffentliche Ankläger auftreten. Sie haben auch nicht das Ansehen, welches erforderlich ist, um jene große Wirksamkeit, die ihnen in Frankreich übertragen ist, ausüben zu können.

Staatsbank, Nationalbank, wird entweder aus dem Vermögen der Staatsbürger überhaupt oder aus dem gesammten Nationalvermögen gebildet, und steht unter der Aufsicht und Leitung des Staats, indem er sich für sie mit dem Nationalvermögen verbürgt. Sie beruht also auf dem Staatskredit und kann daher nur wohlthätige Einwirkungen auf den Verkehr der Nation haben, wenn sie mit der größten Redlichkeit verwaltet

wird. Das gewaltsame Eingreifen in die Banken und andere freie Geldinstitute schlägt dem Kredit dieser Anstalten unheilbare Wunden. Denn wenn der Staat ihre Kapitale gewaltsam an sich reißt, setzt er sie in die Unmöglichkeit, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, und zwingt sie zur Insolvenz; dadurch aber verlieren sie ihren Kredit und müssen nothwendig zu Grunde gehen. Bewegt der Staat dergleichen Geldinstitute, ihre Kapitale dem Staate freiwillig zu geben; so treten folgende Wirkungen ein: Es hören dadurch die Unterstützungen auf, welche die Banken durch diese Kapitale dem Handel oder andern Gewerben geleistet haben. Auch sieht sich der Staat, wenn er die Banken willkürlich mißbraucht, oft gezwungen, sie zu Handlungen zu autorisiren, welche den Rechtsprinzipien zuwider sind, und Unrecht gegen Andere zu begehen. Denn die pünktliche Erfüllung der Verbindlichkeiten einer Bank hängt hauptsächlich davon ab, daß sie ihre Fonds in ihrer Gewalt hat und frei darüber disponiren kann. Nun aber wird diese Gewalt gar sehr geschwächt, wenn sie ihre Fonds dem Staate auf unbestimmte Zeit anvertraut. Denn dieser verbraucht sie und rechnet gemeiniglich darauf, daß er sie recht lange, wo nicht auf immer behalten, und bloß die Zinsen davon entrichten will. Treten nun Verbindlichkeiten ein, zu deren Erfüllung die Bank ihrer Fonds bedarf, so kann dieselbe sie vom Staate entweder gar nicht, oder doch nicht so schnell, als sie solche nöthig hat, zurückerhalten. Sie sieht sich also hiedurch in die Unmöglichkeit versetzt, ihre Zahlungsverbindlichkeiten zu erfüllen, und da der Staat die Ursache davon ist, so muß er sie durch Gesetze davon befreien. Die Bank macht daher bankrott, und der Staat heiligt diesen Bankrott durchs Gesetz. Das Rathsamste ist daher: die Regierung berühre die Gelder der Bank nie anders, als nach Gesetzen des Privatkredits und Privatverkehrs. Es hat allemal die nachtheiligsten Folgen für den Nationalreichthum, wenn sie dieselbe bestimmt (es sey durch Zwang oder durch lockende Anerbietungen), die echten Regeln, die eine Bank befolgen muß, wenn sie ihren vollen Kredit unerschüttert erhalten will, zu verlassen.

Staats- oder Nationalbankrott. Bankrott ist in der Handelswelt, wenn ein Kaufmann sich erklärt, er könne seine Zahlungsverbindlichkeiten nicht erfüllen. Staatsbankrott nennt man, wenn die Regierung sich weigert, ihre Gläubiger zu befriedigen. Der Bankrott ist entweder vollständig, wenn der Staat seinen Gläubigern den Verlust ihrer Forderungen nicht im Geringsten vergütet, oder nicht vollständig, wenn er ihnen nur gewisse Prozente von der Kapitalsumme gewährt. Das Letztere kann verschiedener Weise geschehen; die Regierung erniedrigt entweder die Staatsschuldbriefe unter ihren ursprünglichen Nennwerth, oder auch unter ihren Kourswerth; oder sie setzt die Zinsen herab; denn bei einer Reduktion der Zinsen müssen auch die Staatspapiere unter ihren Nominalwerth fallen. Das Letztere geschah in Oestreich und Schweden. Das französische Direktorium schlug einen andern Weg ein: für einen Theil der Schuld bestimmte es eine Anwendung, die für die Gläubiger nicht den Werth hatte, welcher ihnen ursprünglich durch den Schuldschein zugesichert worden war. Ein Drittel der Schuld ward in das große Buch eingetragen (tiers consolidé); für die andern zwei Drittel (les deux tiers mobilisés) wurden Bons ausgefertigt, welche beim Ankauf der Nationalgüter nach dem jedesmaligen Kours angenommen werden sollten. England machte 1797 durch die Restriktionsakte einen theilweisen Bankrott, indem die Regierung die Bank autorisirte, ihre Baarzahlungen einzustellen. Aus der Herabsetzung des Papiergeldes durch die Regierung entsteht ebenfalls ein Staatsbankrott. Indessen war dieses wohl wenigstens in Ansehung des revolutionnären Frankreichs nicht der Fall. Das damalige Papiergeld wurde wohl absichtlich geschaffen, um sich

aus der Noth zu helfen, und es, nachdem es seine Dienste geleistet, fallen zu lassen. Wie sehr aber die Nation dadurch an Unredlichkeit und Betrug gewöhnt worden war, zeigte sich, als die folgenden Gewalthaber die öffentliche Schuld reducirten, und diese Maßregel auf alle eroberte Länder übertrugen. Denn man dachte kaum an das Tyrannische und Ungerechte, das darin lag. Das Beispiel der französischen Regierung stumpfte aber auch bald die Gewissen mancher andern Regierungen ab. Nicht bloß Usurpatoren sprachen dem öffentlichen Kredit Hohn; wir haben ihn durch alte, antirevolutionnäre Staaten nicht minder mißhandeln sehen. Wir haben gesehen, daß Regierungen in Silbergelde borgten, und Kapital und Zinsen in einem Papiergelde bezahlten, welches kaum den sechsten Theil des bei der Anleihe empfangenen Silbergeldes werth war. Wir haben gesehen, wie Staaten ihre alten Gläubiger zu baaren Zuschüssen auf das schon hergeliehene Kapital, unter der Bedrohung des gänzlichen Verlustes ihrer Forderungen, zwangen; wie sie willkürlich die in Silber bedungenen Zinsen auf die Hälfte in gesunkenem Papier reducirten; wie andere ihren Gläubigern durch Juden die schimpflichsten Akkorde anbieten ließen, und unter den nichtigsten Vorwänden alle Zahlung verweigerten; wie Reichsstände sich willkürlich und einseitig von übernommenen Garantien lossprachen und die Zahlungspflicht an Personen übertrugen, mit welchen die Gläubiger bei Kontrahirung der Anleihe gar nichts zu thun hatten. Indessen wird doch immer diejenige Finanzpolitik die beste seyn, welche vom strengen Rechte nie abweicht und pünktliche Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten sich zur unverbrüchlichen Regel macht. Ein Staat, welcher diese Maxime gewissenhaft befolgt, wird nicht nur seinem Volke ein gutes Beispiel geben, und mit reinem Gewissen strenge Gerechtigkeit unter Privatpersonen handhaben können, sondern er wird sich auch die höchste Achtung seines eignen Volks und anderer Völker erwerben. Auch ist es gewöhnlich nur die Einfalt und Schlechtigkeit der Administratoren, welche die Regierung zu dergleichen ungerechten und höchst verwerflichen Verfahren verleiten. Denn wenn auch die Noth dann und wann zu Aufschub der nöthigen Zahlungen zwingt, so kann doch ein Staat nie in eine Lage gerathen, wo es einem klugen und einsichtsvollen Ministerium nicht möglich seyn sollte, die übernommenen Geldverbindlichkeiten des Staats am Ende ehrlich zu erfüllen. Sollte das baare Geld dazu nicht aufzutreiben seyn, so gibt es doch für den Staat so unendlich viele Mittel, die Gläubiger so zu befriedigen, daß die Gerechtigkeit nicht dabei leidet, daß nur die Stumpfsinnigkeit oder die unverschämteste Unredlichkeit die Schuld auf die Unmöglichkeit, den Gläubigern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, schieben kann. Der unverrückte Grundsatz der Finanzpolitik muß also seyn, alle eingegangenen Geldverbindlichkeiten aufs Heiligste und Gewissenhafteste zu erfüllen, und unter keinen Umständen die Gewalt oder die Unabhängigkeit des Staats von einem Gerichtsstuhle zur Verletzung derselben zu gebrauchen.

Staatsbeamte. Da das Staatsoberhaupt nicht alle auf den Staatszweck sich beziehende Geschäfte unmittelbar verwalten kann, so bedarf es dazu gewisser (physischen oder moralischen) Mittelpersonen. Diese heißen daher obrigkeitliche Personen oder Staatsbeamte, und der oberste unter diesen Beamten ist das Staatsoberhaupt selbst. Da aber jene nicht dem Staatsoberhaupte für seine vergängliche Persönlichkeit, sondern dem Staate in Bezug auf dessen beharrliche Persönlichkeit dienen, so dürfen sie ebenso wenig vom Staatsoberhaupte, als dieses selbst vom Volke willkürlich entlassen werden. Die Staatsbeamten heißen auch Staatsorgane und Staatsdiener. Was den ersten Ausdruck betrifft, so ist eigentlich jeder Theilnehmer an der bürgerlichen Gesellschaft ein Organ oder Glied derselben, weil jeder

auch in seinem besondern oder privaten Wirkungskreise für den Zweck der Gesellschaft thätig ist und seyn soll. Vorzugsweise aber ist es der Staatsbeamte, weil er außer jenem privaten Wirkungskreise noch einen öffentlichen hat, der sich ausschließlich und geradezu auf den Staatszweck bezieht, dem daher auch sein ganzes bürgerliches Leben geweiht ist. Darum heißt der Staatsbeamte ein Organ oder Glied des Staats im engeren Sinne. Was den zweiten Ausdruck betrifft, so enthält derselbe eine Zweideutigkeit, die zu falschen Folgerungen Anlaß gegeben hat. Dienen bedeutet nämlich sowohl servire, im dienstherrlichen Verhältnisse stehen, als inservire, für gewisse Zwecke thätig seyn. Nur in der zweiten Bedeutung ist der Staatsbeamte ein Staatsdiener, und in eben dieser Bedeutung nannte sich ein großer Fürst (Friedrich II.) den ersten Diener des Staats, weil der Regent der oberste Staatsbeamte ist. In der ersten Bedeutung wäre diese Benennung ungereimt; denn dadurch würde der Fürst mit allen seinen Räthen und übrigen Beamten in die Klasse der Bedienten oder Herrendiener versetzt. Gleichwohl hat es Fürsten gegeben, welche zwar nicht sich selbst, wohl aber die ihnen untergeordneten Staatsbeamten als eine Art von Bedienten oder Herrendienern betrachteten. Und da sie sich nun selbst als Herren dieser Diener ansahen, so meinten sie, sie seyen eben so befugt, die Staatsbeamten ihres Dienstes willkürlich zu entlassen, als jeder andere Herr seine Diener entlassen dürfe, wenn er mit ihren Leistungen nicht mehr zufrieden sey. Da aber die Staatsbeamten gar nicht dem Fürsten für seine Person dienen (ihn nicht bedienen, wie die Kammerherren, Kammerjunker, Kammerdiener u. s. w.); so ist jene Ansicht und die daraus gezogene Folgerung durchaus unstatthaft. Der Staatsbeamte dient (inservit) dem Staate, wie der Fürst. Wenn nun auch dieser den Beamten gewählt hat, so darf er ihn darum doch nicht willkürlich entlassen. Denn er hat ihn nicht für sich und in seinem Namen, sondern für den Staat und im Namen desselben gewählt. Hat also der Beamte seine Amtspflicht verletzt, so muß er nach den Gesetzen des Staats gerichtet und kann nur nach Urtheil und Recht seines Amtes entsetzt werden. Die willkürliche Entlassung der Beamten ist um so ungerechter, da der Staatsdienst gewöhnlich eine längere Vorbereitung fordert, und Der, welcher Zeit und Vermögen auf diese Vorbereitung gewandt hat, nach der Entlassung selten im Stande ist, ein anderes Geschäft zur Sicherung seiner Subsistenz zu ergreifen. Jenes Verfahren ist aber auch unklug, da der Staatsdienst selbst darunter leidet, wenn die Beamten zu häufig wechseln und ihnen die Lust und Liebe zum Dienste verleidet wird. Endlich führt es auch zu gefährlichen Consequenzen. Denn, wenn die willkürliche Entlassung eines Beamten überhaupt erlaubt ist, so könnte ja wohl auch der erste Beamte, d. h. das Staatsoberhaupt selbst willkürlich entlassen werden; und wer sonst könnte dann dieses angebliche Recht der willkürlichen Entlassung ausüben, als das Volk? Läßt sich aber wohl der Staat als ein beharrliches Ganze denken, wenn eine solche Willkür in ihm herrschen sollte? Es muß also dem Staatsoberhaupte selbst, sowohl um des öffentlichen als um seines eignen Wohls willen, daran gelegen seyn, daß der Staatsdienst dem Volke als etwas Heiliges erscheine, das man nicht wie ein Kleid nach Belieben wechseln dürfe. Eben darum darf auch der Staatsdiener nicht willkürlich sein Amt niederlegen, sondern er muß um Entlassung nachsuchen und sein Amt so lange verwalten, bis er jene erhalten. Es würde jedoch, je nachdem die Gründe des Gesuchs beschaffen sind, ungerecht oder unbillig oder unklug seyn, Denjenigen zur Fortsetzung des Staatsdienstes zu zwingen, der entweder keine Kraft oder keine Neigung mehr dazu hätte. Wäre aber der Regent selbst der Regierung überdrüssig, so muß ihm natürlich die Niederlegung derselben schlecht-

hin freistehen, da er von Niemanden seine Entlassung fordern kann, und ein Zwang zum Regieren die höchste Ungereimtheit seyn würde.

Staatsberedsamkeit ist die höchste Aufgabe der Redekunst, ihrer Natur nach dazu bestimmt, die Leidenschaften zu beherrschen, bald zum kraftvollen Handeln anzutreiben, bald übereilte Thaten zu verhindern. Sie hat es mit äußern Zwecken, mit dem Wohl und der Erhaltung des Staats, mit dem Vortheil und Ruhm des Volkes zu thun. Selten wird der Staatsredner seine eigene Ueberzeugungen rein und vollständig aussprechen können; er muß in die Ansichten der Hörer eingehen und sie durch ihre Vorurtheile, durch ihre Zwecke, welche ihm selbst vielleicht ganz fremd sind, zu Dem zu bestimmen suchen, was er selbst oft nur seines eignen Vortheils wegen will. Aber auch der redliche Staatsmann wird Das, was er für das wahre Beste des Staats hält, häufig durch Beweggründe unterstützen müssen, welcher im Geheim mißbilligt. Die Staatsberedsamkeit kann in ihrem vollen Umfange nur da entwickelt werden, wo eine ähnliche Verhandlung der Staatsangelegenheiten statt findet; in dem Geheimniß der Cabinette und Collegien ist nur die Gabe der Ueberredung an ihrem Platz. In den Volksversammlungen Griechenlands bildete sich die Rede zu einer Kunst im höchsten Sinne des Worts aus; die Griechen wurden die Lehrer der Römer und stehen noch für unsere Zeiten als unerreichte Muster da. (Mehreres s. im Art. Rhetoren.) Aber mit welcher Anstrengung bereitete sich auch z. B. Demosthenes fast zehn Jahre lang zu einem Wirkungskreise vor, welcher ihn ebenso reichlich mit Ehre als mit Gefahren überhäufen sollte. Cicero folgte auch hierin seinem Beispiele und steigerte die natürliche Beredsamkeit, in welcher sich Andere auch vor ihnen ausgezeichnet hatten, durch kunstmäßige Behandlung In der neuern Zeit sind die Säle des englischen Parlaments lange Zeit der einzige Raum gewesen, auf welchem wahre Beredsamkeit sich entfalten konnte S. über die vorzüglichsten Redner den Art. Englische Prosa. — Die franz. Revolution eröffnete der Staatsberedsamkeit ein neues großes Feld. Die berühmtesten franz. Redner aus der Nationalversammlung und der jetzigen Deputirtenkammer, s. im Art. Französische Prosa.

Staatsdiener, s. Staatsbeamte.

Staatsdienst, Staatsamt, ist die Besorgung der Staatsangelegenheiten durch bestimmte, vom Staate ernannte Personen, die ihm für ihre Geschäftsverwaltung verantwortlich sind. Man kann die Personen, welche zum Staatsdienste nöthig sind, in Rücksicht auf die Umstände, welche ihre Besoldungen reguliren müssen, in folgende Klassen theilen: 1) Solche, deren Verrichtungen vornehmen Stand, äußern Glanz, Repräsentation erfordern; 2) Solche, deren Verrichtung Geistesbildung, Geschicklichkeiten und Kenntnisse von verschiedener Art und in verschiedenen Graden erfordern; 3) Solche, die nur gemeine Geschicklichkeiten und Kräfte verlangen. Zur ersten Klasse mag der Regent besonders auf hohe Geburt und Reichthum sehen und eigene Ausgaben dabei ersparen. Da dergleichen Personen von eigenem Vermögen ein prachtvolles Leben führen oder leicht führen können; so ist es besser, daß der Staat sie dazu nützt, daß sie ihren Reichthum zu den Staatszwecken verwenden, als wenn sie denselbin in Privatmüßiggang verprassen. Hohe Hofämter, Ambassaden, wozu nur glänzendes Ceremoniel, reiche Dine's erfordert werden, Modegesandtschaften, um schon abgemachte Friedensschlüsse zu unterzeichnen, um Hochzeiten, Kindtaufen anzumelden u. s. w., sind Posten solcher Art. — Muß auch der Staat Einiges vergüten: die Vergütungen können doch immer so eingerichtet werden, daß der eigene Beutel das Meiste dazu hergeben muß. Bei der Wahl solcher Beamten aber, zu deren Geschäfte Kenntnisse und Geschicklichkeit hauptsächlich erfordert wird, darf Rücksicht auf Reichthum

der Stand durchaus keinen Einfluß haben. Die Wahl solcher Beamten muß bloß ihre Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit bestimmen. Und eben so wird bei der dritten Klasse bloß und allein ihre Brauchbarkeit entscheiden. Da die dritte Klasse keiner weitern Vorbereitung bedarf, so wird der Staat unter Denen, welche für Privatleute arbeiten, stets eine hinreichende Anzahl finden, welche gegen gleiche Bezahlung, wie sie von Privatpersonen gereicht wird, seine Arbeiten übernehmen. Was aber die mittlere Klasse betrifft, die einer besondern, mit Aufwand verbundenen Vorbereitung bedarf, so hat der Staat folgende Mittel, zu bewirken, daß er keinen Mangel daran habe: 1) Zwang zum Staatsdienste. Dieses ist nur beim gemeinen Dienst anwendbar und wird zur Erhaltung des gemeinen Militärs noch ziemlich allenthalben gebraucht. 2) Lockung durch Erleichterung der Vorbereitung dazu, verbunden mit der Aussicht auf Rang, Titel, Privilegien und hohe Besoldung. Wenn es nun gleich bei dergleichen Lockungen dem Staate nie an Staatsdienern fehlen wird, die selbst bei der kärglichsten Besoldung sich zu den Aemtern drängen, und es also scheint, daß der Staat vermittelst solcher Reizmittel eine große Ausgabe ersparen und mit geringen Gehalten auskommen könne, so ist eine solche Politik dennoch den Grundsätzen der ächten Staatsweisheit zuwider. Denn wenn nun die Staatsdiener bei ihren kärglichen Besoldungen nicht leben können, so wird sie entweder Kummer und Sorge so niederdrücken, daß sie Lust und Liebe zu ihren Geschäften verlieren und selbst unfähig dazu werden, oder sie werden gezwungen, so viel Nebengeschäfte zu treiben, daß ihr Hauptgeschäft darüber vernachlässigt wird, oder endlich, sie werden zur Unredlichkeit ihre Zuflucht nehmen. Bestechlichkeit, Untreue und Betrug wird Regel unter ihnen, und diese Laster finden in der Unmöglichkeit, von dem Gehalte zu leben, Entschuldigung, und wurzeln sich deßhalb immer mehr und mehr in die Nation ein, sodaß sie selbst den Schein des Lasters in ihren Augen verlieren und die ganze Nation dadurch demoralisirt wird. Deßhalb muß der Staat die Ersparnisse, die ihm dergleichen Lockungen gewähren, verschmähen, und sein Staatsdienersystem auf die 3) einzige solide Basis bauen, ihnen hinreichende Besoldungen nach dem Maße der nöthigen Kenntnisse und Dienste, die er von ihnen verlangt, zu gewähren. Soll nämlich der Stand der Staatsdienerschaft auf eine solide und zweckmäßige Weise erhalten werden, so muß jeder Staatsdiener eine solche Besoldung erhalten, welche während einer Dienstzeit, nach dem Durchschnitt der gewöhnlichen Lebenslänge berechnet, für ihn zureicht: 1) mit einer Familie standesmäßig zu leben, 2) seine Kinder nach seinem Stande zu erziehen, 3) bis zur Beendigung der üblichen Dienstzeit so viel zu sammeln, daß er sich a) die auf seine Ausbildung zum Staatsdienst nothwendigen Kosten wieder erstatte, b) die noch übrige Zeit seines Lebens anständig leben und c) bei zweckmäßiger Sparsamkeit nach seinem Tode so viel hinterlassen könne, als erfordert wird, um seine Frau bis zu ihrem Ableben und seine Kinder bis zu dem Alter der Mündigkeit zu ernähren. Wollte indessen der Staat jedem einzelnen Staatsdiener eine solche Besoldung reichen, die, nach einem Durchschnitt der Dienstzeit berechnet, wirklich zu allen diesen Zwecken hinreichte, ohne sich weiter um die Erreichung jener Zwecke zu bekümmern, so würde er nicht weise verfahren. Denn da der Eine kürzer, der Andere länger dient, als es jene Durchschnittsrechnung besorgt; der Eine eine Familie hat, der Andere keine, so würde er seine Gehalte nur wie in einer Art von Lotterie austheilen. Er gäbe zwar die ganze Summe her, welche die ganze Staatsdienerschaft nach dem Prinzip der Gerechtigkeit und der Billigkeit gemäß hätte haben sollen, aber die Vertheilung geschähe nicht nach dem Bedürfnisse eines Jeden, sondern nach dem Zufall der Sterblichkeit oder der

Dienstzeit, indem, wer über die Dienstdauer lebte, zu viel, wer aber früher sterbe, oder die mittlere Dienstzeit nicht erreichte, zu wenig erhielt. Der Staat muß daher eine solche Einrichtung treffen, daß jeder Staatsdiener durch Das, was er für ihn bestimmt, auch wirklich jene Zwecke erreiche. Er kann dieses auf zweifache Art bewirken: 1) entweder so, daß sie davon, so lange sie im Dienste sind, anständig leben können, daß er aber die Sorge für die übrigen Bedürfnisse, als: a) die Erziehung ihrer Kinder, b) die Versorgung der Ausgedienten oder invalide Gewordenen, c) der nachgelassenen Wittwen und endlich der Beamten selbst übernimmt; 2) daß er für Jeden die Besoldung wirklich nach dem oben angegebenen Durchschnitte bestimmt, dagegen die allgemeine Einrichtung trifft, daß die Staatsdiener selbst von ihrer Besoldung so viel zusammenbringen müssen, daß dadurch jene Zwecke erreicht werden können. Es gehören zum Staatsdienste: I. Alle Beamte und Institute, welche dazu bestimmt sind, Einheit und Ordnung in die ganze Staatsregierung zu bringen und zu erhalten, folglich alle allgemeine Centralbehörden, von welchen Alles, was von Staatswegen zu bewirken ist, ausgehen soll. Dahin gehören insbesondere: die Kabinetsbehörde, der allgemeine Reichs- oder Staatsrath, die Generalkontrolle. II. Alle den allgemeinen Reichsbehörden untergeordnete Behörden und Institute, welche die speziellen Staatszwecke im Lande ausführen oder erreichen sollen, als: Alles, was zur Justizpflege organisirt ist; Alles, was zur Regierung oder Verwaltung des Staats gehört, als: 1) die Polizei im ausgedehnten Sinne, welche in sich begreift: a) alle Anstalten, die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung im Innern organisirt sind; b) alle Anstalten, welche das allgemeine Wohl des Landes oder die positive Beförderung gemeinsamer Güter bezwecken; 2) Alles, was zur Organisirung und Verwaltung eines guten Finanzwesens gehört. III. Alles, was zur Unterhaltung des friedlichen Verkehrs mit andern Staaten und Völkern nöthig ist. Einheit in der Staatsverfassung kann nur durch eine geschickte Organisation solcher Centralbehörden erreicht werden, von denen alle Thätigkeit ausgeht, und in welchen Alles, was im Staate geschieht, sein Prinzip und seine Bestimmung findet. Dergleichen Centralbehörden sind daher ein nothwendiges Bedürfniß eines wohleingerichteten Staats.

Staatsdienstbarkeit. Jeder Staat, der einem andern vertragsmäßig ein Recht gewährt, auf seinem Gebiete etwas auszuüben, oder der sich gegen den andern verbindlich gemacht hat, etwas auf seinem Gebiete zu unterlassen, wodurch der berechtigte Staat einen Vortheil erhält, steht zu dem letztern in dem Verhältnisse der Staatsdienstbarkeit (Servitútis juris publici). Solche Verhältnisse der Dienstbarkeit können sehr mannichfaltig seyn; als: das Recht eines Staates, durch das Gebiet eines andern Militär- oder Handelsstraßen zu legen, Festungen besetzt zu halten oder zu schleifen; nur mit dem berechtigten Volke ausschließlichen Handel zu treiben ꝛc. Zu den Staatsdienstbarkeiten darf man aber nicht die Vergünstigungen rechnen, die ein Staat dem andern gestattet, damit jener seine Regierungspflichten in Bezug auf seine Unterthanen erfüllen kann; als: Civil- und Criminaljurisdiktion, Polizei. Dieß ist eher eine Theilung der Hoheitsrechte, wie sie ehemals in Deutschland sehr häufig bestand, und gewöhnlich ihren Ursprung aus Verleihungen der Kaiser hatte. Dergleichen Staatsservitute, zum wenigsten erkannten die ältern deut. Publicisten sie für solche, stehen mit der Souveränität eines Staates im Widerspruch. Ueberhaupt hat jeder Staat das Recht, Dienstbarkeitsverhältnisse, in denen er sich zu einem andern befindet, einseitig aufzuheben; denn da meist solche Vergünstigungen durch die Gewalt der Waffen abgezwungen worden sind, so sind sie auch auf

ein Recht begründet, und jedes Volk darf das Joch abwerfen, wenn es ann. Sind die Servitute aber ein Hinderniß für die eigene innere Entvickelung des Staats oder gefährden sie seine Sicherheit, so gebietet ihm ogar die Pflicht, sie abzustellen.

Staatsfinanzwissenschaft, s. Finanzwissenschaft.

Staatsform. Da alle menschliche Kultur durch die Gesellschaft, und zwar insbesondere durch die bürgerliche Gesellschaft oder den Staat bedingt ist, auch von der Einrichtung und den Verhältnissen dieser Staaten fortwährend fast alles Gute und Böse unter den Menschen unmittelbar oder mittelbar abhängt: so gibt es wohl für die Geschichte der Menschen keinen wichtigern und lehrreichern Gegenstand, als die Staatsverfassungen und Staatsformen oder die Art und Weise, wie die Souveränität in einem Staate ausgeübt wird. Aber hier mehr als irgendwo ist es nothwendig, daß die Philosophie die geschichtliche Forschung begleite. Ohne geläuterte staatsrechtliche Begriffe kann die Erzählung von politischen Formen und Experimenten weder verständlich noch brauchbar seyn. Ueber den Ursprung und Zweck des Staates, über seine mancherlei Formen und Rechtsverhältnisse ist eine wirklich verwirrende Menge von Theorien vorhanden. Mancher Gelehrte, wenn er nichts Neues der Idee nach zu sagen wußte, hat wenigstens neue Worte aufgebracht, oder den alten Worten eine neue Bedeutung unterschoben; so daß nun jeder politische oder historische Schriftsteller, will er anders verstanden werden, über die Begriffe, die er mit seinen Ausdrücken verbindet, vorläufig und genau sich erklären muß. Der nächste Zweck der bürgerlichen Vereinigung — gleichviel ob Jene, die sie schlossen, denselben deutlich dachten und aussprachen oder nicht — kann in der Idee kein anderer seyn, als Sicherheit und Rechtsverhältniß. Hierdurch werden andere Zwecke, als erhöhte Glückseligkeit oder Kultur ꝛc. nicht ausgeschlossen, nur sind sie nicht so wesentlich als jener. Daß nun derselbe vollständig, doch mit den möglich geringsten Opfern erreicht, und für Beides eine sichere Gewährleistung ausgemittelt werde, mußte das natürlichste Interesse, das gerechteste Verlangen der Paciscirenden seyn. Die Staatsgewalt wird nach einer natürlichen — wenn gleich in der Anwendung öfters zweifelhaften — Unterscheidung, in die gesetzgebende und die vollstreckende — wovon ein Hauptzweig die richterliche ist — getheilt. Von wem nun diese Gewalten, und inner welchen Schranken sie ausgeübt werden sollen, bestimmt die Verfassung. Ist dieselbe von der Art, daß durch sie zwischen beiden Theilen des Volkes, dem befehlenden und dem gehorchenden, eine Gemeinschaft der Interessen und Rechte erhalten wird, so mag sie füglich eine Republik — heißen. Ist sie aber zum einseitigen Vortheil des befehlenden Theiles eingerichtet, oder gibt sie wenigstens demselben gesetzliche Mittel, seinen Eigenwillen auf Unkosten des allgemeinen Wohles und jenes der Privaten geltend zu machen — so tritt mehr oder weniger das Verhältniß des Herrn zum Sklaven ein, und die Verfassung muß eine despotische genannt werden. Das letzte ist nun zumal der Fall, wenn alle Gewalten vereinigt sind in einem Subjekt, sey es eine einzelne Person oder ein Körper; das erste, wenn sie getrennet sind. So spricht die Theorie. Ob aber in einem gegebenen Staat eine wirkliche oder bloß scheinbare Trennung der Gewalten vorhanden, der allgemeine Wille sonach in der That oder bloß scheinbar herrschend sey, — in wie fern also in der Verfassung Republikanismus oder Despotismus vorwalte, ist meistens schwer und nur durch tiefe Prüfung zu erkennen. Diese Eintheilung ist von dem ersten und innersten Prinzip der Staatseinrichtung hergenommen. Eine andere, minder wesentliche, jedoch immer wichtige, wird durch die Zahl der Personen begründet, denn entweder die vereinten Staatsgewalten, oder im Fall der Trennung, die vollziehende

(d. i. die Regierungs-) Gewalt übertragen worden. Ist solches eine einzelne Person, so heißt der Staat eine Monarchie; (auch läßt sich eine Dyarchie denken, wenn zwei Regenten sind, wie es z. B. in Sparta war; sind es aber Mehrere, so ist die Verfassung, oder bestimmter, die Regierungsform entweder eine aristokratische oder eine demokratische, je nachdem die Machthaber nur aus einem Theil oder einer Klasse des Volkes, (daher den Vornehmsten, und nach der Idee der Comittenten, den Besten — Aristen —) oder aus dem gesammten Volke bestehen, wobei es gleichgültig ist, ob jene Gewalt dort von der vornehmern Klasse und hier von dem ganzen Volke unmittelbar in allgemeiner Versammlung, oder durch (frei gewählte und verantwortliche) Stellvertreter, Repräsentanten, ausgeübt werde. Hiernach ist klar, daß Monarchie und Aristokratie sowohl republikanisch als despotisch seyn können, weil in beiden entweder bloß die vollziehende, oder die gesammte Staatsgewalt den Machthabern zukommt. Die Demokratie aber — was zwar paradox klingt — kann nicht wohl anders als despotisch seyn, weil eine Verfassung, worin das ganze Volk die exekutive, und nur ein Theil desselben, oder eine einzelne Person die gesetzgebende Gewalt hätte, nicht wohl gedacht werden kann, daher in allen Demokratien eine Vereinigung der Gewalten in den Händen des Volkes, und sonach eine Despotie gegen jeden Einzelnen Platz greift. Indessen hat doch der Sprachgebrauch die Benennung Republik gemeinschaftlich der Aristokratie und Demokratie, ohne Rücksicht auf Vereinigung oder Trennung der Gewalten, und bloß im Gegensatz der Monarchie ertheilt: auch läßt diese Benennung sich wenigstens in dem Sinn rechtfertigen, daß in jenen beiden Verfassungen, selbst wenn sie despotisch sind, dennoch eine Art von Gemeinwesen, nämlich in dem Corps der Machthaber als solchem besteht, wornach sie allein das eigentliche Volk und die Andern, oder auch sie selbst als Einzelne betrachtet, ein Haufe Sklaven sind, wie z. B. die venetianischen Nobili mit den Gemeinen, oder die Spartaner mit den Heloten verglichen, oder auch das athenienſische Volk mit jedem einzelnen Bürger. Diese reinen Staatsformen, so wie sie in der Abstraktion des Philosophen bestehen, sind nur selten in der Wirklichkeit vorhanden. Man muß sonach die meisten alten und neuen Verfassungen den Gemischten zuzählen, deren es nach unseren aufgestellten Begriffen in zweierlei Bedeutung, aber nach vielfältigen Nuanzen, und zwar sowohl nach der Form als nach dem Geiste geben kann. Nämlich erstens, in so fern die Theilung oder Vereinigung der Gewalten selbst nicht vollständig geschehen ist, so daß z. B. nicht das ganze Volk, sondern nur ein Corps von Adeligen die gesetzgebende Macht erhielt, oder daß wenigstens das Volk in Ausübung dieser Macht oder in der Wahl seiner Repräsentanten durch den überwiegenden Einfluß jenes Corps oder des Königs beschränkt ward, oder umgekehrt, daß der Despot wenigstens in einigen Sachen an Grundgesetze, an die Einwilligung der Geistlichkeit, der Satrapen ꝛc. gebunden wurde, u. s. w. — in welchen Fällen die Verfassung zum Theil republikanisch und zum Theil despotisch ist: — oder zweitens in so fern mehrere Körper an der obersten, gesetzgebenden oder exekutiven Gewalt Theil nehmen, — wie wenn die Richter unabhängig von der Regierung sind, oder der König die Verwaltung mit einem Senate theilen muß u. s. f., wo sonach eine Zusammensetzung von 2 oder 3 Regierungsformen, Monarchie, Aristokratie oder Demokratie vorhanden ist. Man braucht alsdann gewöhnlich die Benennung derjenigen Verfassung oder Form, welcher die in Frage stehende am nächsten kommt, so wie meistens in der Erzählung die Worte Monarchie, Aristokratie und Demokratie schlechthin für Königsmacht, Adels- oder Standesmacht und Volksmacht ohne Unterschied der einzelnen Gewalten gelten. Es läßt sich schwer bestimmen, welche von diesen reinen oder gemischten Verfassungen die beste sey. Umstände des Orts

nd der Zeit, Charakter, Kultur- und Machtverhältnisse ꝛc. eines Volkes achen dasselbe bald mehr bald weniger der Freiheit fähig, oder der strengen errschaft bedürftig. Daher kann über den Werth einer Verfassung meist ur bei gegebenen und genau bestimmten Umständen geurtheilet werden. Auch ann bei derselben Verfassung und Form — je nach den Grundsätzen und em Charakter der Machthaber, nach dem Geist der Zeit und des Orts — ald eine milde, gerechte, väterliche; bald eine selbstsüchtige und tyrannische erwaltung, d. h. Regierungsweise seyn. Nero und Titus, Perikles und ionys, der römische Senat zu Pyrrhus und zu Jugurtha's Zeiten, die olksregierung in Paris und in Unterwalden, die Inkas und die Fürsten er Assassinen, welche Contrastel Noch wollen wir bemerken, daß es vornehmich drei Auswüchse oder Verderbnisse der Hauptregierungsformen gebe: yrannei — hier in einem beschränktern Sinn für Usurpation, oder die — der Erwerbung oder Ausdehnung nach — gesetzwidrige Macht eines Einigen genommen — Oligarchie — die Herrschaft mehrerer Tyrannen — nd Ochlokratie — Gewalt des Pöbelhaufens. Wo aber alle Staatsgewalten ich auflösen, und nur das Recht des Stärkern gilt, da ist Anarchie. Diese uswüchse zu verhüten, und eine solche Staatseinrichtung zu treffen, daß ie bestimmten Verfassungen in ihren Principien und ihren Formen durch nneren Zusammenhang und Kraft sich erhalten, und daß allenthalben nur ie aufgestellten Gewalten, nicht aber die Menschen (d. h. der allgemeine nd nicht der Privatwille) herrschen — darin besteht der Triumph der politien Weisheit.

Staatsgebiet. Zur realen Möglichkeit eines Staats gehören zwei lemente, nämlich 1. eine Menge von Personen, welche sich zum bürgerichen Leben mit einander verbunden haben, und daher im Einzelnen Bürger der Staatsbürger (cives), zusammen genommen aber ein Volk (populus) eißen; 2. ein gemeinschaftlicher Wohnplatz, durch welchen die Glieder der Bürgergesellschaft zur möglichst innigen Vereinigung ihres Willens und hrer Kraft auch räumlich verbunden sind, und welcher daher das Staatsebiet (territorium) heißt. Durch die Staatsbürger zusammen genommen der das Volk als politische Einheit betrachtet ist erst das persönliche Element ines Staats gegeben. Es gehört aber dazu auch noch ein sachliches oder ingliches. Dieses ist das Staatsgebiet. Denn sinnlich-vernünftige Wesen, ie eine Bürgergesellschaft bilden sollen, bedürfen einer Basis für ihre Subistenz, und diese Basis muß allen gemeinschaftlich seyn, damit jene Wesen n ihrer räumlichen Verbindung auch ihren Willen und ihre Kraft auf das innigste vereinigen können. Daher muß das Staatsgebiet auch möglichst usammenhängend seyn. Denn wenn es von fremden Staatsgebieten durchchnitten oder Theile von ihm in fremde Gebiete eingeschlossen sind oder auch s selbst fremde Theile einschließt, so erschwert dieß allemal das Zusammenirken der Staatskräfte zu einem und demselben Zwecke, abgesehen davon, aß es auch leicht zum Zwiespalte zwischen Staaten führt, die ein so gemisches Gebiet haben. Das Staatsgebiet selbst ist Eigenthum der ganzen bürerlichen Gesellschaft, kann aber auch theilweise einzelnen Bürgern eigenhümlich angehören. Das einzelne Gebietseigenthum ist und bleibt aber mmer untergeordnet dem Gesammteigenthum des Staats. Daher kommt iesem das Obereigenthum (dominium eminens) in Beziehung auf alles inzelne Grundeigenthum im Staate zu, so daß dasselbe zwar von Bürger n Bürger, aber nicht an Fremdlinge veräußert, viel weniger vom Staate änzlich losgerissen und einem anderen Staate einverleibt werden darf, enn nicht der Staat dazu einwilligt. Denn eine solche Losreißung einzelner ebietstheile könnte immer weiter um sich greifen und endlich die Auflösung es ganzen Staats herbeiführen. Jedes Volk hat auch das Recht, sein

Gebiet und mit demselben seine gesammte Freiheitssphäre zu erweitern, wenn es auf eine mit den Rechten anderer Völker einstimmige Weise geschehen kann. Es darf daher sowohl angrenzende als entfernte Grundstücke in Besitz nehmen, wenn dieselben entweder herrenlos oder vom bisherigen Eigenthümer freiwillig abgetreten sind. Da physische Personen herrenlose Sachen rechtlicher Weise occupiren und dadurch in ihr Eigenthum verwandeln können: so muß dieß auch in Ansehung der Völker als moralischer Personen gelten. Grenzt also das Gebiet eines Volkes an ein Land, welches noch nicht Gebiet eines anderen Volkes ist, so darf es dasselbe in Besitz nehmen und für seine Zwecke bearbeiten. Eine Ausnahme davon würde bloß statt finden, wenn das angrenzende Land als ein sogenanntes neutrales Gebiet die Grenzscheide zwischen zwei Nachbarstaaten bildete, wozu aber eine mit beiderseitiger Einwilligung geschlossene Uebereinkunft, also eine positiv rechtliche Bestimmung des Verhältnisses zweier Völker, erfordert würde, weil das neutrale Gebiet eine besondere Art des Gesammteigenthums wäre. Auch entfernte herrenlose Länder (z. B. eine wüste Insel oder ein noch unbewohnter Theil des festen Landes jenseits des Meeres) können auf gleiche Weise in Besitz genommen werden. Hierauf gründet sich auch das Recht, Colonien in entfernten Welttheilen anzulegen.

Staatsgewalt. Damit der gemeinsame Wille oder das Gesetz auch äußerlich wirksam werde, oder in That übergehe, ist eine Kraft erforderlich, welche alle im Staate wirkenden Kräfte in sich wie in einem Mittelpunkte vereinigt, und dadurch jeder einzelnen überlegen ist. Diese Kraft, das Resultat der gemeinsamen Kraft oder des Inbegriffs aller einzelnen Staatskräfte, heißt die höchste Gewalt oder die Staatsgewalt (summa civitatis potestas) und die physische oder moralische Person im Staate, an welcher sie (an sich ein bloßes abstractum) in concreto wahrgenommen wird, heißt das Staatsoberhaupt, der Fürst oder der Regent (summus imperans, princeps s. regens — rector civitatis). Das Staatsoberhaupt ist daher der sichtbare Repräsentant der höchsten Gewalt und somit der Rechtsidee selbst, weil jede Gewalt nur zur Realisirung dieser Idee dienen soll. Darum kommt ihm auch eine eigenthümliche Würde zu, welche die Majestät und Souveränität heißt, weil er dadurch als größer (major) und höher (superior) als alle Uebrigen im Staat erscheint; alle Uebrigen aber erscheinen im Verhältnisse zu ihm als Unterthanen (subditi, subjecti), weil sie der höchsten Gewalt unterworfen sind, ob sie gleich an sich eben sowohl Bürger (cives) sind, als das Staatsoberhaupt selbst, und dieses ohne jene gar keine oberhauptliche Macht und Würde haben könnte. Daß der Staat ein Oberhaupt haben müsse, ist für sich klar; denn die höchste Gewalt ist an und für sich betrachtet eine bloße Idee, die aller Realität ermangeln würde, wenn niemand in der Wirklichkeit vorhanden wäre, der diese Idee äußerlich darstellte. In so fern ist also der Staat keine gleiche, sondern eine ungleiche Gesellschaft. Wie aber in jeder anderen ungleichen Gesellschaft der Obere nicht gerade ein Individuum seyn muß, sondern auch eine Mehrheit von Individuen seyn kann, so kann auch das Staatsoberhaupt empirisch eben so wohl eine moralische Person als eine physische seyn. Eben so kann empirisch das Staatsoberhaupt verschiedene Namen führen. Sein eigentlicher Name ist im Deutschen: Fürst (der Erste, Vorderste — the first), wiewohl dieser Name durch den schwankenden Sprachgebrauch theils eine zu weite, theils eine zu enge Bedeutung erhalten hat, indem ihn theils solche führen, die keine Fürsten sind, theils solche nicht führen, die Fürsten sind. Indessen kommt auf dergleichen Benennungen (Kaiser, König, Czar, Sultan, Herzog, Konsul, Direktor, Präsident, Landammann, Burgemeister, Schultheiß u. s. w.) überhaupt nichts an, wenn nur die Sache da ist; denn jene Benennungen

eigen bloß eine äußere Rangordnung an und geben der staatsoberhauptlichen Würde mehr oder weniger äußeren Glanz. An sich aber ist diese Würde sich überall gleich. Wenn daher dieselbe durch das Wort Majestät bezeichnet wird, so kommt die Majestät allen Staatsoberhäuptern ohne Unterschied zu, obwohl die Majestät als Titel betrachtet nur einer höheren Klasse derselben gegeben wird. Das Staatsoberhaupt ist ursprünglich nur durch Wahl bestimmbar. Denn wenn man eine Menge von Personen als ursprüngliche Konstituenten eines Staates denkt, so sind sie noch keiner höchsten Gewalt unterworfen; es steht ihnen also frei, dieselbe zu verleihen, wem sie wollen. Wenn aber Jemand sich selbst an die Spitze einer bürgerlichen Gesellschaft stellt und von allen Gliedern derselben als Oberhaupt thätlich, (d. h. indem sie ihm wirklich gehorchen) anerkannt wird: so muß auch ein solches Staatsoberhaupt als gewählt angesehen werden. Die Wahl geschieht alsdann stillschweigend oder faktisch. Denn es ist physisch unmöglich, daß ein ganzes Volk von Einem oder Einigen zum dauernden Gehorsam gezwungen werde, wenn es schlechterdings nicht will. Unterwirft sich also ein Volk der Gewalt, mit der es zum Gehorsam gezwungen werden soll, um dem Zustande der Unruhe und Unordnung, in dem es sich während des Kampfes um die Oberherrschaft befindet, und allen übrigen durchaus hervorgehenden Uebeln zu entgehen: so ist seine Unterwerfung zwar eine unbeliebige, aber dennoch freie Handlung. Es kann aber auch die höchste Gewalt, wenn sie einmal vorhanden ist, nach und nach von Einem auf den Anderen durch Geburt übergehen, d. h. fortgeerbt werden. Solche Staaten heißen daher Erbstaaten. Was die Quelle der staatsoberhauptlichen Gewalt und Würde betrifft, so liegt diese unstreitig in der Gesammtheit der Bürger. Denn ohne diese gäbe es ja durchaus keinen Staat und kein Oberhaupt desselben. Insofern kann man also auch unbedenklich von der Majestät und Souveränität des Volkes sprechen; die des Fürsten aber die abgeleitete nennen. Sobald indessen der Staat mit seinem Oberhaupte einmal da ist, so ruht auf diesem allein die Majestät und Souveränität, und alle übrigen Bürger sind ihm nun unterthan. Diese Unterthänigkeit ist eben so oft und so sehr mißverstanden worden, als die Souveränität. Die höchste Gewalt im Staate muß befugt seyn: 1. das Thun und Lassen aller auf dem Staatsgebiete lebenden Personen überhaupt zu beobachten — Recht der Oberaufsicht (jus summae inspectionis) oder aufsehende Gewalt (potestas inspectoria). 2. Das Thun und Lassen der Bürger in Beziehung auf den Staatszweck durch allgemeine Vorschriften zu bestimmen — Recht der Gesetzgebung (jus leges ferendi) oder gesetzgebende Gewalt (potestas legislatoria). 3. Nach den Gesetzen das Thun und Lassen der Bürger, wiefern es Rechtsstreitigkeiten und Rechtsverletzungen zur Folge hat, zu beurtheilen und zu bestrafen — Recht der Entscheidung und Bestrafung (jus decernendi ac puniendi) oder oberrichterliche Gewalt (potestas judicatoria). 4. Endlich alles, was die aufsehende, gesetzgebende und richtende Gewalt als nothwendig und nützlich erkannt hat, wirklich auszuführen — Recht der Vollziehung (jus exsequendi) oder vollziehende Gewalt (potestas executoria). Wiefern aber das Staatsoberhaupt nicht im Stande ist, alle diese Funktionen unmittelbar auszuüben, in so fern muß es auch befugt seyn, öffentliche Aemter einzurichten und diese gewissen Personen als ihm untergeordneten Staatsbeamten anzuvertrauen (jus munerum civilium publicorum). In nächster Beziehung auf Auswärtige muß die höchste Gewalt befugt seyn 1. die Verhältnisse des Staats zu den Auswärtigen überhaupt zu achten. 2. Jene Verhältnisse durch Verträge mit Auswärtigen nach den Zwecken des Staats näher zu bestimmen. 3. Die aus jenen Verhältnissen hervorgehenden Streitigkeiten mit Auswärtigen zu entscheiden. 4. Die in Hinsicht auf jene Verhältnisse

gefaßte Beschlüsse wirklich auszuführen. Wiefern aber das Staatsoberhaupt nicht im Stande ist, in Beziehung auf Auswärtige überall unmittelbar zu handeln, in so fern muß es auch befugt seyn, sich bei den Auswärtigen mittelst anderer Personen vertreten zu lassen, und durch dieselben als Gesandte und Bevollmächtigte mit jenen in Verbindung zu treten. Die höchste Gewalt würde die ihr bisher zuerkannten Rechte nicht geltend machen können ohne gewisse äußere Bedingungen und Hülfsmittel, welche aus der Gesammtkraft des Staates hervorgehen müssen. Da diese Gesammtkraft unmittelbar in den Bürgern selbst, mittelbar im Besitzthume des Staats und seiner Bürger liegt, so muß das Staatsoberhaupt auch noch befugt seyn 1. die Bürger zur persönlichen Vertheidigung des Staats gegen feindlichen Angriff aufzufordern. 2. Von dem Privatvermögen der Bürger gewisse Abgaben oder Steuern zu erheben. 3. Einzelne Theile und Erzeugnisse des Staatsgebiets der ausschließlichen Benutzung für die Zwecke des Staates vorzubehalten. 4. Durch diese Benutzung sowohl als durch die Einsammlung der öffentlichen Abgaben ein besonderes Staatsvermögen zu bilden und Staatswirthschaft zu treiben, um in allen Fällen die öffentlichen Ausgaben gehörig bestreiten zu können. Vermöge der dem Staatsoberhaupte, als Inhaber der höchsten Gewalt, bisher zuerkannten Rechte muß dasselbe als einzig, unabhängig, unverantwortlich, unwiderstehlich, unverletzlich, und folglich auch als heilig betrachtet werden. Wer sich daher gegen das Staatsoberhaupt Reden oder Handlungen erlaubt, wodurch die ihm schuldige Achtung verletzt und dessen für Erreichung des Staatszwecks nothwendige Wirksamkeit gehemmt wird, ist des Verbrechens der beleidigten Hoheit (crimen laesae majestatis) schuldig: wer aber diese Wirksamkeit ganz zu vernichten strebt, ist des Verbrechens des Hochverraths (crimen proditionis eminentis schuldig. Ungeachtet der dem Staatsoberhaupte bisher zuerkannten Rechte und Eigenschaften kann dasselbe doch nicht als erhaben über alle Gesetze oder als ein Wesen angesehen werden, dessen Wirksamkeit keinen gesetzlichen Schranken unterworfen seyn dürfte. Vielmehr ist nach natürlichen Rechtsprincipien jene Wirksamkeit auf die Realisirung des Staatszwecks beschränkt, und daher das Staatsoberhaupt nicht befugt, irgend etwas zu thun oder zu gebieten, was diesem Zwecke entgegen wäre. Diese einschränkende Bedingung der Ausübung der Majestätsrechte ist zwar schon in der Idee des Staatsoberhauptes enthalten; da aber das wirkliche Staatsoberhaupt auch einen ungerechten Willen und ein vom Staatszwecke abgesondertes Privatinteresse haben kann; so fordert die Vernunft zur vollkommenen Sicherung des Rechts eine Verfassung des Staates, wodurch dem Mißbrauche der höchsten Gewalt von Seiten des jeweiligen Staatsoberhauptes auch mittelst positiver Schranken möglichst vorgebeugt werde.

Staatsgrundvertrag. Nicht jede gesellige Verbindung mehrerer Personen zu irgend einem Zwecke (z. B. um sich zu unterhalten und zu belustigen) ist eine Gesellschaft im rechtlichen oder juridischen Sinne des Worts. Eine solche findet nur statt, wenn die Personen zur beharrlichen Hervorbringung eines gemeinsamen Zwecks mittelst gemeinschaftlicher Thätigkeit entweder durch sich selbst oder durch die Natur verbunden sind und dieser Verbindung wechselseitige Rechte und Pflichten zum Grunde liegen, die daher auch gesellschaftliche Rechte und Pflichten (jura et officia sociàlia) heißen. Diese Rechte und Pflichten gehören, wenn die Personen sich durch sich selbst zu einer bestimmten Gesellschaft verbunden haben, allemal zur Classe der Vertragsrechte und Vertragspflichten. Denn wie und wodurch auch eine solche, von der Natur unmittelbar gestiftete Gesellschaft empirisch oder faktisch entstanden sey, so muß sie doch rational oder rechtswissenschaftlich als hervorgegangen aus einem Vertrage gedacht werden. Jenen Ursprung der

Gesellschaft aus gewissen natürlichen Bedürfnissen und zufällig veranlassenden Umständen (Neigung, Furcht, Zwang u. d. gl.) nachzuweisen, ist wohl zulässig und nützlich. Die Rechtsphilosophie aber hat eine ganz andere Aufgabe, nämlich in der Vernunft selbst das ursprüngliche und rechtliche Prinzip der Gesellschaftlichkeit aufzusuchen, und dieses ist bei sinnlich-vernünftigen Wesen, die durch sich selbst in eine Gesellschaft zusammen getreten sind, kein anderes als diejenige Freiheitsthat, welche Vertrag heißt. Denn ohne Vertrag kann Niemand ein Recht haben, von einem anderen ihm ganz gleichen Wesen gemeinschaftliche Thätigkeit zur Erreichung gemeinsamer Zwecke zu fordern, und folglich auch Niemand die Pflicht zu einer solchen Thätigkeit, besitzen, vorausgesetzt (was sich in der Rechtslehre von selbst versteht), daß vom strengen oder eigentlichen Rechte, mithin von dem, was nach Vernunftgesetzen erzwingbar ist, die Rede sey. Uebrigens kommt aber nichts darauf an, ob jener Vertrag irgend einmal förmlich abgeschlossen oder nur stillschweigend eingegangen sey. Sobald mehrere Personen auf beharrliche Weise solche Handlungen vornehmen, welche sich auf einen gemeinsamen Zweck beziehen, und welche sie nicht vorgenommen haben würden, wenn nicht Einer den Anderen zu dieser Absicht mit sich hätte verbinden wolle: so haben sie eine Gesellschaft vertragsmäßig gestiftet, wenn sie auch weder von dem Gehalte noch von der Gestalt dieses Vertrags ein klares und deutliches Bewußtseyn hatten. Wie nothwendig es aber sey, der rechtlichen Beurtheilung einer Gesellschaft einen Vertrag, in der Idee wenigstens, zum Grunde zu legen, erhellet auch daraus, daß sich sonst kein Grund absehen ließe, warum Banditenvereine, Räuberbanden, Kupplerwirthschaften und andere Genossenschaften der Art nicht auch für rechtmäßige Gesellschaften angesehen werden sollten. Denn jeder Grund liegt bloß darin, daß dergleichen Verbindungen auf keinen rechtsgültigen Vertrag bezogen werden können. Aus dem bürgerlichen Vertrage geht hervor ein gemeinsamer Wille (voluntas communis s. generalis), d. h. die Idee eines den ganzen Bürgerverein durchdringenden und belebenden Thätigkeitsprincips, welches in seinem Streben einzig und allein auf den Staatszweck gerichtet ist. Diesem Gesammtwillen als dem höchsten innerhalb des Staats soll jeder Einzelnwille in seinem besonderen Streben unterworfen seyn, damit dieser dem Staatszwecke nicht widerstreite. Er ist daher Gesetz für alle Bürger, d. h. die allgemeine Norm ihrer bürgerlichen Thätigkeit.

Staats- oder Adreßkalender sind Verzeichnisse von Staatsbeamten; bald enthalten sie nur die Nachweisungen über Beamten und Hofbedienten eines Staates; bald begreifen sie mehrere Staaten summarisch; bald sind sie mit statistischen und genealogischen Notizen begleitet, bald nicht. Solche summarische Verzeichnisse von Beamten mehrerer Staaten in Begleitung mit statistischen Nachrichten sind Spieß jetzt herrschendes Europa 1725; ihm schloß sich Krebels genealog. Handbuch an; ferner Varrentrapp's und Wenner's Reichs- und Staatshandbuch seit 1742 und Hassel's allgem. europ. Staats- und Adreßbuch für das J. 1816. Zu den Adreßbüchern, die sich auf einen Staat beziehen und die Staats- und Hofbeamten desselben angeben, gab der Buchdrucker Laur. Houry zu Paris die Veranlassung: er fügte 1678 zu seinem schon einige Jahre bestehenden Almanach noch statistische Notizen und eine Namensliste der höhern Staatsbeamten. Ludwig dem Vierzehnten gefiel diese Einrichtung so sehr, daß er den Almanach durch die Bewilligung, ihn Almanach Royal nennen zu dürfen, unter seinen Schutz nahm und dem Verleger 1679 ein ausschließliches Privilegium darauf ertheilte. In den meisten Nachbarstaaten wurde dieß nachgeahmt, und selbst die kleinsten deutschen Fürsten wollten ihr Staatsadreßbuch haben; sie schienen darin zu wetteifern, eine Menge Hofbeamten unter allerhand Titeln aufweisen zu können; auf diese

Weise dienten oft die Staatskalender der Eitelkeit der Fürsten und der Titelsüchtigen. Die Herausgabe von Staatskalendern hatte eine wohlthätige, wenn gleich im Anfange nicht beabsichtigte Folge; man machte durch sie das Volk auf die Staats- und Hofbedienung aufmerksam und rief die Kritik desselben auf, wenn die Zahl der Beamten in einem übermäßigen Verhältnisse zu den Staatsgeschäften stand. In der neuern Zeit hat man den Adreßkalendern noch eine größere Ausdehnung gegeben, und dergleichen für einzelne Provinzen und Städte entworfen; hierbei hat man sich nicht bloß auf die Namensverzeichnisse der Beamten beschränkt, sondern auch Kaufleute, Aerzte, Gelehrte, Künstler, Handwerker ꝛc. darin aufgenommen. Für eine große Stadt, die von vielen Fremden besucht wird, hat ein solches Institut bedeutende Vortheile. — Ueber Staats- und Adreßkalender lese man Schwarzkopfs Schrift, Berlin, 1792.

Staatskunst, Staatslehre, Staatspraxis, Staatsweisheit, s. Politik u. Regierung.

Staatspapiere, Anuitäten, Leibrenten, Tontinen, Obligationen u. s. w. Wie bei Familien Umstände eintreten und herbeigeführt werden, daß sie mehr Geld bedürfen, als sie haben: so bei Regierungen und Staaten. Wie jene auf gutes Vertrauen, oder auf Unterpfand, ein Darlehen zu bekommen suchen: so diese. Wie sich dort die Vergütung für ein Darlehen, nach der Menge des verleihbaren Geldes, im Verhältniß zum gesuchten; nach der Sicherheit und Wahrhaftigkeit des Entlehners, und der Zeit der Zurückgabe bestimmt: so auch hier. Wie für jene Schulden eine drückende Last sind, welche oft den Nachkommen überbürdet werden: so für diese. Wie jene nicht in versprochener Zeit nicht zu voll, oder gar nicht bezahlen: so auch diese. Was aber auch ein Staat für Mittel anwenden mag, um sich in Nothfällen zu helfen, nie wird er doch dabei des Kredits entbehren können; theils um diejenigen Summen im Großen zu anticipiren, die er von den langsam und im Kleinen eingehenden Steuern wieder zu ersetzen gedenkt; theils das, was er durch andere Hülfsmittel nicht aufbringen kann, zu leihen. Das Hauptmittel in der Noth wird für Staaten, die Kredit haben, immer förmliche Anleihen bleiben. Diese zu bewirken, gibt es aber verschiedene Mittel. Freie Anleihen — andere, nämlich Zwangsanleihen, sollte jeder Staat verschmähen — lassen sich auf verschiedene Weise ausführen. Es kann der Staat eine bestimmte Summe borgen, unter der Bedingung, daß er die Zinsen jährlich oder halbjährlich, das Kapital aber entweder auf einmal nach bestimmter Frist, oder theilweise in verschiedenen festgesetzten, von einander eine gewisse Zeit abstehenden Terminen baar und voll zurückzahlt. Indessen hat diese Art anzuleihen für den Staat manches Unbequeme, weil er oft nicht wissen kann, was für Umstände im Laufe der Zeit eintreten, welche ihm die Haltung der Zahltermine beschwerlich machen. Und deßhalb ist diese Methode nur anzurathen: 1) wenn die Summe, welche der Staat anzulehen hat, nicht sehr groß ist; 2) wenn er sich im Zustande des Friedens befindet, wo er sicher seyn kann, daß die Quellen, woraus die Mittel der Zurückzahlung des Kapitals genommen werden sollen, nicht verstopft werden können. Wenn aber auch gleich die auf diese Weise erborgten Summen für einen Staat nur klein sind, so betragen sie doch gemeiniglich mehr, als daß es in den Kräften Eines Privatmannes stände, sie aus eigenem Vermögen herzuschießen. Daher müssen an Staatsanleihen Mehrere Theil nehmen, und es wird gewöhnlich für die beste Methode geachtet, daß ein angesehenes Handelshaus das Anleihgeschäft übernimmt, mit demselben ein Generalkontrakt darüber geschlossen, und ihm Partialobligationen zugestellt werden, die es an Andere bis zur Erfüllung der Anleihe verkaufen kann. Wird die Summe unzertrennt zurückgezahlt, so erhält jeder nach verflossener kon-

raktmäßiger Frist sein Kapital gegen Einreichung der darüber erhaltenen Staatsobligation durch dasselbe Handelshaus zurück, von dem auch gewöhnlich die Zinsen gegen die mit der Obligation ertheilten Zinskoupons ausgezahlt werden. Geschieht aber die Zurückzahlung des Kapitals theilweise in mehrern Terminen, so wird die Auszahlung der frühern Termine entweder nach der Ordnung der Nummern, oder nach seiner Verloosung bestimmt; nur der letzte Zahltermin bedarf keiner Verloosung. Gewöhnlich entsteht ein frühzeitiges Agio für dergleichen Obligationen bei dieser Art die Anleihe zu Stande zu bringen, wenn der Staat großen Kredit hat. Und dieses Agio fällt in die Hände der Bankiers, welche sogleich große Summen und oft die ganze Anleihe in Beschlag nehmen, und dann durch Aushökerung der Obligationen erst die Mittel herbeischaffen, ihre Schuld abzutragen. Dieser ungebührliche Gewinn wird den Bankiers entzogen, wenn die Regierung die Anleihe selbst eröffnet, Niemandes Namen zur Inscription annimmt, als wer, was er subscribirt, baar bezahlt, und sodann die Obligationen unmittelbar unter die Interessenten vertheilt. Die Prozente, welche hierdurch den Agioteurs entgehen, kommen dem Staate selbst zu gute, indem er für sich vortheilhaftere Bedingungen machen kann. Auf diese Weise hat Rußland seine drei Anleihen von 1810, 17 und 18 zu Stande gebracht, zur Zufriedenheit aller Gläubiger. Sollen größere Summen angeliehen, und vielleicht gar mehrere Anleihen nach einander folgen, so ist die Methode terminlicher baarer Zurückzahlungen nicht mehr wohl anwendbar, weil dergleichen bedeutende Rückzahlungen nicht anders, als durch neue Anleihen bewirkt werden könnten, und also das Geschäft dadurch vervielfacht und kostbarer werden würde. Daher es besser scheint, die Anleihen gleich auf längere Zeit einzurichten, so daß das Kapital entweder in unmerklichen Portionen zurückgezahlt, oder gar die Rente, wo möglich, so eingerichtet wird, daß die Zurückzahlung (jedoch mit Consens der Gläubiger) ganz dem Belieben der Regierung anheim gestellt bleibt. Diese Methode besteht im Allgemeinen darin, daß der Staat an die Staatsgläubiger bloß Rentenversicherungen verkauft, wogegen die Rückzahlung des Kapitals ihm entweder gänzlich erlassen, oder auch seiner Willkür frei gestellt bleibt. Dergleichen Rentenversicherungen können auf sehr verschiedene Verträge gebauet werden. Die hauptsächlichsten sind: 1) Zeitrenten, 2) Leibrenten, 3) Tontinenrenten, 4) perpetuirliche Renten. Die Zeitrente ist ein Kontrakt, wodurch sich der Staat verpflichtet, gegen ein bestimmtes Kapital eine bestimmte jährliche Rente eine bestimmte Reihe von Jahren hindurch zu bezahlen. Der Staat beabsichtigt dadurch ein Kapital zu erhalten, wovon er jährlich die üblichen Zinsen mit einer solchen Erhöhung bezahlt, daß nach der verflossenen Zeit das Kapital in der jährlichen Rente allmählig zurückgezahlt ist. Der Rentinirer gewinnt dabei bloß das, daß er eine jährliche Rente während der Dauer derselben erhält, welche den üblichen Zins um so viel übertrifft, als er durch die Vertheilung des Kapitals auf die Jahre der Dauer der Rente nach der doppelten Zinsrechnung erhalten kann. Hierbei schwindet freilich sein Kapital allmählig, aber es kommt ihm doch zu gute, und er hätte sich durch bloßes Verleihen diese Vortheile nicht verschaffen können. Die Anleihen auf Zeitrenten haben kein ausgedehntes Glück gemacht, und sind deßhalb nur von wenigen Staaten als Finanzmittel gebraucht worden. In England hat man davon den ausgedehntesten Gebrauch gemacht, obgleich die Renten dieser Art auch dort allmählig zu verschwinden scheinen. Es kommen indeß in dem Verzeichnisse der Staatsschulden noch mehrere solcher Renten unter dem Namen der Annuitäten vor. In größerem Umfange sind die Leibrenten und Tontinen von den Staaten, insbesondere von Frankreich, Dänemark und einigen andern gebraucht worden, um sich Kapitale zu verschaffen. Leibrenten be-

ruhen auf einem Kontrakte, wodurch sich der Staat verpflichtet, gegen Einzahlung eines bestimmten Kapitals (auf einmal oder durch jährliche Beiträge) eine bestimmte jährliche Rente zu bezahlen, so lange eine oder einige namhaft gemachte Personen leben. Die Modifikationen der Bedingungen können sehr verschieden seyn. Die Tontine ist ein solcher Kontrakt, wonach der Staat sich verpflichtet, einer aus mehrern Personen von ungefähr gleichem Alter bestehenden Gesellschaft eine bestimmte Rente für das ganze von ihnen eingeschossene Kapital, so lange, bis der Tod des letzten von dieser Gesellschaft erfolgt, zu bezahlen, so daß diese Rente unter alle noch Lebende (entweder ohne Abzug, oder mit einem Abzuge bei jedem Todesfalle) nach dem Maße ihrer Kapitaleinschüsse vertheilt wird, und also auf den Letztlebenden die ganze der Gesellschaft versicherte Rente, nach den im Kontrakte festgesetzten Bestimmungen fällt, nach dem Tode aller Glieder der Gesellschaft aber, die Rente aufhört und das Kapital dem Staate verfällt. Das Zeitrenten-, Leibrenten- und Tontinenwesen gründet sich auf die Berechnung der Wahrscheinlichkeit der noch übrigen Lebenslänge der Menschen in einem gewissen Alter. Diese Wahrscheinlichkeitsberechnung ist in dem vorletzten Jahrhunderte zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht, und vorzüglich in Frankreich, England und andern Staaten zu Ausführung der Zwecke der Finanzpolitik häufig gebraucht worden. — Das Problem, welches dadurch zu lösen ist, besteht darin: die Jahresrente zu finden, welche der Staat jemanden gegen Einzahlung eines bestimmten Kapitals in der Zeit, wo die Rente dauert, oder so lange er noch lebt, geben kann, ohne daß die Regierung im Ganzen eine größere Rente bezahlt, als mit dem empfangenen Kapital und mit den gewöhnlichen Zinsen bestritten werden kann. Wenn der Staat dergleichen Rentenverträge mit Einem oder überhaupt mit wenigen Personen abschließen wollte; so würden die Wahrscheinlichkeitsberechnungen selten zutreffen und höchst ungewiß seyn. Da aber dergleichen Verträge mit mehrern hundert oder tausend Personen zugleich abgeschlossen werden, so trifft die Berechnung mit großer Genauigkeit zu. Sie beruhet auf der Basis, daß z. B. 1000 Menschen von einerlei Alter im Durchschnitt nicht länger als eine bestimmte Anzahl von Jahren, welche die Wahrscheinlichkeitsrechnung nach Erfahrungssätzen findet, noch leben werden. Und wenn daher der Staat seine Berechnung so anlegt, daß er jedem jener tausend Interessenten eine so hohe Rente bezahlen kann, daß er nach dem Abfluß der auf sein Alter kommenden und wahrscheinlichen Lebensdauer Kapital und Zinsen zurück erhalten hat; so hat er dadurch wenigstens den Vortheil erlangt, daß er auf diese Zeit ein ansehnliches Kapital zu billigen Zinsen hat benutzen können. Florencourt, Michelson, Tetens und Andere haben in Deutschland diesen Theil der politischen Rechenkunst bearbeitet. Was die Römer darin geleistet, darüber sehe man Car. Aug. Schmelzer de probabilitate vitae ejusque usu forensi. Götting. 1787. Der Reiz, welcher Geldbesitzer zur Theilnahme an dergleichen Finanzoperationen antreibt, besteht theils in der Meinung, die jeder von der längern Dauer seines Lebens hat, als der mittlere Termin, worauf die Berechnung der Rente beruht, theils auf dem Umstande, daß der Staat gewöhnlich eine höhere Rente bewilligt, als die Rechnung gibt, wenn man die landüblichen Zinsen dabei zum Grunde legt. Da der Staat es mit vielen Rentinirern zu thun hat, so wird er bei Leibrenten und Tontinen nicht leicht in Gefahr kommen, zu verlieren, weil alle zusammen genommen schwerlich länger leben, als die auf lange Erfahrung gegründete Wahrscheinlichkeitsrechnung besagt; unter den einzelnen werden diejenigen an ihrem Kapital verlieren, welche das in der Rechnung angenommene mittlere Alter nicht erreichen. Dagegen werden die gewinnen, welche länger leben, als bei der Berechnung

angenommen ist. Leibrenten und Tontinen sind daher Glücksspiele für die Interessenten, und der große Reiz, welchen dergleichen Spiel für viele hat, treibt dieselben an, ihre Kapitale unter solchen Bedingungen dem Staate anzuvertrauen, und auf diese Weise seine Absicht zu befriedigen. So sicher und gewiß nun auch der Staat seyn mag, durch Leibrenten und Tontinen ansehnliche Kapitale für seine Bedürfnisse von den Unterthanen einzuziehen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Nationalökonomie und eine auf Moral gegründete Politik sehr wichtige Einwendungen dagegen zu machen haben. Denn 1) ist es offenbar, daß der Leibrentinirer sein Kapital in der Regel vernichtet. Es fällt nach seinem Tode dem Staate zu, für seine Familie bleibt nichts davon übrig; denn es sind nur seltene Ausnahmen, daß dergleichen Rentinirer das, was sie vom Staate über die Zinsen empfangen, zu neuen Kapitalen sammeln. Es liegt vielmehr in dergleichen Instituten 2) der größte Reiz für Leute von einigem Kapital, die nicht Lust zu arbeiten haben, sich ein bequemes und müssiges Leben dadurch zu verschaffen, daß sie das Kapital selbst bloß zur Vermehrung ihrer lebenslänglichen jährlichen Einnahme anwenden, oder es zugleich mit verzehren, so daß sie jedoch sicher seyn können, die vergrößerte Einnahme daure so lange sie leben. Hiermit aber ist 3) nothwendig eine Abneigung vor Verehelichung verbunden, und der Egoismus wird dadurch im höchsten Grade erweckt und ernährt. Mit den Tontinisten ist es ziemlich derselbe Fall. Man hat es daher für übereinstimmender mit den Grundsätzen einer weisen Politik gehalten, sich dieser Mittel, Geld zu verschaffen, gänzlich zu enthalten, und lieber auf eine solche Art zu borgen, daß den Darleihern das Kapital verbleibt, und ihnen bloß einfache Zinsen versichert werden, die man, da sie in dem Kapitale haften, auch Kapitalrenten nennen kann. Dergleichen Anleihen können nun entweder auf die gewöhnliche Weise, nach Art der Privatanleihen geschlossen werden, so daß bestimmte Rückzahlung des Kapitals bedingt wird; oder sie können nur auf Kapitalrenten abgeschlossen werden, so daß der Gläubiger vom Staate nie das für die Rente gezahlte Kapital, wohl aber die dafür erkaufte Rente auf alle Zeiten, so lange nicht das Kapital vom Staate ganz erstattet wird, fordern kann. In Ländern nämlich, wo es viele geldreiche Leute gibt, ist es mehrern derselben bloß darum zu thun, sich ein bestimmtes Einkommen von ihrem Kapitale zu sichern; und sie sind daher gern bereit, ihre Kapitale gegen die Versicherung einer beständigen bestimmten Rente herzugeben. Da in einem solchen Lande stets Kapitalisten vorhanden sind, welche dergleichen Renten für ihre Kapitale suchen, so wird auch ein Jeder, der für seine Rente sein Kapital wieder verlangt, leicht einen Andern finden, der bereit ist, ihm gegen Erstattung des kursirenden Werthes die Rente abzukaufen. Ein solcher Zustand der Dinge ist es, welcher es dem Staate möglich macht, durch Verkäufe von Rentenversicherungen Kapitale in großer Menge zu erhalten, sobald er sie nöthig hat. Eine solche Methode empfiehlt sich dem Staate dadurch: 1) daß er dabei wegen Rückzahlung des Kapitals durchaus nicht in Verlegenheit gerathen kann; 2) daß er es dennoch in seiner Gewalt behält, durch Rückkauf der Renten seine Schuld zu mindern; 3) daß er sich bedingen kann, die Renten nie höher zurück zu bezahlen, als zu ihrem ursprünglichen Preise. Wenn daher der Preis der Renten über ihren ursprünglichen Kapitalpreis steigen sollte, so wird er neue Renten, an Gehalt den alten gleich, zu höherem Preise als diese verkaufen, und mit dem Erlös daraus die alten zu ihrem Nominalwerthe, d. h. zu einem niedrigen Preise, als sie in Kurs stehen, zurückkaufen können. Dagegen ist er von aller Verbindlichkeit frei, die Renten zurückzukaufen, und er kann daher von den fallenden Preisen derselben, wenn er will, profitiren, und sie zu denselben von denen, die sie

freiwillig ablassen wollen, zurückkaufen. Für die Finanzen haben dergleichen Renten, wenn einmal eine bedeutende Summe gegründet ist, mancherlei Vortheile. Insbesondere erleichtern sie der Regierung in einem reichen Lande die Mittel, neue Anleihen auf ähnlichen Fuß zu erhalten, und die Bedingungen, unter welchen dieses geschehen kann, werden hauptsächlich durch den Kurs der schon gegründeten Renten bestimmt. Ist nämlich einmal die Gewohnheit vorhanden, viele Kapitale auf den Rentenkauf zu verwenden, so fließt ein Theil des Nationalkapitals dem Verkehr mit Renten zu, und der in dieser Sphäre zirkulirende Theil der Kapitale ist immer bereit, diejenigen Renten zu kaufen, welche den meisten Vortheil versprechen. Wo daher neue sichere Renten angeboten werden, dahin strömen die im Rentenhandel beschäftigten Kapitale, sobald sie nur einigen Vortheil gegen die alten Renten gewähren. Diese werden daher der Maßstab seyn, nach welchem der Staat die neuen Renten wird bezahlen müssen. In England wird dieses Manöver vermittelst des Tilgungsfonds betrieben. Denn wenn mehrere Millionen auf dem Markte Renten zu kaufen suchen, so ist es natürlich, daß deren Preis bei dem plötzlichen Erscheinen so großer Nachfrage steigt. Die vollkommenste Art, dergleichen Anleihen mit dem höchsten Kredit zu begründen, hat sich zuerst in England in der daselbst erfundenen Fundationsmethode ausgebildet. Diese besteht darin, daß die Anleihe nicht eher eröffnet wird, als bis ein sicheres Staatseinkommen ausfindig gemacht ist, welches hinreichend und ausschließlich dazu bestimmt ist: 1) die jährliche Rente dieser Anleihe zu bezahlen, und 2) ein Tilgungsfond zu bilden, welcher angewandt wird, die durch eine solche Anleihe fundirten Renten in einer bestimmten Zeit durch jährlichen Rückkauf einer gewissen Quantität derselben wieder zu vernichten. Diese Methode haben nun alle Staaten mehr oder weniger vollkommen nachgeahmt, welche dergleichen bedurften, und sie auf eine solide Art zu gründen beabsichtigen. Eine andere Methode der Tilgung, als der Rückkauf, ist die Rückzahlung einer bestimmten Quantität von Staatsschuldscheinen nach ihrem Nominalwerthe durch Verloosung. Diese Methode treibt den Kurs unfehlbar in die Höhe, weil die Hoffnung, sein Kapital voll zu erhalten, vorhanden ist. Will man daher den Kurs der Staatspapiere erhöhen, so muß man die letzte Methode der Tilgung wählen. Aber freilich geht sie dann langsamer vorwärts. Daß der Tilgungsfond oft nicht seinem Zwecke treu erhalten, sondern nur dazu gebraucht wird, um neue Anleihen zu erleichtern, zeigt die Geschichte des englischen Kreditwesens. Der Mißbrauch des Instituts macht das Institut selbst aber nicht verwerflich. Uebrigens hat die Tilgungsmethode, seitdem ihr Pitt eine bestimmte Einrichtung gab, viele Veränderungen erlitten, die man aus Hamilton's Schrift: An inquiry on National-debt etc. 1818, und aus des Herrn Nebenius belehrender Schrift über den öffentlichen Kredit kennen lernen kann. So vortheilhaft dieses nun ist, wenn Weisheit und Mäßigkeit die Staaten regiert, so darf man sich doch auch die nachtheiligen Folgen, welche aus der Leichtigkeit, für Kriege durch Anleihen Rath zu schaffen, entspringen, nicht verhehlen. Diese sind: 1) Daß die Leichtigkeit, viel Geld zu erhalten, leichtsinnige Regenten und Minister oft verleitet, sich in excentrische, weit aussehende Plane einzulassen, übereilte Kriege anzufangen, Allianzen einzugehen, welche den Staat zu allerlei kostspieliger Theilnehmung an fremden Händeln verleiten, Subsidien zu versprechen, und die ganze Welt in Zwiespalt und Krieg zu verwickeln. 2) Das System reizt dadurch noch mehr zu kostspieligen Unternehmungen, daß es die Last von den Zeitgenossen auf die nachfolgenden Generationen schiebt. Da nun aber diese Neigung, wenn sich ein solcher Geist der Herrsch- und Eroberungssucht der Regierungen einmal bemächtigt hat, sich auch den

Nachfolgern mittheilt und immer stärker wird, so treten an die Stelle der alten getilgten Schulden wieder mehr neue, die Masse häuft sich im Laufe der Zeit, wie ein Schneeball, und wird immer größer und größer, so daß man fürchten muß, es werde das System, wenn es so fortgeht, ein schreckliches Ende nehmen, die Regierungen zum Bankrott zwingen, und über das menschliche Geschlecht das größte Elend verbreiten. So gewiß nun die Nachtheile großer Staatsschulden sind, so ist es doch oft unvermeidlich, dergleichen zu machen, und sie bleiben unter vielen Umständen das beste und einzige Mittel, in der Noth Hülfe zu schaffen. Die Ueberzeugung, daß Staatsschulden (s. d. A.), wie vortheilhaft und zweckmäßig man sie auch einrichten mag, immer ein Uebel fürs Volk bleiben, wird die Pflicht des Regenten desto heller offenbaren, sich nur bei der allergrößten Noth in Schulden einzulassen, und alles aufs Sorgfältigste zu vermeiden, was dazu nöthigen kann; wo aber das Schuldenmachen dennoch nöthig wird, doch auf baldige und zweckmäßige Tilgung derselben ernstlich Bedacht zu nehmen. Mit der zunehmenden Masse der Staatsschulden ist man auch immer mehr auf Erleichterung des Mechanismus bedacht gewesen, sich mit den Staatsgläubigern zu berechnen. Wo die Staatsschuld noch geringe ist, da stellen die Staaten förmliche Schuldobligationen aus, in welchen alle Rechten und Pflichten der gegenseitigen Kontrahenten ausgedrückt zu seyn pflegen. Für die Zinsen werden Koupons ausgegeben, gegen deren Einreichung die Kassen die Zinsen bezahlen. Wo aber das Schuldensystem sich immer weiter und weiter ausdehnt, da würden Armeen von Beamten und Schreibern erfordert werden, um die Obligationen und Koupons anzufertigen, zu unterschreiben, neue auszugeben, wenn die alten abbezahlt sind, und die sonst dazu nöthigen Geschäfte zu verrichten. Man hat also in großen, sehr verschuldeten Staaten angefangen, die Renten mit den Namen der Eigenthümer derselben bloß in Staatsbücher einzutragen, und die geschehene Bezahlung der Zinsen in den Büchern zu bemerken. Der Eigenthümer der Renten ist also ohne alles eigene Dokument über seinen Besitz; seine Sicherheit beruhet allein auf dem, was im Staatsbuche geschrieben ist. Verkäufe der Renten werden durch Uebertragungen im Staatsbuche konstatirt. Diese abgekürzte Methode ist zuerst in England angenommen, und neuerlich auch in Frankreich eingeführt. Die übrigen Staaten stellen noch Obligationen aus. In Rußland hat man das große Buch damit verbunden. Hier lauten die Obligationen auf einen bestimmten Namen, jedoch können sie auch au porteur gestellt werden. Ihr Uebertrag kann auch an jedem Orte geschehen, wo sich ein russischer Gesandte oder Konsul befindet. In den meisten übrigen Staaten lauten die Obligationen au porteur, so daß also der Staat sich um den Wechsel der Besitzer gar nicht zu bekümmern braucht. Diese letzte Methode scheint in der That für die Regierung selbst noch bequemer, als die Eintragung der Namen der Gläubiger in ein Buch, da jeder Wechsel des Besitzers eine Uebertragung im Staatsbuche nothwendig macht, welches die Geschäfte viel mehr vervielfältigen muß, als die Ausfertigung der Obligationen. Wahrscheinlich aber fürchtet man in England die Verfälschungen. Die Methode, die Anleihen durch Lotterien zusammen zu bringen, soll nur die Reize zur Anlockung der Kapitalisten vermehren, ihre Gelder in die Anleihe zu geben. Der Reiz besteht darin, daß in den Theilnehmern neben der Ueberzeugung, ihr Kapital eben so vortheilhaft, wie in jeder andern Staatsanleihe, anzulegen, noch die Hoffnung erregt wird, ein Ansehnliches mehr zu gewinnen. Die Gewinnste werden bald dadurch möglich gemacht, daß der Staat die einfachen Zinsen erst bezahlt, wenn die Nummern der Obligationen gezogen werden, und das dadurch entstehende Interusurium zu Prämien anwendet;

bald dadurch, daß eine Summe, die der Staat sonst als Prämie für die Anleihe geben müßte, in Form der Gewinnste durch die Lotterie vertheilt wird. Wählte der Staat den gewöhnlichen Weg, so müßte er Jedem, der sein Kapital hergibt, eine dem Kapitale angemessene Prämie sichern. Nun wirft er die ganze Summe der Prämien zusammen, und vertheilt sie durch die Lotterie so, daß viele gar keine, einige aber sehr große Prämien erhalten. Die Hoffnung, die letztern zu gewinnen, reizt dann viele, sich dem Schicksale, gar keine Prämie zu erhalten, preis zu geben, da die kleinere gewöhnliche Prämie vielleicht nicht stark genug gewesen seyn würde, sie zu bestimmen, ihr Kapital in die Anleihe zu geben u. s. w. Die Einrichtung der Lotterie ist sehr mannichfaltig, und fordert besondere Einsichten. Man kann Muster davon finden in Köker's Bemerkungen über Staatslotterien. Emden 1818. Indessen ist die Materie in diesem Buche nicht erschöpft. — Oestreich, Preußen, Dänemark, Norwegen u. s. w. haben sich in den neuesten Zeiten der Lotterien bedient, um theils Schulden zu tilgen, theils Kapitale zusammen zu bringen.

Staatspapiergeld. Der Begriff des Papiergeldes überhaupt ist dem hierauf Bezug habenden Art. festgestellt worden. Hier nur noch Einiges über dasselbe in Staatsbeziehung. Das Papiergeld ist gleichfalls eine Staatsschuld, doch von ganz anderer Art, als die verzinslichen und zurückzuzahlenden Staatspapiere. Das Papiergeld soll statt des Metallgeldes dienen und cursiren wie dieses; es ist daher äußerst wichtig, daß jenes nicht unter dem Werthe des Metallgeldes falle, dessen Stelle es vertreten soll. Das Papiergeld kann nur so lange bei seinem Nominalwerthe erhalten werden, als Mittel vorhanden sind, es beliebig zu seinem vollem Werthe auszugeben. Damit dieses geschehen könne, kann nun zwar der Staat manche künstliche Anstalt treffen; aber alle scheitern an ihrem Erfolge, wenn er nicht die Kraft und den Willen besitzt, jedes Stück Papiergeld, das nicht für voll angebracht werden kann, unweigerlich und ohne alle Einschränkung zu seinem vollen Werthe in baarem Gelde auszuwechseln. Wenn daher Papiergeld, zu Zeiten der Ruhe mit Vorsicht und Weisheit gebraucht, auch ein gutes Mittel seyn mag, um eine bedeutende Summe baaren Geldes zu ersparen, und dasselbe zur Disposition des Staats zu stellen, so ist doch die Epoche der Noth niemals die Zeit, wo man Papiergeld im Staate mit Nutzen zur Abhelfung derselben gebrauchen kann. Das Papiergeld wird unter solchen Umständen, besonders in einem Kriege, der im Lande selbst geführt wird, sehr bald unter seinen Nominalwerth heruntersinken. Dem Staate werden die Mittel fehlen, dessen Werth aufrecht zu erhalten, und wollte er den Versuch machen, dieses mit größerer Anstrengung zu bewirken, so würde der Feind dadurch es in seine Gewalt bekommen, alles baare Geld den Staatskassen zu entziehen, so daß das immer tiefere Sinken des Papiergeldes, aller Anstrengungen ungeachtet, zuletzt doch erfolgen würde. Durch ein solches Sinken wird aber dem Volke aller der Schade zugefügt, welcher erfolgen muß, wenn das allgemeine Tauschmittel seines inneren Werthes beraubt wird und immer mehr verliert. Derjenige nämlich, welcher das Papier vom Staate für voll erhält, verliert beim Wiederausgeben die ganze Summe, welche während der Zeit, wo er es inne behalten hat, weniger werth geworden ist. Da nun ein solches Papiergeld immer tiefer und tiefer sinkt, so verliert ein Jeder, der es wieder ausgibt, und diese Verluste vertheilen sich unter die Nation auf ganz ungleiche, schlechterdings nicht zu berechnende Weise. Noch größer wird die Verwirrung, wenn, wie dieses die nothwendige Folge bei einem sich selbst überlassenen Papiergelde ist, der Werth desselben schwankt, bald steigt, bald fällt. Das Vermögen der ganzen Nation wird dann dem Zufalle und Glücksspiele preis gegeben.

Es gibt freilich Fälle, wo sich Regierungen durch Papiergeld geholfen haben. Die Assignatengeschichte liefert davon ein schreckliches Beispiel. Nie kann daher eine gesunde Finanzpolitik rathen, im Kriege oder in Nothfällen ähnlicher Art die Hülfe im Papiergelde zu suchen. Allemal wird ein solches Geld schnell fallen, und der Nation viel größere Verluste zufügen, als ihr jede andere Art, die Kriegsbedürfnisse zu befriedigen, zugefügt haben würde. Der Verlust, welchen die Regierung dem Volke durchs Papiergeld zufügt, wird 1) ganz tumultarisch vertheilt. Die Regierung hat die Vertheilung auch nicht in ihrer Gewalt, sondern sie überläßt es dem Zufalle, wen er trifft oder nicht trifft. Es ist also eine wahre regellose Plünderung der Nation. 2) Die Regierung ist auch gänzlich außer Stande, je diejenigen zu entschädigen, welche durchs Papiergeld verloren haben. Denn Niemand oder doch höchst Wenige können ihren Schaden liquidiren, ja die Wenigsten wissen, wann und wie sie dadurch verloren haben. Nur das Eine wissen sie mit Gewißheit, daß sie arm geworden sind. Ja jeder Versuch, den Schaden gut zu machen, vermehrt nur die Ungerechtigkeiten und die Uebel, statt sie zu heben. Hebt die Regierung den Kurs des gefallenen Papiergeldes; so profitiren davon nicht diejenigen, welche durch das Fallen des Werthes desselben verloren haben, sondern ganz andere, welche gar nichts verloren, die vielleicht viel dabei gewonnen haben.

Staatsrecht ist die Wissenschafe der rechtlichen Verhältnisse, welche im Staate, und zwar im Innern desselben Statt finden. Eine solche Wissenschaft ist philosophisch und allgemein, in sofern diese Rechte aus der Natur des Staats überhaupt entwickelt werden; sie ist positiv und speziell, in sofern dieselben auf der Natur und Gesetzgebung eines besondern Staates beruhen. Das philosophische oder allgemeine Staatsrecht (jus civitatis oder jus publicum universale) ist einerseits ein Theil der philosophischen Rechtslehre, weil in demselben die in der letztern entwickelte Idee des Rechts auf die innern und nothwendigen Verhältnisse des Staats angewendet werden, mithin angewandte philosophische Rechtslehre, andererseits ein Theil der Staatswissenschaft, und zwar der erste und reine Theil derselben, weil in demselben der Staat von Seiten seiner rechtlichen Verhältnisse betrachtet wird. Die beiden stets verbundenen Hauptfragen des allgemeinen Staatsrechts sind daher: 1) wie wird das Recht auf die Verhältnisse, die aus dem Wesen des Staats hervorgehen, angewendet? oder was verlangt das Recht in Hinsicht der Staatsverhältnisse? 2) wie erscheint das Recht als Zweck im Staate verwirklicht und durch die Staatsverhältnisse modifizirt. Die Untersuchungen des Staatsrechts, welche nach diesen beiden Hauptgesichtspunkten anzustellen sind, lassen sich zweckmäßig so eintheilen, daß 1) der Staat nach seiner rechtlichen Gründung; 2) nach seiner rechtlichen Einrichtung, und zwar a) nach den Verhältnissen der Bürger untereinander, (diese Untersuchung bildet das Staatsprivatrecht, jus privatum universale); b) nach den Verhältnissen, welche zwischen dem Staate selbst und seinen Gliedern Statt finden (Staatsrecht, jus publicum, im engsten Sinne), und zwar überhaupt oder in bestimmten Verfassungen Statt finden, betrachtet wird. Zu dem Staatsrecht in diesem engern Sinne gehört auch das Kriminalrecht, Staatspolizeirecht, Kameralrecht ꝛc. Aus dem Obigen ergibt sich, daß die Quellen des philosophischen Staatsrechts, die reine Rechtslehre, welche die Idee des Rechts wissenschaftlich entwickelt, und die allgemeine Staatslehre sind, welche die Idee und nothwendigen Erfordernisse des Staats darstellt. Hülfsmittel sind namentlich die angrenzenden philosophischen Wissenschaften, insbesondere Moral und Politik; und unter den historischen Wissenschaften die Staatsgeschichte, Rechtsgeschichte ꝛc. Doch

muß das Staatsrecht mit den erstern, und namentlich mit der Politik nicht verwechselt werden, welche die Zwecke des Staats schon voraussetzt, und mit Hinsicht auf Erfahrung und Geschichte die Frage beantwortet, wie dieselben unter den gegebenen Verhältnissen am sichersten und leichtesten erreicht werden können. Was die Ausbildung des philosophischen Staatsrechts betrifft, so findet man schon bei den Alten, besonders bei den Griechen und Römern, philosophische Untersuchungen über den Staat, welche die hieher gehörigen Gegenstände berühren; aber sie sind zugleich moralischen und politischen Inhalts, z. B. Plato's Bücher über die Republik, und Cicero über die Gesetze. In der neuern Zeit wurde die abgesonderte Bearbeitung staatsrechtlicher Untersuchungen, vorzüglich durch wichtige Zeitumstände, seit dem 16. Jahrh. veranlaßt; und hierher gehören namentlich Nik. Machiavellis Buch vom Fürsten, und Jo. Bodini's Werk: De republica (Paris 1684. Fol.). Eine systematische Form gab diesen Untersuchungen der Engländer Thom. Hobbes (in seinen Werken: De cive, und seinem Leviathan, dessen Grundsätze mehrere Gegner fanden. Th. Morus, John Locke, Algernon Sidney, Hume, Burke, Smith, und unter den Franzosen Montesquieu, Rousseau im Contrat social, bildeten viele Kapitel des Staatsrechts aus. Unter den Deutschen haben Ulrich Huber (De jure civitatis. Franc. 1672. 4.), Just. H. Böhmer (Introductio in jus public. univers. etc. Hal. 1709 u. öfter), Chr. v. Wolf, v. Justi, Moser, Martini, Scheidemantel, Schlözer (Allgemein. Staatsrecht ꝛc. Gött. 1793.), Schmalz, Heydenreich, v. Eggers, Hoffbauer, Jakob, Dresch u. viele And. diese Wissenschaft in Systemen und Kompendien bearbeitet. (S. Heydenreich's Verzeichniß der wichtigsten Schriften über das natürliche Staatsrecht; als Anhang seines natürlichen Staatsrechts. 1. Thl. S. 207). Ueberhaupt aber haben darauf die neuesten Zeitumstände, namentlich die Revolution mit ihren Folgen, mehr als auf irgend eine Wissenschaft eingewirkt. Das positive Staatsrecht ist so vielfach, als die Natur und Verfassung der Staaten. So gibt es z. B. ein allgem. deutsches Staatsrecht und Territorialstaatsrechte (z. B. sächsisches Staatsrecht), wobei die obigen Unterabtheilungen, in Kriminalrecht und in Polizeirecht, Kameralrecht, Staatskirchenrecht und das positive Lehnrecht (s. d. Art.) wieder vorkommen. Das allgemeine deutsche Staatsrecht ist jetzt nur eine historische Wissenschaft (man lernt sie z. B., um der ältern von Schmauß, Mascov, Moser, Pütter ꝛc., nicht zu gedenken, aus Häberlin's Handbuch des deutschen Staatsrechts ꝛc. Berlin 3 Thle. 1794 — 97., aus Leist's Lehrbuch des deutschen Staatsrechts. Gött. 1803, 2. Ausgabe 1806. 8., und Nik. Th. Gönner's Handbuche ꝛc. 1804. 8., kennen); und was als Allgemeines gilt, ist theils Gewohnheit und gleichartige Sitte, theils und insbesondere in der Verfassung des deutschen Bundes gegründet (s. d. Art. Deutsches Recht und Deutschland). Das sächsische Staatsrecht insbesondere hat C. H. von Römer sehr gut bearbeitet, das baierische von Kreittmayr, das würtembergische Breyer u. s. w.

Staatsschatz. So wie es die Regel einer verständigen Privatwirthschaft ist, nicht alles, was man einnimmt, zu verzehren, sonder alljährlich etwas von der Einnahme zu ersparen, um einen Nothpfennig für außerordentliche Ausgaben zu haben; so scheint es auch eine gute Finanzpolitik zu erfordern, daß sie sich bei Zeiten auf die außerordentlichen Ausgaben gefaßt mache, und so wirthschafte, daß von ihrer ordentlichen Einnahme nicht alles aufgehe, sondern daß sie sich einen Reservefonds für außerordentliche und unvorhergesehene Vorfälle von der jährlichen gewöhnlichen Einnahme erspare. Der ordentliche Einnahmestand muß daher immer so eingerichtet werden, daß er den gewöhnlichen Ausgabestand etwas übertrifft, um einen

olchen Fonds für außerordentliche Ausgaben zu bilden. Dazu können ienen: erstens die Ueberschüsse der gewöhnlichen Einnahme über den rdentlichen Etat, die besonders ohne alle Erhöhung der Abgabensätze mmer mehr steigen, je mehr der Nationalreichthum kontinuirlich wächst, nd sich also sowohl die Einnahme als die Ausgabe der Individuen vernehrt; zweitens die unregelmäßigen und zufälligen, nicht berechneten Einnahmen, die aber in dem einen Staate mehr, in dem andern veniger vorfallen, zu der einen Zeit stärker, zu der andern schwächer sind, und die man eben deßhalb nicht zur regelmäßigen und festen Einnahme ehen kann. Unterdessen können die außerordentlichen Bedürfnisse so groß verden, daß die auf vorher erwähnte Art sich ergebenden Ueberschüsse nicht reichen, und der Staat muß sich nach kräftigern Mitteln umsehen. Viele ute Staatswirthe haben deßhalb vorgeschlagen, sich auch auf solche Zeiten nit einem Schatze zu versehen, der stark genug ist, um nicht nur Alles, was ur Eröffnung eines Feldzuges nöthig ist, schnell anzuschaffen, sondern auch en Aufwand mehrerer Feldzüge davon zu bestreiten. Der Besitz eines solchen Schatzes verschafft dem Staate die Mittel, schnell im Felde zu erscheinen, und dem Feinde mit Kraft entgegen zu gehen. Die Unterthanen brauchen nicht sogleich angegriffen und mit Kriegssteuern beschwert zu werden. Ja die Ausgabe des Schatzes wird ihnen sogar vermehrte Nahrung geben, und der Anfang des Krieges wird deßhalb nicht gleich Schreck und Mißmuth unter dem Volke verbreiten, sondern es werden sogar viele ein Interesse dabei finden, dessen Fortsetzung zu wünschen. Nimmt der Feind einige Provinzen weg, und vermindert dadurch die Staatseinnahme; so wird der Staat dadurch nicht in Verlegenheit gerathen. Der Staat gewinnt dadurch Zeit, Anstalten zu treffen, um für die Zukunft die nöthigen Zuflüsse der Einnahme zu bewirken, damit er den Krieg, wenn es die Noth erfordert, lange auszuhalten im Stande sey. Endlich ist er ein vortreffliches Mittel, sich Kredit zu verschaffen. Hierbei kann man sich jedoch nicht verhehlen, daß die Sammlung eines Schatzes für einen Staat mit manchen nachtheiligen Folgen verknüpft ist, welche nicht Statt finden, wenn Privatleute Schätze sammeln. Denn: wenn Privatleute sich Schätze sammeln, so legen sie dieselben nicht todt in Kasten, sondern sie verleihen die Kapitale zu Betreibung nützlicher Gewerbe, oder legen solche selbst nutzbar an. Der Staat aber kann dieses nicht, wenn der Schatz seinen Zweck erfüllen soll. Daher kann er das in den Schatz strömende Geld nicht nutzbar anlegen, sondern muß das Gold und Silber in Gewölben todt liegen lassen. Hierdurch werden nun dem Volke große Kapitale und mit ihnen alle Produkte entzogen, welche durch dieselben während der Zeit, wo sie in den Kellern ruhen, hätten können hervorgebracht werden. Wird sodann der Schatz mit einem Male hervorgeholt und ins Publikum gebracht; so entsteht zwar dadurch ein großes Leben, starke Gewerbsthätigkeit und ein augenblicklicher Wohlstand; aber dieser kann nicht von Dauer seyn, und läßt bei seinem Verschwinden viele nachtheilige Wirkungen zurück. Denn das, was mit diesem Schatze bezahlt wird, sind Kriegsbedürfnisse, die gemeiniglich noch schneller vernichtet werden, als sie entstanden sind. Dann ist aber auch der Schatz größtentheils vernichtet, und es fehlt am Kapitale, um dieselbe Gewerbsthätigkeit, die der Schatz hervorgerufen, auch ferner zu unterhalten. Ist daher ein Staat im Stande, sich durch andere Wege dieselben prompten Mittel zur Führung des Kriegs zu verschaffen, welche ein Schatz darbietet; so kann er denselben füglich entbehren, und thut wohl daran, daß er es nicht auf Sammlung eines Schatzes anlegt. Dieses wird der Fall seyn, wenn eine Regierung ein sehr reiches Volk beherrscht, daß in jedem Augenblicke eine große Menge Kapitale, ohne daß es in seinen Gewerben sehr merklich wird, entbehren kann; einen unbe-

dingten Kredit besitzt, der, sobald die Regierung nur will, schnell so viele Kapitale an sich ziehen kann, als sie bei außerordentlichen Vorfällen bedarf.

Staatsschuld. Unter die größten Ungereimtheiten, welche in den neueren Zeiten behauptet worden sind, gehört unstreitig der Satz, daß Staatsschulden den Reichthum einer Nation vermehren, der bekanntlich von Pinto zuerst, und dann von mehrern seiner Nachbeter, mit allerlei sophistischen Gründen vertheidigt worden ist. Ob nun gleich hier und da noch dergleichen Laute verhallen; so sind doch seit Pinto's Zeit die Begriffe von Vermögen und Kapital so aufgeklärt worden, daß nur noch die Unwissendsten dergleichen Sätze wiederholen können. Daß übrigens Staatsschuldscheine für den Eigenthümer derselben einen Werth haben, daß sie die Zirkulationsmittel vermehren und zu mancherlei nützlichen und vortheilhaften Anwendungen gebraucht werden können: wer wird dieses leugnen? aber vermehren sie deßwegen auch den Nationalreichthum? Es kann aber allerdings Fälle geben, wo der Staat seine Zuflucht zum Schuldenmachen nehmen muß. Es kann Fälle geben, wo es sogar dann rathsam ist, Schulden zu machen, wenn er die nöthigen Summen aus andern Quellen sich schaffen könnte, oder wenn ihn die Noth noch nicht sehr dazu drängt, als: wenn er fürchten muß, sein Volk zu hart anzugreifen, wenn er ihm die Summen, die er bedarf, durch Kontributionen oder Abgaben abnehmen müßte, wenn der Nahrungsstand dadurch zu sehr geschwächt, und das Stammvermögen zu sehr vermindert werden möchte. Wenn die Vorsicht verlangt, sich zum Voraus mit den gehörigen Geldmitteln zu versehen. Selbst wenn der Staat einen Schatz besitzt, der zu mehreren Feldzügen zureicht, wird es doch öfters die Vorsicht erfordern, frühzeitig Anstalten zu Anleihen zu treffen, um sich auf den Nothfall für alle Fälle mit Gelde zu versehen. Denn gerade, wenn es bekannt ist, daß es dem Staate gar nicht an Geld fehlt und er nicht pressirt ist, sondern es Zeit damit hat, kann er zu den leichtesten und bequemsten Bedingungen Schulden kontrahiren. Auch kann zuweilen die Staatsklugheit rathen, sich der Kapitale zum Voraus zu bemächtigen, um dem Feinde die Anleihen zu erschweren, oder gar unmöglich zu machen. Die Methoden aber, wie ein Staat Schulden machen kann, sind sehr verschieden, und müssen sämmtlich nach ihren Vortheilen und Nachtheilen erwogen werden. Es kann nämlich der Staat seine laufenden Zahlungen einstellen, und die laufende Einnahme einstweilen zu Bestreitung der Nothausgaben verwenden; er kann Kreditzettel bezahlen; er kann die Gelder der Banken oder anderer öffentlichen Geldinstitute an sich ziehen; er kann Papiergeld im Lande ausgeben; er kann künftig eingehende Gelder anticipiren, und dafür Scheine auf seine Kassen ausstellen; er kann Anleihen machen, es sey auf spezielle Sicherheiten, oder auf den bloßen Staatskredit. Hierzu kann er vielerlei Formen errichten, als: in Ansehung der Art sie zu bewirken: — gezwungene oder freiwillige (patriotische oder interessirte) Anleihen — in der Form von Leibrenten, Tontinen, Annuitäten, Lotterien u. s. w.; in Ansehung der Bedingungen der Rückzahlung: — Rückzahlung der ganzen Schuld zu einer bestimmten Zeit — terminweise — unbestimmte Rückzahlung des Kapitals und bloße Sicherung der Zinsen — Rentenverkauf; in Ansehung der Versicherungsmittel der Gläubiger für Zinsen und Kapital: — Ausstellung von Staatsobligationen und Zinskoupons — bloße Eintragung in das Staatsschuldenbuch u. s. w. Eine der schlechtesten Arten, Schulden zu machen, wo nicht die allerschlechteste, ist wohl die, wenn der Staat seine regelmäßigen Zahlungen unterbricht, um das dazu bestimmte Geld zu den vorkommenden Nothausgaben zu verwenden. Denn verletzt er dadurch schon seine Verbindlichkeiten und schwächt also seinen Kredit; setzt er dadurch viele, welche auf den Eingang der Gelder von ihm rechneten, in die peinlichsten Verlegenheiten und Noth; berechtigt er sie dadurch gewissermaßen,

auch ihre Verbindlichkeiten nicht zu halten, und zwingt sie sogar dazu, indem man ihnen selbst die Mittel dazu entzieht. Dadurch aber verbreitet sich der Bruch der Zahlungsverbindlichkeiten um so weiter, je größer die Summe ist, welche der Staat auf die Weise zurückhält, und es entsteht die größte Verwirrung und Unordnung in dem Verkehr. — Eine Regierung muß daher entweder ohne alle Einsicht, oder schon ganz kreditlos seyn, wenn sie zu diesem höchst verderblichen Mittel, sich in der Noth zu helfen, ihre Zuflucht nimmt. Die Finanzpolitik verbietet es eben so unbedingt, als die Gerechtigkeit.

Staatsverbrechen s. Criminalrecht.

Staatsverfassung oder Gestalt eines Staates (constitutio s. forma civitatis) ist die Art und Weise, wie die höchste Gewalt in einer bürgerlichen Gesellschaft theils dargestellt, theils ausgeübt wird. Auf der Darstellungeart beruht die Herrschaftsform (forma principatus), auf der Ausübungsart die Regierungsform (forma regiminis). Jene ist die äußere, diese die innere Staatsform. Wieferne der bürgerliche Vertrag, in seiner Vollständigkeit gedacht, sich auch auf die gesammte (innere und äußere) Staatsform bezieht, heißt er der Verfassungsvertrag (contractus constitutionalis) und die einzelnen darauf sich beziehenden Bestimmungen die positiven Staatsgrundgesetze (leges civitatis fundamentales), weil sie die gesetzliche Basis von dem positiven Rechtsverhältnisse zwischen Regent und Volk in einem Staate sind. Da kein Staat in der Welt ohne irgend eine Verfassung, sey es auch noch so roh und unvollkommen, bestehen kann, so ist es ungereimt zu sagen, dieser oder jener Staat habe gar keine Verfassung. Es kann ihm nur eine bestimmte Art der Verfassung z. B. die repräsentative fehlen, wie einem Gebäude die ästhetische Form eines schönen Pallastes oder Tempels fehlen kann, ob es gleich irgend eine architektonische Form haben muß. Da ferner die Verfassung mit dem Staate selbst entsteht und sich fortbildet, so läßt sich der Ursprung der Verfassung oft eben so wenig historisch nachweisen, als der Ursprung des Staats. Daß aber zur rechtlichen Beurtheilung der Staatsverfassung oder Staatsform es eben so nothwendig sey, die Idee eines Vertrags zum Grunde zu legen, wie zur rechtlichen Beurtheilung des Staates selbst, erhellet eben daraus, daß ein Staat ohne Verfassung nicht bestehen und also auch der bürgerliche Vertrag in seiner Vollständigkeit gar nicht gedacht werden kann, ohne ihn zugleich als Verfassungsvertrag zu denken. Dieser Vertrag kann aber eben sowohl als jener durch die That selbst oder faktisch abgeschlossen seyn, ohne vorgängige Berathung und Verhandlung. Darum ist es auch nicht nothwendig, daß derselbe förmlich aufgeschrieben und in einer besonderen Verfassungsurkunde (magna charta, charte constitutionelle) niedergelegt sey. In Ansehung der Herrschaftsform — Archie — kann der Staat entweder eine monarchische oder eine polyarchische Verfassung haben, je nachdem die höchste Gewalt entweder von Einem oder von Mehreren, d. h. entweder von einer physischen oder von einer moralischen Person dargestellt wird. In Ansehung der Regierungsform — Kratie aber — kann der Staat entweder eine autokratische oder eine synkrat. Verfassung haben, je nachdem die höchste Gewalt von der sich darstellenden (physischen oder moralischen) Person entweder ganz und allein ausgeübt wird, oder das Volk durch gewisse Stellvertreter — Repräsentanten — bei Ausübung der höchsten Gewalt mitwirkt, mithin jene Volksvertreter an gewissen Zweigen dieser Gewalt Theil nehmen. Es können daher sowohl die Monarchien als die Polyarchien entweder als Autokratien oder als Synkratien erscheinen und diese Formen sich wechselseitig durchdringen, so daß es überhaupt betrachtet, nur vier Grundformen des Staates oder vierterlei Staatsverfassungen gibt, nämlich: 1. die autokratische Monarchie, 2. die autokratische Polyarchie, 3. die synkratische Monarchie, und 4. die synkra-

tische Polyarchie. Der Rechtsidee entspricht aber nur der Synkratismus genügend. Die gewöhnliche Eintheilung der Staatsformen in die Monarchie, Aristokratie und Demokratie ist zwar sehr alt; denn man findet sie schon bei Aristoteles in seiner Politik. Gleichwohl ist sie der Sache nicht angemessen, weil dabei auf den wichtigen Unterschied der Herrschafts- und Regierungsform keine Rücksicht genommen wird. Denn bei der Monarchie bleibt es völlig unbestimmt, ob sie autokratisch oder synkratisch sey, worauf doch so viel ankommt, weil in der autokratischen Monarchie (der Monokratie) der Alleinherrscher mit unumschränkter Willkür regiert, in der synkratischen aber nicht. Die Aristokratie und Demokratie aber sind autokratische Poliarchien. Denn in jener regiert die Gesammtheit der vornehmen und reichen Bürger (der Optimaten oder Patricier), in dieser die Gesammtheit der freien und stimmfähigen Bürger (sie mögen Patricier oder Plebejer seyn), in beiden Fällen aber mit unumschränkter Willkür, so daß jeder einzelne Bürger und alle übrigen Glieder der Bürgergesellschaft unbedingt dem Willen der Herrschenden unterworfen sind. Es gab aber im Alterthume überhaupt keine synkratische (stellvertretende oder repräsentative) Verfassung, sondern die Monarchien der Alten waren Monokratien, und ihre sogenannten Republiken oder Freistaaten waren entweder Aristokratien oder Demokratien oder auch wohl Mischlinge von beiden, wo das aristokratische und das demokratische Princip mit einander kämpften und bald dieses bald jenes siegte. In allen aber herrschte keine wahre bürgerliche Freiheit, selbst in den Demokratien nicht, weil hier entweder der Pöbel als der schlechtere Theil des Volkes den besseren oder einzelne Demagogen das ganze Volk willkürlich regierten, mithin die wahre Freiheit unterdrückten. Daher verwandelten sich jene Demokratien bald in Ochlokratien bald in Monokratien. Erst in den neueren christlichen Staaten bildeten sich mittelst der sogenannten Stände oder Landstände synkratische Verfassungen. Denn diese Stände bekamen bald ein Recht der Mitwirkung bei Ausübung der höchsten Gewalt, so daß die Herrscher sie nicht mehr allein und ganz (autokratisch) ausübten. Diese Stände vertraten also die Stelle des Volkes, oder repräsentirten dasselbe in den Augen des Staatsoberhauptes, obwohl freilich unvollkommen und bald mit mehr bald mit weniger Ansehen und Wirksamkeit. Daher sind ständische Verfassungen nichts anderes als eine Art der stellvertretenden Staatsform, indem sich mehrere Repräsentationsweisen oder Arten der Volksvertretung denken lassen. Die beste oder vollkommenste Staatsverfassung ist eigentlich ein Ideal, dessen Verwirklichung in keinem Zeitpunkte möglich ist, weil sie von empirischen Bedingungen abhängt, die man nicht beliebig abändern kann. Daher ist das relativ (d. h. unter gegebenen Bedingungen) Beste nicht auch das absolut (d. h. an sich) Beste. Insonderheit kommt bei Beurtheilung der Güte oder Vollkommenheit einer Verfassung sehr viel auf die Lage und Bildung eines Volkes an. Ein Volk, das sich noch im Zustande halbthierischer Roheit befindet, bedarf auch noch der Zuchtruthe des Autokratismus; denn es ist noch politisch unmündig und muß erst zur bürgerlichen Ordnung erzogen werden. Ein durch Wissenschaft und Kunst, durch Sitte und Gewerbthätigkeit gebildetes Volk hingegen bedarf einer freieren Verfassung, weil es ein lebendigeres Bewußtseyn seiner Rechte erlangt hat und dadurch zur politischen Mündigkeit heran gereift ist. Es will also synkratisch regiert seyn; denn nur eine synkratische Verfassung gewährt dem Volke jene dauerhafte Bürgschaft für die Achtung seiner Rechte von Seiten des Regenten, welche das Volk zu fordern befugt ist. Auch der beste Regent, dessen Wille einzig auf das Wohl seines Volkes gerichtet ist, ist seinem Volke eine solche Bürgschaft schuldig und muß selbst wünschen, sie seinem Volke in einer synkratischen Verfassung zu geben, wenn dergleichen

noch nicht vorhanden wäre. Denn sein persönlicher Charakter kann doch nur für seine Regierung, aber nicht einmal für die nächste, geschweige für alle folgenden bürgen, da alle Geschichtbücher lehren, daß auf gute Regenten oft sehr schlechte gefolgt sind, und zwar um so schlechtere, je leichter die Autokratie in Despotie, d. h. in Alleinherrschaft der Willkür ausarten kann. Denn den Autokraten beschränkt eigentlich nichts, sobald er die höchste Gewalt zur Unterdrückung der Volksrechte mißbrauchen will. Die Furcht vor der öffentlichen Meinung oder vor dem Urtheile der Mit- und Nachwelt ist gar kein Gegengewicht. Denn wie leicht setzt sich ein herrischer Wille (besonders wenn er noch obendrein die von Schmeichlern absichtlich genährte Einbildung hegt, daß man seine großen und guten Zwecke verkenne) über jenes Urtheil hinweg, und wie viel Mittel gibt es nicht, die öffentliche Meinung zu bestechen oder irre zu führen. Auch fehlt es derselben in despotisch regierten Staaten an dem Mittel sich zu äußern, nämlich an Preßfreiheit. Noch weniger aber kann die Furcht vor einer möglichen Erhebung des Volks gegen zu fühlbare Unterdrückung seiner Rechte einen Despoten zügeln. Denn ein Despot glaubt immer, einer solchen Erhebung vorbeugen zu können; und in der That hat er auch Mittel genug dazu in den Händen, besonders wenn er über ein ihm ergebenes stehendes Heer gebietet. Auch muß der Druck schon sehr fühlbar, er muß ganz unerträglich werden, wenn das Volk zu diesem äußersten, über alle Berechnung hinausliegenden Mittel, seine Rechte zu bewahren, greifen soll, weil es dadurch in offenbare Anarchie versinkt, die eben so schlimm ist, als Despotie. Die synkratische Verfassung aber soll eben diesen beiden Extremen vorbeugen, indem sie dem Volke das Recht der Mitwirkung bei Ausübung der höchsten Gewalt gibt. Es soll aber nicht unmittelbar mitwirken, sondern nur mittelbar, d. h. durch seine Stellvertreter oder Repräsentanten. Daher ist die synkratische Verfassung nothwendiger Weise stellvertretend oder repräsentativ. Die Volksvertreter sollen nämlich mitwirken theils bei der Gesetzgebung, so daß ohne deren Einwilligung kein Gesetz gegeben werden darf, weil das Gesetz ein Ausdruck des gemeinsamen Willens seyn soll, das einseitige und eigenmächtige Gebot eines Autokraten aber dafür nicht gelten kann, theils bei der Besteuerung, so daß ohne dieselbe Einwilligung keine Steuer ausgeschrieben werden darf, weil jede Steuer vom Privateigenthume der Bürger genommen wird, mithin nicht einseitig und eigenmächtig genommen werden kann, ohne jenes Eigenthum zu verletzen. Es erhellet aber hieraus zugleich, daß die Repräsentanten des Volks in einer synkratischen oder stellvertretenden Verfassung nicht bloß eine berathende Stimme (votum consultatium) sondern auch eine entscheidende (votum decisivum) haben müssen, wenn sie nicht bloße Figuranten auf der politischen Bühne seyn sollen. Denn außerdem ist der Autokratismus nur durch synkratische Formen verschleiert, weil er ja immer vom Regenten abhinge, ob er dem guten Rathe der Volksvertreter folgen wollte oder nicht. Dagegen muß dem Regenten die Vollziehungsgewalt ungeschmälert zukommen, weil sonst die höchste Gewalt als vollziehende nicht ausdrücklich genug wirken könnte. Es liegt aber in der Idee einer guten oder vollkommenen Staatsverfassung, daß zu gleicher Zeit die nachdrücklichste Wirksamkeit der höchsten Gewalt und die freieste Thätigkeit der Bürger im Staate vorhanden sey. Die Vereinigung dieser beiden Momente ist eben das Schwierige in der Realisirung jener Idee. Da aber die Vernunft jene Idee unleugbar aufstellt und überall im Praktischen nach dem Idealen, also nach dem Besten und Vollkommensten, zu streben gebietet: so ist es auch eine unabweisliche Forderung derselben, daß der Staat nach einer Verfassung strebe, die jener Idee möglichst entspreche, mithin sich ihr wenigstens allmählig annähere. Daher kann es auch keine durchaus bestimmte Ver-

fassung eines Staats für ewige Zeiten geben, sondern es werden von Zeit zu Zeit Reformen nöthig seyn, um dadurch allen Revolutionen, wodurch die Verfassung plötzlich und gewaltsam umgekehrt, mithin ein, wenn auch nur kurze Zeit dauernder, anarchischer Zustand herbeigeführt wird, vorzubeugen. Jene Reformen werden aber nicht bloß die Verfassung, sondern auch die Verwaltung des Staats treffen müssen. Denn es ist unleugbar, daß eine gute Verfassung, ob sie gleich für den Staat eben so wichtig und wesentlich ist, als eine gute Leibesconstitution für den einzelnen Bürger, doch nicht alles allein leisten kann, sondern auch eine gute Verwaltung mit ihr in Verbindung treten muß. Denn wie eine gute Verwaltung manchen Fehler der Verfassung vergüten kann, so kann auch eine schlechte Verwaltung das Gute der Verfassung verkümmern. Daraus folgt aber nicht, daß es nach dem bekannten Ausspruche von Pope thöricht sey, über eine gute Verfassung zu disputiren, weil es nur auf eine gute Verwaltung ankomme. Vielmehr liegt eben das mit in der Idee einer guten Verfassung, daß sie eine gute Verwaltung herbeiführe, wenigstens keine schlechte überhand nehmen lasse. — Uebrigens ist es Sache der Politik als Staatsklugheitslehre, die Züge einer guten Verfassung weiter auszuführen. Die Staatsrechtslehre hat es bloß mit der rechtlichen Grundlage derselben zu thun. Wir lassen uns daher auch nicht weiter auf die Fragen ein, ob die synkratische Verfassung monarchisch oder polyarchische seyn, und ob die Monarchen und Polyarchen durch Erblichkeit oder durch Wahl bestimmt werden sollen, deßgleichen ob die Volksvertreter bloß gewählt oder theils wählbar theils erblich, und in einer oder in zwei sogenannten Kammern (einem Oberhause mit erblichen, und einem Unterhause mit erwählten Repräsentanten) wirksam seyn sollen. Denn all diese Fragen liegen über die Grenzen eines Artikels im Conversations-Lexikon hinaus.

Staatswirthschaft, s. Nationalökonomie.

Staatswissenschaften zerfallen in philosophische und in geschichtliche, wovon die ersten lehren, wie, nach den ewig gültigen Forderungen der Vernunft, Recht und Wohlfahrt verwirklicht werden sollen und können; die zweiten aber durch Thatsachen nachweisen, ob und wie Recht und Wohlfahrt in den vormals bestandenen und noch bestehenden Staaten verwirklicht wurden und gegenwärtig verwirklicht werden. Die Grundlage der gesammten Staatswissenschaften bilden das Natur- und Völkerrecht und die Volkswirthschaftslehre. Genauer genommen muß man das Gesammtgebiet der Staatswissenschaften eintheilen; — 1) in rein philosophische: Natur- und Völkerrecht; Staats- und Staatenrecht; Volkswirthschaftslehre; 2) in rein geschichtliche: Geschichte des europ. Staatensystems; Staatenkunde (Statistik); positives öffentliches Staatsrecht; praktisches Völkerrecht; Diplomatie; Staatspraxis; 3) in gemischte: Staatskunst (Politik); Staatswirthschaftslehre und Finanzwissenschaft; Polizeiwissenschaft. Für den öffentlichen Vortrag, sowie für das Selbststudium folgen sie in nachstehender Ordnung am besten aufeinander: 1) Natur- und Völkerrecht; Staats- und Staatenrecht; 3) Volkswirthsschaftslehre; 4) Staatswirthschaftslehre mit Finanzwissenschaft; 5) Polizeiwissenschaft; 6) Staatskunst; 7) Gesch. des europ. Staatensystems aus dem Standpunkt der Politik; 8) Staatenkunde; 9) positives öffentliches Staatsrecht; 10) praktisches (sogen. europ.) Völkerrecht; 11) Diplomatie; 12) Staatspraxis (Lehre von den Staatsgeschäften). (Vergl. d. bes. Art.) Systematische Werke über die Staatswissenschaften besitzen wir von Real, Chr. D. Voß, K. H. L. Pölitz, K. G. Rössig, A. Lips, v. Jakob, u. m. A.

Staatszweck. Der Materie nach bestehen die Staatszwecke darin: 1. daß das Recht unter den Staatsgenossen herrschend gemacht werde; 2. daß

ffentliche Sicherheit und gemeinsame Wohlfahrt sowohl in den innern als
n den äußern Verhältnissen des Staats vorhanden sey. Einige glauben,
aß nur dasjenige Staatsbedürfniß sey, was zur Erhaltung der öffentlichen
Sicherheit und zum Schutz des Rechtszustandes nothwendig ist; allein ohne
inreichenden Grund. Denn alles, was ein Volk sich nach der Vernunft
um Zwecke machen und durch isolirte Privatkräfte nicht erreicht werden kann,
st Staatszweck, und daß dieser erreicht werde, ist Staatsbedürfniß. War-
im sollte ein ganzes Volk nicht eben so gut wollen dürfen, daß allgemeine
Kultur- und Bildungsanstalten vorhanden sind, daß Nationaldenkmäler ge-
tiftet, Communikationsmittel für den Verkehr ꝛc. gebildet werden, wenn
lles dieses allein oder doch vorzüglich von den vereinten Kräften des Staats
u Stande gebracht werden kann? — Das allgemeine Princip, wodurch
ie Staatsbedürfnisse bestimmt werden, kann daher so ausgedrückt werden:
lle Zwecke, welche die Vernunft für gemeinsame oder allgemein wünschens-
werthe Zwecke eines Volks erklärt, und die zugleich von der Beschaffenheit
ind, daß sie durch Privatkräfte entweder gar nicht, oder doch nicht so leicht
und so wohlfeil erreicht werden können, als es durch den Staat geschehen
kann, sind öffentliche oder Staatszwecke und daß dergleichen befördert werden,
ist Staatsbedürfniß. Wenn die frühern Schriftsteller den Zweck des Staats
im Allgemeinen durch Gemeinwohl oder allgemeine Glückseligkeit (salus
publica, common wealth etc.) bezeichneten; so hatten sie den Punkt
wohl besser getroffen, als einige neuere Kritiker meinen, die, anstatt diesem
Ausdrucke den richtigen und bestimmten Begriff unterzulegen, welchen er
zuläßt, und der dadurch wirklich angedeutet werden sollte, dessen Sinn so
lange verdrehen, bis sie ihn in Unsinn verwandelt haben. Schon in der
Bestimmung, daß das Wohl, welches der Staat bezweckt, Gemeinwohl,
allgemeine Glückseligkeit seyn soll, liegt es, daß weder ein partielles Wohl
einzelner Stände auf Kosten des Wohls der übrigen, noch eine aufgedrun-
gene, nach subjektiven Begriffen gemodelte Glückseligkeit damit gemeint
seyn könne. Die oben gegebene Bezeichnung des Staatszwecks verwirft
daher den ältern Begriff davon nicht, sondern berichtigt ihn bloß durch Ent-
fernung jedes Ausdrucks, der Mißverstand erzeugen könnte.

Städel (Johann Friedrich), Banquier und Mitglied des Bürgerkollegs zu Frankfurt a. M., geb. daselbst 1728, gest. 1816, hochverdient um seine Vaterstadt durch eine wahrhaft fürstliche Stiftung, indem er in seinem Testamente ein mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Gl. dotirtes Kunstinstitut stiftete, worin Gemälde, Kupferstiche ꝛc. Künstlern und Kunstfreunden an bestimmten Tagen zum Gebrauche, auch zum Kopieren frei und unentgeldlich offen stehen. Die Oelgemälde und Kupferstiche so wie die Handzeichnungen dieser Sammlung sind nach Schulen geordnet, und werden durch Ankauf und Austausch stets vermehrt. Auch besitzt das städelsche Institut einige Antiken, Bronzen, Schnitzwerke, Gipsabgüsse vorzüglicher Antiken von Rom und Florenz, von den alten Skulpturen des Parthenon zu Athen und des Apollotempels zu Phigalia. Endlich ist mit dem Ganzen eine Bibliothek verbunden, reich an Werken über die Kunst. Da das Institut nicht allein die Verbreitung der Kunstkenntniß im Allgemeinen, sondern auch die Bildung einheimischer Künstler und Handwerker bezweckt, so sollen Söhne unbemittelter frankf. Bürger, die sich den Künsten, besonders dem Architekturfache widmen wollen, in allen dahin einschlagenden Wissenschaften und Kunstübungen unentgeldlich unterrichtet und bei erprobter Fähigkeit auch in der Fremde unterstützt werden. Die Verwaltung dieses Kunstmuseums ward bald nach dem Tode des Stifters von den auswärtigen Intestaterben desselben in einen Prozeß verwickelt, indem letztere das Testament als nichtig angriffen. Unseres Wissens nach ist derselbe noch nicht beendigt. Es sind in dieser

Sache einige Schriften für und wider erschienen. Eine Beschreibung des städelschen Instituts hat C. Fr. Starck 1823 zu Frankfurt herausgegeben.

Stadion (Joh. Phil. Graf v.), ein ausgezeichneter östreich. Staatsmann, entsprossen aus einem alten Geschlecht in Hohenrhätien, ward 1768 zu Mainz geboren. Nach beendigten Studien widmete er sich der Diplomatie, und ward 1787 zum Gesandten in Schweden ernannt. Als Leopold II. den Thron bestieg, erhielt Stadion den Gesandtschaftsposten in London, verließ ihn aber bald, um auf seinen Gütern in Schwaben als Privatmann zu leben. Zum Gesandten am preußischen Hofe ernannt, begab er sich 1805 nach Petersburg, um einen Allianztraktat mit Rußland abzuschließen. Nach dem Frieden von Presburg erhielt er das Ministerium des Auswärtigen und blieb auf diesem Posten bis 1809, wo Graf Metternich ihn ersetzte. Auf Stadions Anrathen ward der Krieg gegen Frankreich unternommen, der einen so unglücklichen Ausgang für Oestreich hatte. Er zog sich jetzt auf seine Güter in Böhmen zurück. 1813 trat Graf Stadion aus seiner Verborgenheit hervor, und ging nach der Schlacht von Lützen als Gesandter des Kaisers zu den verbündeten Monarchen. Später befand er sich bei den Unterhandlungen zu Frankfurt, bei dem Congresse zu Chatillon und dem Friedensschlusse zu Paris. 1815 erhielt er das Ministerium der Finanzen, und es ist bekannt, daß unter seiner Verwaltung der Kredit der Monarchie sich wieder belebte. Gleichzeitig protestirte er, in seiner Eigenschaft als mediatisirter Reichsstand, gegen die Beschlüsse des Bundestages. 1818 befand er sich auf dem Congresse zu Aachen. Seitdem zog er sich von den Geschäften zurück. Er starb 1824 zu Baden bei Wien.

Stadium, ein bekanntes Längenmaß der Alten, enthielt 600 Fuß. Da aber die Füße verschieden waren, so waren es auch die Stadien, unter denen folgende die wichtigsten sind: 1) das kleine oder das Stadium des Aristoteles ($77\frac{3}{3}$ auf die geogr. Meile); 2) das St. des Kleomedes (55,65 auf die g. M.); 3) das pythische oder delphische (51,18 auf die g. M.); 4) das St. des Eratosthenes (46,57 auf die g. M.); 5) das St. des Herodot oder das nautische, auch persische (44,46 auf die g. M.); 6) das griechisch-olympische (40,4 auf die g. M.); 7) das philetrische (ungefähr $35\frac{1}{2}$ auf die g. M.); 8) das große St., auch das ägyptische oder das alexandrinische genannt (33,39 auf die g. M.). — Manche Gelehrte nehmen jedoch nur ein Stadium an. Das Längenmaß Stadium gab bei den Griechen auch den zum Wettlaufen eingerichteten Rennbahnen den Namen Stadium, weil sie gewöhnlich das Maß desselben hatten; oder richtiger das Längenmaß entstand und wurde benannt nach solchen Rennbahnen. Man fand sie bei jedem Gymnasium. Das Wesentliche derselben war ein länglicher, ebener Platz, mit zwei parallelen Seiten und an dem einen Ende mit einem Halbzirkel geschlossen, an dem andern aber offen. An den drei verschlossenen Seiten erhoben sich stufenweise übereinander Sitze für die Zuschauer.

Stadt, eine Gemeinheit, welche vorzugsweise vor den Dorf- und Fleckenbewohnern das Recht hat, jede bürgerliche Nahrung, d. h. Handel, Manufakturen, Fabriken und Handwerke, zunftmäßig zu treiben, und welche unter der Aufsicht eines ordentlichen Stadtmagistrats steht. Die Städte bildeten den Stammsitz der bürgerlichen Ordnung, des Handels und der Civilisation; und wurden dadurch die Wiege der bürgerlichen Freiheit und der menschlichen Kultur, nahmen aber zugleich mit der Kunst des Nützlichen und des Schönen die Künste der Ueppigkeit, und mit dem Tempeldienste des Wahren und Heiligen, die Knechtschaft der Selbstsucht und des Lasters in ihrem Schoße auf. Von einzelnen Familien, die unter der Anführung und Leitung des gemeinschaftlichen Familienvaters als Stammoberhaupt standen, ging die erste gesellige Verbindung auf dem Erdboden

aus. Verbreiteten sich die Stämme in einer Ebene neben einander; veranlaßte sie die Fruchtbarkeit des Bodens zur Errichtung fester Wohnsitze; gaben ihnen Ackerbau und Viehzucht bald reichliche Nahrung und Ueberfluß, und traten sie unter sich und mit andern benachbarten Stämmen über den Ueberfluß der Früchte des Bodens in Tauschhandel; so bildete sich auch die erste Grundlage des Städtelebens; denn bald mußte man die zerstreut liegenden Wohnungen, in denen man seinen Ueberfluß aufbewahrte, vor fremden herumziehenden Horden durch eine Mauerumgebung sichern. Dieß gab auch Anlaß zu regelmäßigeren Einrichtungen ihrer Verfassungen. Aus den Städten entstanden nun die ersten Staaten des Alterthums, deren Ursprung größtentheils republikanisch war; und wo diese auch später die monarchische Form annahmen, behielten die Städte doch meistens eine nach dem Muster der Freistaaten geformte Komunalverfassung. Nach den mosaischen Schriften erbaute Nimrod drei Städte, unter denen Babylon die berühmteste ward. Die Aegypter hielten ihre Stadt Diospolis (Theben) für älter als alle griechischen. In Phönizien waren die ältesten Städte: Sydon und Tyrus. Sie gründeten frühe Pflanzstädte in der Mitte der afrikanischen Nordküste, Utika, Karthago, Adrumetum; auf der hisp. Halbinsel Gades u. v. a. Die von Cekrops (1582 v. Chr.) erbaute Stadt Cekropia (später Athen) war die älteste Stadt Griechenlands. In diesem Lande erblicken wir jede Stadt als einen Freistaat; weil einerseits die ursprünglichen Gemeinden ihre Selbstständigkeit lange gegen äußere Anmaßung behaupteten, andererseits aber jede ausgeschickte Kolonie, also fast jede neugegründete Stadt wieder zum eigenen Staate wurde. Wie schon früher der phönizische Städtebund, aus Tyrus, Sidon u. a. bestehend, bildeten sich später in Griechenland ähnliche Verbindungen, wie der achäische und der ätolische Städtebund, um ihre Selbstständigkeit gegen die Uebermacht der Mazedonier u. A. zu behaupten. Auch unter dem mildern Himmel Italiens wurden frühe viele Städte erbaut. Als die Römer unter Augustus in Germanien eindrangen, gründeten sie hier mehrere Pflanzstädte, z. B. Augusta Vindelicorum Augsburg), Drusomagus (Memingen), Colonia Agrippina (Köln) u. a. Die deutschen Städte entstanden, wie die in mehrern andern Ländern, einerseits aus den uralten Römerstädten (civitates), andererseits aus den Villen villae). Dieser Unterschied erhält sich noch in Spanien in der Bezeichnung ciudad und villa. Heinrich der Erste, der Vogler, hat bloß schon vorhandene, bequeme gelegene Oerter befestigt, unter denen der Historiker Ditmar Mersburg, Quedelinburg, Meißen, Soest, außer mehreren andern namentlich anführt. Heinrich verlegte alle Volksfeste in die Städte, denen er außerdem viele Vorrechte einräumte, um die Deutschen, welche bis dahin den Aufenthalt in den Städten nicht liebten, zum Wohnen in denselben anzureizen. In vielen Städten befanden sich Burgen; der vom Kaiser angestellte Vertheidiger derselben hieß Burggraf; die Einw. in ihren Ringmauern Bürger, die in der Folge den Bürgerstand bildeten. In der Zeit der salis. Kaiser machte bei den Deutschen der Sinn fürs städtische Leben bedeutende Fortschritte, so daß der freie städtische Bürger bald, nach seiner Gewerbsthätigkeit und der freien geistigen Entwickelung im scharfen Gegensatze gegen den leibeignen Bewohner des Flachlandes erschien. Im 11.—12. Jahrh. erhoben sich die größern lombardischen Städte durch ihren Handel und Gewerbfleiß zu einer hohen Blüthe, und die Politik der Kaiser aus dem sächs. Hause beförderte, ihre Selbstständigkeit, um in ihnen ein Gegengewicht gegen die Fürsten Italiens, die nur mit Widerwillen die Herrschaft der Deutschen ertrugen, zu haben. Dadurch erhielten diese Städte Gelegenheit, sich eine freie Verfassung zu geben. Der Streit zwischen den Kaisern und Päpsten benutzten sie zur Erwerbung neuer Rechte, und schlossen endlich unter sich ein Bündniß, zur

Behauptung ihrer Freiheit gegen den Kaiser Friedrich den Ersten. Vergebens zerstörte dieser das stolze Mailand; es erhob sich bald wieder verjüngt aus seinen Trümmern, und die lombardischen Städte zwangen in Verbindung mit dem Papste den Kaiser zu Kostnitz (1185), einen sehr nachtheiligen Frieden mit ihnen zu schließen. Später kamen jedoch allmählig die lomb. Städte unter die Herrschaft einzelner Familien, und verloren ihre republikanische Verfassung. In Deutschland hatten sich zur Zeit des großen Interregnums (1256 — 72) die Städte ebenfalls zu einem bedeutenden Ansehen erhoben. Die Bürger hatten das Recht, Waffen zu tragen; und da in jenem Zeitalter kriegerische Ehre über Alles ging, die Städtebewohner auch häufige Kämpfe zu bestehen hatten, so übten sie sich in Friedenszeiten beinahe ununterbrochen in der Führung der Waffen, und gelangten dadurch zu einer Streitbarkeit, durch die sie oft unsterbliche Thaten vollbracht haben. Durch Außen- oder Pfahlbürger (freie Landleute, die das Bürgerrecht erwarben, aber auf dem Lande wohnten und nur zur Zeit eigener Gefahr, oder wenn ihre städtischen Mitbürger einen Angriff befürchteten, nach der Stadt zogen) wurden die Streitkräfte der Städte bedeutend vermehrt. Die Kreuzzüge veranlaßten einen ausgebreiteten Handel, der die Städte ausnehmend bereicherte. Die Kaiser begünstigten das Freiwerden der Städte, denn sie gewannen dadurch an Einkünften, und erhielten sehr oft bei ihren Fehden mit den aufgestandenen Großen einen wichtigen Beistand von den Reichsstädten. Doch die Fürsten benahmen sich bei jeder Gelegenheit feindselig gegen die Bürger, und besonders beeinträchtigten sie den Handel, den sie auf Land- und Wasserwegen mit unerschwinglichen Zöllen belegten. Dadurch entstanden die so berühmt gewordene Hansa (s. d. Art.) und der rheinische Städtebund, später auch der schwäbische Städtebund. Der zweite ward 1255 zu Mainz gestiftet und umfaßte 70 oberdeutsche und rheinische Städte; der letztere kam 1488 zu Stande (s. Landfrieden). Die großen Reichsstädte waren um diese Zeit die freigebigen Beförderer der Kunst, wie die bis auf uns gekommenen prachtvollen Ueberbleibsel beweisen. Die Gewerbe wurden als die reichsten und sichersten Einnahmequellen besonders begünstigt, und der Bürgerstand erscheint nunmehr als ein vollständig ausgebildetes, in sich abgeschlossenes Ganze, und im Besitz der größern Masse der Kenntnisse und des Reichthums. Die Sitten des Bürgerstandes waren verfeinert genug, daß die Fürsten und selbst der Kaiser sich gern in bürgerlichen Gesellschaften befanden. Nach und nach erlangten die Städte in allen gebildeten Reichen Europa's das Recht der Reichs- oder der Landstandschaft, und damit einen Antheil an der Regierung. Durch den westphälischen Frieden ward den deutschen Reichsfürsten die Landeshoheit zugesichert; und je höher ihr Ansehen stieg, desto tiefer sanken die Städte, die fast alle nach und nach unter die Herrschaft der benachbarten Fürsten kamen. Vergl. hierüber die Art. Freistädte und Reichsstädte. S. Eichhorn: Ueber den Ursprung der städt. Verf. in Deutschland. Insbesondere hat Rinderauer in seiner Schrift: Ueber Munizipal- und Gemeindewesen nach hist. Standpunkten (Münch. 1818) das Wesen der Stadtordnungen bei verschiedenen Völkern der Vor- und Mitwelt in geschichtlichen Umrissen dargestellt, und zugleich ihren Einfluß auf Einheit und Stärke des Staats, wie auf die Entwickelung des Volkscharakters gezeigt. Ueber die französ. Städteverfassung hat der Deputirte Du Vergier de Hauranne (Paris 1818) eine vorzügliche Schrift herausgegeben. Vergl. d. Art. Bürger und Bürgerrecht.

Stael-Holstein (Anne Louise Germaine Baronin von), geborne Necker, die geistreichste Frau unsres Zeitalters, und eine der größten Schriftstellerinnen aller Jahrhunderte, trat 1768 zu Paris ins Daseyn. Von der Natur mit den glänzendsten Anlagen ausgestattet, erhielt sie im

terlichen Hause, das besonders seit ihres Vaters Erhebung zum Finanzministeriums, durch ihre wissenschaftlich gebildete Mutter (vergl. über beide die Art. Necker), ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten Männer der Hauptstadt (Marmontel, Thomas, Raynal u. A.) war, eine treffliche Erziehung. Sie lernte mit angestrengtem Fleiße, und hörte in den häuslichen Zirkeln viele Unterredungen an, die über die Fassungskraft ihres Alters gingen. Die Aufmunterungen zum Reden, die das junge Mädchen von jenen Gelehrten erhielt, und die vielfachen Anregungen ihres Geistes hatten einen bedeutenden Einfluß auf die Richtung ihrer innern Thätigkeit; sie bildeten die seltene Unterhaltungsgabe, wodurch Frau v. Stael sich auszeichnete, aber auch den Hang zu auffallenden Meinungen. Schon früh übte sie sich in schriftlichen Arbeiten. Als 1781 ihres Vaters berühmten Bericht über den Staatshaushalt (Compte rendu) erschien, schrieb sie ohne ihren Namen einen Brief, welcher Neckers Aufmerksamkeit auf sich zog, der sogleich ihre Darstellungsweise darin erkannte. In ihrem 14. Jahre machte sie Auszüge aus Montesquieu's Werk über die Gesetze, mit eigenen Bemerkungen. 1785 schrieb sie drei Novellen die sie aber erst 1795 herausgab; 1786 — 88 das Lustspiel Sophie, zwei Tragödien, Jeanne Gray und Montmorency, und Epître aû malheur. 1789 erschienen ihre Briefe über Rousseau's Schriften und Charakter (Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau), wodurch ihr literarischer Ruf begründet wurde. 1786 verheirathete sie sich, aber nicht aus freier Wahl, mit dem Baron von Stael-Holstein, schwed. Gesandter in Paris, einem Manne von wackerer Gesinnung und edelm Benehmen, nur weit älter, als sie. Die Revolution, welche um diese Zeit ausbrach, hatte auf ihre Geistesrichtung und ihr Schicksal einen entscheidend wichtigen Einfluß. Obgleich sie nicht alle Grundsätze derselben billigte, entschied sie sich doch zu Gunsten der Freiheit, die so vieles versprach und leider wenig leistete. Während der Schreckensregierung gab sie eine Vertheidigung der Königin heraus, obwohl sie nie deren Gunst besessen hatte. Am 2. Sept., als die Sturmglocke zu Aufruhr und Mord rief, wollte sie Paris verlassen, aber vom empörten Pöbel aufgehalten, entging sie nur durch eine wunderbare Vereinigung rettender Umstände seiner Wuth und kam glücklich auf dem Landgute ihres Vaters an. Als Schweden die französ. Republik anerkannt hatte, ging ihr Gatte wieder als Gesandter nach Paris, und auch sie kam 1798 dahin zurück. Die ruhigere Verwaltung, die mit der Herrschaft des Direktoriums anhob, erlaubte ihr, Verbindungen anzuknüpfen, die sie benutzte, die Zurückberufung mehrerer Ausgewanderten zu bewirken. Barras ward ihr Beschützer, als die übrigen Direktoren Verfolgungen gegen sie verhängen wollten, und sie gewann selbst so viel Einfluß, daß Talleyrand, der 1796 aus seiner Verbannung in Amerika zurückkehrte, auf ihre nachdrückliche Empfehlung durch Barras zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. In dieser Zeit gab sie zwei politische Schriften: Réflexions sur la paix, adressée à M. Pitt et aux français und Réflexions sur la paix intérieure heraus, die in England großen Beifall fanden, obgleich die Verfasserin nicht bekannt war. 1796 erschien von ihr: De l'influence des passions sur le bonheur des individues et des nations (über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker), einen großen Reichthum tiefer und lichtvoller Gedanken enthaltend, aber die Ausführung des Gegenstandes nicht erschöpfend, und in der Anlage des Planes mangelhaft. Ihre häuslichen Verhältnisse nahmen um diese Zeit eine unglückliche Wendung. Die Verbindung mit einem Manne, der in seinen Neigungen ihr wenig glich, und in Hinsicht auf Geistesbildung weit unter ihr stand, war von Anfang an ziemlich kalt

gewesen. Endlich, als sie das Vermögen ihrer Kinder gegen den Einfluß seiner unbedachtsamen Freigebigkeit sichern zu müssen glaubte, kam es zu einer Trennung, die jedoch nicht lange dauerte; denn als er, von Altersschwäche und Kränklichkeit gebeugt, die Pflege der Seinigen brauchte, näherte sich Frau von Stael ihm wieder, und reiste 1798 mit ihm nach der Schweiz, aber er starb, ehe sie das Landgut ihres Vaters erreichte. Den Mann, der auf das Schicksal ihres spätern Lebens einen so feindselig störenden Einfluß hatte, Buonaparte, hatte sie kurz vorher zum ersten Male gesehen, als er nach dem Frieden von Campo Formio (1797) nach Paris zurückkehrte. Der Glanz des Ruhmes, der ihn umgab, hatte die Einbildungskraft der Franzosen lebhaft entzündet, und auch Frau von Stael näherte sich ihm mit einer verwundernden Bestürzung, wozu aber bald eine drückende Furcht sich gesellte. Die Gefahr, welche der Schweiz von Seite Frankreichs drohte, trieb sie aus Paris, und sie eilte zu ihrem Vater nach Coppet; bald nachher aber, als Genf mit Frankreich vereinigt wurde, kehrte sie nach Paris zurück, um die Ausstreichung ihres Vaters von der Liste der Ausgewanderten zu bewirken. Aber Frau von Stael wurde von Paris verbannt, unter dem Vorgeben, daß sie ihrem Vater für dessen Schrift: Letzte Ansichten über Politik und Finanzen, falsche Berichte über Frankreich mitgetheilt habe. Während der Verbannung lebte sie bei ihrem Vater in Coppet, meist aber auf Reisen, und nur ein Mal war sie seitdem, 1806, auf einige Tage heimlich in Paris. Ihr geistvolles Werk über das Verhältniß der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen (De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales, das zu Paris 1800, 2 Bd. 8. erschien, fand viele Widersacher, unter welchen Fontanes der scharfsinnigste und würdigste war, und allerdings hat sie den Einfluß der Literatur auf den Charakter und auf das Glück der Menschheit wohl überschätzt. In einem weitern Kreise verbreitete ihren Ruf der Roman: Delphine (1802, 3 Bde.), ihr treues Abbild, wie sie in ihrer Jugend war, die Schilderung eines durch Geist und Empfindung dem gewöhnlichen Maße entweichenden Wesens, das mit den beengenden Schranken der Sitte und des Geschlechts in einen unglücklichen Kampf geräth. Einige Zeit nach der Erscheinung dieses Werks (1803) machte sie ihre erste Reise nach Deutschland. Die Nachricht von der Krankheit ihres Vaters trieb sie bald zur Rückkehr, aber ehe sie die Schweiz erreichte, empfing sie (April 1804) die Todesbotschaft. Ihr Herz blieb bis zu ihrem letzten Augenblicke mit des Vaters verehrtem Bilde beschäftigt; sie hörte nicht auf, mit ihm zu leben und fühlte sich durch ihn beschützt, getröstet, durch seinen Beistand aufgerichtet. Die Stimmung, worein ihres Vaters Tod sie versetzte, entwickelte ihre Glaubensansichten, und machte die frommen Regungen ihres Gemüthes beständiger und lebhafter. In dieser Stimmung schrieb sie einen trefflichen Aufsatz über Necker's häusliches Leben, den sie der Sammlung seines Nachlasses (Manuscrits de M. Necker publiés par sa fille, 1805) vorsetzte. Um ihren Schmerz zu zerstreuen, reiste sie 1805 nach Italien. Seit dieser Zeit war A. W. Schlegel, den sie in Berlin kennen gelernt hatte, ihr beständiger Begleiter, und sein Umgang ist nicht ohne Einfluß auf ihre Geistesrichtung und ihre Ansichten, besonders über Kunst und deutsche Literatur, geblieben. Die Frucht ihrer Reise nach Italien war Corinna (Corinne ou l'Italie, Paris 1807, 2 Bde., 8. 6te Aufl. 1817. 3 Bde., 12. deutsch von Fr. Schlegel), das vollendetste, glänzendste ihrer Werke, besonders in Hinsicht auf Darstellung, ein Erzeugniß des Genius, worin ein Roman und ein reizendes Gemälde von Italien glücklich verschmolzen sind. 1810 ging Frau von Stael nach Wien, um neuen Stoff zu dem Werke zu sammeln, das sie schon auf ihrer ersten

Reise durch Deutschland entworfen hatte, einem Gemälde dieses Landes in Beziehung auf Sitten, Literatur und Philosophie. Die Censur hatte die Handschrift dieses Werkes mit ängstlicher Sorgfalt durchgesehen und viele Stellen weggestrichen; aber kaum war der Druck vollendet, als die ganze Auflage auf Befehl des damaligen Polizeiministers Savary weggenommen und sogleich vernichtet wurde. Erst zu Ende des J. 1813 erschien das Werk (3 Bände) unverstümmelt zu London, darauf 1814 auch zu Paris und in einer neuen Ausgabe zu Leipzig, letztere mit einer schätzbaren Einleitung von Villers. Es ist reich an scharfsinnigen, geistvollen Gedanken, enthält aber viele schiefe Ansichten und falsche Meinungen, einen auffallenden Mangel an Uebereinstimmung in den Grundsätzen. Frau von Stael ward nun härter verfolgt, und ihre Verweisung von Paris in eine Verbannung aus Frankreich verwandelt. Den Aufenthalt auf dem väterlichen Landgute, den man ihr gestattete, verschönerte eine neue Verbindung. Ein junger Offizier aus Südfrankreich, de Rocca, kam, durch Wunden geschwächt, aus Spanien zurück, wo er mit glänzender Tapferkeit gefochten hatte und lebte in Genf. Einige theilnehmende Worte, die Frau von Stael zu ihm sprach, machten einen tiefen Eindruck auf ihn und entflammten sein Herz und seine Einbildungskraft. Die neue Verbindung machte sie glücklich, wiewohl ihre Lage dadurch schwierig wurde, da sie die Bedingung festsetzte, ihre Ehe geheim zu halten. Im Frühlinge 1812 entschloß sie sich endlich zur Abreise aus der Schweiz, als man sie sogar mit Gefängniß bedrohte, wenn sie sich nur einen Tag von ihrer Wohnung entfernen würde. Sie eilte, von den französ. Heeren verfolgt, über Wien nach Moskau. Bei dem Vorrücken der Franzosen ging sie nach Petersburg, und bald darauf, im Herbste 1812, nach Stockholm. Hier erschien ihre kurz vorher vollendete Schrift über den Selbstmord (Réflexions sur le suicide), worin sie die Hülfsmittel aufzeigt, die Religion und Moral dem Unglücklichen darbieten, mit einer Widmung an den Kronprinzen von Schweden, der sie sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Im Anfange des folgenden Jahres ging sie nach England, wo sie großes Aufsehen machte. Sie war noch in London, als die Nachricht von dem Einzuge der Verbündeten in Paris ankam. Nach langer Verbannung, deren traurige Ereignisse sie in einer besondern Schrift (Dix années d'exil) theilweise erzählt hat, welche in der Sammlung ihrer Werke erscheint, landete sie 1814 zu Calais. Die fremden Fürsten empfingen sie mit hoher Auszeichnung. 1815, als Napoleon von Elba zurückkehrte, eilte sie nach Coppet. Er ließ sie nach Paris rufen, daß man sie bei dem neuen Verfassungswerke brauche, aber sie weigerte sich. Gleich nach des Königs Rückkehr erhielt Frau von Stael endlich durch Einschreibung in's große Buch Vergütung für die alte Schuld von zwei Millionen, die ihr Vater bei seinem Abschiede im öffentlichen Schatze zurückgelassen. In einem glücklichen häuslichen Kreise, an der Seite eines geliebten Gatten, eines trefflichen Sohnes und einer liebenswürdigen, höchst gebildeten Tochter, die mit einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten, dem Herzoge von Broglio, verbunden war, geachtet und gesucht von den geistreichsten Männern der Hauptstadt, lebte sie in Paris. Bis zu ihrer letzten Krankheit beschäftigte sie sich mit den Betrachtungen über die wichtigsten Ereignisse der französischen Staatsumwälzung (Mémoires et Considérations sur les principaux événemens de la révolution française, Paris 1819, 3 Bde., 8. Leipz. 1819, 3 Bde.), worin sie der Nachwelt ein kostbares Vermächtniß hinterlassen wollte. „Es ist die Frucht, welche die belehrendste Vergangenheit in einem, mit der Zukunft beschäftigten Geiste gereift hat." Wenn auch, nach ihrer Darstellung der öffentlichen Wirksamkeit ihres Vaters in diesem Werke, noch nicht alle

Zweifel eine befriedigende Lösung gefunden: so hat sie doch zu der gerechten Würdigung des edeln, viel verkannten Mannes mit siegreichen Gründen gezwungen. In ihrer Darstellung der Revolution hebt sich Buonaparte's Schilderung hervor, die zu den bedeutendsten gehört, was über den Außerordentlichen gesagt worden. Seit dem Anfange des J. 1817 kämpfte sie mit den schmerzlichen Leiden, wozu der Kummer während ihrer Verbannung, ihr langer Winteraufenthalt im Norden (1812), und der Schmerz über den Verlust eines geliebten Sohnes, der sie ein Jahr später traf, den Keim gelegt hatten. Die Krankheit nahm gegen den Sommer eine bedenkliche Wendung. Bis zu ihrem letzten Augenblicke behielt sie völlige Gemüthsruhe, und hoffnungsvoll waren ihre Gedanken auf die Wiedervereinigung mit ihrem Vater gerichtet. In den ersten Morgenstunden des 14. Juli 1817 aus tiefem Schlaf erwachend, erwiederte sie auf die Frage, ob sie schlafe, ihrer treuen Pflegerin: Schwer und tief: Es waren ihre letzten Worte. Ihr Tod erregte allgemeine Theilnahme und Trauer. Die Leiche ward einbalsamirt nach Coppet geführt, wo man sie in der Familiengruft, ihren Aeltern gegenüber, beisetzte. Eine geistvolle Schilderung der seltnen Frau gab uns die Frau Necker de Saussure in Genf, in der Notice sur le caractère et les écrits de Mad. de Staël. Frau von Stael, heißt es unter andern in dieser Schrift, zog unwiderstehlich an, und hatte sie anfangs in Erstaunen gesetzt, so wußte sie bald zu fesseln. Die Art von Kraft, die mißfällig seyn kann, war ihr nicht eigen; sie besaß eine verführerische Mischung von kräftiger Empfindung und Biegsamkeit des Charakters. Genie und Weiblichkeit waren innig in ihr vereint; wenn jenes durch sein Uebergewicht herrschte, so schien diese, bei ihrer regen Empfindsamkeit gegen Schmerz, sich zu unterwerfen, und zu der lebhaftesten Bewunderung gegen sie gesellte sich stets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang sie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendsten Aeußerungen seine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleiden eine rührende, siegreiche Beredsamkeit; aber es war auch die Qual ihres Lebens. Diese außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieses Feuer, die in ihren Schriften sich offenbaren, konnten durch ihre Lebensschicksale nicht ausgelöscht werden. Ihre Seele war, wenn ich so sagen darf, lebensvoller, als jede andre. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger in Hingebung, als zum Handeln, zuweilen auch fähiger zum Freudengenusse, aber auch empfänglicher für Leiden, und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geist war Schuld an ihren Leiden, und aus ihren hohen Einsichten hat sie nur Trost geschöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit sie die Seelen bewegte, was ihre eigne Seele erschütterte und ihre Ruhe zerstörte. Und diese Gabe, die erhabenste vielleicht von allen, diese Gabe, einzig in ihrer Verbindung mit andern eben so erstaunlichen, machte sie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau. Man sieht bei ihr bestimmt hervortreten, was in den meisten Seelen nur unbestimmt sich regt, weil sie nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geistesgaben außerordentlich war. Alles war eigenthümlich bei ihr, aber nichts Seltsames in ihrem Wesen. So wie auf ihre Urtheile, die sich in ihrer Aufrichtigkeit ungestüm äußerten, die öffentliche Meinung nie Einfluß gewann, eben so wenig wirkten in ihrem Innern Eigensinn und Laune darauf ein. Man wurde von ihr in ein dichterisches Gebiet eingeführt, in eine neue, und doch der wirklichen ähnliche Welt, wo alle Gegenstände, wenn auch größer und auffallender, wenn auch lebhafter gefärbt, doch in ihren gewöhnlichen Formen und Verhältnissen erschienen. In der wichtigsten Beziehung endlich, in Hinsicht auf die Religion, kann das Beispiel

der Frau von Stael auch belehrend seyn. Dieser selbstständige Geist, dieser Verstand, dem jedes Licht so willkommen war, überzeugte sich von Tage zu Tage mehr von den höhern Wahrheiten des Christenthums. Man könnte unter allen Schriftstellern Rousseau am ersten in Vergleichung mit ihr stellen, weil sich bei ihm dieselbe Vereinigung von Geisteskräften fand; aber er unterscheidet sich darin von ihr, daß er diese Kräfte nicht auf ein gemeinschaftliches Ziel richtete. Das Menschengeschlecht, das Rousseau zu lieben glaubte, war nur ein, ihm selber unbekanntes Ideal. Frau v. Stael liebt, was sie umgibt, und trägt auf die Menschheit ihre Zuneigung gegen ihre Angehörigen über. Was vielleicht ihrer Darstellung an Vollendung abgeht, wird mehr, als ersetzt, durch den Zauber der ersten Aufwallung, durch die Frische der Begeisterung, wenn man so sagen darf. Ihr Talent ist aber auch noch auf andere Weise, als durch jene Vereinigung verschiedener Geisteskräfte ausgezeichnet. Jede hat eine auffallende Eigenthümlichkeit, und doch haben alle das gleiche Gepräge, das der Frau von Stael eigen ist. Dieses Gepräge verdankt sie ihrem Charakter, sie verdankt es der Kraft, so wie der Beweglichkeit ihrer Eindrücke, den plötzlichen Aufwallungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, aber auch dem Umstande, daß sie nie die Weiblichkeit verleugnet. Vielleicht ist dieß das Geheimniß ihres Zaubers. Sie spricht als Frau zu dem Leser, sie setzt sich persönlich mit ihm in Beziehung, um ihm zu sagen, was in ihrer und seiner Seele vorgeht; aber sie weiß sehr wohl, daß man die Ansprüche ihres Geschlechts sehr bald vergessen würde, wenn sie aufhörte, ihm liebenswürdig und anziehend zu erscheinen; mag sie daher ihn aufzuklären oder zu blenden suchen, sie läßt ihre Ueberlegenheit nie drückend fühlen, und mag sich nie einen Vorzug anmaßen. Es scheint, der Zufall habe ihr einen guten Platz vor der Bühne der sittlichen Welt gegeben, und sie erzählt uns den aufgefaßten Gedankengang. Hinsichtlich der Mängel der Darstellung, welche sich besonders in den ältern Schriften der Frau von Stael finden, möchte sich wohl im Allgemeinen behaupten lassen, daß der Geschmack der Frau von Stael nicht ganz rein, ihr Styl unregelmäßig und anspruchsvoll ist, und ihr Streben nach Wirkung und die nothwendig daraus entstehende Uebertreibung zuweilen der Richtigkeit ihres Urtheils nachtheilig gewesen sind, und der Darstellung von Thatsachen eine verdächtige Farbe gegeben haben. In allen ihren Werken aber, selbst in denjenigen, die man mehr als eine Sammlung herrlicher Bruchstücke, denn als durch Einheit verknüpfte Darstellungen betrachten muß, findet man weit mehr eigenthümliche, tiefe Beobachtung, größern Scharfsinn bei lebhafter Einbildungskraft, philosophischere Blicke auf das Menschenherz, die Politik und Literatur, als bei den meisten andern Schriftstellerinnen. Sämmtliche Werke der Frau von Stael gab ihr Sohn nach ihrem Tode in 10 Bdn. heraus.

Staffa, eine der hebridischen Inseln an der Westküste Schottlands, eine engl. Meile lang und $\frac{1}{4}$ Meile breit, von einigen armen Familien bewohnt. Sie ist berühmt wegen der Fingalshöhle, des Riesendamms und des Riesenweges. Die merkwürdigsten Säulen sind auf der Südwestseite derselben; das ganze Ende der Insel ruht auf Reihen von natürlichen Pfeilern, die größtentheils über 50 Fuß hoch sind, und in natürlichen Säulengängen stehen, die sich nach dem Laufe der Buchten oder Landspitzen richten. Sie ruhen auf einem festen Grunde von unförmlichen Felsen. Ueber ihnen ist die Lage, die an den Boden oder die Oberfläche der Insel reicht, von gleicher Dicke, so wie das Land in Hügel aufsteigt oder in Thäler abfällt. Jeder Hügel, der unten über die Säulen herabhängt, bildet einen großen Fronton. Verschiedene davon sind über 60 Fuß von der Grundfläche bis an die Spitze dick, und erhalten durch den Abfall des Hügels an

den Seiten fast die völlige Gestalt der Frontons. Man geht längs des Ufers auf einem zweiten Riesenwege fort, von dem jeder Stein völlig regelmäßig aus einer gewissen Anzahl von Seiten und Winkeln bestand, bis man auf die Oeffnung der Fingalshöhle kommt, worüber man d. bes. Art. vgl.

Staffage, in der Malerei einzelne Figuren oder ganze Gruppen von Menschen oder Thieren, auch Pflanzen, die im Vordergrunde einer Landschaft angebracht sind, und auf welche die Maler gewöhnlich besondern Fleiß wenden.

Staffelei, ein pultartiges Gestelle aus Latten, welches höher und niedriger gestellt werden kann, und worauf die Maler ihre Gemälde bei der Verfertigung stellen. Ein ähnliches Geräthe haben die Kupferstecher sowie auch die Bildhauer. — Staffeleistück ist ein Gemälde von mittlerer Größe, welches auf der Staffelei verfertigt wird.

Stahl (Georg Ernst), ein glücklicher Arzt und tiefdenkender Naturforscher, war zu Ansbach 1660 geboren. Er studirte und lehrte zu Jena Medizin, wurde 1687 Hof- und Leibarzt zu Weimar, und kam 1694 als Professor der Medizin nach Halle. 1715 wurde er als Hofrath und Leibarzt nach Berlin berufen und starb daselbst 1733. Stahl war ein Pietist und Gegner weltlicher Gelehrsamkeit. Er ist der Urheber des psychisch-dynamischen Systems in der Arzneikunde, berücksichtigte, mit Hintansetzung des physischen Mechanismus in dem körperlichen Organismus, fast ausschließlich, die sinnlich unerkennbare Caussalität der Lebensbewegung und den (schon von J. Swammerdamm, Cl. Perrault u. A. angenommenen und erörterten) Einfluß der Seele auf den Körper. Bei einseitiger Uebertreibung enthalten seine Schriften viele gehaltvolle Ansichten und Winke, welche in neuerer Zeit von Götz und Ruf kritisch beachtet wurden. S. Arzneikunde (Gesch. der). Als Chemiker nahm er ein in verbrennbaren Körpern mit dem Namen Phlogiston bezeichnetes, eigenthümliches Wesen an, und begründete das phlogistische System, mit genauerer Bestimmung der Begriffe und angemessener Kunstsprache. Vergl. d. Artikel Chemie. Stahl entdeckte auch viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke und Säuren.

Stahl, veredeltes Eisen (vergl. d. Art., Cementation und Messerschmidt). Unter den in Europa gangbaren Stahlarten behauptet der feine englische den ersten Rang. Er führt das Zeichen B. Hythmant oder Martial. Er ist gegossen, aber seine Bereitung wird geheim gehalten. Nach ihm folgt die Sorte, welche in Frankreich und der Schweiz Acier poule, aufgeschwellter Stahl, genannt wird. Er ist ein cementirter Stahl und wird zu Newcastle in England bereitet. Nach den englischen Stahlsorten folgen die deutschen, besonders aus Steiermark und Kärnthen. Nächstdem wird der schwedische und der venetianische Stahl geschätzt. — Außer unserm Erdtheile gibt es in Asien einen, der von langen Zeiten her sehr berühmt ist, den damascener Stahl, aus dem die kostbaren Säbelklingen gearbeitet werden, welche die ungeheuerste Härte mit einer unglaublichen Schmeidigkeit verbinden. (S. Damasciren.) Die Ostindier bereiten, indem sie Eisen mit grünem Holze in verschlossenen Schmelztiegeln schmelzen, einen Stahl, der in platten Kuchen zu Markte kommt, und in England unter dem Namen Wooty (Wootzstahl) bekannt ist. Er ist unter allen bisher bekannten Stahlgattungen der beste, und die aus demselben gemachten Federklingen sind so hart, daß Eisen damit geschnitten werden kann, ohne daß sie ihre Schärfe verlieren.

Stahlmittel sind pharmaceutische Zusammensetzungen, in den das oxydirte Eisen den wirksamsten Bestandtheil ausmacht. Die vorzüglichste Wirkung des Eisens scheint in der Erhöhung der Irritabilität zu bestehen, sowohl die der irretabelen als auch die der reproduktiven Organe. Nach ihrem Gebrauche wird die Spannkraft der Muskelfiber stärker, das Blut

wird röther, indem der Cruor vermehrt wird, die Absonderungen werden vermindert und der ganze Organismus gestärkt. Man bedient sich daher des Eisens besonders in den Krankheiten, die auf Schwäche der Irritabilität und Reproduktion beruhen; als bei Muskelschwäche, Verminderung der Kräfte des Blutsystems, bei Verdauungsschwäche, Absonderung seröser Flüssigkeiten; wie in der Bleichsucht, bei Schleimflüssen, Skrophuln, Rachitis, Wassersuchten, chronischen Ausschlägen ꝛc. Man wendet das Eisen in verschiedenen Formen an: 1. Eisenfeile, limatura martis, in feinem Pulver. 2. Als Oxyd im Eisenmohr; mit Salzsäure verbunden und in Schwefeläther aufgelöst in der bestuffschen Nervenmixtur; ebenfalls in verschiedenen Tinkturen mit Weinstein- und Aepfelsäure verbunden; ferner mit Weinsäure verbunden im sodenhamschen Stahlweine. Zu Bädern wird es in Form von Kugeln in Verbindung mit Weinstein angewandt. Den größten Nutzen gewährt es aber als natürliches Bad und Trank in den Mineralwässern. Deutschland besitzt eine Menge solcher Stahlbrunnen; die bekanntesten darunter sind Egerwasser, Carlsbad, Driburg, Spaa, Ronneberg, Wiesbaden, Pyrmont, Töplitz, Schwalbach ꝛc.

Stahlplatten (geschnittene), s. Sioerographie.

Stainer (Jakob), ein geschickter Saiteninstrumentenmacher zu Absom, einem kleinen Dorfe bei Innspruck, lebte in der letzten Hälfte des 17. Jahrh., und war ein Schüler des berühmten Amati zu Cremona. Besonders zeichnen sich seine Violinen aus, die jetzt sehr selten sind, und deßhalb in hohem Werthe stehen. Auch sein Bruder Markus zeichnete sich als Instrumentenmacher aus, und lebte zu Lauten in Oestreich.

Stalaktik, s. Tropfstein.

Stallfütterung, s. Rindviehzucht.

Stambul, Istambul, s. Constantinopel.

Stamm bedeutet in naturhistorischer Hinsicht den Theil eines Gewächses, der zunächst aus der Wurzel entsprossen, und von dem alle übrigen Theile abhängig sind; in bildlicher Rücksicht 1) Stamm eines Regiments ꝛc., die Soldaten, die bei Errichtung oder Erneuerung eines Regiments ꝛc. zuerst in dasselbe aufgenommen wurden, oder dem Dienst nach die ältesten sind, oder besoldet werden, wenn der größere Theil beurlaubt wird; 2) die durch Zeugung von einander abstammenden Personen; daher Stamm- oder Geburtsadel, der sich auf Zeugung oder Geburt gründet; Volksstamm, die zu einer Völkerschaft gehörigen Personen; gemeinschaftlicher Stamm, eine physische oder moralische Person (Corporation) in Hinsicht auf mehrere von ihr durch Zeugung Abhängige; 3) Stamm oder Capital (Sors) in Geldsachen, der Inbegriff verzehrbarer Sachen, für deren Gebrauch Zinsen entrichtet werden, und im engern Verstande eine Summe Geld, deren Gebrauch Jemand gegen Zinszahlung überlassen ist.

Stammgüter (Erbgüter, Geschlechtsgüter) sind solche Güter, welche ein Stammvater seinen Nachkömmlingen unter der Vorschrift hinterläßt, daß sie zur Erhaltung und Vermehrung des Ansehns und Wohlstandes der Familie beständig bei derselben verbleiben sollen. Außer unbeweglichen Gütern können auch bewegliche Sachen, Juwelen, Capitale und dergleichen ein Gegenstand solcher Verfügungen seyn. Stammgut ist jedes Gut, welches noch aus den alten Zeiten Deutschlands herstammt, wo wegen Ausschließung der Töchter jedes unbewegliche Gut ipso jure Familieneigenthum war. Bei der Succession in Stammgütern wird gar nicht auf die Abstammung des Successors gesehen, wenn er nur den Namen der Familie führt, und nicht durch eine Lot- oder Grundtheilung abgefunden ist, d. h. durch eine solche Theilung des Landes oder Gutes unter den Descendenten, durch welches alles künftige wechselseitige Successionsrecht unter ihnen aufgeho-

ben ist. Bei Stammgütern succedirt nie das weibliche Geschlecht, sondern nach Abgang des Mannsstammes occupirt der Fiscus das Gut als eine res vacans. Die Eigenschaft eines Stammgutes hört nie von selbst auf, daher auch der Letzte des Mannsstammes nicht darüber verfügen kann. Lehngüter sind solche Güter, deren Benutzungsrecht von einem Obereigenthümer oder Lehnsherrn dem Lehnsmann unter der Bedingung überlassen sind, daß sie sich gegenseitig eine besondere Treue und der Lehnsmann dem Lehnsherrn gewisse Verbindlichkeiten leisten wollen. Vergl. d. Art. Lehnswesen.

Stammmelodie nennt man diejenige Gesangweise eines Kirchenliedes, welche ursprünglich auf einen Text oder auf ein Kirchenlied, welches man in dieser Beziehung das Stammlied nennen könnte, entweder von dem Verfasser des Liedes selbst, oder von einem andern Komponisten gemacht worden ist. Gewöhnlich werden die Stammmelodien in den Choral und Gesangbüchern mit den Anfangsworten jenes ältern Urliedes angeführt. Doch geschieht dieß nicht immer; sondern sehr oft werden die Anfangsworte eines später gedichteten oder ebenfalls bekannten, in den Strophen gleichartigen Liedes angeführt. Der größere Theil der gangbaren Melodien der Kirchenlieder (Choräle) schreiben sich aus dem 16. und 17. Jahrh. her; wenigere gehören der spätern Zeit an. Die Anzahl der mehr oder weniger bekannten Melodien ist sehr groß. Schicht's Choralbuch hat 1285. Viele Melodien haben in neuern Zeiten mehr oder weniger bedeutende Verbesserungen erfahren. Fast keine einzige Melodie wird jetzt so gesungen, wie die Composition derselben in den ältesten Choralbüchern steht. Keiner, der nicht eine blinde Vorliebe für das Alte hat, wird auch ältere Compositionen wieder hergestellt wünschen, wenn nicht zugleich ein Rückschritt in der Kunst gethan werden soll. Es würde zu weitläuftig sein, die Componisten der Kirchenlieder hier namentlich anzuführen. Vergl. d. A. Gesangbücher. In Betreff der Vor- und Nachspiele zu Choralmelodien haben sich verdient gemacht: Bach, Christmann, Doles, Fischer, Häßler, Kallenbach, Kittel, Rink, Umbreit, Vierling, Vogler u. A.

Standarte, die kleine, bei der Reiterei gebräuchliche Fahne. S. d. Art. Fahne.

Ständchen, Nachtmusik, s. Serenade.

Stände. Unter Stand in staatsbürgerlicher Hinsicht versteht man eine gewisse Classe Staatsbürger, die Rechte und Verbindlichkeiten haben, von denen die andern Bürger ausgeschlossen sind; diese Rechte und Privilegien mögen nun auf Geburt, oder Verleihungen des Fürsten beruhen oder eines kirchlichen Ursprungs seyn. In den meisten europäischen Staaten gibt es vier solcher Stände: Priester, Adel, Bürger, Bauer. Es widerstreitet nicht dem Begriffe der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit — welche letztere nichts weiter seyn kann, als Gleichheit vor dem Gesetze, d. h. der gleiche Anspruch, den alle Glieder der bürgerlichen Gesellschaft auf den Schutz des Gesetzes und der dasselbe mit Gerechtigkeit handhabenden Staatsgewalt haben — wenn einzelnen Bürgern oder ganzen Classen derselben gewisse Vorrechte und Privilegien ertheilt werden. Denn in gewisser Hinsicht ist ja jedes Recht, das einer physischen oder moralischen Person ausschließlich zukommt, mithin alles private und in so fern privates Eigenthumsrecht, ein Vorrecht. Aber zwei Bedingungen müssen dabei stattfinden. Erstlich dürfen die Bevorrechteten keine von der obersten Staatsgewalt unabhängige Körperschaft bilden; denn diese würde dann ein Staat im Staate seyn und mithin die Einheit der bürgerlichen Gesellschaft aufheben. Zweitens dürfen jene Vorrechte nicht von der bloßen Geburt abhängen, sondern müssen auch erwerblich und zwar von jedem Fähigen und Würdigen erwerblich seyn. Dadurch kann man zwar vorzüglichere Anlagen des Körpers und

Geistes erlangen, weil diese ein Geschenk der Natur sind; aber die Natur richtet sich bei diesem Geschenke nicht nach dem Stammbaume, sondern verleiht es nach Belieben Menschen von hoher und niederer Geburt. Durch Geburt kann man auch in glücklichere äußere Verhältnisse und Lagen treten, wodurch man mehr Gelegenheit und Hülfsmittel erhält, sich gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben. Wenn man aber vermittelst der Letztern gewisse Aemter, Verdienste und Vorrechte erwirbt, so kann man nicht sagen, daß diese von der bloßen Geburt abhängen. Es steht vielmehr der Weg dazu noch jedem Andern offen, da Kenntnisse und Fertigkeiten nicht angeboren, sondern auch unter ungünstigen Umständen erworben werden können. Es mag also immerhin in einem Staate einen Stand geben, der seine Vorrechte von der Geburt empfängt, der Geburtsadel nämlich; aber dieser darf den Verdienstadel nicht ausschließen und kein ausschließliches Recht auf diese oder jene Aemter, sowie keine Befreiung von den gemeinen Bürgerlasten besitzen. Es darf also überhaupt kein Stand den andern zwingen, in einem Zustande der Niedrigkeit zu beharren, und jenem, als einer ursprünglich höhern Menschenklasse, mit allen Nachkommen unterworfen zu seyn. Denn sonst entsteht ein oriental. Kastenwesen, was aller gesunden Vernunft widerstreitet und alle menschliche Bildung im Keime erstickt. So viel von Ständen in Hinsicht des öffentlichen Rechtes. In Hinsicht des Alters ist wahrscheinlich der Priesterstand der älteste von den vieren; denn bei den barbarischen und halbbarbarischen Völkern, unter denen jeder freie Mann zugleich Krieger, Hirt oder Landbauer ist, sind doch die Priester schon von der Masse des Volkes geschieden und machen durch das höhere Ansehn, welches sie genießen, durch den großen Einfluß, den sie auf das Volk haben, sowie durch andere Vorrechte eine Art von Körperschaft aus. In manchen Ländern blieb er so zu sagen der einzige Stand, wie in Judäa; In andern besaß er ein unveränderliches Grundeigenthum und das ausschließliche Recht auf die Obergewalt. In solchen hierarchischen Staaten mußte sich auch bald neben dem Priesterstande auch ein Kriegerstand aus der Masse hervorheben; denn die Priester, nicht dazu geeignet, das Vaterland selbst zu vertheidigen, wollten doch nicht die ganze Nation zu den Waffen rufen; sie hätte leicht zu große Forderungen machen und das Grundeigenthum an sich reißen können. Die Priester gaben daher lieber einen Theil ihres Besitzes und ihrer Vorrechte an einen Theil des Volkes, der die Verbindlichkeit dafür auf sich nahm, das Ganze zu beschützen. So entstand wahrscheinlich der Kriegerstand oder der Adel in Indien und Aegypten. Später, als bei den Fortschritten der Civilisation Städte entstanden, Handel blühte, Künste und Wissenschaften betrieben wurden, schied sich auch der industrielle Theil von der Masse, d. h. der Manufakturist trennte sich vom Landbauer und Hirten. Das politische Gewicht dieser Stände war in den verschiedenen Staaten des Alterthums verschieden. In Griechenland hatte anfangs der Adel das Uebergewicht; später, als sich die demokratischen Verfassungen bildeten, erhielten es die Bürger. In Rom hatte sich ein erblicher Adelstand fast die ganze Souverainität angemaßt und übte das Recht der Obergewalt aus; als aber später seine Bedrückungen oder der Neid der nicht privilegirten Staatsbürger diese aufregten, entstand ein Jahrhunderte langer Kampf, der sich mit der Niederlage des Adels endigte. Die alten Germanen kannten 4 Volksklassen: 1) die Edeln (Nobiles), aus welchen das Staatsoberhaupt gewählt ward; 2) Freie oder Gemeine, die Sitz und Stimme in den Volksversammlungen hatten; 3) Freigelassene, die dem Schutzherrn noch gewisse Dienste leisten mußten, da erst der Urenkel eines Freigelassenen in den Stand der Freien übertrat; 4) Leibeigene. Diese waren entweder Kriegsgefan-

gene, oder die Einwohner eines unterjochten Landes; der Sieger ließ ihnen zwar einen gewissen Grundbesitz, sie mußten ihm aber dafür Dienste leisten und Abgaben abtragen. Der eigentliche Bauer war bei den Deutschen leibeigen, und die abhängige Lage des Bauernstandes hat bis auf die neuern Zeiten an gedauert, und war die Ursache, daß er fast jedes politischen Gewichtes beraubt war; nie nahm er Theil an der Reichsstandschaft, und nur selten an der Landstandschaft. Durch den später in Deutschland aufkommenden Lehnsadel wurde der ursprünglich freie und von den Königen unabhängige Adel verdrängt; und da dieser in der folgenden Zeit die ihm nur auf Lebenszeit und nur anstatt des Soldes verliehenen Güter in seinen Familien erblich zu machen wußte, sahen sich die Kaiser durch diese gewaltigen Vasallen bald genöthigt, sie, so wie die höhere Geistlichkeit, als Reichsstände anzuerkennen. Die Reichsverfassung wurde nun zum Muster für die landständischen Einrichtungen genommen, und auf diese Weise erhielten die Städte nur wenigen und die Bauern fast gar keinen Einfluß; indem die Landstände fast einzig aus Edelleuten und den höhern Geistlichen des Landes bestanden. Anfangs zwar erhielten sich die Städte ihr Vorrecht der Unmittelbarkeit und ihre herkömmliche Freiheit; die Fürsten aber, die der Reichthum und der Flor der Städte lockte, nahmen ihnen theils durch List, theils durch Gewalt die alte Reichsunmittelbarkeit, und gaben ihnen dafür Sitz und Stimme auf den Landtagen. Als durch Napoleons Siege die Fürsten des Reiches bewogen wurden, sich dem französischen Herrscher anzuschließen, mit ihm und unter sich zu einem Bündnisse zusammen zu treten, und sich so vom deutschen Reiche zu trennen; legte Oestreich die Kaiserwürde nieder, und die Reichsverfassung wurde aufgehoben; mit ihr verschwanden die Reichsstände. Die neuern Souveräne hoben nun auch ihre landständige Verfassung auf. Dieß Verhältniß dauerte in den meisten deutschen Staaten bis nach dem Sturze Napoleons, wo dann die Fürsten durch den 13. Art. d. Bdes-A. sich verbindlich machten, ihren Völkern eine ständische Verfassung zu geben. Mehrere haben ihr Wort gelöst, und in der neuen Verfassung den Bauernstand, die eigentliche Grundsäule des Staates, wie billig, mehr berücksichtigt, als dieß der Fall in der alten deutschen Verfassung war. Eine zahlreiche Menschenklasse von allen politischen Rechten auszuschließen, ist eben so gefährlich, als einer andern zu drückende Vorrechte vor den übrigen zu gewähren; Beides gebiert Groll, Neid, Haß, und gefährdet die Einigkeit und Ruhe des Staates. Schüttelt aber der unterdrückte Stand das Joch ab und bleibt Sieger, so ist es leicht möglich, daß er seinen Eroberungen nicht freiwillig Grenzen setze und sich vielleicht erst bei der Vernichtung der privilegirten Stände beruhige. Die französische Revolution gibt dieß lehrreiche Beispiel; die beiden privilegirten Stände, die Geistlichkeit und der Adel, wollten keins von ihren Vorrechten aufgeben, und ihr Widerstreit gegen den Tiers etât — den dritten Stand — endigte damit, daß ihnen Alles genommen wurde und sie selbst als Stände vernichtet wurden; in Frankreich blieb nur noch der Bürger- und Bauernstand übrig. Napoleon, der während seines Consulats alle Vorbereitungen zu seiner Krönung und zur Umschmelzung der republikanischen Verfassung in eine monarchische traf, rief zwar die Geistlichkeit durch das Concordat von 1801 mit dem päpstl. Stuhle als Stand wieder ins Leben, gab ihm aber keinen polit. Einfluß. Den andern, in den Abgrund der Revolution versunkenen, Stand holte er ebenfalls wieder herauf. Durch seine Ernennungen legte er von Neuem den Grundstein zu einem Adel; später, 1806, gründete er neue erbliche Lehne und Titel und verlieh ihnen große Einkünfte. Bei der Restauration kehrte der theils feig entflohene, theils mit Gewalt vertriebene alte Adel nach Frankreich zurück, und kam mit seinen alten Meinun-

gen, Ansprüchen und Sitten in eine neue Welt, und setzte sich hierdurch mit seinen Landsleuten in Opposition; die Folge hiervon war, daß man Napoleon allgemein zurücksehnte, und daß dieser ohne einen Flintenschuß die Bourbonen entthronen konnte. In der jetzigen Constitution haben der höhere Adel, der erblich ist, und die Geistlichkeit ein bedeutendes politisches Gewicht. In Oestreich, Mähren und Böhmen genoß die Geistlichkeit reichs- und landständische Rechte, und in Ungarn macht sie den ersten Reichsstand aus; auf sie folgen dort die Magnaten, sodann die Edelleute (nicht bloß die Gutsbesitzer, Nobiles possessionales, sondern auch bloß die titulirten, Nobiles armatistae), darauf die königlichen Freistädte, deren jede nicht mehr, als einen Edelmann vorstellt. Der übrige Bürgerstand und die Bauern nehmen gar keinen Antheil an den reichsständischen Verhandlungen. In England ist zwar der Adel erblich, doch die jüngern Glieder sind von den Privilegien ausgeschlossen und werden zu dem niedern Adel und selbst zu den Bürgern gerechnet. Das politische Gewicht des höhern erblichen Adels, des Peersadels, wird überdieß durch die Geistlichkeit und durch die andern beiden Stände beschränkt.

Standesherren sind alle seit 1806 im ehemaligen deutschen Reiche aus der Reihe selbstständiger Reichsstände in das Landesunterthanenverhältniß getretene Fürsten, Grafen und Herren (s. d. Art. Mediatisirt). Schon vor 1806 gab es in Oestreich, in der Lausitz, in Sachsen und in Schlesien Standesherren, d. i. Besitzer von Standesherrschaften, denen nach der landschaftlichen Verfassung der Provinz gewisse ständische Vorrechte erblich gehörten. Doch hier ist nur von den seit 1806 aufgelösten reichsunmittelbaren kleinen Staaten die Rede. Der Schlag der Mediatisation traf in jenem Jahre bei der Stiftung des Rheinbundes nicht bloß die schwächern Fürsten, sondern auch einige sehr bedeutende. Jedes deutsche souveräne Kabinet setzte in der Periode des Rheinbundes die Verhältnisse der mediatisirten Fürsten und Reichsritter und der gewesenen Reichsstädte, nach ihrem Ermessen des Schicklichen und des Gemeinwohls der alten und neuen Unterthanen, fest. Denn die darüber disponirende Rheinbundesakte war sehr dunkel, und erhielt erst in der deutschen Bundesakte klarere und allgemeinere Bestimmungen, obgleich die Gesuche der mediatisirten Fürsten um Herstellung ihrer Rechte kein Gehör fanden. Der wiener Kongreß vermehrte die Zahl der Mediatisirten durch Frankfurt, Berg, Isenburg, Leyen; und die Verhältnisse des jüngsten Mediatisirten, des Reichsgrafen von Bentink, wurden erst durch Vertrag vom 6. Junius 1825 zwischen demselben und dem Herzog von Oldenburg über die Herrschaft Kniphausen, in einem von Rußland, Preußen und Oestreich in Berlin vermittelten und vom Bundestage bestätigten Vertrage, auf eine den Herrn Grafen vollkommen befriedigende Weise rein regulirt. Von den mediatisirten Häusern sind noch im wirklichen Besitz ihrer vormaligen Reichslande: Der Herzog von Aremberg (s. d. Art.) unter Preußen und Hannover, 44,^{88} Q. M. Der Herzog von Croy unter Preußen, 5,^{50} Q. M. Der Erzherzog von Oestreich-Schaumburg in Nassau, 1,^{80} Q. M. Die Fürsten zu Bentheim Bentheim und Tecklenburg, unter Hannover und Preußen, 23,^{15} Q. M. Der Fürst von Bouillon-Rohan-Guemené unter Luxemburg (s. Bouillon), 8 Q. M. Der Fürst Colloredo unter Würtemberg, ,^{80} Q. M. Der Fürst Dietrichstein unter Würtemberg, ,^{50} Q. M. Der Fürst von Eichstädt unter Baiern, (s. Leuchtenberg), 10,^{25} Q. M. Der Fürst Esterhazy in Baiern, ,^{10} Q. M. Hessen Rothenburg, Landgraf, wegen Corvei und Ratibor unter Preußen, 12,^{25} Q. M. Der Fürst von Hatzfeld wegen Mildenberg-Schönstein, 4 Q. M. Die Fürsten zu Hohenlohe-Bartenstein, Jaxtberg Kirchberg, Langenburg, Oehringen, Schillingsfürst und Wallerstein, unter

Baiern und Würtemberg (s. Hohenlohe), 29,^{94} Q.M. Der Fürst zu Isenburg-Birstein und die Grafen zu Büdingen, Meerholz und Wächtersbach, unter beiden hessenschen Hauptlinien zu Cassel und Darmstadt (s. Isenburg), 15,^{9} Q.M. Der Fürst zu Leiningen-Amorbach und die Grafen zu Billigheim, Neidenau und Wasserburg der Linien Alt- und Neu-Leiningen unter Baiern, Hessen, Baden und Nassau, 28,^{15} Q.M. Der Fürst zu Leyen unter Baden, 2,^{38} Q.M. Die Fürsten zu Löwenstein-Freudenberg und Rosenberg unter Baiern, Würtemberg, Baden und Hessen, 18,^{38} Q.M. Der Fürst zu Looz-Corswaren, in Preußen und Hanover, 15 Q.M. Der Fürst Metternich wegen Johannesberg in Nassau, ,^{50} Q.M. Der Fürst zu Oettingen-Oettingen und Wallerstein in Baiern und Würtemberg, 18,^{13} Q.M. Die Fürsten zu Salm-Horstmar, Kirburg, Krautheim und Salm in Preußen, Würtemberg und Baden (s. Salm), 69,^{68} Q.M. Die Fürsten zu Schönburg-Waldenburg und Hartenstein, Penig und Grafen zu Hinterglauchau und Wechselburg in Sachsen (s. Schönburg), 13,^{96} Q.M. Der Fürst Schwarzenberg (s. d. Art.) in Baiern, 5,^{50} Q.M. Die Fürsten zu Solms-Braunfels, Hohensolms und Lich und die Grafen zu Laubach, Wildenfels und Rödelheim in Preußen, Würtemberg, Kurhessen, Großherzogthum Hessen und Sachsen (s. Solms), 20,^{50} Q.M. Der Fürst zu Stolberg-Wernigerode und die Grafen zu Rosla und Stolberg in Preußen, Sachsen und Hessen (s. Stolberg), 15,^{64} Q.M. Der Fürst zu Thurn und Taxis (s. d. Art.) in Baiern, Würtemberg und Hohenzollern, 12,^{88} Q.M. Die Fürsten zu Waldburg-Trauchburg, Waldsee und Wurzach in Würtemberg, 13,^{50} Q.M. Der Fürst zu Wied (s. d. Art.) in Preußen und Nassau, 12,^{95} Q.M. Der Fürst zu Windischgrätz in Würtemberg, 1,^{25} Q.M. Die Fürsten zu Wittgenstein-Berleburg und Wittgenstein und Grafen zu Sayn in Preußen (s. Sayn), 12,^{93} Q.M. Der Graf von Aspremont-Linden unter Baiern, ,^{10} Q.M. Es hat solcher unter Würtemberg Baindt an ulmer Kaufleute verkauft. Die Markgrafen von Baden-Hochberg, 1,^{70} Q.M. Der Graf von Bentink unter Oldenburg, seine alte Besitzungen, 4,^{25} Q.M. Die Grafen zu Castel Remlingen und Rödenhausen unter Baiern, 5,^{55} Q.M. Die Grafen zu Erbach-Erbach, Fürstenau und Schönberg in Baiern und Hessen, 10,^{98} Q.M. Der Landgraf zu Fürstenberg in Würtemberg, Baden und Hohenzollern, 37,^{21} Q.M. Die fürstliche Linie Fugger-Babenhausen und die gräflichen zu Dirtenheim, Glött, Kirchberg, Kirchheim und Nordendorf in Baiern und Würtemberg (s. Fugger), 15,^{20} Q.M. Der Graf zu Giech unter Baiern, 4 Q.M. Der Graf zu Grote unter Preußen, ^{10} Q.M. Der Graf zu Königseck-Aulendorf unter Würtemberg, 2,^{80} Q.M. Der Graf Neiperg in Würtemberg, 1,^{75} Q.M. Der Graf zu Ortenburg in Baiern, 1,^{25} Q.M. Der Graf zu Pappenheim in Baiern, 8,^{50} Q.M. Der Graf zu Plettenberg-Mietingen in Würtemberg, ^{50}, Q.M. Der Graf Pückler in Würtemberg, 1 ^{20} Q.M. Der Graf zu Quadt-Isny daselbst, ^{45}, Q.M. Der Graf zu Rechberg. Der Graf zu Rechtern-Limpurg in Baiern, 3,^{30} Q.M. Dagegen verkaufte er an Würtemberg den Antheil an Adelmannsfelden. Der Graf zu Schasberg in Würtemberg, 1,^{25} Q.M. Der Graf zu Schlitz-Görz im großherzogl Hessenschen, 2 Q.M. Der Graf zu Schönborn (s. d. Art.) in Baiern, 2,^{75} Q.M. Der Graf zu Stadion-Warthausen in Baiern ^{75} Q.M. Die Linie Tannhausen besitzt vormals ritterschaftliche Güter. Der Graf zu Sternberg (s. d. Art.) in Würtemberg, wegen $^{2}/_{3}$ von Schussenried und Weißenau, 2,^{65} Q.M. Der Graf zu Törring-Guttenzell in Würtemberg, 1,^{25} Q.M. Der Graf zu Walbott-Bassenheim in Baiern, Würtemberg und Nassau, 1,^{60} Q.M. Der Graf zu Waldeck-Bergheim in Würtemberg, ^{25}, Q.M. Der Graf zu Wartemberg daselbst, ^{1} ^{50}, Q.M. Der Freiherr Bömmelberg unter Preußen, 1 Q.M. Die Fa-

milie Riedeselwegen vormals reichsritterschaftlicher Güter im Großherzogthum Hessen. Alle besaßen folglich in Deutschland über 500 Q.M. mit 264.000 Einw., und rechnet man die schles. und lausitzer Standesherren hinzu, noch weit mehr. Der Fürst Kaunitz, der Graf Wallmoden veräußerten die Grafschaft Rittberg, Gimborn-Neustadt, der Fürst Auersberg Thengen, und der Fürst Schwarzenberg die Landgrafschaft Klettgau und Oranien, Hegenau an Baden, der Fürst Bretzenheim Lindau an Oestreich, das jetzt Baiern besitzt. Der Fürst Metternich veräußerte 1825 ebenfalls die Herrschaft Ochsenhausen an Würtemberg, sowie der Fürst von Sayn-Wittgenstein-Berleburg im J. 1821 seine Gerechtsame an die Herrschaft Homburg an der Mark an den Landesherrn (Preußen) veräußerte. — Es hat keinen Zweifel, daß die ihre Standesherrschaft veräußernden mediatisirten Häuser die Nutzung ihrer persönlichen Vorrechte beibehalten, weil die solche bestätigende deutsche Bundesakte sie nicht an den Fortbesitz der Standesherrschaft bindet, zumal dethronisirte Regentenfamilien den Charakter des Geburtsranges dadurch nicht verlieren. In einigen unfruchtbaren Gegenden der mediatisirten Lande hatten die frühern Territorialfürsten ihre Abgaben und Dienstzwang so unmäßig hinan getrieben, daß bei der Einführung der allgemeinen Landessteuer des mediatisirenden Staats sich zeigte, daß der Pflichtige die Leistungen an den vorigen und jetzigen Souverän zugleich nicht tragen kann. Der Fall trat im Wittgenstein-Berleburgschen ein, wo sich die Unterthanen an den Landesherrn wandten, und nach gründlicher Untersuchung eine Zahl lästiger standesherrlicher Leistungen durch Vertrag mit dem Fürsten aufgehoben wurden, welchem die preuß. Regierung zur Entschädigung eine immerwährende Rente von jährlich 5000 Fl. bewilligte. Aehnliche Fälle sind noch anderwärts klar, jedoch ist die Heilung nicht so großmüthig erfolgt. — Die Vorrechte der mediatis. Standesherren sind: Freiheit des Aufenthalts, mit Ausnahme der Staaten, mit denen sich der deutsche Bund im Kriege befindet, Erhaltung der Ebenbürtigkeit mit den souveränen Häusern, das Recht für ihre Personen, Familien und Besitzungen auf alle Vorzüge und Befreiungen, die aus ihrem Eigenthum herrühren und nicht zu der Staatsgewalt und höheren Regierungsrechten gehören. Wo Ungewißheiten über die Befugnisse der Standesherren herrschen, da sollen sie nach dem königl. baierischen Regulativ vom J. 1807 geschichtet werden. Vieles solches Eigenthum war vormals reichslehnbar und ist jetzt, wie es den Anschein hat, allodial. In allen Staaten, welche Standesherren besitzen, dürfte sich wohl jetzt keiner mehr beschweren, nicht völlig der Bundesakte gemäß behandelt zu seyn. Dem Rechte der zweiten Instanz haben mehrere der reicheren Standesherren vernünftig entsagt, da dieß Vorrecht in der That eine Last war, und sie nur in finanzielle Verantwortlichkeiten verwickelte. Doch erlangte auch dieses Recht, als er es wünschte, der Fürst von Wied, dessen ältere Linie Wied-Runkel zu Dierdorf im J. 1824 erlosch. Seit der Mediatisirung ist keine andere regierende mediatisirte Linie bisher erloschen. — Man machte den mediatisirten Fürsten auch in der Bundesakte Hoffnung zu einigen Curialstimmen im Plenum auf dem Bundestage, was ihren ehemaligen Unterthanen nicht schaden und in mancher Rücksicht Deutschland nützen konnte, aber die Erledigung scheint fern zu sein. Nachtheiliger war die Scheidung des Privateigenthums und der Landesherrlichkeit, welche die Reichsritterschaft erfuhr, deren meisten Glieder gleichen Dynastenursprungs waren, als die souveränen Häuser, aber vom Zufall durch Agglomeration ihrer Besitzungen weniger begünstigt wurden, zwar ascensionell und in Prozessen mit ihren Unterthanen den Spruch der Reichsgerichte verehrten, aber sonst gleiche Souveränität als die Reichsfürsten übten, und z. Th. mit vielem Edelmuth. Jetzt haben sie noch das Recht, gleichen freien Aufenthalts als die mediatisirten Fürsten, freie Dis-

position über ihre Familiengüter, Landstandschaft und sonst Gleichheit mit der landsässigen Ritterschaft. — Nachdem die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands sich auf dem Bundestage zu Frankf. a. 18. Aug. 1825 dahin vereinigt hatten, daß den mittelbar gewordenen vormaligen reichsständischen Familien ein ihrer Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern angemessenen Rang und Titel gewährt werde, und in Folge dieses Beschlusses den Häuptern der fürstlichen Familien das Prädikat „Durchlaucht" gebührt; so ward im März 1829 auch den Häuptern der vormals reichsständischen gräflichen Familien die nachgesuchte Auszeichnung der Verleihung des Prädikats „Erlaucht" gewährt.

Ständeversamlungen. In allen synkratischen Staaten, d. i. solchen, in welchen die Nation durch erbliche oder gewählte Stellvertreter an der Ausübung der höchsten Gewalt Theil nimmt, gibt es eine Repräsentation des Volkes durch Stände und Ständeversammlungen. Je nachdem das Recht der Standschaft entweder auf dem erblichen Vorrecht einer gewissen Klasse von Staatsbürgern oder Korporationen beruht, oder auf der freien Wahl des Volkes, gibt es 1) landständische und 2) Repräsentativverfassungen. Nachdem die Dienstleute, oder die Ministerialen des Fürsten, als freie Lehnsleute, auf ihren Landgütern lebten, die nicht mehr bloß persönliche Dienstlehen, beneficia, waren, so erschienen sie nur von Zeit zu Zeit, an feierlichen Tagen, am Hofe des Fürsten, wo sogenannte Hofgespräche (colloquia) über den Zustand des Landes gehalten wurden. Zu ihnen gehörten erstens die Prälaten, als geistliche Landesministerialen; zweitens die grosen Gutsbesitzer oder Grundherren; drittens die Städte-Vorsteher, in frühern Zeiten Adelige, z. B. die Burggrafen. Man sprach über Landesverträge, Belehnung, Veräußerung von Grundstücken, Bestimmung der Regalien, Privilegien, streitige Rechte u. s. w. Die Fürsten bedienten sich in ihren Bekanntmachungen der Formel: „nach dem Willen, mit der Erlaubniß unserer Ministerialen." Diese Hofgespräche bildeten sich zu förmlichen Landtagen aus, als das Schuldenwesen der Fürsten die Berufung der von den Städten selbst gewählten Obrigkeiten nothwendig machte, weil das Geldbedürfniß vorzüglich durch die reicheren Städte befriedigt werden konnte. Wie nun Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft sich in ihren verschiedenen Interessen entgegenstanden, so beschäftigten sich auch die Landstandsversammlungen vorzüglich mit der Aufrechthaltung des Korporations-Interesse. Die älteste bis jetzt bekannte Urkunde über das Ständerecht ist eine Verordnung des deutschen Königs Heinrich VI. von 1231, in der es u. a. heißt: „Weder Fürsten noch sonst Jemand können Satzungen und neue Ordnungen machen, wenn nicht zuvor Zusprache der Achtbaren und Aeldermänner (meliores et majores) des Landes gehalten wird." Auf die Bauern wurde das Landstandschaftsrecht nur in Tyrol ausgedehnt. „Dem Tyroler Bauer, sagt Hormayr, gab Friedel mit der leeren Tasche (Herzog Friedrich IV.) Freiheit und Landstandschafe, damit Selbstgefühl, Fleiß und hiermit den mehrmals angestaunten Muth." — Die Landstände hatten u. a. auch bei Erbfolgebestimmungen ihre Einwilligung zu geben. Ja wir wissen, daß 1460, nachdem die direkte Linie der Grafen von Holstein und der Herzoge von Schleswig mit Adolph VIII. erloschen war, sich die Landstände, ohne den Kaiser zu fragen, und zwar nicht aus den nächsten männlichen Agnaten der Schauenburger, sondern einen Schwestersohn des letzten Grafen, den König Christian I. v. Dänemark aus dem Hause Oldenburg erwählten; daß sie, bis Kaiser Rudolph II. die Regentenwahl abschaffte, die Thronfolger aus seiner Nachkommenschaft wählten, ohne wiederum den Kaiser zu fragen, daß sie den unwürdig befundenen König Christian II. absetzten und wider Willen Kaisers Karl V seinen

Oheim Friedrich zum Monarchen erkoren. Als im 16. Jahrhundert die Reichs- und Türkensteuern häufig wurden, begannen die jährlichen Landtage, weil jährlich Steuern vom Kaiser verlangt wurden und manche Landstände fingen damals an, sich von den Steuern zu exim ren, was indeß nicht allenthalben Statt fand, und z. B. in Holstein niemals der Fall war, wenn man gleich die Abgaben dort und in Mekl enburg den Städten verhältnißmäßig schwerer auflud. Auch versuchte man hier und da, Bürgerlichen den Ankauf von Rittergütern gänzlich zu untersagen; dadurch entstand dann, daß die Deutschen den Untergang der eigennützigen ständischen Lehnsverfassungen, wo nicht als Gewinn, doch wenigstens als gleichgültig betrachteten, und daß sich nur die Privilegirten durch die Beeinträchtigung der ständischen Freiheiten verletzt glaubten. — (Ueber die Repräsentativverfassung s. d. Art. Volksvertreter.) Die gegenwärtig vorhandnen Ständeversammlungen ruhen entweder noch ganz auf dem historischen Boden des alten Feudalwesens, oder sie sind durch ein neues Verfassungsgesetz begründet worden. Letzteres ist entweder aus einem Vertrage entstanden, wenn die Verfassung von der Regierung und dem Volke durch gemeinschaftliche Berathung und gemeinschaftlichen Beschluß bestimmt worden ist, wie in älterer Zeit in fast allen europäischen Staaten, z. B. in Portugal auf dem Reichstage zu Lamejo, in Ungarn, Polen, dem deutschen Reiche, Schweden, Großbritannien u. s. w., und in den neuern Zeit in Amerika, in den Niederlanden, in Frankfurt am Main und in Würtemberg; oder es ist dem Volke durch den Regenten gegeben, als Geschenk bewilligt worden; eine solche Oktroyverfassung haben Frankreich, Baiern, Nassau, Baden, Lichtenstein, Lippe, Galizien, Polen u. a. m. erhalten. Die historisch oder herkömmlich gebildeten Verfassungen haben größtentheils Feudalstände oder ständische Korporationen zur Grundlage; die neuen Verfassungsurkunden aber haben meistens gemischte Formen in dem sogenannten Zweikammersystem erhalten, wobei für die Wahlform der Volksvertreter als Maßstab entweder die numerische Bevölkerung, oder das steuerbare Vermögen (wie in Frankreich und den Niederlanden), oder der schon vorhandene Klassenunterschied der Staatsbürger angenommen worden ist. S. d. Art. Wahlform. Das Zweikammersystem beruht auf der Absonderung des aristokratischen Prinzips von dem demokratischen. So erbaut Großbritannien sein Ober- und Unterhaus, Frankreich seine Pärs- und Deputirtenkammer. In den meisten deutschen Staaten war jenes System zum Theil eine Folge des 14. Art. der Bundesakte und der ehemaligen Feudalverfassung. Man wollte nämlich den vormals mehr Bevorrechteten nicht zu viel entziehen, und führte daher eine erbliche Repräsentation (z. B. in Baiern die Kammer der Reichsräthe, in Nassau die Herrenbank, in Würtemberg die Kammer der Standesherren) ein, weil man fürchtete, daß die Wahlrepräsentation darauf antragen möchte, der aufrecht erhaltenen Macht der höhern Staatsdiener und dem nur beschränkten Privilegienthum noch engere Schranken zu setzen. In den vereinigten Staaten gibt es zwar auch einen Senat und ein Haus der Repräsentanten; allein der Senat entsteht aus freier Wahl und hat also keine Aehnlichkeit mit unsern erblichen ersten Kammern. Sodann beruht die gesetzgebende Gewalt des Kongresses vorzüglich auf dem Hause der Repräsentanten, und der Senat übt bloß mit dem Präsidenten gemeinschaftlich die vollziehende Macht aus. Höchst wichtig sind die verfassungsmäßigen Bestimmungen, wie weit die Theilnahme der Stände oder Volksvertreter an der Ausübung der höchsten Gewalt gehen, ob ihre Berathung öffentlich sey, oder ob man ihnen die Initiative zugestehen, ob ein stehender, ständischer Ausschuß statt finden soll u. s. w.; bei dem Zweikammersystem aber kommt viel darauf an, wie

die erste Kammer (die erblichen der bevorrechteten und von dem Regenten ernannten Repräsentanten) zusammengesetzt, und ob die zweite Kammer (die der gewählten Volks-Abgeordneten, in ihren Beschlüssen, z. B. was Steuer-Bewilligungen betrifft, ganz von der Stimmen-Mehrheit in der ersten Kammer abhängig ist. Hiernach gibt es fast so viel verschiedene Repräsentativ-Staaten, als Repräsentativ-Verfassungen. Doch kann im Allgemeinen der Repräsentativ-Charakter, d. i. eine allgemeine syndratische Volksvertretung a. solchen Staaten nicht beigelegt werden, in welchen die Stände kein Recht der Mitwirkung zur Gesetzgebung und zur Besteuerung haben, sondern bloß ein Bewilligungs- und ein Mitwirkungsrecht in der Administration (z. B. bei Vertheilung und Erhebung des Steuerbetrags) ausüben, oder nur in vorkommenden Fällen mit zu Rathe gezogen und mit ihren Rathschlägen, Bemerkungen, Bitten und Beschwerden gehört werden; b. solchen, in welchen nicht das Interesse des ganzen Volkes, sondern nur das Interesse gewisser Klassen und Korporationen von erblichen Landschaftsmitgliedern oder deren Abgeordneten in abgesonderten Kurien vertreten wird. Es gibt daher eine dreifache Klasse von Staaten, die eine ständische Verfassung haben: I. Solche, in welchen die Stände kein Stimmrecht in Ansehung der Gesetze und Steuern haben. II. Solche, in welchen keine gewählten Abgeordneten das Ganze vertreten, sondern wo verschiedene Korporationen (z. B. Prälaten, Herren, Ritter, Städte) — auch Feudalstände genannt — in Klassen abgesonderte, erbliche Vertreter haben, die über Gesetze und Steuern kurienweise abstimmen. III. Solche Staaten, in welchen nicht sowohl verschiedene Klassen von Staatsbürgern, sondern das Volk überhaupt, entweder bloß durch gewählte, oder durch erbliche, ernannte und gewählte Repräsentanten, entweder in einer Versammlung oder in zwei oder mehrern Kammern, in Hinsicht auf Gesetzgebung und Besteurung vertreten wird. In Deutschland hat der 13. Art. der B. A. sämmtl. Bundesglieder zu der Einführung einer landständischen Verfassung verpflichtet; allein die Formen derselben sind verschieden, je nachdem die alte Verfassung, oder die Erfüllung des 14. Art. der Bundesakte darauf eingewirkt haben. Doch ist im Allgemeinen die Volksrepräsentation in Deutschland bisher gemeiniglich aus folgenden Elementen gebildet worden: 1. aus gewesenen Landesherren mit Ebenbürtigkeiten und aus den Mediatisirten ohne Ebenbürtigkeit (dem vormaligen reichsunmittelbaren Adel); 2. aus Repräsentanten des privilegirten Gutsherrenstandes, bisweilen mit Ausschließung bürgerlicher Gutsbesitzer. Um Wahlmann zu seyn in dieser Klasse muß man immer ein adeliges Gut besitzen. 3. Aus Volksabgeordneten, die gewisse konstitutionsmäßig autorisirte Wahlmänner des Bürger- und Bauernstandes ernennen. 4. Aus aggregirten Mitgliedern, bald Kraft der Verfassung und dadurch begründeten Amts- und Würdenrechts, als Erzämter, Bischofsstühle, Prälaturen, Superintendenten u. s. w.; bald kraft autorisirter Persönlichkeit durch Berufung des Regenten für die Lebenszeit. Ueber die Konstitutionen der einzelnen Staaten s. d. ihnen gewidmeten Art.

Standrecht, bei den Soldaten diejenige Art des Kriegsgerichts, welche besonders im Felde oder auf Märschen, wo kein Verzug statt findet, von den dazu verordneten Personen, gewöhnlich stehend gehalten, und dessen Ausspruch dann auch schnell vollzogen wird.

Stanhope (Charles, Vicomte von Mahon, Baron Elvastone, Graf von), ein ausgezeichneter englischer Staatsmann, geb. 1753 zu Genf, erhielt eine sorgfältige Erziehung und ergab sich anfangs vorzüglich den physikalischen Wissenschaften, so daß er im 18. Jahre von der Akademie zu Stockholm den Preis für eine Abhandlung über die Zusammensetzung der Pendel-

ühren erhielt. Auch erfand er einige sinnreiche arithmetische Maschinen und beschäftigte sich mehrere Jahre hindurch mit Erfindungen zur Vervollkommnung der innern Schifffahrt. 1780 trat er im Hause der Gemeinen als Deputirter der Grafschaft Kent auf, und drang, wiewohl vergeblich, darauf, daß fernerhin keine Bestechungen bei den Wahlen mehr statt finden sollten. Auch unterstützte er die Motionen W. Pitts, der damals noch auf Seite der Opposition war. Nach seines Vaters Tode 1786 erhielt er Sitz und Stimme im Oberhause, bekämpfte nun den Minister Pitt, mit dessen Schwester er vermählt war, unterstützte ihn aber, als während der ersten Krankheit des Königs Georg des Dritten 1788 die Stimmen über die Regentschaft sich theilten. Im folgenden Jahre sprach Stanhope nachdrücklich für religiöse Toleranz und die Emanzipation der irländ. Katholiken und war später ein enthusiastischer Bewunderer der franz. Revolution. 1792 unterstützte er die berühmte von Fox vorgeschlagene Bill zur Erhaltung der Preßfreiheit und schrieb eine meisterhafte Vertheidigung der Rechte der Jury. Mehrmals sprach er für die Abschaffung des Negerhandels, erklärte sich auch beständig gegen den Krieg Englands mit Frankreich und beschuldigte die Minister, daß sie hiedurch die Volksfreiheit zu untergraben suchten. In dem merkwürdigen Prozeß gegen W. Hastings war er anfänglich einer der Richter, entzog sich aber später dieser Angelegenheit und erschien seit Suspendirung der Habeas-Corpusakte nicht mehr in den Parlamentssitzungen. 1800 erschien er wieder im Oberhause und sprach über die Drangsale, welche Großbritannien durch den Krieg erleiden mußte. 1807 erklärte sich Stanhope auch gegen den Krieg mit den vereinigten Staaten von Nordamerika, als für den britt. Handel sehr nachtheilig. Dagegen stimmte er am 2. Juli 1811 für eine nützliche Bill, welche die Minister in Betreff der Schatzkammerscheine vorschlugen. 1813 zog er die Admiralität zur Verantwortung wegen ihrer Maßregeln in dem Kriege mit Nordamerika, besonders wegen Washingtons u. a. Plätze Zerstörung. 1814 hielt Stanhope abermals mehrere Reden für die Gleichstellung der Rechte der irländ. Katholiken. Seine politische Laufbahn schloß er mit dem Antrag, die zahllosen Gesetze Englands, wovon viele längst außer Kraft sind, auf einen Kodex zurückzuführen, der ihren Geist einfach, klar und bestimmt aussprächе. Der Zwist mit seinen Söhnen, die sich zur Ministerialpartei geschlagen hatten, verbitterte seine letzten Lebensjahre. Er starb im J. 1816. Stanhope war mit allen Eigenschaften eines großen Staatsmannes begabt, und besaß dabei viel praktische Lebensweisheit und einen liebenswürdigen Charakter. Seine durch Geist und Originalität ausgezeichneten Parlamentsreden, die zuweilen seine heftigsten Gegner entwaffneten, galten alle dem Satze: Das Volk ist der Träger aller gesetzlichen Macht. Er besaß eine umfassende Gelehrsamkeit, viel Scharfsinn und Erfindungskraft. Außer seinen politischen Schriften verfaßte er mehrere mathematische Werke, und lieferte viele gehaltvolle Aufsätze in die Philosophical transactions, u. a. zwei Abhandlungen über die Elektrizität und die Musik. Von seinen Erfindungen erwähnen wir noch ein wohlfeiles Dach für Bauernhäuser und eine neue Art des Kalkbrennens. Ihm verdankt man die verbesserte Druckerpresse, welche unter dem Namen der Stanhope'schen auch auf dem Festlande in Anwendung gekommen ist.

Stanislaus I. (Leczinski), König von Polen, Großherzog von Litthauen und zuletzt Herzog von Lothringen und Bar, einer der weisesten und besten Fürsten seiner Zeit, geb. 1677, stammte aus einer der ältesten und angesehensten Familien Polens. Er wurde nach seines Vaters frühem Tode Woywode von Posen und erhielt bald noch andere wichtige Staatsämter. Während des Kriegs Königs August II. mit Karl XII. von Schweden, und nach den siegreichen Fortschritten des Letztern wurde Stanislaus Leczinski

von der Reichsversammlung zu Warschau (1704) zu Karl XII. geschickt, und empfahl sich durch seine vortheilhafte Gestalt so sehr dem König, daß ihn derselbe den Polen als König vorschlug. Die Krönung erfolgte zu Warschau 1705. Der neue König folgte hierauf Karl XII. nach Sachsen, wo August II. in dem Alt-Ranstädter Frieden Stanislaus Lecxinski als König anerkannte, und dagegen für sich der Krone Polens feierlichst entsagte. Mit Karl XII. kehrte er 1707 aus Sachsen nach Polen zurück. Gewiß würde er Polens Geist erweckt, den arbeitenden Mittelstand emporgebracht, seinem Reich eine Nationalmacht verschafft, diese durch kluge Bündnisse befestiget haben. Aber als 1709 Karl XII. dem verhängnißvollen Geschick bei Pultawa erlag, und nur mit Mühe und Noth nach Bender entkam; drang kurz darauf August II. wieder in Polen ein. Stanislaus war dadurch gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, und zu seinem großmüthigen Beschützer in die Türkei zu fliehen. Er begleitete hierauf Karl XII. nach Stralsund, und erhielt von demselben Zweibrücken als Aufenthaltsort angewiesen, wo er auch bis zu dessen Tod blieb. Später bekam er von Frankreich die Erlaubniß, sich zu Weißenburg im Elsaß aufzuhalten, und genoß einen Jahrgehalt von Ludwig XIV., da August II. seine väterlichen Güter in Polen eingezogen hatte, die ihm erst August III. zurückgab. Ehe dieß Letztere geschah, vermählte sich Ludwig XV. mit seiner Tochter Maria, und diese Heirath eröffnete ihm neue glänzende Aussichten, die sich in der Folge auch bewährten. Nach dem Tode Augusts II. (1733 wurde durch französischen Einfluß Stanislaus aufs Neue zum König erwählt. Der Churfürst von Sachsen, Friedrich August, von Oestreich und Rußland begünstigt, und von einer andern Partei als König anerkannt, ließ jedoch seine Truppen in Polen einrücken, und zwang ihn dadurch, 1734 Warschau in Bauernkleidern zu verlassen, und nach Danzig zu entfliehen, welches hierauf eine schwere Belagerung aushielt. Nur mit genauer Noth entkam Stanislaus nach Frankreich. Durch den wiener Frieden, den 3. Okt. 1735, der dem wegen der polnischen Königswahl entstandenen Kriege zwischen Frankreich und Oestreich ein Ende machte, erhielt Stanislaus das Recht, den Titel eines Königs von Polen zu führen, und die Herzogthümer Lothringen und Bar auf lebenslang, jedoch unter franz. Hoheit. In friedlicher Stille verlebte der trefliche Fürst auf dem Schlosse zu Lüneville seine letzten Tage, und erwarb sich den ehrenden Beinamen des Wohlthätigen, bis ein trauriger Vorfall seinem Leben ein Ende machte. Am Kamine sitzend, ergriff, ohne daß er es merkte, das Feuer seine Kleider, und beschädigte ihn so sehr, daß er an den Folgen unter großen Schmerzen den 23. Febr. 1766 sein Leben endete. Er war sanft, freigebig, theilnehmend, gesprächig; er unterredete sich mit seinen Unterthanen, wie mit seines Gleichen, theilte ihre Bekümmernisse, und tröstete sie, wie ihr Vater. Er hatte viel Geist; er liebte und schätzte die Wissenschaften und Künste. Wenn er Privatmann gewesen wäre, so würde er durch sein Talent für die Mechanik sich ausgezeichnet haben. Als Fürst erschien er uns in zwei Gestalten. Würdig war er, Regent eines friedlichen Landes zu seyn, und Unterthanen zu beglücken, die durch keine Uneinigkeit getheilt, bloß zu ihrem Gedeihen der väterlichen Sorgfalt ihres Leiters bedürfen. Dagegen war er wegen der Schwäche seines Charakters unfähig, einen wankenden Thron zu befestigen, und leichtsinnige, unruhige, in ihren Neigungen unbeständige, stets zur Empörung gegen ihren Monarchen aufgelegte Völker zu beherrschen. Doch wenn er auch nicht alle Fähigkeiten eines großen Monarchen besaß, so hatte er doch alle Eigenschaften eines tugendhaften Fürsten. Sein Gemüth war vortrefflich; und das Unglück hatte es vielleicht noch mehr veredelt. Er besaß eine überzeugende, männliche und kunstlose Beredsamkeit, und einen thätigen, durchdringenden Verstand. Auch in seinem letzten jammervollen

Zustande verließ ihn sein Witz nicht. Seine Schriften, welche unter dem Titel: Werke des wohlthätigen Philosophen in franz. Sprache zu Paris 1763, 4 Bde. erschienen, zeichnen sich zwar nicht durch großen Scharfsinn, aber wohl durch das Gepräge eines hellen, schlichten Verstandes und eines edlen Herzens aus. Auch im kleinsten Aufsatz spricht Bonhommie, Redlichkeit, Güte.

Stanislaus Poniatowski, s. Poniatowski.

Stanze, bei einem Gedichte, welches aus mehrern gleichen Abschnitten besteht, jeder solcher Abschnitt, wofür man im gemeinen Leben, obschon unrichtig, Vers sagt. Vorzugsweise wird die Ottava rima so genannt, die von Sicilien aus, dessen Dichter sich ihrer im 13. Jahrh. schon bedienten, nach Italien überging und hier von Giov. Boccaccio in der Mitte des 14. Jahrh. jene regelmäßige Gestaltung erhielt, die seitdem stehende Form des epischen Gedichts der Italiener geblieben ist. Die Ottava rima oder Stanze des Boccaccio (so mag sie zum Unterschiede von der sicilianischen heißen, die einen fortlaufenden Reimwechsel ohne den Doppelreim der beiden letzten Zeilen bildet) besteht aus acht elfsylbigen iambischen Versen mit weiblichen Reimen, von denen die ersten sechs mit zwei regelmäßig wechselnden Reimen einander folgen, die zwei letzten aber, mit einander reimend, dem Ganzen einen gefälligen Schluß geben, und die Stanze zu einer leicht fortschreitenden, in sich abgeschlossenen Periode runden. Bojardo, noch mehr aber Ariost und Tasso haben sie meisterhaft angewendet, und auch bei uns ist sie von Göthe, Gries, Schlegel, Tieck, Apel, Fouqué, Schulze und Andern glücklich, jedoch größtentheils mit der, dem deutschen Sprachgenius angemessenen Aenderung, nachgebildet worden, daß hier bei den ersten sechs Zeilen männliche und weibliche Reime mit einander wechseln, und nur die beiden letzten Verse immer weiblich gereimt sind. Wieland hatte sich wohl nur aus Bequemlichkeit eine eigne Stanze gebildet, die von der italienischen zwar den achtzeiligen Bau hat, im Uebrigen sich aber ganz frei in kürzern und längern Versen bewegt, männliche Reime unter weibliche mischt, in den ersten sechs Zeilen bald zwei, bald drei Reime wechseln läßt, auch in den beiden Schlußversen sich an den weiblichen Reim nicht bindet, und statt des Jambus selbst den Daktylus nicht verschmäht, wenn derselbe sich eben darbietet. Diese Freiheit kann in den Händen eines Dichters, der mit einem Ohr für Wohlklang und Numerus begabt ist, zu einer reichen Quelle musikalischer Schönheiten werden, wodurch diese freiere Art von Stanzen einen wahren Vorzug vor den strengeren Ottave rime erhält.

Stapel, der Ort an großen Flüssen und in Seehäfen, wo neue Schiffe gebaut und alte ausgebessert werden; daher ein Schiff vom Stapel laufen lassen, wenn es von der Werkstatte auf untergelegten Rollen oder Walzen, oder, wie in Saardam, über einen auf beiden Seiten abhängenden, wohlgedielten und mit Fett eingeschmierten Damm in das Wasser gelassen wird, was bei neu gebauten Schiffen gewöhnlich mit großen Feierlichkeiten geschieht. Auch bedeutet Stapel oder Stapelstadt einen Hafen oder eine Stadt, wo viele fremde Waaren vorhanden sind, oder wo sich eine Niederlage für die daselbst abzuladenden und weiter zu verführenden Waaren befindet. Daher das Stapelrecht, die Stapelgerechtigkeit oder Stapelfreiheit, das Recht eines Orts, nach dem die zu Schiff oder zur Achse dahin gebrachten Waaren, oder auch nur gewisse bestimmte Güter nicht durch- oder vorbeigeführt, sondern erst daselbst eine Zeitlang zum öffentlichen Verkauf ausgeboten werden müssen, ehe man sie weiter bringen darf. Auch zuweilen nur das Recht, daß Güter nur durch Fuhrleute oder Schiffer einer gewissen Stadt fortgeschafft werden dürfen.

Staps (Friedr.), der Sohn eines evangel. Geistlichen zu Naumburg in Thüringen, geb. 1792, genoß eine gute Erziehung. Er wähnte sich von Gott zur Befreiung seines von Napoleon gedrückten Vaterlandes berufen, und beschloß daher, den Kaiser zu ermorden. In dieser Absicht unternahm er eine Reise nach Wien und ging am 23. Okt. 1809 nach Schönbrunn, wo Napoleon ein Korps seiner Garde musterte. Während die Truppen vorbei defilirten, Berthier und Rapp zu beiden Seiten des Kaisers, die übrigen Offiziere des Generalstabes etwas zurückstanden, drängte sich Staps vor, wurde aber vom General Rapp mit der Hand zurückgestoßen, wo er dann auf etwas Besonderes, Steifes stieß, das Staps unter seinem Kleide hatte. Rapp übertrug die Verwahrung dieses Menschen bis nach beendigter Parade einem Offizier der Gensd'armerie. Man fand ein zweischneidiges Mordinstrument, von 1½ Schuh Länge in eine einfache Zeitung eingewickelt, und General Rapp machte die Anzeige hievon dem Kaiser, der dann diesen Menschen in sein Kabinet bringen ließ. Es ergab sich aus dem Verhöre, daß der Entschluß des Jünglings durchaus nicht das Werk einer Intrike oder einer Verschwörung war. In seinem ganzen Benehmen, selbst in seinem Aderschlag, war kein Symptom von Wahnsinn oder Geisteszerrüttung zu finden. Er sagte dem Kaiser selbst, er verehre seine Talente so sehr, daß, wenn er eine Audienz bei ihm erhalten hätte, er das Gespräch mit einer Ermahnung zum Frieden begonnen haben würde; im Falle aber das nicht geglückt wäre, sey er entschlossen gewesen, ihm das Leben zu nehmen. „Was hab ich Ihnen zu Leid gethan?" frug Napoleon. „Mir nichts, aber Sie sind der Unterdrücker meines Vaterlandes und der Welt; Sie umzubringen, wäre die rühmlichste That eines Ehrenmannes." Staps wurde zum Tode verurtheilt und am 27. Okt. erschossen. Er erlitt seinen Tod mit derselben fanatischen Festigkeit, die er bei seinem Verbrechen gezeigt hatte.

Starhemberg, ein in der Staats- und Kriegsgeschichte der östreich. Monarchie berühmtes Geschlecht, welches auch der deutsch-katholischen Kirche einige Oberhirten gegeben, stammt von den Otokaren, ehemaligen alten Markgrafen in Steiermark, ab, und zwar von Gundacker, Herrn von Steyer, der 1190 das Schloß Starhemberg in Niederöstreich erbaute. Er pflanzte das Geschlecht fort durch Gundacker d. Zweiten, der sich Herr von Starhemberg nannte, und Dietmar, von welchem die Grafen von Losenstein abstammten, 1602 aber ausstarben. Bis 1548 gehörten die Grafen von Starhemberg zu den unmittelbaren Reichsständen, in welchem Jahre sie davon durch die östr. Erzherzoge sind ausgeschlossen worden. Das Haus Starhemberg theilt sich seit 1589 in die Rüdiger'sche und Heinrich'sche Linie; erstere wieder in mehrere Zweige, von denen der älteste 1765 die fürstliche Würde, jedoch beschränkt auf den jedesmaligen Besitzer des größern Starhemberg-Majorats, und auf den Nachfolger in demselben, nach dem Rechte der Erstgeburt, erhalten hat und in Oestreich beträchtliche Lehnsherrschaften besitzt. Der jetzt regierende Fürst, Ludwig, ist 1762 geboren.

Starhemberg (Ernst Rüdiger, Graf von). Dieser tapfere Krieger aus Montecuculi's Schule, geboren 1635, hat sich als Stadtobrister von Wien durch dessen Vertheidigung gegen die Türken vom 9. Juli bis 12. Sept. 1683 unsterblichen Ruhm erworben. Mit außerordentlicher Anstrengung stellte er im Angesichte des Feindes die gänzlich vernachlässigten Festungswerke in einigen Tagen wieder her, half dem Geldmangel ab und schaffte Geschütz und Lebensmittel herbei. Ermuthigt durch ihn, schlossen sich die Bürger der 13.000 Mann starken Besatzung an, fest entschlossen zur tapfersten Gegenwehr. Unaufhörlich ward die Stadt von den Türken durch Bombardements, Minen und Stürme beängstiget. Aber Starhemberg gab

bewunderungswürdige Beweise von Klugheit und Muth; er schlug mehrere Stürme der Belagerer zurück, zerstörte ihre Werke durch häufige Ausfälle und ließ durch Gegenminen die des Feindes sprengen. Schon war es bis zum Aeußersten gekommen, die letzten Kräfte der Besatzung dahingeschwunden — da bei den unaufhörlich wiederholten Stürmen an die Stelle der gefallenen Tausenden eben so viele Janitscharen traten, — als der heißersehnte Ersatz, ein 70,000 Mann starkes Heer unter Joh. Sobieski (s. d.), König von Polen, am 11. Sept. herannahte. Am folgenden Tage brachte er dem aus 170.000 Mann bestehenden türk. Heere eine gänzliche Niederlage bei, und die Trümmer desselben flohen in größter Eile nach Ungarn. 20.000 Türken fanden den Tod in der Schlacht, 48.000 hatte ihnen die Belagerung gekostet. Lager und Geschütz fielen mit unermeßlichem Vorrathe in die Hände der Sieger. Die Christen zählten 1000 Todte und 3000 Verwundete. Der Belagerten Verlust belief sich bei den Truppen auf 5000 Todte und 1000 Verwundete; bei der Bürgerschaft auf 200 Todte und 600 Verwundete, ohne die an der Seuche Verstorbenen. Sobieski umarmte den tapfern Vertheidiger der Stadt, welcher vom Kaiser Leopold zum Feldmarschall und Staatsminister, sowie vom König von Spanien zum Ritter des goldenen Vließes erhoben wurde. Auch erhielt er von seinem Monarchen ansehnliche Geschenke und den St. Stephansthurm in sein Wappen. Die gerettete Bürgerschaft machte sein großes Haus auf den Wieden von allen Abgaben frei. Starhemberg ward jetzt an die Spitze der Infanterie in Ungarn unter den Oberbefehl des Königs von Polen gestellt; aber bei seiner Heftigkeit und Eigenliebe entzweite er sich mit demselben, so daß Sobieski, ohne Starhembergs Beistand die blutige Schlacht bei Barkan (3. Okt. 1683) lieferte. Nachdem Starhemberg, vor Ofen verwundet, den Heerbefehl hatte aufgeben müssen, ging er nach Wien zurück, wo ihn der Kaiser zum Hofkriegsraths-Präsidenten erhob. In diesem neuen Wirkungskreise war er für eine bessere Organisation des kaiserl. Heeres thätig. Er starb 1701 im 64. Jahre seines Lebens.

Starhemberg (Guido, Graf von), k. k. Feldmarschall, des Vorigen Vetter, geb. 1657, nahm 1680 Kriegsdienste als Gemeiner und wurde schon 1682 Hauptmann. Während der Belagerung Wiens 1683 zeigte er, als Generaladjutant seines Vetters, Geistesgegenwart und Unerschrockenheit bei mehreren Ausfällen. Im folgenden Jahre focht er mit in Ungarn und erhielt nach der Eroberung von Ofen 1686 ein eignes Regiment. Nach der Schlacht bei Mohacz wurde er Befehlshaber von Klausenberg, half 1688 Belgrad erobern und nöthigte die Türken durch List, die Belagerung von Esseck aufzuheben. Auch in der Schlacht bei Szalankemen 1691 und in der bei Zentha zeichnete er sich aus. Hierauf zog er mit Eugen 1700 gegen die Spanier und Franzosen, und erhielt nach dessen Abgang 1701 den Oberbefehl über das Heer, mit dem er 1703 den Marschall Vendome, der sich Turin näherte, zurückschlug. Bei den in Ungarn ausgebrochenen Unruhen zog er dahin und trieb die Aufrührer so in die Enge, daß sie um Frieden bitten mußten (1707). Nach Beendigung dieses Krieges begab er sich nach Spanien, ging im Angesicht des feindlichen Heers über den Segro, eroberte mehrere Städe und siegte bei Armenara und Saragossa, worauf Karl d. Dritte feierlich in letztere Stadt einzog. Als Karl nach seines Bruders Joseph Tode in seine deutschen Staaten zurückkehrte, blieb Starhemberg als Vicekönig in Barcelona; allein ohne Streitmittel, konnte er nichts Großes ausführen, und mußte in Folge des Neutralitätsvertrags vom 14. Mai 1714 Barcelona räumen und sich mit seinen Truppen auf britt. Schiffen nach Genua übersetzen lassen. Seitdem lebte Starhemberg in Wien und wurde beim Ausbruch des Türkenkriegs zum Hofkriegsraths-

präsidenten ernannt. Als solcher nützte er dem Vaterlande mit seinen weisen Rathschlägen und Anordnungen. Er starb 1737. Ernst und streng, stets gleichmüthig und ohne Frauenliebe, leuchtete er seinem Heere, das er mit strenger Kriegszucht lenkte, auch in der Mäßigkeit, in der Kunst zu entsagen, als Beispiel voran. Arm im Geiste der Ordensregel, gab Starhemberg alles, was er hatte, den Armen, hoffnungsvollen Rittern des Ordens und den Soldaten, die ihn schon um seiner Sorgfalt willen liebten. Seine Unerschrockenheit war so groß, daß man von ihm sagte: „Er würde, wenn der Himmel einfiele, die Farbe nicht ändern."

Stark (Johann August), Oberhofprediger zu Darmstadt, geboren 1741 zu Schwerin im Meklenburgischen, studirte zu Göttingen orientalische Sprachen, ging dann als Lehrer nach Petersburg, wo er sich als ein eifriger Freimaurer zeigte. In den Jahren 1760 — 65 durchreiste er England und Frankreich und erhielt in Paris auf der königl. Bibliothek die Stelle eines Interpreten der oriental. Handschriften mit 1000 Liv. Gehalt. Deßhalb kam er in Verdacht, zum Katholizismus übergetreten zu seyn. 1766 übersandte ihm die Göttinger Hochschule das Diplom der Magisterwürde. Im nämlichen Jahre kehrte er in sein Vaterland zurück, und ward Conrektor zu Wismar. 1769 erhielt er in Königsberg eine außerordentliche Professur der orientalischen Sprachen, ward 1770 zweiter Hofprediger, 1772 zugleich ordentl. Professor der Theologie, 1773 Doktor der Theologie und 1775 Oberhofprediger. Um den beständigen Anfechtungen zu entgehen, legte er jedoch 1777 seine Stelle nieder und ging als Professor der Philosophie an das akademische Gymnasium nach Mitau. 1781 folgte Stark dem ehrenvollen Ruf als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Darmstadt. Von den Herausgebern der berlinischen Monatsschrift, den bekannten Jesuitenriechern Gedike und Biester, ward er 1786 öffentlich als geheimer Katholik verschrien, vertheidigte sich aber in einem eigenen Werke. Es erschienen nun mehrere Schriften für und wider ihn, nebst seinem Prozesse mit Gedike und Biester. Der Großherzog von Hessen beschenkte ihn 1807 mit dem Großkreuz des Ludwigsordens, und erhob ihn 1811 in den Freiherrnstand. Der Verdacht, daß er heimlich der katholischen Kirche angehöre, hat sich bis zu seinem 1816 erfolgten Tode erhalten. Sein bestes und berühmtestes Werk ist: Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religionssocietäten, welches zuerst Frankfurt a/M. 1809, in der 2ten Auflage 1811, in der 3. Aufl. 1813, in der 4. Aufl. 1815, in der 5. Aufl. mit neuen Zusätzen und einem Namen- und Sachregister 1827 herauskam. 1828 erschien zu Frankfurt a/M. noch aus Starks Nachlaß: Theoduls Briefwechsel, ein Seitenstück zu Theoduls Gastmahl, welches als eine vollkommene Vollendung dieses geschätzten Werkes zu betrachten ist.

Stärke, Starkmehl, Kraftmehl, Amydon, Amylum, ist der eigentlich mehlige Bestandtheil der Getreidekörner und anderer mehlartiger Vegetabilien; doch muß davon das gewöhnliche Mehl wohl unterschieden werden, indem dieses außer dem Kraftmehle noch Kleber, Zucker, Schleim und zermahlene Hülsen enthält. Um die Stärke zu bereiten, wird der Weizen geschroten, gewaschen, in Bottichen eingeweicht und so viel Wasser zugegossen, daß nach 23 Stunden die Masse von einem herausgezogenen Rührscheide gut abfließt. Der Zucker, der Schleim, das Wasser und der Kleber gehen zuerst in Weingährung und dann in saure, trennen sich von dem Kraftmehle, und machen, daß dieses vollständig sich auswaschen läßt. Dazu wird der Brei in einen Tretsack geschüttet, mit den Füßen das milchigte, Stärke haltige Wasser ausgetreten und zur Absonderung von den Hülsen durch einen Sieb geschüttet. Aus diesem setzt sich durch Ruhe die Stärke ab, sie wird ausgesüßt und

getrocknet. Vortheilhafter ist's sogleich den ungeschrotenen Weizen zu verarbeiten: dieser wird gewaschen, so weit eingequellt, bis die Körner sich zerdrücken lassen und Milch geben, und hierauf, ohne zu gähren, zwischen zwei hölzernen Walzen zerquetscht, die zerquetschten Körner werden mit Wasser angemengt, ausgedrückt, nochmals zerquetscht, und wohl im Tretsacke getreten, und dann wird die Stärke geschieden und langsam getrocknet. Der Vortheil dieser Methode bestehe darin, daß das Absetzwasser der Stärke, vermöge seines unzersetzten Zuckers, zum Branntwein oder Essig benutzt werden kann. Aus andern Vegetabilien, welche wenig oder keinen Kleber enthalten, scheidet sich das Kraftmehl leichter; man zertheilt oder zerquetscht sie, weicht durch Wasser ihr Kraftmehl auf und erhält es durch Absetzen. Dieß ist die Bereitungsart der Cassave aus der amerikanischen Manihocwurzel, des Erdbirnmehles, des Sago aus dem Mark der Landanpalme; so wurden sonst aus der Päonie, der Aronwurzel, der Zaunrübe, medizinische Satzmehle bereitet. Weizen gibt bis 40 Proz. Stärke. Feingestoßene Stärke wird als Haarpuder benutzt.

Staroſten, d. i. Aelteſte, waren in Polen die Vorsteher der Staroſteien, d. i. Distrikte, die ursprünglich den Königen zu ihrem Unterhalte (mensa regia) angewiesen waren, und nachher von ihnen den Edelleuten überlassen wurden, um sich Anhänger zu verschaffen. Einige Staroſten hatten die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise (Grod) und konnten über peinliche Sachen und persönliche Klagen der Edelleute entscheiden; andere genossen bloß die Einkünfte der ihnen auf Lebenszeit verliehenen Güter. Doch konnte der König, wenn auch die zeitigen Inhaber der Güter starben, sie nicht wieder an sich ziehen, sondern mußte sie einem andern Edelmann ertheilen, und behielt sich nur das Recht vor, die Staroſteien zu ertheilen und jede mit einer Auflage zu beschweren, die den vierten Theil (lateinisch Quarta) der Einkünfte dieser Bezirke ausmachte, und zum Unterhalt der daher Quartianer genannten Reiter bestimmt war, die besonders die Gränzen von Podolien gegen die Tataren beschützen sollten.

Starrſucht, Catalepsie, diese Krankheit zählt man zu den Nervenkrankheiten. Sie äußert sich periodisch und plötzlich dadurch, daß der damit Befallene außerordentlich schnell aller willkürl. Bewegungen und Handlungen unfähig wird, während die unwillkürlichen körperlichen Verrichtungen ihren ungestörten Fortgang nehmen. So geschieht es bisweilen, daß der Anfall einen Kranken mitten in einer Gesticulation oder in der Mitte eines gesprochenen Perioden überrascht; der Kranke verbleibt dann in seiner Stellung aber stumm, bis zum Nachlasse (der meist eben so schnell sich zeigt, als der Anfall selbst kommt), worauf er alsobald, als sey vom Augenblicke des Anfangs bis zum Ende des Anfalls, gar keine Zeit für ihn dagewesen, sowohl die Gesticulation fortsetzt als auch den unterbrochnen Perioden vollendet, und selbst wenn er mitten in einem Worte gestört ward, mit der noch fehlenden Sylbe fortfährt. Während dieser vollkommenen Suspension des Bewußtseyns bleiben jedoch alle Glieder biegsam. Die Krankheit kommt übrigens selten unter dieser reinen Gestalt vor, sie ist häufiger mit Zuckungen und Krämpfen, auch wohl mit somnambülen Zuständen vermischt.

Statik ist der Theil der angewandten Mathematik, welcher sich mit den Grundsätzen beschäftigt, nach welchen das Gleichgewicht der Körper bestimmt und berechnet werden kann. Sie betrachtet das Gewicht oder die Schwere, den Schwerpunkt, die einzelnen Kräfte, so wie ihre Verbindung, ihre Bewegungen, die daraus hervorgehen, und findet allenthalben ihre Anwendung, besonders aber beim Bauwesen, bei der Schifffahrt u. s. w. 1) der festen Körper, eigentliche Statik; darin kommen die Lehren vom Hebel, von der schiefen Fläche, vom Keil, von der Schraube, vom Rade, dem

Kloben ꝛc. vor. 2) Der flüssigen, a) des Wassers, in den Verhältnissen seiner Kräfte und Wirkungen zu den festen Körpern, zu sich selbst und an flüssigen Materien, Hydrostatik und Hydraulik (s. bde. Art.); b) der Luft, Aerometrie (s. d. Art.), d. i. der Lehre von den Kräften und Wirkungen der Luft, in so fern sie schwer und elastisch ist. Hier kommen sehr unterhaltende Betrachtungen vor, z. B. die ganze Akustik, d. i. die mathematische Musik, d. i. die Lehre von den Verhältnissen der Töne unter einander, nach welchen die Grade ihrer Schönheit berechnet und in Zahlen dargestellt werden können. Ferner die Lehren von den Luftpumpen, Barometern, Thermometern, Hygrometern ꝛc. Man verwechsele die Statik nicht mit der Mechanik, welche überhaupt die Lehre von der Bewegung und ihren Gesetzen, nach kosmologischen und physikalischen Prinzipien ist, und mehr zur Metaphysik der Natur, als zur Mathematik gehört. Varignon, Leupold, Bernoulli, d'Alembert, Kraft, Euler, Kästner, Lambert, Büsch, Karsten u. A. sind in Absicht der Statik, Dynamik und Mechanik, so wie Mariotte's Grundlehren der Hydrostatik, zu empfehlen, und Brandes Lehrbuch der Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung fester und flüssiger Körper, 1817. Ueber die Statik der Gewölbe hat Deutschland ein Hauptwerk vom k. k. Feldmarschall-Lieutenant v. Maillard: Die Mechanik (Statik) der Gewölbe, Pesth 1818, erhalten.

Statistik oder Staatenkunde hat es mit wirklich vorhandenen Staaten, nicht mit einem Staate in der Idee zu thun. Sie stellt also den auf der Beschaffenheit, Verbindung und Wirksamkeit seiner Kräfte beruhenden, gegenwärtigen Zustand eines Staates dar. Dadurch ist sie die große Beispiellehre der Staatskunst, die praktische Schule des Staatsmannes geworden. Nur darf sie nicht in ein bloßes Tabellenwerk und Zahlenregister ausarten. Die Idee des Staats, als einer Gesellschaft von Menschen, die unter dem Schutze guter Gesetze vernünftig frei und politisch selbstständig leben wollen, muß ihr Geist und Würde geben. Als Hülfswissenschaften stehen mit ihr sämmtliche Staatswissenschaften in Verbindung, vorzüglich Staatsrecht, Staatsgesetzgebungslehre, Staatsökonomie und Diplomatik, so wie die Geographie, Naturgeschichte und Technologie (vergl. Politik). Diese Wissenschaft zerfällt in drei Abtheilungen: a) die Theorie der Staatenkunde, oder die systematische Darstellung der Grundbedingungen des innern und äußern Lebens aufeinander, in Hinsicht auf die Ankündigung der Staaten im Kreise der Gegenwart; b) die allgemeine Staatenkunde, welche, gestützt auf diese Theorie, eine vollständige und erschöpfende Darstellung der Gesammtheit der europäischen und amerikanischen Staaten nach allen Bedingungen ihres politischen Lebens enthält; c) die besondere Statistik jedes einzelnen selbstständigen Staates, durch deren sorgfältige Bearbeitung erst eine beglaubigte und umschließende allgemeine Staatenkunde möglich wird. Zu der Darstellung des innern Lebens im Kreise der Gegenwart gehören: 1) die Grundmacht des Staates nach Land und Volk; a) Länderbestand und physische Beschaffenheit der einzelnen Theile; Lage, Grenzen, Flächeninhalt, Oberfläche und Boden, Gebirge, Wälder, Flüsse, Klima ꝛc.; b) Volk, nach der Gesammtheit der Bevölkerung; nach der Nationalverschiedenheit (ob Deutsche, Slaven, Finnen ꝛc.); nach der bürgerlichen Verschiedenheit (Adel, freie Grundbesitzer, Leibeigne, Höflinge, Beamte, Gelehrte, Kaufleute, Handwerker, Krieger ꝛc.) und nach der kirchlichen Verschiedenheit; 2) die Kultur des Volkes; a) die physische und technische (Feldbau, Gewerbfleiß, Handel); b) die ästhetische (Künste, Kunstanstalten, Kunstsammlungen; c) die intellektuelle (Wissenschaften, Schul- und Bildungsanstalten, häusliche Erziehung, Akademien, Buchhandel, Gelehrsamkeit überhaupt); d) die moralische (Sitten des Volks und seiner

einzelnen Stände, Würdigung des Nationalcharakters in sittlicher, religiöser und politischer Beziehung); 3) die Verfassung des Staats (Charakter der Regierungsform, ob monarchisch oder republikanisch, ob autokratisch oder beschränkt, die letztere ob repräsentativ oder mit Ständen, namentlich mit beibehaltenen Feudalständen, ob die Repräsentation in einer Kammer oder in zweien, ob Antheil der Volksvertreter an der Gesetzgebung oder bloß an der Besteuerung, ob Verantwortlichkeit aller Staatsbeamten bei alleiniger Unverletzlichkeit des Regenten; Verhältniß der Kirche zum Staate (ob hierarchisches oder Territorialsystem, ob Konkordate mit Rom ꝛc.). Beigefügt wird die Uebersicht über die Familie des Regenten, über die Hausgesetze, über Hofstaat, über die Ritterorden u. s. w.; 4) die Verwaltung des Staates (Uebersicht über sämmtliche weltliche und geistliche Behörden; im Einzelnen a) der Gerechtigkeitspflege, b) der Polizeiverwaltung, c) der Staatswirthschaft und Finanzverwaltung, d) des Kriegswesens). Im zweiten Theile wird bei der Darstellung des äußern politischen Lebens entwickelt: 1) die Stellung des Staates in der Mitte des europäischen Staatensystems als Macht des ersten, zweiten, dritten oder vierten politischen Ranges, und besonders das Verhältniß zu den unmittelbaren Nachbarstaaten; 2) bei den deutsch. Staaten das Verhältniß der elben zu der Gesammtheit des deutschen Staatenbundes; eben so, bei den helvetischen Kantonen und den nordamerikanischen Freistaaten, das Verhältniß der einzelnen Staaten zur politischen Gesammtheit u. s. w.; 3) der Einfluß des innern politischen Lebens (nach der Kultur, Verfassung und Verwaltung), auf die mehr oder weniger kraftvolle Ankündigung des äußern Lebens, und der Rückwirkung der äußern Verhältnisse des Staates auf die innern; 4) die Gesammtheit der noch geltenden Verträge des dargestellten Staates, in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes (Friedensschlüsse, Bündnisse, Handelsverträge, Conventionen ꝛc.), mit Angabe der Quellensammlungen, mit Bezeichnung ihres Hauptinhalts, und mit Andeutung ihrer wohlthätigen oder nachtheiligen Einwirkungen auf das innere und äußere polit. Leben. — Die ihrem wesentlichen Inhalte nach mit Geschichte eng verbundene und in fortlaufender Wechselwirkung stehende Kenntniß des innern Lebens und äußern Verhältnisses der Völker und Staaten war von den Alten in Einzelnem berücksichtigt, im Alles isolirenden Mittelalter fast überall vernachlässigt worden und lebte seit dem Ende des 15. Jahrh. mit wachsender gegenseitiger Theilnahme der europ. Nationen an öffentlichen Ereignissen und Bestrebungen einflußreicher Mächte wieder auf, wovon außer mehreren Reisebeschreibungen, manche lit. Denkmäler Zeugniß geben, z. B. Paolo Marosini il savio († 1482), L. le Boulenger (1575?). Bedeutendere Versuche, dergleichen Notizen zum Behufe zweckdienlicher Regierungsmaßregeln zu sammeln, waren in Venedig, damals diplomatischem Mittelpunkte Europa's, einheimisch; aus den Berichten der Geschäftsträger dieser Republik gelangte Manches zur Oeffentlichkeit: so durch F. Sansovino († 1586), G. Botero († 1608) u. m. A. Frankreich, dessen Cabinet, besonders seit Richelieu's Ministerium, eine ausgebreitete Staatenkunde als nothwendige Bedingung seiner umfassenden politischen Wirksamkeit anerkannte, konnte sich des ersten, in jenem Zeitalter klassischen Werkes dieses Inhaltes rühmen, welches P. Dävity († 1636) mit musterhafter Sorgfalt und Vielseitigkeit verfaßte, verm. von J. B. de Rocoles (Paris 1660); reichhaltige Nachrichten wurden in geograph. und histor. Schriften aufgenommen. In den Niederlanden erschienen die, ältere und neuere Staaten betreffenden, im Werthe ungleichartigen, zum Theile lehrreichen und anziehenden Elzevirschen Republiken 1625 ff. und mehrere ähnliche Schriften. Vieles wurde in Zeitschriften und historischen Sammlungen mitgetheilt.

Statius (Publius Papinius), ein ausgezeichneter römischer Dichter, geb. zu Neapel um das Jahr 61 n. Chr., stand in großer Gunst beim Kaiser Domitian wegen seiner Gelegenheitsgedichte. Er starb auf dem Landgute seines Vaters bei Neapel im 35. Lebensjahre, und hinterließ zwei Heldengedichte: Die Thebais, oder die Eroberung der Stadt Theben in 12 Gesängen, wobei er wahrscheinlich den Griechen Antimaches vor Augen hatte; und die Achilleis in 2 Gesängen, welches von den Begebenheiten vor dem trojanischen Kriege handelt; dieß ist unvollendet. Der Ausdruck ist schön, oft aber auch schwülstig und dunkel. Außerdem hat man von ihm: Vermischte Gedichte in 5 Büchern unter dem Titel: Silvae (Wälder). Ausgaben sämmtlicher Werke von K. Barth, Zwickau 1664. 4 Bd. 4., aufs Neue vermehrt von J. Veenhusen, Leyden, 1671. 8.; neueste kritische Ausgabe von Hand, Lpz. 1812, Handausgabe, Zweibr. 1785. 8.

Statif nennt man ein dreibeiniges Gestelle, das aus einander genommen und fortgestellt werden kann, wo es dann entweder zur Unterlage eines Meßtisches, Scheibeninstruments, Astrolabiums und jedes andern großen Meßinstruments zu Land- und Himmelsbeobachtungen dient.

Statthalter, derjenige, der statt eines Höhern einem Lande oder Orte vorsteht und die Geschäfte besorgt; besonders wurde in der Republik der vereinigten Niederlande der Oberbefehlshaber der Kriegsmacht Statthalter, holländ. Stadhouter, genannt. So wenig auch eigentlich das Wort zu dem damit verbundenen Begriffe paßte, behielt man es doch bei, weil das Volk unter der spanischen Herrschaft gewohnt gewesen war, von Statthaltern regiert zu werden, und man die Unzufriedenheit eines Theiles mit der neuen Herrschaft durch Nachgiebigkeit gegen alte Gewohnheiten und Formen zu vermindern suchte. Ein Zweig der Grafen von Nassau, welcher das Fürstenthum Oranien besaß, machte sich in dem Kriege, durch welchen die Holländer die Freiheit von der spanischen Herrschaft erkämpften, sehr verdient um das Land, welches, nebst dem Umstande, daß diese Fürsten die reichsten Güterbesitzer in den Niederlanden waren, Veranlassung gab, ihnen die Statthalterschaft zu übertragen. Diese war anfänglich jedoch nicht erblich, wurde zuweilen auch gänzlich abgeschafft, zu andern Zeiten nur von einzelnen Provinzen übertragen, auch wohl unter mehrere Mitglieder dieses Fürstenhauses getheilt. Erst im J. 1747 erkannten alle 7 Provinzen einen gemeinschaftlichen Statthalter in der Person Wilhelms des Vierten, machten auch diese Würde in seiner männlichen und weiblichen Nachkommenschaft erblich, doch mit der Bedingung, daß nie ein aus dem oranischen Stamme hervorgegangener Churfürst oder König Statthalter werden könne, und daß jeder der reformirten Religion zugethan seyn müsse. Für den Fall der Minderjährigkeit wurde die Statthalterschaft der Mutter übertragen, so lange sie Wittwe bliebe und sich im Lande aufhielte; ihr der Titel Gouvernantin ertheilt, nebst dem Rechte, im Fall eines Kriegs einen Feldherrn vorzuschlagen. In Ermangelung einer Mutter behielten sich die Staaten das Recht vor, dem minderjährigen Prinzen einen Vormund zu ernennen. Dieser Fall trat bei dem letzten Erbstatthalter, Wilhelm d. Fünften, ein, welcher nach dem Tode seiner Mutter den Prinzen Ludwig v. Braunschweig, der als Feldmarschall in holländischen Diensten stand, zum Vormund erhielt. Die Statthalterschaft behielt indeß jede Provinz für sich, bis sie dem Prinzen nach erlangter Volljährigkeit übertragen wurde. Die mit dieser Würde verbundene Gewalt war nicht in allen Provinzen gleich, sondern wurde von jeder mit mehr oder weniger Rechten bekleidet. Mit der allgemeinen Statthalterschaft war die Würde eines Generalkapitäns oder Admirals des vereinigten Staates verbunden, wodurch der Statthalter große Vorrechte erhielt und die Kriegsmacht großen Theils von ihm abhängig wurde, um so mehr,

da er auch Obervorsteher der ost- und westindischen Compagnie war. In dem Kriege, der Amerika, Frankreich und England verwickelte, und woran auch Holland als Frankreichs Alliirter Theil nahm, wurde der letzte Statthalter beschuldigt, die Handlung nicht ernstlich genug gegen die Engländer beschützen zu wollen, auch die Seemacht der Republik nicht wirksam gebraucht und die Unthätigkeit derselben selbst zum Theil befördert zu haben. Es bildete sich gegen ihn eine Partei, welche ungeachtet der Verwendung des preuß. Hofes, mit dem der Erbstatthalter durch seine Gemahlin verwandt war, nach und nach immer mächtiger wurde und endlich die Suspension dieses Fürsten zur Folge hatte. Durch preuß. Truppen wurde er zwar wieder in den vollen Genuß seiner Würden und Rechte eingesetzt, allein die Stimmung eines großen Theils der Bewohner des Landes war wider ihn und erleichterte die im J. 1795 durch die Franzosen bewirkte Revolution. Nach dem am 5. April deſſ. den Jahres mit Frankreich geschlossenen Frieden und Bündnisse erklärte sich Holland zur batavischen Republik, veränderte seine Staatsverfassung, entsetzte den Fürsten von Oranien auf immer von der Statthalterwürde, erklärte seine reichen Besitzungen im Lande für Nationaleigenthum und zog dieselben ein. Preußen forderte für seinen Verwandten mit Nachdruck Entschädigung, die er jedoch nicht von Holland, sondern, durch Vermittelung des preuß. Hofes, in Deutschland durch einige säkularisirte geistliche Staaten und eine Reichsstadt erhielt. Der günstige Ausgang des großen Völkerprozesses aber hat ihm in neuern Zeiten nicht nur vollkommen Ersatz gewährt, sondern auch noch in die Reihe konstitutioneller Könige gestellt. (Vergl. d. Art. Niederlande, Königreich der.)

Statue, Bildsäule, ein Werk der bildenden Kunst, welches eine menschliche Gestalt körperlich, d. i. in ihrer völligen Bildung, darstellt. Bei den ersten Statuen waren Arme und Beine fest anschließend an dem Körper gebildet, ohne irgend einen Schein von Bewegung. Man hat in Erz gegossene, aus Metall getriebene oder gehämmerte, aus Marmor u. and. Steinarten gehauene, aus Holz geschnitzte, aus Thon, Bronze, Gyps, Porzellan oder Wachs geformte Statuen. Die vorzüglicheren Statuen der Alten waren aus Elfenbein und Gold gebildet. Die antiken Marmorbilder sind jetzt oft durch Gypsabgüsse sehr glücklich vervielfältigt worden, durch diese kann man wenigstens mit ihrem Geiste und ihrer Form vertraut werden. — Die wichtigsten Entdeckungen alter Marmorstatuen für die Geschichte der Kunst, sind die Auffindung der Niobe und ihrer Kinder in Rom 1583, und die der Musen in der Villa Adriana; unter den neuern Entdeckungen von griechischen Bildwerken ist die der Statuen, welche die östlichen und westlichen Gesimse des Tempels des Jupiter Panhellenius auf der Insel Aegina (s. d. Art.) zierten, besonders wichtig. Mehreres s. in d. Art. Bildhauerkunst.

Statut, überhaupt Gesetz, Grundgesetz, besonders aber die Verfassung, Grundgesetze oder Freiheiten einer Stadt, Gemeinheit oder Zunft, welche ihr entweder ertheilt oder auch von ihr selbst eingerichtet worden sind. Solche Statuten bestimmen gewöhnlich einzelne Rechte, in wie fern sie von den gemeinen abgehen, z. B. das lübeckische über die eheliche Gütergemeinschaft, die leipziger Statuten in Ansehung der Grade, und sie verlieren, wenn sie vom Landesherrn bestätigt worden sind, auch keineswegs ihre verbindliche Kraft durch neue entgegenstehende Landesgesetze, wofern nicht diese das Statut aufheben. Noch ist zu bemerken, daß die Rechte derjenigen Einwohner einer Stadt, welche von der Gerichtsbarkeit derselben ausgenommen sind, nicht nach den Statuten, sondern nach den Vorschriften des gemeinen Rechts beurtheilt werden müssen. — Statutarisch heißt demnach Dasjenige, was zufolge der Statuten eines Orts oder einer bürgerlichen Gesellschaft gesetz-

und verfassungsmäßig ist. — Das magdeburgische oder sächsische Weichbild wird insgemein für das älteste deutsche Stadtrecht gehalten; aber sein Ursprung ist nicht mit völliger Gewißheit zu bestimmen. So viel ist übrigens richtig, daß Magdeburg schon im 12. und 13. Jahrh. in ganz Sachsen vorzüglich wegen seines Stadtrechts berühmt gewesen, und solches auch außerhalb Deutschland aufgenommen ist. Doch ist nicht gleich anfangs eine geschriebene Sammlung davon gemacht worden. Nachdem aber im 13. Jahrh. der Schöppenstuhl in großes Ansehen kam, so setzten die Schöppen ein neues magdeburgisches Weichbild am Ende des 13. Jahrh. auf, welches in der Folge unter dem Namen des magdeburgischen Weichbildes bekannt, und in vielen Städten und Ländern angenommen worden. Von weit höherm Alter aber ist unstreitig das alte soestische Stadtrecht. Dieß ist bereits im Anfang des 12. Jahrh. abgefaßt. Das wichtigste Stadtrecht unter allen ähnlichen Werken ist das lübecksche Recht. Kaiser Friedrich d. Erste bestätigte Lübeck unter andern Privilegien auch das von Herzog Heinrich d. Löwen ihm 1167 ertheilte Stadtrecht. Das stadische Stadtrecht ist von 1279, das schwerinsche von 1222, das augsburgische von 1276, das bremische von 1303, das kölnische von 1437, das nürnbergische von 1479, das hamburgische von 1497, das wormsische von 1498, das frankfurtische von 1552 u. s. w.

Stau, der Zustand scheinbaren Stillstehens, wenn das Meer bei der **Ebbe** und **Fluth** (s. d. Art.) seinen höchsten oder niedrigsten Stand erreicht hat, und eine kurze Zeit darin verharrt, ehe es wieder merklich zu fallen oder zu steigen anfängt.

Staubgefäße, s. **Botanik** u. **Befruchtung**.

Stäudlin (Karl Friedr.), einer der gelehrtesten evangelisch-lutherischen Theologen unsrer Zeit, war zu Stuttgart 1761 geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er am Gymnasium seiner Vaterstadt, und studirte von 1779 — 84 in dem theologischen Seminar zu Tübingen Philosophie, Philologie, Exegese und Moral. Schon 1782 promovirte er in der philosophischen Fakultät durch die Vertheidigung einer Dissertation: De Originibus philos. ecclesiasticae. 1784 besuchte er nach ruhmvoll bestandenem Kandidatenexamen Stuttgart, wo er einige Zeit, mit Erweiterung seiner Kenntnisse beschäftigt, verlebte. In den Jahren 1786 — 90 durchreiste Stäudlin, theils als Begleiter junger Leute, theils allein, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, verweilte in London, von wo er dem Ruf als ordentlicher Professor nach Göttingen folgte. 1792 erhielt er hier die Doktorwürde und wurde 1803 Konsistorialrath. Stäudlin war eine der vorzüglichsten Zierden der Göttinger Hochschule, den studirenden Jünglingen ein trefflicher Führer. Er starb zu Göttingen den 5. Juli 1826. Stäudlin umfaßte das ganze Gebiet der gelehrten Theologie, zeichnete sich aber vorzüglich im Fache der Kirchengeschichte und der Geschichte der theol. Wissenschaften aus. Dabei ward er auch seines edlen Charakters wegen allgemein geschätzt. Außer seinem Lehrbuche der Encyklopädie, Methodologie und Geschichte der theol. Wissenschaften (Hanov. 1821) und seiner kirchlichen Geographie und Statistik (Tübingen 1804, 2 Thle.) schrieb er im Fache der Exegese Beiträge zur Erläuterung der biblischen Propheten ꝛc. (Stuttg. 1786); Neue Beiträge dazu (Gött. 1791) u. a. Die systemat. Theologie bereicherte er durch: Ideen zur Kritik des Systems der christlichen Religion (1791), worin er die Elemente und Methode, die Quellen, die Möglichkeit, die Beschaffenheit, Einrichtung und Bildung eines solchen Systems untersuchte, zugleich eine Theorie der Offenbarung überhaupt lieferte und die von Kant aufgestellten Prinzipien theils annahm und vertheidigte, theils aber bestritt, und das Christenthum als eine symbolische und historische Darstellung und Bestätigung der Lehren der Vernunftreligion

betrachtet. In seinem Grundriß zu akad. Vorlesungen über Moral und Dogmengeschichte (1809, 3. Ausg.) ergriff er die Methode, die philosophische Religionslehre, die biblische Glaubenslehre und Dogmengeschichte zu verbinden, jedes Dogma philosophisch, exegetisch und historisch zu untersuchen und darzustellen, die Geschichte der Dogmen schon in der Bibel zu verfolgen, die reine Lehre Jesu herauszuheben und philosophisch zu beurtheilen, und die Dogmengeschichte, in welche er zugleich die Lehre der symbolischen Bücher verwebt, bis auf unsre Zeiten hinzusetzen. In seiner philosophischen und bibl. Moral im Grundriß, ein akademisches Lehrbuch (1805), und Neues Lehrbuch der Moral für Theologen, nebst Anleitungen zur Geschichte der Moral ꝛc. (1813) hat er auf Schleiermachers Kritik der Moralprinzipien Rücksicht genommen, sich auch manche freie Aeußerungen erlaubt, welche Anstoß erregt haben, wobei er sich aber immer in Schriften, wie in Vorlesungen des reinsten Eifers für die Sache und der reinsten Absichten bewußt war. Endlich verdankt ihm die kirchenhistorische Literatur unter andern eine Geschichte der Sittenlehre Jesu (4 Bde., 1799 — 1803); Geschichte der philos., hebr. und christl. Moral im Grundrisse (Hannov., 1806); Universalgeschichte der christl. Kirche (3. Aufl. 1823); Geschichte der christl. Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften (1808); Allgem. Kirchengeschichte von Großbritannien (Götting. 1819); Geschichte der Moralphilosophie (Hannov. 1822); Geschichte der theolog. Wissenschaften (2 Thle. 1811). 1824 gab er noch eine Schrift: Jesus der göttliche Prophet, heraus. Von seinem Rednertalent hat Stäudlin in der Predigtsammlung: Unsterblichkeit und öffentlicher Gottesdienst, Predigten, in der Universitätskirche zu Göttingen gehalten (Lübeck 1798), Beweise gegeben. Merkwürdig ist noch sein Werk: Geschichte und Geist des Skeptizismus ꝛc. (Lpz. 1794, 2 Bde.). Außerdem verfaßte er eine große Anzahl von akademischen Gelegenheitsschriften über die interessantesten theologischen Materien, und viele Abhandlungen in Zeitschriften. Von mehreren kritischen Journalen war Stäudlin selbst Herausgeber, wie: Göttingische Bibliothek der neuesten theol. Literatur, 5 Bde., 1794 — 1800; Beiträge zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre überhaupt und der verschiedenen Glaubensarten und Kirchen insbesondere (3 Bde., Lübeck, 1797 — 99); Magazin für Religions-, Moral- und Kirchengeschichte (4 Bde., Hannov., 1801 — 6); Archiv für alte und neue Kirchengeschichte (5 Bde., Leipz., 1813 — 20); Kirchenhistorisches Archiv mit Tzschirner und Vater (1ster Bd., Halle, 1823).

Staufen, s. Hohenstaufen.

Staunton (Sir George Leonhard), Baronet von Irland, aus Galway in Irland gebürtig, studirte zu Montpellier Arzneiwissenschaft, ließ sich dann in London nieder, und lebte zum Theil von schriftstellerischen Arbeiten. So übersetzte er einige Schriften des berühmten wiener Arztes Stöck, und schrieb für das Journal étranger in franz. Sprache eine Vergleichung der franz. und engl. Literatur. Um das Jahr 1762 ging er als Arzt nach Westindien, erwarb sich ein ansehnliches Vermögen beim Gouverneur der Insel Granada, Lord Macartney, der ihn zum Sekretär machte. Da er auf diesem Posten die Gerichtsverfassung genau kennen lernte, ward er Generalfiskal, und begleitete den Statthalter Macartney (s. d. Art.), als er nach Madras ging, wo er sich bei mehrern Gelegenheiten, namentlich bei den Friedensunterhandlungen mit Tippo Saib, und der Gefangennehmung des Generals Stuart große Verdienste um sein Vaterland erwarb. Nach der Rückkehr in dasselbe erhielt er einen Jahrgehalt von 500 Pfd. St. von der ostindischen Kompagnie, und der König beehrte ihn mit dem Titel eines Baronets von Irland, so wie die Universität Oxford mit dem Doktorhut. Als 1792 Macartney als Gesandter nach China geschickt wurde,

ging er ebenfalls als Legationssekretär mit dorthin, und lieferte alsdann aus den Tagebüchern und Beobachtungen des Kommandeurs der Expedition, Sir E. Gower, und der Gelehrten und übrigen Begleiter des zahlreichen Gefolges eine Beschreibung dieser Reise, die unter dem Titel: An authentic account of an embassy from the king of Great-Britain to the Emperor of China, London 1797. 2 Thle. 8. erschienen, nebst einem Bande in Folio und 44 Charten und Kupfertafeln, deutsch von J. C. Hüttner, Zürich 1798. 2 Bde. 8., mit Kpf. und Charten, abgekürzt von M. C. Sprengel, Halle 1793. 2 Thle. 8. Staunton starb in London 1801. Der Erbe seines Titels und Vermögens war sein Sohn, der den Vater nach China begleitet hatte, und zwar in Gesellschaft seines Hofmeisters J. C. Hüttner aus Sachsen, dem wir über eben diese Reise eine interessante Nachricht (Berlin 1797. 8.) zu verdanken haben. Noch bemerken wir, daß Decandolle ihm zu Ehren eine Blume Stauntonia genannt hat.

Steatit, s. Speckstein.

Stechheber, ein gläsernes Gefäß, womit man Wein aus den Fässern schöpft, hat einen etwas weiten birnförmigen Bauch, und endigt sich oben in eine kürzere, unten in eine längere Röhre mit enger Oeffnung. Am obern Theile ist ein Hengel zum Anfassen angebracht. Beim Gebrauche steckt man den Heber so tief in das Spundloch eines Wein- oder Bierfasses, wie man will. Die Flüssigkeit tritt nun, weil sie über sich die Luft wegtreiben kann, eben so hoch in den Heber hinauf, als dieser selbst hineingesenkt ist. Nun verschließt man die Oeffnung der obern Röhre so fest mit dem Daumen, daß die Luft nicht hinzutreten und ihren Druck ausüben kann, und nimmt den Heber heraus. Es werden nur wenige Tropfen aus der untern Oeffnung abfließen, die übrige Masse wird man forttragen können wohin man will, denn der Druck der Luft wirkt, weil von oben kein Gegendruck statt findet, von unten so stark gegen die Flüssigkeit, daß sie ihrer Schwere ungeachtet nicht abfließen kann. Nimmt man aber den Daumen von der obern Oeffnung weg, so drückt die Luft von oben eben so stark, wie von unten; mit dem Drucke von oben vereinigt sich die Schwere der Flüssigkeit gegen den Mittelpunkt der Erde. Dieß gibt den Ausschlag, und sie fließt also aus.

Stedingerland, fruchtbarer Distrikt im oldenburgischen Kreise Delmenhorst. Von demselben hatten die Stedinger oder Stettländer den Namen, die aus Friesland stammten, und über den Druck ihrer weltlichen Herren, die auf ihren Kirchfahrten ihre Frauen und Töchter raubten, und über die Habsucht der Geistlichen aufgebracht, im 12. und 13. Jahrh. sich empörten und als Albigenser verfolgt wurden. Die Erzbischöfe von Bremen, denen sie den Zehnten verweigerten, verfolgten sie als hartnäckige Ketzer; der Papst Gregor d. Neunte verhängte 1232 das Interdikt über sie, und in dem Kreuzkriege des Erzbischofs Gerhard d. Zweiten von Bremen gegen sie wurden sie 1234 zu Tausenden getödtet, ihre Wohnsitze mittelst durchstochener Deiche verwüstet oder verbrannt, und die wenigen übrigen 1235 unter ihre Tyrannen gebeugt.

Steele (Sir Richard), ein ausgezeichneter politischer und dramatischer Schriftsteller, wurde zu Dublin 1671 geboren. Er besuchte die Schule zu Charterhouse und trat 1691 in das Morton-Kollegium zu Oxford. Nachher trat er als Freiwilliger unter die Leibgarde zu Pferde. Sein offner und großherziger Charakter erwarb ihm Freunde und verschaffte ihm eine Fähndrichsstelle bei der Garde. Einen kleinen Aufsatz „der christliche Held," den er drucken ließ, setzte ihn manchen Spöttereien seiner Kameraden aus, besonders da er wohl durch seine Sitten nicht dem Inhalt seiner Schrift entsprach. Er trat daher als Lustspieldichter auf. 1701 erschien seine erste Komödie

„Begräbniß, oder Kummer nach der Mode" (Funeral, or Grief à la Mode). Dieß Stück machte Glück und wird noch jetzt auf den englischen Bühnen gegeben. Addison's Empfehlungen an die Lords Halifax und Sunderland verschafften ihm zu Anfange der Regierung der Königin Anna einen Posten als Zeitungsschreiber. Sein Lustspiel: der zärtliche Ehemann, wurde 1704 mit großem Beifall gegeben. 1700 begann er unter dem Titel: „der Plauderer (Tatler) von Sir John Bickerstaff, Esquire" (s. Swift), eine Zeitschrift. Sie ward allgemein bekannt, und da er es in politischer Hinsicht mit den Machthabern hielt: so bekam er zur Belohnung eine Anstellung beim Stempelamt, welche er auch nach Entlassung der Minister, die sie ertheilt hatten, behielt. 1711 folgte dem Plauderer der noch berühmter gewordene „Zuschauer," dem ein reiferer Plan zum Grunde lag, wonach alle politischen Tagesereignisse daraus verbannt waren, und an welchem Addison und andere ausgezeichnete Schriftsteller einen beständigen Antheil nahmen. Als der Zuschauer endigte, ward der „Aufseher" (Guardian) begonnen, und eine Zeit lang in demselben Geiste fortgesetzt; allein Steele war jetzt zu ernstlich mit der Opposition des Ministeriums verbunden, um seine Feder zu zähmen; und jenes Blatt hörte noch in demselben Jahre wieder auf. Um einen entschiednen politischen Charakter zu behaupten, verzichtete er auf sein Amt und bemühte sich um einen Sitz im Parlament; er ward auch für den Flecken Stockbridge erwählt, bald nachher aber als Verfasser einiger für aufrührerisch und verleumderisch angegebnen Schriften, von dem Parlamente ausgeschlossen. Indessen verbesserten sich durch Georgs d. Ersten Thronbesteigung, der ihn zum Oberstallmeister zu Hamptoncourt und zum Friedensrichter in Middle-Essex ernannte, seine Verhältnisse. Auch erhielt er die Direktion des königlichen Theaters auf Lebenszeit. Bei dem ersten Parlament unter der neuen Regierung trat er für Boroughbridge wieder in's Unterhaus ein; im April 1715 ward er bei Ueberreichung einer Adresse zum Ritter ernannt; bald darauf erhielt er von dem Minister Robert Walpole 500 Pf. St., und auf solche Weise ermuthigt, lieferte seine Feder eine Menge politischer Aufsätze. Nach Unterdrückung der schott. Rebellen wurde er zum Commissär der in Schottland confiscirten Güter ernannt. 1721 schrieb er die „gewissenhaften Liebenden," ein Lustspiel, welches viel zur Vergrößerung seines Ruhms und seines Glücks beitrug. Dieß Stück wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und war lange das vorzüglichste unter den rührenden Lustspielen der Engländer. Er starb an den Folgen eines Schlagflusses 1729 auf seinem Landgute in Wales. Im geselligen Leben ward Steele wegen seines freundlichen, zuvorkommenden und offnen Charakters sehr geliebt. In seinen Schriften herrscht eine lebhafte Phantasie, die sich über mannichfaltige Gegenstände, aber mit wenig Kraft und Sorgfalt verbreitet.

Steevens (George), Esq., Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London, geb. 1736 zu Stepney in der Nähe jener Stadt, besuchte anfangs die Schule in Eton, dann die Universität zu Cambridge und erwarb sich bedeutende Kenntnisse. Shakspeare zog ihn bald mehr als Alles an, so daß er als einer der vorzüglichsten Erklärer jenes unsterblichen Dramatikers gilt. 1766 ließ er 20 Stücke von Shakspeare mit Noten in 4 Bänden 8. drucken, welches Werk eine innige Freundschaft mit Johnson zur Folge hatte. Beide vereint bearbeiteten nun den Shakspeare, und gaben seine Theaterstücke mit einem Commentar heraus, die 1773, 10 Bde. 8. erschienen. Sie erschien zum zweitenmale 1773, von Stevens allein besorgt und verbessert. Als 1785 eine neue Ausgabe nöthig wurde, ließ er den Druck von Reed durchsehen, that aber alles Uebrige dabei. Unterdessen lernte er Malone kennen, der in seinen Studien denselben Weg gegangen war. Ihre Freund-

schaft dauerte so lange, als Malone es sich gefallen ließ, bei dem sich höher dünkenden Steevens eine untergeordnete Rolle zu spielen. Da er aber 1780 zwei Ergänzungsbände zu Steevens Ausgabe, und 1790 eine eigene Edition des Dichters herausgab, war ihm der Krieg erklärt. Dieß sah man in der berühmten Ausgabe des Shakspeare in 15 Oktavbänden, welche Steevens 1793 besorgte, und worin er zwar Malone's Anmerkungen benutzte, aber sie meistens verspottete. Dennoch bleibt diese Edition von 1793 immer noch in hohem Ansehen, und wird von Bücherkennern als die vollständigste gesucht (ob sie gleich nachher zweimal mit neuen Anmerkungen von Steevens wieder gedruckt worden). Seine letzten Lebensjahre brachte er meistens in seiner Wohnung in Hampstead zu; Niemand kam zu ihm, und er ging zu Niemand. Durch seine unselige Laune aller Freunde beraubt, starb er 1800. In der Kirche zu Poplar hat man ihm durch den berühmten Flaxman ein Denkmal errichten lassen. Steevens hat in seinem Commentar zu Shakspeare — was auch der Neid einräumen muß — ausnehmend viel zum Verständnisse des großen Dichters beigetragen, und nicht nur eine ausgebreitete Gelehrsamkeit überhaupt, sondern auch eine Belesenheit in den Schriftstellern des Shakspeareschen Zeitalters bewiesen, die bis auf ihn unerhört war. Der Ertrag seiner 1808 versteigerten Bibliothek belief sich auf 2700 Pf. St. Er wurde in mehrern Schriften verleumdet, aber von Boaden siegreich vertheidigt.

Steganographie, s. Brachygraphie, Chiffer und Dechiffriren.

Stehendes Capital nennt man in der Finanzwissenschaft überhaupt den Besitz eines Gutes, von dem nicht nur neue Güter gezogen werden, sondern das auch nach Erzielung derselben immer noch einen Werth behält. Im weitesten Sinne bezieht sich daher der Begriff des stehenden Capitals nicht bloß auf materiellen Besitz, sondern auch auf Talente, Kenntnisse, Wissenschaften, Künste und industrielle Thätigkeit; man könnte die letztere das geistige stehende Capital einer Nation nennen, von dem eben so gut zu den Staatslasten beigetragen werden muß, weil es nicht weniger Werth schaffend ist, als das sinnliche stehende Capital, was in Boden, Waldungen, Flüssen, Bergwerken, Maschinen, Werkzeugen, Manufakturen, kurz in Allem besteht, wodurch irgend ein Werth habendes Produkt erzeugt wird, oder wodurch schon vorhandene Erzeugnisse einen größern Werth erhalten.

Stein, ein Fossil, die erste Klasse der Mineralien, welche Erden und Steine umfaßt. Der Hauptbestandtheil der Steine ist eine von den jetzt bekannten 9 Grunderden: Kiesel-, Zirkon-, Yiter-, Glycin-, Thon-, Talk-, Kalk-, Strontian- und Schwer-Erde, deren Unterschied hauptsächlich durch ihr Verhalten zu den Säuern erkannt wird. Vergl. Erden und Mineralogie. In technischer Hinsicht vergl. Bergbau.

Stein (farbiger) oder Chromalith wurde 1821 von C., E., und F. Arnoldi zu Elgersburg im Gothaischen erfunden. Er ist blau, blaugrün, gelbgrün, gelbbraun, auch marmorirt, mit metallfreier glanzreicher Glasur, der Verbindung seiner verschiedenfarbigen Massen unter einander, und dieser mit weißer Masse, so wie der schönsten Vergoldung und der feinsten Malerei fähig; wegen seines ruhigen Farbentons dieser besonders zusagend; zur Darstellung der zartesten Bildner-Arbeiten unübertrefflich; in Ansehung seiner Feuerbeständigkeit zu jeder Art von Gefäßen geeignet. Er stellt auch verschiedene zusammengesetzte Steinarten (Onyx) in höchster Vollkommenheit, mit und ohne Glasur dar, und verdient als neue Gattung unter den künstl. Steingefäßen Auszeichnung, und der Kunstkenner und Freunde des Schönen Beachtung. Die kleinsten Chromalithfabrikate sind Spielsachen, von so

niedlichem Format und so zartem Scherben, daß eine 2 Zoll hohe und 4 Zoll weite Schachtel 60 und mehr Stücke enthält; Kaffee- und Thee-Service für Kinder, von größerem Format, Fingerhüte, Pfeifenköpfe in den mannichfaltigsten Formen, sowohl mit eingelegter Arbeit, als bronzirten und andern erhabenen Belegen und freistehenden Figuren, mit jeder Art Malerei und mehr oder weniger reicher Vergoldung verziert; dann größere Sachen, als Rauchtabakdosen, Tabatieren, Leuchter, Schreibzeuge, Mundtassen, alle Gattungen Kaffee- und Theegeschirr, Blumenbecher, Urnen, Vasen von jeder üblichen Größe u. s. w.

Stein (Joh. Andr.), geb. zu Heidesheim in der Pfalz 1728, Orgel- und Instrumentenmacher in Augsburg, und Organist an der dasigen luther. Barfüßerkirche. Er zeichnete sich als einer der größten Meister in Europa aus, besonders in Orgeln, Klavieren und Fortepiano's. 1755—57 verfertigte er für seine Kirche eine treffliche Orgel von 48 Stimmen. 1758 unternahm Stein eine Reise nach Paris, wo er auf den Gedanken kam, die Konzertinstrumente durch Verbindung des Fortepiano's mit dem Flügel zu vervollkommnen, so daß jedes Instrument seine eigenen Saite und eignen Bogen behielt. 1760 arbeitete er die große Orgel in der kathol. Kreuzkirche in Augsburg. Auch erfand er ein neues Register im Orgelwerk, ein ungemein verstärktes Clavizembal, dem er den Namen Poly-Toni-Clavikordium beilegte, die Melodika, eine Art von Orgelwerk, ferner ein Clavecin organisé, und ein sogenanntes Vis à Vis oder Doppelflügel. Von seinen Instrumenten sind über 700 in ganz Europa verbreitet. Stein starb zu Augsburg 1792.

Stein der Weisen, s. Alchymie.

Steindruckerei, Lithographie. Diese chemische Druckerei ist in den J. 1795 und 1796 in München erfunden worden. Simon Schmidt machte die ersten Versuche, auf Kellheimer Kalkstein Buchstaben mit Wachs zu malen, dann den Stein mit einer Säure zu übergießen, wodurch die ganze Fläche angegriffen wurde und nur die mit Wachs überzogenen Stellen stehen blieben. Das Hauptverdienst der Erfindung und Ausbildung dieser Kunst, besonders durch die Kreidemanier, durch das Vervollkommnen des Tiefätzens, so wie durch die Erfindung der Maschinen und Pressen zum Drucken hat Aloys Sennefelder sich erworben. Er nahm Anfangs zum Steindruck, wobei er sich einer von ihm erfundenen Druckerschwärze bediente, einen Kalkschiefer, ehemals Kellheimer, dann aus den Brüchen beim Dorf Solenhofen, 3 Stunden von Neuburg an der Donau. (Aehnliche hat man auch in andern Ländern, z. B. in Preußen, gefunden.) Nachdem die ersten Versuche mit Notendruck gelungen waren, gab ihm die baiersche Regierung 1799 ein Privilegium, worauf er für André in Offenbach eine lithographische Anstalt errichtete und die Kunst durch den Notendruck daselbst bekannt machte. Doch ward der Ruf derselben erst durch das von Aloys Sennefelder 1808 zu München in Stein gedruckte Breviarium Albr. Dürer's (eine Zierde der dasigen Bibliothek) im Auslande gegründet. (Acht Jahre später erschien die unvergleichliche Sammlung der Oeuvres lithographiques von Strixner und Piloti in 6 großen Bl.) Endlich setzte ihn seine Verbindung mit dem Geh. Rath v. Utzschneider, welcher die lithographische Anstalt des Steuerkatasters leitete, und in welcher mehrere topograph. Pläne von dem Königr. Baiern bearbeitet wurden, in den Stand, seine Erfindung zu vervollkommnen. Zuletzt erfand er 1817 das Steinpapier, welches noch Vorzüge vor dem Solenhofer Steine hat. Diese Steinpappe ist zur schnellen Vervielfältigung am bequemsten; doch hat Sennefelder das Verfahren auch auf andere Körper, z. B. auf Messing-, Kupfer- und Zinnplatten, unter den nöthigen Abänderungen übergetragen

und lithogr. Handpressen angegeben. Das Verfahren selbst ist von zwei Arten: die erhabene, welche die mit fetter Kreide oder chemischer Dinte durch einen Pinsel oder eine Stahlfeder gezeichneten Stellen gegen den übrigen, mit einem Aetzmittel etwas angegriffenen Grund erhoben zeigt, und die vertiefte, welche den Charakter der Kupferstiche oder radirten Platten hat. Man bedient sich dazu der Radirnadel, und insbesondere zum Copiren der Landkarten und Plane der vom Hauptmann v. Reichenbach erfundenen Zeichnungs-Maschine, Pantograph. Sie eignet sich vorzüglich für Kunstschrift, Landkarten und selbst für die zartesten Arbeiten. Beide Arten können auch vereinigt werden. Die Behandlung ist verschieden bei Feder-, Pinsel-, Kreide-Zeichnungen; beim Ueberdrucken, wobei Kupferstiche und Druckschriften auf den Stein abgezogen und dann wieder, so oft man will, abgedruckt werden können; bei der Holzschnitt-, bei der geschabten und gespritzten Manier. Bis jetzt scheint die Kreidezeichnung zur höchsten Vollkommenheit gebracht zu seyn. Vergl. die lithogr. Kunst-Art. in Zeller's Magaz. u. a. 200 Bilder in Steindruck, von dem königl. baier. Gemälde-Saal in München und Schleißheim, von Strixner, Piloti u. A. 1817. Fol. München, herausgegeben von v. Mannlich. Für die Geschäfte des Lebens ist der Ueberdruck in München, St. Petersburg und an ano. Orten eingeführt. Man druckt auch mit Wasser und Oelfarben; man druckt Kattun u. s. w. Noch haben Gerold in Wien, die Ackermannsche Kunsth. in London, so wie die Anstalt des Gr. Lasteyrie in Paris treffliche Werke in Steindruck geliefert. Bekannt sind die lithogr. Landkarten in Offenbach. S. des Erfinders Al. Sennefelder's vollst. Lehrb. der Steindruckerei, nebst einer Geschichte der Kunst. München 1818.

Steingießerei, die Bereitung eines Cements, der schnell erhartend, von den Alten schon bei Landstraßen, Cisternen und Gußmauern benutzt ward und durch die Dauer so mancher Jahrh. sich als sehr brauchbar erwiesen hat. Die Kenntniß dieser Masse soll sich bis ins Mittelalter erhalten haben. Das in London jetzt angewandte Verfahren, um die Landstraßen mit einem steinharten Kitte zu überziehen, könnte übrigens recht bequem zu Gestaltungen angewandt werden, die um künstlerischen Werth zu erhalten, kaum der nachhelfenden Hand brauchen würden.

Steingut, s. Töpferkunst.

Steinhuder Meer, ein Landsee, theils zu dem schauenburg-lippeschen Amte Hagenburg, theils zu dem hannöverischen Fürstenthume Calenberg gehörend, hat seinen Namen von dem dabei liegenden Marktflecken Steinhude und ist 4¼ M. lang, ½ breit, über 16 Fuß tief; er hat ein gelbliches, torfartiges Wasser, ist aber ziemlich reich an Barsen u. a. Fischen. In der Mitte des Sees liegt die kleine Festung Wilhelmstein auf einer durch Kunst gemachten Insel, 1761 vom Grafen Wilhelm Friedrich Ernst zu Lippe-Bückeburg als eine reguläre oder aus mehrern gleichseitigen Ecken bestehende Schanze angelegt und durch die muthige Vertheidigung bei der Invasion der Hessenkasseler 1787 bekannt. Sie hat im Souterrain trockene Kasematten zur Aufbewahrung der Vorräthe und für eine zur Vertheidigung nöthige 400 Mann starke Besatzung. Im Schloß befinden sich eine Bibliothek und einige wissenschaftliche Sammlungen.

Steinkohlen, eine Gattung brennbarer Materialien, meist von schwarzer oder brauner Farbe. Die erstere Gattung, in der Mineralogie die Schwarzkohle, wird gemeiniglich Steinkohle genannt. Sie sind schwarz, mehr oder minder glänzend und geben eine vortreffliche Feuerung. Durch eine unvollkommne Verbrennung derselben, ohngefähr wie die Holzkohlen zubereitet werden, erhält man die Koaks, deren man sich vorzüglich zum Schmelzen der Metalle bedient. Die Steinkohlen finden sich in Lagern

und Flötzen. Sehr merkwürdig ist die Selbstentzündung, welche zuweilen bei den Steinkohlenflötzen eintritt. Ein solcher unterirdischer Brand kann, wegen Mangel an Zutritt der freien Luft, oft viele Jahre langsam fort schwälen, ohne daß eine bedeutende Masse Steinkohlen verzehrt würde, und erlischt, oder erstickt endlich in sich selbst. Unter andern Umständen, durch Zutritt der Luft, vorzüglich aber des Wassers, können dadurch Erschütterungen, Erdbeben, und bei zunehmender Gewalt der Verbrennung endlich feuerspeiende Berge entstehen. Die zweite Art begreift man unter dem Namen: Braunkohle, welche bald als eine braune Erde, bald in festeren Stücken mit deutlichen Spuren einer Holztextur, ja zuweilen in ganzen Stämmen, vorzüglich in einigen Gegenden von Thüringen und im Magdeburgischen vorkommen und ein zwar weniger reinliches, aber doch höchst nutzbares Brennmaterial liefern. Auch sie kommen immer nur in Flötzen und Lagern vor, und zeigen noch deutlicher als die Steinkohlen, daß sie verwandelte Ueberbleibsel einer ältern untergegangenen Vegetation sind. Die Steinkohlen sind weit verbreitet: in Frankreich am Fuß der Cevennen, in der Franche-Comte, in Bretagne, in Chaumont und St. Etienne; in den Niederlanden um Lüttich; in Deutschland im Hessischen, Sächsischen, in der preuß. Provinz Jülich-Cleve-Berg ꝛc. Am häufigsten sind sie aber in dem brittischen Reiche. Sie finden sich beinahe in allen westlichen Provinzen, wie auch im südlichen Schottland und in Irland, vorzüglich aber im nördlichen England, in einem Striche von Westen nach Osten, zwischen Whitehaven und Newcastle in ungeheurer Menge; die Gruben bei Newcastle, der Hauptort für diesen Gegenstand, beschäftigen allein 30.000 Menschen. Ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Wohlstand, die Vollkommenheit der Fabriken und folglich auch der Handel Englands durch dieses unschätzbare und in so unendlicher Fülle vorhandene Brennmaterial bedingt sind. Während ihrer Abschwefelung entwickeln die Steinkohlen sehr viel brennbare Kohlen-Wasserstoffluft, und sind deßhalb mit großem Vortheil zur Beschickung der Thermoöfen und Thermolampen zu gebrauchen. (Vergl. Pecht's Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung der Apparate zur Beleuchtung mit Steinkohlengas. Mit Kpf. Wien 1818). S. Gasbeleuchtung.

Steinkopf, ein ausgezeichneter Thiermaler, geb. 1732, starb als Professor und Hofmaler in Stuttgart 1825. Viele seiner Gemälde, besonders Pferde, befinden sich auf den k. Lustschlössern. Er hinterließ eine Sammlung von Werken, vorzüglich älterer Meister.

Steinkrankheit, lithiasis, nennt man jene anomale Thätigkeit des Organismus, deren Erzeugnisse steinartige Konkremente sind. Die Steine bilden sich in solchen Organen, die eine Flüssigkeit ausscheiden, welche, ehe sie entweder aus dem Körper entfernt wird, oder sich innerhalb desselben ergießt, einige Zeit in einem Behälter verweilen muß: als in der Urinblase, den Harnaängen und in den Harn absondernden Kanälen der Nieren, in der Gallenblase und den Gallengängen der Leber, und innerhalb der Gelenkkapseln. Die Formation der steinartigen Körper beruht daher zunächst auf einer krankhaften Mischung dieser Absonderungsflüssigkeiten; da diese aber nur ein Erzeugniß der Sekretionsorgane sind, so muß in ihnen auch die vitale Bedingung ihrer Entstehung gesucht werden. Der Grund aber, daß ein Sekretionsorgan keine gesunde Absonderung liefert, kann entweder in dem Organe selbst, oder in einem allgemeinen Leiden des Körpers, und dann besonders in einer fehlerhaften Mischung des Blutes und in einer verdorbenen Assimilation liegen. Daß die Steinbildung oft von einem anomalen Reproduktionsprozesse abhange, beweiset die Gicht; hier gehen immer Verdauungsbeschwerden vorher, manchmal wechseln Gries- und Gichtbeschwerden ab und bei anhaltend vorherrschender Säure im Darmka-

nal hat man nicht selten Gries entstehen sehen. Die Steine sind verschieden nach den verschiedenen Flüssigkeiten, aus den sie sich niederschlagen. Ihre allmählige Bildung geht daraus hervor, daß sie aus verschiedenen Schichten bestehen, die bald gleiche, bald ungleiche Bestandtheile haben. Ist der Stein groß genug, so verstopft er die Kanäle, und hindert das Austreten des Sekretes; er reizet durch seine mechanischen Eigenschaften die Wandungen; es bildet sich eine chronische Entzündung oder auch ein Krampf dieser Theile, und häufig ist eine Vereiterung des Organs die Folge davon. Ihre Wirkung beschränkt sich nicht bloß auf das Organ, worin sie ihren Sitz haben, sondern verbreitet sich auch zu andern Theilen; so entstehen bei Gallensteinen Uebelkeit, Erbrechen; bei Blasensteinen Jucken in der Eichel, Schmerzen im Schenkel, den Hoden. Am gewöhnlichsten sind: Gallensteine, sie befinden sich oft in großer Menge in der Gallenblase und in der Leber von der Größe einer Erbse bis zu der einer Haselnuß, bestehen aus verdickter Galle und einem wallrathähnlichen Fette und sehen dunkel, braun oder schwarz aus. Reizen sie das Gallensystem zu stark, so erregen sie Schmerzen, die bald entzündlich, bald krampfhaft seyn können. Ferner verursachen sie, wenn sie den Erguß der Galle verhindern, langdauernde Gelbsuchten; manchmal werden die Gallensteine durch die Anstrengungen beim Erbrechen fortgetrieben; manchmal geben sie mit dem Stuhlgange ab. Die Bestandtheile der Urinsteine sind mannichfacher; als Blasensteinsäure, blasensteinsaures Ammonium, kleesaure Kalkerde und phosphorsaure Kalk- und Talkerde und Ammonium in derselben Verbindung. Sie erscheinen bald in der Form von Gries, der sich aus dem Urine niedersenkt, bald als feste Steine. Sie bilden sich entweder um die Nieren, wo sie dann Schmerzen, Entzündung und Eiterung erregen; oder im Nierenbecken, in welchem Falle sie oft unter Schmerzen, die sich von der Nierengegend aus nach unten und hinten verbreiten, durch den Harnkanal in die Blase gehen und durch den Urin ausgeworfen werden; oder sie bilden sich in der Urinblase selbst, wo sie dann große Urinbeschwerden, Schmerzen und einen oft nur tropfenweisen schleimigen Abgang des Urins verursachen. Durch die Untersuchung mit dem Catheter entdeckt man den Blasenstein am sichersten, im Falle er nicht in einem Sacke liegt oder mit Schleim überzogen ist. Die Heilung des Blasensteins beruht vorzugsweise auf der Entfernung desselben. Hiezu hat man verschiedene Wege vorgeschlagen: 1) den Stein durch chemische Reagentien aufzulösen; da man aber nicht immer wissen kann, aus welchen Bestandtheilen der Stein gebildet ist, so läuft man Gefahr, nicht das rechte Auflösungsmittel zu treffen. Ueberdieß können die Reagentien durch ihre heftige Wirkung der Blase leicht gefährlicher werden, als der Stein. 2) Man hat versucht, den Stein auf mechanischem Wege, durch Instrumente, in der Blase zu zerstückeln, damit er durch die Harnröhre treten könne. Bisher ist diese Operation selten geglückt; doch soll in der letzten Zeit ein französischer Wundarzt ein Werkzeug erfunden haben, welches allen Erwartungen entspricht. Dieß Werkzeug sollen die Alten schon gekannt haben; denn es ist neuerlich ein Instrument in Herkulanum gefunden worden, das eine große Aehnlichkeit mit jenem hat. 3) Entfernung des Steines durch den Schnitt. Der Raum erlaubt es nicht, die vier hiezu vorgeschlagenen Operations-Methoden hier mehr als anzudeuten. a) Die Operation mittelst der kleinen Geräthschaft; sie war schon Celsus bekannt. Der Stein wird durch ein Instrument nach dem Mittelfleische heruntergedrückt, und dieß durchschnitten. b) Bei der Operation mittelst der hohen Geräthschaft wird die Blase oben über dem Schambogen durchschnitten. c) Die dritte nennt man die große Geräthschaft; sie besteht darin, daß man die Harnröhre künstlich erweitert, um den Stein mit der Zange heraus heben zu können

d) Die letzte ist die mittelst der Seitengeräthschaft, oder auch der Lateralschnitt genannt. Sie ist die gebräuchlichste und besteht darin, daß man die Harnröhre auf der Seite spaltet, weil ein Schnitt nach unten durch dieselbe den Mastdarm verletzen würde. Die Kunst, den Stein zu schneiden, ist alt; denn schon in der Eidesformel des Hippokrates für die Aerzte wird ihnen diese Operation verboten, sie sollten denselben den hiezu eigens bestimmten Operateuren überlassen. Es ist aber unbekannt, ob die Alten schon die vier Operationsmethoden kannten; wahrscheinlich sind eine oder zwei derselben die Erfindungen späterer Zeit.

Steinmasse (künstliche) ward von Lor. Roblik in Wien erfunden. Sie ahmt den carrar. Marmor, den florent. Alabaster, den Chrysopras, Lapis Lazuli u. a. Steinarten höchst täuschend in Härte und Farbe nach. Roblik bildet aus ihr Kreuz- und Madonnenbilder, Säulen, Lampen ꝛc., welche nicht durch Verwitterung leiden und dabei sehr wohlfeil sind.

Steinregen, s. Atmosphäre.

Steinschneidekunst (Lithoglyptik) lehrt, mittelst Anwendung des Demants, des Schmergels und einer kleinen Maschine, das Rad genannt, ferner durch Sägen, Spitzen von Eisen und Zinn und kleine Räder, Steinen eine glatte Oberfläche und eine regelmäßige Gestalt geben; insbesondere lehrt sie entweder vertieft in Steine Formen schneiden (Steine dieser Art heißen Intaglio's), oder erhabene Figuren, die letztern heißen Cameen (s. d. Art.). Der Diamant muß, wegen seiner Härte, auf stählernen Scheiben geschnitten werden, auf welche der Arbeiter Diamantpulver (Bort) oder Demantspathpulver mit Oel gießt. Zum Rubin, Sapphir, Topas ist eine kupferne Scheibe mit Demantspath und Oel hinlänglich. Die Politur gibt man ihnen auf Kupfer mit Trippel und Wasser. Hyazinth, Smaragd, Amethyst, Agat und andere minder harte Steine schneidet man auf Bleischeiben mit Schmergel und Wasser, und polirt sie mit Trippel. Opale und Turkisse schneidet und polirt man, wegen sehr geringer Härte, auf Holzscheiben mit Trippel. Die Cameen haben ihren Ursprung bei jenen gestirnanbetenden Babyloniern genommen, die Talismane mit Zeichen, welche an die Macht der Gestirne erinnern sollen, an sich zu tragen gewohnt waren. Von ihnen kam der Gebrauch, geschnittene Steine zu tragen, zu den Hebräern. Unter ihnen war als Steinschneider Bezaleel bekannt, der auf Moses Anordnung in die Steine des hohenpriesterlichen Mantels und des Brustschilds Aarons die Namen der zwölf Stämme schneiden mußte. Die Aegypter schnitten die härtesten Granite, Syenite, Porphyre und Basalte zu Gefäßen und Figuren, wie man glaubt, durch Anwendung roher Diamanten; aber sie schnitten dieselben nicht erhaben, sondern vertieft. Ihre Gottheiten schnitten sie in Lapis Lazuli. Die Griechen brachten diese Kunst zur Vollkommenheit, und schnitten zuerst die erhabnen Figuren oder Cameen; vergl. d. Art. Geschnittene Steine. Dioskorides Apollonides, Aulos, Hylos, Knejus, Solon trugen unter Augustus diese Kunst nach Italien, und brachten sie zur höchsten Vollendung. Aber gerade die bedeutendsten Arbeiten, die sich erhalten haben, der Onyx der h. Kapelle zu Paris, die Apotheose Augusts zu Wien (s. über beide d. Art. Cameen), der Onyx im Haag, die Apotheose des Kaisers Claudius darstellend, und der den Patroklos beklagende Achill, der Kopf des Julius Cäsar: alle diese Arbeiten sind, wie das braunschweigische Gefäß, die tivolpische Tasse und die Tasse zu Neapel, ohne Namen, in Rücksicht des Kunstwerths von größerer oder minderer Bedeutenheit. — Reiche Römer waren die ersten, welche von solchen Steinen Sammlungen anlegten. Scaurus, des Sylla Stiefsohn, machte den Anfang; der große Pompejus brachte des Mithridates Sammlung nach Rom, und stellte sie im Capitol auf; eine ungleich grö-

sere Cäsar im Tempel der Venus Genitrix, und unter August nachher M. Marcellus im Tempel des palatinischen Apollo. Auch waren die Sammlungen des Herodes Attikus, des Vespasian ꝛc. berühmt. Doch sank seit den Zeiten des Septimius Severus die Kunst, wie wir aus der reichen Klasse der Abraxas-Steine (s. d. Art.), einigen seltenen Arbeiten der Byzantiner und mehreren Glaspasten aus den ersten christl. Jahrh. ersehen. Aber selbst im dunkeln Mittelalter erhielten sich Spuren derselben in Italien. Man fand geschnittene Steine mit Köpfen von Gothen und Longobarden. Als die aus Konstantinopel geflüchteten Griechen sich nach Italien wandten, brachten sie, mit Hülfe der Medicis, die Steinschneidekunst wieder empor; namentlich hält man den Johannes Bernhardi (Giovanni dalle Carniole), einen trefflichen Künstler, für den Wiederhersteller dieser Kunst in Italien. Es sind nur wenige Arbeiten übrig, die ihm mit Zuversicht zugeschrieben werden können, außer jenem bekannten Carniol im florentiner Museum, mit dem Bildniß des Savonarola. Ein Zeitgenosse und Nebenbuhler des Giovanni war in Florenz Nanni di Prospero dalle Carniole, den Franzesko Salviati in seinen Arbeiten leitete, und außerhalb Florenz vorzüglich Domenico Compagnie (dei Camei), ein Mailänder, von welchem das Bild des Ludwig Sforza, gen. Moro, in einen Rubin geschnitten, sich im florentiner Museum erhalten hat. Lorenzo von Medicis brachte nicht nur eine ansehnliche Sammlung antiker geschnittener Steine zusammen (jetzt die beträchtlichste von allen, 4000 Steine enthaltend), sondern nahm auch verschiedene geschickte Steinschneider zu sich. So stieg diese Kunst wieder empor. Vorzugsweise behandelte man antike Gegenstände, die man häufig mit solcher Meisterschaft nachahmte, wie z. B. der Florentiner Donatello, daß die höchste Kennerschaft dazu gehört, vollendete Arbeiten dieser Periode von echt antiken zu unterscheiden. Bekannt ist der Zwiespalt der Meinungen, die in dieser Hinsicht über einen berühmten Stein, den sogenannten Siegelring des Michel Angelo, besteht. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieser Carniol eine Arbeit des Pietro Maria da Pescia sey, wie der im Abschnitt angebrachte Fischer andeuten könnte, der gleichzeitig mit M. Angelo das Zeitalter Leo's d. Zehnten verherrlichte. Die Fertigkeit, in edle Steine zu schneiden, trug man auch auf Glas und Gold über, und namentliche Auszeichnung verdient in dieser Hinsicht das Krystallkästchen des Valerio Belli, des geschicktesten und fleißigsten Künstlers dieses Faches im 16. Jahrh. In Mailand machte Jacopo de Trezza, die Verfertigung des berühmten Tabernakels im Escurial in Spanien (1564), die ersten Versuche, in Diamanten zu schneiden. Um 1570 blühten in Florenz der Mailänder J. A. de Rossi, welcher den 7 Zoll großen Camee im florentiner Museum, Großherzog Cosmus von Toskana mit seiner Gemahlin Eleonore und seinen 7 Kindern darstellend, schnitt; die größte bis jetzt bekannte Arbeit, die ein neuerer Künstler geliefert hat. Gleichzeitig lebten in Florenz die 5 Brüder Saracchi als berühmte Steinschneider. In Rom entstanden erst unter Papst Julius d. Zweiten und Leo d. Zehnten, und nur unbedeutende Sammlungen von geschnittenen Steinen. Maria Piccolomini, ein römischer Prälat, hatte hier die beste, und Lucio Odescalchi, nachher Duca di Bracciani, erbte die der Königin Christina von Schweden. Späterhin hatte Rom die Sammlungen in der vatikanischen Bibliothek (mehr durch Zufall, als Plan zusammengebracht), in den Palästen Barberini und Strozzi (Meisterwerke enthaltend, jetzt in St. Petersburg), und noch jetzt zeichnen sich die dem Prinzen Piombino gehörige ludovisische Sammlung, und die des Cardinals Borgio zu Velletri, berühmt durch ihre ägyptischen Steine und Skarabäen, aus. Neapel hat schöne geschnittene Steine im Cabinet zu Portici und Capo di Monte. Zu Catanea in Sizilien brachte

der Prinz Pfeari eine große Sammlung von lauter einzeln in Sizilien gefundenen Steinen zusammen. Einer der ersten jetzt lebenden Künstler in der Steinschneidekunst in Italien ist Giuf. Giranetti. Neben ihm sind auszuzeichnen: der Römer Berini, Everara und Giromelli in Rom und Putinati in Mailand. In Frankreich und England hat es ebenfalls berühmte Künstler im Steinschneiden gegeben. In ersterem Lande wurde die erste Sammlung bereits unter Franz d. Ersten angelegt, in den bürgerlichen Kriegen aber wieder zerstreut. Den Grund zu der jetzigen sehr merkwürdigen, des Antikencabinets der königlichen Bibliothek, legte Louvois unter Ludwig d. Vierzehnten. Eine gute Sammlung war die des Herzogs von Orleans, die ihm als Erbschaft aus der Pfalz zufiel. In England sind die Sammlungen der Herzoge von Besborough, Devonshire, Carlisle, Bedford und Marlborough am bekanntesten. Die ersten Spuren deutscher Steinschneidekunst zeigten sich im 14. und 15. Jahrh. in Nürnberg und Strasburg; der älteste, namentlich bekannte deutsche Steinschneider war der Nürnberger Engelhard († 1552), Albr. Dürers Freund. Lukas Kilian wurde wegen seiner herrlichen Arbeit der deutsche Pyrgoteles genannt. Kaiser Rudolph der Zweite war ein großer Liebhaber und Beschützer dieser Kunst. Unter den neuesten ausgezeichneten deutschen Steinschneidern sind zu nennen: Natter und Pichler (s. beide Art.). Auch an Sammlungen fehlt es nicht in Deutschland. In Sanssouci sind ihrer mehrere vereinigt, unter diesen die durch Winkelmanns Beschreibung so berühmte von Bar. Stosch (s. d. Art.). Wien hat ein eigenes Gemmencabinet; die dresdener Sammlung ist nicht unbedeutend; schöne Stücke besitzt München. In den Niederlanden ist das Cabinet des Königs bedeutend. Petersburg hat außer der von Zeit zu Zeit ansehnlich vermehrten kaiserlichen, an der des Grafen Poniatowsky eine der reichsten. Um entfernte Kunstfreunde an den zierlichen und sinnreichen, oder auch bloß merkwürdigen Bildwerken solcher Steine Antheil nehmen zu lassen, hat man zwei Mittel gewählt, Kupferstich und Abdruck oder Abguß. Lippert (s. d. Art.) erfand eine eigne weiße Masse (nach der allgemeinen Behauptung eine sächsische Kalkerde mit Hausenblase gemischt), der er durch ein beigemischtes Fossil zur fast unzerstörbaren Dauer vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Die Abdrücke in dieser Masse, zu denen er alle ihm nur erreichbare Gemmen aufbot, vereinigte er in seiner Daktyliothek, die in dem Augenblicke erscheinend, wo Winkelmann's Schriften Bewunderung und Theilnahme erregten, außerdem durch Christ's lateinische Register dazu dem gelehrten Publikum empfohlen, im In- und Auslande Beifall und Abnehmer fanden. Raspe wies 300 als verdächtig nach, unter den 3149 Abdrücken, die in 57 Tabletten und in 3 Bände getheilt die Daktyliothek ausmachen. Auch in Obsidianglas seiner Erfindung machte Lippert Abdrücke; eine Sammlung der besten Stücke seiner Daktyliothek in dieser Glasmasse befindet sich mit einem großen Theile seines artistischen Nachlasses noch in Privathänden zu Dresden. Bildwerke einer gewissen Art stellten zusammen: Bellori, Bildnissen von Philosophen u. a., Chifflet Abraxas, Gori Steine mit Sternen, Ficaroni Steine mit Inschriften, Stosch Steine mit den Namen der Künstler. Abbildungen ganzer Sammlungen lieferten Gori in dem Museum Florentinum, Wibar und Mongez in der Gallerie von Florenz, Mariette von der ehemaligen königlich französischen, Leblond und Lachaux von der des Herzogs von Orleans, Eckhel von der wiener. Außerdem gehören hieher das Museum Odescalchi, die Cabinete von Gravelle, Stosch, Bossi, des Herzogs von Marlborough.

Stellionat (Stellionatus, ein im römischen Rechte vorkommender Ausdruck) heißt 1. im weitern Sinne jede Art des Betrugs oder der Verfälschung (d. i. bösliche Verheimlichung und Entstellung der Wahrheit zum

Nachtheil eines Andern), welche in den Gesetzen nicht ausdrücklich bekannt ist; 2. im engern Sinn der Betrug, welcher bei Verträgen, im Handel und Wandel begangen wird. Bei den Römern waren besonders die Erbschleicherei und die Betrügereien durch Testamente herrschend, und es wurde, um sie zu verhindern, ein eignes Gesetz (die Lex Cornelia de Falsis) gegeben. So wie man nun diese letztern Arten des Betrugs Falsa nannte, so hießen die vielen hierher nicht gehörigen Betrügereien Stellionatus. Bei uns wird zwischen Falsum und Stellionatus kein Unterschied gemacht, und die Beschaffenheit des Betrugs und die Größe des angerichteten Schadens dienen hauptsächlich zum Maßstabe der Strafe.

Stellung (schräge), s. Schlacht.

Stempelpapier ist mit einem Siegel oder Stempel versehenes Papier, auf das gewisse Akte und rechtliche Verhandlungen geschrieben werden müssen, wenn sie Rechtsgültigkeit haben sollen. Die Römer hatten unter den Kaisern schon Stempelpapier; so gebot Justinian den Gerichtsschreibern, die Urkunden nur auf solchem Papier auszufertigen, auf dem obenan der Name des Intendanten der Finanzen, die Zeit, wann das Papier verfertigt worden war, und der Name des Verfertigers standen; zugleich mußte auch der Titel oder der kurze Inhalt der Akte oben angegeben werden. Nur eine auf solches Papier geschriebene Urkunde hatte rechtliche Gültigkeit. Daß der Name des Finanz-Intendanten auf dem Papiere stand, läßt allerdings vermuthen, daß für dasselbe etwas bezahlt werden mußte; doch ist es nicht ausgemacht, daß die römische Regierung den Gebrauch ihres Stempelpapiers als eine Steuerabgabe ansah. — In der neuern Zeit sind es sehr wahrscheinlich die Holländer, welche 1624 die Stempelsteuer aufbrachten. Da durch das Papier bei gerichtlichen und notariellen Urkunden Verfälschungen vorgebeugt wurden, und aus dem häufigen Gebrauche desselben den Finanzen der Fürsten eine schöne Summe erwuchs, so war es natürlich, daß die Holländer bald Nachahmer fanden. 1688 ward es in den spanischen Niederlanden eingeführt. 1673 ward es in Frankreich durch ein königliches Edikt anbefohlen. Auch die deutschen Staaten nahmen dasselbe bald an. Wenn die Abgaben, welche durch den Stempel erhoben werden, sonst auf richtigen Prinzipien gebaut sind; so ist die Methode in vielen Fällen sehr bequem und wohlfeil. So lassen sich: 1. die Beiträge zur Vergütung gerichtlicher Handlungen, der obrigkeitlichen Mühe bei Prozessen, Einregistrirungen, bei Erbschaften u. s. w. sehr bequem durch ein angemessenes, für jeden einzelnen Fall bestimmtes Stempelpapier erheben. Eben so 2) die Consumtionssteuern für Spielkarten, Würfel, goldne und silberne Geräthschaften, Zeitungsblätter, Journale u. s. w. Die Abgabe vom Stempelpapier kann nicht anders als monopolitisch bezogen werden. Die besondere Papiergattung und der Umstand, daß man dergleichen Papier nur von einer Staatsbehörde kaufen kann, sichert allein gegen den Betrug. Denn sollte jeder Kaufmann das Recht haben, sich Papier stempeln zu lassen und damit zu handeln, so würde dieses zu einer Menge Verfälschungen führen, da nichts leichter nachzumachen ist, als ein solcher Stempel. Dieses ist bloß dadurch zu verhüten, daß nur der Staat Stempelpapier verkaufen darf. Denn um eines einzelnen oder einiger Bogen willen einen falschen Stempel zu machen, wird selten der Mühe werth gefunden. Eben so lassen sich Kalender und Spielkarten nicht mit Erfolg besteuern, als wenn man diese Gegenstände zum Staatsmonopol macht, besonders, wenn die Steuer darauf sehr hoch ist. Hier sind jedoch die Verfälschungen schon viel bedeutender, und es ist wohl zu überlegen, ob man sich nicht lieber mit einem niedrigen Stempel begnügen und dabei den Handel frei geben sollte. Doch dürfen die Stempelabgabe für prozessualische Sachen nicht zu hoch seyn; weil sonst mancher

Arme verhindert wird, auf dem Wege der gerichtlichen Klage sein Recht zu suchen. In mehrern Staaten ist der Erbschaftsstempel unverhältnißmäßig hoch; so ergiebig dieß für den Staat auch ist, so drückend ist es auch für den Unterthan.

Stempel- oder Stahlschneidekunst ist die Kunst, Petschafte Münzstempel, Matrizen oder Schriftgießer und andere Kunstformen in Stahl zu schneiden. Gewöhnlich fängt der Stahlschneider mit erhobnen Stempeln an, um die ausgehöhlten Matrizen oder Formen zu machen; mit den eingegrabenen Stempeln fängt es an, wenn die Arbeit ganz flach werden soll. Zuerst zeichnet man das, was geschnitten werden soll, und formt es in Wachs, in derselben Größe und Tiefe, die es bekommen soll; nach diesem Wachsmodell wird der Stempel geschnitten. Sobald er fertig ist, wird er stark gehärtet, damit er die Hammerschläge umso besser ertrage, die er bekommen muß, um den Eindruck in die Matrizen zu machen. Der Stahl wird heiß gemacht, um ihn zu erweichen, damit er desto williger den Eindruck des Stempels annehme. Wenn dieser in die Form eingeprägt ist, so gibt man noch vermittelst stählerner Grabstichel und Meißel, den Linien und Umrissen die letzte Vollendung, da wo sie durch zu große Zartheit, oder zu hohes Emporstehen mangelhaft erscheinen. Die Geschichte dieser Kunst reicht in die frühesten Zeiten hinauf. Von den ältesten Arbeiten der Lydier, denen die Griechen die Erfindung der Prägekunst zuschreiben, ist nichts auf uns gekommen. Die ältern Proben von Stempelglyptik glaubt man in den griechischen Münzen wieder zu finden, deren rohe Bilder nur auf eine Seite des linkenförmig gegossenen Metallstücks (des Schrötlings) aufgedrückt sind, während die Rückseite im Augenblick der Prägung auf ein Metallstück aufgelegt ward, das sich nothwendig dadurch tief eingedrückt hat. Münzen dieser Art gibt es von den ältesten Orten Griechenlands und den Ländern griechischer Sitte, namentlich auch von Aegina, wohin die griechische Behauptung die Anfänge der griechischen Münzkunst verlegt. Eine andre Art von eingedrückten Stempeln findet man in Kroton, Posidonia u. s. w., wo die eine Seite einen erhabenen Typus, die andre einen sehr ähnlichen vertieften zeigt. Wenigere Proben aus der Zeit des gewaltigen Styls sind auf uns gekommen, als aus der Zeit des hohen und edeln, der in diesen kleinen Kunstwerken meist um die Zeit Alexanders des Großen, bei den Städten Großgriechenlands und Siziliens aber etwas früher eintritt. Alles läßt uns glauben, daß die Stempel aus Stahl waren, oder aus gehärteter Bronze, die man bekanntlich wie Stahl zu glühen verstand. Griechenland war auch in dieser Kunstfertigkeit, wie in so vielen andern, Roms Lehrerin. Die ältesten ober- und mittelitalienischen Münzen waren gegossen. Aber in der letzten Zeit der römischen Republik und unter den Kaisern prägte man, wie die Münzen der Familie Carisia beweisen und die bei Beaumont an der Oise gefundenen Instrumente. Im kaiserl. Rom wurde am meisten Sorgfalt auf die Erzbronzen verwandt, in deren Typen uns berühmte alte Kunstwerke erhalten sind: und auch da waren es die griech. Städte, denen das Münzrecht geblieben war, die auf diese Weise sich auszeichneten. Als das Metall immer schlechter ward, verfiel auch das Gepräge, und zum Theil mag der Umstand wirklich mit eingewirkt haben, daß seit Konstantin dem Großen die Stempel immer roher wurden, weil christliche Künstler den heidnischen Aberglauben durch Darstellung der vultus ducales und aeternales nicht Vorschub thun wollten. Der Uebergang von den letzten römischen und byzantinischen Münzen zu den karolingischen Denaren und gar zu den Brakteaten war sehr allmälig. Seit den Kreuzzügen bemerkte man in den europäischen Münzen ein Streben nach gefälliger Form. Die franz. Turnosen, die florentinischen Liliengülden,

das Geld der Venetianer und Pisaner ward durch die Weltverhältnisse vor andern bekannt und als Vorbild nachgeahmt, und bald bemerkte man, daß in dem Jahrhundert der erwachenden Kunstliebe, im 13ten und 14ten, Fürsten und Städte durch die Zierlichkeit ihrer Münzen selbst dem Auslande einen Beweis von ihrer Liebe zum Schönen zu geben suchten. Namentlich zeichnete sich das reiche Flandern und Brabant aus, und dort entdeckte Mader (siehe dessen Kritische Beiträge 5ter Theil, Seite 157) auch die älteste datirte Medaille, vom Jahr 1371, zu Ehren eines Hrn. von Schornverst und Sichen geprägt. Im Allgemeinen wurden die antiken Münzen, besonders die römischen Großbronzen, Muster für die eigentlichen Probestücke der neuern Stempelglyptik, für die Schaumünzen, und namentlich waren es veronesische Künstler, die seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts, wo die Medaillen häufiger werden, bedeutende Berühmtheit dadurch erlangten. Die steigende Liebe zu alten Münzen im 15. und 16. Jahrh. veranlaßte die Stempelschneider, anfangs des Studiums halber, später, als man ihre Arbeiten vortrefflich fand, zur Täuschung, alte Typen nachzuahmen. So entstanden die Paduaner, die Vicentiner, Cavinianer, Parmesaner, Carteronianer u. s. w., eine den Numismatikern nur zu häufig vorkommende Klasse, die aber für die Geschichte der Stempelglyptik von großem Interesse ist. In der Technik der Prägekunst wurden die Franzosen sehr früh schon Meister und noch hat sie sich dort erhalten. In Deutschland verfiel die Kunst schnell und erst in der neuesten Zeit hat sie sich wieder erhoben. In franz. Schule gebildet, erlangte Hedlinger (s. d. Art.) im Anfange des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Namen. Die von ihm ausgegangenen dänischen Medailleurs Wahl u. s. w. verdienen in der Geschichte der neuern Stempelglyptik rühmliche Erwähnung. Wesentliches Verdienst erwarb sich der berühmte B. Vivant Denon dadurch, daß er seit der Konsularregierung Buonaparte's die Leitung der Medaillenmünze zu Paris übernahm und wichtige Ereignisse durch geistreich im Sinne der wahren Stempelglyptik erfundne Schaumünzen bezeichnete. Ueberraschend schnell erhob sich durch ihn diese Kunst und fand Liebe. Die Münzen der Franzosen, besonders die in Italien geprägten, wurden überall als Muster anerkannt und benutzt. Die Deutschen, die Engländer, die Russen, die Italiener (von den Römern selbst kann man das nicht behaupten) wetteiferten mit ihnen in Medaillen, die im Bedürfniß unsrer Zeit begründet, aber im Sinne der besten Künstler der alten Welt erfunden und im gleichen Streben nach Vortrefflichkeit ausgeführt waren.

Stenbock (Magnus), einer der berühmtesten Feldherren Karls des Zwölften, Sohn von Gustav Otto Stenbock, der sich unter Karl d. Zehnten und Elften als General mehrmals ausgezeichnet hatte, wurde 1664 zu Stockholm geboren. Nach vollendeten Studien zu Upsala durchreiste er seit 1683 einige Länder Europens, trat dann in holländische Dienste, und focht unter dem Markgrafen Ludwig von Baden und dem Prinzen von Waldeck in den Niederlanden und am Rhein gegen die Franzosen. Seine tapfern Thaten verschafften ihm 1697 die Stelle eines Obersten in einem deutschen Regimente zu Wismar, wo er ein Werk über die Kriegskunst zu schreiben begann, welches aber unvollendet blieb. Er begleitete hierauf Karl den Zwölften in seinen meisten Feldzügen, trug mit zum Siege bei Narwa bei, zog dann nach Polen mit dem König, und erhielt daselbst den Oberbefehl über ein Truppenkorps, welches besonders zur Erbauung von Brücken und zur Eintreibung von Kontributionen gebraucht werden sollte. Im Jahr 1706 ernannte ihn Karl d. Zwölfte zum Statthalter von Schonen, und er vertheidigte dasselbe gegen die Dänen, die nach der Niederlage des Königs bei Pultawa von neuem die Waffen ergriffen hatten. An der Spitze von

8000 Mann alter und 12.000 Mann neuausgehobener Truppen trieb er die Feinde aus der Gegend von Helsingborg zurück, und wurde 1712 mit einer neuen schwedischen Armee nach Pommern geschickt, wo die Dänen ebenfalls eingefallen waren. Nachdem er sie am 20. Dez. bei Gadebusch im Mecklenburgischen geschlagen, rückte er in Holstein ein, befleckte aber seinen Kriegsruhm durch die Verbrennung Altona's den 9. Jan. 1713. Da er zu weit vorgedrungen war, wurde er von Russen, Dänen und Sachsen bei Tönningen so eingeschlossen, daß er sich mit seiner Armee den 6. Mai 1713 zum Kriegsgefangenen ergeben mußte. In Kopenhagen ängstlich bewacht, wagte er einen Versuch zur Flucht, welcher aber mißlang, worauf man ihn auf das Grausamste behandelte. Während seiner Gefangenschaft schrieb er 1716 eine Nachricht von seinen Leiden zum Troste seiner unglücklichen Familie und zur Ehrenrettung seines Namens, die nach seinem Tode in die Hände seines Sohnes fiel und auch 1783 in Lömbom's Anekdoten von berühmten und ausgezeichneten Schweden, erschien. Er starb 1717. Stenbock war ein Mann von großen Talenten und von Karl d. Zwölften sehr hoch geachtet. In seinen politischen Gesinnungen stimmte er den Grundsätzen seines Schwiegervaters, des berühmten Benedikt Oxenstierna, bei. Er war freimüthig in der Mittheilung seiner Ansichten und ein eifriger Freund seines Vaterlandes. Selbst von den Feinden Schwedens, vom Könige August von Polen zum Beispiel, wurde er sehr hoch geachtet.

Stenographie, s. Brachygraphie.

Stentor, ein griechischer Fürst, welcher an der Belagerung von Troja Theil nahm, sich durch die ungewöhnliche Stärke seiner Stimme auszeichnete und 50 Andere überschreien konnte; daher man sich noch jetzt seines Namens bedient, gleiche Eigenschaft dadurch auszudrücken.

Stephan Bathori, einer der größten Könige Polens, aus einer gräflichen Familie in Siebenbürgen entsprossen (1532), ward 1571 seiner Tapferkeit und Tugenden wegen, von seinen Landsleuten nach dem Absterben Johann Siegesmunds zum Fürsten erhoben. Als König Heinrich v. Valois den polnischen Thron verlassen, um jenen des französischen Reichs zu besteigen, ward 1575 vom Primas und dem Reichssenat der Kaiser Maximilian zum Könige ausgerufen; der Adel hingegen, sein Wahlrecht behauptend, ernannte den Stephan Bathori zum künftigen König unter dem Beding, daß er die nachgelassene Tochter des polnischen Königs Siegesmund d. Ersten heirathen sollte. Da Maximilian zögerte, die Wahlkapitulation zu unterschreiben, so behielt Stephan Bathori Platz, der ohne Widerspruch gekrönt wurde. Stephan war ein wackerer streitbarer Monarch, der sein Ansehen gegen den unruhigen Adel zu behaupten wußte. Dabei erwarb er sich durch seine weise Duldsamkeit die Liebe seiner protestantischen Unterthanen, und war, wenn er sich von seinem heftigen Temperamente nicht hinreißen ließ, äußerst gerecht. Der Krieg mit Rußland war schon mehrere Jahre wegen Liefland, aber ziemlich schläfrig fortgeführt worden; Stephan führte ihn mit Nachdruck und Glück, und nöthigte 1582 den Czar Ivan II., um einen Waffenstillstand nachzusuchen, der Polen in dem Besitz von Liefland befestigte. Esthland zu erobern, wurde der König durch die Zwistigkeiten auf den Reichstagen verhindert. Die Kosacken, welche er seinem Reiche unterwarf, zwang er, polnische Gesetze anzunehmen, und stiftete für Polen drei höchste Reichsgerichte, eins zu Wilna für Litthauen, das zweite zu Petrikau für Großpolen und das dritte zu Lublin für Kleinpolen. Stephan Bathori starb den 12. Dezember 1586 in seinem 54. Lebensjahre, nach einer zehnjährigen, ruhmvollen Regierung, vermuthlich an Gift, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Königswahl fiel, nach heftigen Streitigkeiten, auf den schwedischen Prinzen Joh. Siegesmund.

Stephanie (Christian Gottl.), ein talentvoller deutscher Schauspieler, geb. zu Breslau 1733, lernte die Handlung, ging aber aus Neigung aufs Theater, anfangs bei der Schuch'schen Gesellschaft in Breslau, wo er vielen Beifall erntete. Auch in Magdeburg, Potsdam, Berlin ꝛc. ward er bewundert. In Verein mit Eckhof und Kirchhof suchte Stephani auf die Veredlung der Bühne zu wirken und den Harlekin zu verdrängen. Da Schuch diesem Streben entgegen war, verließen ihn die drei Freunde und wandten sich nach Altona. Von hier ging Stephanie nach Mitau und dann 1760 als Hofschauspieler nach Wien, wo er bald durch seine rastlosen Bemühungen den regelmäßigen Stücken Eingang zu verschaffen wußte. In seiner Monatsschrift: Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht (1766), suchte er in gleichem Sinne den Geschmack des Publikums zu verfeinern. Früher hatte Stephani Liebhaber- und Charakterrollen mit großem Beifalle gespielt; später gelangen ihm sanfte Rollen am meisten, vorzüglich Diderots Hausvater. Er starb zu Wien 1798, einige Schauspiele (die neueste Frauenschule, die in Liebe Korsika, der neue Weiberfeind) hinterlassend, die sich aber kaum über das Mittelmäßige erheben.

Stephanus. Außer dem aus der Zeit der frühesten christl. Kirche bekannten Märtyrer Stephanus gibt es in der kathol. Kirche noch zwei Heilige dieses Namens: Stephanus der Erste, Papst und Märtyrer im J. 257 während der Christenverfolgung des Kaisers Valerian, und Stephanus der Erste, König von Ungarn, starb 1033. (S. über ihn d. Art. Ungarn.) Der St. Stephansorden in Toskana ist dem ersten 1560 von Herzog Cosmus d. Ersten, und der ungarische St. Stephansorden 1754 von Maria Theresia dem zweiten zu Ehren gestiftet worden.

Stephanus (Robert und Henri), s. Estienne.

Stephens (Alex.), ein ausgezeichneter Literator und Schriftsteller, vorzüglich im Fache der Biographie, geb. zu Elgin in Schottland 1757, studirte zu Aberdeen, dann die Rechte im Middle Temple, nahm hierauf Militärdienste, die er später verließ, und seitdem zu Chelsea bei London ganz der Literatur und der Geselligkeit lebte. Er starb 1821. Außer andern Schriften hat er 9 Bände der: Public characters, den Annual necrology 1799, und das Annual obituary bis 1820 mit geschrieben.

Steppe, s. Rußland (geogr.).

Sterbe- oder Leichenkassen, geschlossene Gesellschaften, deren Mitglieder entweder wöchentlich, monatlich ꝛc. etwas an Geld zusammenbringen, von dem bei ihrem Tode die Erben einen bestimmten Beitrag zu den Begräbnißkosten erhalten, oder erst bei dem Ableben eines Mitglieds den bestimmten Beitrag zusammenschließen.

Sterbelehn bedeutet die Geldsumme, welche die Erben eines Erbzinsmanns von dessen Tode von dem Erbzinsgute in gewissen Fällen zu zahlen verpflichtet sind, die sich nach dem Herkommen, Vertrag des Erblassers mit dem Obereigenthümer, dem letzten Kaufschilling oder der Taxation des Grundstücks richtet, und in zweifelhaften Fällen 2 Prozent des Werths beträgt.

Sterblisten. Tabellen der Gebornen, Gestorbnen und Getrauten in einem Bezirk, einem Kirchspiel, einer Stadt oder einem Lande finden wir erst seit dem 16. Jahrh. eingeführt. Ihr Werth ist anerkannt, denn sie liefern dem Statistiker wie dem Staatsmanne und Regierungsbeamten beglaubigte Thatsachen, woraus er zunächst auf die Bevölkerung, dann aber auch auf die Ursachen der zu- oder abnehmenden Sterblichkeit und selbst auf den Wohlstand der Bewohner schließen kann. Was die Einrichtung der Sterblisten betrifft, so müssen zuvörderst die Fehlgeburten von den lebendig Gebornen geschieden, dann aber bei letztern Geschlecht, Alter und Ursache des Todes genau angegeben werden. Den ersten Versuch einer statistischen

und politischen Untersuchung dieser Listen machte J. Graunt zu London 1662 in seinen Natural and political observations on the bills of mortality. Ein treffliches Werk dieser Art lieferte J. P. Süßmilch unter dem Titel: Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts (4te Aufl. 1775 — 76, 3 Bde.).

Sterblichkeit, s. Lebensversicherung.

Sterkel (Johann Franz Xaver), ein geschickter Tonsetzer, geb. zu Würzburg 1750, legte sich in seiner Jugend auf Orgel- und Clavierspielen, widmete sich dann dem geistlichen Stande, und nahm die Organistenstelle in dem ehemaligen Stifte Neumünster mit der damit verbundenen Vicarie an. 1778 trat er als Hofcapellmeister in die Dienste des Churfürsten von Mainz, der ihm im folgenden Jahre die Mittel zu einer Kunstreise nach Italien gab, wo er sich mit großem Beifall in mehrern Städten hören ließ, und auch die Oper Farnaca für das königl. Theater in Neapel schrieb. Erst 1789 kehrte er nach Mainz zurück, componirte mehrere Sonaten, Symfonien und Clavierconcerte, wurde 1793 Capellmeister zu Mainz, und schrieb Mehreres für die Kirche. Nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen wandte sich Sterkel nach Würzburg, schrieb daselbst mehrere Messen, und wurde vom Fürsten Primas 1807 als Capellmeister nach Regensburg berufen. Er errichtete daselbst eine gute Singschule, und schrieb, wahrscheinlich zum Behufe derselben, mehrere Sammlungen von Canzonetten, Arien und Liedern, welche großen Beifall fanden. Die neuesten politischen Veränderungen führten ihn nach Würzburg zurück, wo er 1817 starb.

Stereometrie (oder Körpergehaltsmessung) ist der Theil der Geometrie (s. d.), der vom Ausmessen körperlicher Räume und der sie einschließenden Flächen handelt. Man theilt die Körper in regelmäßige und unregelmäßige ab; zu erstern rechnet man diejenigen, bei denen alle Ecken, Kanten und Flächen gleich und ähnlich sind, dahin gehören folgende wenige: das Tetraeder von 4 gleichseitigen Dreiecken eingeschlossen: das Hexaeder oder der Würfel, von sechs gleichen Quadraten begrenzt; das Oktaeder, das acht gleichseitige Dreiecke begrenzt; das Ikosaeder von zwanzig gleichseitigen Dreiecken, und das Dodekaeder, von zwölf regelmäßigen Fünfecken eingeschlossen. Vorzügliche Betrachtung verdienen 1) die prismatischen Körper: Cubus, Prisma, Parallelepipedum und Cylinder; 2) die pyramidalischen: Pyramide, Kegel und die kugelförmigen. S. v. Klügels mathem. Wörterb.

Stereotypen (von dem griech. στεοεος, fest, feststehend, und τυπος, Form, Gestalt). Bekanntlich kam die Buchdruckerkunst durch die Erfindung der beweglichen Lettern zu größerer Vollkommenheit; aber eben diese Beweglichkeit ist auch Ursache, daß sich beim Abdruck einzelne Buchstaben verschieben, auch wohl herausfallen, nicht immer wieder eingesetzt werden und dadurch selbst während des Drucks neue Fehler entstehen. Diese Unvollkommenheiten waren insbesondere bei einem Buche, das aus lauter Zahlen besteht, sehr kränkend. Firmin Didot in Paris, der Sohn des Franz Ambrosius Didot, dachte daher, als er die logarithmischen Tafeln von Callet drucken sollte, auf Mittel, jenen Unvollkommenheiten vorzubeugen, und dieses gelang ihm dadurch, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs Genaueste korrigirten Seiten auf ganzen Tafeln abgießen ließ, welche nun hin und her geworfen werden können, ohne daß sich ein Buchstabe verschiebt. Durch dieses Verfahren wird das Herausziehen der Lettern, mithin das Entstehen neuer Druckfehler während des Drucks unmöglich gemacht. Entdeckt man aber einen stehengebliebenen Fehler, so wird die bleierne Tafel an dem Orte des fehlerhaften Buchstabens durchbohrt, der falsche Buchstabe herausgenommen, der rechte dafür eingesetzt und wiederum zugelöthet, auf welche Art die Form nach und

nach ganz korrekt wird. Diese so verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen. Er ließ mit selbigen bereits 1795 Callets oben genannte logarithmische und trigonometrische Tafeln abdrucken. Die Erfindung der Stereotypen aber gehört eigentlich nicht Didot, sondern wird den Holländern zugeschrieben. Denn schon seit mehr als 100 Jahren soll man in Holland verstanden haben, mit stehenden Lettern Drucke von Dauer zu verfertigen. Der Erfinder derselben soll J. van der May, der Vater des bekannten Malers dieses Namens, gewesen seyn, der zu Ende des 17. Jahrh. in Leyden wohnte. Er verfertigte und goß unbewegliche Formen oder Platten zu einer holländ. Bibel in Quart, von welchen viele tausend Abdrücke abgezogen wurden. Die Formen zu dieser Bibel befinden sich noch jetzt in den Händen der Buchhändler S. und J. Luchtmanns in Leyden. Mit Mey ging die Kunst, unbewegliche Typen zu verfertigen, in Holland wieder verloren, wenigstens wurde seitdem kein Gebrauch mehr davon gemacht, weil diese Art zu drucken zu kostspielig war. Auch vor 1750 hat Ged, ein Goldschmidt in Edinburgh, Bücher mit Schriftplatten gedruckt, zuerst eine Ausgabe des Sallust 1731. Einen andern Versuch führten 1783 mit Xenophons Anabasis aus A. Tilloch und Foulis. Man sieht hieraus, daß Didot im stereotypischen oder stereographischen Drucke mehrere Vorgänger gehabt hatte. Indeß hat er diese Kunst sehr verbessert, sodaß durch dieselbe eine weit größere Gleichförmigkeit in Ansehung der Reinheit der Schrift und eine bedeutende Wohlfeilheit der Exemplare erreicht wird. Sein verbessertes Verfahren ist folgendes: Er nimmt bewegliche Lettern, die sich von den gewöhnlichen nur dadurch unterscheiden, daß sie etwas kürzer und von einer weit härtern Masse sind. Diese werden auf die gebräuchliche Weise gesetzt; man druckt Probebogen und korrigirt, bis der ganze Satz möglichst fehlerfrei ist. Alsdann wird jede mit diesen harten Lettern gesetzte Seite in ein Viereck vom weichsten Blei abgedruckt. Diese Bleiplatte dient nun als Matrize für eine ganze Seite, und die oben erwähnten Lettern von harter Masse sind also die Patrizen, welche zur Verfertigung dieser Matrizenplatte dienen, und nachdem sie diesen Dienst geleistet haben, wieder auseinander genommen, anders gesetzt und zur Verfertigung anderer Matrizenplatten benutzt werden können. Hat man nun eine solche Seite, die als Matrize dient, so wird sie abgeklatscht, d. h. sie wird auf eine Teigmasse abgedruckt, die sich hinterher verhärtet und zum Druck dient; beim Abdruck selbst werden die verschiedenen soliden Platten oder Seiten auf eine messingene Platte geschoben, welche die Stelle der Form vertritt, und nothwendig ist, um dem Ganzen Haltung zu geben, da diese sehr dünnen stereotypischen Seiten oder Kolummen dem Druck schwerlich widerstehen würden. Ein anderes Verfahren des Grafen Schlaberndorf, des Buchdruckers Herhan und ihrer Gehülfen, Errand und Renouard, besteht darin, daß man mit gewöhnlichen Patrizen eine besondere Art von beweglichen Matrizen verfertigt, welche ungefähr wie die gewöhnlichen Druckettern aussehen, mit dem in der Natur der Sache liegenden Unterschiede, daß die Buchstaben gerade und vertieft in der Matrize sind, statt daß sie verkehrt und erhaben auf der Druckletter stehen; daß man sodann diese von der linken zur rechten Seite, wie das gedruckte Buch seyn soll, setzt und die damit sogleich die zum Druck dienenden stereotypischen Tafeln oder Kolummen abklatscht und mithin das Verfahren abkürzt. Seitdem hat es Herhan auch dahin gebracht, bewegliche Sätze kalt in Kupfer zu schneiden, wovon jeder Charakter in ein viereckiges, auf der Drahtmühle gezogenes Prisma geschnitten ist. Die Maschinen, die er zur Ausführung dieser beiden Gegenstände erfunden hat, sind höchst sinnreich. In neueren Zeiten haben Stanhope's in London Bemühungen um die Stereotypendruckerei, in Verbindung mit

Wilson's Etablissement, große Fortschritte in dieser Kunst bewirkt. Wilson's Catalogue. Jan. 1814, enthält bereits 96 Nummern von seinen Stéreotype-Editions. Außerdem haben sich noch Gatteaux zu Paris und Samuel Falka, ein geborner Siebenbürger, zu Wien, der Graf Prosper von Sinzendorf, und Boudier, ein Gießer in Paris, um die Erfindung und Verbesserung der Stereotypendruckerei sehr verdient gemacht. In Deutschland hat die bis jetzt einzige Stereotypengießerei Karl Tauchnitz in Leipzig angelegt.

Sterling, eine Rechnungsart oder eingebildete Münze in England, deren Name wahrscheinlich vom englischen Worte easterling, d. i. ein im Osten von England Wohnender, kommt, womit man die hanseatischen Kaufleute und zuweilen auch die Niederländer bezeichnete. Von diesen sollen unter der Regierung König Johanns zu Anfang des 13. Jahrh. mehrere in England bei der Münze gebraucht worden seyn, da sie den Engländern damals noch nicht bekannte Vortheile kannten. Daher gab man den neuen Münzen, an denen die Easterlinge gearbeitet hatten, den Beinamen, der in der Folge abgekürzt und Sterling ausgesprochen wurde. Ein Pfund Sterling hält 20 Schilling, und hat den Werth von 6 $^1/_5$ Thlr. Conventionsgeld. Die zuerst unter Karl d. Zweiten ausgemünzten Guineen (s. d. Art.) sollten eigentlich ein Pfund Sterling gelten, stiegen aber um einen Schilling höher.

Sternberg, ein berühmtes freiherrliches und reichsgräfliches Geschlecht, welches sich zum Katholizismus bekennt, und in Oestreich, Böhmen und Mähren ansehnliche Besitzungen hat. Es soll von den ehemaligen Grafen von Sternberg in Westphalen abstammen. Der Ahnherr Jaroslaw glänzt in der Geschichte als Besieger der Mongolen bei Olmütz 1541, worauf er vom böhmischen König Wenceslaw Ottokar zum ersten Landeshauptmann in Mähren ernannt wurde, und ein Distrikt Landes bei Olmütz zum Geschenk erhielt, worin er das Schloß Sternberg zu seiner Residenz erbaute. (An die Verdienste Jaroslaws erinnert das neue böhmische Trauerspiel: Jaroslaw Sternberg, im Kampfe mit den Tartaren bei Olmütz, von J. Linda, so wie das Bruchstück eines altböhmischen Gedichts auf diesen Helden, in der von Hanka aufgefundenen königinhofer Handschrift aus dem 13. Jahrh. Prag, 1819.) 1253 stiftete Albertus von Sternberg den Kreuzorden vom rothen Stern. Ein anderer dieses Namens, Jaroslaws Enkel, war 1368—71 Erzbischof von Magdeburg. Vorzüglich aber in der böhmischen Staats-, Cultur- und Literärgeschichte nehmen die Sternberge bis auf die neueste Zeit eine wichtige Stelle ein. Die böhmische Linie des Hauses Sternberg theilt sich in zwei Aeste, wovon der ältere die unmittelbaren Grafschaften Blankenheim, Geroldstein Manderscheid und Keyl mit Sitz und Stimme im wetterauischen Grafenkolegium durch Heirath 1762 erwarb. Diese gingen mit dem linken Rheinufer verloren; der Reichsdeputationsrezeß vom J. 1803 entschädigte das Haus dafür durch die Abteien Weißenau und Schussenried (zusammen 2 $^3/_4$ Q. M. mit 3500 Einw. und 78.900 Fl. Einkünften). Sie bilden seit 1806 eine Standesherrschaft unter würtemb. Oberhoheit. Dieser ältere Ast der böhm. Linie besitzt noch die böhm. Herrschaften Czastalowitz und Zasmuk; überhaupt gegen 150.000 Fl. Einkünfte. Der Standesherr Graf Franz residirt in Prag und zu Weißenau im würtemb. Donaukreise. Der jüngere Ast der böhmischen Linie, welcher der wahrscheinliche Erbe des ältern ist, besitzt die böhm. Herrschaften Serowitz und Tschernowitz, und einen Theil der Dietrichstein-Weichselburgschen Allodialgüter. — Zu derselben Familie gehören auch die protestantischen in Schlesien und Dänemark blühenden Grafen von Sternberg und Ungarn-Sternberg.

Sternbilder oder Figuren sind imaginäre Bilder, zu welchen die Astronomen, um sich in der scheinbar verworrenen Menge der Sterne zurecht zu finden, und den Stern genau bestimmen zu können, von welchem sie jedesmal reden, mehrere nahe aneinanderstehende Sterne vereinigt haben. Ihre Kenntniß macht den Gegenstand der Astrognosie aus. Schon im höchsten Alterthum machte man den Anfang damit, denn es kommen schon einige derselben im Hiob vor. Ohne Zweifel haben sich derselben, als Hülfsmittel, die Sterne kenntlich zu machen, bereits die Phönizier, Chaldäer, Aegypter u. A. bedient. Auch theilen die Chineser den gestirnten Himmel in eine Menge kleiner Bilder, die ihnen von den ältesten Vorfahren überliefert sind. Zufällige Aehnlichkeiten, deren Grund aber meist schwer zu entdecken ist, haben wohl die Menschen in der Wahl der Bilder geleitet. So werden z. B. die 7 leicht zu erkennenden Sterne in der nördlichen Gegend des Himmels der große Bär genannt, und ein solches Thier an den Himmelscharten um diese Sterne herum gezeichnet, damit man nun bestimmen könne, nach der Lage der Glieder jenes Bildes, von welchem der 7 Sterne man rede. Im gemeinen Leben heißt dieses Sternbild der Wagen. Die noch jetzt gewöhnlichen Sternbilder sind von den Griechen auf uns gekommen, welche sie vermuthlich von den ältern Völkern angenommen, und mit ihrer eignen Götterlehre und alten Geschichte in Verbindung gebracht haben. Das älteste Sternverzeichniß von Hipparch hat nach diesen griechischen Sternbildern seine Einrichtung erhalten, welches der ägyptische Astronom Ptolemäus in seinem Almagest aufbehalten hat; daher auch die darin vorkommenden 48 Sternbilder noch bis jetzt die ptolemäischen genannt werden. Sie haben folgende Namen: 1. Die zwölf Sternbilder des Thierkreises: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Skorpion, Schütz, Steinbock, Wassermann, Fische; 2. 21 Sternbilder in der nördlichen Halbkugel: große Bär, kleine Bär, Drache, Cephus, Kassiopeja, Andromeda, Perseus, Pegasus, kleine Pferd, nördlicher Triangel, Fuhrmann, Bootes, nördliche Krone, Ophiuchus, Schlange, Herkules, Adler, Pfeil, Leier, Schwan, Delphin; 3. 15 Sternbilder in der südlichen Halbkugel: Orion, Wallfisch, Eridanus, Hase, kleine Hund, große Hund, Hydra, Becher, Rabe, Centaur, Wolf, Altar, südliche Fisch, Schiff Argo, südliche Krone. Die Dichter des Alterthums verknüpften sehr sinnreich die Sternbilder mit den unter ihnen beliebten Mythen und Sagen. Es sind mit diesen Sternbildern mancherlei Veränderungen vorgegangen, auch kamen bei den Alten noch mehrere hinzu, z. B. das Haupthaar der Berenice, der Antinous. Die neuen Sternkundigen haben aus den kleinern Sternen, welche die Alten hie und da, ohne sie in Bilder zu bringen, zerstreut gelassen haben, und daher sporades, informes nannten, noch mehrere Bilder zusammengesetzt. Tycho de Brahe führte einige schon im Alterthum erwähnte Sternbilder wieder ein. Hevel setzte 1680 noch 12 hinzu, als: der sobieski'sche Schild, Eichhorn, Kameelparder, astronomische Sextant, Jagdhunde, kleine Löwe, Luchs, Fuchs mit der Gans, Eidechse, kleine Triangel, Cerberus, Berg Mänalus. Die in Europa unsichtbaren südlichen Sterne wurden zuerst von den portugiesischen Seefahrern beobachtet und in Sternbilder gebracht. Nach Bayer, der sie 1603 in seiner Uranometrie anführt, sind sie von dem berühmten Amerigo Vespucci, Andrea Corsali und Petro von Medina an den Himmel gesetzt, und von Petro Theodori bestimmt worden. Es sind ihrer 12: Indianer, Kranich, Phönix, Fliege, südlicher Triangel, Paradiesvogel, Pfau, amerikanische Gans, Wasserschlange, Schwertfisch, fliegender Fisch, Chamäleon. Zu diesen setzte Halley 1675, zur Ehre Carls des Zweiten, die Carlseiche, und de la Caille fügte 1750 noch 14 neue Sternbilder hinzu:

Bildhauerwerkstatt, chemischer Ofen, Pendeluhr, rautenförmiges Netz, Grabstichel, Staffelei, Seekompaß, Seeoktant, Luftpumpe, Zirkel, Lineal und Winkelmaß, Teleskop, Mikroskop, Tafelberg. Hiezu traten noch nach und nach: das lappländische Rennthier, der Einsiedler, Messier oder der Erntehüter, der poniatowskische Schild, Friedrichsehre, das brandenburgische Scepter, der Georgs Psalter, Herschels Teleskop und andere, die sich nicht füglich alle anführen lassen, da sie nicht allgemeine Gültigkeit erlangt haben. So fand das von der leipziger Universität aus einem Theil des Orion geschaffene Napoleonsgestirn keinen Beifall und ist, wie jener Eroberer, in sein Nichts zurückgekehrt. Die einzelnen Sterne eines Sternbildes bezeichnet man mit griechischen Buchstaben; nach ihrer scheinbaren Größe aber, sowie sie sich dem Auge darbieten, theilt man sie in Sterne erster, zweiter u. s. w. Größe, wovon die Sterne erster bis sechster Größe einem unbewaffneten scharfen Auge sichtbar sind. Einige besonders merkwürdige Sterne in den Sternbildern haben auch besondere Namen erhalten.

Sterncharten nennt man Darstellungen des Himmelsgewölbes mit seinen Sternbildern (s. d. vorig. Art.) auf ebenen Flächen. Wie man in den Landcharten (s. d. A.) die Lage einer Stadt nach der Provinz bestimmt, worin sie sich befindet, so in den Sterncharten die Lage eines Sternes nach den Theilen des Bildes, worin er sich zeigt.

Sterndeuterei, s. Astrologie.

Sterne, s. Fixsterne, Planeten, Cometen und Weltsystem.

Sterne (Lorenz), einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller der Briten, geb. 1713 zu Clonwell in Irland, ging 1732 nach Cambridge, um Theologie zu studiren. Hier zeichnete er sich mehr durch seine Fröhlichkeit als durch seinen Fleiß, mehr durch den eigenthümlichen Gang seiner Ideen, als durch seine Kenntnisse aus. Indessen erhielt er doch die Pfarre zu Sutton und späterhin noch die Pfarre zu Stillington und eine Pfründe an der Hauptkirche zu York. 1741 verheirathete er sich, und stand seinen beiden Pfarren 20 Jahre hindurch vor. Sutton war sein Wohnort und er belustigte sich, wie er sagt, hier die Zeit über mit Lesen, Zeichnen, Malen und Schießen. 1759 erschienen die beiden ersten Bände von seinem „Leben und Meinungen des Tristram Shandy" (the Life and Opinions of Tristram Shandy), ein Roman von höchst eigenthümlichem Charakter, der mit außerordentlichem Beifall aufgenommen wurde. Den beiden ersten Theilen folgten von 1761 bis 1766 noch sieben andre. Sie sind fast in alle gebildete Sprachen übersetzt, und wir erhielten eine sehr gute Verdeutschung von Bode (Hamb. 1776, 8. 9 Thl.). 1767 gab Sterne seine „Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien" (Sentimental journey through France and Italy, 2 Vol.) heraus. Sie ist das Ergebniß einer Reise, die Sterne 1761, durch seine Gesundheitsumstände, seine Unbeständigkeit und seine Neigung zum Umgange mit Menschen veranlaßt, nach jenen Ländern unternahm. Er gab jedoch die Beschreibung unter dem Namen „Yorik" heraus, welches der, von Shakspeare in seiner Tragödie Hamlet angeführte Narr des Königs von Dänemark war. Yorik's Reisen sind übrigens ein Werk von der feinsten Kenntniß des menschlichen Herzens, der liebsten, schalkhaftesten Laune und zarter Empfindungen. Wir haben gleichfalls von Bode von diesem Buche eine Uebersetzung, 2 Theile (3. Auflage, Hamburg 1771 und 1775; der 3. und 4. Theil sind nicht von Sterne geschrieben). Seine Predigten unter dem Namen: Yorik, erschienen schon 1760 (Sermones by Mr. Yorik, London 8. 2 Vol.) und 1766 ließ er ihnen noch 2 Bände folgen, denen er aber seinen eigenen Namen vorsetzte. Sterne belustigte nicht

bloß durch seine witzigen Einfälle, sondern auch durch seine auffallende Gestalt, und durch seine noch sonderbarere Art, sich zu kleiden. Sein häuslicher und Privatcharakter entsprach auf keine Weise den Gesinnungen der Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit, welche so häufig in seinen Werken sich finden. Ungeachtet der großen Einkünfte von seinen Pfründen und von dem Ertrage seiner Schriften (die letzte Ausgabe allein brachte ihm 24.000 Pf. St. ein), fanden doch seine Gattin und Tochter, als er 1768 starb, in seinem Nachlasse nur Schulden. Seine Tochter gab 1775 eine Sammlung von ihres Vaters Briefen in 3 Duodezbänden heraus, denen Denkwürdigkeiten über sein Leben und seine Familie vorgesetzt sind. In eben dem Jahre erschienen auch die Lettres form Yorik and Eliza, welche für einen Briefwechsel zwischen Sterne und Mistreß Draper, einer westindischen Dame, gehalten werden. Von seinen Schriften sind einzeln und gesammelt verschiedene Ausgaben erschienen. — Vergl. Englische Prosa.

Sternendienst, s. Sabäismus.

Sternkunde, s. Astronomie.

Sternschnuppen (Sternschüsse), diejenige Erscheinung, wenn des Nachts bei heiterm Himmel kleine leuchtende Körper, wie Flammen oder Sterne, bald schneller, bald langsamer durch die Atmosphäre schießen, wieder verschwinden oder auf die Erde zu fallen scheinen. Man ist über die Ursachen dieser Erscheinung noch nicht ganz im Reinen; am gewöhnlichsten gibt man aber als solche an, die Entzündung brennbarer Luftarten, oder auch solcher Luftarten, welche nur leuchten aber nicht brennen. Die Sternschnuppen entstehen sehr hoch in der Atmosphäre, und Einige versichern, sie auf die Erde herabfallen gesehen zu haben, welches jedoch von den Mehresten bezweifelt wird, weil man dann mit ihrer eigentlichen Beschaffenheit genauer bekannt seyn würde. — Eine Art Leuchtkugeln, welche klein sind, erhalten ebenfalls obigen Namen.

Sternwarte (Observatorium), jeder zum Beobachten der Sterne gut gelegene, mit den nöthigen Instrumenten versehener Ort; gewöhnlich ein Gebäude, auf dem man eine freie, weite Umsicht genießt. Die nothwendigsten Instrumente sind: eine genaue Pendeluhr, achromatische Fernröhre, Teleskope, Tubus, Mikrometer, Quadranten, Sekter, Passage- oder Höhen-Instrumente. Ein Portativ-Observatorium ist ein Instrument, mit welchem man schnell eine Menge astronomische Aufgaben praktisch auflösen kann. Als Verfertiger astronomischer Instrumente sind in Deutschland: Baumann in Stuttgart Reichenbach (s. d. Art.) in München, und was astronomische und nautische Instrumente betrifft, in Frankreich die Herren Richter, Lenoir und Fortin, als die ersten Künstler, nebst den englischen bekannt. Unter den europ. Sternwarten sind die zu Paris, zu Greenwich und zu Palermo die berühmtesten. Außerdem hat die Sternwarte auf dem Seeberge bei Gotha durch Zach und die zu Königsberg durch Bessel Berühmtheit erlangt. Außerdem gibt es Sternwarten zu Amsterdam, Batavia, Berlin, Bologna, Breslau, Cambridge, Dublin, Edinburg, Florenz, Genua, Göttingen, Hamburg, Kopenhagen, Leipzig, Leyden, Lissabon, Mailand, Manheim, Marseille, Moskau, München, Neapel, Oxford, Padua, Petersburg, Pisa, Prag, Rom, Stockholm, Toulouse, Upsala, Wien, zu Peking in China und auf Neusüdwales zu Paramatta.

Sternzeit, s. Sonnenzeit.

Stethoskop, s. Auscultation.

Stetig nennt man in der Geometrie eine Größe, wenn alle ihre Theile ohne Unterbrechung aneinander liegen, oder wenn sich zwischen dem Ende des einen und dem Anfange des nächsten andern Theiles nichts befindet, was nicht zu der Größe selbst gehört.

Stettin, die Hauptstadt Pommerns im stettinischen Reg.-Bez., liegt an und auf einem Hügel am Oderstrome, der sich hier in vier Arme (Oder, Parnitz, große und kleine Reglitz) theilt, über welche hölzerne Brücken führen. Sie ist eine große, wohlgebaute und starkbefestigte Stadt, mit doppelten Werken umgeben, und hat drei Außenwerke, wovon das eine, ein reguläres Fünfeck, auf dem Hügel liegt. Rechts vom westlichen Oderarme kommt man in die lange und befestigte Vorstadt Lastadie, und weiter östlich geht ein zwei Stunden langer Steindamm mit Brücken über den andern Oderarm nach der ebenfalls befestigten Stadt Altdamm. Außerhalb der Fortifikationen liegen die Vorstädte Ober- und Niederwiek und der Tornei. Stettin hat ohne die Besatzung 24.000 Einw. in 1700 Häusern, mehrere öffentliche Plätze, z. B. der Königsplatz mit der Statue Friedrichs d. Großen von carrarischem Marmor. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das große Schloß, das Gouvernementshaus, das Landschaftshaus mit einer wichtigen Bibliothek, das alte Zeughaus, die große Kaserne, 3 Lazarethe und das Seglerhaus mit der Börse und einem Theater. Die Lutheraner besitzen 5 Kirchen; die Deutschreformirten, die zahlreiche franz. reformirte Kolonie und die Katholiken haben ihre Religionsübung auf dem Schloß. — Stettin ist der Sitz des Oberpräsidenten der Provinz Pommern, der Regierung und des Oberlandesgerichts; es hat ein königl. akademisches Gymnasium, mit 7 Professoren, in welchem Theologie, Rechtswissenschaft, Medizin, die hebr., griech., lat., engl. und franz. Sprache, Mathematik, Philosophie, Geschichte und schöne Redekünste gelehrt werden. Außerdem ist hier noch eine Rathsschule mit 11 Lehrern. Beide Anstalten wurden 1805 u. d. N. eines königl. und Stadtgymnasiums mit einander vereinigt. 1805 ward hier eine Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde gestiftet, die eine Sammlung von Alterthümern hat. Auch befindet sich hier ein Landschullehrerseminar, eine nautische Schule ꝛc., öffentliche Bibliotheken, ein Naturalienkabinet u. s. w. Ferner mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, eine Privatlehranstalt für Taubstumme, viele Manufakturen und Fabriken, besonders in Wollenwaaren, Tabak, Leder, Seife, Hüten, Strümpfen, Baumwolle, Garn, Band, Segeltuch, Schlauchspritzen, Feuereimern; Zuckersiedereien, Branntweinbrennereien, auch eine wichtige Ankerschmiede und beträchtlichen Schiffbau. Außer dem wichtigen Speditionshandel treibt Stettin auch einen ansehnlichen Seehandel mit 160 eignen und mit 1000 Matrosen bemannten Schiffen nach Holland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien; er würde aber noch weit beträchtlicher seyn, vorzüglich mit den Natur- und Manufakturerzeugnissen Schlesiens, wenn nicht der Swinestrom, das Fahrwasser der Stadt, für große Schiffe zu seicht wäre, der Sundzoll den Transport nicht vertheuerte, und wenn die Schiffe immer Rückladung hätten. Bauholz ist einer der wichtigsten Ausfuhrartikel. Hier befindet sich auch das Hauptmagazin der Seesalzhandlungscompagnie. Der an der Swine, einem Ausflusse des frischen Haffs, gelegene Hafen von Stettin heißt Swinemünde und hat 2500 Einw., eine schöne Kirche und ist durch ein Fort geschützt, das sich aber in schlechtem Zustande befindet. — Seit dem westphälischen Frieden 1648 gehörte Stettin mit seinen Zubehörungen der Krone Schweden. 1713 wurde die Stadt von den nordischen Verbündeten eingenommen, und 1720 den Beschlüssen des stockholmer Friedens gemäß, mit ihrem Gebiet, den Inseln Wollin und Usedom gegen 2 Millionen Thaler an den König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., auf ewig abgetreten. Merkwürdig sind die Belagerungen von 1677 und 1713. Am 29. Okt. 1806 ergab sich die Festung Stettin ohne Widerstand den Franzosen und blieb von ihnen bis zum 22. Nov. 1813 besetzt, wo die Capitulation abgeschlossen

wurde; die Uebergabe erfolgte am 5. Dez., zu deren Andenken am 5. Dez. 1819 das Bürgerrettungsinstitut eröffnet wurde.

Steuermannskunst, s. Schifffahrtskunde.

Steuern. Wenn der Staat eine zur Erreichung der wesentlichen Zwecke der Menschen nothwendige Anstalt und folglich dessen Realisirung ist; so muß es auch Pflicht seyn, zu wollen, daß der Staat sich in den Besitz aller derjenigen Mittel setze, ohne welche er seine Zwecke nicht erfüllen kann. Nun muß der Staat durchaus ein gewisses Einkommen haben, oder über ein bestimmtes Vermögen gebieten können, wenn er die Pflichten, die ihm obliegen, erfüllen soll. Also muß es auch allgemeiner Wille der Staatsgenossen seyn, daß ihm dieses Vermögen oder ein so großes Einkommen, als zur Erfüllung seiner Pflichten nöthig ist, gesichert werde. Staatsabgaben sind also nichts anders, als Antheile des Privatvermögens, die der Staat zur Ausführung seiner Zwecke verlangt; und das Recht des Staats, dergleichen da zu fordern, wo es zur Ausführung der Staatszwecke nöthig ist, folgt aus dem Wesen der Staatsmacht selbst. Die Grundsätze für die Anordnung der Abgaben werden theils durch die Gerechtigkeit, theils durch die Nationalökonomie, theils durch das Interesse der Finanzwissenschaft unmittelbar bestimmt. Die Gerechtigkeit verlangt: die Unentbehrlichkeit der Auflagen; die Nützlichkeit derselben für die, denen sie aufgelegt werden, oder daß Niemanden eine Abgabe aufgelegt werde, welche zur Realisirung eines Zwecks bestimmt ist, wovon derselbe weder auf direkte noch indirekte Weise einen Nutzen haben kann; Gleichheit oder Ebenmaß in der Vertheilung, daß Niemand durch Einrichtung der Abgabe ein wichtigeres und nothwendigeres Gut verliert, als der Staat ihm vermittelst derselben gewähren will. Die Nationalökonomie verlangt 1) daß weder die ganze Summe der zu fordernden Abgaben das Stamm- oder werdende Vermögen der Nation, noch die jedem Einzelnen aufgelegte Abgabe dessen Stamm- und werdendes Vermögen antaste, sondern daß sie von dem reinen Einkommen bezahlt werden können; 2) daß sie nicht die Ursachen der Erzeugung und Vermehrung des Nationalreichthums in ihren Wirkungen hemmen, schwächen oder gar vernichten; 3) daß sie dem Geber so wenig als möglich und in keinem Falle mehr abnehmen, als sie der Staatskasse einbringen, daß also die Erhebung leicht, wohlfeil und möglichst ohne Umweg geschehe; 4) daß die persönliche Freiheit dabei so wenig als möglich beschwert werde; 5) daß die zur Abgabe bestimmten Gelder nicht in so großen Summen erhoben werden, daß die Gebenden lange daran sammeln müssen, und die eingezogenen Abgaben so schnell wie möglich wieder ihrer Bestimmung zufließen, also nicht lange weder in den Privat- noch Staatskassen ruhen, zu keinen großen Summen daselbst anschwellen, sondern schnell in die Cirkulation zurückkehren. Die Regeln, welche aus dem Interesse der Finanzwissenschaft unmittelbar hervorgehen, sind: 1) daß solche Abgaben gewählt werden, deren Ertrag und Zeit des Einganges sich mit Bestimmtheit und Gewißheit voraus berechnen läßt. Daher sind ihr solche Auflagen am angenehmsten, die a) gewiß und sowohl an Quantität als Qualität so bestimmt sind, daß keine Zweideutigkeit dabei Statt findet; b) die nicht leicht Reste lassen, keine häufigen Exekutionsmittel erfordern; c) deren Hebungstermin bestimmt und zu solchen Zeiten angesetzt sind, wo die Zahlung den Besteuerten leicht und bequem fällt; 2) daß weder Gelegenheit noch Reiz vorhanden sey, sich der Abgaben zu entziehen, oder Unterschleif zu machen; 3) daß die Erhebung mit den kleinmöglichsten Kosten und durch das kleinmöglichste Personal geschehe. Wir nennen den Inbegriff aller nützlichen Dinge, welche ein Mensch eigenthümlich besitzt, sein Vermögen. Dieses besteht theils aus den geistigen und körperlichen Fähigkeiten, Kräften und-

Geschicklichkeiten des Menschen, und kann dann das innere oder persönliche Vermögen heißen; theils aus den nützlichen Sachen, die Jemand eigenthümlich besitzt, oder worüber er disponiren kann, und dieses ist sein äußeres oder sächliches Vermögen. In der Finanzwissenschaft ist hauptsächlich von dem letztern und von dem erstern nur insoweit die Rede, als es ein Mittel ist, zu letzterm zu gelangen. Das Vermögen nennen wir Stammvermögen, wenn es zum Mittel bestimmt ist, anderes Vermögen zu erzeugen oder zu gewinnen; was aber durch das Stammvermögen erzeugt oder gewonnen wird, heißt Ertrag. Da Abgaben nichts anders als Vermögensantheile sind, welche an den Staat abgeliefert werden müssen, so werden sie sämmtlich nothwendig entweder vom Stammvermögen oder vom Ertrage bezahlt werden. Da aber Abgaben ihrer Natur nach bewegliche Dinge sind, so können sie, wenn sie vom Staatsvermögen bezahlt werden sollen, nur von derjenigen Art desselben, welche Capital heißt, bezahlt werden. Geschieht aber dieses, so wird entweder die Produktion oder der Ertrag vermindert werden, oder es muß der Theil, welcher vom Capital zur Abgabe verwandt ist, von dem Ertrage ersetzt werden, damit dieselbe Ursache der Produktion fortbestehe. Hieraus fließt also, daß alle Abgaben zuletzt vom Ertrage bezahlt werden müssen, wenn die Ursachen des Ertrags nicht geschwächt werden sollen. Denn wenn aus dem Ertrage die vom Capitale bezahlten Auflagen ersetzt werden, sodaß Das, was zum Ersatze dient, wieder als Capital wirkt, so ist die Abgabe zuletzt immer vom Ertrage bezahlt. Werden die Abgaben vom Ertrage bezahlt, so können sie entweder von demjenigen Theile des Ertrags genommen werden, welcher zum Ersatze der Capitale und zur Erhaltung des Stammvermögens in seinem produzirenden Zustande bestimmt ist, oder von demjenigen Theile, der zur Erweiterung und Vervollkommnung des Genusses und zur Vermehrung des Stammvermögens bestimmt ist. Geschieht Ersteres, so würde dadurch offenbar die Produktion vermindert, wenn das dadurch Abgehende nicht durch die letztern Theile des Ertrags ersetzt würde. Hieraus ist also klar, daß das Nationalvermögen nur dann in seinem bisherigen Zustande erhalten werden kann, wenn die Abgaben nicht von den zur Erhaltung des Stammvermögens nothwendigen, sondern von den zu diesem Zwecke nicht nöthigen Theilen des Ertrags, d. h. von dem reinen Ertrage des Stammvermögens bezahlt werden. Aus diesen Betrachtungen erhellet deutlich, daß der Staat nur sicher seyn kann, sein jährliches Einkommen, das er durch Abgaben ziehen will, auf eine fortdauernde Weise zu erhalten, wenn er gewiß ist, daß dasselbe aus dem reinen Ertrage des Stammvermögens bezahlt wird. Denn in diesem Falle weiß er, daß das Stammvermögen wenigstens unverändert bleibt, und, da dieses die Ursache des Ertrags ist, es in den folgenden Jahren einen ungefähr ebenso großen Reinertrag gebe, und er von demselben ungefähr eine gleiche Abgabe werde erheben können, ohne der Produktion von einem gleichen Umfange Abbruch zu thun, und so für alle folgende Zeiten. Man kann die Abgaben oder Steuern eintheilen: I. nach der Materie, worin sie geleistet werden sollen; darnach sind es entweder Natural- oder Geldabgaben. II. Nach der Vertheilung, in Personal- und Realabgaben, je nachdem man sie nach den persönlichen Eigenschaften oder nach dem äußern Eigenthume der Contribuenten vertheilt. Beispiele der Personalabgaben sind: die Kopfsteuern, Personensteuern, Rangsteuern u. s. w. Die Realsteuern sind entweder nach dem eigenthümlichen Besitze, d. i. Vermögen im engern Sinne, oder nach dem Einkommen, oder nach der Ausgabe geordnet. Daher Vermögenssteuern, Einkommenssteuern, Ausgabesteuern. Die Vermögenssteuern richten sich entweder nach dem unbeweglichen oder nach dem beweglichen Vermögen.

Jene sind Grundsteuern, diese Capitalsteuern. Die Einkommenssteuern können entweder nach dem gemischten oder nach dem reinen Einkommen aufgelegt oder vertheilt werden. Jene kann man die rohe, diese die reine Einkommenssteuer nennen. Die Ausgabesteuer trifft gewöhnlich solche Ausgaben, für die man irgend etwas einnimmt, oder die dem, welcher die Ausgabe macht, einen Genuß oder Vortheil verschaffen. Daher werden sie Consumtions- oder Verzehrungssteuern genannt, und erhalten unendliche Namen nach den Objekten, von welchen sie erhoben werden. III. nach der Art, wie sie den Bezahler trifft, eine direkte (unmittelbare), oder indirekte (mittelbare), je nachdem sie unmittelbar dem aufgelegt ist, welcher sie zahlen, oder einen solchen, der sie bloß vorschießen und von andern wieder einziehen soll. Für den Einen ist also das eine direkte Steuer, was für den Andern eine indirekte seyn kann. So ist die Weinsteuer eine direkte Steuer, wenn sie unmittelbar von dem Consumenten erhoben wird; für den Weinhändler eine indirekte, wenn er sie im Weinpreise von den Consumenten des versteuerten Weines wieder einzieht. Alle diese verschiedenen Arten von Abgaben können theils ordentliche und gewöhnliche, theils außerordentliche und ungewöhnliche seyn.

Steuerfreiheit. In Staaten, wo der Fürst das Regentenrecht als ein grund- oder hausherrliches Recht ausübt, muß die Steuerfreiheit als ein kostbares Vorrecht betrachtet werden. Ein solcher Fürst ist ein reicher Grundherr, und kann nur die, welche er als seine Arbeiter auf seinem Grunde angesiedelt, und die, denen er, sich auf demselben häuslich niederzulassen, erlaubt hat, als seine eigentlichen Unterthanen ansehen. Die kleinern freien Grundherren neben ihm betrachten ihn als seines Gleichen, und behaupten gleiches Recht auf ihrem Grund und Boden, als der größere Grundherr auf dem seinigen. Alles, was er ihnen gegen ihren Willen zumuthet, wird sie zu seinen unterwürfigen Leuten herabzuwürdigen scheinen, und sie werden sich, so lange sie nur irgend können, von solchen Anmuthungen frei zu erhalten suchen. Wenn sie gleich ihr Grundeigenthum mit dem seinigen zu einem Ganzen verbinden und sich zu Einem Staate rechnen; so behalten sie sich doch die Herrschaft des Innern (Justiz und Polizei), das Recht auf ihrem Gebiet zu herrschen, vor. So weit sich nun auch die königliche oder fürstliche Gewalt über die übrigen freien Grundherren nach und nach ausdehnen mochte; so suchten doch letztere das Palladium ihrer Selbstständigkeit, nämlich das Recht, dem Regenten nichts zu geben, als was sie selbst ihm freiwillig zugestanden, so lange zu erhalten, als es nur immer möglich war. Die spaterhin aus den Grundherren gebildeten Stände verwahrten daher ihr Recht der Steuerfreiheit, so wie alle übrigen Gerechtsame des Herrschers auf ihrem Gebiete, mit der größten Eifersucht gegen die Regenten, theils durch Wahlcapitulationen, theils durch Clauseln bei der Huldigung, theils durch Widersprüche auf den Landtagen u. s. w. Forderten die Staatsbedürfnisse dringend Beistand, und konnten sie die Forderungen des Regenten nicht ganz zurückweisen, so wurden wenigstens von ihrer Seite nur freiwillige Beiträge (Donative) zugestanden. Gegen alle mächtige Fürsten suchten die Grundherren durch ihre Nachgebigkeit, mit welcher sie ihre Bauern und die übrigen Stände der Besteurung preis gaben, ihre Steuerfreiheit zu retten, und konnten sie ja sich nicht allen Staatslasten entziehen; so unterwarfen sie sich doch lieber einer indirekten Steuer, den Zöllen bei der Einfuhr in des Landesherrn Gebiet und ähnlichen Abgaben, und suchten wenigstens zu verhindern, daß weder ihre Personen noch ihr Boden irgend einer unmittelbaren Besteurung unterworfen wurden. Eine solche Anmaßung aber erscheint in einer Verbindung, wie sie als staatsbürgerliche gedacht werden muß, als eigennütziger Egoismus, als verdammliche Gesinnung gegen alle. Wer-

den in einem Staate Abgaben, es sey nach dem Maße des Einkommens, oder des Vermögens, oder der Ausgabe u. s. w. für die zweckmäßigste Maßregel erkannt, um die Mittel den Staat zu erhalten und dessen Willen auszuführen; so muß das Abgabengesetz für alle Glieder des Staats gelten, weil es alle wollen, und wo Ausnahmen Statt finden sollen, da müssen dieselben entweder aus der Natur der Sache folgen, oder durch andere höhere Staatszwecke, welche die allgemeine Billigung verdienen, gerechtfertiget werden können. Es erscheinen deßhalb schon aus dem Grunde alle Steuerbefreiungen der Reichen, die zur Auszeichnung dienen und einen Vorzug gewähren sollen, verwerflich, weil sie, alle gute Begriffe verwirrend, das Vorurtheil erhalten und ernähren, als sey es ein Vorzug und eine Ehre, die Vortheile des Staats umsonst zu genießen, und sich auf Kosten Anderer beschützen und wohlthun zu lassen. Alle Gründe, weßhalb gewisse Personen von Abgaben und Staatslasten zu befreien, können angeführt werden: 1. Identität des Staats und der Person; 2. Auszeichnung und Belohnung für Verdienste um den Staat; 3. Vergütung dessen, was ihnen der Staat sonst zu zahlen schuldig wäre; 4. Unverträglichkeit der Staatslast mit ihrem Geschäft, oder mit ihren persönlichen Eigenschaften; 5. anderweitige Bezahlung der Abgaben; 6. Armuth; 7. bisher zugestandenes Recht.

Steyermark (Herzogthum), eine Provinz des östreich. Kaiserstaats, hat seinen Namen von der Markgrafschaft Steyer im Lande ob der Ens, grenzt gegen Norden an Oestreich, gegen Osten an Ungarn, gegen Süden an Illyrien, gegen Westen an Illyrien und Oestreich, und enthält auf 400 Q. M. gegen 800.000 kathol. Einwohner (doch sind über 2000 Lutheraner) in 20 Städten, 98 Märkten und 3486 Dörfern. Sie sind ein kräftiger Menschenschlag, bestehend aus $^2/_3$ Deutschen und $^1/_3$ Slaven oder Winden, letztere im südlichen Theile des Landes; in den Gebirgen zeigen sich häufig Spuren des Cretinismus (s. **Cretins**). Das Land wird größtentheils durch ein schräges Gebirge in Ober- und Untersteyermark getheilt, jenes begreift die Kreise Judenburg und Bruck, dieses die Kreise Grätz, Marburg und Zilly. Obersteyermark ist durchaus gebirgig; die julischen oder steyerschen und die fischbacher Alpen verbreiten sich in mehrern Verzweigungen. Die Gebirgsart ist der Flötzkalk der großen Alpenkette. Die höchsten Gipfel sind der 4416 Fuß hohe Sömmering, worüber die Kunststraße aus Niederöstreich nach Steyermark führt; der 7470 Fuß hohe Eisenhut und der 7140 Fuß hohe Stangalpe. Sie sind mit ewigem Schnee bedeckt, und besonders an der Nordwestküste des Landes finden sich selbst einige Gletscher; daher ist hier das Klima rauh, aber rein. Der südliche Theil oder Untersteyermark ist milder und mehr hügelig. Hauptflüsse der überall wohl bewässerten Provinz sind: außer der Muhr, welche das Land 40 Meilen lang durchströmt, die Ens, die Drau und die Sau; auch gibt es viele Seen und mehrere Gesundbrunnen, unter welchen das rohitzer alkalische Stahlwasser am berühmtesten ist. Die Hauptprodukte des Landes bestehen in einem großen Reichthum von Mineralien, als: Wasserblei, Porzellanerde, Walkerde, Bolus, Talk, Marmor, Bergkrystall, Jaspis, Chalcedon, Quarz, Glimmer, Granat, Schwefelkies, Gyps, Torf (wird beim Salzsieden und den Eisenhämmern angewendet), viele Steinkohlen (werden noch nicht gehörig benutzt), Schwefel, treffliches Eisen in Menge (das Werk im Erzberg zwischen Vordernberg und Eisenerz liefert jährlich über 300.000 Cntr.), Kobalt, Nickel, Arsenik, Wismuth, Zink, Galmei, vorzüglich viel Kupfer (aus sämmtlichen Gruben über 5400 Cntr.), Blei (aus sämmtlichen Gruben an 4300 Cntr.), einiges Gold, Silber, Vitriol, Alaun, Salpeter, Kochsalz (am Sandling), jährlich über 160.000 Ctnr. Andere Erzeugnisse des Landes sind: in Obersteyermark viel Nadelholz, woraus

man Harz und Terpentin gewinnt; starker Flachs-, Hanf- und Mohnbau, viele Arzneikräuter ꝛc.; in Untersteyermark viel Laubholz, an der ungar. Grenze, wo die Gebirge sich abdachen, treffliche Weine, worunter die leutenburger die beliebtesten sind, verschiedene Obstarten ꝛc. Aus dem Thierreich hat man wildes und zahmes Geflügel, Wild, Gemsen, weiße Hasen ꝛc., viele Arten schmackhafter Fische, Bienen ꝛc.; die hiesigen Kapaunen sind als Leckerbissen sehr gesucht. Die Landwirthschaft steht in Obersteiermark auf einer höhern Stufe als in Niedersteyermark. Weizen, Kern, Hafer, Gerste, türk. Weizen werden gebaut; auch viel Klee, vorzüglich im grätzer Kreise. Die Rindviehzucht ist bedeutend (man zählt gegen 75.000 Ochsen), und das Vieh wird den ganzen Sommer hindurch auf den Alpen gewendet; die natürlichen und künstlichen Wiesen betragen 44 Q. M. und die Hutweiden 60 Q. M. Am vorzüglichsten aber ist das Eisenberg- und Hüttenwesen. Die Verarbeitung des Eisens, namentlich zu Sensen, Sicheln, Klingen, Gewehren u. s. w. (an Werth jährlich über 2 Mill.) ist vortrefflich und über das ganze Land verbreitet; ebenso die Draht- und Kupferhämmer, die Stahl- und Schwefelfabriken, Salpeter- und Vitriolsiedereien, Druckereien, Papiermühlen, auch Baumwoll-, Tuch- und Seidenmanufakturen. Der Handel ins Ausland erstreckt sich größtentheils auf Metallwaaren. — In den ältesten Zeiten gehörte der östliche Theil des Landes zu der röm. Provinz Pannonien, der westliche zu Norikum. Bei der Völkerwanderung besetzten die Avaren Ober- und die Vineten Untersteyermark, das daher später die windische Mark hieß. Karl der Große setzte hierher Markgrafen, unter denen auch die Grafen von Steyer waren, mit deren Gütern auch die Grafschaft Steyer vereinigt ward, weßhalb das Land nun Steyermark hieß. Ottokar der Sechste erhielt 1181 die herzogl. Würde und ernannte, da er ohne Erben starb, den Herzog Leopold von Oestreich zu seinem Nachfolger, der 1192 Steyermark mit Oestreich vereinigte Vergl. Oestreich. Die Hauptstadt des Landes ist Grätz (s. d. Art.).

Sthenie, s. Asthenie.

Stheno, eine der Gorgonen (s. d. Art).

Stichomantie (griechisch) heißt eine Wahrsagung durch's Loos, deren man sich schon bei den Römern auf folgende Weise bediente. Man schrieb Verse aus den sibyllinischen Büchern auf mehrere kleine Zettel, mengte diese in einem Gefäße unter einander und zog dann eins heraus, um dadurch sein künftiges Schicksal zu erfahren. Aehnliches Spiel wird unter den Christen mit der Bibel getrieben. Man steckt eine Nadel aufs Ungefähr zwischen die Blätter der zugeschlagenen Bibel, öffnet sie, wo die Nadel haftet, und der Vers, den diese eben getroffen hat, muß als Orakelspruch, nach wahrscheinlicher Auslegung, über schwankende Entschlüsse und künftige Schicksale entscheiden. Unter den Herrnhutern und Methodisten ist diese Art von Stichomantie noch sehr gewöhnlich.

Stickerei, die Kunst, mit goldenen, silbernen, seidenen oder baumwollenen Fäden irgend eine Zeichnung auf Stoffen aller Art, vermittelst der Nähnadel, darzustellen. Diese Kunst wurde im Morgenlande erfunden, wahrscheinlich von den Phrygiern. Zu Moses Zeiten war Ahaliab, aus dem Stamme Dan, als guter Sticker bekannt; und die Frauen von Sidon galten schon vor dem trojanischen Kriege für berühmte Stickerinnen. Obschon die Griechen die Erfindung der Stickkunst der Minerva (s. d. A.) beilegten, so ist es doch gewiß, daß sie durch die Perser nach Griechenland gekommen. Der König von Pergamus, Attalus (621 nach Erbauung Roms), erfand die Kunst, mit Goldfäden zu sticken. In neuern Zeiten ist diese Kunst noch mehr erweitert worden. Es gibt Stickereien: 1) in erhobener Arbeit, wo die Formen und Arabesken ganz gerundet sich herausheben, weil

Unterlagen von Baumwolle oder Pergament sich darunter befinden; 2) flache Stickerei, wo das Gold und Silber flach auf der Skizze der Zeichnung liegen, und mit gleichfarbiger Seide aufgeheftet sind; 3) mit Seide durchwirkte Stickerei, diese wird in Gold und Silber ausgeführt; man macht zuerst die Zeichnung auf den Stoff, dann legt man ausgeschnittenes Pergament darauf, bedeckt dieß mit Gold- oder Silberflittern, und umsäumt alles mit Seide und Gorl; 4) französische Stickerei, diese wird gewöhnlich mit Baumwolle in Mousselin so ausgeführt, daß es auf beiden Seiten rechts ist; 5) Chenillestickerei, diese wird auf Casimir und Seide ausgeführt, und ist besonders schön zur Darstellung von Früchten; 6) Perlstickerei zeichnet sich durch ihre Dauer, so wie 7) Tambourstickerei, durch ihre Leichtigkeit aus. Es gibt noch sehr viele Arten von Stickerei, die geeignet sind, Blumen, Früchte und Arabesken schön nachzuahmen; nur sollten sich Stickerinnen nie in das Fach der Landschaften und Figuren wagen.

Stickstoff (Azote, d. i. Lebenvernichtend), einer der allgemein verbreiteten Stoffe; luftförmig ist er ein Bestandtheil der atmosphärischen Luft. Stickstoff ist ferner der unterscheidende Bestandtheil der Animalien, er spielt bei der Zerlegung chemischer Körper und bei ihrer Fäulniß eine wichtige Rolle. Uebrigens hat er nicht viel unterscheidende Eigenschaften; seine (mephitische) Luft ist, gleich andern, elastisch und unsichtbar, taugt nicht zum Athmen, noch zur Unterhaltung des Feuers; nur Pflanzen können in ihr wachsen; sie ist geschmacklos; Wasser saugt wenig davon ein. Berzelius sieht, nach seinen neuesten Versuchen, den Stickstoff für das Oxyd des Nitrikum, den Wasserstoff aber von ihm verschieden und einfach an.

Stickstoffgas, s. Gasarten.

Stiergefechte, ein der pyrenäischen Halbinsel und Spanien besonders ganz eigenthümliches Vergnügen. Die Stiere, die bei diesen Festen geopfert werden, kommen meistens aus den Gebirgen der Sierra Morena, dem Guadaramagebirge und andern Gegenden, wo sie in einem halb wilden Zustande leben, und von wo sie durch zahme Kühe und einige Reiter nach den verschiedenen Städten gelockt und getrieben werden. Die Stiergefechte, welche der König ehemals bei feierlichen Gelegenheiten gab, waren sehr glänzend und verursachten großen Aufwand. Der Schauplatz des Festes ist in Madrid ein Cirkus mit amphitheatralisch erhöhten Bänken umgeben, über welche sich noch Logen erheben. Die Plätze werden vermiethet, wie im Theater, theurer und wohlfeiler, besonders je nachdem sie in der Sonne oder im Schatten sich befinden. Meist nur im Sommer werden sie gehalten, weil der Schauplatz unbedeckt ist und die Thiere dann am wüthendsten sind. Alle diejenigen, welche einen thätigen Antheil an der Bekämpfung der Stiere nehmen, heißen Torreadores; nach ihren verschiedenen Verrichtungen unterscheidet man aber: die Picadores, welche zu Pferde kämpfen; ehemals suchte die Blüthe des Adels in diesen Kämpfen Ehre zu erwerben, jetzt sind auch die Picadores meist bezahlte Kämpfer: die Chulos und Banderilleros, und endlich die Hauptperson, der Matador, kämpfen zu Fuß. Wenn die Zuschauer versammelt sind, halten zuerst alle Torreadores in glänzendem Schmuck einen feierlichen Aufzug; ein Alguasil, Polizeidiener, gibt das Zeichen zum Anfang des Festes, man öffnet die Thür eines an den Schauplatz stoßenden Stalles und der Stier stürzt hervor. Die Ueberraschung und das Geschrei der Zuschauer betäubt ihn oder erhöht seine Wuth; ein Picador zu Pferde, mit einer Lanze bewaffnet, hält ihm gegenüber. Ist der Stier durch jene Neckereien nicht zum Angriff zu reizen, so ruft das Publikum unwillig: Perros, Perros, Hunde; und er wird vielen großen Hunden preis gegeben, die ihn, jedoch selten, ohne daß einige dabei umkommen, endlich zu Boden reißen. Ist er muthig, so greift ihn der Picador an, und sucht

ihn mit der Lanze in den Hals zu verwunden: sehr oft wird dabei dem Pferde von dem Stiere mit den Hörnern der Bauch aufgerissen und der Picador wäre verloren, wenn nicht die Chulos, bloß mit seidenen bunten Mänteln bewaffnet, herzu prängen, die sie dem wüthenden Thiere vorhalten, so seine Wuth auf sich lenken und ihm dennoch mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit entgehen. Hat dieß Gefecht eine Zeitlang gedauert, so ziehen sich die Picadores und Chulos zurück und die Banderilleros beginnen den Angriff; sie haben Banderillas, hölzerne Pfeile, mit eisernen Spitzen und Wiederhaken, mit Papierstreifen umwunden, zuweilen auch mit Pulver gefüllt, welche sie dem Stier in den Leib zu stoßen suchen und nachher anzünden; der Schmerz und das Feuer steigern nun seine Wuth aufs Höchste. Scheint sie aber nachzulassen und das Thier von Wunden ermattet, so erscheint endlich der Matador, in der einen Hand eine seidene Fahne, womit er den Stier beschäftigt, in der andern ein langes Schwert, welches er, wenn er beklascht seyn will, dem Stier so in den Nacken stoßen muß, daß er auf den ersten Streich zusammenstürzt. Ist es gelungen, so ertönt von allen Seiten ein unbeschreibliches Beifallsgeschrei. Endlich werden geputzte Maulthiere in den Cirkus gebracht, an die Hörner des Stieres gespannt und schleifen ihn so hinaus. Ein zweiter Stier erscheint und das Schauspiel beginnt von Neuem. So werden in der Regel 18 Stiere an einem Tage, 6 des Morgens, und 12 des Abends getödtet. Zuletzt wird noch zur Belustigung des Pöbels ein Stier, dem die Spitzen der Hörner mit Kugeln versehen sind, Embolado, mit Affen, Bären, Hunden, Possenreißern u. s. w. zusammengehetzt. Im Sommer ist die Woche zweimal Stiergefecht in Madrid und sonst noch häufig in vielen andern Städten des Reichs. So gefährlich diese blutigen Spiele scheinen, so ist es doch selten, daß ein Mensch das Leben dabei verliert. Doch haben deßhalb die Päpste die schärfsten Verbote, aber vergebens dagegen erlassen. Carl der Vierte hob sie auf, Joseph stellte sie wieder her.

Stift, eine mit milden Vermächtnissen und geistlichen Rechten begabte, ursprünglich zu kirchlichen und religiösen Zwecken bestimmte und einer geistlichen Korporation anvertraute Anstalt mit allen dazu gehörigen Personen, Gebäuden und Besitzungen. Die ältesten, dem Begriff des Stifts entsprechenden Anstalten sind die Klöster (s. d. A.), nach deren Vorgange sich das Institut des kanonischen (geregelten) Lebens der Geistlichen an Kathedral- und Kollegiatkirchen bildete, welche jetzt, wie die ihnen ähnlichen Vereinigungen der Kanonissinnen und Stiftsdamen, am gewöhnlichsten Stifter genannt werden. Das unerbauliche Leben der Weltpriester und Diakonen bewog den Bischof Chrodogang von Metz in der letzten Hälfte des 8. Jahrh., die an seiner Kirche angestellten Geistlichen zu klösterlicher Gemeinschaft zu vereinigen; eine Einrichtung, die auf dem Konzilium zu Aachen 816 in der karolingischen Monarchie gesetzlich, und bei allen Domkirchen der lateinischen Christenheit nachgeahmt wurde. Seitdem machten die Geistlichen an Metropolitan-, Kathedral- und Kollegiatkirchen mit ihren Bischöfen oder Dekanen, wie die Konventualen in den Klöstern mit ihren Aebten, ein eng verbundenes Ganzes aus. Wegen ihres kanonischen, an die Gelübde der Keuschheit, Armuth und des Gehorsams gegen die Obern gebundenen Lebens erhielten sie den Namen Kanonici, erwarben als Kollegium die Rechte eines geistlichen Senats (Kapitel), der seinem Bischof oder Dekan berathend zur Seite steht, wie das Kollegium der Kardinäle dem Papste. So bildeten sich die Domkapitel, deren Glieder sich die Kanoniker, die Kapitularen, Domherren oder Stiftsherren nannten, weil sie nach und nach in den Besitz eines bestimmten Antheils der zu ihrer Kirche gehörigen Güter kamen. Ihre anwachsende Macht mußte ihre Prälaten

immer mehr beschränken, je häufiger Söhne aus adeligen Familien in ihre Mitte traten, und von ihren Verwandten, wie von den Fürsten unterstützt, ihre Einkünfte und ihre Lebensart von den Bischöfen unabhängig zu machen wußten. Schon im 11. Jahrh. entzogen sie sich der Verpflichtung des Zusammenwohnens (Klausur) und dem Gelübde der Armuth, genossen die ihnen angewiesenen Tafelzehnten oder Präbenden einzeln in besondern Amtswohnungen, und vernachlässigten immer mehr die Abwartung der kanonischen Stunden (horae), des Gebets und Gesanges in den Domkirchen. So kam es mit der Verfassung der Domkapitel dahin, daß ihre Glieder, ohne regelmäßig Residenz zu halten (an dem Orte ihrer Domkirche zu bleiben), und kirchliche Geschäfte zu verrichten, doch die Würde geistlicher Personen zu behaupten, und ein durch bedeutende Einkünfte und Rechte ausgezeichnetes Kollegium zu bilden fortfuhren. Sie erwarben die Befugniß, über die Aufnahme neuer Kapitularen zu entscheiden, bei Vakanzen (Sedisvakanzen) durch ihre ältesten Glieder das bischöfliche Amt zu verwalten, und die Regierung der Stiftslande zu führen, den neuen Bischof aus ihrer Mitte zu wählen, und ihn durch förmliche Konstitutionen zur Bestätigung ihrer Rechte zu nöthigen. Im 14. Jahrh. fingen die Kapitel an, sich auf eine bestimmte Anzahl von Kapitularen zu beschränken. So entstanden Capitula clausa, geschlossene Kapitel von festgesetzter, wenn schon nach Verhältniß des Herkommens und der Stiftsgüter nicht bei allen Stiftern gleicher Anzahl, die bei den reichsunmittelbaren deutschen Hochstiftern und Erzstiftern (in den Kapiteln der Bisthümer und Erzbisthümer) von altem Adel seyn und ihre Stiftsfähigkeit durch 16 Ahnen beweisen mußten. Während nun diese adeligen Kapitularen sich den Genuß aller Rechte ihrer Kanonikate vorbehielten, wurden ihre Pflichten den regulirten Chorherren, deren mönchartige Vereinigungen schon seit dem 12. Jahrh. blühten, aufgelegt. Daher schreibt sich der Unterschied der weltlichen Chorherren (Canonici seculares), welche die eigentlichen Kapitularen sind, von den regulirten Chorherren (Canonici regulares), welche die Mönchsgelübde ablegen, und theils förmlich in Klöstern zusammenleben, und nach Art der geistlichen Orden mehrere Kongregationen bilden, theils zur Verrichtung des Kirchendienstes bei den Kathedralen gebraucht werden, aber auch dann weder an den Präbenden, noch an dem Stimmrechte der Kapitel Antheil haben. In Stiftern, welche dergleichen Regularkanoniker nicht aufnehmen mochten, sind bürgerliche Kleriker als Domvikare angestellt, um für eine geringe Besoldung die kirchlichen Geschäfte der Säkulardomherren zu versehen. Zu den Kapiteln gehören diese Vikare eben so wenig, als die regulirten Chorherren. Bis auf unsere Zeiten haben die weltlichen Domherren, die ihren geistlichen Stand nur noch durch die Beobachtung der Ehelosigkeit und des Gehorsams gegen ihre Prälaten beurkundeten, die Freiheit behauptet, ihre Einkünfte zu verzehren, wo sie wollten, wenn sie nur eine gewisse Zeit des Kirchenjahres Residenz hielten, und sich zu den Sitzungen des Kapitels einfanden. Expektanten ihrer Pfründen und Titeln sind die Domicellaren oder Canonici minores, welche zur Anwartschaft auf die Rechte und Einkünfte der Kapitularen, die in Vergleich mit ihnen Canonici majores heißen, vermöge einer meist von Familienverbindungen und Einkaufsgeldern abhängigen Wahl der Kapitel gelangen. Sie müssen wenigstens 14 Jahr alt seyn, und bei dem Skrutinum ihre Geschicklichkeit im Lateinlesen und Singen, so wie das stiftsfähige Alter ihres Adels beweisen. Bei eintretender Vakanz einer Domherrnstelle rückt der älteste unter ihnen in das Kapitel ein, muß aber vorher ein Probejahr hindurch bei der Kathedrale ohne Einkünfte Residenz halten, und in Person den Gottesdienst abwarten, die Horas singen und andere Kirchendienste verrichten, wobei er für jedes Versehn um Geld gestraft wird. Das wesentliche Recht des Kanonikats, Sitz und Stimme im

Chor und Kapitel, haben alle Kapitularen mit einander gemein, doch findet nach Verhältniß der Dauer ihrer Theilnahme am Kapitel eine Rangordnung und Stufenfolge der Einkünfte unter ihnen statt, und die ältesten führen die Amtstitel: Propst, Dechant, Senior, Scholastikus, Kantor und Kustos. Die beiden ersten sind wie der im Range der Bischöfe am nächsten stehende Koadjutor (erwählter Nachfolger des Bischofs) Prälaten der Kirche. Der Domprobst hat den Vorsitz im Kapitel, und hält als Vertreter desselben bei dem Bischof beständig Residenz; der Domdechant führt die Aufsicht über die Domicellaren, der Domscholastikus und Domkantor haben ihre Titel von den sonst mit ihren Kanonikaten verbundenen Lehrerstellen an den Stiftsschulen. Die Priesterweihe erhalten nur solche Säkulardomherren, die zugleich wirklich ein geistliches Amt bekleiden. Vor der durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 verfügten Säkularisation hatten die deutschen Erz- und Hochstifter Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Worms, Eichstädt, Speyer, Konstanz, Augsburg, Hildesheim, Paderborn, Freisingen, Regensburg, Passau, Trient, Brixen, Basel, Münster, Osnabrück, Lüttich, Lübeck und Chur, so wie die Propsteien Elwangen, Berchtesgaden u. s. w., die gefürsteten Abteien Fulda, Corvey, Kempten u. s. w. Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstage, daher sie unmittelbare Stifter hießen, und den Fürstenthümern gleich geachtet wurden. Anderwärts hatte es auch vor dieser Säkularisation keine unmittelbaren, mit politischen Souveränitätsrechten begabten Stifter gegeben, doch war die Verfassung der Domkapitel auch bei denjenigen Erz- und Hochstiftern beibehalten worden, welche zur Zeit der großen Kirchentrennung im 16. Jahrh. zum Protestantismus übergetreten waren. Die Verwendung des Papstes und der katholischen Fürsten, welche diese abgefallenen Stifter immer noch wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen hofften, sicherte ihnen auch im westphälischen Frieden den Genuß ihrer Güter und Rechte, ausgenommen die mit der evangelischen Konfession unerträgliche bischöfliche Würde und die Landeshoheit, welche evangelischen Fürsten zufiel. Nur das ganze protestantische Bisthum Lübeck und das gemischte, aus katholischen und protestantischen Kapitularen zusammengesetzte Domkapitel zu Osnabrück, dessen Bischof abwechselnd ein Katholik und ein evangelischer Prinz aus dem Hause Hannover seyn sollte, behaupteten die Reichsunmittelbarkeit und die Bischofswahl. Jetzt sind alle Stifter mittelbar, d. h. in bürgerlichen und Staatsangelegenheiten der Landeshoheit derjenigen Fürsten untergeben, in deren Gebiet ihre Güter liegen. Die meiste Hoffnung auf eine ungestörte Fortdauer können sich gewiß diejenigen Stifter machen, die entweder schon bisher verdiente akademische Lehrer aufnehmen mußten, wie in den evangelischen Hochstiftern Meißen und Merseburg je zwei Domherrnstellen den beiden ältesten Doktoren und Professoren der Theologie und Jurisprudenz in Leipzig gehören, oder ganz in den Händen der Gelehrten und wirklich beamteten Geistlichen sind. In diesem letztern Falle befinden sich die meisten Kollegiatstifter, welche auch Neben- und Unterstifter heißen, weil sie, wenn der Papst sie nicht eximirt, und seinem Stuhle unmittelbar untergeben hat, zu dem Sprengel eines Hochstifts gehören. Auch die Kollegiatstifter bilden Kapitel unter dem Vorsitze eines Propstes oder Dechanten, der ein Prälat der Kirche und der eigentliche Herr und Verwalter der Stiftsgüter ist. Unter ihm stehen der Senior, Scholastikus und Kantor, die übrigen Kapitularen heißen nicht Domherren, sondern Kanonici, und ihre Kirche nicht Kathedrale, sondern Kollegiatkirche. Uebrigens haben die Kapitel der Kollegiatstifter in Ansehung des Wahlrechtes ihrer Glieder und der Berathung mit ihrem Dechanten oder Probste eine den Domkapiteln ähnliche Verfassung, nur sind die Kanonici bei den katholischen Stiftern dieser

Art in der Regel bürgerlicher Herkunft, und stets wirklich ordinirte Geistliche, die entweder beständig Residenz halten, oder Pfarrämter bekleiden, die Vikarien aber, die den Dienst bei der Stiftskirche verrichten, die Expektanten ihrer Pfründen, wie die Domicellaren bei den Hochstiftern. Evangelische Domherren und Kanonici sind an kein Gelübde gebunden. Durch die, mit mehrern deutschen Staaten und den Niederlanden geschlossenen Konkordate mit dem römischen Stuhl sind auch in Preußen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Nassau ꝛc. so viel neue Stifter entstanden, als Bischöfe und Erzbischöfe angestellt wurden. Vergl. d. Art. Konkordat. Außer diesen Erz-, Hoch- und Unterstiftern gibt es noch weibliche Stifter, welche, wie die männlichen, von zweifacher Gattung, entweder geistliche oder freie weltliche sind. Die geistlichen weiblichen Stifter entstanden durch die Vereinigung regulirter Chorfrauen, und gleichen ganz den Klöstern, die freien weltlichen weichen in ihrer Verfassung nur dadurch von der klösterlichen ab, daß die Kanonissinnen bloß das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams gegen ihre Obern ablegen, doch sich zur Armuth und Klausur nicht verpflichten und die Freiheit haben, die ihnen vom Stift zufließenden Einkünfte zu verzehren, wo sie wollen. Nur die Pröpstin, welchen Titel die Vorsteherin führt, pflegt sich mit einigen Kanonissinnen, die die klösterliche Einsamkeit lieben, oder sonst keinen Zufluchtsort wissen, im Stiftsgebäude aufzuhalten. Die priesterliche Lokalaufsicht versieht bei solchen Stiftern ein Propst, und seine Kapläne verwalten den Kirchendienst. Da der stiftsfähige Adel seinen Töchtern das ausschließliche Recht auf die Pfründen dieser Stifter zu verschaffen gewußt hat, werden sie insgemein freie weltadelige Damenstifter, und ihre Kanonissinnin Stiftsdamen genannt. Außer der Beobachtung der Ehelosigkeit haben sie keine Pflichten zu erfüllen, und ihre Stellen sind lediglich als anständige Versorgungsmittel für unvermögende Fräulein zu betrachten. Doch machen sich einige Stifter dadurch gemeinnützig, daß die Stiftsdamen jüngere Fräulein im Stiftsgebäude aufnehmen und erziehen.

Stiftshütte (Bundeshütte) wird in unsern deutschen Bibeln das Reisezelt genannt, welches Moses auf dem Zuge aus Aegypten nach Kanaan zum Gottesdienste der Israeliten verfertigen ließ. Wie jedes Zelt, war auch dieses Reisezelt so eingerichtet, daß es auseinander genommen und in einzelnen Stücken von den dazu bestimmten Geschlechtern der Leviten getragen werden konnte. Wo die Israeliten auf jenem Zuge rasteten, wurde die Stiftshütte zusammengesetzt und nahm einen Raum von 30 Ellen in der Länge und 10 Ellen in der Breite ein. Ihre verschlossenen Seiten bestanden aus 48 übergoldeten Brettern von Akazienholz, welche durch goldne Ringe zusammengehalten und mit Pfählen in die Erde befestigt wurden. Ueber diesen Wänden hingen hier Decken von Leinwand, Kamelot, Saffian und Fellen, welche zugleich das Dach bildeten. Die vordere, zum Eingange bestimmte Seite war mit einem an fünf Säulen befestigten Vorhange bedeckt. Das Innere theilte ein Zwischenvorhang, der das Allerheiligste, die hintere Abtheilung, von dem Heiligen, der vordern Abtheilung, sonderte. Im Heiligen stand der Tisch mit den ungesäuerten Schaubroten, der goldne Leuchter und der Räucheraltar, nebst andern Opfergeräthschaften, weil hier die Priester ihre Gebete und die unblutigen Opfer verrichteten. Im Allerheiligsten wurde die Bundeslade verwahrt, welche das mosaische Gesetzbuch oder Tempel-Archiv (anfangs nur die steinernen Gesetztafeln) in sich schloß. Der Deckel dieser Lade war an den vier Ecken mit den allegorischen Figuren der Cherubim geschmückt, und hieß der Gnadenstuhl auf dem Jehovathrone. Nur der Hohepriester ging ein Mal im Jahre am großen Versöhnungstage in das Allerheiligste, um für das Volk zu beten. Das Volk durfte nur

den mit reich umhangenen Säulen eingefried'gten Vorhof der Stiftshütte betreten, in welchem vor ihrem Eingange die Altäre und Geräthschaften zu den Brandopfern standen. Die Israeliten brachten die Stiftshütte mit nach Kanaan, wo sie während der Kriege unter den Richtern an verschiedenen Orten aufgestellt, doch stets der Versammlungspunkt der 12 Stämme war. Bekanntlich ersetzte Salomon dieses tragbare Gebäude durch den von ihm erbauten prächtigen Tempel.

Stiftskirche (Kathedrale, Dom-, Hochstifts- oder bischöfliche Kirche) heißt eine solche Kirche, mit welchen ein Bisthum oder ein Hochstift verbunden ist, oder doch vor Zeiten verbunden war. Auch die den Hochstiften untergeordneten Stifte, die Unter- oder Nebenstifte, haften und hafteten von jeher auf gewissen Kirchen, welche man deßhalb gleichfalls im gemeinen Leben Stiftskirchen nennt, die aber eigentlich, zum Unterschiede von der Kathedralkirche, Kollegiatkirchen heißen.

Stiftung (milde), pia causa, jede öffentliche Anstalt, welche auf religiöse Erbauung, Unterricht oder Armen- und Krankenpflege Bezug hat, als Kirchen, Klöster, Schulen, Universitäten, Hospitäler, Waisen-, Armen- und Findelhäuser, und ähnliche Anstalten. Um die Rechte einer pia causa zu erlangen, bedarf es der landesherrlichen Bestätigung. Diese Rechte bestehen in gewissen Privilegien, bei solchen Testamenten, in welchen einer milden Stiftung etwas vermacht wird, in der ihnen zu Statten kommenden Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen erlittene Verletzungen, in dem stillschweigenden Pfandrechte, im Vermögen ihrer Vorsteher und ihre Schuldener, in den Obrigkeiten besonders zur Pflicht gemachten Beförderung ihrer Prozesse und dergl. m. Sie wurden nothwendig, als der Staat durch Luxus und Sittenlosigkeit seinem Verfalle sich näherte. Unter die vorzüglichsten gehören die, welche Kinder zu Gute kamen, und dazu dienten, dem volksarmen und zerrütteten römischen Staate neue und ergebene Bürger zu gewinnen, da die gesetzlichen Ehen seltener wurden und die Sittenlosigkeit immer mehr zunahm. Das Ganze war auf liegende Gründe angewiesen und stand unter dem Schutze der Gesetze. Die Verwaltung war in den Händen besonderer, von den Kaisern dazu bestellter Personen, Präfekte, Curatoren und Prokuratoren, auch Quästoren und Ministri genannt.

Stigma (griech.), Brandmale, Narben oder auch Flecken auf der Haut, welche durch eine Stockung des Blutes von selbst entstehen. — 2) Ein eingebranntes Mal zum Kennzeichen eines begangenen Verbrechens. Bei den Römern wurden den Sklaven, die gestohlen hatten oder entlaufen waren, gewisse Buchstaben zum Zeichen ihres Vergehens eingebrannt, wie noch heut zu Tage es in einigen Ländern den zur Galeere Verurtheilten geschieht. — 3) S. Franz v. Assisi.

Stilicho oder Stilico, der berühmte Minister des abendländischen Kaisers Honorius, war von Geburt ein Vandale, und sein Vater ein Feldherr unter Valens. Er selbst stieg unter Theodosius zum obersten Anführer der Reiterei und des Fußvolks, und derselbe Kaiser vermählte sogar seine Nichte Serena mit ihm, die ihm einen Sohn, Namens Eucherius, und 2 Töchter, Maria und Thermantia, nachherige Gemahlinnen des Kaisers Honorius, gebar. Nach Theodosius Tod (395) und Theilung des Reichs unter seine beiden Söhne erhielt Stilicho mit der Obervormundschaft über Honorius die Regierung des abendländ. Kaiserthums. Rufinus dagegen herrschte als Vormund des Kaisers Arkadius im Morgenlande. Letzterer, um sich des Reichs zu bemächtigen, rief den Gothen König Alarich mit seinen Barbaren in das morgenl.-römische Reich. Stilicho eilte umsonst mit den Truppen des Abendlandes und den verbündeten Franken zur Hülfe herbei, die Ränke des morgenländ. Reichsverwesers nöthigten ihn, unverrichteter Sache zur

Rückkehr. Nachdem er aber den Rufinus hatte ermorden lassen, eilte er mit einem neuen Heere gegen die Gothen, schlug sie auch in mehreren Gefechten, mußte aber trotz dem, auf des Arkadius Befehl, weil ihm sein Staatsminister Eutropius zu einem Frieden mit Alarich beredet hatte, zurückkehren, und wurde sogar für einen Feind des Reichs erklärt. Ein neuer Zug nach Griechenland hinderte den Ausbruch einer Empörung in Afrika, die Eutropius angeregt, und nachdem diese gestillt war, söhnten sich beide Brüder, Arkadius und Honorius, aus. Er besiegte hierauf 403 die in Italien eingefallenen Gothen, und nöthigte sie, Italien zu verlassen. Eben so glücklich begegnete er einem zweiten Einfalle der Gothen, allein Gallien ging größtentheils durch den Einbruch der Alanen, Vandalen und Sueven verloren, und in Britannien warf sich ein gewisser Constantinus zum Kaiser auf, der Gallien und Spanien größtentheils eroberte, und von Honorius als Augustus anerkannt wurde. Stilicho soll hierauf einen Plan, sich der Oberherrschaft zu bemächtigen, beschlossen haben, und entwarf ein Bündniß mit den Gothen, wie ein gewisser Olympius dem Kaiser berichtete, der ihn, seine großen Verdienste nicht achtend, 408 hinrichten und sich von der Thermantia, die er nach dem Tode der Maria geheirathet hatte, scheiden ließ. Vergl. d. Art. Occidentalisches Kaiserthum.

Stillleben, Gemälde oder Bilder, welche nur leblose Dinge darstellen, wurden zuerst von der niederländischen Schule eingeführt. Sie erhalten ihren Werth durch die täuschende Wahrheit und den emsigen Fleiß, mit welchem sie gemalt sind.

Stilles Meer, s. Südsee.

Stimme. Sie wird gewöhnlich durch das Ausathmen in dem Kehlkopfe erzeugt, mit Beihülfe der Nase, des Mundes und der dazu gehörigen Theile in Töne ausgebildet und zur Sprache artikulirt. Die Stimme ist ein Ton, der bei dem mit etwas stärkerem Anstrengen begleiteten Ausathmen in der Stimmritze des Kehlkopfes (s. d. A.) erzeugt wird, indem die hier durchströmende Luft sich stärker an ihren Bändern reibet, selbe in eine zitternde und schwingende Bewegung versetzt, und diese Bebungen den Knorpeln des Kehlkopfes, der Luftröhre und benachbarten Theilen mittheilet. Von dem Sitze der Stimme überzeuget uns sowohl die Eröffnung der Luftröhre, als die Verletzung des rücklaufenden Nervens, und dann das Gefühl selbst. Es kann übrigens beim Einathmen auch eine, aber nur unangenehme Stimme erzeugt werden, womit man auch sprechen kann, welches der Fall der sogenannten Bauchredner ist. Die Höhe, die Stärke, die Annehmlichkeit und der individuelle Charakter der Stimme hangen von der Einrichtung und Veränderung des Stimmorgans ab. Von der tiefesten bis zur höchsten menschlichen Stimme zählet man gewöhnlich drei Oktaven; doch werden davon die äußersten Töne nur mit großer Anstrengung und zwar meistens unrein, außer von sehr geübten Sängern herausgebracht. Die nächste Ursache der höhern Stimme besteht in einer größern, und der tiefern Stimme in einer mindern Anzahl von Schwingungen des Stimmorgans, dazu wird aber das Organ nebstbei durch mehrere merkwürdige Veränderungen fähig gemacht: Erstens ist gewiß, daß der Kehlkopf bei feineren Tönen niedersinke. Dieses Steigen und Fallen des Kehlkopfs beträgt bei einer Oktave ungefähr einen halben Zoll, folglich bei drei Oktaven $1\frac{1}{2}$ Zoll. Ueberdieß pflegen wir, um eine sehr tiefe Stimme hervorzubringen, den Kopf nach vorwärts zu beugen, um das Herabziehen des Kehlkopfes zu erleichtern; und im Gegentheil der höchsten Stimme heben wir den Kopf in die Höhe, welches besonders bei den Judensängern bemerket wird. Bei dem Aufsteigen des Kehlkopfes nähert sich die Stimmritze dem Ausgange des Mundes und der Nase, folglich werden dabei beide Höhlen

verkürzet, und beim Niedersinken verlängert. Daß das Erstere zur Erzeugung der feinen Stimme, und das letztere zur tiefen Stimme beitragen müsse, lehret uns die Flöte, die Posaune, wie auch die durch Griffe verkürzten Saiten der Violine. Zweitens hängt nach Dodart die Höhe oder Tiefe der Stimme auch von der Verengerung oder Erweiterung der Stimmritze ab. Wir sehen dieses an verschiedenen musikalischen Instrumenten, und es ist auch bei dem Menschen außer Zweifel, dessen Stimmritze sowohl durch ihre Muskeln, als durch ihre Kammern einer verschiedenen Verengerung fähig ist. Drittens kommt nach Ferrin auch die größere oder kleinere Spannung der Stimmritzbänder in Betrachtung. Man weiß, daß mehr gespannte Saiten einen höhern, und minder gespannte einen tiefern Ton geben; das Nämliche läßt sich auch von den Stimmritzebändern erwarten. Viertens lehret die Erfahrung, daß ein schnellerer Luftstrom in der Flöte einen höhern Ton erzeuge. Dieser Umstand findet in dem menschlichen Stimmorgane auch Platz. Die Stärke der Stimme hängt ab: von weiter Brust, großer Lunge, der Stärke der zum Athmen erforderlichen Muskeln, besonders aber der Bauchmuskeln, von weiter und elastischer Luftröhre, der Stärke und Elastizität des Kehlkopfes und der Stimmritzebänder, wie auch von großer Rachen-, Nasen- und Mundhöhle, worin die Stimme durch Resonanz verstärket werden kann. Daraus erhellet, warum Weiber und Kinder überhaupt eine schwächere Stimme als die Männer haben. Die Annehmlichkeit und Reinigkeit der Stimme kommt auch von mehreren Ursachen. Dazu ist Erstens die gehörige Feuchtigkeit und Schlüpfrigkeit aller Stimmorgane. Zweitens die Geschmeidigkeit und Elastizität der Muskeln, Knorpeln und aller zum Stimmorgan gehörigen Theile; daher ist auch die Stimme in der Jugend angenehmer als in dem Alter. Drittens hängt die Annehmlichkeit der Stimme auch von einer guten Proportion der Theile des Stimmorgans ab; so wird von angeschwollenen Mandeln die Proportion der Schlundkopfhöhle und damit auch die Stimme und Sprache geändert; die Schleimhaut der Nase durch ihr Anschwellen bei dem Schnupfen ändert auch die Stimme; ein gespaltener oder zu kleiner Gaumenvorhang, der die hintern Nasenlöcher nicht vollkommen verschließen kann, läßt die Stimme zu viel durch die Nase geben, und bildet sie höchst unangenehm ꝛc. Der individuelle Charakter der Stimme, wodurch sie sowohl bei verschiedenen Thieren als bei verschiedenen Menschen sich unterscheiden läßt, ist so mannigfaltig, als die Gesichtsbildungen mannigfaltig sind; denn man kann einen bekannten Menschen aus seiner Stimme eben so sicher erkennen, als aus seinen Gesichtszügen. Es hängt diese einem jeden Menschen eigene Stimme von der besondern Größe, Form, Proportion und andern Eigenschaften der zum Stimmorgane gehörigen Theile ab, welche doch nach dem Alter, Geschlecht und andern Umständen, z. B. bei der Mannbarkeit, ebenfalls einigermaßen verändert wird. Bei den Castraten bleibt der Kehlkopf, von dem Augenblicke der Verstümmelung an, in Wuchs und Bildung auf dem Punkte stehen, wo er so eben begriffen war. Seine Stimme wird in ihrem Fortrücken gehindert, so daß sie nun auf die ganze Lebenszeit eben dieselbe Höhe behält, welche sie damals hatte. Ueber die Stimme der Vögel hat Cuvier das Beste gesagt. S. Altstimme, Mittelstimme, Sopran, Diskant, Tenor ꝛc.

Stimmgabel, s. Stimmung.

Stimmung (in der Musik) ist das bestimmte Verhältniß, worin Töne oder Stimmen zu einem als Grundton angenommenen Tone stehen; die Instrumente so stellen, daß ihre Töne mit dem Grundtone in das richtige Verhältniß kommen, heißt die Instrumente stimmen. Jenen Nor-

malton nennt man den Stimmton; er ist unentbehrlich, weil jedes Instrument und jede Stimme in der Höhe und Tiefe ihren sichern Grund haben muß; weil von ihm der Charakter der einzelnen Tonarten, der durch Erhöhung und Erniedrigung verändert wird, abhängt, und weil der Sänger eine feste Stimmung besitzen muß, wenn er seine Stimme mit Sicherheit gebrauchen will. Zur Angebung eines solchen Grundtons diente ehemals die Stimmpfeife; da aber ihr Ton, je nachdem er stärker oder schwächer geblasen wird, abweicht, so besitzt die Stimmpfeife keine hinlängliche Stetigkeit. Besser und auch gebräuchlicher ist die Stimmgabel, ein stählernes Instrument in Gabelform; mit der einen Spitze derselben schlägt man auf einen festen Körper, dreht dann die Gabel schnell um und setzt den Griffel oder Stiel auf die angeschlagene Stelle, wo dann der Stimmton durch die Erzitterung der Gabel hervorgebracht wird, der nach Verschiedenheit der Gabeln bald der C-, bald der A-Ton ist. Man sieht also, daß von der Gabel die Verschiedenheit der Stimmung abhängt, so wie von dem Verhältnisse, worin die einzelnen Töne zu dem Normaltone und zu einander durch Fortschreiten von dem Grundtone stehen. Dieß Verhältniß hängt aber auch mit vom Herkommen und von der Willkür ab. Zum Stimmen der Orgel bedient man sich des Stimmhorns, eines trichterförmigen Instruments, das in die Pfeife gesteckt wird.

Stipendium hieß bei den Römern die Löhnung der Soldaten. Jetzt bezeichnet man damit eine bestimmte Summe, welche zur Unterstützung Studirender, die daher Stipendiaten heißen, auf eine festgesetzte Zeit aus milden Stiftungen, Staats- und Stadtkassen oder andern Fonds ausgezahlt wird. Manche Stipendien sind von den Stiftern für Schüler auf Gelehrtenschulen, andere für auf Hochschulen Studirende überhaupt ohne Rücksicht auf die Fakultät, andere für Studirende eines besondern Fachs, als für Theologen, Juristen, Mediziner, Kameralisten u. s. w., einige für Adelige, oder für Kinder dieses oder jenes Landes oder Ortes, oder für die Sprößlinge der Familie, von welcher die Stiftung ausging, oder für Söhne, deren Väter Mitglieder eines namhaft gemachten Collegiums sind, oder waren, auf ein oder einige Jahre bestimmt. Es gibt auch Stipendien, welche junge Gelehrte, die schon den sogenannten akademischen Cursus vollendet haben, zum Behufe einer wissenschaftlichen Reise, oder einer akademischen Promotion, oder als angehende akademische Docenten zur Unterstützung erhalten. Nach der Summe ihres Betrages unterscheidet man sie gewöhnlich in große, mittlere und kleine. Auf den deutschen Hochschulen gibt es landesherrliche und Familienstipendia; die erstern werden von der Behörde verliehen, welche der Landesfürst dazu beauftragt hat; die andern gewöhnlich von dem ältesten Gliede der Familie, deren Namen die Stiftung führt.

Stoa, s. Zeno.

Stobäus (Johannes), ein griech. Schriftsteller, lebte im 5. Jahrh. n. Chr., und verfertigte mit seinem Sohne Epidimus 2 Sammlungen sinn- und lehrreicher Stellen aus ungefähr 500 poetischen und prosaischen Schriftstellern, nämlich eine Blumenlese in 2 Büchern, zur Beförderung der Lebensweisheit. Ausg. Lyon 1609 Fol. und von Nic. Schow. (P. I. Sermo 1 — 27) Leip. 1797. 8, und physische und ethische Eklogen in 2 Büchern. Ausg. von A. H. L. Heeren. Götting. 1793 — 1801. 4 Bde. 8. (wichtig für die Geschichte und Philosophie), deutsch von Georg Fröhlig, Basel 1551, Fol.

Stöchyometrie (Elementarmeßkunst) nennt die neuere Chemie die Wissenschaft von den quantitativen Verhältnissen, unter welchen die chemischen Stoffe — Elemente — mit einander stehen, wenn sie in Auflösung

und Neutralität treten. Vergl. d. Art. Verwandtschaft (chemische). Ueber diese Kunst, nach Anleitung der Stöchyologie oder der Elementarlehre von den Körpern in der Natur, in welche sich alles auflösen läßt, s. Bischofs Lehrb. d. Stöchyometrie, Erlang. 1819.

Stockfischfang, s. Fischerei.

Stockholm, die Hauptstadt Schwedens und Residenz seiner Könige, Sitz der höchsten Centralbehörden, liegt unter 59° 19′ N. Br. an beiden Ufern des hier einem breiten Strome gleich in eine Bucht der Ostsee ausfließenden Mälarsees und auf mehreren dazwischen liegenden Inseln oder Holmen, und besteht wesentlich aus drei Haupttheilen: dem Nordermalm, dem Södermalm und der auf einer Insel dazwischen liegenden eigentlichen Stadt. Diese Theile und mehrere zur Stadt gehörige kleinere Holme sind unter einander durch zum Theil prächtige Brücken verbunden. Betrachtet man die Stadt im Ganzen, so gehört sie zu den schönsten in der Welt; die vielen Inseln, die mannigfaltigen Buchten und Wassermassen dazwischen, der überall aus Berg und Thal bestehende Boden, theils mit herrlichen Nachts erleuchteten Straßen und schönen Häusern, theils noch mitten zwischen den Häusern mit nackten, oder bewachsenen Felsen bedeckt, dieß alles zusammengenommen bietet einen eben so überraschenden als mannigfaltigen Anblick dar. Der größte Theil der Stadt hat schöne regelmäßige Straßen, steinerne oft mit Kupfer oder Eisen gedeckte Häuser und nur in den äußern Vorstädten findet man noch hölzerne Häuser. Höchst überraschend wird der erste Anblick auch dadurch, daß nichts in der Nähe Stockholms die große Hauptstadt verkündigt und man beinahe unmittelbar aus Fels und Wald in die Straßen tritt. Mitten in der Stadt laufen die reichbeladenen Schiffe aus und ein, wie in Venedig. Die eigentliche Stadt, Staden, liegt im Mittelpunkte des Ganzen auf einer in Verhältniß zu den andern Stadttheilen kleinen Insel; hier sind die Straßen am engsten, die Häuser am höchsten und es ist der unfreundlichste und schmutzigste Theil. Doch liegt hier, am nordöstlichen Ende, das schönste Gebäude Stockholms, das prächtige Residenzschloß, eines der schönsten in Europa. Das alte Schloß brannte unter Christine 1642 ab; das neue ward 1692 nach Tessin's Plan aufgeführt, brannte aber 1697 größtentheils wieder ab, wurde erst 1728 wieder angefangen und 1753 vollendet. Das Schloß bildet ein längliches Viereck, welches einen großen Hof einschließt; zwei Flügel, nach Osten vorspringend, umschließen einen kleinen Garten, und vor der westlichen Front zieht sich ein halbkreisförmiger Säulengang hin, worin die Hauptwache sich befindet. Das Ganze liegt auf einem Hügel, am Ufer der See, und hat die Aussicht auf den mit Schiffen bedeckten Hafen. Am Ufer, östlich vom Schlosse, steht die treffliche eherne Statue Gustavs d. Dritten, welche die Bürger ihm 1790 zu errichten beschlossen; sie ward aber erst 1808 aufgestellt. Vor der südlichen Front steht ein schöner Obelisk von Granit, welchen Gustav d. Dritte der Bürgerschaft widmete; er ward aber erst nach seinem Tode 1799 errichtet. An der nördlichen Seite stand ein Monument, welches Gustav d. Vierte Adolph zum Andenken des neuen Brückenbaues hatte errichten lassen; man hat es aber, wie alles, was an den unglücklichen Fürsten erinnerte, abgebrochen. Im Innern des Schlosses befindet sich eine Kapelle, der prächtige Reichssaal, eine bedeutende Bibliothek von 40.000 Bänden, und außerdem manche seltene Handschriften, von denen die isländischen auf öffentliche Kosten zum Druck befördert werden, und eine herrliche Sammlung von Antiken und Abgüssen. — Außerdem enthält Staden noch an schönen Gebäuden die alte Hauptkirche, welche eine der schönsten Orgeln und mehrere ausgezeichnete Gemälde schwed. Künstler besitzt; die deutsche Kirche mit einem hohen Thurm und einem Glockenspiel; die finnische Kirche, in welcher in dieser Sprache

geprediget wird; die Münze, die Börse, die Gebäude der Reichsbank, das Rathhaus und das Ritterhaus mit den Wappen von Schwedens Geschlechtern, wo sich der Adel zu den Reichstagen versammelt, und vor diesem Hause die eherne aber ziemlich schlechte Statue Gustavs Wasa, 1770 errichtet. Westlich dicht an Staden und mit ihm durch eine Brücke verbunden liegt die kleine Insel Ritterholm, Riddar-Holmen, wo auf einem freien Platze die alte Ritterkirche mit den Begräbnissen vieler schwedischen Könige und Helden, über ihnen an 5000 Fahnen, Standarten und Flaggen; das Freimaurerhaus, welches das prächtigste in Europa ist. — Von Staden führt nördlich die herrliche von Granit erbaute, 1787 angefangene und erst in 20 Jahren vollendete Brücke über die kleine Heilige-Geistinsel, Helge-Ands-Holm, nach dem schönsten Theile der Stadt, Nordermalm. Von der Brücke tritt man auf den schönen Gustav-Adolphs-Markt, worauf die eherne Reiterstatue dieses Königs, 1779 gegossen und 1796 aufgestellt. Rechts an diesem Markte steht das schöne Opernhaus, wo man aber meist nur Uebersetzungen franz. Stücke gibt. Nicht weit davon liegt auf einem freien Platze das sogenannte dramatische Theater, welches früher ein Pallast, dann Zeughaus war und 1793 seine jetzige Bestimmung erhielt. Hinter demselben liegt der große Königsgarten, und in einem dabei befindlichen Gebäude, dem jetzigen Zeughause, bewahrt man eine schöne Sammlung alter Rüstungen, wie auch die Kleider, in welchen Carl d. Zwölfte und Gustav d. Dritte erschossen wurden. Ferner sind hier der einst von Torstenson bewohnte, und von der Prinzessin Albertine vergrößerte Pallast, die St. Clara-, Jakobs- und Friedrichskirche; das auf einem Felsen gelegene Observatorium der Akademie der Wissenschaften; viele schöne Palais der hier residirenden Gesandten. — Nordermalm hängt südöstlich durch Brücken zusammen mit dem Schiffsholm, Skeppsholmen und dem Castellholmen, wo sich die Schiffswerfte, Admiralitätsgebäude und ein Zeughaus befinden. — Oestlich stößt an Nordermalm die Vorstadt Ladugardslandet, und von dieser führt südöstlich eine Brücke nach einer Halbinsel, worauf der schöne königl. Thiergarten, ein viel besuchter Vergnügungsort, worin viele Damhirsche herumwandeln, mit einem Gesundbrunnen liegt; hier ist 1821 die marmorne Statue Carls d. Dreizehnten, von Byström, errichtet worden. Westlich von Nordermalm führen schöne Alleen, am Ufer des Mälar, zuerst nach der trefflichen Fajencefabrik Rörstrand, und weiter nach dem Land- und Seekadettenhause im Schlosse Carlsberg, wobei ein großer und schöner Garten. Von Nordermalm westlich führen mehrere Brücken nach einem der schönsten Stadttheile, auf der nur zum Theil bebauten Insel Königsholm, Kungsholmen, woselbst eine Glasfabrik und eine große Stückgießerei ist. Dieß alles zusammen macht die nördliche Hälfte der Stadt aus. — Zu der südlichen, Södermalm, gelangt man von Staden über eine Zugbrücke und ein Schleusenwerk, durch welches die Hauptverbindung zwischen dem Mälar und der See geht. Södermalm ist, bis auf eine ganz schmale Landzunge, wodurch es südlich mit dem festen Lande zusammenhängt, ganz von Wasser umflossen. Dieser Theil der Stadt ist nicht ganz so schön als Nordermalm; er ist sehr uneben und enthält noch viele Klippen und Grasplätze, doch auch schöne Straßen, die Häuser erheben sich von dem Wasser an terrassenförmig. Von dem hier liegenden Mosesberge hat man die schönste Uebersicht der ganzen Stadt. In Södermalm, zu beiden Seiten der großen Schleuse, befinden sich die beiden großen Eisen-Waagen und Magazine, Jern Wägan, in welchen alles zum Ausschiffen von Stockholm bestimmte Eisen aufgestapelt wird; dicht dabei liegt das Rathhaus. Auch mit Södermalm hängen einige unbedeutendere Stadttheile, auf Inseln und Halbinseln zusammen. — Die Bevölkerung des Ganzen mag zwischen 75 und 80.000 Seelen betragen.

Schon seit mehreren Jahren ist die Bevölkerung in steter Abnahme gewesen, aber die Geburts- und Sterbeliste von 1827 gewährt ein trauriges Resultat, indem darnach 1439 Menschen mehr gestorben sind, als geboren wurden. Dieses Mißverhältniß ist am meisten bei den dort garnisonirenden Regimentern ersichtlich, und die Ursache dieser Sterblichkeit ist in der unordentlichen Lebensweise, die sie führen, und in dem Mißbrauche des unseligen Branntweins zu suchen, durch den, mehr als durch alle Kriege, der Wohlstand, die Ruhe und das Glück der Einwohner Schwedens vernichtet worden sind. Unter den 22 Kirchen ist eine für Katholiken, eine für die Deutsch. und eine für die Französisch-Reformirten. Die kleine Judengemeinde hat ihre Synagoge. Staden, der älteste Theil, ist zwischen den J. 1250—60 unter dem Reichsvorsteher Birger Jarl an der Stelle des alten, von Seeräubern zerstörten Sigtuna entstanden; Nordermalm ward erst im 16. Jahrh. bebaut, und Södermalm, 1457 mit der Stadt vereinigt, hob sich besonders unter Gustav Wasa. — Im Osten der Stadt wird der Eingang zum Hafen, der sicher ist, aber eine beschwerliche Einfahrt hat, durch die beiden Castelle Warholm und Friedrichsburg gedeckt. — Zu den wissenschaftlichen Anstalten Stockholms gehören: die Akademie der Wissenschaften, auf Carls d. Zwölften Befehl gestiftet, sie kam aber erst nach seinem Tode zu Stande, hat eine reiche Bibliothek, eine Mineraliensammlung, eine Sternwarte, ein botanischer Garten ꝛc. und ist eins der wichtigsten Institute der Art in ganz Europa; die Akademie der schönen Wissenschaften und der Geschichte, eine Nachahmung der Académie des inscriptions et des belles lettres, 1753 gestiftet; die Akademie für Malerei und Bildhauerei, 1735 gestiftet, aber erst 1773 in Thätigkeit getreten; die schwedische Akademie für Sprache und Alterthümer, 1786 gegründet; eine musikalische Akademie, eine große Kriegsakademie für Land- und Seekadetten und mehrere Schulen für Seekunde, Kriegswissenschaften, viele Schulen höhern und niedern Ranges; Armen- und Sonntagsschulen, nach Lancasters Methode ꝛc.; ein medizinisch-chirurgisches Institut, worin das ärztliche Personal für Heer und Flotte Unterricht findet; eine vielbenutzte gymnastische Anstalt, wobei auf Fechten und Schwimmen Rücksicht genommen wird; eine Zeichnungs- und Modellierschule. An gelehrten und nützlichen gemeinen Gesellschaften befinden sich hier: die Sozietät pro patria, die Gesellschaft der Aerzte, die ökonomische Gesellschaft, eine Bibelgesellschaft, welche ihre Thätigkeit über das ganze Reich verbreitet. Von Kunstsammlungen bemerken wir das königl. Museum im Schlosse, eine kostbare Gemäldesammlung mit 3000 Originalzeichnungen berühmter italien. Meister, einer Sammlung von 20.000 Münzen, eine beträchtliche Sammlung von Alterthümern und Antiken, u. s. w.; ferner die mit der 18.000 Bd. starken gräfl. engeströmschen Bibliothek verbundene ansehnliche Sammlung von Kupferstichen aller Meister, von irdenen Gefäßen, von Münzen, Landkarten u. s. f. Die gräfl. puchtelsche Bibliothek von 40.000 Bänden enthält die seltenste Schätze; eben so die damit verbundene Kunst- und Gemälde-Sammlung. An Gelehrten, Dichtern und Künstlern war daher in Schweden, und besonders in Stockholm nie Mangel, und Liebe zur Kunst und Wissenschaft waren in dieser Stadt stets zu Hause. Mehrere Künstler Stockholms gehören zu den größten jetzt lebenden, z. B. der Bildhauer Byström, der Landschaftemaler Fahlkrantz, die Historienmaler Westin und Sandberg, der Kupferstecher Cersell u. m. A. Der Winter ist die angenehmste Jahrszeit in dieser Hauptstadt der nordischen Franzosen, wie man die Schweden so oft genannt hat, weil sich dann hier Gebildete und Vornehme aus allen Theilen des Reichs zusammenfinden, während der Sommer eine große Anzahl Familien aufs Land, oft in große Entfernung von der Hauptstadt locke. Man lebt im Ganzen hier sehr gesellig, nur ist eine Nachahmung

des franz. Tons, verbunden mit einer den Schweden eignen Umständlichkeit und Feierlichkeit des Umgangs, in den höhern Ständen vorherrschend. Das Theater, der Tanz, der hier viel kunstmäßiger als bei uns geübt wird, und Kartenspiel sind die gewöhnlichsten Winterbelustigungen; an Musik scheint man weniger Geschmack zu finden. Auffallend ist die Neigung der Schweden und vorzüglich der Stockholmer für geschlossene Gesellschaften und sogenannte Orden. Außer der Freimaurerei, welche hier ganz vorzüglich blüht, gibt es noch eine Menge Klubs und Orden, welche jeder ihren Namen, ihre Regeln und Geheimnisse besitzen; die meisten derselben haben übrigens keinen andern Zweck, als geselliges Vergnügen. Dabei vergißt aber der Bewohner Stockholms nicht der ärmern Brüder. Es gibt eine Menge von Armen- und Waisenhäusern, Anstalten für Kranke, Unglückliche aller Art, die theils auf öffentliche Kosten, theils durch Privatvereine entstanden ist. Die bedeutendsten sind: das Taubstummen- und Blindeninstitut, welches besonders, außer der Bildung auf Unterricht in einem nützlichen Handwerk hinarbeitet; das Stadtwaisenhaus, worin über 3000 Kinder (jedes 3—4. Kind ist in Stockholm unehelich) vom ersten Augenblicke ihres Lebens bis in ihr 14. J. Verpflegung finden; ein Haus der Freimaurer nimmt ebenfalls eine Menge Waisen auf, die darin gut versorgt werden; das Arbeitshaus für Freiwillige, welches jährlich 800 – 900 derselben mit Materialien versieht; eine Zwangsanstalt, worin Vagabonden und Verurtheilte Beschäftigung finden; ein Seemannshaus zum Besten alter unvermögender Seeleute; überhaupt hat Stockholm 32 Privatanstalten für Arme und Kranke, mit einem Fonds von 1.200 000 Thlr. Stockholm hat einige nicht unbedeutende Fabriken; unter diesen nehmen, was man am wenigsten erwarten sollte, die Seidenfabriken den ersten Rang ein: sehr bedeutend sind auch die Tuchfabriken; ferner die Fabriken in Leinen, Baumwolle, Segeltuch, Eisen, Stahl, Glas, Gold und Silber, Leder, Tapeten, Porzellan, Tabak; die Zuckersiedereien, Gerbereien, die Stückgießereien und der Schiffbau. Höchst merkwürdig ist die im Münzgebäude befindliche Niederlage von elfdaler Porphyrarbeiten. Stockholm ist zugleich die erste Handelsstadt Schwedens mit einer Seeassekuranzgesellschaft, und besitzt an 225 eigene Schiffe. Eisen, Kupfer, Holz, Pech und Theer machen die Hauptgegenstände der Ausfuhr; Korn, Salz, Flachs, Baumwolle, Reiß, Kolonial-, Manufaktur- und Luxus-Waaren der Einfuhr aus. Die schönen Umgebungen dicht vor der Stadt, die mannigfaltigen Genüsse, die die Natur in der von ihr begünstigten Gegend im Sommer selbst darbietet, werden von den Einwohnern dankbar benutzt und der große Königsgarten, die Parks in Johansdal, die mancherlei Gesundbrunnen, welche in der Nähe entspringen, das Schloß und der Park von Neu Haga ziehen bei schönem Wetter Tausende hin. Das nahe Drottningholm, ein Schloß, aber von vielen Sommerwohnungen zu einer Stadt umgebildet, hat chines. Gartenanlagen.

Stocks, s. Fonds.

Stockbörse ist eigentlich der Ort in London, wo der Handel mit engl. Fonds — Stocks genannt — und andern Staatspapieren oder Inscriptionen betrieben wird. Hernach hat sich an diesen Ausdruck ein weiterer Begriff geknüpft und deutet den Ort in jedem großen Handelsplatze an, wo dergleichen Geschäfte im Großen betrieben werden, und wo Kaufleute und Mäkler zum Verkehr mit öffentlichen Effekten zusammenzukommen pflegen. Die Hauptbörsen, wo dieses geschieht, und durch welche dieser Handel in allen übrigen Handelsstädten von Europa geleitet und regulirt wird, sind die Börsen von London, Amsterdam, Paris und Frankfurt a/M. Will ein Staat Geld gegen seine Obligationen sich verschaffen, so sind diese Börsen der Platz, wo er allein das Geld finden kann, wenn er große Sum-

men sucht. Er muß daher seine Papiere so einrichten, daß sie auf den Börsen Kredit finden und den Börsenmännern Vortheile versprechen. Der Stockshandel ist nach und nach zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gediehen, daß auf den Hauptbörsen, insbesondere in London und Amsterdam, Schuldpapiere von allen Staaten nicht bloß von europäischen sondern auch von amerikanischen, asiatischen und selbst afrikanischen zusammenkommen, so, daß man z. B. eine jährliche Rente von 5, zu 2 (Poyais) bis zu 150 (englische) kaufen und verkaufen kann. Da der Preis dieser Renten nach den verschiedenen Umständen und Ereignissen in einem fort hin und her schwankt, so sind die auf der Stocksbörse sich versammelnden Kapitalisten mit Kaufen und Verkaufen der Rente stets beschäftigt, um von diesen schwankenden Preisen Gewinn zu ziehen. Durch diese Börsen wird es möglich, daß ein Staat in wenig Tagen viele Millionen baares Geld erhalten kann. Denn er darf nur Renten auf denselben ausbieten, die etwas mehr Vortheil versprechen, als die übrigen vorhandenen Renten, die mit den seinigen gleichen Kredit haben, und augenblicklich strömt ihm dafür das baare Geld direkte und indirekte zu. Dadurch wird ein stetes Treiben, Spekuliren und Umsetzen auf den Stockbörsen unterhalten.

Stocksjobbery, eine Art von gesetzwidrigem Scheinhandel mit Stocks, oder öffentlichen Effekten überhaupt auf der londoner Börse, der sich jedoch auch allenthalben eingeschlichen hat, wo große Geschäfte mit Staatspapieren getrieben werden. Er besteht darin, daß Staatspapiere gekauft und verkauft werden, ohne daß der Verkäufer dergleichen besitzt, oder der Käufer dergleichen verlangt, und es ist dabei bloß darauf abgesehen, daß sich der Käufer oder Verkäufer einander die Differenz des Kurspreises bezahlen, welche sich zwischen dem Tage, wo der Kauf abgeschlossen, und dem Tage, wo er erfüllt werden soll, ergibt, so daß, wenn der Kurs sodann gestiegen ist, der Käufer die Differenz vom Verkäufer und wenn er gefallen ist, dieselbe der Verkäufer vom Käufer erhält. Man nennt die Personen, welche dieses Geschäft zu ihrem Gewerbe machen, in England Stocksjobber. Dergleichen Leute genießen natürlicher Weise im Handel keine große Achtung, sondern werden als Hasardspieler betrachtet, mit welchen sich ein solider Mann nicht gern einläßt.

Stoff, in staatswirthschaftlicher Hinsicht die ganze Masse von Dingen, woraus Güter bestehen oder erzeugt werden können. Man unterscheidet drei Hauptgattungen von Stoff, nämlich 1. Urstoff, welcher die ganze rohe Natur bezeichnet, sowohl die Dinge, welche die Natur unabhängig von menschlicher Arbeit bereits hervorgebracht als auch die Urquelle solcher Dinge selbst; vorzüglich also der Grund und Boden. 2. Produktstoff, die Masse von Dingen, welche dem Hinzutritt der menschlichen Arbeit ihr Entstehen, wenigstens ihre gegenwärtige Gestalt, verdanken. Derselbe heißt a. natürlicher Produktstoff, so lange die Dinge in ihrem ersten rohen Zustande sich befinden, in welchem sie mittelst der Arbeit des Menschen dem Schoße der Natur entnommen werden, z. B. Getreide; hingegen b. industrieller Produktstoff, wenn die Dinge, nachdem sie durch menschlichen Fleiß aus dem Schoße der Natur hervorgegangen, veredelt oder wenigstens auf irgend eine Weise verändert worden sind; z. B. Fabrikwaaren. 3. Kapitalstoff, der über das gegenwärtige, höchstens nächste Bedürfniß überschießende Vorrath von Gütern, welche unmittelbar gegen andere Güter umgesetzt werden können, wie z. B. in den meisten Fällen die Metallmünze. Man nennt denselben auch lebendiges Kapital.

Stoische Philosophie, s. Zeno.

Stola, ein Kleid, welches in spätern Zeiten die römischen Frauenzimmer trugen, da sie anfangs eben sowohl als die Männer sich mit der Toga

bekleideten. Es war eine lange Tunika mit Aermeln, die bis auf [illegible] reichte. Sie wurde nicht nur von Vornehmern, sondern auch von Ge[illegible] getragen, nur mit dem Unterschiede, daß die Stola der Letztern ein[illegible] zigen goldenen Streif, der Erstern aber Streifen von Gold und [illegible] hatte, und daß bei diesen unten noch eine breite Borde oder Franze (i[illegible] angenäht war. Oeffentliche Mädchen und Weiber, welche wegen Eh[illegible] verurtheilt waren, durften die Stola nicht tragen, daher sie togata[illegible] mit der Toga Bekleideten) hießen. Stola im Gegentheil setzte man [illegible] sittsames, oder auch vornehmes Frauenzimmer; eben so ward auch [illegible] gebraucht. Die Sittsamkeit der Frauenzimmer nannte man auch st[illegible] pudor. — Die Stola, welche zur Ceremonienkleidung der Geistlichen [illegible] ist eine lange breite weiße Binde von Seide oder Silberstoff mit Ste[illegible] wand gefüttert, welche die Diakonen über die linke Schulter nach der re[illegible] Hüfte zu in Form eines Ordensbandes, die Priester aber über beide S[illegible] tern und die Brust kreuzweis herabhängend tragen. Sie ist mit drei [illegible] zen bezeichnet, an den Enden oft mit Glöckchen versehen, bei Prälate[illegible] Stickereien und Perlen geschmückt und zur Verrichtung der Messe u[illegible] gänglich nothwendig. Daher jura stolae, s. Stolgebühren.

Stolberg, ein durch seine Messingfabriken berühmter schöner Mar[illegible] flecken im preuß. Regierungsbezirk Aachen, liegt in einem weiten schönen Thale, von mäßig hohen Bergen umgeben, zwei Stunden von Aachen an der Inde, zählt 2700 Einw., worunter 700 Protestanten. Die Wohnungen der Fabrikanten sind durch das über eine Stunde lange Thal zerstreut. Es ist hier eine Kirche für Katholiken, eine für Lutheraner und eine für Reformirte, die auf drei verschiedenen Hügeln stehen. Die hiesigen Messingfabriken, welche seit ein paar Jahrh. den Ruf der bedeutendsten in Europa hatten und auch wohl jetzt noch den ersten Rang behaupten, stammen ursprünglich aus Aachen her. Sie wurden von franz. Auswandrern aus Amiens 1450 gegründet. Im Anfang des 17ten Jahrh. mußten die Evangelischen, welche meistens Messingfabrikanten waren, Aachen verlassen; sie ließen sich daher unter dem Schutze des Herzogs v. Jülich im stolberger Thale nieder. Die für diese Fabrikation günstigere Lage machte, daß sie bald herrlich emporblühte. Aber seit der franz. Revolution hat sie bedeutend abgenommen. Die 24 Fabriken liefern alle Arten von Messing, sowohl gewälzt, als geschlagen, dann Draht, sehr fein und elastisch, Kessel, Becken, Schalen, Platten u. s. w. Auf allen Märkten, wo die Engländer sich nicht durch Traktate gesichert haben, verdrängt das stolbergische Messing das englische, und noch heute läßt Frankreich, obgleich es durch die neuen Zollgesetze das fremde Messing sehr hoch besteuert hat, stolberger Nadeldraht und Messingplatten für die Uhrfabriken bedingungsweise zu den niedern alten Zöllen einführen, da es diese Objekte nicht entbehren kann. Bevor Stolberg seine auswärtigen Märkte verlor, fabrizirte es jährl. 40.000 Ctr., jetzt ungefähr die Hälfte noch. Ferner hat Stolberg Tuch- und Kasimir-Fabriken, welche eine vorzügliche Waare liefern; Glas-, Messer-, Scheeren-, Fingerhut-, Stecknadelnfabriken, Eisenhammer ꝛc. Im westlichen Theile des Thales befinden sich ergiebige Galmeigruben und westlich liegen in der Nähe die eschweiler Kohlengruben.

Stolberg, ein deutsches altgräfliches Geschlecht, das in der Wetterau und Thüringen begütert ist, und vormals auf der wetterauschen Grafenbank Sitz und Stimme hatte. Seine ursprüngliche Herkunft ist noch nicht gehörig ausgemittelt. Es führte ehemals den Namen Stalberg, und blühte in zwei Hauptlinien, der Harz- und Rheinlinie; jene erlosch im vorigen Jahrhunderte. Der Stammvater der jetzt noch blühenden Linien war Christoph (geb. 1567, gest. 1633). Sein ältester Sohn, Heinrich Ernst (geb.

1593, gest. 1672), stiftete die ältere Hauptlinie in 2 Aesten zu Ilsenburg (erlosch 1710) und Gedern; dieser theilte sich in 3 Zweige: Stolberg-Wernigerode; Stolberg-Gedern, welche Linie 1742 die reichsfürstliche Würde erhielt, und 1804 in den männlichen Erben erlosch; Stolberg-Schwarza, welche Linie 1748 mit ihrem Stifter erlosch, worauf der Marktflecken Schwarza an Stolberg-Wernigerode fiel. Johann Martin, der jüngere Sohn des oben gedachten Christoph, stiftete die jüngere Hauptlinie in den noch blühenden Aesten zu Stolberg-Stolberg und Stolberg-Rosla. Auf dem Schilde stehen 3 offne Helme. Die Linie Stolberg-Wernigerode hat die unter preuß. Oberhoheit stehende Grafschaft Wernigerode, 5 Q. M. mit 14.000 Einw., die unter großherzogl. hessischer Oberhoheit stehende Grafschaft Gedern, eine Quadrat-Meile mit 3700 Einwohnern, unter hannöv. Oberhoheit das hohnsteinische Amt Sophienhof, und an mittelbaren Gütern das Amt Schwarza im Kreise Schleusingen des preuß. Reg.-Bez. Erfurt, die Herrschaft Peterswaldau mit Janowitz und Kreppelholz in Schlesien und einen Antheil an Heringen und Kelbra, mit 400.000 Gl. Eink. und der Residenz Wernigerode. Ueber die im preuß. Reg.-Bez. Magdeburg liegende Standesherrschaft der Grafen von Stolberg-Wernigerode übt der König von Preußen die Hoheits- und Lehnsrechte aus. — Die Linie Stolberg-Stolberg hat unter preuß. Oberhoheit die Grafschaft Stolberg und unter hannöverscher Hoheit und Sequestration einen Antheil an Hohnstein, mit der Residenz Stolberg am Harze. Die Linie Stolberg-Rosla hat unter preuß. Oberhoheit die Herrschaft Rosla und unter großherzogl. hessi. Oberhoheit die Grafschaft Königstein, $\frac{1}{4}$ Q. M. mit 3650 Einw. und der Residenz Rosla. Der ganzen Familie gehörte die Grafschaft Rochefort in den Niederlanden, die 15.000 Fl. reine Einkünfte brachte; zur Entschädigung für dieselbe und für die Ansprüche auf Königstein erhielt die Familie eine ewige Rente von 30.000 Gulden auf die Schifffahrtsoktroi. Von der Standesherrschaft Stolberg im preuß. Reg.-Bez. Merseburg, den Grafen v. Stolberg-Stolberg und Stolberg-Rosla gehörig, besitzen erstere $4\frac{1}{2}$ Q. M. 5480 Einw. in 2 Städten, 24 Dörfern, mit 80.000 Gulden Einkünften, aber wegen einer Schuldenlast unter preuß. Sequester. Hier ist die Stadt Stolberg am Harz in einem engen Thale, von Waldungen umschlossen, mit 2080 Einw., Residenzschloß des Grafen, Lyceum, Sitz der gräflichen Kanzlei, eines den beiden Linien gemeinschaftlichen Bergamts und eines Superintendenten, Armenpflegungsanstalt, Bergbau auf Kupfer und Eisen, ꝛc. Der Antheil des Grafen von Stolberg-Rosla enthält auf $3\frac{1}{2}$ Q. M. 7580 Einw. in 19 Dörfern und 75.000 Gl. Eink. Sämmtliche Linien bekennen sich, jedoch mit Ausschluß der Familie des 1819 verstorbenen Grafen Friedr. Leop. zu Stolberg-Stolberg, der 1800 zum Katholizismus übertrat, zur evangelisch-lutherischen Religion.

Stolberg (Christian, Graf zu), einer der vorzüglichsten Dichter Deutschlands, geb. zu Hamburg 1748, war der Sohn Christ. Günthers, k. dän. Kammerherr, Geh. Rath und Oberhofmeister der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Christian erhielt seine literarische Bildung 1769—74 zu Göttingen, wo er nebst seinem jüngern Bruder (s. d. folg. Art.) jenen schönen Freundes- und Dichterbund zierte, welchen mit ihnen Boje, Bürger, J. H. Voß, Miller, Hölty, Overbeck, Hahn, Closen, Leisewitz bildeten. Beide waren die Lieblinge dieser ausgezeichneten Musensöhne, die durch ihre seltenen Kenntnisse und die vielen klassischen Werke, womit sie Deutschland in den nämlichen Jahren beschenkten, sich ihrer ganzen Nation verpflichtet haben. 1777 wurde Graf Christian Amtmann zu Tremsbüttel im Holsteinischen, nachdem er schon vorher längere Zeit k. dän. Kammerjunker (späterhin Kammerherr) gewesen war, und vermählte sich

mit der in mehrern seiner Gedichte hochgefeierten Louise, Gräfin von Reventlau, verwittweten Oberjägermeisterin von Gramm. Im J. 1800 legte er seine Stelle nieder, und lebte seitdem auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde im Schleswigschen. Er starb am 19. Jan. 1821. Nicht immer erreicht dieser herrliche Dichter an Geist, Feuer, weicher Imagination und bildsamen Witze, in kühner Zeichnung und Stärke seinen Bruder; aber doch fehlt es seinen Versen nicht an edler, heißer Empfindung, an neuen und lebhaften Gedanken; er kennt die bedeutende Kürze und Gelenksamkeit in Bildern und Wendungen, er horcht auf lebendigen Wohllaut des Ausdrucks; sein Ton ist mild im elegischen Gesange und im kleinen empfindsamen Liede gefälliger, als in der hohen bardischen Manier, und durch ungezwungene gutherzige Moral und gewisse feine Züge unterbrochen, die sein menschlich liebendes Herz angenehm verrathen. Außer vielen, in Musenalmanachen und Zeitschriften zerstreuten Gedichten, welche noch nicht alle gesammelt sind, erschienen in eigenen Sammlungen: 1) Gedichte der Brüder C. und F. L. Grafen zu Stolberg (Lpz. 1779). Von dem Grafen Christian sind in dieser Sammlung mehrere lyrische und elegische Stücke, Balladen und Uebersetzungen von fünf Oden Anakreons und zwei Idyllen des Theokrit enthalten. 2) Schauspiele mit Chören von den Brüdern C. und Fr. L. Grafen zu Stolberg (Lpz. 1787). Von den in diesem Bande (ein zweiter ist bis jetzt nicht erschienen) enthaltenen vier Schauspielen: Theseus, Belsazer, Otanes und der Säugling, gehören dem Grafen Christian das zweite und das dritte. Beim ersten flüchtigen Blick sollte man glauben, die Dichter hätten sich das griech. Trauerspiel zum Vorbilde gewählt; aber näher betrachtet haben sie eine ganz neue Gattung, die das Drama, so viel möglich, episch zu machen sucht, geschaffen. Nach der nun einmal herrschenden Form unserer Bühne sind sie mehr zum Lesen, als zur theatralischen Vorstellung bestimmt. Auch scheint mehr Fleiß auf die Bearbeitung des iambischen Dialogs und besonders der Chöre, als auf die Oekonomie der Handlung verwandt zu seyn. 3) Gedichte aus dem Griechischen (Hamb. 1782), enthalten 30 homerische Hymnen, 9 Idyllen des Theokrit, 3 Gedichte von Bion und Moschus, 4 Hymnen des Kallimachus, Proklus Hymnen an Helios und an die Musen, 3 Kriegslieder von Tyrtäus, 12 Oden Anakreons, auch Hero und Leander von Musäus. 4) Sophokles (Lpz., 2 Bde., 1787) verdeutscht, enthält voran das Leben des griech. Dichters, und vor jedem Stücke ein vom Uebersetzer verfertigter Prolog. Die Uebersetzung selbst ist in fünffüßigen Jamben und diese sind in lyrischen Sylbenmaßen verfaßt. Ins deutsche Museum hat er außer mehrern andern Uebersetzungen auch eine der Batrachomyomachie oder des Frosch- und Mäusekriegs des Homer geliefert. In der Zeit des deutschen Befreiungskrieges 1812 — 14 dichtete er mehrere gehaltvolle patriotische Oden und Lieder. In seinem Gedicht: Die weiße Frau, sieben Balladen (Berlin 1814, 12.), sind die edelsten Gesinnungen mit jugendlicher Kraft und Fülle dargelegt.

Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu), des Vorigen Bruder, ein noch berühmterer Dichter und Schriftsteller, 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren, genoß die beste Erziehung und zeichnete sich frühzeitig aus durch seine Gemüthlichkeit, seinen geraden Sinn und einen hohen Geistesschwung. Nach Vollendung seiner akademischen Studien in Göttingen (s. d. vorg. Art.) war er anfangs königl. dän. Kammerjunker und seit 1777 fürstbischöflich lübeckischer bevollmächtigter Minister in Kopenhagen. 1782 vermählte er sich mit Agnes von Witzleben, welche er in seinen Gesängen oft feierte, die aber schon 1788 starb, ihm einen Sohn und drei Töchter hinterlassend. 1789 ernannte ihn der König von Dänemark zu seinem Mi-

nister in Berlin, wo er sich mit der Gräfin Sophie von Redern vermählte. 1791 ging er als Präsident der fürstbischöflich lübeckischen Regierung nach Eutin, und ward zur Würde eines Domherrn zu Lübeck erhoben. 1797 schmückte ihn der russ. Kaiser Paul der Erste mit dem St. Annen- und Alexander-Newski-Orden. 1800 legte er alle seine Aemter, die ihm an 8000 Thlr. eintrugen, nieder, begab sich nach Münster, und trat mit seiner ganzen Familie (bis auf die älteste Tochter Agnes, vermählt an den Grafen Ferdinand von Stolberg-Wernigerode) zur katholischen Kirche über, welches um so größeres Aufsehen erregte, als sich Stolberg früher stets als orthodoxer Lutheraner gezeigt hatte. Von Seiten seiner ehemaligen Glaubensgenossen zog er sich den bittersten Tadel zu, selbst einige seiner Freunde, wie F. H. Jacobi, besonders J. H. Voß (vergl. d. Art.), beurtheilten ihn auf die lieblosseste Weise. Der edle Lavater machte eine Ausnahme: „Gehe Jeder den Weg, den ihn sein Gott und ein redliches Herz führen. Werde die Ehre der kathol. Kirche ꝛc.", schrieb er an Stolberg. Seit jenem wichtigen Abschnitt seines Lebens wirkte der edle Graf unermüdet für die Wahrheit und Heiligkeit der kathol. Kirche in Erbauungswerken mit dem ganzen Reichthum seiner ausgebreiteten Kenntnisse und mit der Kraft eines rein frommen Gemüthes. Er starb nach kurzem Krankenlager auf seiner Burg Sondermühlen im Osnabrückischen am 5. Dez. 1819. Als Dichter ist Friedrich Leopold durch Oden und Lieder, Elegien, Romanzen, Satyren, poetische Gemälde und Dramen, als Prosaist durch seinen Roman, die Insel, und durch seine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sizilien, als Uebersetzer durch die Iliade, Platons auserlesene Gespräche, einige Tragödien des Aeschylos und Ossians Gedichte rühmlichst bekannt. Seine eigenen Gedichte unterscheiden sich von denen seines Bruders durch größere Kühnheit der Gedanken und Bilder. In allen waltet das wärmste Gefühl der Natur, Freundschaft und Freiheit, und für Alles, was je dem edlern Menschen lieb und theuer gewesen ist. Die Lieder und Romanzen oder Balladen nähern sich dem einfachsten, lieblichsten, klarsten Gesange, und es ist überraschend, daß die herrlichen Hymnen auf die Sonne und auf die Erde, oder der Dithyrambe, die Meere, und das liebliche Abendlied eines Mädchens, einen Verfasser haben. Seine Jamben (Lpz. 1784) sind ernsthafte Strafgedichte über Sittenverderbniß und gelehrte und politische Vorurtheile der Zeit, voll Eifer für Frömmigkeit und Tugend, in einer edlen, eindringenden Sprache, reich an origineller, echter, warmer Poesie. Seine letzten poetischen Ergüsse sind lyrische Zeitgedichte, wozu ihn die Jahre 1812 bis 1814 veranlaßten. Ein erhabener, kühner Schwung, große, glänzende Gedanken, ein heiliger Eifer für Freiheit, Recht und Vaterland, blühende Phantasie und ein meist glücklicher Versbau geben auch diesen Gedichten einen hohen Werth. Sein Leben Alfreds d. Groß. (1815) schließt sich durch seine einleitende Darstellung der angelsächsischen Geschichte und durch die gründliche, feine und gewandte Behandlung des herrlichen Gegenstandes an die besten vaterländischen Werke dieser Art. Seine poetischen und reinliterärischen Schriften sind mit jenen seines Bruders in 15 Bänden in 8. zu Hamburg erschienen. Seine religiösen Werke sind folgende: 1) zwei Schriften des heil. Augustins, von der wahren Religion und den Sitten der katholischen Kirche; 2) Geschichte der Religion Jesu; 3) Leben des heiligen Vincenz von Paul; 4) Beherzigungen und Betrachtungen; 5) das Büchlein von der Liebe; 6) die heil. Sonn- und festtäglichen Evangelien. Unter den vielen und nützlichen Werken des Grafen ist unstreitig seine Geschichte der Religion Jesu das Vorzüglichste, sowohl wegen der Größe desselben, als hauptsächlich wegen der ihm ganz eigenen und anzie-

henden Darstellungsweise, der durchgehends darin herrschenden gesunden Tillemont'schen Kritik, des so sanft darin wehenden Frömmigkeitssinnes, und der liebevollen Schonung der Personen, welchen die Geschichte das Brandmal der Verwerfung aufgedrückt hat. Daher wurde demselben die Ehre, ins Französische und Italienische übersetzt zu werden. Letztere Uebersetzung soll auf Befehl Pius des Siebenten unternommen worden seyn.

Stolberg-Gedern (Louise Marie Caroline, Fürstin von), geb. 1753, vermählte sich 1772 mit dem Prätendenten von England, Carl Stuart. Nach dieser Vermählung führte sie den Namen einer Gräfin von Albany. Ihre Ehe war kinderlos und unglücklich. Um sich vor den Ausbrüchen der Rohheit ihres Gemahls zu retten, der in einem Zustand fortwährender Trunkenheit lebte, suchte sie 1780 eine Freistätte im Kloster. Nach dem Tode ihres unwürdigen Gemahls, der 1788 starb (s. d. Art. Eduard), ließ ihr der franz. Hof ein Jahrgeld von 60.000 Livres auszahlen. Sie überlebte das Haus Stuart, welches mit dem Tode ihres Schwagers, des Cardinal York, 1807 (s. Stuart) erlosch. Sie starb zu Florenz, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, den 29. Jan. 1824, in ihrem 72sten Jahre. Ihr Name und ihr trauriges Schicksal ist durch die Werke und die eigene Lebensbeschreibung des Grafen Viktor Alfieri auf die Nachwelt übergegangen. Sie war die Muse, die ihn begeisterte, und das einzige weibliche Wesen, dessen aurea catena dieses wild herumschwärmende Herz in ewige Fesseln legen konnte. Ihre und Alfieri's (s. d. Art.) Asche ruht jetzt unter einem gemeinschaftlichen Grabmale in der Kreuzkirche zu Florenz zwischen Machiavell und Michel Angelo.

Stolgebühren, jura stolae, nennt man die Gebühren, welche für Taufen, Trauungen, Begräbnisse, Confirmations-, Beicht- und ähnliche priesterliche Handlungen von denen, welche sie verlangen, an die Geistlichen zu entrichten sind, weil die Stola (s. d. Art.) der amtliche Schmuck der zu solchen Handlungen befugten Geistlichen ist. Unter den Protestanten wird die Stola zwar nur noch von den Geistlichen der englischen Kirche getragen; den Ausdruck „Stolgebühren" haben jedoch auch die Lutherischen und Reformirten aus dem alten Kirchenrechte zur Bezeichnung der Accidenzien ihrer Pfarrer beibehalten. Die Taxen derselben sind verschieden, wie die Formen und Namen, unter welchen sie entrichtet werden.

Stoll (Max.), ein berühmter Arzt, geb. 1742 zu Erzingen in Schwaben, wo sein Vater Landchirurgus war. Anfangs diesem Fache bestimmt, verließ er es jedoch bald, um seinem Sinne für höhere Weisheit zu folgen. Von den Jesuiten zu Rothweil in den alten Sprachen unterrichtet, trat er 1761 in ihren Orden. Nach dreijährigem Noviziat ging er als Lehrer der alten Sprachen nach Hall in Tyrol, konnte seinen Vortrag aber nicht genug nach den Regeln des Ordens modeln, ward deßhalb nach Ingolstadt, und bald darauf nach Eichstädt versetzt, und als er sich endlich ganz mit seinen Vorgesetzten entzweite, trat er 1767 aus dem Orden. In Strasburg fing er an, Arzneikunde zu studiren; nach einem Jahre wählte er die hohe Schule zu Wien und den berühmten de Haen zum Lehrer. 1772 erlangte er daselbst die Doktorwürde. Seine erste Anstellung fand er bald als Kreisphysikus in Ungarn, wo er seine Beobachtungen über das ungarische Fieber niederschrieb. Nach Haens Tode erhielt er 1776 die öffentliche Professur der praktischen Arzneikunde an der Universität zu Wien. Stoll glänzte hier als einer der ersten Lehrer Deutschlands durch Talent und Erfahrung; die Fürsten Kaunitz, Czartoryski, die Feldmarschälle Haddick und Laudon waren seine Freunde, und er ihr Arzt. Viel that er während dieser Zeit für das Einimpfen der Blattern. Er starb 1787. Seine vorzüglichsten Schriften, alle von

großem Werthe, sind: Ratio medandi in noscomio practico Vindobonensi, Viennae, 1777 etc., und edit. nov. 1788. Vol. VII. 8. (deutsch von G. L. Fabri, Breslau 1789—96. 7 Th. in 12 Bdn. 8.; auch im Auszuge, ebend. 1794. 2 Bde. 8.). Sein einziger Sohn war der als Dichter bekannte Ludwig Stoll, der 1816 zu Wien starb.

Stollen, beim Bergbau unterirdische, in horizontaler Richtung angelegte Gänge, die zur Befahrung der Bergwerke, zur Herausförderung der Erze, zum Ablauf der Wasser und zur Beförderung des Luftzuges dienen. Es gibt Tagstollen, die bei nicht tiefen Schachten das Wasser ableiten; Versuchsstollen, um Erzlagerstätten zu untersuchen; Wasserstollen, um die in dem Berge befindlichen Wasser zu sammeln, und zum Maschinenbetrieb herbeizuführen; Wetterstollen, um Wetter oder guten Luftzug zu verschaffen; Erbstollen, welche die sogenannte Erbteufe (10 Lachter und eine Spanne) einbringen müssen, und dann eine besondere Gerechtigkeit genießen; Hülfsstollen, die den Erbstollen zu Hülfe kommen, wenn sie die Wasser nicht mehr tragen können.

Storax, ein balsamisches und wohlriechendes Gummi, das von einem dem Quittenbaume ähnlichen Gewächse (dem Storaxbaume in den Morgenländern und in Südeuropa) theils von selbst fließt, theils durch Einschnitte erhalten wird. Es kommt sowohl fest und trocken in Körnern und Stücken, als auch feucht und flüssig zum Handel, und wird zu Salben, Pflastern, vorzüglich aber zu Räucherwerk gebraucht.

Storchschnabel, s. Affe.

Storr (Gottlob Christian), ein berühmter lutherischer Theolog, geb. zu Stuttgart 1746, wo sein Vater, Christian Storr, Consistorialrath war. Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt er theils von seinem Vater, theils von Privatlehrern, da ihm eine langwierige Augenkrankheit den Besuch einer Schule nicht erlaubte. 1761 bezog er das Gymnasium seiner Vaterstadt und im folgenden Jahre die Universität Tübingen, wo er Sprachenkunde, Geschichte, Philosophie und besonders Mathematik studirte. 1765 ging er zum dreijährigen Cursus der Theologie über, und schloß diese Periode seiner Bildung mit der Abhandlung Qua insigne de Christo oraculum Esaj. 52, 13—52, 12. illustratur (1768). 1769—71 machte er eine literarische Reise durch Holland, Frankreich und Deutschland, und kehrte mit vielen Kenntnissen bereichert ins Vaterland zurück. 1772 ward er Repetent im theologischen Seminarium zu Tübingen; 1775 kam er als Vikarius nach Stuttgart, kehrte aber noch im nämlichen Jahre nach Tübingen zurück. 1777 trat er ein außerordentliches theologisches Lehramt an und erhielt die theologische Doktorwürde. 1780 ward er vierter Professor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger; 1786 dritter ordentlicher Professor der Theologie, Superintendent des theolog. Seminars und dritter Frühprediger, und 1797 rief ihn sein Fürst als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Stuttgart, welche Stelle er bis zu seinem 1805 erfolgten Tode bekleidete. Die größten Verdienste hat Storr um Exegese, Dogmatik und hebräische Sprachkenntniß. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Observat. ad analogiam et syntaxin hebraicam pertinentes, 1779, die ihm unter den orientalischen Sprachforschern einen bleibenden Ruhm erworben haben; Commentar über den Brief an die Hebräer mit der Abhandlung über den eigentlichen Zweck des Todes Jesu (2. Aufl. Tübingen 1809), die ihn in seiner Größe als Exeget zeigt; über den Zweck der evangelischen Geschichte und der Briefe Johannis (1786); neue Apologie der Offenbarung Johannis (1783); Doctrinae christianae pars theor. e sacr. Lit. repetita (Stuttgart, 1793 8.) ins Deutsche über-

setzt mit Erläuterungen und Zusätzen von F. J. Flatt (ebend. 1803, 1813. 8.), in welchem Werke er als der gelehrteste, scharfsinnigste, feinste, standhafteste Vertheidiger des alten lutherischen Lehrbegriffs erscheint. Keiner von den Gegnern desselben kam ihm an Eifer, bis ins Kleinste gehender Kenntniß der biblischen Philologie gleich. Schade, daß er nicht mit mehr Geschmack, Klarheit und schönerer Anordnung schrieb. Sonn- und Festtagspredigten; nach seinem Tode herausgegeben von F. G. Süskind und J. F. Flatt (Tüb. 1806, 2 Bde. 8.); Predigten über die Leidensgeschichte Jesu, herausgegeben von J. F. Flatt (ebend. 1808. 8.).

Storthing (das), die norwegische Reichsversammlung, von Thing, Volksversammlung und Stor, groß, erhaben. Stimmfähig sind nur norwegische Bürger, die 25 Jahre zurückgelegt haben, im Lande 5 Jahre wohnhaft gewesen sind, sich daselbst aufhalten, und entweder Beamte sind, oder gewesen sind, Landbesitz haben oder länger als 5 Jahre matrikulirtes Land gebaut haben, dessen Werth wenigstens 300 Rthlr. beträgt. Die Wahl- und Distriktsversammlungen werden jedes dritte Jahr gehalten. In den Städten wird für jede 50 stimmberechtigte Einwohner ein Wahlmann ernannt. Diese Wahlmänner versammeln sich innerhalb 8 Tagen darauf auf der von der Obrigkeit dazu bestimmten Stelle, und ernennen aus ihrer Mitte oder unter den übrigen Stimmberechtigten in ihrem Wahlbezirke $^1/_4$ ihrer eigenen Anzahl, um auf dem Storthing zu erscheinen und Sitz zu nehmen. Die Zahl der Repräsentanten muß im Ganzen nicht geringer als 75 und nicht größer als 100 seyn. Im Febr. 1824 waren 77 Mitglieder des Storthing; 27 aus den Handelsstädten und 50 aus den Landdistrikten. Keiner kann zum Repräsentanten erwählt werden, wofern er nicht 30 Jahr alt ist, und sich 10 Jahre im Reiche aufgehalten hat. Die Mitglieder des Staatsraths und die bei dessen Comptoir angesetzten Beamten, Hofbediente und Pensionisten des Hofs können nicht zu Repräsentanten gewählt werden. Das Storthing wird in der Regel den ersten Werktag im Februar jedes dritten Jahres in der Hauptstadt des Reiches, Christiania, eröffnet; in außerordentlichen Fällen hat der König das Recht, das Storthing außer der gewöhnlichen Zeit zusammen zu berufen. Das vom König oder dessen Stellvertreter eröffnete Storthing erwählt unter seinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Lagthing ausmacht, die übrigen $^3/_4$ bilden das Odelsthing. Jedes Thing hält seine Versammlungen abgesondert, und ernennt seinen eigenen Präsidenten und Sekretär. Dem Storthing kommt zu: Gesetze zu geben und aufzuheben, Abgaben, Zoll und andere öffentliche Lasten aufzulegen; Anleihen auf den Reichskredit zu eröffnen; die Aufsicht auf das Geldwesen des Reichs zu führen; die zu den Staatsausgaben nöthigen Geldsummen zu bewilligen; zu bestimmen, wie viel dem König oder Vicekönig jährlich für ihren Hofstaat ausbezahlt werden soll, und die Apanage der königlichen Familie festzusetzen; des Vicekönigs Revisoren zu ernennen, die jährlich die Staatsrechnungen durchsehen, und Auszüge aus denselben durch den Druck bekannt machen sollen; Fremde zu neutralisiren. — Jedes Gesetz soll auf dem Odelsthing von dessen Mitgliedern oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerst vorgeschlagen werden. Ist der Vorschlag daselbst angenommen, so wird er an das Lagthing gesandt. Durch die Billigung (Unterschrift) des Königs erhält der vom Storthing angenommene Vorschlag Gesetzeskraft. Wird ein vom König zweimal verworfener Vorschlag von dem dritten ordentlichen Storthing wieder auf beiden Thingen unverändert angenommen, so wird er Gesetz, wenn auch die königl. Sanktion nicht erfolgt. Das Storthing wird bei offenen Thüren gehalten, und seine Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht, ausgenommen, in dem durch Stimmenmehrheit beschlossenen Gegen-

theil. Der einem Befehl gehorcht, welcher die Freiheit und Sicherheit des Storthing stören soll, macht sich der Verrätherei gegen das Vaterland schuldig.

Stosch (Samuel Joh. Ernst), ein scharfsinniger deutscher Sprachforscher, besonders um die deutsche Synonymik hochverdient, geb. 1714 zu Liebenberg unweit Potsdam, erhielt seine gelehrte Bildung auf der Hochschule zu Frankfurt a/O. 1735 wurde er Prediger im Dorfe Lino bei Rheinsberg, und ging 1769 in gleicher Eigenschaft nach Lüdersdorf. 1782 erhielt Stosch die Würde eines königl. Hofpredigers bei der Schloßgemeinde zu Küstrin, Konsistorialraths und Inspektors einiger reformirten Gemeinden in der Neumark. Er starb im Schoße seiner Familie zu Berlin 1796. Seine lehrreichen und gründlichen Schriften sind: Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache. 3 Thl. 2te Aufl., Frankf. a/O. 1777. 8. Kritische Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, ebend. 1775. 8. Kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der deutschen Sprache. Nach seinem Tode herausgegeben von K. L. Conrad, 1789. Dabei sein Leben. Viele Rezensionen grammat. Schriften zur allgem. deutsch. Bibliothek.

Stosch (Philipp Baron von), ein berühmter Archäolog, geboren im Jahr 1691 zu Küstrin, wo sein Vater Leib- und Provinzialarzt, Bürgermeister und Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher war. Er studirte zu Frankfurt an der Oder und legte sich, nebst der Theologie, vorzüglich auf das Studium der Alterthümer. Um die vorzüglichsten Kunstwerke kennen zu lernen und selbst Antiken zu sammeln, durchreiste er Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien. Bei den vielen Sammlungen, die er kennen lernte, zogen ihn besonders die geschnittnen Steine an, vorzüglich die mit den Namen der Steinschneider. Wo er die Originale nicht erwerben konnte, suchte er sich Abdrücke zu verschaffen und ein eignes Werk: Gemmae antiquae celatae etc. Amsterd. 1724 Fol. m. Kupf. von Picard, machte ihn und sein Bestreben der gelehrten Welt rühmlich bekannt. Späterhin lebte Stosch als englischer Agent in Rom und seit 1731 in Florenz, wo er jener Neigung zum Sammeln sich mit Leidenschaften hingab. So bildete sich ein Museum, das Kunstgegenstände aller Art umfaßte. So lang Baron Stosch lebte, ist es weniger bekannt geworden; aber nach dem Tode des großen Vereinigers ward es, namentlich durch Winkelmann berühmt. Landkarten, Kupferstiche, Zeichnungen (zusammen 324 Folianten, die sich jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien befinden), Bronzen, neue und alte Münzen, alles fand darin seine Stelle. Winkelmann berichtigte Stosch's Urtheil und dieser verschaffte dafür seinem Freunde Zutritt zum Kard. Albani; ein Umstand, der für Winkelmann's ganzes Leben so folgenreich wurde. Der Hauptheil des Museums waren geschnittne Steine, in deren Beurtheilung Stosch die meisten Kenntnisse hatte. Nach dem Tode des Barons, der 1757 zu Florenz erfolgte, übernahm Winkelmann die Verzeichnung, von dem Erben des Sammlers, Phil. Muzell-Stosch, einem Neffen des Verstorbenen, dazu aufgefordert. (Descr. des pierres gravées du B. de Stosch, Flor. 1760. 4). Durch Friedrich II. wurde das Gemmenkabinet vom Erben für 12.000 Thaler und eine jährliche Pension nach Berlin angekauft. Einzelne altetrurische Steine waren damals schon an den Herzog Caraffa Noya nach Neapel überlassen, und durch H. Greville nach London gebracht, findet man diese jetzt im britt. Museum. Ein Sammlung von Abgüssen neuerer Münzen ging für 1000 Dukaten an den damaligen Prinzen von Wales über. Eine Sammlung von Schwefelabgüssen alter Steine, guter und schlechter, wie sie Stoschen vorgekommen waren, 28.000 Stück, ist in der Folge in Tassie's Besitz gekom-

men, der von ihr in seinem bekannten Werke Gebrauch machte. Jene Hauptsammlung, jetzt noch in Berlin, bestand aus 3444 Intaglios, alten Steinen und Pasten, alle Gegenstände der Mythik und alten Glyptik umfassend, namentlich auch durch ägyptische und persische Arbeiten ausgezeichnet. Die Sammlung enthält die ältesten griechischen Werke der Glyptik, den Stein mit den fünf Helden vor Theben und den Tydeus, beide mit beigeschriebnen Namen. Ein nürnberger Künstler, Johann Ad. Schweikart, der die Abgüsse der Originale besaß und lange mit Stosch gelebt hatte, fing an, die Steine wenig vergrößert zu stechen (Nürnberg 1765), aber nur sechs Platten erschienen; es fehlte an Unterstützung. Die Schwefelabgüsse erwarb der Kunsthändler Frauenholz. Er ließ davon eine Auswahl der schönsten und lehrreichsten in Kupfer stechen, und mit gelehrten und artistischen Anmerkungen von Schlichtegroll begleiten, Nürnb. 1797.

Stoß, die Wirkung, welche ein bewegter Körper auf die Bewegung eines andern hat, auf den er trifft; derselbe ist gerade, sobald er in einer senkrechten, geraden Linie erfolgt, die durch den Mittelpunkt der beiderseitigen Massen geht; im Gegentheil ist er schief.

Stöver (Dieterich Hermann), Dr. der Philosophie, Ritter mehrerer Orden, geb. zu Verden im Hannöverschen, erhielt seine akademische Bildung auf der Hochschule zu Helmstädt, und zeichnet sich später als Mitarbeiter des v. Schirachschen polit. Journals, so wie als Verfasser und als Uebersetzer mehrerer geschichtlichen, statistischen und literarischen Werke vortheilhaft aus. Seit 1793 war er Herausgeber des Hamburgischen unparteiischen Correspondenten, und starb zu Hamburg 1822. Mit einem rastlosen Eifer in seinem mühevollen und anstrengenden Geschäft verband er eine umfassende Kenntniß der dazu erforderlichen Wissenschaften und Sprachen; richtigen Takt und Klarheit in Abfassung der Artikel; die Gabe lebendiger Darstellung, Scharfblick im Auffassen der allgemein interessanten Momente der Zeitgeschichte und der Ereignisse des Tages, ruhig besonnene und treffende Ansicht und eine kaltblütige Beurtheilung der unter sich selbst manchmal sehr widersprechenden Nachrichten in der oft sehr schwierigen und häcklichen Aufstellung des richtigen Gesichtspunkts derselben. Eine große Gewandtheit — Verschlagenheit möchten wir es nennen — zeigt sich in der Art der Angabe und selbst in der Stellung der wichtigsten Materien und politischen Artikel seiner Zeitung, besonders in den Jahren, wo in Deutschland der eiserne französische Proconsularstab auch die öffentlichen Blätter beherrschte und sie diktirte.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Verzeichniß

der

in diesem Bande vorkommenden Artikel.

	Seite
S	1
Saale	
Saarlouis	
Saavedra, Diego de, s. Faxardo	
Sabäismus	
Sabbath	3
Sabellius	
Sabier	4
Sabiner	
Sabinerinnenraub, s. Romulus	6
Sacchini, A. M. G.	
Sachenrecht	
Sachs, Hans	
Sachsen, Gesch. v.	7
Sachsen, geogr. u. statistisch	16
Sachsen, Prov.	23
Sachsenfrist, s. Frist	24
Sachsenjahr	
Sachsenspiegel	
Sächsische Schweiz, s. Sachs., geogr. u. stat.	
Sackleiter	
Sackpfeife	25
Sacramente	
Sacristei	26
Säcularisation	
Säculum	27
Sades, Marq. v.	
Sadi	
Sadducäer	28
Saffian	
Sagan	
Sage, A. R. le	29
Sage, s. Mythen und Historie	
Sagenkreise des Mittelalters, s. Deutsche Poesie u. Ritterwesen	
Sago	
Sagunt	30
Sahara	
Said	31
Saidschütz u. Seidlitz	32
Saint-Lambert	33
Saint-Martin, L. Cl., s. Martin	
Saint Pierre	
Saint-Real	34
Saint-Vincent	
Saiten	35
Saiteninstrumente	
Sakkarah	36
Saladin	
Salamanca	38
Salamander	39
Salamis	
Salbung	
Salbern, Fr. Chr. v.	40
Salem	41
Salep	
Salernum	
Salesianerinnen	
Salier	42
Salier, sal. Franken	
Salisbury	43
Salisches Gesetz, s. Salier	
Sallustius, Caj. Crisp.	
Salm	44
Salmasius	45
Salmiak	46
Salomo	
Salonichi	48
Salpeter	
Salpetersäure	49
Saluzzo	50
Salvator Rosa	
Salvegarde	
Salvus Conductus	
Salz	51
Salzbrunn	52
Salzburg	
Salzmann, Ch. G.	54
Salzsäure	56
Sam	
Samaritaner	57
Samarkand	58
Sam	
Samiel	59
Sämischgerberei	
Samniter	
Samojeden	
Samos	60
Samothrake	61
Samuel	
Sanction	62
Sanction, pragm.	63
Sanct Helena	
Sand, s. Sandsteingebirge	
Sand, Carl Ludw.	
Sandale	67
Sandeman, Rob.	
Sandschiaki	68
Sandsteingebirge	
Sandwichsinseln	69
Sanguinisch	70
Sanhedrin	
Sannazaro, Jac.	71
Sanscrit	72
Sansculotte	
Sanssouci	
Santerre, J. F. G.	73
Sappe	74
Sapphir	
Sappho	
Sarabanda	75
Saracenen	
Saragossa	
Sarkasmus	79
Sardanapel	
Sardellenfang, s. Fischf.	
Sardes	80
Sardinien	
Sard. Monarchie	81

Sardonyx, s. Achat 86
Sarkophag
Sarpi, Fra Paolo
Sarter 87
Sarti, Giuseppe
Sattelit 88
Satrap
Sattelhöfe
Sättigung
Saturnus
Satyr 90
Satyre 91
Satz, dreistimmiger
Sauerbrunnen 92
Sauerkleesäure
Sauerstoff 93
Saugpumpe, s. Pumpe
Saugthiere 94
Säugwerk 95
Saul
Saule 96
Säulenknauf
Säulenordnung 97
Säulenstuhl, s. Säule
Säuren 98
Saurin, Jacques
Saussure, H. B. de 99
Sauter, Jos. Ant. 100
Savannen 101
Savonarola, Gironimo
Savoyen 103
Saya u. Witgenstein
Sairren 104
Scagliola
Scala, s. Tonleiter.
Scaliger, Jul. Cäs.
Scaliger, J. Just. 105
Scalpiren 106
Scandinavien
Scandiren 107
Scapulier
Scaramutz
Scarlatti, Aless.
Scarpa, Ant.
Scarron, Paul 108
Scaurus, Mark Aem.
Scävola, s. Mucius 109
Scene, s. Schauspiel
Schabemanier, siehe Schwarze Kunst
Schachspiel
Schacht 110
Schädel 111
Schädellehre
Schaden 114
Schaf 115
Schäfergedicht 116
Schafhausen
Schafschur 117
Schaft, s. Säule
Schafszucht
Schagrin 119
Schaik 120
Schall
Schalmei 127
Schalthiere
Schalttag 128
Schamanen
Schandpfahl
Schanze 129
Scharbock
Scharfschützen, s. Tirailleurs 130
Scharlach
Scharlachfieber
Scharnhorst, G. v. 131
Schatten u. Licht 132
Schattirung 133
Schatulle
Schauer 134
Schauspiel
Schauspieler 141
Schauspielhaus, s. Theater
Schauspielkunst
Schawls
Schatzkammerscheine
Scheeren 142
Scheffner, J. G.
Scheidemünze 143
Scheiden
Scheidewasser
Scheidung, s. Ehe
Schein
Scheintod, siehe Asphyxie 144
Scheitelkreis, s. Vertikalkreis
Scheitelpunkt, s. Nadir
Schelde
Scheller, J. J. G. 145
Schelling s. Philosophie
Schemnitz 148
Schenkung 149
Scherbengericht, siehe Ostracismus
Scherif
Scheuffelin, Hans
Schiavoni, Andrea 149
Schiboleth 150
Schicht, J. G.
Schicksal, s. Fatum und Vorsehung 151
Schicksalstragödie
Schiedeler
Schiedsmann 152
Schiefe der Ekliptik
Schiefer
Schierling 153
Schießpulver 154
Schiff
Schiffsbrücke 155
Schifffahrt 156
Schifffahrtskunde
Schiffsmühle 158
Schiffspfund 159
Schiiten
Schikaneder, Em.
Schildknappe
Schildkröte 160
Schill, Ferd. v.
Schiller 163
Schilling 172
Schimmelpenninck, R. v.
Schirach, G. B. v. 173
Schiras 174
Schisma
Schiwah
Schlacht 175
Schlacke 177
Schlaf
Schlägeschatz, s. Schlagschatz 178
Schlagfluß
Schlaglicht 179
Schlagschatten, siehe Schatten
Schlagschatz
Schlange
Schlangen 180
Schlangenbad 181
Schlegel, J. E. 182
Schlegel, J. A. 183
Schlegel, J. H. 184
Schleichen
Schleißheim
Schlesien 185
Schleswig 188
Schleuse 189
Schlichtegroll, A. H. 190
Schlosser, J. G. 191
Schlözer, A. L. v. 192

Schluß, s. Syllogismus 193
Schlüssel
Schlußfall, s. Cadenz
Schlußsatz, s. Finale
Schmacke
Schmähschrift
Schmalkaldischer Bund, s. Reformation und Religionsfriede
Schmalte
Schmauß, J. K.
Schmelzen 194
Schmelzmalerei, siehe Emaillemalerei
Schmergel
Schmerz
Schmerzstillende Mittel 195
Schmettau, S. Graf v.
Schmetterlinge 196
Schmidt, M. J. 197
Schminke 199
Schmutzer, J. M.
Schnecken, s. Schalthiere 200
Schnee
Schneeberg 201
Schneelinie, s. Schnee
Schneider, Ant.
Schneider, Eulog. 202
Schneider, Joh. Gottl.
Schnepfen 203
Schnepfenthal
Schnepper
Schnupfen
Schnürbrust 204
Schock 206
Schön, Martin
Schöffer, Peter, siehe Buchdruckerkunst
Scholarchat
Scholastiker
Scholastis. Philosophie
Scholiasten 207
Schomberg F. H. v. 208
Schönburg 209
Schönheit
Schönheitsmittel 212
Schöne Kunst, s. Kunst Nr. 2 u. 3. 213
Schöne Wissenschaften
Schonen
Schönschreibekunst 214
Schöpflin, J. D. 214
Schöpfung 215
Schöppenstuhl
Schoorel, J. van 216
Schörl, s. Turmalin 217
Schottland, geogr. und statistisch
Schottland, Geschichte von 223
Schout by Nacht 229
Schraube
Schreck 230
Schreckhafterhabene
Schreibart
Schreibekunst
Schreibmalerei 232
Schrift, heilige, s. Bibel und Testament, altes und neues
Schriften 234
Schriftgießerei
Schriftsassen
Schröckh, J. M. 235
Schröder, Fr. L. 231
Schröpfer 238
Schrot
Schub
Schubart, Chr. Fr. D.
Schubart v. Kleefeld 240
Schublehen
Schuh, s. Fuß
Schuldschein
Schule
Schule, Reit- 241
Schüle, Edler von
Schulklassen, s. Schulen
Schulen
Schulgesetze 248
Schulordnung 249
Schullehrerseminarien,
Schulprämien u. Schulcensur 250
Schulprüfungen 251
Schulschriften
Schulwesen, Geschichte
Schulenburg, von 257
Schulpforte
Schultens, Albr. 258
Schulz, J. Chr. Fr.
Schulze, J. A. P. 259
Schulze, C. Fr. E.
Schumla 260
Schurmann, A. v. 261
Schuster, Jos.
Schütter-Quäker 262
Schutzverwandte 263
Schuwalow, Graf
Schwab, A. Chr.
Schwabacher Artikel 264
Schwaben
Schwabenspiegel, siehe Deutsches Recht
Schwäbische Dichter, s. Minnesänger u. Deutsche Poesie
Schwäbischer Bund 265
Schwägerschaft
Schwalbach
Schwämme
Schwan 266
Schwangerschaft 267
Schwärmer, s. Brandschwärmer
Schwärmerei
Schwarz, Berth.
Schwarzburg
Schwarze Kunst, s. Magie, natürliche 269
Schwarze Kunst
Schwarzenberg v 270
Schwarzenberg, Fürst
Schwarzes Meer 271
Schwarzholz, s. Nadelholz 272
Schwarzwald
Schweden, geogr. und statistisch 273
Schweden, Geschichte von 280
Schwed. Literatur 286
Schwefel
Schweinichen, Rit. 290
Schweiß, s. Ausdünst.
Schweizer, Ant.
Schweiz 294
Schwenkfeld, C. v. 304
Schwerkraft 305
Schwerpunkt, s. Gravitation
Schwerin, C. Chr. Graf
Schwerin 307
Schwertmage
Schwetzingen
Schwimmen 308
Schwindel 309
Schwindsucht
Schwingung 310
Schwulst

Schwyz 311
Scios
Scipio der Aeltere 312
Scipio der Jüngere 315
Sciron 317
Sclavonien
Scontriren 318
Scotus, s. Duns
Scrutinium
Scudery, G. v.
Scudery, Magd. v.
Sculptur, s. Bildhauerkunst
Scylla
Scythen 320
Seapols
Sebastian, San
Sebastian, Don 321
Secceders, s. Seperatisten 322
Seciren
Seckendorf, V. L.
Seckendorf, Rchsgr. 323
Secretion, s. Absonderung 324
Sect
Secten 325
Section 332
Secunde
Secundus, Joh.
Sedaine, M. J.
See, s. Landsee und Meer 333
Seebäder
Seecharten 334
Seegesetze
Seehandel 335
Seehandelssocietät
Seekrankheit 336
Seekrieg
Seeland, niederl. 337
Seeland, dänisch
Seele
Seelenheilkunde 338
Seelenlehre 340
Seelenverkäufer
Seelenwanderung
Seemannschaft 342
Seeräuberei
Seerecht, s. Handelsrecht und Neutralität
Seetzen, U. J. 343
Seeuhr 344
Seewissenschaften 345
Segment, s. Abschnitt
Segnersches Wasserrad
Segovia
Seguir 346
Segur
Sehen, s. Auge
Sehachse
Sehewinkel
Sehne
Sehnungsbogen
Seide 347
Seïde, s. Zaïde 348
Seidenraupe
Seife 349
Seigern, s. Saigern
Seiks
Seiler, Georg Fr. 351
Seine 352
Sejanus, Aelius
Sekante, s. Trignometr.
Selbstentzündung
Selbstmord 353
Selene
Selenit 354
Selenographie, s. Mond
Seleucia
Seleukus
Seligsprechung, s. Beatifikation 355
Selterser Brunnen
Semele 356
Semiarianer, s. Secten
Semilor
Seminarium
Semiotik
Semipelagianer, s. Secten 357
Semiramis
Semler, J. S.
Semlin 359
Semperfrei, s. Send
Senat
Send
Seneca, M. A. 362
Senegal
Senegambien 364
Seneschall 365
Senkenberg, Freih. von
Senkrecht
Senkwage, s. Aräometer
Senn
Sennaar
Sensal 367
Sensiblität
Sensitive, s. Fühlpflanze
Seperatismus 368
Sepia
Sepiazeichnung
Septennalität
Septett 372
Septuaginta
Sequestration
Serail
Serampor
Seraph 375
Serapis
Seraskier, s. Türkisches Reich
Serenade
Seringapatnam
Seroux d'Agincourt
Serpent 376
Sepentinstein 377
Serra de Estrella
Sertorius, Quintus
Servet, Michel 378
Servien 380
Servile 383
Serviten 384
Servitut
Servius Tullius 385
Sesostris
Sessa, C. B. A.
Sessi, Imperatrice 386
Session
Sesterz
Sestett, s. Sextett
Sesline 387
Seuchen
Seufzer
Seume, J. G.
Sevennen 389
Severus, L. S.
Sevigne, Marq. 391
Sevilla 392
Sevres 393
Sexagesimaleintheilung
Sextant
Sextett 394
Sextus Empirikus 395
Seydlitz, Fr. W. v.
Sforza 396
Shaftesbury, erster Graf von 397
Shaftesbury, dritter Graf von 398
Shah Allum 396
Shakspeare, W.

Sheffield 401
Shenstone, W.
Sheridan, R. B. 407
Sheriff 408
Shetlandsinseln
Shire 409
Siam
Sibirien 410
Sibyllen 411
Sicard, Abbe 412
Sicherheitscharten 413
Sicheres Geleit, s. Salvus Conductus
Sicilian. Vesper
Sicilien, Insel 414
Sicilien, Königreich beider 415
Sickingen, Franz v. 422
Scyon
Siderismus
Siderographie
Sidney
Siebenbürgen
Siebengebirge 426
Siebenjähr. Krieg 427
Siebenschläfer 432
Sieben 433
Siegel
Siegelbewahrer 435
Siegelerde
Siegelkunde, s. Siegel
Siena
Sierra
Sierra Leona
Sierra Morena 436
Siesta 437
Sigeum
Signalkunst
Signatur 438
Silber
Silberflotte 430
Silbermann, G. 440
Silen
Silesius
Silhouette
Silius Italicus 441
Silo 442
Silvanus
Silverstolpe
Simonides 443
Simonie 444
Simplon
Simultaneum 445
Sine-Curen
Singchöre, s. Singsch.
Singen, s. Gesang
Singkunst
Singmethoden 441
Singschulen
Singspiel, s. Oper 448
Sinigaglia
Sinkapur
Sinkingfonds, s. Amortisation u. Fonds 449
Sinn
Sinnbild 450
Sinngedicht, s. Epigr.
Sinnpflanze, s. Fühlpfl.
Sinter, s. Tropfstein
Sinus, s. Trigonometr.
Sirach, Jesus
Sirenen
Sirius 451
Sirocco, s. Sam
Sistrum
Sisyphus
Situation 452
Situationszeichnung
Siwa, s. Schiwa 453
Sixtus d. Fünfte
Skalden 455
Skamander 456
Skandinav. Literatur
Skeptizismus 457
Skeptizismus, mediz.
Skiographie 460
Skizze
Sklaverei
Sklaverei der Schwarzen 462
Sklaverei d. Weißen 468
Skolien 472
Skopas 473
Skorpion, s. Sternbild.
Skorbut, s. Scharbock
Skoten
Skropheln
Skulptur, s. Bildhauerkunst 474
Slaven
slav. Spr. u. Lit. 476
Slavonien 481
Sleidanus, Joh.
Smalte
Smaragd
Smith, Ad.
Smolensk, Schl. v. 483
Smollet, Tob. 484
Smyrna 484
Snyders, Fr. 485
Sobieski, Joh. 486
Soccus
ocietätsinseln, s. Gesellschaftsinseln und Otahaite 487
Socinianer, s. Unitar.
Soda
Soffiten
Sokrates
Soldaten 491
Soldaten, takt. 497
Soleniten 501
Solfeggiren
Solidarisch 502
Soliman d. Zweite
Solingen 503
Solmisiren, s. Solfeggiren
Solms
olms-Laubach, Graf
Solo 504
Solon 505
Solothurn 507
Solözismus 508
Solstitialpunkte
Sommerville, Will.
Sommer
Sommer, fliegender 509
Sommerflecke
Sommerpunkt
Sommerzeichen
Somnambulismus, s. Magnetismus
Somnus
Sonate 510
Sonde
Sonett
Sonnen 511
Sonnenbahn, s. Ekliptik 513
Sonnenberg, F. A. v.
Sonnenfels, J. Reichsfreiherr
Sonnenferne, s. Sonnennähe 514
Sonnenfinsterniß, siehe Eklipse
Sonnenflecke, s. Sonnen
Sonnenjahr, s. Annus, Jahr u. Chronologie
Sonnenmikroskop
Sonnennähe 515

Sonnenparallaxe, siehe Sonnen 516
Sonnenrauch, s. Höhenrauch
Sonnenschirm
Sonnenstein
Sonnenstich
Sonnensystem
Sonnentafeln 517
Sonnenuhr
Sonnenwenden, s. Solstitialpunkte, 518
Sonnenzeit
Sonnenzirkel, s. Chronologie 519
Sonnin, E. G.
Sonntagsbuchstabe, s. Chronologie 520
Sonntagsschulen
Soolbäder
Sophisten
Sophokles 522
Sophoniebe, s. Massinissa 524
Sopran
Sorben
Sorbet 525
Soubise, Prinz v.
Southcote, Johanne
Souverän
Spaa 526
Spahi 527
Salding, J. J.
Spallazani, L. Abb. 528
Spanheim, Fr.
Spanien, Gesch. 529
Spanien, geogr. 542
Spanische Kolonien, s. Philippinen, Südamerika u. Westindien
Spanische Reiter 549
Span. Sprache ꝛc.
Spannung 559
Sparbanken
Sparta 560
Spartakus 563
Spath
Species 564
Specialcharten
Specifica
Specifisch
Speckbacher, Jos.
Speckstein
Speditionsgeschäft 565
Spee, Fr. von 565
Speichel
Speier
Spener, Ph. J. 566
Spenser, Edm. 567
Spessart 568
Spezzia
Sphäre 569
Sphäroid
Sphinx
Spiegel 570
Spiegelkabinet 571
Spiegellineal
Spiegelmikroskop, siehe Mikroskop 572
Spiegelsextant s. Sextant
Spiegelteleskop, s. Teleskop
Spiel
Spielkarten 573
Spieß, Chr. H.
Spiesglas
Spillgelder
Spinet
Spinnen 574
Spinnen und Spinnmaschinen
Spinola, A. Mrq. v. 576
Spinoza, B. 578
Spirituale 580
Spittler, L. T.
Spitzbergen 581
Spix, J. B. v. 582
Spitzen 583
Spitzen, elektrische
Splanchnologie
Spleen 584
Splint
Spohn, F. A. W.
Spolien, s. Beute
Spondeus, s. Rhythmus
Sponsalien, s. Verlöbniß und Ehe
Sporaden u. Cykladen, s. Griechenland
Sporteln 585
Sprache, physisch
Sprache, subjektiv 586
Sprachenkunde, s. Linguistik 590
Sprachgewölbe
Sprachreinigung 592
Sprachrohr 953
Sprachsäle
Sprecher 593
Spree 594
Sprengen
Sprichwort, s. Sprüchwörter
Springbrunnen
Sprüchwörter 595
Sufismus
Staal, Frau v.
Staar 596
Staat 598
Staatsbeschreibung, s. Statistik
Staatengeschichte und Staatensystem
Staatsämter, s. Staatsdienst 600
Staatsanleihen, siehe Staatspapiere
Staatsanwald
Staatsbank 602
Staatsbankrott, s. Nationalbankrott 603
Staatsbeamte 604
Staatsberedsamkeit 605
Staatsdiener, siehe Staatsbeamte 606
Staatsdienst
Staatsdienstbarkeit 608
Staatswissenschaft, s. Finanzwissensch. 609
Staatsform
Staatsgebiet 611
Staatsgewalt 612
Staatsgrundvertr. 614
Staats- oder Adreßkalender 615
Staatskunst, Staatslehre, Staatspraxis, Staatsweisheit, s. Politik u. Regierung
Staatspapiere 616
Staatspapiergeld 622
Staatsrecht 623
Staatsschatz 624
Staatsschuld 626
Staatsverbrechen, siehe Criminalrecht 627
Staatsverfassung
Staatsvermögen, s. Nationalökonomie 630
Staatswirthschaft, siehe Nationalökonomie
Staatswissenschaften

Stäbel 631
Stadion 632
Stadium
Stadt
Stael-Holstein 634
Staffa 639
Staffage 640
Staffelei
Stahl
Stahlmittel
Stahlplatten, geschnittene, s. Siderographie 641
Stainer
Stalaktik, s. Tropfstein
Stallfütterung, siehe Rindviehzucht
Stambul, Istambul, s. Constantinopel
Stamm
Stammgüter
Stammmelodie 642
Ständchen, Nachtmusik, s. Serenade
Stände
Standesherren 645
Ständeversamml. 648
Standrecht 650
Stanhope
Stanislaus I. 651
Stanislaus Poniatowski, s. Poniatowski 653
Stanze
Stapel
Staps 654
Starhemberg
Starhemberg, E. R., Graf von
Starhemberg, Guido, Graf von 655
Stark, Joh. Aug. 656
Stärke
Staroſten 657
Starrſucht
Statik
Statiſtik 658
Statius 661
Statif
Statthalter
Statue 662
Statut 663
Stau
Staubgefäße, s. Botanik u. Befruchtung
Stäudlin, K. Fr. 663
Staufen, s. Hohenstaufen 664
Staunton, Sir G. L.
Steatik, s. Speckstein 665
Stechheber
Stedingerland
Steele, Sir Richard
Steevens 666
Steganographie, siehe Brachygraphie, Chiffer u. Dechiffriren
Stehendes Capital
Stein
Stein, farbiger
Stein, Andr. 668
Stein der Weiſen, siehe Alchymie
Steindruckerei
Steingießerei 669
Steingut, s. Töpferkunſt
Steinhuder Meer
Steinkohlen
Steinkopf 670
Steinkrankheit
Steinmaſſe 672
Steinregen, s. Atmoſphäre
Steinſchneidekunſt
Stellionat 674
Stellung, ſchräge, siehe Schlacht 675
Stempelpapier
Stempel- oder Stahlſchneidekunſt 676
Stenbock, Magnus 677
Stenographie, s. Brachygraphie 678
Stentor
Stephan Bathori
Stephanus 679
Stephanus, Rob. und Henri, s. Eſtienne
Stephens, Alex.
Steppe, s. Rußland
Sterbe- oder Leichenkaſſen
Sterbelehen
Sterbelisten
Sterblichkeit, s. Lebensverſicherung
Sterkel, J. Fr. X. 680
Stereometrie
Stereotypen
Sterling 682
Sternbilder 683
Sternkarten 684
Sterndeuterei, s. Aſtrologie
Sterne, siehe Fixſterne, Planeten, Cometen u. Weltſyſtem
Sterne, Lorenz
Sternendienſt, s. Sabäismus 685
Sternkunde, s. Aſtronomie
Sternſchnuppen
Sternwarte
Sternzeit, s. Sonnenzeit
Stethoskop
Stetig
Stettin 686
Steuermannskunſt, s. Schifffahrtskunde 687
Steuern
Steuerfreiheit 689
Steyermark 690
Sthenie, siehe Aſthenie 691
Sthéno
Stichomantie
Stickerei
Stickſtoff 692
Stickſtoffgas, s. Gasarten
Stiergefechte
Stift 693
Stiftshütte 694
Stiftskirche 697
Stiftung
Stigma
Stilicho
Stillleben 698
Stilles Meer, siehe Südſee
Stimme
Stimmgabel, s. Stimmung 699
Stimmſtock, s. Stimme
Stimmung
Stipendium 700
Stoa, s. Zeno
Stobäus
Stockfiſchfang, siehe Fiſcherei 701
Stockholm

Stocks, s. Fonds 704
Stocksbörse
Stocksjobbery 705
Stoff
Stoische Philosophie, s. Zeno
Stola
Stolberg, Flecken 706
Stolberg, Haus
Stolberg, Christian, Graf zu 707
Stolberg, Friedr. Leop., Graf zu 708
Stolberg-Gedern, Luise Mar. Car. v. 710
Stolgebühren
Stoll, Max.
Stollen 711
Storax 711
Storchschnabel s. Affe
Storr, Gottl. Christ.
Storthing 712
Stosch, S. J. E. 713
Stosch, Ph., Baron v.
Stoß
Stöver, Dieter. Hermann 714

Digitized by Google

Digitized by Google

HeinOnline